



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

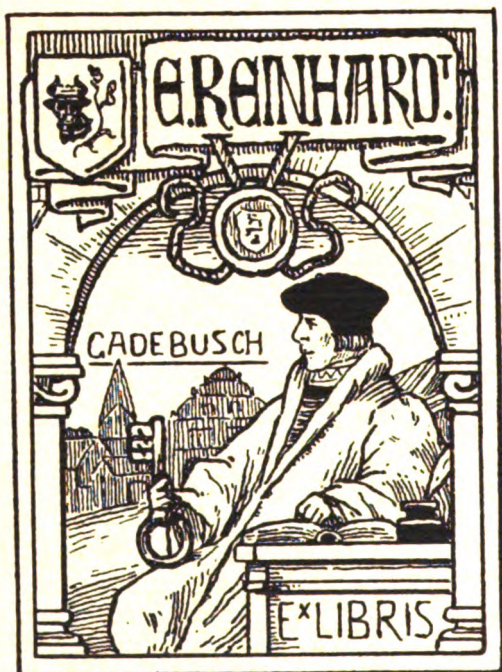
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B

1,463,209

DER TUM





Kurt Roquette

Der Türmer

Monatschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. D.Dr.h.c. Friedrich Lienhard
Verantwortlicher Hauptschriftleiter Karl August Walther

Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

31. Jahrg.

April 1929

Heft 7

Konstanz – Stockholm – Lausanne

Von Erzbischof Nathan Söderblom, Upsala

Ehe der Weltkrieg die christlichen Männer und Frauen, die sich aus Liebe zum Frieden in Konstanz versammelt hatten, zerstreute, gelang ihnen noch am letzten Juli 1914 die Gründung des Weltbundes für zwischenstaatliche Verständigung durch die Kirchengemeinschaften. Des Krieges entsetzliche Wirklichkeit weckte in vielen Herzen das Verlangen nach einer allgemeineren und deutlicheren Rundgebung christlicher Gemeinschaft, die, nach vielen Gebeten, viel Arbeit und Beratung und einer Anzahl von Zusammentreffen in vielen Ländern, im August 1925 in Stockholm zustande kam. Auf diesem Allgemeinen kirchlichen Weltkongreß für Leben und Arbeit galt es als Erstes und Letztes, das Verantwortungsgefühl zu stärken und Klarheit über die Pflicht des Christen und der Kirche in Zeiten der Zwietracht und Not zu gewinnen. Schon früher, im Jahr 1910, hatte der edle Bischof Brent in Buffalo eine Religionsbesprechung im großen Stil über Glaubenslehre und Kirchenverfassung in Vorschlag gebracht. Nachdem sowohl er als auch wir andern Teilnehmer am Einheitswerk erkannt hatten, daß der nächsten Pflicht, dem Gehorsam gegen des Herrn Willen, in erster Linie genügt werden müsse, und daß eine Zusammenkunft, die dringenden Pflichten des Christenlebens betreffend, den Weg ebnen und die Gemüter vorbereiten müsse für eine brüderliche Besprechung über Glaubenslehre und Kirchenordnung, wurde ins Auge gefaßt, diese letztere in Lausanne 1927 abzuhalten.

Im ersten Heft von „Stockholm“, der großen dreisprachigen Zeitschrift, welche die Arbeit des Stockholm-Kongresses fortsetzt und dessen in Zürich vorbereitetes Institut, das in diesem Jahr in Genf errichtet wird, vertritt, hat Professor A. E. Garvie, eine dem Einheitsgedanken mit besonderer Hingebung zugewandte, tatkräftige Persönlich-

AP
 30
 T₉₂
 v. 31
 pl. 2

leit, Prinzipal, d. i. Rektor, des zur Londoner Universität gehörenden New College, diese drei zusammengestellt, Konstanz 1914, Stockholm 1925 und Lausanne 1927. Er fügte Genf 1928 im Hinblick auf das Institut und die Zeitschrift hinzu. Die Bewegung für Faith and Order begann früher, aber niemand kann bezweifeln, „daß die Gemeinschaft in Christo, die in den Bestrebungen des Weltbundes und des Ökumenischen Kongresses Erfahrung ward, und die dadurch geförderte gegenseitige Freundschaft und Bekanntschaft bessere und neue Voraussetzungen für die Versammlung in Lausanne gegeben hat“. Das Streben nach Gemeinschaft in „Leben und Arbeit“ muß hinführen zur Religionsbesprechung über Glaubenslehre und Kirchenverfassung und muß von ihr gestützt werden. Die geistige Einheit, die den Ökumenischen Kongreß erhob, muß klaren Ausdruck aus der Schrift, der christlichen Erfahrung und der Dogmenbildung schöpfen. Aber ebenso offenbar ist es, daß einträchtiges und brüderliches Zusammenwirken in Leben und Arbeit „die Probleme von Faith and Order weniger unlösbar machen wird als sie gegenwärtig erscheinen“. „Die Fortsetzungsausschüsse, von denen einer in Stockholm und einer in Lausanne ausersehen wurden, müssen Hand in Hand gehen, Herz an Herz. Besteht nicht eine ähnliche gegenseitige Abhängigkeit zwischen Stockholm, Lausanne und Konstanz?“ Garvie fragt: „Sollen wir nicht in Gedanken, Dienst und Gebet, Konstanz, Stockholm und Lausanne zusammenknüpfen als Symbole von Glaube, Hoffnung und Liebe? Lausanne erinnert uns an den Glauben, der die Wurzel ist, Konstanz, der Weltbund, an die Hoffnung, das ist die Blume, und Stockholm an die Liebe, sie ist die Frucht.“ Die drei sind untrennbar. Der Vergleich hinkt, wie alle Vergleiche. Aber es ist etwas daran. Der Weltbund und die ökumenische Erweckung sind so nah verschwägert und werden in einem solchen Umfang von denselben Männern und Organisationen getragen, daß die Frage einer noch näheren Vereinigung, ja, einer Zusammenlegung nicht allein im Geiste vertraulicher Gemeinschaft, sondern auch in äußern Arbeitsformen nur eine Zeitfrage sein dürfte. Es gilt Frieden auf Erden, Frieden zwischen den Völkern, Frieden zwischen den verschiedenen Gruppen und Richtungen und Arbeitsaufgaben in der menschlichen Gesellschaft. Nicht um einen falschen Frieden geht es, der die Gegensätze verschleiert, sondern um einen Frieden, der, aus der Belehrung vom Wesen der Welt und der Verurteilung der Willkür hervorgehend, zu Gottes Gerechtigkeit und Liebe, in Jesus Christus offenbart, führt.

Ein besonderes Interesse hat es, aus den offiziellen Verhandlungen, die Canon Bate von Lausanne aus herausgegeben hat, zu sehen, wie der Weltbund und Leben und Arbeit (Life and Work), die diese Zeitschrift in erster Linie zu vertreten hat, sich unwillkürlich geltend machten, nicht nur als notwendige und nützliche Vorbereitungen für Lausanne, wohin viele Teilnehmer nicht gekommen wären, wenn sie nicht zuvor gegenseitige Achtung und Zusammenarbeit im Weltbund und auf der Weltkonferenz für praktisches Christentum gelernt hätten, sondern auch unmittelbar während der Verhandlungen. Einheit in Glaubenslehre und Kirchenverfassung ist das hohe, große, fernaufdämmernde Ziel. Aber nicht genug kann betont werden, was die griechische orthodoxe Delegation in Lausanne mit einer kirchenhistorisch bemerkenswerten Kraft und Klarheit hervorhob, daß es die übernatürliche innere Gemeinschaft im Glauben an Gott durch Jesus Christum ist, die allen Bestrebungen

des Weltbundes und der Ökumenischen Konferenz zugrunde liegt, wenn wir auch nicht gelernt haben, diesem unserm Glauben in allen Stücken, in Dogmen und Einrichtungen der Kirche auf ganz dieselbe Weise Ausdruck zu geben.

Von dieser geistigen Einheit sprach Bischof Ostensfeld in Lausanne wahre und tiefe Worte. Wir treffen uns im Neuen Testament zur Erbauung. Solche Erbauungsschriften wie „Die Nachfolge Christi“ von Thomas a Kempis, wie Bunyans „Des Christen Pilgerfahrt“ und Scriver's „Seelenschatz“ gehören der ganzen christlichen Kirche an. Daß diese geistige Glaubensgemeinschaft nicht verfehlt kann, sichtbaren Ausdruck in der Welt anzunehmen, ist so gewiß, wie jetzt schon der Weltbund und die Fortsetzung der Ökumenischen Konferenz einen sichtbaren Ausdruck der Universalität der christlichen Kirche gewähren, die näher zu definieren und zu verwirklichen Faith and Order suchen wird. Die evangelische Katholizität, die, nach den Worten von Professor Olaf Moes in Lausanne, ihren gegebenen Grund in der Schrift und dem Gebet des Herrn hat, muß durch das Glaubensbekenntnis fest zusammengefügt werden. Sie offenbart sich der Welt in dem Maße, in dem sich die christliche Liebe in gemeinsamem Dienst geltend macht.

„Was die Menschheit bedarf, ist keineswegs eine neue Religion, wohl aber eine Erneuerung des Feuers der christlichen Liebe.“ Das war das Thema der Ausführungen des Bischofs Salakian am 18. August. Er fügte hinzu: „Des Ökumenischen Kongresses Ideal, eine edle Ausaat, sie muß zur Reife gebracht werden.“ Dr. Garvie sprach in der Domkirche in Lausanne von der Notwendigkeit der Kircheneinheit für den Gottesauftrag der Kirche in der menschlichen Gesamtheit. Die Rundgebung der Lausanne-Tagung über die Botschaft der Kirche an die Welt enthält folgenden Passus: „Das Evangelium ist die sichere Kraftquelle für soziale Neugeburt. Es zeigt den einzigen Weg, auf dem die Menschheit loskommen kann von dem zerstörenden Haß zwischen Klassen und Rassen und hingelangen zur Völkerwohlfahrt, zu zwischenstaatlicher Freundschaft und Frieden.“ Der Präsident des Reichsgerichts in Leipzig, dessen ernste Persönlichkeit sich durch ein hohes christliches Gerechtigkeitsgefühl auszeichnet, bezeugt: „Hier in Lausanne sind wir in Gebet, Gesang, in gegenseitiger christlicher Liebe und allgemein menschlichem Mitgefühl vereint gewesen, so wie wir es in Stockholm waren.“

Die Versammlung in Lausanne war in Sektionen geteilt. — Die siebente Sektion suchte Klarheit herzustellen über die beiden zusammenstimmenden Ideale, nämlich über die gemeinsame Friedensarbeit und über das größere und entferntere Ziel, eine wirkliche, auch in Glaubenslehre und Kirchenverfassung durchgeführte Kircheneinheit, die natürlicherweise eine Einheit in der Mannigfaltigkeit werden muß. Der erste Paragraph der Sektion erinnerte daher an den „Bund der Kirchen“, den das Ökumenische Patriarchat 1920 in seinem Sendschreiben empfahl, und an den Ökumenischen freien Zusammenschluß, der unter anderm erzielt wurde durch die Zusammentünfte in Genf 1920, in Kopenhagen 1922 und in Stockholm 1925. Um das Kennzeichen der Wahrheit und Wirklichkeit zu besitzen, müssen diese Zusammenschlüsse Treue gegen das eigne Bekenntnis einschärfen. Denn nicht durch Schwächung dieser Treue, sondern im Gegenteil durch das Vertiefen des eignen Bekenntnisses kommen wir zu einer wahren Gemeinschaft. Sowohl

aus Stockholm als auch aus Lausanne wird die Aufrichtigkeit bezeugt. Fände man Tendenzen, die Ungleichheiten zu bemänteln, so kämen solche Tendenzen zu kurz. Für das Einheitswort bedeutet eine solche Aufrichtigkeit einen außerordentlichen Gewinn. Professor Werner Elert schreibt: Es gehört zu dem Wesentlichen, was in Lausanne geschah, daß der synthetistische Weg sich als ungangbar erwies und verlassen ward. Je mehr man praktische opportunistische Berechnungen beiseite läßt, desto näher kommt man der Einheit.“ Dr. Ohlemüller stellt hiermit Adolf von Harnacks bekannten Ausspruch zusammen: „So paradox es klingen mag, so fällt die Frage der gegenseitigen Annäherung der Kirchen zusammen mit der Frage erhöhter Innerlichkeit in jeder besonderen Kirche. Das interkonfessionelle Problem ist tatsächlich konfessionell. Denn es ist schon enthalten in der konfessionellen Forderung nach innerer Vertiefung und Ausdehnung.“ Was das evangelisch-lutherische Bekenntnis angeht, so ruft es bedeutungsvolle Versammlungen in Lund, Upsala und Oslo in Erinnerung. Im Norden haben auch andre Konfessionen ähnliche Versammlungen abgehalten, die Weltkonferenz der Baptisten fand in Stockholm 1923 statt.

In der Abschiedszusammentunft in Lausanne, zu der ich leider nicht bleiben konnte, unterstrich Bischof Parsons aus Kalifornien das Evangelium als die wirkliche Kraftquelle für die Wiedergeburt des kirchlichen Lebens. Das gemeinsame Thema für die allgemeine Versammlung im Dom am 7. August war: „Die Notwendigkeit der christlichen Einheit für Gemeinschaft und gemeinsame Arbeit.“ Professor Siegmund Schulze und Pastor Albert Moore aus Kanada sprachen.

In seinem bereits erwähnten Vortrag gab Dr. Garvie unter anderm folgende Ursachen an, weswegen die Kirche der christlichen Einheit für ihren Beruf in der menschlichen Gesellschaft bedürfe: 1. Das Elend der Armut ist nicht förderlich für ein reines und frommes Leben, sondern hinderlich. 2. Das Christentum kann seine im Evangelium niedergelegten Ideale nicht vollständig verwirklichen in einer Gesellschaft, die gleichgültig oder feindlich ist. Der Sauerteig muß die Gesellschaft durchdringen. 3. Das Christentum muß in allen Lebensverhältnissen offenbart werden, so gewiß Gott der Schöpfer, Erhalter und Vater der Welt ist, Christus deren Erlöser und Herr, und der Geist der das Leben Erneuernde und Heiligende. Das Christentum ist nicht eine private Gunst, sondern eine Verantwortung vor dem Nächsten und der Gesamtheit. 4. Die private Philanthropie reicht nicht aus. Sie stößt unaufhörlich auf Übelstände, die nur verdeckter und verblendeter Egoismus in christlicher Gestalt übersehen kann, ohne sie zu rügen und für Abhilfe einzutreten. 5. Der einzelne, der im christlichen Liebesdienst arbeitet, bedarf der Religionsgemeinschaft als geistlicher und materieller Stütze. 6. Die Nächstenliebe sucht nicht das Ihre und kann nicht in sich selbst verschlossen ble ben.

„Wie kann eine Kirche, die keine gegenseitige Versöhnung, keine Vereinigung bewirkt hat und in ihrer pharisäischen Zersplitterung bleibt, das Amt der Versöhnung in der Welt in Christi Geist ausüben? Also ist es nicht das kirchliche Interesse, das zusammenführt, sondern es sind Lebensbedingungen der Christenheit und Menschheit.“

Daselbe Thema wurde bei derselben Gelegenheit von Professor Balanos aus Athen behandelt. Warum, fragte er, war die Kirche nicht einig und stark genug, um

den Verwüstungen des Weltkrieges vorbeugen oder sie begrenzen und mildern zu können? Er zitierte weise Worte, für die er sich auf den Bischof von Manchester berief. So groß das Verdienst ist, das sich der jetzige Erzbischof Temple, dieser geistig und körperlich festgefügte, energische Denker und Arbeiter um die Verwirklichung des Christentums und das Einheitswerk erworben hat, so rührt das Zitat doch von einem andern, dem verehrungswürdigen Patriarchen Dr. Talbot, her, der früher Bischof in Winchester war. „Bei den ethischen und sozialen Fragen müßten alle Christen sofort gemeinsam handeln, als wären sie eine einzige Gemeinschaft. Eine solche Zusammenarbeit ist möglich ohne Verletzung irgendwelcher theologischer Überzeugungen.“ Salanos äußerte: „Eine solche Bruderschaft von Christen würde eine neue Epoche des Christentums und eine Wiedergeburt des Glaubens bedeuten, für die Christen das Ende ihrer gegeneinander gerichteten Bestrebungen und ein Kampf Seite an Seite für Wahrheit, Gerechtigkeit und das Wohl des Menschengeschlechts.“ Wir sollen nach den Worten des Paulus „Mitarbeiter am Reiche Gottes“ werden.

Die allergrößte Rundgebung für die Notwendigkeit der Arbeit wurde in Lausanne von der ganzen wichtigen griechisch-orthodoxen Delegation zum Ausdruck gebracht. Sie hob drei Dinge hervor: 1. Der Unterschied in der Glaubenslehre, in Traditionen, Kirchenbräuchen und Kirchenverfassung ist derartig, daß er offen und ehrlich anerkannt und nicht übereilt in guter Absicht überbrückt werden soll. 2. Aber hinter diesen wichtigen Verschiedenheiten liegt doch eine Übereinstimmung und Gemeinschaft, die unendlich ist und unvergleichlich viel wichtiger. Der Grund, auf dem unser geistiges Leben ruht, ist derselbe für uns alle, und das Ziel unseres geistigen Lebens ist ebenfalls für uns alle das gleiche, nämlich Jesus Christus. Wir besitzen eine übermenschliche, durch Gottes Geist in uns hervorgerufene Gemeinschaft in dem erlösenden und seligmachenden Glauben. 3. Dieser Glaube kann nicht wahrhaft und wirklich sein, wenn er nicht bezeugt wird in Taten der Liebe und Gerechtigkeit. Deshalb, so behaupten wir sein müssen, wo es sich um Besprechungen unserer dogmatischen und kirchlichen Traditionen handelt, so mit ganzem Herzen sollen wir dabei sein, wo es teilzunehmen gilt am Zusammenwirken im Weltbund und in der ökumenischen Arbeit. — Die Initiative, die das Patriarchat in Konstantinopel selbständig ergriff, sollen wir nicht vergessen, sondern die gegebenen Anregungen immer mehr zu verwirklichen suchen.

In der Zeitschrift „Stockholm“ schreibt Erzbischof Germanos, der Repräsentant dieses ökumenischen Patriarchats in Konstantinopel, „wie die orthodoxen Vertreter in Lausanne nachgewiesen haben, muß der Frage der Kircheneinheit die notwendige Zusammenarbeit zwischen den Kirchenleitungen vorausgehen“. Er gibt die hauptsächlichsten Veranlassungen an, wodurch die Aufmerksamkeit der orthodoxen Kirche früher und jetzt auf die Bewegung konzentriert wurde, die vom Weltbund und vom ökumenischen Ausschuß für Leben und Arbeit vertreten wird.

Eine der vorzüglichsten Persönlichkeiten des Luthertums im vorigen Jahrhundert, der Geschichtsschreiber der Liebestätigkeit, Uplhorn, Abt in Loccum, schrieb 1887: „Durch die soziale Frage werden die Schicksale der Kirchen entschieden werden. Die Kirche wird die siegende sein, die am meisten zur Lösung dieser Frage beigetragen hat. Zu jeder Zeit hat die Kirche ihre besonderen Aufgaben, und ihre Zukunft hängt

davon ab, wie sie ihre Pflicht erfüllt. — Das Evangelium kann nicht untergehen. — Die reine Lehre, die wir besitzen, ist eine hohe Gabe, zugleich aber ein anvertrautes Pfund. Das Entscheidende ist nicht, daß wir das Pfund haben, sondern daß wir es recht gebrauchen und Frucht daraus schaffen. Entscheidend ist hierbei, welche Kirche den stärksten Einfluß auf das Leben des Volkes gewinnen kann.“

Denn diese Fragen, die als äußerliche erscheinen könnten, sind nicht nur mit Berechnungen und Erfahrung zu lösen. Alle sittlichen Probleme fordern Innerstes: Religion, Glaube, Herzenseinstellung.

Ich habe mich bemüht, die doppelte Übereinstimmung hervorzuheben, die zwischen uns evangelischen Christen und der orthodoxen Kirche besteht: 1. Unerschütterlicher Grundsatz muß sein, Treue gegen unser eigenes Bekenntnis, kein Übertünchen von Verschiedenheiten. Keine Kompromisse in Fragen des Glaubens und der Wahrheit. Luther schrieb: Die Liebe duldet alles, aber der Glaube ist wie das Auge, duldet kein Stäubchen. 2. Diese empfindliche Wahrheitsliebe und Genauigkeit, was unser Bekenntnis betrifft, schließt gegenseitige Achtung nicht aus, sondern erhöht sie und ruht auf einer innigen geistigen Gemeinschaft mit allen denen, die Christi Namen aufrichtig anrufen. Auf dieser Gemeinschaft, und nur auf einer solchen Grundlage wird das Zusammenwirken aufgebaut. Haben wir einen Herrn, und müssen wir uns alle um ihn sammeln und ihm nachfolgen, so ergibt sich daraus mit Notwendigkeit, daß nicht jeder von uns seines Wegs gehen soll, sondern daß wir zusammengeführt werden in denselben heiligen Aufgaben.

Der Weg, der durch die Namen Konstanz, Kopenhagen, Stockholm, Oslo, Lauenburg bezeichnet wird, führt also nicht nach außen, sondern nach innen zu dem gemeinsamen festen Grund unseres Glaubens.

(Aus dem Schwedischen übersetzt von Maria Rasmussen)

Später Schlaf

Von Heinz Ludwig Raymann

Zeit rinnt die Nacht. Unendlich fern
Verbleicht ein morgenblauer Stern.
Hoch glimmt im frühlichgrauen Rauch
Des Halbmonds zarter Silberhauch.

Fahl geistert grüner Morgenschrein,
Astrale schweben aus und ein.
Nachtshatten hocken an der Wand,
Im Spiegel blinkert blauer Brand.

Nun laßt den Augen später Schlaf,
Die Seele schwebt als ein Seraph,
Wiegt sich wie leichter Fiernschaum
Um einen goldumwehten Baum.

Der Held

Von R. H. Waggerl

Überschwemmung. — Rühl gähnt der Tag unter dem weißen, unbarmherzig hellen Himmel. Hart am Ufer des Baches, der über Nacht und Tag ein Strom geworden ist, drängt sich ein Klumpen unruhiger Menschen. Blasser Stirnen leuchten aus dunklen Mänteln und Kapuzen. Dann und wann läuft jemand weg, ein Kind, ein Weib, und andere schlagen sich neu dazu, mit kurzen, erregten Schritten.

Einige Leute tragen lange Enterstangen, — sie stehen ganz vorne, und der Fluß wirft ihnen zierliche Wellchen immer gerade vor die Füße. Aber niemand versteht seine Späße. Fauler Wassergeruch liegt in der Luft, — ganz nahe, wie erschlagen, liegen die Leiber der Berge.

Dann und wann kommen schrille Schreie über das Wasser, die wie Blitze in den Haufen frierender Leiber fahren. Mitten im Strom, weit von den traurig nickenden Wipfeln ersoffener Apfelbäume, ragen die Reste des nachts geborstenen Brückenpfeilers aus dem Wasser, schwarz und unbewegt. An dreien der Hölzer hängt ein sich windender Wurm, ein schreiendes Tier, — ein Mensch.

Er ist weiter oben beim Bergen des Treibholzes zu kühn gewesen; der Baum, den er fassen wollte, hat ihn mitgenommen und an das Marterholz dieser drei Pfähle geschlagen. Nirgends ist Hilfe, rund um ihn gelbes, gieriges Wasser und in fürchterlicher Ferne das Häuflein ratloser Menschen.

Er werde es nicht mehr lange aushalten können, hat der Gemeindefarzt eben gesagt, und das Wasser sei übrigens ungewöhnlich kalt, man könne sagen, eisig. Die Leute sehen ihn dankbar an, den Mann der Wissenschaft, den einzigen, der in dieser entsetzlichen Stunde etwas Bestimmtes sagen kann, wenn auch nur das Ärmlichste und Nächste.

Aber da springt wieder einer dieser wilden Schreie an das Ufer, das Entsetzen geht neuerdings von einem zum andern und fühlt nach den Herzen. Es sammelt sich etwas wie Jersinn in dem Haufen an. Die Gehirne, sonst beschränkt und unverbrüdt, fließen in eines zusammen und denken die gleichen erbärmlichen Gedanken. Der Tobestampf dieses Tagelöhners, um den niemand sich erregen würde, wenn er nur unversehrt stürbe, fällt gleichnishaft in aller Augen.

Einer in Feuerwehrmontur bringt ein Seil. „Natürlich“ denken alle, „endlich das Seil!“ — und niemand lächelt. Man tritt eifrig zurück, man sieht, wie die Blauluse eine Schlinge ungeachtet etlicher Male schwingt, — wie der Helm mit blechernem Gelächter zur Erde tollert und wie das Schleifenende etliche Meter vom Ufer entfernt ganz gewöhnlich in das Wasser glückt.

Betroffen, aber doch erleichtert, blickt man sich an. Der Mann in der Bluse beginnt seinen Versuch zu rechtfertigen. Einige setzen sich in ihrer Ratlosigkeit auf die nasse Erde und erheben sich augenblicklich wieder, im Gefühl, etwas ganz Ungehöriges getan zu haben. Der Ortsgeistliche läuft rückwärts in einem Rübenader umher. Er leidet am meisten unter allen, denn er fühlt sich für das Unbegreifliche dieses Geschehnisses verantwortlich. Er weint und ringt mit Gott in verzweifelten Gebärden,

daß es fast lächerlich ist. So sät er seine Tränen in den zerstörten Acker und niemand achtet mehr auf ihn.

Aber die zum Äußersten gespannte Seele einer Masse hat zeugende Kraft. In ihr liegt die Fähigkeit des einzelnen, unbedeutenden Menschen zur heroischen Tat.

So kommt Joseph, der zugewanderte Tischlergesell, als letzter aus dem Dorfe herab. Schon dieses einsame Heranschlendern, diese Gleichgültigkeit um die Zeit der größten Spannung läßt Ungewöhnliches erwarten. Die meisten kennen den Menschen kaum. Joseph hat es verstanden, auch die gewöhnlichste Neugierde durch die offenkundige Belanglosigkeit seines Daseins zu enttäuschen. Denn er gehört zu den Menschen, die man überall anzutreffen und zu übersehen gewohnt ist, so daß sie in Wahrheit nicht deutlicher leben als ein Gras am Wege. Selbst seine Fäßlichkeit ist eine uninteressante, und er setzt seine Füße im Gehen so vorsichtig, als ob er ständig Gefahr liefe, auf Stellen zu treten, die ihm nicht zutämen.

Wie Nadeln fahren ihm Blicke aus zwanzig Augen ins Gehirn, die ihn am Wasser erwarten. Er merkt sofort, diese Blicke sind frei von Gefäßlichkeit, ja von Neugierde, er ist der, auf den man hofft, aus irgendeinem Grunde.

Sein Körper wächst mit jedem Schritt. Er geht langsamer und geschmeidiger, er prüft den Himmel, als käme er nur eben so her, — er durchkostet ganz die Süßigkeit eines bewußten Augenblickes, kaum bedrängt von der Angst, das Nichts hinter ihm entdecken zu müssen.

Nah herangekommen, schwenkt er flott den Hut. Er hat noch kaum versucht, sich zu erklären, was die Leute eigentlich da versammle, das Wasser wahrscheinlich, vielleicht die Brücke. Der erste spricht ihn an, — ob er denn wisse, — ob er wohl sehen könne, — und er nickt bedeutungsvoll mit dem Ernste des Mißverständnisses, — immer ist Platz vor ihm, die Nachgiebigkeit der Masse zieht ihn weiter bis an den Rand des Wassers. Dort steht er eine Weile starr und überwältigt vor der braunen, tüdischen Gewalt, die mit breiter Fläche, glatten Buckeln und kleinen Wirbeln lautlos vorüberzieht. Plötzlich fährt er zusammen. Was schreit da draußen so entsetzlich?

Er dreht sich langsam um, die Frage in den Augen. Zwanzig Hände zugleich weisen hinaus, zwanzig verstörte Stimmen laden das Grauen auf ihn ab. Nun sieht er auch, — ein Mensch, — ein Mensch! —

Mit einer unwillkürlichen Bewegung greift er an die Brust, faßt er die Aufschläge seines Rockes, — und schon hat die lauernbe Menge gesehen und verstanden.

Einer schreit es heraus: „Der Joseph schwimmt hinüber!“ —

Wie eine Offenbarung zündet das Wort. Schwimmen! — Der Joseph! — Der Fremde! — alle sind augenblicklich bereit, dem Unsehbaren das Unmögliche zuzutrauen.

Ihn hat der Ruf fast körperlich berührt. Er wendet sich augenblicklich um, er will sagen, daß er gar nicht daran denke, gar nicht schwimmen könne, aber er blickt in lauter unbeseelte, glänzende Augen, die das Opfer erwarten.

Kraft der Selbstvernichtung, Bejahung und Bewußtsein überfallen ihn neu und betäubend. Zudem, — er weiß, daß der Mensch niemals härter urteilt als unter dem Eindruck enttäuschter Erwartung. Joseph liebt Vernichtung und Erhebung aus den Gesichtsern und sein Mund bleibt stumm. Ein einziger, formloser Gedanke

windet sich und tobt in der Tiefe seines Wesens, einmal ist er nahe daran, mit den Fäusten einzuhauen, — aber da tritt der Doktor an seine Seite, der Bürgermeister, der Geistliche, er sieht entblößte Gläsen, vor Achtung spiegelnde Brillen, er hört Worte, wie: „Sie wollen wirklich? . . . er wird . . . Dank verdienen . . . heldenhaft . . .“ — er nickt dazu immerfort lächelnd, halb besinnungslos mit seinem Fatum ringend.

Man geleitet ihn eilig fluschaufwärts. Es bereitet ihm Erleichterung, so zu eilen, als ob wirklich — er glaubt nicht daran, daß dem Rausch die Wahrheit folgen müsse. Aber er hat auch nicht die Kraft, den Lauf der Geschehnisse zu lenken. Dumpf ängstigt ihn das Gefühl, etwas versäumt zu haben. An einer vorspringenden Uferstelle überwältigt ihn noch einmal der Lebenstrieb, er versucht, zur Rede anzusehen und blickt zufällig in die großen, vor Schaulust feuchten Augen eines ihm fremden Mädchens. Er sieht diese in Erregung geweiteten Augen schmal und gleichgültig werden, vielleicht geringschäßig wie immer, — er kann den letzten, so selbstverständlichen Schritt nicht mehr tun, — da reißt er rasend den Rock vom Leibe und wirft sich breit aufklatschend ins Wasser.

Sofort haben ihn die Wellen gleichgültig verschluckt. Man wartet. In einem Kranz gelber, schmutziger Blasen erscheint endlich der Kopf, rot und triefend — ein- oder zweimal schlägt ein Fuß, eine Hand unbeholfen aus dem Wasser —, da treibt ein mächtiger Stamm leise schaukelnd mit lautloser Geschwindigkeit herab und stößt trachend an den Schädel des Ertrinkenden. Rote Fäden dehnen sich langsam im Zug der Strömung. — — —

Die Zeitung hat über die beiden Todesopfer der Überschwemmung, besonders über das heldenmütige, leider vergebliche Rettungswerk kurz, aber nicht ohne Wärme berichtet. Dort stand auch der volle Name, durchschossen gedruckt:

„Joseph Schwaible“ — — ein Held . . .

Der Rettenträger

(Germania militans)

Von Maurice Reinhold von Stern

Mit Ketten an Füßen und Händen
Gefesselt steig' ich bergan.
Vorbei an grau'nvollen Wänden
Die steile, die steinige Bahn.

Die Fauen und Steinschläge prasseln,
Ich starr' in das Firnenlicht
Und grüß' es mit Kettenrasseln
Und fürchte ihr Drohen nicht.

Und wer mir an dräuenfsten Stätten
Den Aufstieg zu wehren vermeint,
Mit meinen verrosteten Ketten
Erschlag' ich den feigen Feind!

Und kann ich den Gipfel grüßen,
So weiß ich der Sonne die Stirn.
Und die Ketten an Händen und Füßen
Klirr'n in den lörnigen Firn.

Die letzte Jeanne d'Arc

Novelle von Heinz Steguweit

Diese Frau, deren Alter immer noch Jugend sein wollte, deren Jahre die einen mit 80 überschätzten, während andere vor Verliebtheit und Begeisterung unter einer Emailkruste von Puder und Vaselinschminke die Finnen und Kinnfale nicht sehen wollten und also mit Höflichkeit diese Dame eine knappe Fünfzigerin nannten, — wie gesagt: Sarah Bernhardt stand vor ihrem Spiegel und frisierte sich! Zu dieser morgendlichen Handlung brauchte sie Zeit, viel Zeit sogar, und keiner durfte ein Zeuge sein, nicht einmal die vertraute Dose, so sehr fürchtete die eitle Greisin den Klatsch; was ging es die Leute von Paris an, mit welchen Mitteln sie sich täglich konservierte? Wieviel Rouge rosé sie auflegte? Wieviel Gramm Schwarz auf die Brauen gedeckt und in das seit Jahren schon gebleichte Kopfsaar als eitle Beschönigung geschichtet wurden? — Madame Bernhardt hatte den Ehrgeiz, der ewige Dämon ihrer Kunst zu heißen; wenn sie — wie heute — in den Spiegel blickte, sah sie sich immer noch als schöne Gismonda, mit dem Palmzweig in der gepflegten Hand, mit Orchideen im krausen Haar, so, wie Theoderich Chartran sie vor Jubeljahren in Neuyork malte. Und die Scheu, die verehrungsvolle Furcht, die mystische Begeisterung des Volkes vor ihrer Hoheit wurde noch gesteigert, als alle Welt von der neuen Marotte der angebeteten Sarah erfuhr: Sie sammelte unheimliches Sputwerk! Fledermäuse, morsche Skelette und die Werkzeuge berühmter Selbstmörder: Stricke, leere Gifflaschen und blutbesudelte Messer, die sie für teures Geld aus den Archiven der Polizei erhandelte oder dort von finstern Elementen stehlen ließ! — Wer aber hatte den Mut, dieser Frau einen andern Spiegel vor die erloschene Larve zu halten als jenen, in den sie immer nur mit geblendeten Augen blicken wollte? Wer offenbarte ihr, daß sie selber ein Requisit jener Sammlung wurde, in der Skelette, Fledermäuse und andere Gespenster die wichtigste Rolle spielten? —

Der August von 1914 ging zur Neige, Madame Bernhardt thronte einsam am Frühstückstisch, da meldete ihr der Domestik erlauchten Besuch an. Madame ließ bitten, und den Offizier, der mit Haltung und Würde ins Zimmer klorrte, belohnte sie mit Freundlichkeit, obwohl er die zum Baisemaln dargestreckte Handfläche ignorierte:

„Marschall Denin?“ —

Der General lehnte die Bequemlichkeit eines Sessels ab, er habe Eile, auf der Straße warte sein Auto, er müsse sofort zur Front.

„Ma foi, es ist ja Krieg, — daß ich das vergessen konnte!“ — So entgegnete die große Sarah, die kaum andere Sorgen hatte als die Furcht, einem schönen Manne nicht mehr gefallen zu können. Sie fragte weiter, während sie sich im Verzehren eines delikaten Brötchens nicht stören ließ:

„Parbleu, wann sind unsere Poilus in Berlin? Haben sie jetzt bessere Schuhe? Und keine roten Hosen mehr? Die sahen niemals schid aus!“ —

Daß Marschall Denin sich tapfer beherrschen mußte, um diese Fragen der Schau-

spielerin nicht unhöflich zu beantworten, können wir verstehen. So beschränkte er sich auf folgende Entgegnung:

„Madame, es ist eher möglich, daß die Deutschen übermorgen in Paris sind!“ —

Sarah Bernhardt lächelte; als sie aber das Gesicht des Generals gelb werden sah, sprang ihr das angenagte Brötchen aus der zuckenden Hand. Bevor sie ihre Zweifel an dieser Botschaft äußern konnte, sprach der Besucher weiter:

„Namur, Lüttich, Brüssel gefallen; auf der Zitabelle von Lille die deutsche Flagge; Kanonen vor Reims!“ —

Da riß Madame ihre Augen zu glühenden Funken auf und erhob sich vom Polster:

„Mon Dieu, Reims? Die Ampulla unserer Könige? Granaten auf die Arkaden von Notre-Dame?“ —

Und der Gast nickte zitternd; dann biß er auf die Zähne, daß er als Soldat vor so viel Unkenntnis einer Französin nicht das Heulen kriegte. —

„Marschall Denin, warum kamen Sie? Was brauchen Sie? Geld?“ —

„Hilfe!“ —

Nun schleuderte dieser irrlichternde Mensch, dieser Störenfried in Uniform der berühmten Madame auch noch dieses Wort letzter Verzweiflung ins Gesicht; Sarah Bernhardt blickte umher, zählte die Kostbarkeiten ihrer Villa in der Avenue de Villiers Stück für Stück nach, sah die polierten Ebenholzmöbel, das Schachspiel aus Elfenbein, die kostbare Kwannon aus indischer Rosenwurzel, und sprach dann mit bebender Zunge ihre erste Sorge aus:

„Wenn man das fort schleppen, stehlen, zererschließen würde . . .!“

Hätte sie bei diesen Worten nicht geweint, der hohe Offizier würde sie ungalant angeschrien haben. Wer hatte noch in Frankreich solch alberne Sorgen? Welche Nerven verschwanden noch ihre heilige Angst an Kleinigkeiten, wo das Leben der ganzen Nation auf dem Spiele stand? —

„Madame, ich flehe Sie an, folgen Sie mir, unverzüglich, die Sekunde ist entscheidend!“ —

„Wohin, Marschall? Ich habe noch nichts gegessen!“ —

„Mon Dieu, nach Meaur, nach Montmirail und Sezanne, zu den Soldaten, zur Armee; alles flieht ja, der hohe Generalstab hat den Kopf verloren! Sie sind die größte Frau Frankreichs, das Wort der Männer ist wertlos geworden . . .!“ —

Mit welcher Eitelkeit schwebte da die allmächtige Sarah aus ihrem Polster! Welche Verklärung, welche Glorie umstrahlte dieses Antlitz, das plötzlich alle Weltlichkeit von sich warf, das zwanzig Jahre des Altseins abschüttelte und niemals heller im Lichtkegel der grellsten Theaterlampen gestanden hatte als jetzt, da ein General der großen Nation die Macht ihres Wortes unter die Fahnen rief! —

¶ Eine Viertelstunde nur, und das ganze Aufgebot ihrer Kofen und Diener hatte drei Koffer gepackt; Madame Bernhardt schlang das Frühstück, schluckte den Tee, sie kante noch als sie am Arme des hohen Offiziers ihre Villa verließ; draußen präsentierte eine Ehrenwache, draußen überschrie sich auch die Begeisterung der blassen Menge; dann brauste eine Eskorte von fünf Autowagen durch die Avenue de Villiers, ein Panzerfahrzeug an der Spitze des Zuges, ein zweites am Ende; wie

hallten die Torwände des Arc de Triomphe vom Geknatter der Motore wider, als man in die Champs-Élysées einbog, um flink den südsüdlichen Ausgang der Stadt zu gewinnen. Marschall Denin las eine Depesche, eben wurde sie in den Wagen geworfen; und die flackernden Augen blickten nach Madame Bernhardt, bettelnd, suchend, enträtselnd:

„Wir müssen an die Bahnlinie nach Fère-Champenoise, dort sammeln sich die Lezten, die Versprengten; alles scheint verloren!“ —

Sarah nickte stumm, um die geschminkten Lippen ein Zucken, von dem man nicht wissen konnte, ob es Hohn, Angst oder Siegesbewußtsein war. Sie sollte von Lager zu Lager reisen, sollte predigen, anfeuern, deklamieren, sie, eine Frau, ein Weib, — denn die Männer hatten die Besinnung verloren. Wie stand es da um die Macht der Kanonen! Wie kapitulierte die Gewalt des Schießpulvers, wenn man in neunundfünfzigster Minute die dämonische Suggestion des Theaters zum letzten, verzweifeltsten Aufgebot machte! — Was mochte diese ehrgeizige und geniale Frau wohl denken, da sie eben triumphierend auflachte, so daß der Marschall neben ihr wie ein scheues Kind erschrak? Sarah Bernhardt hielt den Wagen im Auge, der immer vor dem ihrigen fuhr; dort hingen ihre Koffer im Gestell der Achterwand; und dieses schütternde Gepäck verbarg die Werkzeuge ihrer Kunst, die Instrumente ihres Ruhms; dem schweigsamen Marschall aber gab sie nicht eine Silbe ihres geheimnisvollen Planes preis. —

Viele Dörfer huschten im Fluge vorüber; Chaumes, Melun und Montereau. Überall Soldaten, Progen, Pferde, Geschützrohre; aber auch Wagen mit dem roten Kreuz, Transporte des Elends, Jammer von Verblutenden, Geruch von Gestorbenen. Das war keine heitere Fahrt in den Sommer, mochte die Augustsonne noch so brennen; die Schnitter holten ihre Ernte nur stöhnend ein, denn das Korn war erst dünn und der Hafer noch grün, diese Frucht sollte aber nicht zur Beute des Feindes werden. —

Um Mitternacht hielt die rollende Kavalkade im Forst von Rumilly, und dort war die Hölle los. Während aus der Ferne der Donner ruheloser Geschützschlände herüberbröhlte, leuchteten hier zischende Scheinwerfer die Finsternis des Himmels ab; denn immer hing das Surren verderblicher Flugzeuge in der Luft. Dort brannte lichterloh ein Fesselballon ab, hier prasselten die Befehle nervöser Offiziere in die Kolonnen übermüdeten, aufgeriebener Truppen. Immer noch saß Sarah Bernhardt neben dem stummen Marschall. Wieviel Entsetzen ringsumher! Welche Not! Die Räder standen fest im Schlamm der ausgefurchten Straßen; rechts und links wogte der Strom der Fliehenden; wer hielt ihn auf? Wer stemmte sich entgegen? — Dreimal schon schickte General Denin eine Ordonnanz zum Stab, und keiner von diesen Boten kam zurück. Die Front sei rettungslos durchbrochen, meldete eben ein kleiner Leutnant, der den Arm in einer rot betupften Binde trug. —

„Jamais perdu!“ —

Und die Bernhardt sprang aus dem Wagen. Was blieb ihrer vielfältigen Eskorte übrig, als die Dame ritterlich zu begleiten? Sie verlangte einen Führer zum Generalquartier, sechs stöhnende Pollux schleppten sich im Morast mit ihren Koffern ab. Zwei Stunden suchten sie, dann stand die Heldin des Theaters vor Marschall Joffre. —

„Madame? Sie hier? — Wir können eine Frau nicht gebrauchen!“ —

Einen Augenblick stuchte die Abenteurerin, die nicht aus Laune und Leichtsin in diesen Herensabbat reiste, die keine Freiwillige war, die man regelrecht alarmiert hatte. Und dieser Oberstkommandierende hatte den Mut, ihr solche Absfuhr im ungalantesten Tone . . . ? — Die große Sarah würdigte den General keines Blickes mehr; wie eine jaulende Flamme stand sie in dem Zelt, riß sich ein Kleidungsstück nach dem andern ab, bis den Offizieren, Schreibern und Kofferträgern nur das Räumen dieses Feldes übrigblieb. Mochten die Marschälle mit hochroten Köpfen sich empören, wer wollte es wagen, diese Frau mit Gewalt zu entfernen? Sie wußte, daß sie eine Heilige ihrer Nation war, und diese Würde machte sie jetzt zu ihrem Trieb; nun wollte sie Theater spielen, wie sie es niemals in ihrem reichen Leben getonnt. —

Ein Feuerwerk von Leuchtugeln und Schrapnells ergoß sich über die Ufer der Marne, der Tag stieg rot im Osten auf, als Tausende von Soldaten auf den Landstraßen der Champagne mit einem Märchen gehänselt wurden: Jeanne d'Arc, die Jungfrau mit Schwert und Standarte, reise wieder durch die Felder der Not; wie viele von den Abergläubischen und Zertrümmerten hatten sie schon gesehen: mit goldenem Panzer und sprühendem Blick, so, wie sie in Lille auf granitenem Sockel stand! —

In der Tat: Sarah Bernhardt ließ sich immer noch von ihrer militärischen Eskorte bedienen; dem hohen Befehl, unverzüglich wieder nach Paris zu reisen, leistete sie keine Folge. Über zehn Stunden fuhr sie in vollem Harnisch mit Marschall Denin von Chaussee zu Chaussee, überall die zurückströmenden Heeresgruppen mit pathetischen Versen beschwörend. Und ihr hoher Begleiter war selber von dem Wahn befallen, dieses künstlich gefügte Wunderwerk könne das Vaterland retten. Wer aber hatte Zeit, die Reden der theatralischen Furie zu prüfen? Wer ahnte, daß der Zauber dieser Sprache in feindlichen Landen gewachsen war?

„. . . Nichts von Übergabe!

Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf.

Vor Orleans soll das Glück des Feindes scheitern,

Sein Maß ist voll, er ist zur Ernte reif . . .!“ —

Die Wirkung solcher Marotte? Für Minuten nur ließ sich die Flut der Geschlagenen bannen; dann schallte der ältlichen Jungfrau Johanna ein Spottgelächter nach, daß die Eitelkeit der närrischen Künstlerin und der Wahn ihres törichtsten Begleiters eine Niederlage nach der andern erleiden mußten. —

So kam es, daß endlich ein allerhöchster Befehl diesem unwürdigen Theater ein Ende machte: Madame Bernhardt hatte in einem scharf bewachten Bauernhause bei Coulommiers unverzüglich wieder bürgerliche Kleidung anzulegen, während Marschall Denin binnen 24 Stunden seinen Abschied nehmen mußte. —

— — — Müde, zerbrochen, welt und hungrig landete die größte Frau Frankreichs wieder in der Avenue de Villiers. Sie verlangte sofort eine Ampulle voll Morphium, aber der Arzt betrog sie mit harmlosem Wasser, aus Sorge, die schwer gedemütigte Frau könnte eine Torheit begehen. — An der Kampffront folgte eine Schlappe der andern, dann stand an der Marne endlich das ungeheure Wunder auf:

Der September brachte kühlere Winde, brachte auch mehr Überlegung. Als die für Deutschland so unheilvolle Entscheidung gefallen war, schrieb man Vittoria auf allen Straßen und Zitadellen der grande nation! —

Wieder sah Madame Bernhardt am Frühstückstisch. Wieder brachte der Domestik die Visitenkarte eines erlauchten Besuchers: Marschall Denin! —

Sarah welgte sich, einen Gast zu empfangen, der ihr den größten Triumph verheissen und die bitterste Niederlage verschafft hatte. Nichts änderte ihren Willen: Mochte der verabschiedete General wieder in Ehren die Uniform der französischen Armee tragen, mochte er ihr die höchsten Titel und Orden anheimgestellen und sie im Namen des Volkes um Verzeihung für so viel Undankbarkeit bitten: Das Hohn- gelächter auf den Landstraßen der Champagne klang ewig in ihrer Ohrmuschel nach; sie betrog sich jetzt selber nicht mehr, sie fand sich damit ab, eine blutleere, hintende Mumie zu sein. Also ließ sie jenes Bild verhängen, auf dem sie zart und bezaubernd als schöne Gismonda die Finger um den Palmzweig faltete. Und schlich einsam zu ihren ausgestopften Fledermäusen und morschen Skeletten, nachzudenken, wie kurz ihre Frist noch sei, um selber das traurigste Stück dieser Sammlung genannt zu werden. —

Puerto Luz

(Kanarische Inseln)

Von Ernst von Wolzogen

Aber mit reichlichen siebenzig Jahren
Bin ich den weitesten Weg gefahren.
Zum finis terrae der alten Welt,
Da wo man ins Bodenlose fällt.

Ich bin bereit zum letzten Sprunge.
Noch einmal Hirn und Herz und Lunge
Voll Seewind, Duft und Sonne trinken —
Und so ins Ewige versinken!

Mein Leben? — Ein immerwährendes Rasten
Auf neue Fahrten, zu neuen Rasten.
Gehaft bin ich nirgends geworden,
Nicht tief im Süden, nicht hoch im Norden.

Wo die Reichen im Geiste mich gastlich empfangen,
Wo liebende Arme mich zärtlich umschlangen,
Da ließ ich mich halten, da blieb ich zum Schmaus,
Da baut' ich aus Träumen mein Kartenhaus.

Nun fahr' ich gen Abend — zum letzten Mal,
Und ich segne die Luft, und ich segne die Qual —
Und ich steure vorbei an dem finsternen Nichts
Zu den Puerto Luz, in den Hafen des Lichts.

Der religiöse Mensch

Von Dr. F. Köhler, Köln

1. Aufbau

„Aufbau von innen heraus“, bekommt man allenthalben zu hören als das Heilmittel für die Wirrnisse unserer Zeit. Aber was will das sagen? Ist es, bei Licht besehen, vielleicht für die meisten Menschen nicht mehr als ein Schlagwort mit blassem Inhalt? Wendet sich der Aufruf an ein ganzes Volk, dann ist nicht zu vergessen, daß die Menge in Wirklichkeit ein schwerfälliger Körper ist und günstigstenfalls zu einer weitgreifenden, unter einhelliger Begeisterung sich durchsetzenden Bewegung aufzurütteln ist nur unter einem klaren, der Gesamtheit Heil und Segen verheißenden Ziel, das ihr von einem energischen und mitreißenden Führer vor Augen gestellt wird. Erfahrungsmäßig haben die Ziele den meisten Volkserfolg, welche möglichst ausgiebige materielle Gewinne in Aussicht stellen; man schart sich um die Parole der besseren Zukunft, von der man eine günstigere Gestaltung der Lebenshaltung und damit eine größere Befriedigung im Dasein erhofft. So wichtig und begreiflich diese Dinge auch sind, so sicher Deutschland einer geordneteren und gefestigteren Wirtschaft bedarf, um der großen Zahl der Erwerbslosen wieder Arbeit und Lebenssicherung zu geben, so dringlich die wirtschaftliche Verbindung der durch den Weltkrieg untereinander in Haß und Feindschaft zerrissenen Völker zu einer geordneten, von freimütigem, klugem Austausch getragenen Weltwirtschaft führen muß: Alles das ist etwas Materielles, ein Gewinn für das große Ganze, aus dem bei allem äußeren Glanze noch keineswegs der Kern Dauerhaftigkeit des Glückes und des Gedeihens ohne weiteres in sich trägt. Die Geschichte lehrt, wie verhängnisvoll sich das Geschick gewissermaßen vom äußeren Wohlstand gesättigter, ja übergesättigter Völker gestalten kann, wenn sie die Fülle haben und nichts mehr von dem verspüren, was nun einmal bestimmungsgemäß dem Ewig-Menschlichen anhaftet, der Sehnsucht nach dem Vollkommenen. Kommt nicht das Innerliche zu dem Äußeren des Wohlstandes hinzu, dann ist es mit dem „Aufbau“ nichts. Es bleibt alles nichts weiter als ein Scheingebäude, das der erste Sturm, der darüber hinbraust, in Trümmer legt.

Wir reden von Aufbau, weil das, was wir besaßen an Macht und Größe, zerfallen ist. Die Not ist unser Los und unsere Bestimmung geworden. Die Zerrissenheit der Volksseele liegt deutlich zutage: Wie könnte von Einheit und Einigkeit der Lebensstimmung die Rede sein? Da gibt es solche, welche meinen, mit straffer Energie und trotziger Mene könne man den Feind schon zwingen, von seinem ungebeugten Opfer abzulassen, und dann komme der Aufstieg schon von selbst. Andere sind des Ringens längst müde geworden und überlassen alles einem resignierten *laissez faire laissez aller*, ohne selbst ihre Seele auf irgendein wohlgemeintes Wollen einzustellen. Die Leidenschaftslosen, welche sich indessen noch ein Hoffen auf ein endliches Gelingen bewahren, arbeiten und mühen sich redlich und suchen sich, so gut es geht, mit dem Erfolg abzufinden, mag er befriedigend oder ~~linglich~~ ausfallen. Das sind also ganz

verschiedene, unter sich so gut wie unversöhnliche Lebensstimmungen und Einstellungen zur Daseinswirklichkeit, aus denen kein großer Wille entstehen kann. Die Not verbittert, vergrämt und entkräftet die meisten Menschen, nur wenigen wird sie zur inneren Läuterung, zur Quelle eines neuen Ideals. So sicher an sich gewiß die Not die geeignetste Ebene ist, auf der das Mitleid und der Dienst am Nächsten ihre schönsten Früchte zeitigen könnten, tritt doch sehr viel greifbarer das Laster des Neides und des Mißtrauens in den Vordergrund und durchfurcht die Volksgemeinschaft, in der es in Wirklichkeit gar keine Einheit des Empfindens und des Hoffens, geschweige des aufbauenden Gestaltens, mehr gibt. Nur aus solcher morschen inneren Seelenverfassung heraus ist der Erfolg eines radikalen politischen Kommunismus verständlich, der Massenbewegung predigt, sich aber um die sittliche Reife und ein Vollmenschtum des einzelnen bitter wenig kümmert.

Von der Menge, die sich zur einheitlichen Sammlung und zur großen Tat unfähig erweist, geht also ein wirklicher Aufbau sicher nicht aus. Wer tiefer sich mit den eigentlichen Triebfedern geschichtlichen Geschehens gedanklich zu beschäftigen gewohnt ist und die großen Zeitwenden in das Licht der ernsten Problematik zu rücken versteht, dem wird die Macht der Idee und die Wirklichkeit der Bestimmung alles Geschehens durch einen über allem Menschlichen und Weltlichen waltenden Willen zur Gewißheit. Träger des wahrhaft Großen und Siegreichen sind die einzelnen, in denen der zeitübertragende, die ganze Persönlichkeit erfassende und die Welt erfüllende Gedanke Lebendigkeit gewinnt und die Schöpfung heraufführt. Gewiß liegt in dem Begriff des Individualismus eine Komponente von ausgesprochen religiöser Schwingung, sofern es sich um das Schöpferische handelt: das kommt den meisten genialen Menschen, insonderheit den künstlerischen Naturen, sehr wohl zum Bewußtsein. Das Ich beugt sich, trotz oder vielleicht gerade wegen seiner starken Selbstbetonung, vor dem, „was in ihnen wirkt“, vor jener Kraft, die solche Menschen als das Besondere und Schaffende in sich selbst empfinden. Und in der Tat ist dann die Gedankenwelt mehr als etwas Erarbeitetes, sie ist der Ausdruck der göttlichen Schöpfung im Menschen, die ans Licht tritt, gleichwie das Neugeborene aus dem Mutterleib, wunderbar fein und geordnet gefügt, in die Zeitlichkeit hineingeboren wird, ohne daß der Mensch auch nur eine Hand gerührt hätte zu solchem Kunstwerk menschlicher Leiblichkeit.

Dieser Glaube an das Göttlich-Schöpferische inmitten des Weltwesens sollte aber der Kern dessen sein, was wir als den „Aufbau von innen heraus“ bezeichnen. Materialistisches Weltwesen mag kleine Einzelerfolge hervorbringen, Hurrapatriotismus mag über gelegentliche tote Punkte hinweghelfen, aber die Welt empfängt keinen wirklichen Inhaltspunkt durch den Rausch. Immer wieder ist es Enttäuschung, was über uns hereinbricht, wenn hinter dem, was uns Wohlfahrt und Glück verheißt, nur die Phrase und der Scheinwert des kleinen Mittelchens sich verbergen. „Von innen heraus“ bedeutet die tiefgründige, schöpferische Kraft des Gottesglaubens und des Gotteswillens in unserer Seele, und das ist ein Leben des Einzelmenschen, ein vollwertiges Begreifen des Heilandswortes vom Neugeborenwerden, „sonst könnt ihr das Reich Gottes nicht schauen“. Das Geborenwerden aber ist eine Tat Gottes, nicht der Menschen. Der „Aufbau von innen heraus“ kann also nicht anders geschehen als durch einen Gnadenakt Gottes, dem sich die Menschenseele entgegenstreckt in



Mittelfeld aus einem Triptychon (Privatbesitz)

Rurt Roquette

(Aus dem Turmer)

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgegeben von

Karl August Walther

Einunddreißigster Jahrgang

II. Band

April bis September 1929



Türmer-Verlag Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

	Seite		Seite
Blund, Hans Friedrich: Abend am Meer	213	Raymann, Heinz Ludwig: Später Schlaf	6
Deder, Will: Unsterbliches Land	383	von Schautal, Richard: Das Recht	141
Hasse, Else: Segenreise	113	— Seele	284
Holzappel, Carl Maria: Fliegertod	544	— Ein kleines Lied vom Leben	525
Knauer, Georg: Mein Gott	22	Stegmeyer, Franz: Spiel der Najaden am Meeresstrand	353
Leis, Heinrich: Der Waldsee	101	von Stern, Maurice Reinhold: Der Ret- tenträger	9
— Um Mitternacht	401	Tuerschmann, Erube: Musik	72
Lemke, Ernst: An Friedrich Lienhard's	210	Wieggershaus, Friedrich: Mein Weg	20
Lienhard †, Friedrich: Abendrot	188	Wolf, Paul: Ausklang	213
— Waldgruß	195	von Wolzogen, Ernst: Puerto Luz	14
Lufsnat, David: Fektkunst	495		
Obertofler, Jos. Georg: Hochlandgedichte	115		

Novellen, Skizzen und Betrachtungen

Böttcher, Helmuth M.: Mia	496	von Schautal, Richard: Vom Geist	114
Ginzley, Franz Karl: Der Wundervogel, Roman	102, 196, 285, 384, 477	— Der Maßstab	164
Heufchele, Otto: Lob der Blumen	402	Stegeweit, Heinz: Die letzte Jeanne d'Arc	10
Koerber, Albert: Am Oberrhein	397	Waggerl, R. J.: Der Held	7
Kölwel, Gottfried: Volk auf alter Erde	500	von Wolzogen, Freiherr Hans: Einige Gedanken über den Frieden	21
von Salzmann, Erich: Chinesische Reise	301		

Aufsätze

Albrecht, Dr. Egon-Erich: Gemeinschafts- geist und Opferbereitschaft	211	Ebermayer, Professor Dr., Oberreichs- anwalt a. D.: Deutsche und öster- reichische Strafrechtsreform	23
Barthel, Dr. Ernst: Gibt es noch Philo- sophen?	216	— Das künftige deutsche Strafgesetzbuch	137
— Ehereform, Grundsätzliche Bemerkungen	508	Ehrenstein, Dr. Walter: Vom Quäkertum und seiner möglichen Sendung	32
v. Berchem, Freiherr Franz, Oberst a. D.: Nochmals Luftschuß	36	Fischer, Hanns: Vom Sinn der Pyra- miden	121
— Warum wir den Krieg verloren	415	Francé, Prof. Raoul J.: Das Geheimleben der Erde	129
Bloem, Dr. Walter: Der deutsche Mensch	377	Frank, Dr. Walter: Hofprediger u. Politik	26
Braße, Dr. Friedrich: Zeitgeschichte im Dienst nationaler Erziehung	425	Gaster, Studiendirektor Prof. Dr. Bern- hard: Goethes Glaube an die Un- sterblichkeit	189
Deder, Dr. Will: Die deutsche Arbeitsnot	131	von Gleichen-Rufswurm, Freiherr Alex.: Die Brennerstraße	117
Dehn, Paul: Zwischen Europa und Amerik. a.	281	Harten-Hoende, Toni: Amerikanismus als Schlagwort	308
— Die Öffentlichkeit	428		
Detmar, Dr.: Gedanken zur sozialen Für- sorge	231		

	Seite
Herrmann, Major Fritz H.: Diktatur oder Demokratie	473
Klode, G.: Der russisch-chinesische Streit	523
— Um die Reichsreform in China	315
Köhler, Prof. Dr. F.: Der religiöse Mensch	15
Lindenberg, Geheimrat Prof. Paul: Bul- garische Erinnerungen	412
Mann, Florentin: Spaniens Wieder- aufbau	318
Michelson, Dr. Julius: Die biologische Wertung der Frau	516
Müller-Schöll, Dr. Walther: Einheits- staat und Stammeskultur	224
Nippoldt, Prof. Dr. A.: Die kosmische Bindung des Menschen	214
Paull, Dr., Stadt-Obermedizinalrat: Sterbendes Volk	505
Pieper, Dr. Kurt: Amerika und die Kriegsschuldfrage	312
Seelliger, Dr. Alfred: Organprojektion ..	219
Söderblom, Erzbischof Nathan: Konstan- z — Stockholm — Lausanne	1
Scharrer, Dr. Eduard: Karl Haushofer, zu seinem 60. Geburtstag	427
Schröder, Gustav: Des Bauern Not ist Deutschlands Tod	408
Schubart, Amtsgerichtsrat Dr.: Eugenik und Recht	511
Schweyer, Dr., Staatsrat und Staats- minister a. D. Franz: Zur Reichs- reform	97
St.: Die Rechenaufgabe von Paris	221
— Die Lösung der Rechenaufgabe	423
Stründmann, Dr. R.: Die Erhebung des vierten Standes	227
Twittenhoff, Wilhelm: Der Weltbund der Jugend für den Frieden	30
Walther, Karl August: Friedrich Lien- hard †, Nachruf und Aufruf	187
— Sinn und Wert der deutschen Eigen- heim-Bewegung	429
Wertheimer, Dr. Fritz: Der erste Kongreß der Auslandspolen	521
Wiedemann, Prof. Dr. Franz: Heinrich von Treitschke in Spanien	320
Wolff, Prof. Dr. Hellmuth: Sport und Geist	134

Besprochene Schriften

Bayer, Dr. Karl: Grundprobleme der Astrologie	53
Bielschowsky, Albert: Goethe, sein Leben und seine Werke	443
Bloem, Walter: Weltgeist	80
— Verse	439
Brabley, J. Dennis: Den Sternen ent- gegen	326
Buchner, Marie: Aus Urgroßelternzeit	247
Burgdorffer, Dr. R.: Der Geburtenrück- gang und die Zukunft des deutschen Volkes	507
Bürgel, Bruno H.: Aus fernen Welten	53
Daqué, Edgar: Natur und Seele	43
Diers, Marie: Sämtliche Werke	244
Driesch, Hans: Grundprobleme der Psychologie	43
— Philosophie des Organischen	324
Elze, Dr. Walter: Tannenberg, das deutsche Heer von 1914	417
Engel, Eduard: Was bleibt?	56
Federer, Heinrich: Aus jungen Tagen ..	249
— Am Fenster	249
Fehr, Otto: Die Märzoffensive 1918 an der Westfront	419
Fischer, Hanns: In mondloser Zeit	123
Frand, Hans: Sämtliche Werke	334
von Gallwih: Meine Führertätigkeit im Weltkrieg	418
Göbel, Siegfried: Erinnerungen eines alten Professors	250
Grabenhorst, Georg: Fahnenjunker Volkenborn	87
Grimm, Hans: Die dreizehn Briefe aus Deutsch-Südwestafrika	251
Hagenbed, Karl: Von Tieren u. Menschen	249
Hahn, Anny: D. Traugott Hahn	249
Hamsun, Knut: Sämtliche Werke	531
Harmsen, Hans: Bevölkerungsprobleme Frankreichs	505
Heimsoth, Dr. R. G.: Charakter-Konstel- lation	54

Hellwig, Albert: Okkultismus und Verbrechen	326	Rupprecht, Kronprinz: Mein Kriegstagebuch, herausgegeben von E. von Frauenholz	421
Heyneder-Langer: Lebensreise im Romobdiantenwagen	249	Saenger, Emil: Der gestirnte Himmel und sein Geheimnis	53
von Hofmannsthal, Hugo: Sämtliche Werke	529	Schoch, Karl: Planetentafeln	52
Hohlbaum, Robert: Sämtliche Werke ..	437	Schottländer: Erwin von Baelz	249
Illig, Johannes: Ewiges Schweigen ...	327	Schulke, Joh.: Kaiser Wilhelm I. Briefe an seine Schwester Alexandrine	250
von Kändler, Freih.: Berufsbegabung, Berufschicksal	55	Schulke-Raumburg, Prof. Paul: Sämtliche Werke	254
Koeltz, L.: La Bataille de France	419	von Seedt: Gedanken eines Soldaten ..	422
Kölwel, Gottfried: Volk auf alter Erde	435	Sindband und Weiß: Bausteine	53
von Kugelgen: Helene Marie v. Kugelgen	248	Sohnrey, Heinrich: Sämtliche Werke ...	244
Kühn, Dr. Leonore: Magna Mater	440	Strauß, Artur: Astrologische Gedanken in der deutschen Vergangenheit	52
Landquist, John: Knut Hamsun	531	von Sydow, Anna: Gabriele v. Bülowes Töchter	248
Lenzing, Elise: Briefe an Friedrich und Christine Hebbel	248	Thoma, Hans: Briefwechsel mit Henry Thode	250
Lomer, Dr. Georg: Das Hohelied des Himmels	55	Tischner, Rudolf: Telepathie und Hellsehen	326
Muscler, Dr. R.: Briefe von Levin Schücking und Luise von Gall	245	Trentini, Albert: Sämtliche Werke	144
— Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking	247	Vehlow, Johannes: Astrologie	53
Nowak, R. F.: Aufzeichnungen des Generals Max Hoffmann	417	von Veldegg, Freifrau Irene: Passen wir zueinander?	55
Österreich, Prof.: Der Okkultismus im modernen Weltbild	326	Volz, Gustav-Berthold: Briefe der Königszeit 1740 bis 1758	250
Pocci, Franz: Justinus Kerner und sein Münchener Freundeskreis	247	Voss, Lena: Der Mensch und sein Schicksal	54
Poljatoff, Wladimir: Die Tragödie einer Kaiserin	251	Wagner, Christian: Sämtliche Werke ...	150
Ponsoby, Sir Frederik: Die Briefe der Kaiserin Friedrich an ihre Mutter ..	342	Wellisch, Karl: Vergeistigung	39
Presber, Rudolf: Aus der Jugendzeit	249, 440	Werle, Friß: Künstlerhoroskope	54
Reichsarchiv: Weltkriegswert Band V. Der Herbstfeldzug 1914	415	von Wilamowitz-Moellendorf: Erinnerungen 1848—1914	250
Remarque, Erich Maria: Im Westen nichts Neues	88, 338	Wildgans, Anton: Musik der Kindheit ..	249
Rein, E.: Der Krieg	88	Wittkop, Phil.: Kriegsbriefe gefallener Studenten	251
		Wolff, Felix, und Marianne Birnbaum: Marianne Wolff, eine deutsche Frau	248

Offene Halle

Salster, Dr. h. c., Vizeadmiral a. D.: Am Stagerrat Zufallschlacht?	142	Herz, Dr. Wilh.: Ein Nürnberger Meister	46
— Das Ergebnis der Stagerratschlacht	238	Heyner, Studienrat Oskar: Zeichen aus einer anderen Welt	39
Haefke, Professor: Monarchisch-republikanische Annäherung	332	Remmerich, Dr. Max: Zwischen Zeit und Ewigkeit	324
H.: Die Abschaffung der Todesstrafe....	328	Kraustopf, Alfred: Ein Malphänomen	47

	Seite		Seite
Ruhaupt, W.: Das magische Gesicht unserer Zeit	42	Rosenkranz, Geheimrat: Renaissance des Christentums?	235
R., W.: Das Mysticism von Ronnersreuth	237	Schellenberg, Elisabeth: Sternenweistum	52
Reichart, Georg: Monarchisch-republikanische Annäherung	433	Selling, Prof. Max: Wunderbare Zufälle	526
		Stapel, Dr. Wilh.: Das Recht der Todesstrafe	331

Literatur

Bömer, Dr. Karl: Varnhagen von Ense, ein „Offiziosus“ von ehemals	57	Lillensein, Dr. Heinrich: Über Briefe und Gedächtnisbücher von Lebendigen und Toten	246
Burghardt, Paul: Streit um ein Buch ..	338	— Der erneuerte Bielschowsky	442
— Knut Hamsun	531	Malberg, Dr. Hans: Goethe-Shakespeare-Liszt	444
Deder, Dr. Will: Marie Diers	244	Plager, Martin: Hofmannsthal, der Dichter des Todes	529
Floed, Prof. O.: Robert Hohlbaum	436	Rehbein, Hofrat Arthur: Zwei Lebensbeichten	439
Frank, E. O., Hauptpastor l. R.: Hebbels Herkunft	149	von Vietinghoff-Scheel, Baron A.: Erinnerungen an Jean Paul	145
Härlen, Hans-Heinrich: Magna Mater ..	440	Waltherr, Karl August: Friedrich Lienhard, Leben und Werk	239
Hartmann, Dr. Fritz: Die rote Grube ...	241	Wehner, Josef Magnus: Volk auf alter Erde	435
— Kaiserin Friedrich	342	Zeibig, Max: Leben und Werk von Heinrich Schenck	243
Heuschke, Otto: Die Toten erwachen ...	251		
— Wider den Begriff der Generation ..	333		
Hohlbaum, Dr. Robert: Albert Trentini ..	144		
Röhne, Gustav: Hebbels Herkunft	150		
Lemke, Ernst: Hans Frand	334		
L., O.: Bibliotheca Augusta	441		
L., F.: Was bleibt?	56		
— Christian Wagners Dichtungen	150		

Bildende Kunst

Buchheit, Prof. Dr. Gert: Heinrich Büchel	539	Krahnemann, Prof. Dr. Ernst: Ein deutsches Vesperbild	61
Derwein, Dr. Herbert: Ernst Georg Mosler ..	155	Krey, Dr. Hans: Die deutsche Akademie in Rom	533
Dülberg, Dr. Franz: Anselm Feuerbach ..	535	Kühn, Dr. Leonore: Spanische Kunst auf der Intern. Ausstellung in Barcelona ..	346
Dürre, Dr. Konrad: Max Vollmberg ...	345	Müller-Braunschweig †, Ernst	256
von Gadow, Hans Jürgen: Heinrich Konrad, ein deutscher Künstler	255	Schröder, Dr. Alb.: Ernst Lübbert	537
Heuschke, Otto: Hans von Marées	445	Waltherr, Karl August: Friedrich Preller der Jüngere	157
Koch, Frau Dr. Elfriede: Paul Schulze-Raumburg	254	Winkler, Dr. Heinrich Alexander: Kurt Roquettes Kunst	64
Kranzhal, Dr. W. A.: Friedrich Preller der Ältere	155	Wittke, Paul: Wilhelm von Bode †	152
— Josef Steiner	450		

Musik

Engelsmann, Walter: Ein Preisauschreiben und sein Richter	160	Scharer, Dr. Eduard: Hans Pfikner ...	157
Hapke, Dr. Walter: Richard Weg	70	Schellenberg, Ernst Ludwig: Joseph Dem- baur d. J.	351
Leisegang, Dr. Herbert: Die Schallplatte in der Kunst	350	Twittenhoff, Wilhelm: Musikalische Er- neuerungsbewegung	258
Musikfeste im Reich	542	Winkler, Dr. H. Alex.: Zurück zur Kontinuität	347

Türmers Tagebuch

Die Minderheiten — Das Geheimabkom- men — Echtheit oder gefälscht? — Die Luft — Die Eributtonkonferenz — Unser Reichshaushalt — Für und gegen Sparbarkeit — Schöne Anträge mit häßlichen Hintergedanken — Unsere freieste Verfassung und die wahre Demokratie — Diktatur — Der La- teran-Vertrag — Italien und wir ...	73	Rheinlandräumung? — Umschwung in England — Chamberlain, Lloyd George, Macdonald — Britische und deutsche Sozialdemokratie — Hilfer- dings Fehlschlag — Die Erwerbslosen- fürsorge — Das preussische Kontordat	354
Haben wir Freunde? — Hugenburgs Brief — Die Eributtonkonferenz — Der Fall Langtopf — Bauernmord — Die Streiche im Reichshaushalt — Kurz- sichtige Sozialfürsorge — Die Regle- rungskrise und was sie lehrt	165	Verbotene Trauerfeier — Burtschen her- aus! — Braun-Metternich — Rücksicht auf Frankreich? Das Kontordat — Die Parität der Paritätschreiber — Diktatur? — Der Laternenpfahl — Ist die Republik noch immer schutz- bedürftig? — Versammlungstag	451
Deutsche Illusionspolitik und ihr Schei- tern — Die Abrüstungskonferenz — Der Zwischenfall von Oppeln — Die Erwerbslosenfürsorge und wie sie aus- wuchs — Der geleerte Reichsfädel — Die kapitalistische Anleihe des sozialisti- schen Finanzministers — Maifeier und Mallstraßentkampf — Wo hinaus? — Umkehr oder Niederbruch?	259	Der schwerste Sieg — Im Haag — Snowden — „Freunde, nicht diese Töne“ — Keine Sachleistungen mehr? — Der juristische Ausschuss — Die Rheinräumung — Alberner Einwand — Vornehme Geste gefordert — Die Massen und ihr Druß — Die Erwerbs- losenversicherung — Gobineau, der Warner — Die Thyrfoschwinger — Reklame ohne ethischen Wert — De- mokratisches Kopfschütteln — Wie man moralische Eroberungen hätte machen können	545
Das Young-Abkommen — Böglers und Schacht — Undankbares Geschäft —			

Auf der Warte

Abel verpflichtet (F. H.)	179	Berlin, Das wohlbehütete (F. H.)	467
Amerikanische Kultur (Dr. A. W.)	363	Bolschewismus und Kirche	365
Amerikanische Stiftungen	276	Deutsche Buch im Ausland, Das (Paul Dehn)	175
Archäologisches Institut in Rom, Hundert Jahre, ein Jubiläum deutscher Wis- senenschaft (Dr. Hans Krey)	83	Buches, Der Tag des (Dr. Will Seder)	173
Asien, Zweierlei Sturm über (Heinz Stegeweit)	561	Buchtagreden, Nachlese zu den (Paul Dehn)	174
Befürchtungen von ehedem für heute (P. D.)	267	Burgenland, Das (Dr. Eduard Scharer)	368
		Calhoun, Der bayrische (F. H.)	84

	Seite		Seite
Dante-Verehrung, Deutsche (Dr. M.) ...	81	Neutrale Kultusminister, Der (F. H.) ...	271
Deutscher und französischer Geist in Polen (Dr. Walter Maas)	466	Orden, Zur Wiedereinführung von	280
Deutschlandlied	89	Parlamentarismus (Dr. D.)	561
Dinant (F. H.)	556	Pope oder Seelsorger? (F. H.)	86
Diplomatenstreit um Neuland	275	Prinz Heinrich † (F. H.)	270
Dortmund, Tat und Mission des Jung- deutschen Ordens (Dr. Egon Erich Albrecht)	463	Protestation von Speyer, Die (Dr. O. von Doehren)	85
Europäische Streitfragen nach 10 Jahren Verailles	555	Rebeakt, Der (O. L.)	461
Faschismus und Familie (P. D.)	181	Reichsbahn, Zur Kritik an der (Lynkeus)	91
Filmkunst (P. D.)	275	Reichsbahn und Reparationen (Th. Klein)	182
Französische Kulturfürsorge	278	Rein †, Wilhelm (Karl König)	94
Französischer Verfolgungswahn (W. G.)	269	Republikanisches Motorradeln (F. H.) ..	272
Fremdwort, Der Teufel und das (Dr. D.)	279	Revolution, Auch eine (Leonh. Schridel)	374
Geistesarbeiters, Die Not des (Dr. Otto Goldmann)	279	Richter, Der prozentuale (F. H.)	88
Gemeinnützigkeit der parlamentarischen Korruption (Paul Dehn)	276	Rosentavaliere, Die (F. H.)	89
Geschichtsunterricht, Seltsamer (E.)	93	Saarlouis und nicht Straßburg	465
Gesetzgebers, Ein hartes Unrecht des (Paul Dehn)	93	Serbische Anerkennung der führenden deutschen Kultur (B. R.)	367
Gleichteiler (F. H.)	560	Spartakommissar (Sch.)	91
Heiligtum in Sowjetrußland (W. R.) .	364	Spiel, Das	277
Hekkefang (F. H.)	469	Schiller und die Gegenwart	280
Holzweg, Ein (F. H.)	273	Schulunterricht im Zeitungslesen (Paul Dehn)	90
Jesus zu Casanova, Von (F. H.)	371	Schurz-Feiern in Amerika (Prof. Dr. von Hauff)	175
Kabinett und Kirche (L. M. E.)	465	Staat, Der, bin ich (F. H.)	370
Kölnner Ausstellungen 1929 (Heinz Stegu- weit)	373	Steinader, Edmund (Dr. H. Rüdiger) ..	471
Kommunistischer Kindermissbrauch (Dr. Egon Erich Albrecht)	464	Steuerreform (Dr. D.)	567
Krieg als Erlebnis, Der (Dr. H. Malberg)	87	Studententag, der 12. deutsche (Dr. Walter Beder)	564
Kriegsursache, Eine neue	176	Tat, Die deutsche (Dr. O. L.)	565
Kriegsverleumdung, Neue englische (Paul Dehn)	268	Theaterverfall (Paul Dehn)	565
Kudentag, Der (F. H.)	375	Triumphator von heute, Ein (P. D.) ...	184
Landnot ist Volksnot (Wilhelm Walther)	460	Troßli (F. H.)	180
Lateran-Vertrag (Dr. Jean Lulvès)	369	Ungeschichte Fälschung	275
Leibniz an die Gegenwart	566	Unmut im Kölner Schauspielhaus (Heinz Steguweit)	183
Ludwig, Emil, noch einmal (F. H.)	558	Vereinigten Staaten, Aufstieg der (Dr. A. Wirth)	362
Luftschuß, Wer ist für passiven — zu- ständig? (v. Berchem)	177	Verlogenheit, Ein Denkmal der (P. D.)	276
Messen, Das tausendjährige (Kurt Arnold Findeisen)	371	Völkerbundscharde, Aus dem Staate der (F. H.)	467
Metternich lebt wieder auf	178	Völker- und Volksveröhnung (P. D.) ..	267
Minderheitenpolitik (Dr. H. Reinhardt) ..	568	Volkstrauertag bei den Auslandsdeut- schen (Prof. Dr. von Hauff)	176
Muß i denn (Dr. D.)	278	Weltgeist als Osterbotschaft (Dr. Hans Malberg)	80
		Wertstudententum (Dr. D.)	562
		Wertvolle Einsicht	277

	Seite
Wiederaufrichtung, Auch eine deutsche	566
Wohlfahrt, Strafende (P. B.)	373
Wohnungselend (G. R.)	459
Wolgadeutschen, Die (H. v. F.)	366
Wort, Das freie, im freien Staat (F. H.)	559

Würde, Mehr (H. v. F.)	81
Zentrum, Der dem — nahe steht (F. H.)	178
Zopf, Der, hängt ihm hinten (F. H.)	561
Zwanzig Millionen zuviel (Paul Dehn)	267
Zweierlei Maß (F. H.)	470

Kunstbeilagen und Illustrationen

	Seite		Seite
Büchel, Heinrich: Der beste Schuß	12	Müller, Ernst: Arbeit	9
— Gefangenentransport i. d. Campagna	12	Preetorius, Willy: Hans Pföhner	8
Gärtner, Friß: Müde	11	Preller d. J., Friedrich: Dolon	8
— Ave Maria	11	Roquette, Kurt: Frei bin ich und die Welt	7
Goslarer Vesperbild	7	ist schön	7
Hartner, Hans: Dame in Gelb	11	— Mittelstück aus einem Triptychon	7
Konrad, H.: Das Begräbnis	9	— Pustelblume	7
Lange, Karl Ernst: Das 1000 jährige		— Abend am Hang	7
Meißen	12	— Dornbusch mit Dompfaff	7
Lienhard f., Friedrich (Photographie)	9	— Mein Thüringen	9
Lübbert, Ernst: Schwarzwaldhaus	12	Staeger, F.: Die Burg der Schweigenden	9
Maier, Hermann: Eingang zur Cheops-		Steiner Jos.: Allee	11
Pyramide	8	— Bach von Glötttau	11
— Stufenpyramide zu Sakkara in		— Waldeinsamkeit	11
Ägypten	8	— Rinderbildnis	12
— Stufenpyramide auf einer Sübsee-		— Lärche	12
insel	8	Vollmberg Max: Indianischer Fischer	10
— Stufenpyramiden-Rekonstruktion aus		— Indianerhütte	10
Mexiko	8	— Morgenarbeit (Indianischer Pflüger)	10
— Wohngebiete der Erde zur Zeit des		— Beim Rinderfang (Mexitanischer	
„Großen Wassers“	8	Cowboy)	10
von Marées, Hans: Fischertnaben	11	— Felsensee (Mexitanische Landschaft)	10
Mosler, E. G.: Morgenfrische am Redar	8	— Säge im Urwald	10
Müller, Ernst: Im Sturm	9		

Notenbeilagen

	Seite		Seite
Pembaur jun., Prof. Josef: Über allen		Rintens, Professor Wilhelm: Eines	
Gipfeln ist Ruh	10	Malenmorgens stand ich früh auf	10
— Schattenleben	10	Weg, Prof. Rich. Abend a. Golgatha (Lied)	7

Eingesandte neue Schriftwerke und Briefe

Auf den Beilagen

gläubigem Vertrauen auf die Handreichung und Hilfe dessen, in dem alles Sein und Werden beschlossen liegt.

Der religiöse Mensch ist der Typus, dessen die Welt bedarf, und um seine Gestaltung und seine Geltung ringt die Menschheit, solange sie besteht. Aus der Tiefe des Weltleids dringt unaufhörlich der Sehnsuchtsruf nach Erlösung, nach Vollkommenheit, nach Reinheit heraus. Man dürstet nach Liebe, nach Gerechtigkeit, nach Freiheit, nach Freude, und findet sie nicht inmitten einer unruhigen Alltagswelt. Der Mensch klagt über Mangel an Glück und oft genug über Verlust des Schönsten und Liebsten, das er befehlen, über Enttäuschung trotz ernstgemeinten Strebens. Man beneidet Menschen, die gelegentlich unsere Wege kreuzen und von solchem Weltleid, wie es scheint, so gut wie nichts zu spüren bekommen. Aber ist dem wirklich so? Gemach, es gibt kaum einen Menschen, den rastlos das, was der Durchschnittsmensch Glück nennt, durch das ganze Leben hindurch begleitet. Denn die Erfahrung des Leides gehört offenkundig nach göttlichem Willen zu dem, was unseres Lebens Inhalt ausmachen soll. Jedes Weib gebiert unter Schmerzen, jedes Menschen Tod ist Leid für diejenigen, die ihm am nächsten standen; Krankheit unseres Kindes, Irrwege derer, die wir am liebsten haben, Unglück, Krankheit durch unsere Mitmenschen, vergebliches Ringen unter ernsthaftem Wollen: Alles das ist geradezu kennzeichnendes Menschenleid, und es muß dem Menschen schon geradezu das natürliche Menschengemüt versagt worden sein und sein Herz in Eis getaucht sein, wenn er gefühllos diesen Dingen gegenüberzustehen vermag. Es soll hier nicht mit Kopfschütteln getan sein, nein, es sollen diese tausend Arten des Menschenleids mit der ganzen Inbrunst des Gemütes aufgenommen und durchlebt sein. Aber es gilt, die Erdschwere zu überwinden durch eine in der Tiefe der Seele lebendige Gewißheit, daß sich über das Sichtbare und über das Ganze der Welt wie über das Geschick des einzelnen Menschen der Wille und die Gnade Gottes breitet, deren gläubige Empfindung uns den Trost und die Sicherheit verleiht: „Ob ich schon wanderte im finsternen Tal, fürchte ich kein Unheil. Dein Stecken und Stab tröstet mich. Denn du bist bei mir.“

2. Gottesgewißheit

Vergötterung der menschlichen Weisheit, wie die Erhebung materialistischen Wesens zum Leitstern unseres irdischen Daseins, haben es niemals zu einer Dauergeltung und zu einer wirklichen Befriedigung der Seele gebracht. Wo sich das Dasein in einem zeitlichen Wohlbehagen erschöpft, ohne daß die Seele an tiefen Werten bereichert wird, da erfährt das große Wozu, der Sinn des Lebens, eine unzureichende Lösung. Unsere innere Unruhe, unser Versinken nach Begierde inmitten der Erfüllung irdischen Sehns, unsere Unentrinnbarkeit vor dem Tode, der unser irdisches Leben beschließt, drängen zu der Gewißheit einer ewigen Wahrheit und einer göttlichen Wirklichkeit hin, in die wir unser Leben gebettet wissen möchten, um uns von jener unbefriedigenden Vergänglichkeit und Enttäuschung des Weltwesens innerlich loszulösen. Das ist nicht zu verwirklichen, ohne daß wir das Leben als eine Aufgabe erfassen und gestalten und es mit dem reichen Inhalt einer Auswirkung in Liebe, in Gerechtigkeit und Schaffen erfüllen. Religion ist Aufgabe, Gestaltung unseres irdischen Lebens auf der Grundlage der Gottesgewißheit und unseres persönlichen

Verufenseins zu einer Verbundenheit mit dem Ewigen und Unendlichen inmitten des Zeitlichen und Menschlich-Begrenzten.

Also Gottesgewißheit und Überhöhung des persönlichen Lebens durch eine Einfühlung in ein alles Wahrnehm- und Erlebbare durchziehendes übermenschliches Willensgeschehen: das ist das Seelentennzeichen des religiösen Menschen. Freilich, es hat seine Schwierigkeiten, dem menschlichen Durchschnittsverstande die Wege zu solcher Bewußtheit klar und begreifbar aufzuzeigen. Handelt es sich doch nicht etwa um ein mathematisches Problem, das mit den Mitteln des logischen Beweises gelöst werden kann, oder um einen technischen Aufbau, den ein feinsinniger Mechanismus zur Vollendung bringt. Das Wesen des wahrhaft Religiösen liegt weder im Bereich des Wissenschaftlichen noch des Technischen, denn es ist im innersten Kern ein Erleben und Bewußtwerden, eine Wesenswirklichkeit, an welche ein an die sichtbare Außerlichkeit anknüpfendes Wissen nicht heranreicht, mag ein solches noch so zuversichtlich bis zum Reich der Elektronen oder zur scharfsinnigen psychologischen Analyse vordringen. Die Bewußtheit als Lebendiges erschließt uns keine Wissenschaft, so wenig wie sie das Leben selbst enträtselt, mag sie uns auch von Bedingungen für die Entstehung Wertvolles zu sagen vermögen. Es sei ferne, aus dieser Sachlage etwa eine Gegnerschaft zwischen Religion und Wissenschaft herauszuhören. Aber um des wahren Wesens des Religiösen willen bedarf es solcher klaren Scheidung. Religion ist nicht ein Etwas, das irgendwo in dem großen Verhältnis des Verstandesmäßigen untergebracht wäre, sondern ein tiefgründiger Gefühlswert. Nun läßt sich nicht leugnen, daß Gefühle für die „wissenschaftliche Bearbeitung“ sich unzugänglich erweisen, sind sie doch in ihrer Bewußtheit an den einzelnen menschlichen Träger gebunden, so daß die Wissenschaft nur in einer begrifflichen Form mit diesem eigenartig lebendigen Sein hantieren kann, in noch größerer Beschränkung, als wenn sie sich mit dem Verstand und seiner sichtbaren Wirkung im Ewig-Menschlichen beschäftigt. Im Gefühl ist dem Menschen wohl noch etwas Höheres, Edleres und, wie es die religiöse Auffassung vom Geistigen will, Mensch und Gottheit unmittelbar Verbindendes gegeben, was uns einen tieferen Eindruck vermittelt, als es der Verstand vermag.

Tief erfaßte Wissenschaft führt, worüber auch im Gegensatz zur oberflächlich abgestimmten, materialistischen Zeit die moderne Naturwissenschaft keinen Zweifel läßt, nahezu allenthalben an einen Punkt, von wo die „Aussicht nach drüben uns verrannt“ ist, wo die Wissenschaft schweigt, weil ihr Können sich erschöpft. „Das Unerforschliche schweigend zu verehren“, hat Goethe in Erkenntnis dieser fühlbaren Grenze alles Wissens gemahnt. Es gibt also solches Unerforschliche, der Wissenschaft Entzogenes, Wahrheit und Wirklichkeit über den Bereich menschlichen Verstandes hinaus: Das ist der menschlichen Weisheit letzter Schluß, und es ist die tiefste Erkenntnis, deren wir uns bewußt zu werden vermögen, das heiligste Empfinden, wenn wir mit religiösem Gefühl in Scheu, Ehrfurcht und Demut über diese Schwelle menschlichen Begreifens hinaus uns jenem Höchsten, Unendlichen und Ewigen zu nahen wagen, aus dem alles Sein seinen Ursprung genommen und seine Lebensimpulse empfängt: Gott.

Und was ist dir nun diese höchste Errungenschaft des Gefühls, des religiösen

Gefühls? Wie sollte man darüber seinen Mitmenschen Vorschriften und Anweisungen geben können? Es kann nur der Mensch als Einzelwesen Träger einer Gottesgewißheit sein und die Kraft seines religiösen Gefühls durch die Gestaltung seiner Welt- und Lebensanschauung wie durch die Auswirkung seines Schaffens und Handelns bekunden. Unausprechliche Freudigkeit und Opferbereitschaft bis zur Hingabe des Lebens, Vertrauen, das kein Leid und kein Schmerz zu erschüttern vermag, zu einer wirklichen Gottesnähe und Gottesgnade: das ist es, was uns aus der überwältigenden Geschichte der christlichen Märtyrer entgegenleuchtet. Wir Menschen auch der modernen Zeit haben ein Empfinden dafür, was es heißt: „Über die Kraft.“ Aber aus welcher Kraftquelle dann, wenn der Mensch versagt? „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt“, sagt der Psalmist. Das ist also der Ausdruck der Gottesgewißheit: Das vertrauensvolle Aufschauen in Ehrfurcht zu Gott, die Bereitschaft zum Empfangen der Gnade, die uns zufließt, der Hilfe, die uns neue Kraft gibt, wenn wir versagen. Solche Lebensstimmung setzt also besondere Vorbereitung des Gemütes voraus, und das ist das Kennzeichen des religiösen Menschen, daß er sich an dem Gebundensein an die Ebene des Natürlich-Menschlichen es nicht genug sein lassen kann, sondern seine innerste Befriedigung aus der Höhe, von Gott, erwartet. Freilich, Gott ist verborgen. Er läßt sich nicht mit unseren menschlichen Augen erschauen, er ist ebenso wenig aus der Einzelerrscheinung der Natur zu erweisen, in der Schönheit und Liebe, Häßlichkeit und Grausamkeit, unser Fühlen bald mit Erhebung, bald mit erschütterndem Entsetzen erfüllend, so nahe nebeneinander liegen. Die Widersprüche im großen ganzen, von dem der einzelne Mensch doch ein Teil ist und in das er von Kindesbeinen bis zum letzten Atemzug mitten hineingestellt ist, sind bedeutsame Hemmnisse auf der Brücke, welche von mir als einzelner Person aus zu Gott führen könnte. Gerade weil der Mensch Gott sucht, strauchelt er an den Unbegreiflichkeiten alltäglicher Erlebnisse, an den erschütternden Ungerechtigkeiten, der namenlosen Qual Unschuldiger und ernsthaft ringender Menschen. So wird der verborgene Gott geradezu zu dem ernstesten Bestandteil wahrhafter Gottesgewißheit. Dieses heilige Ahnen der Gottwirklichkeit entzieht sich dem Mitfühlen durch andere, es ist persönlichste Trägerschaft. Mehr ist von diesen Dingen nicht zu sagen. Du fühlst Ihn, dich erfüllt Er, du allein vermagst zu prüfen, ob es seine Richtigkeit hat: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“ Ist solche Gottesgewißheit im Menschenherzen wirklich zu Hause, dann greift im gleichen Augenblick die Überzeugung Platz, daß solches Gotteserleben kein menschliches Erarbeiten, kein menschliches Erzwingen, kein erweisbarer psychologischer Entwicklungsprozeß ist. Der Faden, der das Jetzt mit dem Vorher verknüpfen könnte, ist abgerissen. Es ist hier eine Irrationalität für den Träger heiligen Gottsglaubens in das Bewußtsein eingetreten, ein Wissen ist Wirklichkeit geworden, das mit dem profanen Wissen keine Gemeinschaft verträgt. Sprichst du es auch mit Worten nicht aus, das Gemüt wehrt sich mit überwältigender Macht gegen jeglichen Anwurf, komme er, woher es auch sei. „Tritt nicht herzu, der Ort, da du stehst, ist eine heilige Stätte.“

In der persönlichsten Gottesgewißheit kann es kein Beweisen geben. Es kann auch nicht stören, daß solche bei den verschiedenen Menschen in verschiedener Form Wirk-

lichtkeit sein kann. Du vermagst nur dir selbst Rechenschaft abzulegen von dem, was dein Innerstes erfüllt, dir selbst zu bezeugen, daß, wie es auch sei, die Brücke von deinem Ich zu Gott als deinem Schöpfer, Lenker und Erhalter, wirklich geschlagen ist.

Kann es da noch heißen: Es führt keine Verbindung vom Menschen zu Gott? — Gewiß, es gibt keine religiöse Technik, welche einen Weg von Mensch zu Gott fertig brächte, der nur begangen zu werden brauchte, um zum Ziele, der Gottesgewißheit, zu führen. Gott ist das Ursein, der Mensch ist die Kreatur, und somit vermag nur ein Abglanz der schöpferischen Kraft sich im Menschlichen geltend zu machen. Was der Mensch als Weg zu Gott empfindet, ist in Wirklichkeit der von Gott gebahnte Weg von Gott zur Menschenseele, es ist die Gnade, die hier allein wirksam ist; freilich verschwendet sich diese Hinwendung Gottes zum Menschen nicht auf berechenbare Weise, sondern wir können nicht mehr tun, als uns bereitzuhalten, wenn Gott zu uns reden will und durch uns in seine Schöpfung hinein als ewiger Lenker und Herr zu wirken willens ist. Das „Wachet!“ des Neuen Testaments ist dem religiösen Menschen eine unablässige Bereitschaft zur Aufnahme der Gottheit in seinen Willen, ohne welche die Gnade die Heiligung der Menschenseele nicht vollzieht. Gottesgewißheit bedeutet zugleich Überhöhung des persönlichen Lebens. Damit soll aller innerlich bedeutungslosen Schwärmerei, aller hohlen Dialektik, aller entgeisteten Tradition und allem religiösen Scheinwesen die Trennungslinie gezogen sein. Vom Gottesgeiste im Menschen, dessen Wesen uns in der Christus-Offenbarung vermittelt ist, geht allein die rechte Stellung der Seele zur Welt und zur Gemeinschaft aus, die Reinheit der Gesinnung, die Liebeserfüllung im Dienst am Nächsten, die Mitarbeit an der Erfüllung des Heilandsgebets: Dein Reich komme! Und das alles in der demütigen Beugung unter ein in tiefstem, unerfütterlichem Glauben erfaßtes Wahrheitsbewußtsein: Dein Wille geschehe wie in den Himmeln also auch auf Erden! Darin liegt Wiedergeburt und Aufbau beschlossen; das ist der Weg, den der religiöse Mensch vor sich sieht, von dem ihn kein Leid, keine Enttäuschung, kein Hader und Streit im Wirrwarr der Meinungen abzulenken vermag. Denn letztlich ist es doch der Gotteswille allein, der seine Geltung behauptet und in dem einzelnen Menschen wie im zeitlichen und ewigen Geschehen waltet. —

Mein Weg

Von Friedrich Wieggershaus

Laßt mich eigene Wege gehn,
Stört mir nicht die stillen Kreise.
Nur im stillen kann entstehen
Meines Lebens tiefste Weise.

Ach, ihr redet auf mich ein
Und doch könnt ihr mir nicht raten.
Darum such' ich mir allein
Meinen Weg zu stillen Taten.

Was ich brauche, weiß nur ich.
Jeder kreist um eigene Achse.
Tiefe Stille, sogne mich,
Daß in dir mein Bestes wachse.

Einige Gedanken über den Frieden

Von Hans von Wolzogen

Die Pazifisten haben sich ihren Namen ungeschickt gewählt. Chamberlain macht irgendwo darauf aufmerksam, wie eng und nüchtern der Begriff des Friedens durch das lateinische Wort *pax* ausgedrückt sei. Es bedeutet etwa eine Festmachung, einen Beschluß. Auch das so schön tönende griechische *eirene* besagt nach sprachwissenschaftlicher Deutung nichts anderes als einen Spruch, eine Verabredung. Das sind denn doch recht äußerliche Begriffe, und wer seine Bestrebungen damit bezeichnet, scheint zu verraten, daß er seine Sache eben auch nur von der äußeren Seite auffaßt. Etwas ganz anderes hat unser deutsches Wort „Friede“ zu bedeuten. Es stammt von der arischen Wurzel *pri*, welche nur die edelsten und zartesten innerlichen Begriffe in sich schließt, vor allem — wie das Sanskritwort *priyatva* — die Liebe. Im germanischen Sprachgebiet gefellen sich zueinander als Nächsterwandte: Freite und Freude, Freiheit und Friede. Das letzte Wort entspricht genau dem Sanskrit; aber erst in den germanischen Sprachen hat es den Begriff des Friedens bezeichnet. Welcher Friede ist dies also nach der Weisheit unserer Sprache? Ein Friede, der aus der Liebe erblüht, durchaus ein seelischer Friede. Man braucht nicht zu betonen, daß es ein „ewiger Friede“ sei. Dieser Ausdruck bleibt eine Redensart, wenn von äußerlichem Frieden die Rede ist; dagegen trägt der innere Friede in sich selber Ewigkeitswert. Seelenfriede ist Gottesfriede.

Wenn die Engel der Weihnacht „Frieden auf Erden“ verkünden, wer ist so töricht, dies Himmelswort auf den äußeren Frieden, das gute Auskommen oder kluge Abkommen der Menschen miteinander zu deuten?! Damit haben die Engel nichts zu schaffen; sie sagen ja auch sogleich: „Bei den Menschen, die guten Willens sind.“ Das betrifft die Menschenseele. Paulus weiß dies wohl, wenn er Kol. 3, 15 wünscht: „Der Friede Gottes regiere eure Herzen“, und Gal. 5, 22 fügt er sogar die Grundbegriffe alle zusammen: „Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede.“ So sehr fühlte unser Volk das Innerliche des Wortbegriffs, daß es auch in dessen äußerlichste Anwendung dies noch hinein deutete, indem es den eingefriedigten Platz für seine Gräber, den Friedhof, als Ort des Friedens verstand. Die Einfriedigung ist freilich auch von der Wurzel des Friedens abgeleitet, aber eben im äußeren Sinne einer Behütung, welche gewiß eine Liebestat sein kann, hier jedoch ursprünglich nur eine Rechtstat, Bezeichnung eines Eigentums ausdrücken sollte. Ein Friedhof ist nun freilich die Erde nicht. Ein Kampfplatz bleibt sie immer, so wahr Mensch sein heißt Kämpfer sein. Der Friede flüchte sich nicht in die Gräber, aber in die Herzen!

Soll Friede das Ende alles Kampfes auf Erden bedeuten, so früge es sich doch sehr ernstlich, nicht nur, ob die Menschen dieses Friedens fähig, sondern auch, ob sie seiner wert wären. Womit haben sie ihn sich verdient? Und was fangen sie mit ihm an? Nur schon einen zeitweiligen staatspolitischen Frieden hatten die Völker schwer aus, und er tut ihnen nicht einmal gut. Das haben wir erfahren. Ein Gottesfriede ist er nie gewesen. Und welchen Frieden erkennen wir bestenfalls in unserem heutigen Volke als möglich? Entweder einen wirtschaftlichen, einen Geschäftsinternationa-

Islamus, oder einen physischen, einen Zustand völliger Ermattung, Kampfunfähigkeit. Können wir uns das wünschen? Wir können es nur befürchten. Es stehen der Menschheit noch viele Kämpfe bevor, die schwersten Kämpfe dem Guten und Edlen um sein Leben und Wirken. Die rechte Kraft dafür, gewiß, sie liegt nicht nur in Faust und Schwert. Die Seele muß die Waffen führen, und Gott muß mit ihnen, das heißt: mit der Seele sein. Was also ist, tief gesagt, die eigentlich kämpfende Kraft? Der innere Friede, worin der Mensch mit sich selber einig ist, weil er es mit seinem Gott ist. Im Frieden mit Gott findet die Menschenseele ihren Frieden, und im Frieden mit sich selber hat sie die Ruhe in Gott, ihre Geborgenheit, ihren inneren Friedhof. Nun ruft das Leben, die Welt, das Draußen sie zum Kampf und immer wieder zum Kampf. Und nun ist sie innerlich sieghaft stark bewehrt. Sie ist ihrer selbst und ihres Gottes sicher. Sie wird auch keine anderen Kämpfe führen als für ihre eigensten Güter, für das Rechte, das Gute, das Edle, das Göttliche. Kämpft sie fürs Vaterland, so ist ihr dies das gottgegebene und anvertraute Eigen und der Inbegriff des Seelischen, als welches für die deutsche Seele das Deutsche im ethischen Sinne ist. Der innere Friede ist die Macht der „guten Kämpfe“, davon Paulus spricht. Wenn dann auch das irdische Glück versagt, wenn der äußere Lohn und Preis ausbleibt, der Ewigkeitswert des inneren Friedens bleibt unverfehrt, er hat sich im Heldentum bis zum Tode bewährt. In den Menschenherzen, die guten Willens sind, hat Gott immer gesiegt und der Weihnachtsbotschaft der Engel recht gegeben. Der Geist der Liebe, auch in der Vaterlandsliebe lebendig, wirkt durch alle Kämpfe des Draußen hindurch im menschlich Innern den wahren „Frieden auf Erden“.

Mein Gott

Von Georg Knauer

Wer du auch bist und wo du bist,
 Ich weiß es nicht und kann es nicht ermessen.
 Wenn ich voll Ehrfurcht an dich denke
 Und meine Bitten lenke
 Zu dir, weiß ich nicht wessen
 Dein Wesen und dein Ursprung ist.

Und doch kann nichts mir aus dem Herzen rauben
 Die Einsalt meines Denkens,
 Und nicht kann klägelndes Erfassen
 Von meiner Seele Urgrund lassen,
 Die heiß mich lehrt: du bist der Geist des Schenkens,
 Dich denken, dich ersehnen heißt — dich glauben!

Deutsche und österreichische Strafrechtsreform

In einer Reihe europäischer Länder — teilweise auch in nichteuropäischen — tritt seit Jahren mehr und mehr das Bestreben nach einer Reformierung des geltenden Strafrechts in die Erscheinung. Man fühlt allgemein, daß die — teilweise schon seit vielen Jahrzehnten — geltenden strafrechtlichen Bestimmungen für die heutige Zeit nicht mehr passen. So hat sich denn eine Reihe von Ländern bereits neue Strafgesetzbücher geschaffen, andere sind noch bei deren Schaffung tätig.

In die letztere Gruppe gehören die beiden Länder, die hier am meisten interessieren: Deutschland und Österreich. Das geltende Deutsche Strafgesetzbuch hat eine mehr als fünfzigjährige Dauer hinter sich, beim Österreichischen Strafgesetzbuch erhöht sich die Dauer auf mehr als siebenzig Jahre. Berücksichtigt man, welche Umwälzungen auf allen Gebieten des staatlichen und des Einzel Lebens sich in diesen Zeitdauern vollzogen haben, erwägt man die tiefgreifenden Änderungen des politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens, den teilweisen Wechsel selbst der ethischen Anschauungen und nicht in letzter Linie die Fortschritte der Strafrechtswissenschaft, so ist das Bestreben nach einer Reform der seit Jahrzehnten geltenden, vielfach veralteten strafrechtlichen Bestimmungen selbstverständlich.

In Deutschland hatte man die Notwendigkeit einer Reform schon in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts eingesehen. Staatssekretär Dr. Lieberding, der Leiter der Justizverwaltung, ließ zunächst durch ein Komitee von Professoren und einigen Praktikern das gesamte in- und ausländische Strafrecht zusammenstellen. Das Ergebnis dieser Arbeit war das monumentale Werk der „Vergleichenden Darstellung des in- und ausländischen Strafrechts“. Damit war der nötige Boden für die Inangriffnahme der Reformarbeit geschaffen. Im Jahre 1906 wurde eine Kommission unter dem Vorsitz von Ministerialdirektor Dr. Lucas mit der Aufgabe betraut, den Vorentwurf eines neuen deutschen Strafgesetzbuches zu schaffen. Dieser Vorentwurf erschien im Jahre 1909 mit zwei stattlichen Bänden Begründung, die, mag der Vorentwurf im Laufe der weiteren Reformarbeiten auch noch so einschneidende Änderungen erfahren haben, eine Fülle Material von dauerndem Werte enthalten. Nachdem die Kritik und die Regierungen der Länder sich zu dem Vorentwurf eingehend geäußert hatten, trat im Frühjahr 1911 eine aus fünfzehn Professoren, Richtern, Staatsanwälten, Justizverwaltungsbeamten, Rechtsanwälten und Ärzten bestehende Kommission zusammen, die den (nicht amtlichen) Entwurf eines Deutschen Strafgesetzbuchs aufstellen sollte. Sie brachte diese Aufgabe im Herbst 1913 zu Ende. Der Entwurf enthielt zunächst keine Begründung, wurde auch nicht veröffentlicht; man wollte vorher noch den Entwurf eines Einführungsgesetzes fertigstellen. Dies war im September 1914 gelungen. Inzwischen aber war der Weltkrieg ausgebrochen, und jede Reformarbeit mußte bis auf weiteres ruhen. Erst im Frühjahr 1918 wurde sie wieder aufgenommen mit einer Überprüfung des Kommissionsentwurfs von 1913. Diese führte zu weitgehenderen Änderungen des Entwurfs 1913, als man zunächst angenommen hatte, zumal die im November 1918 eingetretene Änderung der Staatsform vor neue Aufgaben stellte. Der abgeänderte Kommissionsentwurf wurde als Entwurf 1919 gleichzeitig mit dem Kommissionsentwurf 1913 und einer eingehenden Begründung veröffentlicht. Alle bis dahin fertiggestellten Entwürfe tragen keinen amtlichen Charakter. Nun aber ging man daran, einen amtlichen Entwurf aufzustellen. Die Zeit war einer solchen Arbeit nicht günstig. Die Unsicherheit der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, der fortgesetzte häufige Wechsel in den Ministerien traten hindernd in den Weg. Ein im Jahre 1922 unter dem Ministerium Kadbruch aufgestellter Ent-

wurf gelangte nicht über das Kabinett hinaus. Erst im Jahre 1924 gelang es, den in wesentlichen Punkten abgeänderten Entwurf 1922 im Kabinett zur Annahme zu bringen. Dieser Entwurf ging als Entwurf 1925 an den Reichsrat, wurde dort sehr eingehend erörtert und vielfach geändert und kam im Jahre 1927 als Entwurf 27 an den Reichstag. Dieser überwies ihn nach der ersten Lesung einem besonderen strafrechtlichen Ausschuß, der unter dem Vorsitz von Wilhelm Raßl bis zum März 1928 den gesamten allgemeinen Teil und sieben Abschnitte des besonderen Teils in erster Lesung erledigte. Die vorzeitige Auflösung des Reichstages bereitet der Arbeit des Ausschusses ein unerwartet frühes Ende. Ein noch vom alten Reichstag angenommenes Überleitungsgezet gab dem neuen Reichstag die Möglichkeit, die Weiterberatung des Entwurfes aufzunehmen, ohne daß es einer neuen Regierungsvorlage bedurfte. Von dieser Möglichkeit hat der neue Reichstag erfreulicherweise Gebrauch gemacht und der von ihm neu eingesetzte strafrechtliche Ausschuß hat im Oktober v. J. mit der Weiterberatung des Entwurfes begonnen. Dies der Gang und der dermalige Stand der Reformarbeit in Deutschland.

Neben ihr entfaltete sich seit Jahren eine lebhaft, auf Anschaffung eines Strafgesetzbuches gerichtete Tätigkeit in Österreich. Auch dort wurden wiederholte Entwürfe aufgestellt; zu einer parlamentarischen Verabschiedung kam es so wenig wie in Deutschland. Mehr und mehr setzte sich im Laufe der Reformarbeiten der Gedanke durch, ein für Deutschland und Österreich gemeinsames Strafgesetzbuch zu schaffen. Diesen Gedanken zu verwirklichen, erschien um so eher möglich, als nach Beendigung des Weltkrieges alle nichtdeutschen Elemente aus dem österreichischen Staate ausgeschieden waren. Die beiderseitigen Regierungen traten insbesondere nach Veröffentlichung des deutschen Entwurfs 1919 in immer engere Beziehungen, man fand sich zu gemeinsamer Arbeit zusammen, deren erfreulicher Erfolg es war, daß die Entwürfe, die im Jahre 1927 dem Deutschen Reichstag und der Österreichischen Nationalversammlung vorgelegt wurden, inhaltlich und selbst in der Formulierung der einzelnen Bestimmungen nahezu gleichbedeutend waren, abgesehen von der Frage der Todesstrafe, die in Österreich durch die Verfassung abgeschafft ist und die infolgedessen auch der österreichische Entwurf nicht aufnehmen konnte, während der deutsche Entwurf sie aufgenommen hat. Auch während der parlamentarischen Beratung des Entwurfes in den Ausschüssen des Reichstages und der Nationalversammlung wurde stets engste Fühlung bewahrt; man gab bald auf der einen, bald auf der anderen Seite nach, und das Ergebnis war, daß, als der deutsche Strafrechtsausschuß seine Arbeit im März 1928 aufgeben mußte, hinsichtlich des Allgemeinen Teiles der Entwürfe, abgesehen, wie bemerkt, von der Todesstrafe, vollkommene Übereinstimmung erzielt war.

Fragt man, welches die wesentlichsten Ziele sind, die die Reform in beiden Ländern erstrebt, so ergibt sich folgendes:

Man streitet seit Jahrzehnten über den Zweck der Strafe. Lange Zeit sah man den Zweck der Strafe lediglich in der Vergeltung. „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ Dem Rechtsbrecher sollte durch eine sogenannte „gerechte“ Strafe vergolten werden, was er am einzelnen oder an der Gesamtheit gesündigt hatte. Mehr und mehr aber setzte sich die Erkenntnis durch, daß der Zweck der Strafe nicht einzig und allein in der Vergeltung liegen dürfe, ganz abgesehen davon, wie weit menschliche Erkenntnis überhaupt in der Lage ist, eine „gerechte“ Strafe zu finden, daß vielmehr die Strafe und ihr Vollzug neben der Vergeltung, die als Strafzweck ja keineswegs ausgeschieden werden soll, noch andere Zwecke zu erfüllen habe, nämlich die Zwecke der Besserung und Erziehung des Verbrechers, der Verhütung von Verbrechen und der Sicherung der Gesellschaft gegen den gemeingefährlichen Gewohnheitsverbrecher. In Deutschland war es besonders Franz von Liszt, der hervorragende Berliner Strafrechtslehrer, der diese weiteren Forderungen hinsichtlich der Strafzwecke aufstellte und begründete. Er und seine Schüler traten als Vertreter der modernen sozialen Strafrechtsschule in scharfen Gegensatz zu der im wesentlichen an dem Vergeltungsgebanten festhaltenden sogenannten klassischen Schule. Jahre hindurch tobte zwischen den Vertretern der beiden Schulen heftiger Kampf. Allmählich schien

man sich auf einer mittleren Linie gefunden zu haben. Von den gemäßigten Elementen beider Seiten wurde zugegeben, daß die Strafe sich nicht in der Vergeltung erschöpfen dürfe, daß andererseits aber der Vergeltungsgedanke nicht auszuschneiden sei. Auch die Entwürfe in Deutschland und Österreich stellten sich auf diesen einzig richtigen, mittleren Standpunkt.

Sollte aber die Strafe und ihr Vollzug nicht nur vergelten, sondern auch dem Zweck der Erziehung und Besserung, der Verhütung und Sicherung dienen, so mußte mehr als bisher bei Bemessung von Art und Höhe der Strafe neben der objektiven Schwere der Tat und ihren Folgen die Persönlichkeit des Täters berücksichtigt werden. Dies ist aber nur möglich, wenn man dem Richter bei der Strafbemessung ein größeres Maß freien Ermessens einräumt, als es die bisherigen Gesetze tun; nur dann ist der Richter in der Lage, der Eigenart des einzelnen Falles und der Eigenart der Persönlichkeit des Täters gerecht zu werden, nur dann kann er individualisieren, nur dann kann er eine Strafe finden, die nicht nur dem Vergeltungsgedanken, sondern auch den übrigen, oben erwähnten Strafzwecken gerecht würde, während jetzt das Gesetz ihn häufig in starre Schranken zwingt und ihn nötigt, auf Strafen zu erkennen, die nach seinem eigenen Empfinden der Schwere der Tat und der Schuld des Täters nicht entsprechen. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn § 216 des Deutschen Strafgesetzbuches den Richter zwingt, im Falle der Tötung auf Verlangen auf mindestens drei Jahre Gefängnis zu erkennen, obwohl gerade solche Fälle — man denke an die Euthanasie (Sterbehilfe) überaus mild liegen können. Diese Erweiterung des freien richterlichen Ermessens bei der Strafzumessung ist daher einer der Grundgedanken, auf denen die neuen Entwürfe sich aufbauen.

Ein solches erweitertes freies Ermessen verlangt zunächst möglichste Beseitigung der erhöhten Strafmindestmaße. Fälle, wie der vorerwähnte, die den Richter zwingen, auf eine nach seinem eigenen Empfinden nach Lage des Falles viel zu hohe Strafe zu erkennen, dürfen nicht mehr möglich sein. Nach unten und oben weit gespannte Strafrahmen sind erforderlich. Die Annahme mildernden Umstände und danach die Bemessung der Strafe nach einem vom gewöhnlichen Strafrahmen abweichenden milderen Strafrahmen darf nicht, wie bisher, nur bei einzelnen Delikten möglich sein, sondern muß bei allen Delikten, selbst beim schwersten, vorgesehen werden, womit z. B. auch die jetzt vielfach und mit Recht angefochtene absolute Androhung der Todesstrafe bei Mord entfallen würde. Aber die allgemeine Möglichkeit der Annahme mildernder Umstände hinaus muß dem Richter auch noch die Möglichkeit gegeben werden, bei einzelnen, im Gesetze besonders hervorgehobenen Delikten, beim Vorliegen eines besonders leichten Falles überhaupt von Strafe abzugehen. Andererseits ist es erforderlich, daß der Richter in die Lage versetzt wird, beim Vorliegen eines besonders schweren Falles auf eine entsprechend hohe Strafe zu erkennen, ohne daß er an die vielfach lüdenhafte Kasuistik des geltenden Rechts gebunden ist. Endlich ist das Anwendungsgebiet der Geldstrafe auszudehnen, sei es, um Erstbestrafte zunächst noch vor dem Makel der Freiheitsstrafe zu bewahren, sodann aber auch, um die kurzen, wenig nützenden, mehr schadenden Gefängnis- und Haftstrafen zu beseitigen.

Allen diesen Voraussetzungen für eine Erweiterung des richterlichen Ermessens bei der Strafbemessung werden der deutsche und der österreichische Entwurf gerecht, und die Entwürfe versetzen demgemäß den Richter in die Lage, bei der Strafbemessung, sowohl was die Art der Strafe als was deren Höhe anlangt, allen Verhältnissen des einzelnen Falls Rechnung zu tragen, insbesondere mehr als bisher neben der Schwere und Bedeutung der Tat die Persönlichkeit des Täters, seine natürliche Veranlagung, seinen Charakter, seinen Bildungsgrad, sein Vorleben, die Umgebung, in der er lebte, die Motive, aus denen er handelte, usw. zu berücksichtigen. — Dem Strafrichter der Zukunft erwächst damit eine nicht leichte Aufgabe. Er darf nicht nur Jurist sein, er muß weitgehendes psychologisches, soziales, pädagogisches Verständnis haben. Groß ist die Macht, die in seine Hände gegeben wird, schwer sind die Pflichten, die man ihm auferlegt. Daß er diese Macht nicht mißbrauche, daß er seine Pflichten gewissenhaft erfüllen wird, dafür bürgt die Eüchtigkeit, die Pflichttreue, die Gewissenhaftigkeit unserer so viel angefeindeten Richter.

Sollen aber Strafe und Strafvollzug neben dem Zweck der Vergeltung dem weiter erwähnten Zweck der Erziehung, Besserung, Verhütung und Sicherung dienen, so ist es nötig, daß das künftige Strafgesetzbuch dem Richter nicht nur die Möglichkeit gibt, auf eine der Lage des einzelnen Falles entsprechenden Strafe zu erkennen, sondern daß es ihm eine Reihe von Besserungs- und Sicherungsmaßnahmen zur Verfügung stellt, die er gegen den Angeklagten anordnen kann. Die Entwürfe sehen deshalb verschiedene solcher Besserungs- und Sicherungsmaßnahmen vor. Abgesehen von der schon dem jetzigen Rechte bekannten bedingten Strafaussetzung kommen folgende in Betracht: der erkennende Strafrichter kann anordnen, daß ein wegen Geisteskrankheit und dadurch bedingter Zurechnungsunfähigkeit frei gesprochener Angeklagter, wenn die öffentliche Sicherheit es erfordert, ohne weiteres und ohne daß wie bisher der gute Wille und das Ermessen der Polizei eine Rolle spielt, in einer öffentlichen Heil- oder Pflegeanstalt untergebracht und dort so lange festgehalten wird, wie seine Gemeingefährlichkeit dauert. In gleicher Weise kann ein Trinker, der in der Trunkenheit eine Straftat begangen hat und zu Erzeihen in der Trunkenheit neigt, in einer Trinkerheil- oder Entziehungsanstalt untergebracht werden. Bettler, Landstreicher, Dirnen usw. verweist der Richter ins Arbeitshaus. Die wesentlichste Sicherungsmaßnahme, die die Entwürfe kennen, ist die Sicherungsverwahrung gemeingefährlicher Gewohnheitsverbrecher. Sie werden nach Verbüßung ihrer Strafe auf unbestimmte Zeit in Sicherungsverwahrung genommen. Innerhalb bestimmter Zeiträume, zunächst von drei zu drei Jahren, prüft das Gericht, ob die weitere Festhaltung erforderlich ist. Auf diese Weise ist die Möglichkeit gegeben, diese für die Allgemeinheit im höchsten Maße gefährlichen Individuen, nötigenfalls dauernd, unschädlich zu machen.

Mit dieser Neuregelung der Strafbemessung und mit der dem Richter gegebenen Möglichkeit, neben der Strafe auf Besserungs- und Sicherungsmaßnahmen zu erkennen, muß selbstredend ein entsprechender, nach Erziehung und Besserung gerichteter, Strafvollzug verstanden werden, wie er in der Form des Stufenstrafvollzugs im Entwurf des deutschen Strafvollzugsgesetzes vorgesehen ist.

Sind die vorliegenden Entwürfe erst einmal Gesetz geworden, so haben wir ein Straf- und Strafvollzugsgesetz, das den Anschauungen und Forderungen der Gegenwart entspricht, indem es dem Richter eine scharfe Waffe zur Bekämpfung insbesondere des gefährlichen Verbrechertums in die Hand gibt, andererseits aber in dem Verbrecher immer noch den Menschen sieht, der durch die Strafe erzogen und gebessert und wieder zu einem brauchbaren Mitglied der menschlichen Gesellschaft gemacht werden soll. Daß diese Gesetzgebung eine für Deutschland und Österreich gemeinschaftliche sein solle, ist ganz besonders erfreulich als ein Umstand, der geeignet ist, die zwischen den beiden stammverwandten Völkern bestehende Kulturgemeinschaft immer enger zu gestalten und sie auch nach außen zu betonen.

Oberreichsanwalt a. D. Professor Dr. Ebermayer, Leipzig

Hofprediger und Politik

Hofprediger Dr. Doehring versuchte, ein evangelisches Zentrum oder eine Reformationspartei zu gründen, also Religion und Politik zu verquiden. Wir schätzen den temperamentvollen Mann, aber wir sind doch etwas erstaunt, daß ihn Stoeders Spuren nicht schrecken. Und jener christlich-soziale Politiker hatte doch immerhin lange Zeit den Hof hinter sich. Es ist kürzlich ein Buch über jenen vielgehaßten und vielgeliebten Mann erschienen „Hofprediger Adolf Stoeder und die christlich-soziale Bewegung“ (Reimar Hobbing, Berlin) von Dr. Walter Frank, der nach den früheren Werken über Stoeder auf Grund vielfach unbekannten Alten-

materials nun ein fesselndes politisches Zeitgemälde entwirft, dessen Studium der Doebering-Partei zu empfehlen sein dürfte. Ein Abschnitt daraus, Stoeckers Prozeß gegen die damalige „Freie Zeitung“, scheint mir besonders lehrreich zu sein — und heute noch typisch.

Am 18. Oktober 1884 erschien in der Berliner „Freien Zeitung“ ein Artikel mit der Überschrift „Hofprediger, Reichstagskandidat und Lügner“, der sofort auch als Flugblatt in den Reichstagswahlkampf geschleudert wurde. Mit den schärfsten Worten wurde hier Stoecker als „trivoler Lügner“ angegriffen. Die ganze Fassung des Artikels verrät die Absicht, einen Prozeß zu provozieren. Stoecker, gereizt durch diese „ungewöhnliche Frechheit“ und noch nicht vertraut mit den Methoden moralischer Vernichtung, erstattete Anzeige bei der Staatsanwaltschaft, und diese erhob gegen den verantwortlichen Redakteur Heinrich Baeder Anklage. Der Hofprediger war in die gestellte Falle gegangen: vor den Schranken des Landgerichts I in Berlin entwickelte sich am 9., 10., 13. und 16. Juni 1885 der große Baeder-Prozeß, der die öffentliche Meinung der Reichshauptstadt, ja des In- und Auslandes monatelang in Atem hielt.

Heinrich Baeder war ein völlig bedeutungsloser Winkelredakteur mosaischer Konfession, wegen Majestätsbeleidigung und mehrfacher gewöhnlicher Beleidigung vorbestraft. Den intrinierten Aufsatz hatte nicht er, sondern ein Dr. Rosenbaum geschrieben. Baeder aber war der sogenannte „Sitzredakteur“, d. h. er hatte gegen Entschädigung die Gefängnisstrafen abzusitzen, welche derartige Revolverartikel mitunter einbrachten. Im Jahre 1885 bekam er nach Absolvierung seiner Gefängnisstrafe eine Freistelle in einer Versorgungsanstalt. Auch Dr. Rosenbaum war natürlich nur Agent provocateur, eine untergeordnete Schachfigur, die von hinten geschoben wurde. Die politischen Mächte, welche hinter diesen Marionetten standen, wurden dadurch gekennzeichnet, daß sich sofort in der Person des Dr. Sachs und vor allem des Dr. Mundel erstklassige Rechtsanwälte für Baeder fanden. Beide waren fortschrittliche Parlamentarier, ersterer auch jüdischer Herkunft. Der Prozeß war von langer Hand sorgfältig vorbereitet: Seit Jahren (1880) hatte ein Komitee unter Ludwig Loewe alles Material gesammelt, das sich zur Kompromittierung Stoeckers verwenden ließ. „Gleich wütenden Spürhunden — schrieb Bodelschwings — hatten sie Stoeckers ganzes Leben von Jugend auf durchforstet.“ Eine geschickte Kampagne der jüdisch-fortschrittlichen Presse unterstützte die gerichtliche Verhandlung. Der Prozeß Stoecker kontra Baeder wurde so ein rein politischer Prozeß.

Stoecker selbst hat später erklärt: Der Zweck des Prozesses sei gewesen, ihn als den Führer des Antisemitismus „mit dem Richtschwert des Erkenntnisses moralisch hinzurichten“; das Judentum, welches vor seinem Auftreten so sicher gewesen sei, daß ihm die Herrschaft im öffentlichen Leben nicht entzogen werden könne, und das sich nun plötzlich in den Kampf um seine Gleichberechtigung zurückgeworfen gefühlt habe, habe mit seiner Presse einen „einzigen großen Chorus unerfättlicher Rache“ gebildet.

Der Fortschritt und das mit ihm verbündete Judentum waren in der Tat die treibenden Kräfte hinter diesem Prozeß. Die Pflicht der Presse — so erklärte Dr. Sachs — sei es, die moralische Qualifikation derjenigen zu prüfen, welche das Volk in den Parlamenten vertreten. Aus der Phrase in die Wirklichkeit überseht hieß das: durch die sittliche Kompromittierung des mächtigen politischen Gegners in den Augen der öffentlichen Meinung sollte einerseits seine Anhängererschaft an ihm irregemacht, andererseits sein Rückhalt, der kaiserliche Hof, zur Verleugnung des Agitators, d. h. zur Entlassung des Hofpredigers veranlaßt werden. In letzterer Hinsicht ist der Prozeß Stoecker — so verschieden natürlich die Anklagen waren, welche die Anwälte der öffentlichen Meinung schleuderten — dem Prozeß Harden-Eulenburg zu vergleichen. Aber „Presse und Judentum“, die ihn umbringen wollten, klagten auch Philipp Eulenburgs Tagebuchnotizen und am 22. April schreibt er nieder: er sei „nur eine Figur auf dem Schachbrett“ — und die Regierung hat das Spiel verloren, „das Spiel des Kaisers“. Im Jahre 1908 galt der Stoß dem Günstling des Kaisers, im Jahre 1885 dem Hofprediger, dessen antisemitisch-antiliberaler Agitation noch immer der Nimbus kaiserlicher Duldung umwob.

Es würde eine unerträgliche Belastung der Darstellung mit heute lächerlich erscheinenden Kleinigkeiten bedeuten, wollte man all die Einzelheiten wiedergeben, mit denen die Verteidiger des Angeklagten Baeder den gegen Stoecker erhobenen Vorwurf der 'frivolen Lüge' zu belegen suchten. Das Niveau mancher dieser Argumente erhellt etwas daraus, daß die monarchische Gesinnung Stoeders verdächtigt wurde, weil er 1877 dem Schneider Grüneberg als Lektüre den 'Radikalen deutschen Sozialismus' von Rudolf Lohd gegeben hatte, in dem bekanntlich die Republik als der christlichen Idee mehr entsprechend denn die Monarchie bezeichnet wurde; oder, daß man dem Hofprediger den Königsmörder Hödel an die Rodschöhe zu hängen suchte, weil dieser sich im Jahre 1878 vorübergehend in die Christlichsoziale Arbeiterpartei eingedrängt hatte. Andere Vorkommnisse sollten die Unwahrhaftigkeit Stoeders erweisen: den Unterzeichnen der gegen den Antisemitismus gerichteten 'Notabelnerklärung' hatte er im Jahre 1880 vorgeworfen, mehr als ein Viertel von ihnen habe sich in der Gründerzeit an dem Tanz 'um das goldene Kalb' beteiligt; zur Rede gestellt, hatte er erst nach längerer Zeit die Namen der Gemeinten genannt und sich zuletzt auf die Ausflucht zurückgezogen, er habe durchaus 'nicht nur Gründer im schlechten Sinne des Wortes' gemeint. Den Höhepunkt der gegnerischen Anklagen bildete endlich der Vorwurf, Stoecker habe einen Meineid geschworen. In der Tat hatte er am 24. Januar 1885 in einem Prozeß Gördi kontra Berndt als Zeuge unter Eid ausgesagt, er sei zu dem Sozialdemokraten Ewald (dem seine Genossen regierungsfreundliche Tendenzen nachsagten) nie in politischer Beziehung gestanden; ungefragt hatte er dieser richtigen Aussage hinzugefügt: 'Ich sehe ihn heute zum erstenmal'. Dabei hatte er, wie sich herausstellte, 1881 und 1883 je einmal mit Ewald in Versammlungen einige Worte gewechselt. Eine bei einem so vielbeschäftigten Manne leicht mögliche Gedächtnistäuschung wurde hier zu einem Meineid aufgebauscht. Im Jahre 1903 hat Stoecker durch einen Prozeß gegen den sozialdemokratischen Redakteur Roste in Königsberg eine gerichtliche Niederschlagung des Meineidsvorwurfes erreicht; 'es sei eine 'Feierstunde' — schrieb er am 24. Juni seiner Frau —, 'daß endlich dieses Meineidsirrtum aus den Sümpfen des öffentlichen Lebens verschwindet'.

Der geschichtlichen Betrachtung ist die ganze Nichtigkeit dieser Anklagen ohne weiteres klar. Im Munde einer geschickten Verteidigung aber wurden sie im Jahre 1885 zu einem sehr gefährlichen Angriff auf Stoecker. Die Beobachtung, die Geheimrat Boffe im Jahre 1880 am Ministertisch während der 'Judendebatte' im Preussischen Abgeordnetenhaus machte: daß die rednerische Stärke Stoeders im Angriff, nicht aber in der Abwehr eines planmäßig und kalt vorbereiteten Angriffs liege, wurde hier wieder bestätigt. Mit großartiger Sorglosigkeit und Selbstsicherheit war der Hofprediger nicht als Nebentläger neben dem Staatsanwalt — was ihm die Zuhilfenahme eines Rechtsbeistands ermöglicht hätte —, sondern allein als Zeuge erschienen; am ersten Tage wollte er dem jüdischen Rechtsanwalt Sachs die Antwort verweigern und mußte erst vom Präsidenten auf die Verpflichtung zur Antwort hingewiesen werden. Der überlegenen Dialektik und kniffigen Logik der Advokaten aber war er nicht gewachsen. Er war in dieser Gerichtsverhandlung wirklich etwas von Simson, der, von seiner Leidenschaft betört, in die Fallstricke der Philister gegangen war.

Dr. Mundel riß bald die tatsächliche Leitung der Verhandlung an sich: wie David dem Goliath, so schleuderte der Mann des attischen Wikos dem leidenschaftlich erregten und immer unsicherer werdenden Hofprediger die Steine des moralischen Vorwurfs kühllächelnd an die Stirn. Der Zuhörertraum des Gerichts füllte sich von Tag zu Tag mehr; die Presse erzeugte 'eine fieberhaft erhitzte Atmosphäre'. Die Leitung des Gerichts verlor die Zügel der Verhandlung. Am dritten Verhandlungstag, dem 13. Juni, eröffnete der Vorsitzende, Dr. Lütj, die Sitzung mit den Worten: er setze die Verhandlung in der 'Anlagefache wider Stoecker' fort; erst die allgemeine Heiterkeit brachte ihn zur Korrektur dieses Versehens.

Das Versehen war in der Tat für die Situation kennzeichnend: der juristische Kläger Stoecker war zum moralischen Angeklagten geworden. Der Präsident verteidigte sich bereits nervös

gegen den Vorwurf pseudonymer Zuschriften, das Gericht sei antisemitisch. Er wies den Zeugen Stoecker zurecht: er scheine, nicht immer die Grenze der Objektivität zu bewahren; es sei aber nötig, 'möglichst objektiv zu prozessieren und Licht und Schatten möglichst gleich zu verteilen'. Kurz darauf entschuldigt sich Dr. Lütz, daß er ab und zu nicht umhin könne, mit persönlichen 'Sentiments' in die Verhandlung einzugreifen. 'Ich bin doch auch nur ein Mensch ...'

Der Staatsanwalt als Vertreter der Anklage sprach für Stoecker: kurz, rein juristisch, bürokratisch und rhetorisch, endend mit dem Antrag auf sechs Monate Gefängnisstrafe gegen den Redakteur Baeder.

Die bewegliche Verteidigung mußte dem Nervenzusammenbruch des Gerichtsvorsitzenden und der bürokratischen Korrektheit des Staatsanwalts gegenüber ein leichtes Spiel haben. Mit dem Aufgebot aller juristischen und rhetorischen Mittel ging sie gegen den Hofprediger vor. 'Hundert Jahre — so hob Dr. Sachs an — waren vergangen, seitdem Lessing den Nathan geschrieben ...', da kam dieser Träger der christlichen Liebe, um eine Bewegung zu inszenieren, an deren Entwicklungsgang wie mit Flammenzeichen die Worte Eliza Esler und Neustettin siehen.' Und triumphierend schloß er: 'Der Angeklagte ist verurteilt, Herr Stoecker ist gerichtet ...!'

Noch wirksamer verstand Dr. Mundel die Register der sittlichen Entrüstung und der beißenden Ironie zu ziehen. 'Die Artikel sind geschrieben aus der Gewissenspflicht, diesem Mann die Maske vom Gesicht zu reißen, ... aus dem Gefühl, daß der Keulenschlag endlich herniederfallen mußte!' Unterbrechung durch den Staatsanwalt: er bedaure, daß Dr. Mundel die ohnehin schlechte Atmosphäre in diesem Saal durch den aufreizenden Ton seiner Rede noch mehr verschlechtere: er, der Staatsanwalt, habe gewünscht, möglichst die Objektivität wahren zu lassen und die Leidenschaften möglichst zu unterdrücken. Auch der Präsident sieht sich nun veranlaßt, den sarkastischen Ton des Rechtsanwalts als 'über die zulässige Grenze hinausgehend' zu rügen. Der Getadelte protestiert. 'Was ich gesprochen, spreche ich nicht zum Scherz, sondern in tiefster, sittlicher Entrüstung!' Der Präsident weicht zurück: er habe ja nicht behauptet, daß Herrn Mundels Ton die Grenzen des Anstandes überschreite; er wolle ja doch Licht und Schatten ganz gleichmäßig verteilen; allerdings sei der Ton des Herrn Mundel nicht ohne eine gewisse Schärfe. Mundel: 'Das liegt jedenfalls in meiner Natur!'

Auf der Straße rissen sich die Leute um die Rede des Rechtsanwalts, die sofort als Extrablatt gedruckt worden war. Als am 16. Juni Dr. Lütz — nach seiner eigenen Entschuldigung körperlich indisponiert — das Erkenntnis verlas, sprach er erneut vom 'Angeklagten Stoecker' und mußte erst durch Zwischenrufe der beißenden Richter darauf aufmerksam gemacht werden, daß Stoecker wenigstens formell der Kläger bzw. Zeuge sei.

Das Urteil setzte die vom Staatsanwalt beantragte Gefängnisstrafe von sechs Monaten auf drei Wochen herab. 'Direkt strafmildernd — so hieß es in der Urteilsbegründung — ist der Gesichtspunkt, daß der Angeklagte der jüdischen Konfession angehört. Derjenige mußte seinen Glauben und den seiner Väter nicht lieb haben, der schließlich nicht tief gereizt und innerlich empört würde, wenn er Angriffe sieht auf seinen Glauben und die Gleichberechtigung seines Glaubens, zumal wenn diese Angriffe von einem Geistlichen kommen.'

Es war eine schwere gerichtliche Niederlage Stoeders. Ihr Eindruck wurde dadurch verstärkt, daß er kurz darauf, am 16. Juli, in einem Prozeß mit seinem freisinnigen Gegenanbieten in Siegen, dem Fabrikanten Schmidt, wegen Beleidigung zu 150 Mark Geldstrafe verurteilt wurde. Der Vorstand des Fortschrittlichen Vereins (Theodor Barth u. a.) hatte allen Grund, in einer Adresse an Dr. Mundel und Dr. Sachs diesen den besten Dank für ihre 'wirkungsvollen Bemühungen' auszusprechen. 'Die antisemitische Bewegung — so hieß es hier — konnte durch nichts besser charakterisiert werden als durch die gerichtliche Feststellung der sittlichen Qualitäten ihres Hauptführers. Das Resultat dieser gerichtlichen Feststellung enthebt uns im zweiten Berliner Reichstagswahlkreis voraussichtlich der Mühe, den Hofprediger Stoecker weiter als ernsthaften politischen Gegner bekämpfen zu müssen.'

Die Gegner hatten einen ersten großen Erfolg über den Agitator davongetragen."

Der Weltbund der Jugend für den Frieden

Vom 17. bis 26. August 1928 fand im Zeltlager Erde bei Ommen (Holland) ein in seiner Art einzig dastehender Kongreß statt, dessen Zweck und Ziel die Gründung eines „Weltbundes der Jugend für den Frieden“ war. Wohlgemerkt: nicht um den Zusammenschluß irgendwelcher pazifistischer Jugendgruppen oder sonst weltanschaulich irgendwie verbundener Kreise handelt es sich, — das wäre weder neu noch einer allzu großen Beachtung wert, nein, ein Welt- (nicht europäischer!) bund der Jugend (nicht einer Jugend) für den Frieden (d. h. nicht etwa der friedensbereiten Jugend) stand zur Debatte, ihn nach Möglichkeit zu gründen, war man aus allen fünf Erdteilen und 30 Nationen hergekommen. Ein gigantischer Versuch, der — es sei vorweg gesagt — nicht gelang, aber gerade deshalb weit über die ursprünglich interessierten Kreise hinaus einige Aufmerksamkeit verdient.

Ich muß es mir versagen, Vorgesichte wie auch Verlauf des Kongresses näher darzulegen. (Sofern Berichte der Tagespresse nicht genügend Aufschluß gaben, möge man die Broschüren: „Für einen Weltbund“, eine überbündische Aussprache, 1,50 M., und „Der Weltjugendfriedenskongreß“, ein Bericht von Dr. Otto Reinemann, bei Werner Jantschge, Frankfurt a. M., Edenheimer Landstraße 287, anfordern.) Es kann sich hier nur darum handeln, einige Gesichtspunkte herauszugreifen, die diese Bewegung der Jugend kennzeichnen.

Angeichts der immer stärkeren Zersetzung in unserem Partei- und sonstigen öffentlichen Leben wird ein Versuch der „bewegten“ Jugend, eine Zusammenfassung entgegengesetzter Richtungen anzubahnen, sicherlich von jedem denkenden Menschen begrüßt werden, und zwar auch dann noch, wenn als Erfolg höchstens die Errichtung einer notdürftigen Plattform prophezeit wird, auf der sich über das in Frage stehende Problem diskutieren läßt. Heißt dieses Problem zudem „Der Friede und seine Voraussetzungen“, so gehört zu einer solchen Prophezeiung nicht einmal große Sachkenntnis. Denn wo scheiden sich die Geister mehr als hier, da es sich nicht nur um einen politischen Fragentkomplex handelt, sondern je nach Einstellung des einzelnen religiöse oder allgemein-ethische oder auch pädagogische Gesichtspunkte zur Begründung herangezogen werden. Es steht so ziemlich außer Zweifel, daß die wirklichen und echten „Kriegsfreunde“ in einem Volke kaum einen Omnibus füllen würden. Aber das ist auch alles, was nicht angezweifelt wird (oder auch das noch?). Wie aber dann weiter gedacht wird, das ist in seiner krausen Vielfältigkeit so verwirrend — d. h. für denjenigen, der versucht, mitzudenken und nicht verschanzt hinter einem „einwandfreien“ und „lückenlosen“ Programm nur dieses kennt und gelten läßt —, daß alle Einigungsbestrebungen von vornherein utopisch erscheinen. Nun sind ja Utopien von gestern nicht immer und notwendigerweise auch solche von morgen — es gab eine Zeit, da gehörte ein „geintes Deutschland“ auch zu den „Utopien“ —, auch die „Utopien der Jugend“ bleiben nicht immer Utopien. Aber noch erscheint es als eine Utopie, etwa Kommunisten und Vertreter der non-violence-Methode, oder aber gläubige Verfechter des bestehenden Völkerbundes und Kellogg-Paktes und den skeptischen Angehörigen eines unterdrückten Kolonialvolkes (oder — was in diesem Falle daselbe bedeutet — einen jungen Deutschen) auf eine Formel zu bringen, ihre Aktionskraft nur in einer Hinsicht auf einen Punkt zu einen. Zwar hatte man auf dem Freiburger Vorbereitungstreffen (1927) als erste einer ganzen Anzahl von Thesen die folgende aufgestellt: „Die Überwindung des Imperialismus setzt die Umwandlung der heutigen kapitalistischen Wirtschaft in eine ausbeutungsfreie Wirtschaft voraus.“ Und diese These scheint eine Basis zu sein, auf der sich zunächst alle finden können. Aber schon der erste Schritt auf dem Wege führt zur Katastrophe.

Und doch hat die Jugend recht mit ihrem Wollen! Gerade das Nichtzustandekommen des Weltbundes hat es gezeigt, wie abhold sie allen sentimentalen Verbrüderungen ist, solange man in wichtigsten Grundfragen nicht eine gewisse Einigkeit erlangt hat. Und diesen Grundfragen

rückte man schon auf der Freusburg ziemlich energisch zu Leibe. In getrennten Kommissions-sitzungen unter Leitung bewährter „Spezialisten“ (nicht „zwanzigjähriger Jungens“, sondern Universitäts-Professoren usw.) beleuchtete man die verschiedenen Seiten der Friedensfrage: die wirtschaftlich-politische, ethisch-religiöse, pädagogische und endlich lebensreformerische; die Arbeitsergebnisse wurden dem Plenum vorgelegt und dort nochmals besprochen. Diese Arbeitsmethode hielt man in Ommen im wesentlichen bei, stimmte aber im Plenum über die meisten Ergebnisse ab, diese so zu Resolutionen stempelnd, und damit beging man einen Fehler fundamentalster Art: Man gab einer Bewegung einen hochpolitischen Charakter, die ihn — für eine Zeitlang wenigstens — noch nicht ertragen kann, man maß einem Ereignis in bezug auf seine politische Auswirkung größere Bedeutung bei, als ihm im Moment zukommen konnte, man schuf endlich von den extremen Flügeln weiblich ausgenutzte Angriffspunkte und brachte andererseits die Vertreter der bündischen Jugend in Gewissenkonflikte.

Trotz dieser negativen Feststellungen ist den Gegnern aller „Weltbundideen“ noch keineswegs zugestanden, daß damit der erste Versuch dieser Jugend doch eigentlich kläglich gescheitert sei. Nein, ganz im Gegenteil! Schon oben sagte ich, daß ein Zustandekommen des Weltbundes ein viel ungünstigeres Licht auf diese Jugend geworfen hätte. In unserem Zeitalter der „Rationalisierung“ läßt sich das positive Ergebnis kaum in einigen Sätzen so formulieren, daß es auch dem Zweifler einleuchtet. Aber ist es nicht genug, wenn sich hier und da in deutschen Landen (und auch anderswo) Vertreter der bürgerlichen und solche der klassenkämpferisch eingestellten Jugend mit dem festen Willen an einen Tisch setzen, um einmal mit unbedingter Ehrlichkeit die Grundpfeiler anderer Ideologien zu erkennen, zu verstehen trachten, vielleicht alles aufzubieten, um den andern zu überzeugen von der Richtigkeit eigener Anschauungen oder aber mit jugendlicher Aufgeschlossenheit auch andere Ansichten anzunehmen. Und weiter — um dem Zeitgeist in etwas entgegenzukommen: wenn über das Freusburgtreffen schon zirka 200 Presseberichte und -notizen verbreitet wurden (über Ommener Berichte liegt noch keine Zahl vor, sie wird nicht kleiner sein!), so hat dieses Treffen eine Resonanzkraft bewiesen, wie vorher wohl noch keine Jugendtagung. Wenn ferner nur 100 Deutsche und 100 Amerikaner usw. erkannten, daß die politischen Probleme, welche, durch die Tagespresse immer im Vergrößerungsglas gezeigt, als die eigentlich wichtigen erscheinen, im Grunde doch nur Teilprobleme viel größerer Zusammenhänge sind, wie sie etwa schlagwortartig umrissen seien mit: Auseinanderetzung zwischen weißen und farbigen Rassen, zwischen Imperialismus und Kommunismus, Unterdrückten und Herrenvölkern, — wie gesagt, diese Erkenntnis nur einigen hundert Leuten, die zudem meist an leitenden Stellen in Bünden usw. stehen, mit aller Deutlichkeit und Anschaulichkeit vor Augen gestellt zu haben, ist doch wahrlich positives Ergebnis genug. Was hilft alles Buchwissen, sagen wir über die Lage in Indien gegenüber den ergreifenden Schilderungen eines vor uns stehenden Inders, das Buchwissen über die vielbesprochene Psyche des amerikanischen Menschen, solange man ihn nicht handgreiflich sah und einige Tage mit ihm umzugehen hatte. Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren.

Die Politik von morgen wird neue Grundlagen haben müssen. Im „Türmer“ wurde noch kürzlich darüber geschrieben. (Vgl. Dezemberheft des „Türmers“ 1928, Seite 216: Dr. E. Barthel, „Die Friedensfrage“.) Ich glaube, eine Annäherung der Völker und ihrer Jugend — nicht nur der Diplomaten — ist eine unumgängliche Voraussetzung zu einer neuen Politik. Es sollte nicht schwer sein, diese Annäherung in unserer Zeit des steigenden Weltverkehrs auch äußerlich eher zu verwirklichen, — wenn nicht als Erbe vieler Generationen bei den meisten Hemmungen äußerer und innerer Art dagegenstünden.

Wilh. Twittenhoff

Vom Quäkertum und seiner möglichen Sendung

Diesen Versuch, einen deutschen Leserkreis mit der geistigen Welt des Quäkertums einführend bekannt zu machen, möchte ich einleiten mit der Wiedergabe von drei Darstellungen persönlich erlebten Quäkertums, die auf der im August 1928 in Königstein im Taunus abgehaltenen Jungquäkertkonferenz von einem Deutschen, einem Engländer und einer Amerikanerin gegeben wurden. In einer von innerer Ergriffenheit getragenen Aussprache am zweiten Morgen der Konferenz gelangte die grundsätzliche Einstellung der Jungquäker der drei Nationen zu den wichtigsten Fragen des Quäkertums zur Erörterung, und da das, was bei dieser Gelegenheit gesagt wurde, für die Lage charakteristisch war, so erscheint die Wiedergabe dieser Äußerungen besonders geeignet, von der Quäkerbewegung der Gegenwart ein lebendiges Bild zu geben.

Der deutsche Quäker bekannte sich dabei, wie auch bei weiteren Gesprächen auf dieser Konferenz, zu der Überzeugung, daß das Quäkertum nicht eine christliche Sekte neben vielen anderen sei, als die es meist noch angesehen werde, daß es vielmehr beanspruche oder beanspruchen müsse, eine neue Religion zu sein, die ebenso wesentlich vom Christentum unterschieden wäre, wie dieses selbst vom Judentum, wenn es auch auf dem Boden des Christentums entstanden sei und diesem vieles verbanke. „Es ist,“ fuhr er fort, „deshalb notwendig, Quäkertum und Christentum reinlich auseinanderzuhalten, und es ist möglich, daß jemand dem Quäkertum angehört, ohne daß dies zugleich bedeuten müßte, daß er sich damit auch zum Christentum bekennt.“

Von den meisten anderen Religionen und Konfessionen unterscheidet sich das Quäkertum vor allem durch die folgende, ihm eigentümliche Besonderheit: es hat weder bindende Dogmen, noch fordert es die Unterwerfung unter irgendwelche autoritäre Mächte, es hat auch keinerlei Riten und Zeremonien und es kennt keine sakramentalen Kulthandlungen. Vielmehr kommt im Quäkertum alles an auf die Gesinnung und das Leben. Einen, aus dem übrigen Leben heraustretenden, in besonderer Weise geheiligten Gottesdienst gibt es im Quäkertum nicht. Arbeit und Vergnügen sind deshalb dem Quäker nicht weniger heilig als seine schlichte schweigende Andacht. Durch die Aufhebung des Unterschiedes heilig und profan erhält indessen nicht der Kultus einen profanen, sondern das Leben einen geheiligten Charakter. In diesem Sinne sprechen die Quäker oft vom „Sakrament des Lebens“. Hölderlins schönes Wort: „An das Göttliche glauben die allein, die es selber sind,“ ist deshalb geeignet, die Grundstimmung des Quäkertums wiederzugeben. Das Heilige offenbart sich dem Quäker am sichtbarsten im Leben der höchsten und edelsten Menschen, so auch in Jesus Christus. Ja, es offenbart sich in jedem Menschen! Denn das Heilige wird nicht erlebt im Anschluß an gewisse Vorstellungen von einem Gott, der außer uns ist und im Himmel wohnt, oder der in gewissen Kulthandlungen, die man Sakramente nennt, gegenwärtig wäre, sondern der Quäker „betet“, um mit Angelus Silesius zu reden, „wesentlich Gott in sich selber an“. Er ist der Empiriker unter den religiösen Typen. Eine Spur des Heiligen und Seinsollenden findet er, wenn sie auch oftmals schwach und kaum erkennbar ist, in der Seele jedes Menschen. Was Sokrates, der Heilige der alten Griechen, als Daimonion bezeichnete, jene innere Stimme, die er für göttlichen Ursprungs hielt, das nennt der Quäker sein „inneres Licht“. Und wie dieser Grieche glaubte, daß „aller Verkehr zwischen Göttern und Menschen sich durch Vermittlung des Daimonion abspiele“ (aus Platons Symposion), so glaubt der Quäker, daß vornehmlich das „innere Licht“ ihn mit der Erkenntnis des Guten inspiriert. Wollte man das „innere Licht“ des Quäkers unter dem Gesichtspunkt des Psychologen betrachten, so ließe es sich vielleicht als eine Art sittlicher Intuition auffassen, obwohl hierüber die Quäker selbst geteilter Meinung sind; viele glauben nämlich nicht, daß man das „innere Licht“ erklären



Pusteblume

Kurt Roquette

könne, sondern schreiben es einer Einwirkung des heiligen Geistes zu. Die Auffassung des „inneren Lichtes“ als sittliche Intuition aber würde es damit erklären, daß dem Menschen gewisse Ideen in bezug auf neue sittliche Ziele auftauchen, die (nach einem bekannten Gesetz) den Impuls zu ihrer Verwirklichung in sich tragen. Sie werden — gerade wegen dieses Zwanges zur Verwirklichung, der ihnen anhaftet — oft als Befehle des heiligen Geistes empfunden. Es muß noch hinzugefügt werden, daß das „innere Licht“ nicht identisch ist mit dem Gewissen, denn Sinn und Bedeutung des Gewissens wird damit getroffen, daß man es als Anwalt eines Sollens im Menschen bezeichnet. Das Gewissen hat in bezug auf Vergangenes eine anklagende („böses Gewissen“) bzw. eine erhebende („gutes Gewissen“), in bezug auf Zukünftiges aber eine antreibende bzw. hemmende Funktion. Ein entscheidender Unterschied ist jedoch, daß das Gewissen als Anwalt eines Sollens nur in Tätigkeit tritt, wenn schon ein Gesetzbuch vorhanden ist (nämlich eine bestimmte ethische Überzeugung), wonach sich dieser Anwalt richten kann. Das „innere Licht“ aber ist gleichzeitig die Offenbarung des Seinsollenden selbst. Gewissen und „inneres Licht“ sind also nicht dasselbe.

Wie aber auch der einzelne Quäker über den Ursprung des „inneren Lichtes“ denken mag, er mißt ihm eine größere Autorität bei als irgendeiner anderen Macht, die Einfluß auf sein Leben besitzt. Wie groß die Autorität des „inneren Lichtes“ für den Quäker ist, wird daraus ersichtlich, daß die ersten Quäker lange vor der Aufklärung es wagten, die Eingebungen des „inneren Lichtes“ höher zu stellen als selbst Institutionen der für Gottes Wort gehaltenen Heiligen Schrift. In einem solchen schweren Konflikt zwischen Heiliger Schrift und „innerem Licht“ entschieden sich die Quäker dafür, Taufe und Abendmahl aus ihrer religiösen Praxis zu beseitigen. Das taten sie, weil sie überzeugt waren, daß diese Kulthandlungen die Gefahr des Rückfalls in jenes Stadium von Religiosität, das man in seinen gröberen Erscheinungsformen Fetischismus nennt, in sich schließen, besonders aber deshalb, weil nach ihrer Meinung Taufe und Abendmahl dazu beitragen, den Schwerpunkt des religiösen Bewußtseins vom Wesentlichen, nämlich dem quäkertischen Sakrament des Lebens selbst, zu verschieben auf mysteriöse Dinge, die nach Ansicht der Quäker an sich bedeutungslos sind und die, wenn überhaupt, so nur durch ihre Wirkungen auf das Leben sinnvoll werden könnten. Die Religion ist eben für den Quäker nicht ein Mittel zur Erlangung der ewigen Seligkeit, sondern sie steht im Dienste dieses Lebens und seiner Höherentwicklung. Heute haben nicht nur Taufe und Abendmahl aufgehört, in der Religiosität des Quäkers eine Rolle zu spielen, er vermag auch nicht mehr länger an einen Gott zu glauben und einen Gott anzubeten, der seit Jahrtausenden die Menschheit erschreckte mit der aus dem Neuen Testament bekannten Drohung, daß die Mehrzahl der als schwache Geschöpfe ins Leben gerufenen Menschenseelen nach ihrem Tode in alle Ewigkeit auf unaussprechliche Weise gequält werden sollen, während die, deren Errettung vorher bestimmt ist, derselben ohne Verdienst teilhaftig werden. Sein sittliches Bewußtsein verbietet dem Quäker ferner zu glauben, daß der Mensch von Natur böse sei: Lebensäußerungen der Natur, wie die Geschlechtsliebe und die Mutterliebe, sind weder böse noch sittlich gleichgültig (wie im Christentum), sie sind vielmehr für den Quäker wunderbare Einrichtungen der Natur, vor denen er Ehrfurcht empfindet. Denn hat nicht die Geschlechtsliebe — wenn nicht immer, so doch in der Regel — auch das Wohl des geliebten Menschen zum Ziele? Und braucht zum Lobe der Mutterliebe noch ein Wort verschwendet zu werden?

Vor allem aber kann der Quäker nicht auf eine weitere Lebensäußerung der Menschennatur für die Begründung seiner Ethik verzichten: auf die natürlichen Sympathiegefühle, d. h. die Fähigkeit des fühlenden Ich, sich mit anderen Menschen und überhaupt mit anderen lebenden Wesen gefühlsmäßig zu identifizieren. In ihnen erblickt er die wichtigste natürliche Quelle sittlichen Verhaltens. Sicher ist es nicht besser, so würde der Quäker sagen, den Menschen durch die unedle Spekulation auf Lohn und Strafe (Seligkeit und Verdammnis) zum sittlichen Handeln anzutreiben, als zur Erreichung dieses Zieles an das zu appellieren, was in seiner Natur Gutes

liegt. Den Weg zu einer geistig sittlichen Erneuerung des Menschen sieht der Quäker nicht darin, daß man ihm ein auf Mangel an wissenschaftlicher Einsicht beruhendes Schuld- und Sühnerlebnis verschafft (wie es die christliche Dogmatik verlangt) — durch das sein Selbstvertrauen vernichtet und seine natürliche Menschenwürde in den Staub gebeugt wird —, sondern darin, daß man ihn gewinnt für den Glauben an das Ideal einer seelisch und sittlich gesunden Lebensführung, die vor allem eine volle Entfaltung der natürlichen Sympathiegefühle zum Ziele hat. Die Sympathiegefühle sind es, die es dem Menschen ermöglichen, die Berechtigung der christlichen Forderung nach Nächstenliebe zu verstehen, wie sie von Dostojewski formuliert wurde mit dem Satz: „Alle sind an allem schuldig.“ Die seelische Freilegung der natürlichen Quellen des sittlichen Verhaltens muß im Quäkertum den bisher als Unterbau für die Ethik dienenden dogmatischen Zwang ersetzen.

Da aber der Glaube (als Dogma verstanden) für den Quäker überhaupt ohne größere Bedeutung ist (es werden auf der Welt 4100 verschiedene Religionen und Konfessionen gepredigt!), da selbst der Autor der christlichen Dogmatik die Liebe höher stellte als den Glauben (1. Kor. 13), hindert den Quäker innerlich nichts daran, mit Menschen, die in der Anklammerung an gewisse Glaubenssätze einen Halt suchen und die in einem ehrlich geliebten und gehaltenen Glauben ihre weltanschauliche Heimat besitzen, Gemeinschaft zu haben, wenn sie nur nach dem reinen Leben als dem wirklich wichtigen Endziel aller Religiosität streben, dem Leben ohne Lüge, ohne Wortbruch und ohne Freigabe, dem Leben, das getragen wird vom Bewußtsein des Verbundenseins mit dem Mitmenschen. Dem Dogma aber eine trennende Kraft zuzuerkennen, das hieße ja wiederum, ihm eine Bedeutung beimessen, die der Quäker ihm absprechen müßte.

An diese grundsätzlichen Ausführungen des deutschen Jungquäkers, die hier in etwas veränderter Form wiedergegeben wurden, knüpfte der englische junge Quäker an: er verwies darauf, daß auch in England die Zahl derjenigen jungen Quäker zunehme, die von sich betennen müßten, daß Jesus nicht länger zentral ist in ihrem religiösen Erleben, obwohl er für die meisten der Ausgangspunkt war, der Erwecker des religiösen Bewußtseins und für viele noch heute der Mittelpunkt ist. Charakteristisch für das englische Quäkertum und besonders für das Jungquäkertum ist das „Verlangen nach Wirklichkeit“. Den Sinn des Lebens wollen sie in seelischen Wirklichkeiten erfassen. Eine ähnliche Wandlung der inneren Einstellung, der Bibel und dem Christentum gegenüber, wie sie von dem deutschen Quäker geschildert worden war, ist hiervon die Folge. Quäkertum und Christentum fangen auch in England an, Begriffe zu werden, die auseinandergehalten werden müssen, so daß viele Quäker gar nichts dagegen einzuwenden haben, wenn man sich auf der Kirchenkonferenz in Lausanne weigerte, die Quäker (im Hinblick auf ihre Stellung zu den biblischen Sakramenten) noch als Christen anzusehen. Überzeugend für die Ansicht, daß ein Mensch Quäker sein kann, ohne zugleich Christ zu sein, sprach er in dem Augenblick, als er auf den indischen Heiligen Gandhi als Beispiel hinwies, der es wiederholt und mit Bewußtsein ablehnte, sich Christ zu nennen und der dennoch in seiner Lebensführung uns Quäkern ein Vorbild sei, ja, den wir ruhig zu den Unfrigen rechnen könnten. Man beschäftigt sich im Quäkertum lebhaft mit dem, was dieser eigenartige Mensch uns durch seine Lehre und sein Leben offenbaren kann. Führende Quäker, die ihn besuchten, haben berichtet von dem nachhaltigen Eindruck, den das Leben dieses Menschen, wie sie ihn im Alltag kennenlernten, auf sie gemacht habe.

Danach bekannte sich eine junge amerikanische Quäkerin, eine Studentin, zu Überzeugungen, die wenig von denen des deutschen und englischen Quäkers verschieden waren. Sie sprach mit größter Aufrichtigkeit davon, daß in ihrer Schule einmal gefragt worden sei, ob sie ein unmittelbares untrügliches Gefühl dafür hätten, daß das, was Christus lehre, wahr sei, und wie damals die Mehrzahl der jungen Mädchen dies verneint hätte, daß sie aber alle bejahen konnten, daß sie gewisse Strebungen in sich, gewisse Gefinnungen in ihrer Seele mit unmittelbarer Gewißheit als gut zu erkennen vermöchten. Dieses Gefühl für das Gute sei wohl das, woran sie sich zunächst halten müßten, sei der Führer, der sie richtig leite.

So ergibt sich ein überraschend ähnliches Bild von der geistigen Lage im jungen Quäkertum der drei verschiedenen Völker. Was dieses Bild vor allem klar erkennen läßt, ist die Tatsache, daß das Quäkertum sich in voller Entwicklung befindet. Gleichzeitig aber ist auch die große Übereinstimmung mit dem, was die Väter unter Quäkertum verstanden hatten, ebenso offenkundig. Auch die ersten Quäker hatten es im mutigen Gehorsam gegen ihr „inneres Licht“ gewagt, die Fesseln der Autorität der Bibel von sich abzustreifen, wo diese sich mit der lebendigen Offenbarung des „inneren Lichtes“ nicht mehr vertrug. Mit ihrem Wagnis zeigten sie den Weg für die endgültige Sinnvollendung des Protestantismus. Von der Verabsolutierung des Objektiven — bestehe dieses nun in der Autorität der Kirche oder in der Autorität der Bibel — schritten sie vorwärts zum Vertrauen in das „innere Licht“, dessen Vollmacht in ihm selbst liegt, also, wie es scheint, zu der Verabsolutierung des Subjektiven, zur Erklärung der Autonomie des Ich. Es wäre aber falsch, zu glauben, daß das objektive Element, welches nicht entbehrt werden kann, wenn Gemeinschaft erwachsen und bestehen soll, dem Quäkertum fehlte. Es ist vielmehr in einer zugleich biegsamen wie ungeheuer bindenden Form als ein nur in der Praxis erlebbarer „consensus omnium“ vorhanden, den man stets herbeizuführen strebt, ohne etwa abweichende Meinungen von Minderheiten zu unterdrücken. Auch das „innere Licht“ hat beim Quäker in der Regel den Charakter einer ihn überwältigenden objektiven Macht. Weshalb dies so ist, das läßt sich kaum in einer Beschreibung wiedergeben, sondern muß im Erlebnis selbst erfaßt werden. Wer von ihm ergriffen wurde, versteht auch, daß der Quäker gezwungen sein kann, etwas „gegen den Sohn“ zu sagen, um nicht etwas „gegen den Geist“ sagen zu müssen. Die Bibel lehrt uns ausdrücklich, daß das erstere vergeben werden kann, während das zweite nicht vergeben werden kann. Es sollte deshalb nach der Quäkerlehre niemand wagen, wider seine bessere sittliche Erkenntnis, wider sein „inneres Licht“, dogmatisch Christ zu bleiben, der es innerlich nicht mehr kann. Die Jungquäker dieser Generation folgen nur dem Vorbild der Quäkerväter, wenn sie sich heute noch entschlossener zu dem bekennen, was im Menschen unabhängig von jedem Dogma und jedem heiligen Buch an Offenbarungen des Guten vorgefunden wird: daß Liebe, Sympathie, Freude an der Schönheit und Lust am Erkennen und am Schaffen gut sind, das zu bezweifeln erscheint ihnen heute sinnlos. Das Quäkertum bedeutet also nicht, um es noch einmal zu formulieren, Unterwerfung unter irgendein Glaubensbekenntnis, es bedeutet eine von der Gemeinschaft getragene gleiche Gesinnung. Und es ist eigentlich eine offene Frage, ob man das Quäkertum noch als Religion bezeichnen soll. Ein bekannter deutscher Quäker definiert es denn auch als „eine bestimmte Art zu leben“. Aber die große Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Lebens und den sittlichen Befehlen des „inneren Lichtes“, die das Quäkertum vor allem auszeichnet, ist religiöser Natur, sofern es richtig ist, daß Religion zutiefst in Ehrfurcht besteht. Das Quäkertum erscheint uns als die männlichste und reifste unter allen Religionsformen, die überhaupt angetroffen werden — und deshalb vielleicht auch als die schwerste. Keine Furcht vor der Hölle, aber auch keine Erwartung jenseitiger Belohnung (die nach Ansicht vieler für die Sicherung eines sittlichen Verhaltens bei allen primitiver veranlagten Naturen nicht entbehrt werden können) bestimmte die Quäker zu den großen Ruhmestaten ihrer Geschichte, unter denen tätigestes Wirken für den Frieden, Sklavenbefreiung, Gefängnisreform und Kindererpflegungen nach dem Weltkrieg in verschiedenen Ländern Europas nur einige unter vielen leuchtenden und vorbildlichen Beweisen des Geistes und der Kraft gewesen sind. Ebenso wie nach den alten Quellen der Stifter des Buddhismus es ablehnte, sich mit Grübeln und Disputieren über metaphysische Fragen, wie z. B. der Frage nach dem Inhalt des zukünftigen Lebens zu beschäftigen, wie er gegenüber allen Fragen seiner Anhänger, die von ihm Ausagen über Dinge dieser Sphäre hören wollten, entschlossen darauf hinwies, daß alles nur antomme auf das Leben und die Tat, wie er unser Leben zu befreien versuchte von der Tyrannei des Gedankens an jenseitige Vergeltung, wie seine ursprüngliche Lehre (die freilich in der historischen Entwicklung bald genug entstellt wurde) weder Religion noch Philosophie war, sondern ein nicht weiter philo-

sophisch zu beweisender und nicht weiter religiös durch Dogmen zu fundierender Wegweiser für dieses Leben — so auch das Quäkertum! Jenes herrliche Wort des Buddha: „Meine Tat ist mein Erbteil und meine Zuflucht!“ gibt auch die Grundstimmung des Quäkertums wieder. Ohne Furcht und ohne Hoffnung geht der Arhat, der vollendete Buddhajünger, durch das Leben hindurch dem Ende entgegen (vgl. Karl Vollers, *Die Weltreligionen*, Eugen Diederichs). Nicht beunruhigt und bewegt durch Hölle und Himmel, entfaltet der Quäker im Gehorsam gegen sein „inneres Licht“ seine Persönlichkeit, nicht ist ihm irgendeine metaphysische Lehre ein bestimmender Faktor seines sittlichen Handelns. Damit berührt er sich mit dem, was einem Goethe als Ziel vorschwebte, und mit einigem Recht wurde in einem Aufsatz in den „Mitteilungen der deutschen Freunde“ (Quäker) Rant als in gewissem Sinne dem Quäkertum zugehörig bezeichnet.

Dieses Quäkertum aber hat, davon sind die deutschen Quäker ganz durchdrungen, eine Sendung auch in unserem geliebten deutschen Volk. Es ist auch gewiß nichts Undeutsches an ihm, wie ihm wohl vorgeworfen worden ist. Sein Begründer, George Fox, war ein Angelsachse reinsten germanischen Blutes und gerade durch seinen mutigen Glauben an die Möglichkeit einer Führung des Menschen durch das „innere Licht“ verrät er sein Germanentum. Es wurde nachgewiesen, daß außerdem die ursprünglichen ersten Anfänge des Quäkertums in Deutschland zu suchen sind (Hans Dents, die Schwentkelder u. a.).

Hat nun das Quäkertum eine Aussicht, bei dem Deutschen der Gegenwart Gehör zu finden neben der Predigt der überlieferten Bekenntnisse, neben Rathederphilosophie und geistlichen Strömungen wie Anthroposophie und ähnlichem? Die deutschen Quäker lassen sich keinen Augenblick beirren in dem Glauben, daß die deutsche Jugend sich nicht auf die Dauer ganz ausfüllen lassen wird von der überlaut werbenden Körperkulturbewegung, noch daß sie irgendwelche Lebensreformbewegungen, die sich mit dürftigen Surrogaten oder belanglosen Lösungen von Einzelfragen, wie Vegetarianismus und dergleichen abfinden und daraus eine Weltanschauung machen wollen, als eine würdige Sinngebung des Lebens auf die Dauer annehmen wird. Auf die Jugendbewegung hoffen wir in erster Linie: sie litt bisher an Ziellosigkeit und Zersplitterung; im Quäkertum findet sie den Boden, wo sie mit der Jugend anderer Nationen sich treffen kann, hier findet sie Bundesgenossenschaft für eine weltweite Wirkung. Hier findet sie den Lebenssinn und das Bekenntnis zur Tat.

Dr. Walter Ehrenstein, Sieben

Nochmals Luftschutz

Während die Reichsregierung noch immer in unbegreiflicher Untätigkeit verharret, ist nunmehr wenigstens erreicht worden, daß die Presse in Deutschland den Fragen des Luftkriegs und des Luftschutzes erhöhte Bedeutung schenkt. So berichtet die „Deutsche Wehr“ über eine interessante russische Luftgasschutzübung, die im September in Riew stattgefunden hat. Die Übung wurde im Rahmen der Armeemanöver abgehalten und hatte den Zweck, die Bevölkerung „mit der Art und dem Umfang von Luftangriffen und mit den Abwehrmitteln bekannt zu machen, sowie über den Wert einer städtischen Organisation zur Flugabwehr und schnellen Beseitigung der Folgen von Luftangriffen Klarheit zu schaffen“. Zu diesem Zweck wurden für die Luftverteidigung der Stadt Riew in wochenlanger Arbeit umfangreiche Vorbereitungen getroffen, die sich auf das Gebiet der Propaganda und der Organisation erstreckten. In zahlreichen Versammlungen wurde die Bevölkerung über die Gefahren des Luftkriegs aufgeklärt und mit den hienach zu treffenden Abwehrmaßnahmen bekannt gemacht. Die wichtigste Arbeit bildete die Schaffung einer allgemeinen Abwehrorganisation. Es wurde eine aktive (militärische) und passive Luftverteidigung (Zivilorganisation) eingerichtet. Ein allgemeiner Plan der Luftverteidigung wurde ausgearbeitet, ein umfassender Nachrichtendienst eingerichtet. Die Stadt wurde in vier Luftschußgebiete eingeteilt und ein bis ins kleinste über-

legter mustergültiger Abwehrapparat vorbereitet, der nachstehende Abteilungen umfaßte: Abwehrdienst, Tagesdienst, Feuerschutzdienst, Gaschutzdienst, Luftüberwachungsdienst und Sanitätsdienst. Der eigentlichen Hauptübung am 15. September gingen einige Probealarme voraus. Nach der Hauptübung fanden eingehende Besprechungen statt, bei denen die gemachten Erfahrungen zur Sprache gebracht und Vorschläge zur Verbesserung gemacht wurden. Hierbei wurde festgestellt, daß die gewonnenen Erfahrungen deshalb von besonderer Bedeutung waren, weil zur Luftverteidigung erstmals nicht nur Truppen, sondern auch private Organisationen und die Bevölkerung selbst hinzugezogen worden waren. Es ist nachgerade beschämend und ungeheuerlich, daß Deutschland, das von Staaten mit den stärksten Luftflotten umgeben ist, keinerlei vorbereitende Maßnahmen zum Schutz gegen Luftangriffe trifft, während Rußland, das doch außerhalb der Zone einer ernsthaften Luftbedrohung liegt, in den Vorbereitungen einer Luftabwehr geradezu vorbildlich ist.

Die bisherige Passivität der deutschen Reichsregierung findet eine gewisse Stütze in den Anschauungen, die Gotthard Sachsenberg, ein aus dem Krieg rühmlichst bekannter Flugzeuggeschwaderführer und späterer Mitarbeiter des Professors Junkers, in einer Studie: „Es gibt keinen Luftschutz“ vertritt. Diese Studie gipfelt in den beiden Thesen:

1. daß eine Abwehr von Luftangriffen durch keinerlei Mittel möglich ist,
2. daß die Erkenntnis von den verheerenden Folgen des Luftkriegs zu einem Verständigungszwang bei den Völkern unter Verzicht auf den Krieg führen muß.

Hier seien kurze Bemerkungen über die chemischen Kampfstoffe eingeschaltet. Man teilt sie zweckmäßig in zwei große Gruppen ein: a) die Reizstoffe, b) die Gifstoffe. Die Reizstoffe sind verhältnismäßig harmlos; sie erzeugen Hustenanfälle und Tränenfluß und sind fast wirkungslos, wenn es ihnen nicht gelingt, die Gasmasken zu durchschlagen. Ganz anders die Gifstoffe, von denen die Senggasgruppe weitaus die gefährlichste ist, weil es gegen sie bis heute einen wirksamen Schutz nicht gibt. Zur Senggasgruppe gehört der sogenannte Selbsttreuzkampfstoff, der auf alle Teile der Haut als schweres Zellgift wirkt. Gerade diese Wirkung des Senggases auf die Hautoberfläche ist aber militärisch von höchster Bedeutung, weil nur ein den ganzen Körper von der Luft abschließender Schutzanzug gegen diesen Kampfstoff schützen kann. Einen solchen Schutzanzug aber gibt es nicht, da der dazu geeignete Stoff noch nicht gefunden ist.

Nach dieser Absehwweifung zurück zu den Thesen Sachsenbergs. Wenn Sachsenberg behauptet, daß nach den bisherigen Erfahrungen eine „Abwehr“ von Luftangriffen tatsächlich heute praktisch unmöglich ist, so kann dem nur insofern zugestimmt werden, wenn man statt Abwehr „Verhinderung“ setzt. Wenn nach den Erfahrungen der großen Luftmanöver in England, Frankreich, Italien, Polen und Rußland ein Luftangriff auch nicht verhindert werden kann, so kann er doch durch wohl vorbereitete und richtig eingesetzte aktive und passive Schutzmittel in seinen Wirkungen erheblich abgeschwächt werden. Es wäre daher in höchstem Grad verhängnisvoll, wenn wir in einem gewissen Fatalismus nun die Hände in den Schoß legen wollten und nicht alles aufbieten würden, um die furchtbaren Wirkungen eines Luftangriffs mit Gifgasen wenigstens nach Möglichkeit abzuschwächen. Freilich muß man den Ausführungen Sachsenbergs über Art und Wert rein passiver Abwehr zustimmen, daß der Gedanke, in Großstädten und bevölkerten Industriegebieten usw. bombensichere Untertünfte zu schaffen, die auch nur wesentliche Teile der Bevölkerung aufnehmen könnten, unburchführbar ist, und daß ebensowenig eine Ausrüstung der gesamten Bevölkerung mit Gasschutzmasken sich ermöglichen läßt.

In einem früheren Aufsatz (s. Oktoberheft) habe ich bereits darauf hingewiesen, daß gerade Luftangriffen gegenüber die beste Parade der Hieb ist. Die auch dem Schwächeren einzuräumende Möglichkeit, Vergeltung zu üben, stellt eine so furchtbare Drohung dar, daß auch die mächtigsten Staaten es sich sehr überlegen werden, solche Maßnahmen herauszufordern. Um so gefährlicher und trostloser stellt sich die Luftkriegslage für unser wehrloses Land und Volk dar, dem jede aktive Luftverteidigung unterzagt ist. Wir hätten also allen Grund, die Sicherheits-

frage, die die Franzosen stets im Munde führen, wenn es gilt, die Rheinlandbräunung und jede Abrüstung zu sabotieren, zu unseren Gunsten nachdrücklich geltend zu machen, denn solange uns schlechtthin kriegsentscheidende Waffen wie die Fliegerwaffe versagt bleiben, kann es keine Sicherheit und keinen Schutz für unser Land und Volk geben trotz aller Verträge und Pakte. Denn daß die 2. These Sachsenbergs, daß die Erkenntnis der furchtbaren Folgen von Luftangriffen mit Giftgasen zu einem allgemeinen Kriegsverzicht führen müsse, so bald in Erfüllung gehen werde, erscheint mir vorerst doch ziemlich unwahrscheinlich.

Um so mehr erscheint es mir daher geboten, daß auch bei uns, die wir dank unserer ungünstigen geographischen Lage Luftangriffen am meisten ausgesetzt sind, wenigstens im Rahmen des Möglichen alles geschieht, um die Wirkung etwaiger Luftangriffe abzuschwächen. Wie verlautet, ist die Organisation des Luftschutzes im deutschen Reich nunmehr dem Reichswehrministerium übertragen worden, eine meines Erachtens gänzlich verkehrte und verfehlte Maßnahme, durch die der hierfür einzig und allein zuständige Reichsinnenminister, der es auf anderen Gebieten an Rührigkeit ja nicht fehlen läßt, die Verantwortung für eine ihm anscheinend unbequeme Sache auf andere Schultern abgeschoben hat. Da uns der aktive militärische Luftschutz bedauerlicherweise ja von unseren Feinden verboten ist und daher vorerst für uns nur Maßnahmen des passiven zivilen Luftschutzes in Betracht kommen können, ist nicht recht einzusehen, was das Reichswehrministerium mit der Sache zu tun haben soll. Es ist auch begreiflich, daß es infolgedessen nur zögernd und mit Unlust an die Sache herangeht, da ihm ja die Zuständigkeit fehlt, um den in erster Linie in Betracht kommenden zahlreichen zivilen Organisationen und Behörden Weisungen erteilen zu können. Zu fordern ist also, daß die Sache an das in erster Linie zuständige Reichsinnenministerium schleunigst zurückgegeben wird und daß im Einvernehmen mit militärischen Sachverständigen endlich etwas geschieht, um Vorbereitungen zu treffen und Maßnahmen zu ergreifen auf einem Gebiet, auf dem uns die uns umgebenden, weit weniger gefährdeten Staaten bereits längst voraus sind.

Franz Freiherr von Berchem

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkt des „Türmers“

Zeichen aus einer andern Welt

So war ein Aufsatz von Hornig überschrieben, den der „Türmer“ Juli 1913 brachte. Ihm folgten als Ergänzung unter der gleichen Überschrift im Oktober desselben Jahres Beiträge von Cüppers. Hornig erzählte von Wahrnehmungen entfernter Unglücksfälle, von Vorgängen an einem Spukort und von Todesankündigungen. Cüppers berichtete über Todesansagen, wovon eine als besonders merkwürdig die Runde durch die deutschen Zeitungen machte. Ein Jahr vorher, Oktober 1912, hatte Kemmerich im „Türmer“ überzeugende Beispiele aus der Geschichte des Hellschens zusammengetragen.

Diese vom „Türmer“ gebotenen Stoffe, die der herrschenden Weltanschauung ins Gesicht schlugen, veranlaßten mich, ein Gebiet aufzusuchen, dessen Dasein von der Tageswissenschaft bisher ohne ernstliche Prüfung abgestritten wurde. Mit wachsender Anteilnahme las ich die Schriften du Prels, Reichenbachs, Kemmerichs, Alsatows, Flammarions, Kerners Seherin von Prevorst und viele andere in der Gunst der Wissenschaftler verpönte Bücher. Vor allem wurde ich mit Persönlichkeiten bekannt, welche Sinne und Kräfte besitzen, die über die gewöhnlichen hinausragen. Gegen zwanzig Hellscher Deutschlands sind mir persönlich bekannt, teilweise befreundet; und vor allem knüpfen mich Bande der Freundschaft mit dem in seiner Art einzigen Hellschüler und Heiler Karl Weltlich in Berlin, der einen großen Teil seiner märchenhaft anmutenden Erlebnisse in dem Buch „Vergeistigung“ bei Reichl, Darmstadt, veröffentlichte. Auch im „Türmer“ kam Weltlich November 1927 zu Wort. Diese meine jahrelange theoretische und praktische Betätigung fand teilweise ihren Niederschlag im „Zentralblatt für Okkultismus“, das der Verleger du Prels, Altmann, Leipzig, herausgibt, und worin ich gegen dreihundert Seiten drucken ließ. Auf Grund meiner langjährigen Erfahrung besteht für mich an der Tatsächlichkeit des Hellschens und an der Wirklichkeit der Erlebnisse von Weltlich kein Zweifel. Wer überhaupt noch an der Tatsache des Hellschens zweifelt, dem empfehle ich zur Kur das Büchlein des mir persönlich bekannten Voog „Die Weissagungen des Nostradamus“ bei Baum, Pfullingen. Der knappe Raum verbietet es mir, Einzelheiten aus meinen Versuchen mit Hellschern oder gar meinen Erfahrungen mit Weltlich zu berichten, in dem sich die Erlebnisse Swedenborgs und der Seherin von Prevorst wiederholen, und der staunenswerte Heilerfolge aufweist. Mein Aufsatz hat einen andern Zweck.

Hellscher und gar Personen wie Weltlich sind so selten, daß die Allgemeinheit ihnen nur geringes Verständnis entgegenbringen kann. Sie selbst sind Zeichen aus einer andern Welt; aber nur wer mit ihnen Umgang hat, erkennt sie als solche. Andern werden die Berichte von Augen- und Ohrenzeugen erst dann glaubhaft, wenn sie Verwandtes in der eigenen Umgebung erlebt haben. Hier öffnet sich aber ein weites, kaum bearbeitetes Feld. Der „Türmer“ hat die Arbeit auf diesem Felde nie ruhen lassen. Aber über bloße Anregung konnte sie nie hinausgehen, da er kein Fachblatt ist. Ich möchte nun die mancherlei Anregungen des „Türmers“, deren Segen ich selber erfahren habe, auch bei andern fruchtbar machen.

Die Zeichen einer andern Welt, die auch ins alltägliche Leben hineinragen, sind Wahträume, Todesankündigungen, Bekundungen Sterbender und Verstorbener. Der vor einigen Jahren verstorbene französische Astronom Flammarion hatte über diese Stoffe durch Umfrage in einer vielgelesenen Zeitschrift eine Menge Berichte zusammengetragen — und in dem Buche L'Inconnu veröffentlicht (deutsch: „Rätsel des Seelenlebens“ bei Hoffmann, Stuttgart). Diese Sammlung ist inzwischen veraltet, ein deutsches Gegenstück hat immer gefehlt. Ich möchte diese Lücke aus-

füllen. Einen Ansatß habe ich bereits in der „Z. f. O.“ gemacht und viele wertvolle Zuschriften erhalten. Doch zu einem Buch reichen sie bei der beschränkten Leserschaft jener Zeitschrift nicht aus. Darum gebe ich aus den eingegangenen Berichten einige Proben, um auch die „Fürmer“-Leser zu gleichen Zuschriften zu ermuntern.

Jeder, der sich unter Verwandten und Bekannten danach umtut, wird darauf stoßen, daß dieser oder jener ein Stück Zukunft im Traum vorausgeschaut hat. Vielleicht entsinnt man sich, selbst solchen Traum erlebt zu haben. Wenn die Allgemeinheit mit der Symbolik des Traumlebens vertrauter wäre, würde die Zahl der Wahrträume erheblich steigen. Wie der Traum durch Bilder zu uns spricht, beschreibt sehr schön das kleine Buch „Traumspiegel“ von dem Nervenarzt Dr. Lomert zu Hannover, im Verlag Michael Müller, München. Ergreifend schildert der mir gleichfalls befreundete Gießner in dem Büchlein „Aus dem Lande meiner Seele“ bei Härtel, Leipzig, wie ihm zeitlebens kommende Schicksalsschläge durch symbolische Träume angekündigt wurden. Daneben empfehle ich Lomerts andere kleine Schrift „Die Welt der Wahrträume“ bei Altmann, Leipzig.

Ich selbst könnte aus meinen Unterlagen mit rund hundert Wahrträumen aufwarten. Die Kürze des Aufsatzes gestattet nur wenige Belege. Aus den ausführlichen Berichten eines Erfurter Herrn schneide ich einige Stellen aus: „Ich träume regelmäßig den Tod aus meinen Bekannten- und Verwandtentreffen eine gewisse Zeit voraus. Etwa vier bis vierzehn Tage vorher erscheint mir die betreffende Person und entfernt sich schwebend (leichtverständliche Traumsymbolik). Die Personen, deren Tod ich vorausah, waren zum Teil leidend, und ich wußte von ihren Leiden. Oft wußte ich aber nichts davon. Teilweise waren sie sogar völlig gesunde Personen, die ich oben drein lange nicht gesehen hatte, von denen vorher nicht gesprochen war, und deren Tod völlig unerwartet kam, z. B. ein Herr R., ein Bekannter meiner Eltern, der einem Schlaganfall erlag. Des weiteren gehört hierher der plötzliche Tod eines Fräulein E. P. Diese sah ich im Traum in Begleitung von zwei gleichaltrigen Mädchen. Sie ging in der Mitte. In dem bekannten Schweben entfernte sie sich und wandte wie zum Abschied den Kopf. Ich wußte, was geschehen würde ... Weshalb muß mir das vorher kundwerden? Ich will es gar nicht wissen. Seit meiner frühesten Kindheit bin ich mit Wahrnehmungen unglaublichster Vorgänge behaftet. Sie treten periodisch ein, und ich bin mit ihnen wie mit einer Selbstverständlichkeit groß geworden.“ — Aber ähnliches häufiges Vorausträumen vom Unglück Bekannter schreiben mir außerdem Frau Grunert, Pulszforde bei Zerbst, Herr Sander, Riesa, Hohe Straße 22, und Fräulein Lippisch, München, Gabelsbergerstraße 72. Die andern Berichte stammen von Personen, die nur gelegentlich im Traum die Zukunft sehen, dann aber gleichfalls mit solchen Einzelheiten, daß von Zufallstreffern nicht gesprochen werden kann.

Meist kündigt sich nur das Unglück im Traum an. Doch fehlt es nicht an Traumerzählungen, die Gleichgültiges, ja Freudiges melden. So sieht Fräulein Lippisch vor ihrer Übersiedlung nach dem ihr unbekannten Trier ein Straßenbild Triers mit allen Einzelheiten im Traum und geht im Traum vor ihrer Berufung nach dem ihr gleichfalls fremden München den schwierigen Weg vom Bahnhof nach ihrer künftigen Arbeitsstätte. Vor ihrer Abreise stellte der ihr befreundete Architekt Mehlberg, Saarbrücken, die Richtigkeit des Weges nach einem Plan von München fest und bestätigte mir auf Anfrage diese Tatsache.

Das Hellsehen, das sich im Alltagsleben meist nur im Traum zeigt, tritt beim Durchschnittsmenschen zuweilen auch im Wachbewußtsein auf, doch im Gegensatz zum richtigen Hellseher nur wenige Male im Leben. Ich habe hierüber mehrere verblüffende Berichte erhalten. So sah eine mir persönlich bekannte Lehrerin alle in der Lehrerinnenprüfung gestellten Aufgaben durch Wachgesichte voraus. Diese Gabe trat bei ihr nie wieder hervor.

Nicht selten ist auch die Ankündigung von Todesfällen. In den eingegangenen Briefen äußern sie sich als seltsame Körpermale, schattenhafte Erscheinungen und rätselhafte Geräusche in Häusern, z. B. als starken mit Erzittern der Gebäude verbundenen Lärm von scheinbar umfallenden

oder rollenden Gegenständen, Auf- und Zuschlagen von Türen, festen oder schlurfenden Tritten, Geräuschen in einer Uhr und Klopfen.

Einen weiten Umfang nehmen die Bekundungen Sterbender ein. So hört ein Regierungsrat Dr. E. in der Stunde, wo seine Mutter in Stettin stirbt, in Halle dreimal mit der Stimme der Mutter seinen Namen rufen. Dieser nicht seltene Fernruf Sterbender ist in meinen Berichten sechsmal vertreten. In vier Fällen kündigt sich der Tod der in der Ferne sterbenden Lieben durch Klopfen, in einem durch Läuten der Hausglocke an. Ein junges Mädchen erfährt den Tod ihrer guten Mutter durch rätselhaftes Erhellten des nachtdunklen Zimmers und wunderbare Musik, den des leichtsinnigen Vaters durch entfernten, dumpfen Trommelwirbel. Der Lichtschein spielt auch in einem andern Sterbefalle eine Rolle. — Eine Frau Howe in Neuzelle hört zur gleichen nachtlischen Stunde, in der ihr von einer Granate getroffener Sohn mit dem Tode ringt und Grüße für sie aufträgt, schwere Soldatentritte vom Küchenfenster zur Schlafstubentür gehen und dreimaliges Klopfen an der Tür. Doch niemand kam. — In acht Fällen erscheinen in der Ferne Sterbende gleich Lebenden in ihrer Sterbestunde Verwandten oder Verlobten. Bekundungen Sterbender waren im Weltkrieg häufig. Es ist höchste Zeit, sie zu sammeln, ehe sie der Vergessenheit verfallen.

Seltener als die Bekundungen Sterbender sind die von Verstorbenen und der „Wissenschaft“ besonders anstößig. Aber schließlich muß auch sie sich vor der Gewalt der Tatsachen beugen. Mir sind verschiedene Berichte zugegangen, die sich als Bekundungen Verstorbener nicht gut wegklären lassen. Ich bringe den merkwürdigsten.

Der Geheime Regierungsrat P. war Herbst 1917 gestorben. Zwei Wochen später wird sein Sohn, Regierungsrat P., nachts wach, sieht Dämmerlicht ohne jede Lichtquelle im Zimmer und hört mit der Stimme seines Vaters: „Mein Sohn, mir geht's gut. Komme zu mir! Du wirst das Ende des Krieges nicht erleben.“ Kurz danach völliges Dunkel. Das Erlebnis erzählte P. wenige Tage später seinem Freunde Regierungsrat Dr. E. Januar 1918 wurde P. zu einer militärischen Musterung befohlen und regte sich hierbei über die Taktlosigkeit eines Militärarztes so auf, daß er kurz danach einem Herzkrampf erlag. Auch der Mutter P.s wurde ihr Ableben durch ihren Gatten, Geh. Regierungsrat P., in ähnlicher Weise vorausgesagt. Beide Tatsachen sind mir von Regierungsrat Dr. E. und der Witwe P.s mündlich und schriftlich übermittelt.

Ein Sonderkapitel der Bekundungen Verstorbener ist anscheinend der Spuk an bestimmten Örtlichkeiten. Mir sind verschiedene bekannt, drei habe ich persönlich aufgesucht, zwei mit der Helfseherin Frau Karlit, Berlin-Schöneberg, Helmstraße 3, und Herrn Weltisch, eine mit Frau Karlit allein. In einem Falle handelt es sich um eine altertümliche Musik, die zeitweise im Schlosse R. des Grafen R. gehört wird, im zweiten Falle um allerlei seltsame Geräusche und Erscheinungen im Schlosse Gurschen des Freiherrn von Schlichting bei Schlichtingsheim, im dritten um selbsttätiges Öffnen und Schließen von Türen, Geh-, Roll-, Schlag- und Knallgeräusche sowie Erscheinungen in einer Försterei, die zu den Besitzungen des Grafen D. gehört. Augen- und Ohrenzeugen waren in der Hauptsache Gebildete, darunter die Besitzer. In Gurschen konnte ich einen Teil der Geräusche selbst wahrnehmen. In der Försterei litten Feinsfähige bei Eintritt des Spuktes unter Beklemmungen, so August 1923 ein Schwager des Grafen, Prinz S., der sich im Kriege als unerschrodener Fliegeroffizier bewährt hatte. Frau Karlit und Herr Weltisch sahen die Ursache des Spuktes in früheren Verbrechen, um derentwillen die Missetäter an den Ort gebunden waren. Beide berichteten mir wiederholt von ähnlichen Beobachtungen in andern Spukhäusern. Herr Weltisch hat sogar ein solches besessen. Ich hoffe, in einiger Zeit Versuche mit Helfsehern an Spukorten in größerem Umfange aufnehmen zu können als bisher. — Wenn meine Angaben über Spuk unglaublich oder als Zeichen von Leichtgläubigkeit erscheinen, der lese Remmerichs „Geister und Spuk“ und im Anschluß daran Kerners „Geherin von Prevorst“. Das letzte Wort ist über Spuk durchaus nicht gesprochen.

Ob sich auch im Spiritismus Verstorbene bekunden? Ich selbst schätze den Spiritismus wenig.

Das hindert mich aber nicht, anzuerkennen, daß auch im Spiritismus zuweilen Tatsachen auftreten, die auf Verstorbene zurückzugehen scheinen. Ich bringe drei Berichte, die zum Nachdenken anregen. Von zweien sind mir die Erzähler persönlich bekannt.

Herr und Frau Studienrat Schüppel in Dortmund, Johannisstraße 24, trieben 1920 in Gemeinschaft mit anderen Gebildeten Tischrücken. Hierbei meldete sich eine Thunelba Tobler und gab an, am 15. September 1870 gestorben und am 19. September 1870 auf dem Westlichen Friedhofe in Dortmund begraben zu sein. Sämtlichen Sitzungsteilnehmern war die Meldende fremd, da alle ortsfremd und erst kürzlich zugezogen waren. Das Grab ließ sich zwar nicht mehr feststellen, da der Teil des Friedhofs, auf dem es lag, fast nur umwachsene und verfallene Gräber aufwies. Aber das Begräbnisbuch des Friedhofswärters ergab die Richtigkeit der spiritistischen Mitteilung.

Freiherr von Schlichting auf Gurschen erhielt mit dem Regimentskameraden v. W. während des Krieges durch Tischklopfen von einem beiden nur flüchtig bekannten gefallenem Offizier den Auftrag, sie möchten einer Dame seinen Dank abtatten, daß sie an einem bestimmten Tage einen Kranz mit weißen Rosen auf sein Grab gelegt. Beide gingen zu der ihnen fernstehenden Dame und erhielten die Richtigkeit der Tischbekundung bestätigt.

Dr. B., Leiter eines großen Unternehmens, war durch Testament eines befreundeten Großkaufmanns zum Testamentvollstrecker ernannt. Der älteste Sohn des Verstorbenen erbte das Geschäft und versuchte, die Miterben durch falsche Angaben um ihr Vermögen zu bringen. Auf spiritistischem Wege wurden unter dem Namen des Verstorbenen die Umtriebe des ältesten Sohnes dem Dr. B. so enthüllt, daß er den andern Erben zu ihrem Anteil verhelfen konnte.

Wer von den Lesern kann über ähnliche Vorkommnisse berichten? Für freundliche Zusendung an mich wäre ich überaus dankbar. Niemand halte seine Erlebnisse für unwichtig! Jeder überwinde etwaige Schreibscheu! Alle Berichte werden in einem Buche veröffentlicht, die interessantesten bereits im „Fürmer“. Wo volle Namensnennung unerwünscht ist, unterbleibt sie im Druck. Schön wäre es, wenn eine Saat, die der „Fürmer“ vor mehr als fünfzehn Jahren streute, viele und reife Früchte brächte. Ein jeder helfe nach Kräften, wichtige Lebensfragen zu klären!

Oskar Heyner, Studienrat, Berlin W 57, Pallasstraße 12

Das magische Gesicht unserer Zeit

Wie der dem Auge eine Zeitlang sichtbar gewesene Komet sich wieder von der Erde abwendet und mit ungeheurer Geschwindigkeit durch den uferlosen Raum pfeilt, um erst nach Jahren oder Jahrzehnten wieder in unsern Gesichtskreis zu treten, so kreisen und schweifen auch Gedanken und Empfindungen in einem geistigen Universum, dessen Raum ebenso unermesslich groß und weit ist wie der tiefe, weite Himmelsraum.

Dieser geistige Raum befaßt alles in sich, was der Welt des bewußten und unbewußten Gedankenlebens angehört. Da gibt es Ordnungen und Bewegungsgesetze wie im astronomischen Weltenraume. Oft steigen aus den Tiefen jenes geistigen Raumes Ideen, seelische Inhalte und Werte empor, die wir schon längst vergessen hatten und als wertlose Schlacke ansahen. Sie gleichen den kosmischen Wanderern, den rätselhaften Schweifsternen, die nach jahrzehntelangem Verschwinden wieder in den menschlichen Gesichtskreis treten und sich Beachtung erzwingen.

So ist es auch mit dem Reiche der Magie, dieser rätselhaften Welt der Wunder und Überraschungen. Man glaubte, die Aufklärung des 18. und 19. Jahrhunderts habe die Geister und Gespenster, die Gnomen und Pygmäen, die Salamander und Sylphen, von denen noch Para-

cellus spricht, für immer ins Exil geschickt, sie seien gänzlich aus dem Vorstellungskreis der Menschheit ausgeschaltet und würden und könnten niemals zurückkehren in die Welt der nüchternen Sachlichkeit, — in die Welt des Schlepplagers und der Druderschwärze, der Straßen und Kanäle, des Dampfes und der Elektrizität, der Eisenbahnen und Telegraphen, der Kraftwagen und Flugzeuge. — Und sie sind doch zurückgekehrt.

Den „Revenants“ ist es sogar gelungen, die Aufmerksamkeit der kühlen Geister in Fleisch und Blut auf sich zu lenken, die auf den Thronen der Wissenschaft sitzen und es als ihre Aufgabe betrachten, die Welt von den Schladen des Aberglaubens zu reinigen. Die Magie hat sich in den letzten Jahren, so sehr man sie auch anfänglich bekämpfte, nicht nur Beachtung, sondern sogar akademisches Bürgerrecht erworben, — in andern Ländern noch mehr als in Deutschland. Und so wirkt auch das Wort „Magie“, das, wie Dr. Henri Birven in Heft 5/6 der Zeitschrift „Nain der Isis“ sagt, dem Philosophen Paulsen noch willkommen war, um den Kantischen *Terminus* „transzendental“ verächtlich abzutun, heute nicht mehr grotesk; es ist nicht mehr, wie vor wenigen Jahrzehnten, der höchste Inbegriff abergläubischer Verblödung, sondern es ist eine laubläufige Münze im Sprachgebrauch geworden, die nichts Abschreckendes mehr hat. Unser geistiges Leben ist auf dieses Wort in einer Weise eingestellt, daß man mit Fug und Recht von einem „magischen Gesicht“ unserer Zeit sprechen kann. Edgar Fauché, der Münchener Geologe und Paläontologe, gibt seinem Buche „Natur und Seele“ (2. Aufl., München 1927) den bedeutungsvollen Untertitel: „Ein Beitrag zur magischen Weltlehre“. Er spricht darin von „magischer Weltanschauung“, vom „magischen Kreis“, von „Magie und Naturwissenschaft“, „Magie und Psychologie“ usw. Ebenso hat sich Hans Driesch, ein Gelehrter von Weltruf, in seinem Werk: „Grundprobleme der Psychologie. — Ihre Krisis in der Gegenwart“ (Verlag E. Reinike, Leipzig 1926) im dritten Hauptteil mit den Fragen der Magie, des Okkultismus und der Parapsychologie beschäftigt und bespricht die Erscheinungen der Gedankenübertragung, des Hellsehens, der telekinetischen Fernwirkung, der teleplastischen Probleme und der Materialisation in ernsthafter Weise.

Wir sehen also, unsere Zeit hat ein rätselhaftes Doppelgesicht. Einerseits trägt dieses Gesicht den kalten Wesenszug nüchterner Sachlichkeit, andererseits ist ihm aber der Stempel einer mystisch-magischen Innenregsamkeit, der Sehnsucht nach einer okkult-übersinnlichen Erkenntnis aufgedrückt. Ein typisches Beispiel für diesen letzteren Wesenszug ist u. a. auch das ganz ungewohnte Interesse, das die Menschen aller Länder, Berufe, Stände und Konfessionen den Stigmatisationserscheinungen der Theresia Neumann in Ronnersreuth entgegengebracht haben. Dieser Fall sowie die etwa 300 anderen der Vergangenheit angehörenden Fälle der Stigmatisierung sind übrigens für die Wissenschaft noch nicht erledigt, wenn auch die mysteriösen Erscheinungen in Ronnersreuth jetzt für das öffentliche Interesse mehr in den Hintergrund gedrängt worden sind.

Man muß sich in der Tat wundern, daß der kühn rechnende und wägende Rationalismus der Neuzeit, der doch durch die Schule des Stoffglaubens gegangen ist, den Einbruch eines magischen Weltbildens und mystischen Weltgefühls in die nüchternste und sachlichste aller Kulturepochen nicht hat verhindern können.

Man wundert sich aber nicht mehr, wenn man zu der Einsicht gekommen ist, daß Gedanken, Vorstellungen und Erlebnisinhalte, wie wir schon anfangs sagten, in einer geistigen Welt mit einem geistigen Raume ebenso unaufhörlich rotieren, wie die kreisenden Planeten, Monde, Schweifsterne und Meteore im natürlichen Himmelsraum. So betrachtet, ist es eine Notwendigkeit, daß auch das wieder an einer bestimmten Stelle seines Umlaufs in unsern Gesichtskreis tritt, was beispielsweise die alten Pythagoreer mit ihrer Zahlenmystik, die Neuplatoniker mit ihrem Streben, in ekstatischer Verzückung mit dem Übersinnlichen und mit Gott, dem Ursein, in Verbindung zu kommen — was die Renaissancephilosophen Agrippa von Nettesheim, Theophrastus Paracelsus, Giordano Bruno, Jakob Böhme, Klostadamus und in späterer Zeit auch

Emanuel Swedenborg mit ihren vergleichenden Betrachtungen, mit ihren magischen Spekulationen und ihren mystischen Hellgesichten und ihrer zeitlichen Fernschau erkannten, erlebten und erstrebten.

Und so brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn Theosophie, Okkultismus, Spiritismus, Astrologie, Alchimie, Rabballistik, Magie der Zahlen und Magie der geheimen Formeln und Sprüche wieder starken Einfluß auf unsere Zeitgenossen gewonnen haben. Sie mußten kommen aus einer innern Notwendigkeit heraus. Die vergangenen Geschlechter, die alten Okkultisten, Astrologen, Alchimisten und Rabballisten sind ja nicht mit ihrem Gegenstand fertig geworden; sie haben die darin sich verbergenden Probleme nicht gelöst und konnten sie nicht lösen. Meint man aber etwa, solche Probleme könnten spurlos in der Versenkung verschwinden?

Nun wird man aber sagen: Was hat es denn für einen Zweck, wenn alles pulst und kreist, auch Gedanken, Empfindungen und Ideen? Bedeutet es etwa einen Fortschritt, einen geistigen Aufstieg, wenn sich die Menschheit mit ihrem Denken und Erkennen im Kreise dreht? Wo bleiben die Auftriebskräfte für eine Höherentwicklung in solcher monotonen Kreisbewegung? Gewiß, eine endlose Kreisbewegung, eine ewige Wiederholung, wie sie das Naturschauspiel darstellt, wäre kein Fortschritt und Aufstieg. Es handelt sich aber auch schließlich gar nicht um ein bloßes mechanisches Kreisen, wie wir es im Reiche der Astronomie beobachten, sondern es handelt sich in der Welt des Geistes um geschichtlich-spiralförmige Bewegungen, und die haben stets eine aufsteigende, emporstrebende Tendenz. — Die Wiederaufnahme der Beschäftigung mit den Problemen der Theosophie, des Okkultismus und Spiritismus, der Alchimie und Astrologie, der Mystik, Magie, Rabballistik usw. wird uns also bezüglich dieser dunklen, ungeklärten Welt des Geheimnisvollen auf eine höhere Ebene der Erkenntnis hinaufheben. Das können wir jetzt schon mit Bestimmtheit annehmen. Das Spiralartige der Entwicklung beobachten wir übrigens auch im Leben des einzelnen: was wir in der Wiederholung denken und tun, ist immer besser als der erste unsichere, tastende Versuch. Und so können wir auch hoffen und erwarten, daß eine neue Bearbeitung, eine neue Sichtung, Siebung, Gliederung und Einordnung des rätselhaft-magischen Tatsachenmaterials — wir fassen hier das Wort magisch im weitesten Sinne — uns neue Erkenntnisse, Einsichten und wertvolle Urteile bringen wird. Denn wir haben heute ganz andere Mittel, um mit der Fadel unseres Oberbewußtseins in die Tiefen und Abgründe des Unterbewußtseins hinein- und hinabzuleuchten.

Das erkennen wir schon jetzt, obwohl wir noch halb in den Anfängen der okkulten Forschung stehen. Das gespenstische Heer der Urväterzeit hat den kritischen Blicken des modernen Menschen nicht standgehalten. Das Reich der Gnomen und Pygmäen ist zerfallen. Das bedeutet indessen nicht, daß hinter dem Urväterglauben keinerlei Realität steckte. Wir haben es in den mystisch-magischen Erscheinungen nicht bloß mit spekulativen und konstruktiven Dingen zu tun, sondern mit Dingen, die z. T. nicht weniger wirklich sind, wie die Objekte der sichtbaren Welt, die Vorgänge in der Welt Galileis und der klassischen Mechanik. Beständen diese experimentell festgelegten Wirklichkeiten nicht, so hätte der Okkultismus dem Kreuzfeuer der kritischen Wissenschaften nicht standgehalten, und wir würden dieser Dinge wegen keine Zeile mehr zu schreiben und kein Wort mehr zu verlieren brauchen.

Tatsachen sind da, und diese Tatsachen, unter Anwendung unserer wissenschaftlichen Gesamterkenntnis, bilden die Leuchten und Fadeln, mit Hilfe deren wir in die tiefen, dunkeln Sphären des unbewußten Seelenlebens forschend und erkennend vordringen. Diese Sphären bilden eben jenen geistigen Raum, wo die Gedanken, Vorstellungen, Erlebnisinhalte und Ideenkomplexe kreisen und schweifen. Auf das, was hier schwirrt und kreist, gründet auch eine neue praktische Wissenschaft der Gegenwart, die Psychotherapie und Psychopathologie, ihre Erörterungen und Schlußfolgerungen.

Dazu gesellen sich die physikalischen Erscheinungen des wissenschaftlichen Okkultismus. Es handelt sich dabei um Dinge, die hundertfältig im Wege experimenteller Beobachtung außer

Zweifel gestellt sind. Bezüglich der unerklärlichen Bewegungen und Schleuderungen von Gegenständen des Sitzungsraumes, in dem die Versuche stattfinden, der Erhebung von Tischen, Stühlen, Papiertörben, Fächern, Brillen, Ringen, Taschentüchern usw. ohne sichtbare Berührung, des Schwebens von Tamburinen, Geigen, Gloden, Schellen, der Jangangsehung von Spieluhren, des Schwebens von Personen bis an die Zimmerbede, des Heraustretens von Pseudopodien von verschiedener Dichte, von schattenartigen, rauchartigen, armstumpfartigen Gebilden bis zu wohlausgebildeten Händen mit beweglichen Fingern usw. sagt ein wissenschaftlicher Augenzeuge, der Engländer Dingwall, beruhten diese Vorgänge auf Täuschung und Schwindel, so wäre das noch ungeheuerlicher, als wenn sie echt seien. Der Münchener Gelehrte Frhr. von Schrenck-Notzing, der „unbestrittene Herr der Gespenster“, ist dieser Tage gestorben. Es wird aber ein anderer kommen, der sein Forschungserbe antritt und sein Lebenswerk fortsetzt.

Hier hört man die Frage: Was nützt das alles und wem nützt diese Forschungsarbeit? Nun, wenn alle diese Erscheinungen erst einmal wissenschaftlich geordnet, gesichtet und gerichtet sein werden, wenn wir erst einmal in der Lage sind, Plus und Minus in diesem Rechenexempel gegeneinander abzuwägen, dann wird sich schon zeigen, daß es für unser Erkennen, — für das psychologische, philosophische, ja sogar für das physikalische, mit einem Gewinn abschließt. Davon sind freilich nicht alle überzeugt. Es gibt heute viele, die das magische Gesicht am nächtlichen Himmel der Gegenwart als ein ungünstiges Gesicht ansehen und es hassen. Sie weisen hin auf die schmutzigen Schlammwellen, auf das Ungeheure in den mancherlei geistigen Strömungen, die sich an das Erscheinen dieses Gesichts knüpfen, an das nutzlose Geröll, das sie an ihren Ufern ablageren. Sie erinnern an das Banale, Sinnlose, Zwecklose und Richtungslose in den Offenbarungen des Unterbewußtseins, das auch von den Vertretern des Okkultismus anstandslos zugegeben wurde.

Hiergegen ist mancherlei zu sagen. Vor allem ist zu bemerken, daß der Herrschaftsantritt der Magie eine im geistig-geschichtlichen Werden begründete Notwendigkeit war, nachdem der Materialismus die Seele aus dem Körper und den Geist aus der Materie vertrieben hatte. Das übersehen auch vielfach Theologen und Vertreter der christlichen Weltanschauung. Daß den neuplatonischen Strömungen der Gegenwart viel Ungefundenes, Unklares, Verschwommenes anhaftet, daß sie z. B. unheimlich-gefährvolle Tiefen in sich bergen, muß ohne weiteres zugegeben werden, daß sie aber auch tiefe Quellen der Kraft und der Erkenntnis besitzen, sollte man gleichfalls zugestehen. Es ist mit allen neuen Selbstbewegungen so gewesen.

Was am magischen Weltbilde die Kritik herausfordert, soll man ruhig kritisieren. Kritik trägt mit bei zur Gesundung. Aber andererseits darf man auch nicht vergessen, daß allen Standpunkten der Charakter der Relativität anhaftet. Aus verschiedenen Gesichtswinkeln gesehen, nehmen sich die Dinge verschieden aus. Der Psychologe oder Seelenforscher wertet, mißt und wägt die Erscheinungen aus der Welt des Unbewußten mit ihren Abgründen und Hintergründen ganz anders als der Vertreter einer Weltanschauung. Was dem letzteren sinnlos und wertlos erscheint, kann dem Seelenanalytiker sehr wertvoll sein. Für die wissenschaftliche Psychologie liegt die Frage jedenfalls auf einer ganz andern Linie; für sie tritt das weltanschauliche Moment gänzlich in den Hintergrund. — Sollten aber seelische Gaben und Fähigkeiten außergewöhnlicher Art, wie: Gedankenübertragung, räumliches Hellsehen, zeitliche Fernschau und Rückschau, telekinetische Einwirkung des Willens auf physikalische oder chemische Zustände der Naturdinge u. a. nicht auch in weltanschaulicher Beziehung Wert und Bedeutung haben? Nicht ohne Grund und Berechtigung hat Prof. E. R. Österreich seinem bekannten Buche den Titel gegeben: „Der Okkultismus im modernen Weltbild“. Die Theologie sollte nicht vergessen, daß das Magisch-Okkulte auch im Religiösen eine bedeutsame Rolle spielt, und daß in seinem Lichte geschaut, sich unserm Erkennen mancher Glaubensgegenstand rundet, der uns sonst als ein Paradoxon, als etwas ganz Sinnwidriges erscheint.

Nachdem der Materialismus die Linien und feineren Züge aus dem Menschenantlitz durch

Kablierung entfernt hatte, die ihm seinen menschlichen Charakter gaben, konnte der Naturalist Zola seinen Roman „Le bête humaine“ schreiben. Die Menschen seiner Umwelt waren Tiere; sie hatten frakenhaft-vertehrte Züge, es waren Wesen mit tierischen Instinkten, Trieben und Leidenschaften. — In einem solchen Milieu konnte es aber die Menschheit nicht aushalten. Es kam ein Umschwung der Weltanschauung, es kam die Herrschaft der Magie, und sie ist es, die wieder menschliche Züge in das menschliche Antlitz hineingebracht und hineingemalt hat. Noch mehr, das magische Gesicht unserer Zeit hat dem Menschen nicht nur sein menschliches Antlitz wiedergegeben, es hat ihm sogar den Stempel des Mehralsmenschlichen, des Übermenschlichen, Überzeitlichen, Ewigen aufgedrückt. Die Magie ist die Wiederentbederin der menschlichen Seele.

Freilich der magische Stern, der uns jetzt leuchtet, wird sich wieder von uns entfernen und verflachen. Aber er wird nach vielen Jahren — die Zeit läßt sich nicht bestimmen — wiederkommen; denn er hat noch nicht seine ganze Glut auf die Menschheit ausgestrahlt, noch nicht sein letztes Feuer vergehen. Deshalb werden wir auch diesmal mit den Problemen des Okkultismus, Spiritismus, der Astrologie, Alchimie, Magie nicht fertig. Wenn das rätselhafte magische Gesicht dann wieder erscheint und das Weltgefühl des Menschen bestimmt, dann wird ein neues faustisches Sehnen, Suchen und Ringen beginnen. Was werden wir aber suchen? — Nun, ganz dasselbe, was wir heute suchen, — nicht Magie aus prattisch-selbstsüchtigen Gründen, nein, unsere Seele werden wir suchen, — uns selbst. Magie ist nur Mittel zum Zweck, — nicht Selbstzweck.

Aber nicht nur unsere Seele suchen wir, nicht nur uns selbst, sondern wir suchen vor allem auch den, der der Seelen Grund ist, — den, aus dessen Schöpferhand die Seele hervorging. Wir suchen und werden suchen den Urgrund aller Dinge, alles Seins — Gott.

W. Ruhaupt, Berlin

Ein Nürnberger Meister

Der Name Nüßlein begegnete mir zum ersten Male in einer Wiener Zeitung; er war in mir verfunken, so daß ich, als ich, von Berlin kommend, in Nürnberg haltmachte, nichts weiter im Sinn hatte, als den Hauber der mittelalterlichen Stadt auf mich wirken zu lassen. Ich hatte schon den Reiz der Gassen und Häuser empfunden und den herrlichen Rundblick von der trohigen Burg genossen, als mir in den Sinn kam, einen befreundeten Schriftleiter aufzusuchen, den ich in München kennen und schätzen gelernt hatte. Dieser erzählte mir begeistert von einem zugleich okkulten und künstlerischen Phänomen: dem Maler Nüßlein, der, eine gewaltige Leistung, in zwei Jahren zweitausend bedeutsame Bilder gemalt habe. In London — der Propbet ailt noch immer nichts in seinem Vaterlande — habe er eine Ausstellung seiner Bilder veranstaltet und großes Aufsehen erregt. Er wolle mich am anderen Tage anmelden; ich müsse ihn unbedingt aufsuchen.

Am nächsten Tage machte ich mich auf den Weg, begierig auf das Selbstame, das mir bevorstand. Ich wurde in eine geschmackvolle Wohnung geführt, mit antiken Dingen und großen Wandgemälden verzert, und ließ mich anmelden; bald stand ich dem Meister gegenüber und fühlte sofort, daß das Lob, das ich gestern vernommen hatte, nicht übertrieben war; so stark wirkte das Fluidum einer bedeutenden Persönlichkeit; nichts Unnatürlichen, Überwantes ist an ihm zu bemerken; er ist im Gegenteil der Typus eines kernigen deutschen Mannes. Er sah mich erst einige Augenblicke forschend an und erzählte mir dann von seinem Leben und seiner Gabe. Er verspürte schon in seiner Jugend einen starken Drang zur Kunst, aber mißliche Verhältnisse zwangen ihn in einen Brotberuf. Spätere Versuche, diesem zu entinnen und sich

der Malerei zu widmen, schlugen fehl, da seine Augen ihre Sehkraft größtenteils eingebüßt hatten. Er wandte sich im Kriege dem Antiquitätenhandel zu, wobei er sich nur von seinem Gefühl — ohne sogenannte Kenntnisse — leiten ließ. Schon hatte er die Fünfzig überschritten, als ihm ein Bekannter „zufällig“ seine okkulte Bibliothek erschloß. Mit Ekstase ging er an das Studium dieser Literatur, die sich nur mit Mühe und Not durch die Aufklärung hindurch gerettet hat; Ignorieren und Nicht-Erntnehmen ist ein noch verzehrenderes Feuer als der Scheitern. Doch wer sucht, der findet, und kein wirklich Suchender unserer Zeit könnte wohl sein Leben ohne die Impulse denken, die er abseits der Heerstraße modernen Denkens erhalten hat. So entwickelte sich bei unserem Meister automatisches Schreiben und Malen; er ist heute ein Bürger zweier Welten, der sichtbaren und der sogenannten unsichtbaren; die Bilder, die vor seinem geistigen Auge abrollen, sucht er mit der Hand festzuhalten. Er malt ohne Pinsel, nur mit etwas Baumwolle oder mit den bloßen Fingern. Dabei unterhält er sich mit den Anwesenden und läßt „es“ — häufig im Dunkeln — malen. Die Hand vermag kaum der Führung zu folgen, und in zehn bis dreißig Minuten entsteht ein Gemälde, alles vor Zeugen. Man nennt ihm ein Werk, und er malt den Künstler, der es geschaffen, oder die Gegend, wo es entstanden. Ich sah solche Köpfe und Landschaften, die mich stark beeindruckten. Aber dies seien nur schwache Abbilder der Urgesichte, erklärte Nüßlein. Er hoffe, junge Maler für die neue Kunst zu interessieren; eine geistgeborene, lebendige Kunst müsse kommen und die Anbetung der Materie ablösen. Wahre Inspiration müsse den Künstler der Zukunft befeelen; nicht sinnlicher Raub, sei er sexuell oder alkoholisch, dürfe den Maler leiten.

So hörte ich, was auch mich seit langer Zeit bewegt und beschäftigt, in klarer Weise vorgetragen. Ich schied mit dem Entschluß, sobald es mir möglich ist, wieder nach Nürnberg zu eilen; denn dort weilt einer, von dem zu lernen ist. Zum Glück ist er ein wohlhabender Mann und kann seinem hohen Ziele ungehindert nachgehen. Seine Einnahmen verwendet er für die Kunst und die leidende Menschheit.

Die sichtbare Welt ist in den letzten Jahrhunderten nach vielen Richtungen erforscht worden; nun beginnen, wie einmal der französische Philosoph Bergson dem Sinne nach sagte, die Entdeckungsfahrten ins Unsichtbare; möchten unsere Gelehrten und Künstler nicht achlos an einer Erscheinung vorübergehen, die neue Erdteile des Geistes zu erschließen verspricht!

Dr. Wilhem G. Herz

Ein Malphänomen

Groß Kornburg bei Nürnberg beherbergt eine große, seltsame Gemäldesammlung, die nach der Londoner Ausstellung (Februar bis April 1928) in deutscher und ausländischer Presse lebhaftes Interesse wachgerufen hat. Man sprach von „mediumistischer“, „okkult“, „unbewußter“, „magnetischer“ und „inspiratorischer“ Malerei. Heinrich Nüßlein, der Meister dieser Kunst, die nicht nur künstlerische, sondern auch psychologische Probleme in sich schließt, nennt sein Schaffen „psychische Malerei“. Wie kann hier kritische Analyse den Versuch einer Sinnlegung der in eigentümlicher Intuition konzipierten und ausgeführten Arbeiten Nüßleins unternehmen?

Bei näherer Betrachtung der ungeheuren Fülle der Arbeiten — in knapp drei Jahren sind weit über 2000 Bilder von Nüßlein gemalt worden — fällt einem sofort die starke Modulationsfähigkeit in Motivwahl und Farbentechnik auf. Obwohl fast durchweg an allen Gemälden die originelle Hand Nüßleins zu fühlen ist — an das Diagnostikum der Daumen- und Fingerabdrücke, die der Maler kriminalistisch gefährlich hinterläßt, soll hierbei nicht gedacht werden —, so fällt doch eine ganz beträchtliche Anzahl von Bildern aus dem gängigen Genre heraus. Es wird

manchmal schwer, die bunte Mannigfaltigkeit in Motiv, Farbenstimmung und maltechnischer Anlage einer einzigen Malerhand zuzusprechen. Schon aus dem Faktum dieses variablen Schaffens läßt sich die außerordentliche Wirkung der Nükleinschen Malerei ableiten. Die Motive sind, gemessen an unserer empirisch-realen Bewußtseinshaltung, ausschließlich aufgefüllt mit Objekten, die irgendwie „nichtwirklichen“ oder „anderweltigen“ Zauber und die Stimmung der Phantasie an sich tragen. Seine „Phantastik“ ist aber nicht kraus, sondern klar und bestimmt und scheint eine andere klare und reale Gesetzmäßigkeit in sich zu tragen. Würde man rein immanent-psychologisch — gegen Nükleins Auffassung von seiner Kunst — die Arbeiten charakterisieren, so könnte man sagen, daß sie haarscharfe Charakter-Projektionen des auffallend nüchternen, aber doch enthusiastisch jenseitsüchtigen, auf eigene Faust katholisch tiefgläubigen Malers sind. Eine rein psychologische wie auch künstlerisch schulkritische Betrachtungsweise wird aber der sogenannten „psychischen“ Malerei nicht gerecht. Nüklein will seine Arbeiten nicht isoliert von seiner Gesamtlebenshaltung wissen, die seinem Schaffen eben den seltsamen „psychischen“ Akzent verleiht. Die Quellen seiner Malerei sind betont inspiratorische. Nüklein sagt zwar, daß alle wahre Kunst inspiriert sei, weist aber darauf hin, daß eine bewußte und willentliche Pflege des sensiblen Ich als Aufnahmeorgan der künstlerischen Intuitionen, was bei ihm identisch ist mit dem Religiösen, eine neue vertiefte und wesentliche Kunst heraufführen könne. Die Pflege des Innenlebens sieht Nüklein in Konzentration und Glaube. Er schreibt selbst: „Erforderlich ist eine Vergeistigung der Künstlerkraft durch Konzentration und Verbindung mit den kosmischen Kräften des Alls ... Durch die Übung der Konzentration, vorausgesetzt entsprechenden Glauben an die ewige Seele des Menschen und die heiligste Urkraft, die über allen Religionen steht, werden sich psychische Maler entwickeln, die den Menschen Offenbarungen rein schöpferischer Kraft sichtbar machen werden.“ Die Malerei steht für Nüklein nicht im Mittelpunkt seines Interesses. Es ist nur ein Ausfluß, eine Begleiterscheinung seiner „psychischen“ Lebenshaltung. So liegt es auf der Hand, das Rätselhafte seiner „psychischen“ Malerei nicht nur mit den gewöhnlichen Kunstkriterien und psychologischen Methoden, sondern aus Persönlichkeit, Leben und eigener Kunstanschauung des Malers zu verstehen und zu deuten.

Das Rätselhafte besteht erstens in der unerhörten Schnelligkeit des Malens, zweitens in der originellen Schönheit und dem weit nuancierten Rhythmus der Motive mit allerdings selten vollem Anspruch auf künstlerische Qualität, drittens in den „okkulten“ Momenten der Malerei.

Was das erste betrifft, so erscheint die Fähigkeit des Schnellmalens nur auf den ersten Blick frappierend. Man muß berücksichtigen, daß alle Gemälde nicht auf Kleinarbeit, sondern auf Spontanexpression angelegt sind. Dennoch erscheinen die Arbeiten als fertig, insofern sie formal allerdings oft robust einen Ideen- und Objektgehalt mit nicht selten künstlerischer Kraft umspannen. Auch erlaubt die primitive Technik, die nur im Gebrauch weniger Pinsel, meist sogar der Handfläche und der Finger besteht, eine schnelle Formung der Farben. Ferner ist nicht zu vergessen, daß bei der vorliegenden Massenproduktion auch routinierte Handwerksmäßigkeit sich von selbst einstellt. Die schemenhaften Geistergestalten auf den Astralbildern haben durchweg fast zwillingsgeschwisterliche Ähnlichkeit, was deutlich auf Routine der Fingermaltechnik zurückzuführen ist. Und wer die Porträts genauer vergleichend in Augenschein genommen hat, wird deutlich einen ziemlich einheitlich durchgehenden Styrntypus gewahren. Auch hier muß kritisch eine fehlende maltechnische Bewältigung der Intuitionen und routinierte Schnellarbeit bemängelt werden. Die Schnellmalerei wird allerdings ihre Haupterklärung in der meditativen Bewußtseinshaltung des Malers finden, in welcher er spontan reiche Motive empfängt. Wie weit diese durch sein Wachbewußtsein gehen, ist nicht kontrollierbar. Der Maler, der ein sehr guter Selbstbeobachter ist, behauptete mir gegenüber jedenfalls, daß sein Schaffen nur auf innere „Einstellung“ ohne bewußte und willentliche Mitarbeit seines bewußten Selbst sich vollziehe. Für solch automatisches Malen spricht erstens die Fülle der Motive, zweitens der Umstand, daß Nüklein bei seiner „Einstellung“ nicht ermüdet, sondern im Gegenteil ausrucht. Eine solche Man-



Abend am Hang (Privatbesitz)

Kurt Roquette

(Aus dem Türmer)

nigfaltigkeit bewußter Konzeptionen würde ohne körperliche Ermüdnungsreaktionen nicht auszuarbeiten sein. Auf Grund eigener kurzer Beobachtungen würde ich das Problem, wie weit der Anteil des Wachbewußtseins bei dem „psychischen“ Malen reicht, folgendermaßen aufzulösen versuchen. Auf jeden Fall liegt automatisches Malen vor. Zwischen dem Akt der künstlerischen Konzeption und der automatischen Malausführung scheint die rätselhafte Bewußtseinsverschiebung eingeordnet zu liegen. Die „psychische“ Einstellung, die nach des Malers Aussage in einer Konzentration auf die „aufbauenden kosmischen Kräfte“ besteht, führt zu visionärer Erfassung bestimmter Ideen, mit der dann gleichzeitig eine Art innerer unterbewußter Maldrang einsetzt. Die „Einstellung“ und auch die Auslösung der „hellseherischen Visionen“ mit der Folge des unterbewußten automatischen Maldranges gehen über oder besser mitten durch das Wachbewußtsein. Dafür ein Beispiel, in dem gleichzeitig die Mal- und Meditationstechnik Nükleins beschriebenen werden soll. Um seine Malweise mir vorzuführen, traf Herr Nüklein seine wenigen, nötigsten Vorbereitungen. Ein Sperrholz wurde in die Staffelei eingespannt — Nükleins Bilder sind durchweg auf Sperrholz oder Karton in den Formaten $37\frac{1}{2} \times 50$, 50×75 und 75×100 gemalt —, die Palette aus Farbtuben aufgefüllt, Spachtel, ein Pinsel und Puzwolle bereitgelegt. Dann stellte mir Herr Nüklein frei, etwas zu nennen, worauf er sich „psychisch einstellen“ und womit er in „Kontakt“ treten solle. Ich stellte darauf die Frage, ob seine sogenannte Kontaktmalerei, von der noch die Rede sein wird, sich nicht nur auf dingliche, sondern auch ideelle Gegenstände erstreckt. Auf die Bejahung meiner Frage nannte ich das Wort „Magie“, worauf Herr Nüklein folgende Manipulationen vornahm. Mit der linken Hand zog er magnetische Striche über seinen Kopf, desgleichen über das Sperrholz. Der Gesichtsausdruck verriet deutlich ein Instillgelehrtssein und eine gewisse Spannung und Erregung, die wohl auf die Atemtechnik während des Malens zurückzuführen ist. Hierdurch scheint eine Art Bewußtseinspaltung forciert zu werden, in der die zunächst bewußt eingeleitete Konzentration auf die Idee „Magie“ dem Ander-*Ich* oder unbewußten *Ich* übertragen wird. Jedenfalls erschien mir Herr Nüklein nach der Einleitung eben beschriebener Manipulationen wie „gespalten“. Ich stellte während des Malens absichtlich eine Zeitlang hintereinander Fragen in bezug auf Maltechnik und „Einstellung“, die er mir bis in die Details genau beantwortete. Während der Beantwortung geblieb in knapp einer Viertelstunde, seit nur mit Fingern, Handfläche und Spachtel ausgeführt, das beauftragte „Kontaktgemälde“, das gut der Idee Magie entsprach. Mitten auf dunkelblauem Vordergrund quirlt ein magisches Feuer. Schmale Feuerzungen leden gen Himmel und gehen in die bekannten Nükleinschen Altargestalten über. Rechts von der Feuerlöse lauern verkrampft drei Gestalten, auf denen ein zarter Widerschein des Feuers ruht. Noch weiter rechts erhebt sich der braune Bogen einer Tempelvorballe, unter dem drei Magier stationiert sind. Als Antipoden der Magiergestalten, die auf der rechten Seite des Bildes mit der Ruhe und Kraft der Tempelsäulen wetteifern, ist auf der linken Seite ein wirrer Räudel dunkler Geisterfiguren dargestellt, die in unruhiger, fluchtartiger Bewegung zerrieben. Als ich Herrn Nüklein nach der Fertigstellung des Gemäldes fragte, was das Ganze darstellen solle, sagte er, das wisse er nicht. Erst bei kurzem Nachdenken führte er aus, daß er innerlich höre, es handle sich bei dem Gemälde um eine Krankenheilung durch die drei Magier auf exorzistischem Wege. Die dunklen Geister wären die durch Beschwörung ausgetriebenen Plagegeister usw. Diese Ausführungen brauchten nun nicht erst auf dem Wege innerer Audition durch Herrn Nüklein gewonnen zu werden. Überhaupt scheint das „innere Hören“, die Audition, die nicht mehr Resultate zutage fördert als der analysierende „normale“ Sinn des Betrachters der Gemälde, einen Fingerzeig zum Verständnis des sogenannten „psychischen“ Malens zu geben. Die Audition fördert selten mehr zutage als schon in den Bildern enthalten ist. Sie scheint mir stark subjektiv gefangen zu sein. Im einzelnen mag vielleicht wirklich hellseherische Vision objektiver Dinge vorliegen. Aber das unbewußte *Ich* scheint zu leicht seine Inhalte durch Verdrängungen aus dem Bewußten bezogen zu haben, die, ins Tageslicht des Bewußtseins neu gehoben, wie Offenbarungen aus kosmischen Regionen erscheinen. Bei der meines Dafür-

haltens nachweislich stark subjektiv bedingten Audition scheint auch mithin die ganze „psychische“ Malerei viel subjektive Elemente zu enthalten, die als Offenbarungen hingenommen werden. Ohne die psychoanalytische Betrachtungsweise als kompetente Erklärungshypothese für die durch Rüdlein gezeitigten Phänomene heranzuziehen, kann man doch mit ihr hier weite Wege beschreiten. Wir haben durch die Psychoanalyse gelernt, das Unbewusste nicht als ein außerhalb des Ich Existierendes zu betrachten. Einst aus dem Bewußtsein verdrängte Denk- und Gefühlsinhalte und Triebregungen können in dynamischer Beziehung zum Bewußtsein, seinen Inhalten und Strebungen, stehen. Geht man mit dieser Erkenntnis an die analytische Betrachtung des Lebensentwicklungsganges von Rüdlein heran, so findet man deutlich Verdrängungsfaktoren, die eine explosivartige Auswirkung des angeborenen aber verdrängten Matriebes in der „psychischen“ Malerei veranlaßt haben können. Rüdlein schreibt selbst von sich, daß er schon als Junge auf eigenen Drang hin ein Semester die Kunstgewerbeschule besucht habe, die er dann von außen genötigt war, zu verlassen. Sein Beruf hat ihn dann in nahe Fählung mit der Kunst gebracht, ohne daß er die Möglichkeit gehabt hätte, sie persönlich auszuüben. Der Maldrang ist dann im Jahre 1913 wieder über ihn gekommen, aber hochgradige Kurzsichtigkeit hielt ihn davon ab, ihm nachzugehen. Auch die Gründung eines Antiquitätengeschäftes befriedigte Rüdlein nicht. Daß solche Verdrängungen eines Triebes stark ins Bewusste zurückwirken können, ist in der Psychoanalyse einwandfrei bestätigt worden und für den Psychoanalytiker ein Alltagsvorkommnis. Auf die Anwendung der tiefenpsychologischen Betrachtungsweise in der Sache der Rüdleinschen Phänomene soll hier nicht weiter eingegangen werden, weil ich selber den Eindruck habe, daß bei keiner Erklärungshypothese die Rechnung hier ganz aufgeht. In der bisher kritischen Haltung suchte ich nur die Elemente des Unbewußten so weit als möglich in ihrer Korrelation zum Bewußten aufzuzeigen. Die Quellen des Schöpferischen, aus denen sich Rüdleins Malerei nährt, sind erkenntnistmäßig nicht zu fassen, viel leichter kann einführend der diesem Phänomentkomplex kongeniale Mensch diesen Problemen nachgehen und sie deuten. Nicht die Quellen, sondern nur die Wege des Schöpferischen zum Lande des Bewußten kann psychologische Deutungsarbeit erhellen. Auf diesen Wegen gehen vermutlich schöpferische Intuition und subjektive Reflexionsprodukte eine Verquickung ein. Zwei Wirklichkeiten begegnen sich, eine endliche raumzeitliche und eine transzendente. Wenn sich mir in der Malerei Rüdleins ein stark subjektiver Einschlag aus der Phantasie seines normalpsychischen Bewußtseins aufbrängt, so liegt mir doch fern, zu verkennen, daß hier ein parapsychisches oder nach Rüdleins Terminologie „psychisches“ Phänomen vorliegt. Dieses ist zunächst als automatisches Malen zu kennzeichnen, das sich bei Herrn Rüdlein seit seinen ersten Versuchen automatischen Schreibens und Zeichnens vor drei Jahren langsam entwickelt hat. Das automatische Malen vollzieht sich bei einer eigentümlichen Bewußtseinspaltung, die eine unterbewusste Dynamis sich derartig zu betätigen entseffelt, daß die „gespaltene“ Persönlichkeit das Gefühl hat, eine ihrem Ichbewußtsein fremde Kraft male durch sie. Die automatische Malfähigkeit scheint sich aber nicht gänzlich isoliert vom Wachbewußtsein auszuwirken. Dieses wird angeblich nie herabgebrückt oder ausgeschaltet zugunsten von Trancezuständen. Rüdlein selbst analysiert sein „psychisches“ Malen folgendermaßen: „Bei meiner dienenden Arbeit hat mein Verstand nicht den mindesten Anteil, außer den, daß ich mich an die Staffelei stelle mit den malerischen Vorbereitungen. Wie dann die Umschaltung oder Übertragung jener ewig unbekannten Kräfte vor sich geht, ist und bleibt mir ein Rätsel, den gläubigen Menschen ein Wunder, eine Glaubensauswirkung“ ... „Durch geistige Konzentration im Wachzustand gebe ich mich diesen aufbauenden Kräften hin, gleichviel zu welcher Tageszeit, am liebsten in der Abenddämmerung, jedoch auch im Dunkel der Nacht. In diesem Zustand geistiger Konzentration, meist gefolgt von einem Zustand hellseherischer Vision oder der Ekstase, wirken sich jene schöpferischen Kräfte aus“ ... „Ich empfangen ohne eigenes Wollen und Denken Inspirationen unirdischer Motive ... „Fähigkeiten des zeitlichen und räumlichen Hellsehens haben sich in mir entwickelt, und in diesem Schauen darf ich alles miterleben bis zur körperlichen Ermüdung.“

Schon auf Grund dieser Äußerungen Nügleins wird ersichtlich, daß Trancemalerei, also automatisches Malen mit Ausschaltung des Wachbewußtseins, nicht vorliegt. Nüglein vertritt sich auch sonst deutlich dagegen, der Kategorie mediumistischer oder Trancemaler zugerechnet zu werden. Den Verlust der Selbstkontrolle bei Eintritt „psychischer“ Zustände hält er für ungesund. Seine Malerei, die er „psychische“ nennt, ist eingeordnet in eine Art „theosophischen“ Systems „psychischer“ Lebenshaltung und ist nur eine „psychische“ Fähigkeit unter anderen, die Nüglein für sich in Anspruch nimmt. Hellsehen, telepathische Fähigkeiten und Heilkräfte stehen ihm angeblich zu Gebote. Auch die besondere Fähigkeit des von Nüglein mit „Kontaktmalerei“ bezeichneten Phänomens gehört hierher. Darüber ein kurzes Wort: Außer bei der Konzentration auf eine Idee oder einen dinglichen Gegenstand formt sich Herrn Nüglein auch bei dem Hören von Musik die Farbe zu irgendwie dem Charakter der Musik entsprechenden Kompositionen. Dasselbe gilt vom Anhören literarischer Dokumente, die Nüglein in Farbe umkomponiert. Wie weit da eine reale innere Gesehlichkeit vorliegt, müßte noch nachgeprüft werden.

Mag auch vieles des Phänomenalen an Nügleins Schaffen sich bei einer kritischen Überprüfung anders ausnehmen, als es von dem „theosophisch“ spekulativen Denken des „psychischen“ Malers dargestellt und erläutert wird, so steht doch fest, daß hier eine starke Glaubenskraft seelische Fähigkeiten ausgelöst hat, die offenbar in das Gebiet des „Parapsychischen“ fallen. Mit diesen seltenen Fähigkeiten steht die mystische Weltanschauung Nügleins in enger Beziehung. Die „psychische“ Malerei wird von Nüglein nur als eine Begleitererscheinung oder sozusagen nur als ein Abfallprodukt seiner „psychischen“ Lebenshaltung angesehen. Da Lebenspraxis und mystische Weltanschauung sich so bedeutsam bei dem Nürnberger Maler auch hinsichtlich der Auswirkung auf seine Kunst durchdringen, sollen kurz die Grundzüge seiner religiösen Weltanschauung skizziert werden. Nüglein denkt ganz religiös-spiritualistisch. Sein „System“ ist nach Gehalt und gedanklichem Niederschlag schlicht, fast primitiv. Die „Urkraft“ des Kosmos ist die „ewige Seele“. Von ihr sind alle Religionen eingelegt, die es gilt zu vertiefen, nicht zu vermehren. In der Vertiefung jeder Religion kommt man allmählich mit den „aufbauenden Strahlungen des Kosmos“ in Berührung, die alles Schöpferische wirken. Vor allem im religiösen Glauben kommen sie zur Auswirkung. Die Kräfte des Glaubens vermögen jedes Individuum mit den kosmischen aufbauenden Strahlungen zu laden, die sich bei jeder Art Betätigung, auch in der Malerei, auswirken. Alle „psychischen“ Fähigkeiten, zu denen auch die „psychische“ Malerei zu rechnen ist, gehören aber nur den niederen kosmischen Sphären an. Allein die Offenbarungen des Glaubens stammen aus den höchsten geistigen Regionen. Diese Offenbarungen sind über-raum-zeitlich und gehören der ewigen Welt an. An dieser gemessen, ist unser ganzes zeitliches Dasein nur relativ-wertig, nur Durchgang mit der Aufgabe seelischer Läuterung. Alle Menschen „leben irrig“ und sind gewalttätig eingesperrt unter den Zwang einer Kaufgesehlichkeit, der man sich bei neuer geistiger Lebenshaltung nicht zu unterwerfen braucht. Diesen schlichten metaphysischen Gedanken entspringt im Bewußtsein Nügleins ein übergroßer Glaube, der ihn zu geistigen Meditationen antreibt und seine „psychischen“ Fähigkeiten auslöst. Die metaphysischen Gedanken Nügleins haben nicht den Sinn einer gedanklichen Reflexion über Daseinsprobleme, sie entspringen nicht intellektuellen Nötigungen, sondern spezifisch religiösen Bedürfnissen, die ganz aufs Praktische eigenseelischer Mystagogie gerichtet sind. Darum bietet sein „psychisches“ Streben ihm auch keine theoretischen Erkenntnisse, sondern Fähigkeiten, die das Normalmaß überschreiten. Seine Spekulationen können nicht den Sinn einer Deutung der parapsychischen Phänomene, sondern nur den Sinn einer Auslösung derselben über den Weg der Meditation und Konzentration haben.

Da Nüglein nicht in der Lage ist, wissenschaftlich Rechenschaft über seine Fähigkeiten zu geben, so scheint es lohnende Aufgabe der jung aufblühenden metaphysischen oder parapsychologischen Wissenschaft zu sein, den „psychischen“ Phänomenen auf empirisch-methodischer Wissenschaftsbasis nachzugehen. Für jeden einzelnen aber ergeben sich über dem Tatsachenbefund übersinnlicher Phänomene Anregungen zu neuer nicht nur glaubensmäßig, sondern auch empirisch ge-

sicherter Daseinsauslegung. War der religiöse Glaube, historisch gesehen, stets eingebettet gewesen in die jeweilig herrschenden Weltanschauungssysteme, und war er mit dem Zusammenbruch derselben nach seiner formalen Seite zerschellt, wie z. B. bei dem Sturz des ptolemäischen Weltsystems, so kann der Glaube hier neue metaphysische Denkformen gewinnen. Denn stets stehen Glaube und Welt in Bezug, und stets hat der Glaube sich mit metaphysischer Sinnlegung des Daseins verbunden zu einer metaphysischen Realität des Glaubens.

Alfred Krauskopf

Sternenweistum

Die Tat der Astrologie, die wirkliche Leistung in Form von Diagnose und Prognose, macht unersuchbarem Gräbeln über ihre Möglichkeit ein Ende. J. W. Verweyen.

Im Anfang September 1928 ist man in Rassel zusammengetroffen, um sich gegenseitig mitzutellen, welche mannigfaltigen Einflüsse man von der großen Sternendecke über uns an sich selbst und seinen Mitmenschen bisher wahrnehmen durfte. blieb man den alljährlichen Bemühungen der Astrologischen Kongresse einmal fern, so gewahrt man sogleich beim nächsten Erscheinen eine aufsteigende Linie in jeder Bestrebungsform und auch die Gewißheit, mit ernst und heiß sich mühenden Menschen ein Ziel verfolgt zu wissen. Zurückgeblieben sind die allzu Stürmischen, Materiellen, Unzulänglichen, Ungeordneten. Man spürte es deutlich am ersten festlichen Begräbungsabend, wie sich zusammensand, wer sozusagen kosmisch für einander bestimmt war. Das Entgegenkommen der Stadt, die Teilnahme ihrer Oberhäupter, die Lebenswürdigkeit, mit welcher ein Museumsaal mit Lichtbildapparat und musikalischen Darbietungen zur Verfügung gestellt war, — wie man die Galerie mit ihren Meisterwerken von Rembrandt und Franz Hals frei besuchen durfte, wie in einer besonderen Ausstellung alle einschlägigen Schätze aufgebaut waren (uralte astronomische Uhren und Hilfsmittel, die eng mit der Astrologie in der Zwecksprechung und den bildhaften Andeutungen zusammenhängen) — all das bewirkte, daß man sich von vornherin heimlich fühlte.

Unwillkürlich dachte man bei dieser auflebenden Vergangenheit an ein Werk von Heinz Artur Strauß, das uns den „Astrologischen Gedanken in der deutschen Vergangenheit“ in eifriger Sammelarbeit und vorzüglicher Ausstattung nahelegt (Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin). Wie inbrünstig rang man damals mit den einfachsten Mitteln um die bildhafte Darstellung einer hohen Weltanschauung! Da ist auf Buchseitengröße in entzückender Kleinarbeit z. B. all das festgehalten, was jeweils einem der neun Planeten untersteht an Landschaft, Gewerbe, Künsten, Menschentypen, Tieren, Pflanzen und Steinen, Schicksalen, Sitten und Neigungen. Diese Wiebergaben aus den Tübinger Handschriften (um 1400) vermitteln die sicherste Anschauung. Titelbilder mittelalterlicher Hausbücher zeigen schreden-erregende Hinweise auf bevorstehende Wassernöte oder Seuchen infolge von Finsternissen oder Häufung der Planeten in einem Tierkreiszeichen, und es finden sich ergötlich naive Darstellungen, wie etwa des Planetenstundentrades oder des Aderlahmännleins.

Eine Fierde des Ausstellungssaales schufen die Bilder des Düsseldorfer Malers Langsch-Nöbel, Darstellungen rein inneren Erlebens, voll von Geheimnis und Ahnung. Unmöglich ist es, andere Originalarbeiten aufzuzählen. Wertvoll waren Neuerscheinungen, Meßinstrumente, vereinfachende Methoden. Vor allem die Planetentafeln von Karl Schoch (Linsse-Verlag, Berlin-Pantow), die es jedem mathematisch Ungeübten ermöglichen, sich Sternstellungen bis weit in die babylonische Zeit zurück zu errechnen, so daß uns nun die Horoskope zeitlich ferner historischer Persönlichkeiten zugänglich werden — ein überragender Gewinn! — Frei-

lich ist es auch dringend nötig, sich mit der Sternenwelt als solcher bekannt zu machen. Erst wenn man die große Gesehmäßigkeit des Weltalls erschaut, ohne Gelehrtenbrille, vollstümlich ausgebreitet in dem vortrefflichen Werke „Aus fernen Welten“ des Arbeiter-Astronomen Bruno H. Bürgel (Verlag Ullstein, Berlin) — dann erst ist man der Erkenntnis offen, weiß um den ungeheuren Wert der Sonnenkräfte, der Spektren und all jener Erscheinungen, die wir gewohnheitsmäßig übersehen. Dieser „Bürgel“ ist durch seine Vielseitigkeit und Leichtlesbarkeit ein Lieblingsbuch des Naturfreundes, das stagnierende Denkräfte anregen und dem Erfindungstalente im Volke voranleuchten kann; denn, wenn es Bürgel auch vorläufig noch bezweifeln möchte, ist doch alles dort oben vorhanden und angedeutet.

Die wertvolle, fast überreiche Neuliteratur kann nur kurze Erwähnung finden. Besondern Eindruck erweckten die fünfbandigen „Bausteine“ von Sindbad und Dr. Weiß (Wilhelm Barth, Verlag, München-Planegg), die unter den Lehrwerken wohl den ersten Platz einnehmen dürften. Denn sie vermitteln nicht nur Übersetzungen aus den um manches besseren Quellen des Auslandes, sondern auch die Deutungsregeln in so erquidend weitsichtiger Denart, daß ein plumpes, heute so beliebtes Wahrsagen von vornherein ausgeschlossen ist. Aus solch planmäßiger Belehrung, die vom Schüler innerste Bildung fordert, läßt sich wohl ein Sternenhaus bauen und ausstatten; diesen Bausteinen haftet eine magische Kraft an, welche den Lernenden immer wieder dankbar stimmen und zu ihnen zurückrufen wird. Hier ist tatsächlich eine grundlegende, überzeugende und überaus fleißige Arbeit geleistet, die vollen Lobes würdig ist! — Es ist erfreulich zu beobachten, wie mit den Jahren Bücher über die Astrologie von jener Seite erscheinen, von der man es längst erhofft hat: von den wissenschaftlich Gebildeten; und ich bin überzeugt, daß die laninchenzuchtartig auftauchenden und meist nur abgeschrieben Einführungswerke sich bald überlebt haben werden. Unter den vollstümlich gerichteten nimmt jenes von Studienrat Emil Saenger, „Der gestirnte Himmel und sein Geheimnis“ (R. v. Deders Verlag, G. Schend, Berlin SW) darum einen besonderen Rang ein, weil es den Studierenden eine ausführliche und erwünschte Geschichte der astrologischen Wissenschaft mitgibt.

Etwas anderes ist es, wenn es sich um ein eigen geschaffenes System handelt, wie um die dreibändige „Astrologie“ von Johannes Vehlows (Oskulter Verlag „Inneha“, Berlin W 62), in diesem Falle sogar um eine besondere Schule, andere Häufereinteilung (die alte aequale Manier) und um Beweise dieser „richtigeren“ Arbeitsweise. Wenn meine Uhr 5 Minuten vorgeht, muß ich 10 Minuten vor 10 Uhr daheim fortgehen, um zum 10-Uhr-Zuge zurecht zu kommen, wenn der Weg eine Viertelstunde Dauer beansprucht; weffen Uhr sich um 5 Minuten verzögert, der marschiert angeblich 20 Minuten vorher ab und kommt ebenfalls zum Abgang des Zuges zurecht. Die Erfahrung hat es so gelehrt; Hauptzweck ist immer das richtige Eintreffen am Ziel. Ich geiehe, daß ich mit der inaequalen Manier stets Erfolge erzielte, besonders bei Berücksichtigung der uns durch Sindbad übermittelten Determinationslehre. Was im übrigen das Werk von Vehlows wertvoll macht, ist auch die geradezu beispiellose bildliche Darstellung astronomischer Vorgänge und die gründliche Einführung in die Anfänge sowie nicht zuletzt die aufstrebende Weltanschauungslehre. — Und abermals ein anderes bedeutet es, wenn ein Wissenschaftler das philosophische Moment betont wie Dr. Karl Th. Bayer in den „Grundproblemen der Astrologie“ (Felix Meiner, Leipzig). Sachlich, klar, unbeirrt, beweist er jedem Zweifelnden das zwingende Wunder der Sternenwirkung. Als Astrodiagnose oder Astrophysik „ist die Astrologie eine Naturwissenschaft von den allgemeinen kosmischen Beziehungen und überragt an Exaktheit den gesamten Komplex der Geisteswissenschaften; und wenn z. B. Kant — den man so gern als den wissenschaftstheoretischen Kronzeugen anführt — sagt, in einer Disziplin sei streng genommen nur so viel Wissenschaft als sie Mathematik enthalte, so rangiert die Astrologie als Astrodiagnose immerhin ziemlich in der vordersten Reihe, vor fast allen geisteswissenschaftlichen Disziplinen.“ Ja, Bayer lächelt aus innerster

Überzeugtheit herab auf das „exakte Nichtwissen“ — um einmal Chamberlains Wort zu gebrauchen — der Wissenschaften. Denn „beweisen läßt sich nur, was zu beweisen sich nicht lohnt“ wie Hebbel sagt, und „die richtigen Auflösungen der letzten Erkenntnisfragen liegen jenseits des kausalen Denkens“.

Immer mehr werden jetzt jene Werte erstehen, die sich nicht, um zu belehren, an den Nichtastrologen wenden, sondern solche, die dem Studierenden selbst etwas zu bieten trachten. Mit welcher inneren Verehrung liest man dann Bücher wie das von Dr. med. R. E. Heimsoth, „Charakter-Konstellation“ (Otto Wilhelm Barth, München-Planegg), in welchem über Gleichgeschlechtlichkeit wertvolle Aufschlüsse mit Analyse gesendet werden, wobei der Verfasser stets bemüht bleibt, auch dem Nichtmediziner verständlich zu werden. Alles im Ton eines Vielbeschäftigten, der sich trotz umfangreichen Könnens knapp fassen muß. Man hört schon in der Einleitung sein Wortschwert faulen: „Das unbedingte, unerschütterliche und gesicherte Wissen der Astrologie ist den Angreifern meist nicht bekannt. Wer diese Wissenschaft kennengelernt hat, steht positiv zu ihr. Fast immer kann man mit Newton dieses sagen: „Ich habe den Gegenstand studiert, Sie jedoch nicht. Die Einwände sind theoretisch; das Praktische entscheidet.“ Er, der Psychoanalytiker, muß erkennen, daß seine ärztliche Wissenschaft am Ende angelangt ist, wenn sie sich nicht der Sternendeutung bedient, und daß auch die physische Konstitutionslehre sich für den Ausbau der psychoanalytischen Therapie die Ergebnisse der Astrologie zunutze machen muß, um hierdurch die Zeit der Untersuchung abzukürzen und rascher gegen das Übel einschreiten zu können.

Die Seelenregungen unserer Dichter, Maler und Musiker hat dagegen Fritz Werlé aufzudecken unternommen; und wie hat er diese „Künstlerhoroskope“ (Wilhelm Barth, München-Planegg) aufgezeichnet! Welch gute Bildbeigaben und charakteristische Namenszüge! Bei den nach alter Manier ausgeführten Stundenbildern, welche durchsonneter Humor in den eingefügten Zeichnungen! Das schöne Werk bekundet ehrfürchtige Einfühlung in die Kräfte der Schaffenden und in der Deutung eine künstlerische Begabung.

Hier sei noch eine Arbeit erwähnt von Lena Voh, Der Mensch und sein Schicksal. (Astra-Verlag, Leipzig.) — In diesem gut ausgestatteten Buche, das durch seinen wissenschaftlichen Ton und seine edle Einstellung gleichermaßen anpricht, zeigt uns die in astrologischen Kreisen wohlbekannte Verfasserin das Ergebnis fleißiger Erfahrungen, ob sie nun den St. nieneinfluß an Verbrechern, Sündlingen, Staatsmännern oder Gefallenen aufweist, körperliche oder seelische Krankheiten beleuchtet, erbliche Belastung oder Wahlverwandtschaft. Immer bleibt sie in diesen novellistischen Abhandlungen ebenso fesselnd wie überzeugend und bietet dem Laien wie dem Wissenschaftler günstige Anregungen.

Um nun auf den Kongreß selbst zurückzugreifen: welche Fälle an Vorträgen geboten wurde, läßt sich nur kurz umreißen. Ferdinand Hoyer, Graz, entwickelte seine Erfahrungen in der Luftschiffahrt mit Darstellung der astro-meteorologischen Lage der Mobile-Expedition. — Dr. med. Palmisér, Harburg-Wilhelmsburg, suchte der Raum-Astrologie das Wort zu reden und zielte mit mathematisch-philosophischen Betrachtungen auf jene Hilfsmittel hin, welche Mühe ersparen und Fehlschlüsse vermeiden sollen. — Dr. Reichmann, Berlin, hinwiederum suchte an geradezu hervorragenden Bildern die Verankerung der Astrologie in der Frühgeschichte der Menschheit darzulegen. Und wenn man Funde und Ausgrabungen mancherlei Stadteinteilungen auf ihre Zusammenhänge hin untersucht, so auch die Externsteine in Lippe, so erzieht man erst, welche Dienste in der Enträtselung die Astrologie für Kulturgeschichte und Ethnographie zu leisten imstande ist. — Nicht minder überzeugt redete Dr. med. Völler, Kassel, streifte die Ursachen des Heimmwehs, das kosmische Einleben der Jugend, der von Mondwechsel und Elektrizität gestörten Vriestauben, der Quellsucher und Antennenmenschen. Nach seiner Meinung muß dem Laien verständlich gemacht werden, daß es für den biologisch denkenden Arzt von außerordentlicher Wichtigkeit ist, die Wirkung der Lebenserscheinungen der Himmelskörper auf den

menschlichen Organismus zu beachten, sozusagen die Physiologie der Gestirne diagnostisch in Erwägung zu ziehen. Ist doch die Astrologie als Physiologie, dagegen die Astronomie als die Anatomie der Himmelskörper anzusehen. — Unter den Referaten ragten noch die „Beiträge zur Rassen- und Völler-Astrologie“ des hannoverschen Nervenarztes Dr. Georg Lomer hervor, der in seinen jetzt erscheinenden Heften „Das Hohlged des Himmels“ (Baumanns Verlag, Bad Schmiedeberg Bez. Halle) nicht nur aus seiner Klinik, sondern aus dem tiefsten Eigennuttern gemütvoller Gedanken vermittelt, sei es in bezug auf den Menschen, dieser Gestaltwerdung und Verlängerung eines kosmischen Augenblicks, oder auf die Farbenhymphonie und Tonbildung hin. Er besprach in Rassel die Zugehörigkeit der verschiedenen Länder zu astrologischen Einflußsphären, wobei die biologisch und genetisch schwer faßbare Tatsache des Einflusses gewisser Landstriche auf die Rassenbildung durch solche Hinweise dem Verständnis näher gerückt werden.

Zum Schluß noch ein Wort über die Bestrebungen der Astrologischen Gesellschaft in Deutschland und ihre aufopfernde Arbeitsleistung. Sie sorgt für Verbreiterung der Wissenschaft, bietet den Studierenden Auskunft und Material, eine Leihbibliothek und außerdem Schutz gegen Angriffe; sie erwägt auf den Hauptversammlungen neue Förderungsmöglichkeiten, unterzieht die Mitglieder einer Prüfung und strebt sogar akademische Ausbildung an — wenn nur nicht die Genialität gar so häufig einem ungeschulten Kopf entspränge! Viele Neuerscheinungen verdanken wir ihr, so jetzt die Gesamtwerte des Engländers Alan Leo, ein stattliches Unternehmen von sieben großen Bänden (Theosophisches Verlagshaus, Leipzig). Einführungswerke, die von jeher als Grundlage dienten; esoterische Gedankenwelt in bildlicher Form dargestellt; fesselnd wie eine Erzählung; eine Welt für sich, voll Höhe und Tiefe zugleich. Und die Übersetzung von Dr. Gerhard Raumann ist vorzüglich und fließend. — Der Gedanke einer Ausbreitung der Astrologie ist wohl zu loben, weniger jedoch das Bestreben, sie ins Volk zu tragen. Früher pflegten Priester die Weisheiten zu hüten, und in solchen Händen sollten sie verbleiben. Dem Volke sei anheimgegeben, sich einen Seelenpiegel zu verschaffen, daran zu lernen und sich zu steigern; erst wenn wir uns selbst erkennen, schärft sich der Blick für Umwelt und Mitmenschen. Gerade hier wagt Freiherr H. von Rüdiger einen tüchtigen Vorstoß, indem er in seinem Buche „Berufsbegabung, Berufsschicksal“ (Astra-Verlag, Leipzig) vorbildlich diese Frage erörtert: geschickte Wahl, praktische Anwendung, keine Flucht vor Widerständen, Auswirken des Schicksals in möglichster Harmonie. Und das Eheproblem behandelt nicht minder eifrig Frau Irene von Veldegg in dem Heftchen „Passen wir zueinander?“ (Astra-Verlag, Leipzig). Schon das verinnerlichte Streben der Verfasserin wird ihr die Zuneigung der Kritik sichern müssen.

Was das Volk erfahren soll, ist die Gewißheit, worum es sich handelt, ebenso wie man über die Tragfähigkeit eines Luftfahrzeugs oder Schiffes Bescheid wissen muß, über Körperfunktionen oder religiöse Probleme; denn all dieses gehört nicht nur zur Bildung des Geistes, sondern auch der Seelen, wie der Universitätsprofessor A. Boll es erkannt hat: „Die Astrologie ist Religion und Wissenschaft zugleich: das bezeichnet ihr Wesen.“

Elisabeth Schellenberg, Frankenhäusen am Kyffh.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Was bleibt?

Unter diesem Titel hat der hochbetagte Verfasser einer französischen, englischen und deutschen Literaturgeschichte, Professor Dr. Eduard Engel, ein sehr gewagtes Buch geschrieben. Er will aus dem vielen zusammengelesenen Stoff bestimmen, was von dieser Unmasse von Büchern bleiben wird, d. h. des Lesens noch würdig ist. Das ist bei dem vielerlei Geschmack der bunten Lesewelt schlechthin unmöglich. Das ausführliche Buch von fast 700 Seiten (verlegt bei Koehler & Amelang, Leipzig) enthält natürlich eine Menge gemeinnütziger Erfahrungen, die sich der Verfasser berufsmäßig angeeignet hat; insofern kann man aus seinem reichhaltigen Buche sehr viel lernen, besonders unter dem Gesichtspunkt „Die Maßstäbe“, die der Verfasser anlegt. Aber man legt das Buch doch unbefriedigt beiseite. Das Vielgelesene und Vielbesprochene, das ungefähr im allgemeinen Urteil feststeht, mag ja wohl hingehen; denn da sind die Urteile vielfältig gesichtet. Aber sobald man sich den fließenden Wertungen, also der unmittelbaren Gegenwart nähert, tritt der Subjektivismus dieses Wertes sehr bedenklich zutage. Und dann: wer will denn über die letzten Jahrzehnte urteilen, was wirklich bleibt? Man braucht nur einmal Engels Urteil über Richard Wagner, den Tonbildner, nachzulesen oder über Gerhart Hauptmann und Hermann Sudermann, wo er einen von der Menge der Miturteilenden vollkommen abweichenden Standpunkt vertritt. Hölderlin war vor hundert Jahren gänzlich unentdeckt. Von ihm und von Mörike sagt der Verfasser selbst: „Er ist sehr spät entdeckt worden, als wertvoller Dichter eigenen Klanges erst seit zwei Jahrzehnten.“ — Wer will ihm denn sagen, daß sich Ähnliches nicht noch oft wiederholt? Ebenso ungerecht ist Engels Gesamturteil über Jean Paul, von dem er behauptet, daß er von Zeit zu Zeit als ein sehr großer Dichter dem deutschen Publikum „aufgezwungen“ werde. Nein, das ist eine falsche Einstellung. Jean Paul hatte immer seine leidenschaftliche Lesergemeinde, die sich natürlich in der Stille hielt. Wenn man solche Urteile betrachtet, so kommt es einem vor, als ob Engel eine Art Leichtverständlichkeit für das Empfehlenswerte hält und vor allen Dingen jene Schriftsteller empfiehlt, die nach Goethes mißverstandenen Satz „Bilde Künstler, rede nicht“ zu handeln pflegen. Gewisse Schriftsteller, wie z. B. Karl Bleibtreu, tut Engel mit dem verächtlichen Satz ab: „Grabbe und sein schon beim Leben vergessener Nachtreter (?) Bleibtreu sind die warnenden Beispiele für die Wertlosigkeit des wertvollsten Stoffes in den Händen eines großemwahnsinnigen Nichtdünners“; das geht denn doch zu weit. Ähnlich absprechend verfährt er gegenüber dem Gesamtwert Gerhart Hauptmanns. Hier sagt er schlanweg: „Hauptmanns gesamtes Werk versinkt; man braucht nicht zu warten, bis die Presse dies allgemein ehrlich zugibt ...“ und weiterhin: „In der gesamten deutschen Literatur, soweit sie überhaupt heute noch irgendwelche, wenngleich nur geschichtliche Beachtung findet, gibt es keinen Dichter von solcher Gedankenleere, solcher geistigen Nichtigkeit wie Hauptmann ...“ Hier fühlt man die Nachklänge von Pressefehden in der Auswirkung. Auffallend ist auch das Urteil gegen Friedrich Nietzsche, von dem er behauptet: „Im Ausland liest man ihn nur noch sehr wenig ... Seine Sprache, die sehr bald ermüdet, ist nicht großer Stil, sondern erkünsteltes Manier“; dann fügt er noch hinzu: „Oh ich weiß, ich weiß, zur Stunde klingt es ungeheuerlich, aber ich weiß, daß es nach weniger als einem Menschenalter abgedroschen klingen wird.“ Mit anderen Worten, Herr Prof. Dr. Eduard Engel maßt sich also an, den Zeitgenossen Urteile auszusprechen, wie sie sich in wenigen Jahrzehnten zu jetzt anerkannten Größen der Literatur stellen werden.

Wir haben also hier das Werk eines einzelnen, der sich im Gegensatz von den Zeitgenossen

herausnimmt, das „Bleibende“ im Selbstesbesitz der Gegenwart anzuerkennen oder zu verwerfen, in gewissem Maße also eine Kampfschrift, die z. B. auch anerkannte Dichter wie Stefan George ablehnt: „Man kennt nur seinen Namen, nicht seine Dichtungen“, oder „Wo aber ist sein außerordentliches Gedicht?“ Hier tritt eine besondere Schwäche des Engelschen Buches schwer ins Gewicht. Er hat nicht den Ehrgeiz, etwa schwer unstrittene, in der Stille wirkende Dichter hervorzuheben oder ihre Bedeutung zu begründen, sondern sein Werk ist negativer Art, indem er anerkannte Dichter herunterreißt. Auch dies bedauern wir lebhaft. Das Buch enthält auf diese Weise eine Anzahl von bitteren Bemerkungen gegen den Zeitgeist, eine Anzahl von Leserzürnen, die von der mannigfaltigen Erfahrung des Verfassers zeugt, aber schließlich ist es doch eine subjektive Entlastung eines Mannes, der über sein Maß hinausging. F. L.

Barnhagen von Ense, ein „Offiziosus“ von ehemdem

Nicht vielen wird der Name Barnhagen ein Begriff sein, es sei denn, daß man an seine Gattin denkt, jene unvergeßliche Rachel geb. Levin, die den literarischen Salon ihrer Zeit beherrschte, oder zufällig beim Durchstöbern alter Biographien auf eine der wenigen über ihren Gemahl gestoßen ist. Und doch sollte man gerade in unserer Zeit sich jenes Wirtens und Schaffens erinnern, welches den gescheiterten Dichter, den nur von wenigen anerkannten Biographen als offiziösen Journalisten fast zehn Jahre lang in den Vordergrund der Tagesgeschichte stellte. Leider haben es die meisten Kritiker Barnhagens vergessen, diese Periode seines Lebens zu zeichnen. Leider hat Barnhagen selbst in den „Denkwürdigkeiten seines eigenen Lebens“ um seine Journalistik mehr oder weniger vorenthalten. Sonst würde man heute bei einer Würdigung dieser Persönlichkeit kaum mehr eine „Ausgrabung“ machen. In erster Linie der Biograph Walzel und neuerdings Karl Miß (Barnhagen von Ense in Beruf und Politik) haben es verstanden, aus dem Leben Barnhagens, welches in der Tragik seines „Nie-erfüllt-seins“ dem Heinrich von Kleists so sehr ähnelt, die Dominante zu finden, eben jene zehn Jahre, welche dieses Leben in den Dienst der „offiziösen“ Journalistik stellten. Ja, man hat sogar, und nicht einmal zu Unrecht, die treffende Bemerkung gemacht, daß man die Geschichte der Tagespresse in den Freiheitskriegen und den darauffolgenden Jahren am besten verfolgen könne, wenn man der Feder Barnhagens folge. In der „Allgemeinen Zeitung“ Cottas, in Liebhubs „Preussischen Correspondenten“, im „Hamburgischen Correspondenten“ und Daevels „Deutschen Beobachter“, fast in allen anderen Zeitungen von Bedeutung, die die Stein-Hardenbergschen Reformbestrebungen dankbar begrüßten, die man deswegen wohl als „Jakobinisch“ bezeichnete, überall finden wir Artikel aus der Hand dieses Journalisten von Fleiß und Blut, der später der erste Pressechef der preussischen Geschichte im wahrsten Sinne des Wortes werden sollte.

Die ersten Jahre seines Lebens führten Barnhagen in eine Tätigkeit, die er nur ungern, wohl nur aus Rücksicht auf die Familientradition, ausübte, in das Studium der Medizin. Als der junge Stürmer die Last der Papiere abgeschüttelt hatte und als Hauslehrer nebenbei sich in der Dichtkunst versuchte, hielt es ihn auch hier nicht lange, und er wechselte von neuem seinen Beruf, wie überhaupt das Leben Barnhagens unter dem Eindruck eines ständigen „Hin und Her“ steht. Schon als Student hatte er nicht ohne Erfolg Artikel für die Zeitungen geschrieben, die sich aber vorerst nicht mit seinem ureigenen Gebiet, der Politik, sondern mehr mit der Literaturkritik befaßten. Als österreichischer Offizier, in der Stellung eines Adjutanten

bei dem Obersten von Bentheim, beginnt er, sich auf das politische Gebiet zu legen, ein Beginnen, welchem der erste sichtbare Erfolg beschieden war, als Varnhagen als russischer Hauptmann in die Dienste des Obersten von Lettenborn tritt und dort mehr als „Kriegsberichterstatter“ denn als Frontoffizier fungierte. Die erste Kriegszeitung von Bedeutung, die wir aus der Geschichte des Kriegspressewesens kennen, entstammt den Impulsen Varnhagens. Es war dies die „Zeitung aus dem Feldlager“, die im September 1813 zum ersten Male erschien und damals große Erfolge

Zeitung aus dem Feldlager.

Donnerstag den 23ten September.

1.

Kurze Uebersicht des Feldzugs des Marschalls Davoust.

Der Marschall Davoust eröffnete den Feldzug nach Ablauf des Waffenstillstandes mit der Aussicht auf glänzende Erfolge; denn einmal war er dem General Wallmoden an Streikkräften überlegen, zweitens betrachtete er seine Gegner mit Verachtung, denn der Kaiser Napoleon hatte, wie in ausgerechneten Briefen zu lesen stand, es ihm ausdrücklich eingeschrieben, die Truppen des Generals Wallmoden nicht für voll anzusehen, und drittens zweifelte er nicht einen Augenblick, daß der Kaiser durch gewaltige Schläge, an der obren Elbe, ihm nicht die an sich schon leichten Triumphe noch mehr erleichtern würde. Dieses sagte sich indes selbstem an.

Der Marschall brach mit Uebermacht an mehreren Punkten vor und richtete seinen Siegeslauf gegen Schwertia. Mit der Energie Napoleonscher Operationen hatten indes die Bewegungen des Marschalls Davoust wenig gemein, denn er brachte 4 Tage zu, um 8 Meilen zu machen, und humilierte seinen Marsch so kühnlich, daß er bei Weißen mit 20,000 Mann eine Abtheilung der Truppen seiner Gegner angriff, und zu seinem Leidwesen erfuhr, daß man sich weder von seiner Uebermacht, noch von seinem Talent imponiren ließ. In französischen Blättern ward das Gerücht von Weißen wie eine Bismarckung und Verklebung des Wallmodenschen Armeekorps dargestellt, während in diesem Gefechte nichts zerkleinert,

als die Hoffnung des Marschalls auf leichte Siege, und das etwanige Vertrauen seiner Truppen auf die sie begleitende Kavallerie, die bei dem blutigen Mädel der Kosaken sich mit drohenden Mienen schnell hinter die Infanterie versteckte, und von da auch keinen Ausbruch that. (Friedl.) (Fortsetzung folgt.)

Schreiben aus Metzgerburg den 23ten September.

In seiner Stellung zwischen den Oeren bei Schwertia befand sich der Marschall Davoust nicht abel; er wußte, daß hier die fürchterlichen Kosaken nicht so leicht Eingang finden könnten, und in diesem Gefühl des Trostes und der Erleichterung gab er seine Seele so großmüthigen Regungen hin, daß er ein glänzendes Gefecht gegen diese Kosaken, das er ersehnte hatte und daher ohne Frage zu seinem eigenen Ruhm gedramen konnte, in den Zeitungen dem Landgrafen Friedrich von Hessen abtrat, den er durch ein Geschenk zu verpflichten wünschte. Eines war war dem Marschall ungewiss verbleiblich, und auf keine ersinnliche Weise abzumildern. Die Kosaken nämlich hatten seine ganze Heeremacht dergestalt umgeben und abgeschlossen, daß er wie auf einer Insel zu leben schien, und nur selten von der übrigen Welt etwas erfuhr. Ein Berliner Zeitungsblatt wurde zum Federstücken, um bestmöglichst man alles in Bewegung setzte, ja sogar die unbeschuldeten Jugend ansahnte, wiewohl vergebens, denn die Kosaken ließen jeden Boten unfehlbar in das Haupt

zu verzeichnen hatte. So wurde sie bei der Belagerung Hamburgs in die Stadt hineingeschmuggelt und sogar handschriftlich verbreitet. Sie hat dann auch oft die Einwohner vor zeitweiliger Entmutigung bewahren können, wenn die Gerüchte von angeblichen französischen Siegen allzu sehr die Stadt durchschwirrten. Diese Zeitung, die in den späteren Kriegen und besonders im Weltkriege viele Nachahmungen gefunden hat, stellte sich bewußt in den Dienst der geschickten Kriegspropaganda. Die meisten Artikel rührten vom Herausgeber her. Als „Gazette de Bionvao“ hat sie im März 1814 ihr Erscheinen eingestellt.

Varnhagen aber sollte aus dieser Tätigkeit heraus in einen Beruf treten, der seinen inneren Reigungen entsprach, der, wenn er ihn hätte zum Lebensberuf auszubauen vermocht, seine Persönlichkeit heute in ein anderes Licht stellen würde, als wie wir es leider feststellen. Hardenberg, dem der Redakteur der „Feldlagerzeitung“ kein Unbekannter geblieben war, berief Varnhagen als „zuständigen Staatsdiener“ zum Wiener Kongreß, damit er dort seine Fähigkeit auf journalistischem Gebiet für die Sache Preußens dienstbar mache. Varnhagen folgte diesem

[illegible]

1. Als der Hl. Hofarchibis auf dem Wege
 nach Neiss auf Papstlands Ansuchen den vormaligen
 Bischof verlässt, angesetzt zu 22. Januar
 Neapolos den Bischof von Brüssel von Neiss
 und fast ein wenig fort, von Neiss und
 Lüttich aus, wo er seinen Bischofsstuhl gezeu-
 lichen, den Plan zur Reorganisation des
 vormaligen Staats, auf den Bischof selbst
 zur Bearbeitung und mit 2. August 1805
 den Minister von Saint Pierre 22
 vormaligen. Later als St. Louis
 bekannt wurden, attrahen viele
 und 2. als Staatskanzler für junge
 Verwaltung in 1805
 besonders, vereinigt, als wurde
 und seinen Plan fort
 gearbeitet

Auf mit Freude. War es doch von jeher sein Lieblingswunsch gewesen, preußischer Staatsbeamter zu werden. In Wien entwickelte er einen Eifer im Abfassen von Zeitungsartikeln und kurzen Flugschriften, die sich unter anderem mit der Frage der Einverleibung Sachsens durch Preußen beschäftigten, daß Hardenberg trotz der großen Divergenzen, die zwischen ihm und Varnhagen sich später herausstellten, bei seinen Lebzeiten mit seinem Wiener „Offiziosus“ immer in inniger Verbundenheit blieb.

Die Divergenz entstand, als Varnhagen, der inzwischen Legationsrat und Ministerresident

am badischen Hofe in Karlsruhe geworden war, hier den Posten eines preussischen Geschäftsträgers dazu benutzte, eigenmächtige Politik zu treiben, und die ihm vorgeschriebene diplomatische Linie stark verletzte. Sehr bald treffen wir Varnhagen wieder in Berlin, wo er, inzwischen zur Disposition gestellt, vergebens auf eine neue Berufung gewartet hat. Doch als Presseschef hat sich Hardenberg immer wieder seiner bedient, dagegen den Vorschlag, ein Ministerialblatt zu gründen,

Gertrudens Varnhagen.

früher

Berlin, den 8. März 1820.

erhalten Sie bei der allgemeinen Leitung
bestimmten Aufsatze nicht einen kleinen Abdruck.
Ihre Meinung. Sie ist vollkommen richtig, wenn der
Aufsatz der ganzen von Stein, so wie der
unmöglichen aus der Organisation der
politischen Welt richtig zu stellen.

Ich bin mit vollster, vollkommen übereinstimmend
in Meinungen, hinsichtlich der Sache, was
ich billige, daß ich nicht, wie fast alle,
ganzem zugehört, zugehörten wurde, und
mein Gutachten

der anhängende Aufsatz der ich dem Herrn
an Riga schickte als G. von Stein ange-
fangen hatte zu schreiben, steht zum An-
weise. Ich habe für Varnhagen, jedoch
in Meinungen mit ihm übereinstimmend, mein
Gutachten

Gertrudens Varnhagen
8/2.

an dessen Spitze Varnhagen treten wollte, wohl freundlich aufgenommen, doch nie zu einer Erfüllung gebracht. So blieb der bereits im Jahre 1813 projizierte Entwurf, der zu den genialsten Taten Varnhagens gehörte, nur ein projiziertes Hirngebilde. Man hat ihm den diplomatischen Fehlschlag nicht vergessen können und wohl auch zu sehr gefürchtet, einem Manne wie Varnhagen die Leitung eines Regierungsblattes zu übertragen. Varnhagen galt in der Politik nicht fätselhaft genug und hat fortwährend in seiner Weltanschauung geschwankt, wenn ihm materielle

Vorteile dabei winkten. Das mag zunächst etwas herb klingen. Aber bei näherer Einsicht in den handschriftlichen Nachlaß Varnhagens, der sich größtenteils in der Varnhagen-Sammlung der Preuß. Staatsbibliothek Berlin befindet, muß man beinahe annehmen, daß der Mammon bei seinen Entscheidungen immer ein wichtiges Wort mitgeredet hat. Jedenfalls spricht aus den verschiedenen Korrespondenzen mit Hardenberg nicht der Idealist, der leiglich von seiner Weltanschauung überzeugte Publizist, den man bei ihm erwarten sollte.

In der Varnhagen-Sammlung der Preuß. Staatsbibliothek finden wir denn auch einige Dokumente, deren Bedeutung wir heute, wo das „Offiziosentum“ in der Presse immer mehr die Oberhand gewinnt und zu festen Institutionen in der Regierung — wir denken an die verschiedenen Pressestellen — führte, erst so recht übersehen können. Es ist dies vor allem das Bruchstück eines Manuskriptes von Varnhagen, welches dieser seinem Chef zur Begutachtung und Korrektur einreichte und, wie wir auf der Abbildung sehen, von Hardenberg in die dem Kanzler genehme Form gekleidet wird. Das Manuskript, welches über die Frage der Reorganisation des Staates im allgemeinen handelt, zeigt die Korrektur des Staatskanzlers, die in diesem Falle seine eigene Person treffen, wenn er, weit entfernt davon, dem Freiherrn von Stein „ein Verdienst streitig zu machen“, es für billig hält, daß letztem nicht, „wie fast allgemein geschieht, zugeschrieben werde“, was ihm gebührt, und in der Korrektur eine entschiedene Änderung vornimmt. Wenn man diese Dokumente für Varnhagens Gesinnungstreue anrufen würde, müßte man allerdings gestehen, daß ein großes Maß Ehrlichkeit dazu gehörte, dem eigenen Chef ein Manuskript einzureichen, welches nicht dem Lobe des Auftraggebers allein huldigt. Doch man kennt die Gedanken nicht, die Varnhagen hierzu bewegten. Für uns bleibt die Tatsache bestehen, daß Varnhagen trotz der nicht gerade überwältigenden Urteile seiner Zeitgenossen und Biographen über ihn als Dichter und Politiker, eine respectable Erscheinung für den Journalismus seiner Zeit und als Pressechef Hardenbergs in der Geschichte des amtlichen Pressewesens ein verdienstvoller Vorkämpfer gewesen ist, dessen Erbe erst unsere Zeit so lebendig angetreten hat.

Dr. Karl Bömer, Berlin

Ein deutsches Besperbild

Die deutsche Kunstwissenschaft und -wertung ist jahrhundertlang um die deutsche Kunst herumgegangen, ohne sie zu sehen. Und beachtete man sie, so geschah es mit äußerster Geringschätzung. Denn mit dem Einbringen der italienischen Renaissance, die in Deutschland ewig fremd und unverstanden bleiben mußte, änderte sich naturnotwendig das Werturteil über Kunstbdinge überhaupt, und es bildete sich jenes unselige Dogma heraus, das bis in unsere Tage in Geltung blieb und selbst heute noch — und nicht nur in Laienkreisen! — nachgebetet wird: der Gipfel aller Kunst ist die griechische Antike. Und alle andere Kunst hat nur insofern Anspruch auf Beachtung und ist um so „schöner“, je mehr sie sich diesem Ideal nähert! — Also eigentlich nur die italienische Renaissance hat nach diesem Dogma noch Daseinsberechtigung — alles andere ist Geschmacksverirrung. Die Schönheit war Griechenland.

Dieses unglaubliche Urteil herrschte jahrhundertlang. In einer Beschreibung Wiens aus der thesesianischen Zeit kann man über die Stephanskirche den Satz lesen: „Sie ist in schlechtem gotischen Gusto erbauet ...“ Gotische Malerei, Plastik, Architektur, alles Schaffen deutscher Künstler bis ins späte 19. Jahrhundert fiel unter dieses schiefe Werturteil. Es ist unbegreiflich, aber es war so: man war von der absoluten Schönheitsinkarnation der Antike so fraglos überzeugt, daß ein Zweifel einfach gar nicht aufkam, daß jeder junge Maler und gar erst jeder Bildhauer in Italien studiert haben mußte, wenn er für voll genommen werden wollte. Wie lange ist es her, daß man damit ein Ende gemacht hat? Man bedenke nur, was das bedeutet! Es beinhaltet die

geradezu absurde Vorstellung, daß das Kunstschaffen sämtlicher Völker, mit Ausnahme der Griechen und Italiener, durch ein Jahrtausend hindurch — wertlos gewesen sei. Und diese Meinung teilte, trotz gelegentlicher Rückfälle, auch Goethe und alle seine Zeitgenossen und — die Kunstwissenschaftler bis herauf in unsere Zeit.

Es bedurfte einer gewaltigen Erschütterung des Glaubens an absolute und allgemeingültige Werte, um auch dieses Dogma langsam zu untergraben. Ganz allmählich begann man zu bemerken, daß die Kunst, wie alles im Leben der Völker, rein relativ gewertet sein will, daß es sinnlos ist, deutsche, chinesische, spanische Kunst schlechtlin mit der antiken zu vergleichen, an ihr zu messen. Und zwar deswegen, weil jede Kunst ihren eigenen Maßstab in sich trägt und nur an sich selbst gewertet werden kann, weil jede das Ergebnis einer einmaligen Völker- oder Kulturseele ist, die Probleme zum Ausdruck bringt, die einzig für sie gelten und für sie nur so und nicht anders. Jetzt begann es einzelnen Kunstgelehrten wie Schuppen von den Augen zu fallen. Sie fingen an, wie etwa Bürger, Pinder, den ungeheuren, zunächst nur deutschen Menschen ersaglichen Wert deutscher Kunst der Vergangenheit zu erkennen, während anderseits die Fluxrenaisfancelnder, antikisierender, klassizistischer Nachwerke, die 200 Jahre lang hoch in Ansehen gestanden, plötzlich in ihrer inneren Halbheit, Unwahrheit und Unechtheit kläglich zusammenfiel. Und mit einmal stand man fassungslos, geradezu betäubt, vor einer unübersehbaren Fülle köstlichster Überbleibsel vergangener Zeit, die vergessen, verachtet, verstaubt in Kirchenwinkeln, Museumsmagazinen, auf Dachböden und bei Erdböllern, in Bauernställen zweihundert und mehr Jahre herumgelegen waren — Überbleibsel leider nur, denn nur allzuviel oft gerade des Wertvollsten hatte der Unverstand und das mangelnde geschichtliche Gefühl früherer Geschlechter vernichtet oder unheilbar verdorben.

Man stand vor den Toren einer neuen Welt. Und nach einem kurzen, fassungslosen Zögern stürzte sich ein Heer junger Kunstgelehrter auf die unerwartet gewonnenen Schätze. Heute kennt und wertet man sie nach Gebühr — in Fachreisen. Die kunstliebende Laienwelt aber weiß selbst heute von den meisten dieser Köstlichkeiten nichts! Man kennt etwa wohl die unvergleichlichen Stifterbilder des Raumburger Domes (die Plastiken des Westflettners aber beachtet kein Mensch!), die Ecclesia und Synagoge von Straßburg — vielleicht noch das eine oder andere Werk, etwa den Bamberger Kelter oder ein paar Riemenschnelder —, die ganze übrige Fülle ist terra inoognita.

Schuld daran trägt vielleicht ausschließlich die auch heute noch immer nachwirkende schlechte Kunstverehrung vergangener Zeit. Noch immer urteilt der Laie — völlig unbewußt! — nach den Schönheitsgesetzen der Antike und Renaissance und findet daher deutsche Kunstwerke der frühen Jahrhunderte einfach — häßlich. Er fühlt nicht die ganz andere Seele, die aus ihnen spricht, empfindet nicht die unendliche Innigkeit, Innerlichkeit dieser Schöpfungen, die mit Gefühls- spannung, Ekstase und Ausdruck bis zum Bersten der Form erfüllt sind. Diese Werke sind expressivistisch im wörtlichen, guten Sinn. Ihnen gilt die glatte, so oft nichtsagende „Schönheit“ italienischer Renaissance keinen Deut, sie bringen — und in unvergleichlichster Weise! — innere, seelische Zustände zum Ausdruck, unbetümmert, ob dies „schön“ sei, und sind darum erst recht schön in einem ganz andern, innerlichen Sinn, in — deutschem Sinn!

All dies gilt vorwiegend für die Malerei und Plastik der gotischen Zeit. Hatte man endlich mühselig genug die Schönheit gotischer Dome und Bürgerbauten erkennen gelernt — mit Malerei und Plastik hat es dahin noch gute Wege. Hier bedarf es noch einer vielleicht jahrzehntelangen, gedulbigen Volkserziehung, um die breite Masse kunstliebender Laien für das Gebiet zu gewinnen und so unendliche, heute noch tot liegende Werte wieder fruchtbar lebendig zu machen. Während sich Jahr um Jahr ein unübersehbarer Strom deutscher Reisender nach Italien ergießt, wo man wahllos jedes Bild und jeden Bau andächtig bewundert, werden in Deutschland die zumindest gleichwertigen, so oft aber höherstehenden Kunstaltertümer höchstens als Kuriosa gewertet. Man bestaunt etwa, daß ein Bildschnitzer des 14. oder 15. Jahrhunderts einen Körper „schon so gut“, so „richtig“ (!) habe darstellen können, man lächelt oder lacht über andere „find-

liche“, „naive“ Werke, weil man die alte Symbolik nicht versteht, und vergißt ganz, daß es in den meisten Fällen den alten Meistern gar nicht auf die „Richtigkeit“, d. h. naturalistische Darstellung ankam, daß diese Bildwerke vielmehr, eingefügt in die Geseze eines gewaltigen Stilwillens, die Wirklichkeit nach der inneren Notwendigkeit dieses Stils formten und beugten, genau so, wie es — nach ihren Gesezen! — eben auch die Antike und die Renaissance tat. Nur daß wir eben auf deren — uns innerlich dennoch fremde — Geseze hin seit Jahrhunderten geschult und gebrillt sind, so daß sie uns als die Geseze, die Natur schlechtbin erscheinen. Auch sind sie leichter für die große Allgemeinheit zu erfassen, da sie sich vorwiegend auf die rein äußerliche Form, den schönen Körper, den schönen Aufbau, beziehen.

Mit keiner andern Kunstgattung läßt sich das Gesagte so gut vorführen wie mit der deutschen Plastik des spätromanischen und gotischen Zeitalters. Es wurde deshalb auch diesmal ein Bildwerk ausgewählt, das, heute in Goslar, in der Jakobikirche thront, von der Schar der Andächtigen wahrscheinlich ebenso unbeachtet wie von den wenigen Fremden, die für zwei Minuten in die Kirche blicken: die unerhört gewaltige Pietà oder, wie wir nach dem Verzug Pinders lieber sagen wollen, das „Vesperbild“ eines unbekannten Meisters, der es etwa um 1500 schuf.

„Vesperbild“: jene Darstellung, die Maria mit dem toten, vom Kreuz gelösten Sohn im Schoß der andächtigen Betrachtung bietet. „Am Abend, da es kühl ward“, spielt diese Szene, daher der Name: Vesperbild.

Seit dem frühen 14. Jahrhundert ist die deutsche Kunst nicht müde geworden, diese jammervolle Begebenheit darzustellen, die so unmittelbar zum Gemüt sprach. Bald in einer furchtbar erschütternden, grimmigen Lebenswahrheit, wie bei dem Erfurter oder Soester Bild, dann wieder in einer edel verkürzten, aus irdischer Not ins jenseits Thronende erhobenen Art, wie in dem Werk, das das Kaiser-Friedrich-Museum aus Baden bei Wien erworben hat, oder endlich in einer übermächtig monumental gesteigerten Wucht, wie bei dem Vesperbild der Stuttgarter Sammlung, der Roburger Feste oder dem Goslarer der Jakobikirche, bei dem nun ein längeres Verweilen gestattet sei.

Ein fast lebensgroßes Werk von überwältigender Wucht. Dieses Riesenweib, das da schwer und maffig thront, ist nicht „lieblich“, nicht „schön“, wie italienische Madonnen, sondern fast häuerlich herb, aber ins Heldische gesteigert, eine deutsche Mutter. Sie klagt nicht und heult nicht, ringt nicht die Hände und sinkt nicht in malerischer Pose zu Boden. Sie ist stark und fest.

Breit und schwer aufsteigend in Dreiecksform ist die Gruppe gebaut (Raffaels Einfluß ist hier ausgeglossen!), die mächtigen Gewandmassen unten wie an die Erde hingeschüttet. Das rechte Knie der Mutter hochgestemmt, auf dem Fuß die rechte Hand des Sohnes aufliegend.

Das Weib hat einen dicken, breiten Hals. Starr und verloren blickt sie ins ewige hinaus, das dicke, turbanartige Kopftuch drückt noch einmal, von oben her, mit fast derselben Schwere, mit der sich die Gewandmassen auf den Boden gießen. Das Gesicht starr und schon fast ohne Schmerz. Sie sieht Nahes nicht mehr, sie blickt nur mehr Innerliches. Sie fühlt auch kaum mehr die Last des toten, zerbrochenen, zerquälten Männerleibes, der ihr im Schoß liegt.

Wundervoll schön und ganz edel ist das Antlitz dieses Toten geblieben. Aller Schmerz und alle Verzerrung haben es nicht häßlich machen können. Der Mund ganz leicht geöffnet, letzte Erschöpfung ausdrückend. Prachtvoll gegliedert der Leib. Mit unendlichem Feingefühl hat es der Künstler verstanden, alles Furchtbare des Kreuztodes anzudeuten, ohne doch in allzu grasse Wirklichkeit zu verfallen. Es ist, als habe er die hinabgeschoben, in die Unterschentele, an denen die Adern mit dem gestauten Blut strobend vorspringen, und in die furchtbar verkrampften, verzerrten Füße, die alle unmenschliche Qual ausdrücken.

Vor einem solchen Werk — und ihm ließen sich viele ähnliche beigesellen — verstummt jede Kritik und jedes Vergleichen mit antiker und italienischer Kunst. Aber wenn wir doch einen Vergleich ziehen, und zwar mit Michelangelos weltberühmter Pietà, so muß ohne Bedenken gesagt werden, daß das deutsche Werk unendlich höher steht. Das italienische ist „schön“. Aber diese

Schönheit ist glatt, leer, ausdrucks- und seelenlos. Die Pose der Madonna ist eben — Pose, theatralisch. Es tut der Größe Michelangelos keinen Abbruch, dies einmal offen herauszusagen, statt in der üblichen pflichtschuldigen Bewunderung Besseres geringzuschätzen. Hier, vor dem deutschen Werk, wird die ganze Größe, Tiefe und Weite, die ganze übergewaltige Innerlichkeit der deutschen Seele offenbar. Und dies uns Gemäße kann uns in unerträglichster Fülle die deutsche Kunst der Vergangenheit schenken — fremdbländische nie. Es ist hoch an der Zeit, zu ihr, der schmählich verachteten, endlich zurückzukehren.

Prof. Dr. Ernst Raghmann

Rurt Roquettes Kunst

Rurt Roquette gehört zu den ganz Jungen. Das heißt nicht anmaßend, daß mit seiner Kunst kein neuer Anfang der modernen Malerei gesetzt sei. Es heißt auch nicht, daß seine Kunst eine neue „Richtung“ einleite. Auf eine Vergleichsbühne der Kritik soll er hier nicht gestellt werden. Das bleibe späteren Geschlechtern vorbehalten, die einmal die Kunstgeschichte unseres Zeitabschnitts schreiben. Rurt Roquette als einen von den ganz Jungen zu bezeichnen, ist kulturpsychologisch gesprochen. Was er ist, was er hat, was er gibt, reißt ihn in ein jugendfrisches Werden, von dessen unbeflecklich-echter Erlebnis kraft Fortschritt zu erhoffen ist.

Der formalistisch verhärtete Zeitstil ist zwar auch ganz auf Fortschritt abgezwängt. Er will das Neue und immer wieder das Neue, am liebsten in ewigen Variationen. Die begehrende Seele des Zeitgenossen darf nicht der Unlust verfallen. Sie wird es aber, wenn nicht immer wieder die Überraschung vorgetäuscht, die Abwechslung, das Neue, noch niedagewesene von formgewandter „Kunst“ bereitet wird; denn die moderne Seele ist von starker Oberfläche, unbeschaulich und gegenwartsschnell, und ihr Tempo sucht künstlerische Erlösung im „Ganz Andern“ des Eindruckswechsels. Es fragt sich, ob sich Stil und Geschmack wie Angebot und Nachfrage verhalten dürfen. Ein „Fortschritt“, der nur um des Erfolges willen geschieht, wird hierzu ja sagen: Das „nützt“ eine Kunst, wenn ihre Erloßertat nicht mit dem Geschmack und innerhalb seines Rahmens Gestaltung findet, wenn sie sich etwa zur Bequemlichkeit jenes Suchens polar verhält? Sollen wir uns nicht freuen an dem strukturalistischen Stil einer Generation? Gehört es nicht zur Selbstverleugnung des Künstlers, in der Sprache der Zeit für die Zeit zu schaffen? Ist es nicht der Geschmack, der sich den Stil ewig baut? —

Die Früchte fallen dem nach „Kunst“ haschenden Publikum täglich in den Mund. Eine Form jagt die andere. Dem Vorwurf, unsere Zeit habe keinen Stil, ist nur als Bleybe er zu halten der Wechsel. Geschmack und Stil von heute tragen das Merkmal der Unterhaltlichkeit. Manche behaupten, daß dies der Sinn der Kunst sei. Es ist ebenso falsch wie jene naturalistische Weisheit „l'art pour l'art“. Der wahre Künstler schafft als Interpret, als Prophet. Ihm geht es um Sendung, nicht um Unterhaltung. Er lebt weder sich selbst seiner Kunst noch dem Geschmack eines Zeitgeistes. Gesenkter Inhalt befiehlt ihm den nicht die klügelnde Rücksicht auf Strukturformen des Geschmacks. Künstlertum muß einem süchtigen Befriedigtseinwollen gegenüber souverän bleiben. Das schließt „zeitgemäße“ Strukturformen des künstlerischen Gestaltens nicht aus. Nur ist es ein Unterschied, ob künstlerischer Ausdruck als reine „Expression“ oder als Reaktion oder als Konzeption auftritt. Hier scheiden die Geister. Die einen heimsen ihre Augenbläserfolge ein; die andern müssen oft warten, sich das Getöse der Oberfläche ermattet gelegt hat und ihrem Wort Raum gibt. Zum Warten gehört Kraft, die Kraft einer hoffnungsgeschwellten Jugend mit dem Glauben an Sieghaftigkeit der Wahrheit, in deren Dienst sich das Schaffen bewegt. Dies ist das Kennzeichen vertrauenerweckenden Künstlerturns.

J. E. in Lissabon. Ihr Rottfuß gibt uns sehr zu denken;
 denn Sie haben nur zu recht, daß der Auslandsdeutsche
 dem heimlichen Parteigeiz in Deutschland verständig-
 stes gegenübersteht und nur die unheilvollen Wir-
 kungen sieht, die davon ausgehen und unser Ansehen
 beständig schwächen. „Der Auslandsdeutsche ist zumeist
 Kaufmann, steht mitten drin im Gewoge des Handels
 und wird besonders, nachdem der Krieg ihm alle Habe
 genommen, darin bis zu äußerster Anspannung be-
 schäftigt. Eine gute Zeitschrift ist ihm angenehme Er-
 weckung, Klang der Heimat, jedoch findet er weder
 Zeit, noch liegt es ihm, an den Debatten schriftstellernd
 teilzunehmen. Parteivertretungen gibt es im Auslande
 nicht: dieselben wären auch nur platonischer Natur,



Dornbusch mit Dompfaff
 (Privatbesitz)

Kurt Roquette

(Aus dem Thürmer)

Bei Rurt Roquette spürt man etwas von solcher kraftvollen Dienstbereitschaft des Künstlertums. Und es sieht so aus, als ob die Zeit nicht mehr allzu ferne ist, in der er weltgreifend Bedürfnis nach seiner Ausdrucksform weckt. Die Ermüdung, die den Lärm des Tages verebben läßt, hat schon merklich eingeseßt. Das, was Spengler Zivilisation nennt, scheint ebenfalls der Dialektik psychologischer Entwicklung zu unterliegen. Der Ekel am Oberflächlichen läßt sich nicht mehr verbergen. Das revueartige Genre von Unterhaltungsmalerei mit ihrer Akrobatik der Form, unerlebt, unhandwerklich, ein Panoptikum schillernder Phrasen — beginnt sich totzulaufen. Namen mögen beiseite bleiben. Den Panterott der modernen Seele aufzuhalten wird ebenso wenig gelingen, wie die Unrast der Bemühungen, sie auf die Dauer zu befriedigen. Auch die „neue Sachlichkeit“ gehört in den Bereich der letzten Zudungen. Was ist sie anders als ein künstlicher Glaube an die Rettung durch die „absolute Form“. Der saoro egoismo ist geblieben und treibt den Stachel des Efels an der Kunstmacherei weiter. Das neue Sehnen nach echter Kunst wird kommen und muß kommen, wie das erlösende Frühjahr auf die Starre des Winters, wie die Stadtfucht auf die vor Jahrzehnten erlebte Landfucht, wie der Heimatsinn auf die Idee des Internationalismus, wie beginnende Konzentration auf zentrifugale Erlebenshaft, wie schrittweiser Wahrheits- und Weisheitsdrang auf genießendes Tauchen ins Chaos der Wirklichkeiten. Ein Sehnen wird es sein nach dem Künstler, den eine neue Liebe treibt und trägt, die alte, ewig neue Liebe, wie sie aus den Worten edler Meister zu uns spricht mit gewaltiger, emporreisender Sprache.

Die angeborene Kulturseele des deutschen Volkes wird nie in der Form stedenbleiben. Sie wird den Künstler mit dem kraftvollen Wort gebären, wenn es an der Zeit ist. Das ist ihr kulturpsychologisches Gesetz; das ist ihre Sendung in der Welt. Die letzte Zeit hatte mit ihrem problematischen Charakter, ihren fatten Höhepunkten und ihren überraschenden Katastrophen in den Jungen die Anarchie der Meinungen erzeugt, die das Individuum in autoritätslosem Selbstbehauptungsdrang auf allen Gebieten den „neuen Anfang“ versuchen ließ. Die ganz Jungen haben sich von diesem Egoismus zur Wahrhaftigkeit durchgefunden. Weil sie Grenzen ihres kleinen Ichs gar zu bald spürten, offenbarte sich ihnen das „Ganz Andere“, das sie ehemals auf der Ebene der Wirklichkeiten gesucht hatten, im Bereiche der Wahrheit. Der ehrfürchtige Sinn für das Echte ist jetzt wiedergefunden. Nur der darf wagen, zu reden, der berufen ist. Und den Berufenen erkennt man daran, daß er weder schwacht noch pinfelt, sondern daß er mit Liebe lauschen kann auf das Wort der ewigen Schönheit und sein Können unter ihren erhabenen Befehl stellt. — Das meinen wir, wenn wir von den ganz Jungen sprechen, in deren Reihen Rurt Roquette steht.

* * *

Die künstlerische Entwicklung Rurt Roquettes läßt sich glücklicherweise ganz klar sehen. Er ist den normalen Weg der modernen Jugend gegangen, reifte während der Kriegsjahre heran, atmete noch ein Stück Jugendbewegung, das ihn zum Sturm und Drang seiner ersten Schaffensperiode trieb, durchheulte selbstlicher die „Jungen“ der Malerei und rettete schließlich seine Künstlerseele durch all die Vielheiten kraftvoll hindurch. Der Name Roquette ist in der deutschen Geistesgeschichte nicht unbekannt. Der Dichter Otto Roquette, dessen sympathische Persönlichkeit gern mit der Wartburg und dem weimarischen Großherzog Karl Alexander zusammengedacht wird, war ein Verwandter Rurt Roquettes. Der Familie ist also die künstlerische Ader nichts Ungewohntes. Auch der Bruder des Malers zeigt starke künstlerische Anlagen und ist schon auf dramatischem Boden erfolgreich gewesen. Familiengeschichtlich interessant ist es, zu hören, daß die Roquettes erst auf deutschem Boden Künstler hervorbrachten. Die Familie stammt nicht von Refuglés oder anderen politischen Auswanderern des französischen Volkes ab. Sie entspringt dem alten französischen Kaufmannsstande und ist vor Jahrhunderten über die Hansestädte nach Deutschland eingewandert. Wie tief deutsches Blut und deutsche Heimatliebe in den Roquettes

Wurzel schlug, davon reden Otto Roquettes Gedichte, davon künden voll und innig die herrlichen Thüringer Landschaften Rurt Roquettes.

Seine erste Kindheit verlebte der Künstler mit dem um wenige Jahre älteren Bruder in Berlin. Dort war er als Kind eines wohlhabenden Kaufmanns am 16. Juni 1902 zur Welt gekommen. Berlin prägte der empfänglichen, weichen Kindesseele den ersten Rhythmus ein. Er hat sich zäh bewahrt, bis in die Handschrift hinein. Es ist die großzügige Linie, die überall da mächtig schwingt, wo es gilt, das Leben und die Dinge beim Schopfe zu fassen, Pläne zu schmieden und mit großen Maßstäben zu hantieren. Ausdauer um des Schaffens willen und ein selbstvergessender Fleiß, dessen heitere Großlinigkeit im Gefolge einer ungewöhnlich reichen Produktivität immer wieder Bewunderer gewinnt, mögen gleichfalls in der Anlage schon durch Berliner Eindrücke gespeit worden sein. Berliner Tempo, als die Anschauungsform unserer Zeit, schlich sich schon dem Knaben ins Gefühl und lehrte ihn die Sprache der Moderne rasch verstehen und beherrschen. Große Häuser, große Straßen, große Plätze, das Gewirr der Verkehrsmittel, Gewimmel der Menschen, alles Gewaltige, Dimensionale der Großstadt legte in ihm den Grund zu jener erstaunlichen Weltweite und Weltoffenheit, die den späteren Künstler dann mit Vorliebe das Ueberragende als Objekt wählen ließ, die Darstellung des Lebens der großen Welt, des Porträts, der Alpen, des Himmels mit seinen Luft- und Lichtwundern, der Landschaft. Eine vernünftige Erziehung im Elternhaus wies der kindlichen Entwicklung Wege eines sicheren Entfaltens. Der Wohlstand gestattete alles, was dazu nötig war. Der Sinn für das Schöne fand an prächtigen Möbeln, an Stücken der bildenden Kunst, an vornehmer Lebensführung, an Kultur der nächsten Umgebung den besten Nährboden. Die Lust an der Farbe brauchte nicht nach dem Gegenstand zu suchen. Das leuchtende Gold von Mamas Brotatbeden, die bunten Blümchen in der Vase, das duftige Abendbrot hinter den Bäumen des Gartens und den Giebeln der Straßenreihe begeisterte das Kind ebenso wie das Blau der eigenen Iris, wenn es forschend im Spiegel die schönen Augen besah. Und als der Trieb sich meldete, mit Stift und Pinsel kundzutun, was heraus wollte aus dem Seelchen ins Reich der Anschauung, da wurde ihm Verständnis und Pflege zuteil, und er schoß überraschend empor, daß man oft seine liebe Not hatte, dem kleinen Malteufelchen den Dämpfer aufzusetzen.

Mit dem siebenten Lebensjahr siedelte Rurt Roquette nach dem landschaftlich schönen Eisenach über. Der Vater hatte sich früh zur Ruhe setzen können. Am Fuße der Wartburg fand die Familie eine zweite Heimat. Für Rurt Roquette hebt jetzt der wichtigste Abschnitt seiner Entwicklung an. Schule, Ausbildung, Natur sind die drei Worte, die die Linien in seinem Werdegang markieren. Die gewinnende Macht der Eisenacher Berge und Wälder, das Herz Thüringens, an dessen Pulsschlag sich einst der Dichter Otto Roquette begeistert hatte, verwandeln den Großstadtknaben. Sein Gemüt erlebt eine neue Entfaltung. Thüringen mit seinem besten Stüd kannte ihn. Mit allen Fasern seines Herzens wuchs er hinein in die unergründliche Herrlichkeit der Landschaft. Sie war etwas ganz Neues für ihn. Auf seinen Streifzügen in dieses Wunderland der Romantik fesselte ihn der Zauber von Thüringens Lieblichkeit. Die weichwellige Hügelkette, das sonnige Lachen der Täler, die freiheliumwehte Kletterpartie auf lustiger Höhe, die Wartburg in ihrer stolzen Pracht und Schönheit warben um die Liebe des Knaben. Dem mutigen Wanderer und Kletterer schenkte der düstere Wald seine Geheimnisse. Am lauschigen Lieblingsplätzchen, unter hohen Fichten und knorrigen Eichen, sang die Natur dem andächtigen Laufher ihr heiliges Lied ins Herz, und die wildzadigen Klüfte und Schluchten spielten mit seiner Phantasie und wiesen ihm die Pforten zum Fabelreich. Der Baum, die Blume, das Reh, der harte Fels, sie alle zeigten sich ihm in ihrer nacktesten Schönheit und sprachen zu ihm, wie sie Gott geschaffen hatte. All das Schöne um ihn herum lebte ihm ein ehrfurchtgebietendes Leben vor, und er hörte sich Bruder nennen.

Rein Wunder, die Schulbank wurde dem Jungen zu hart. In ihm lebte und brannte ein Feuer zur Gestaltung, das er nur im Zeichenunterricht einmal ungestraft lodern lassen durfte. In diesem

Sach war er seinen Altersgenossen stets meilenweit voraus. Seine Zeichnungen waren die besten, wurden gelobt, ausgestellt, bewundert. Daß der Junge einmal Maler werden mußte, stand allen fest, die ihn kannten. Aber das notwendige Übel der übrigen „Fächer“ machte dem Knaben Rurt doch mancherlei zu schaffen. Wenn ihn auch seine Zeichnungen bei den Mitschülern in ein gutes Licht setzten, und er oft mit seiner Kunst ein reges Tauschgeschäft unter den Jüngens betreiben konnte, wollte es ihm nicht gelingen, seine Lehrer von der Richtigkeit seines Tuns zu überzeugen, wenn er sie etwa „abmalte“ oder Lössblätter und Schreibhefte mit Produkten seiner Phantasie „bepflasterte“. Auch in den mittleren Klassen des Eisenacher Realgymnasiums besserte sich dieser Zustand nicht. Im Gegenteil, je mehr ihn der Geist der Jugendbewegung ergriff, desto lechter trat sein Talent verdrußbereitend an die „pädagogische Öffentlichkeit“. Wieder war es die Einsicht der Eltern, die dem Jungen rechtzeitig den Weg freigab. Bis zum „Einjährigen“ wollte man ihn noch in der Zwangsjade belassen; dann sollte er frei sein. Nebenher durfte er eine gebiegene, zeichnerische Ausbildung in der staatlichen Zeichenschule genießen, die dann auch ihre tiefen Spuren im Künstler hinterlassen hat.

Die letzten Schülerjahre Rurt Roquettes sind getrübt durch die schweren Schatten des Weltkriegs und der Nachkriegswehen. Er hat das unermessliche Leid des Volkes mit dem hoffenden, aufbauenden Nachdenken des Jünglings mit erlebt und einen Ernst und tiefes Mitleiden aus solchem Erleben gewonnen. Die Inflationszeit brach die wirtschaftliche Kraft seines treuen Vaters. Der werdende Künstler wurde eine Welle unbarmherzig umhergeworfen und mußte erwerbstätig sein. Schon damals fand er Käufer für seine Erfindungsarbeiten. In photographischen Ateliers fristete er das Dasein, bis ihm die Verhältnisse wieder günstiger waren und er seine eigentlichen großen Studien beginnen konnte. Diese Zeitspanne der Entbehrungen und des nationalen Elendandes hat den an hindernisfreie Bahn Gewöhnten früh reifen lassen und ihm bald die faustischen Fragen auf die Lippen gelegt. Ihrer rauhen Lust ist es zu danken, daß der junge Künstler schon zu Anfang seiner zwanziger Jahre ein klares philosophisches System vor sich liegen sah.

* * *

Es ist der Entwicklung des Künstlers zum Segen geworden, daß sein erster Lehrer ein reifer Plastiker war, Professor Rugel, der damalige Leiter der staatlichen Zeichenschule zu Eisenach. Von ihm empfing er die Elemente der bildnerischen Technik, die in allen seinen Arbeiten ihre wohlthuende Sprache behalten haben: Die gewissenhafte Sauberkeit des Handwertlichen, das sichere Augenmaß für Proportion und Perspektive, das haarfeine Achten aufs Allerkleinste, das gegenständliche Denken, den Geschmack für Komposition und Farbe. Als Bestes nahm er wohl mit einem geistvollen Fleiß und ein Beherrschen der Materie, die beiden festen Füße, auf denen er bei seiner außergewöhnlichen Begabung erfolgreich weitermarschieren konnte. Mit etwa zwanzig Bildern und Skizzen überraschte der Achtzehnjährige die Öffentlichkeit und fand Beifall bei Publikum und Presse. Figürliche Zeichnungen, Kopf-, Menschen-, Tierstudien, Landschaften gewannen dem jungen Künstler das Vertrauen der Vaterstadt. Man begann sich für ihn zu interessieren. Man kaufte Stücke von ihm. Fördernd wurde die Verührung mit dem Maler Draewing. Mehr noch die Bekanntschaft mit dem Malten Georg Schlicht. Die enge Zusammenarbeit mit dem bedeutend älteren Schlicht brachte Roquette eine Zeitlang in auffallende Abhängigkeit von diesem Sonderling, glücklicherweise nicht ohne bemerkenswerten Nutzen. Schlicht malte im Stil der russischen Kirchensymbolik, naïv-expressionistisch, unter Aufbietung aller östlichen Farbenpracht. Seine Bilder lebten von einer uns Deutschen ungewohnten Mystik. Das waren aber Dinge, die Roquette gerade faszinieren mußten. Der Drang nach der Farbe war bei seiner bisherigen Ausbildung zu kurz gekommen; ebenso suchten seine grüblerischen Anlagen und sein in Eisenachs Wäldern gewachsener Hang zur Romantik den mystischen Pol. Bei Schlicht traf er beides, Farbe und Mystik, in klarster Übertreibung an. Begelstert lief er in den Bahnen dieses

Mannes und schwang sich auf eine stolze Schaffenshöhe. Das Stilleben und das Porträt erfuhr Bereicherung. Ganze Gemäldeserien entstiegen seiner Werkstatt; die meisten Bilder wurden verkauft. Die folgenden Ausstellungen verrieten dem Publikum den Einfluß Schlichts. Wer genauer hinsah, merkte aber, daß es kein bestimmender, sondern nur ein ergänzender und anregender Einfluß war. Die unnatürliche, dem deutschen Empfinden ferne Kontrastsprache des Schlichtschen Kolorits übersehte Roquette ins Gegenständliche und wandelte ihre Eindrücke ab zum symphonischen Zueinander. So fand er den plastischen Wert der Farbe für das Porträt auf höherer Stufe wieder. Damit war ein neuer, formell lechter Grund gelegt in einem Gestaltungszweig, der vielleicht einmal seine Hauptstärke werden wird. An seinen Versuchen spürte er damals noch den Mangel eines ausdrucksstark geschulten Tiefblicks, der die darzustellende Persönlichkeit im innersten Wesenskern zu erfassen weiß und den Künstler erst aus dem Flachland des atelierbeschwerten Konterfeiens heraushebt. Ebenso wuchs Roquette über Schlichts Mystik hinaus. Seine religiösen Töne lagen zu tief, als daß sie Schlichts Mystik hätte zum Schwingen bringen können. Auch diese faßte der Künstler gegenständlich auf. Der Philosoph im Maler erwachte zu hellem Bewußtsein. Symbol und Allegorie traten ihren Weg in seiner Phantasie an. Die Wirklichkeit des Lebens ein Gleichnis — auf dieser Basis sucht sein Geist eine neue künstlerische Sprache. Hatte ihn die Flut der Farbe in das volle Leben gestürzt, so mahnte ihn die von Schlicht belebte Kontemplation melancholisch zur Umkehr, zur Besinnung auf den letzten Zweck des künstlerischen Daseins. Die Problematik in seinem Inneren beginnt und stellt den Künstler vor die tiefsten aller Fragen. Ein Zug zu religiösen Motiven und ernste Lichtstudien sind vielleicht der malerische Ausdruck für jenen inneren Zwiespalt. Alles in ihm scheint zu rufen: Welt ade, ich bin dein müde ... Roquette befindet sich im Stadium des Übergangs, im ersten Läuterungsfeuer der Berufung. Er ist über seine Lehrer hinausgewachsen. Er muß weichen. Seine Wanderschaft beginnt mit ihrem Suchen nach dem Mittelpunkt des Lebens.

Ein fast dreijähriger Aufenthalt in der staatlichen Hochschule für bildende Kunst zu Weimar hilft Stil und Technik glätten. Neue Eindrücke werden gesammelt, neue Rezepte eingeheimst. Der bekannte Graphiker und Tiermaler Professor Walter Klemm wird ein Vorbild in der Schilderung des Lebendigen. Die Linie, die Natur, das Lebewesen werden bewegt gesehen und festgehalten. Der Blick für die Landschaft bekommt den letzten Schliff. Ein unermüdliches Schaffen treibt den jungen Künstler vorwärts. Seine Gemälde fallen der Kunst auf. Im Jahre 1924 wird er gelegentlich einer Gemäldeausstellung durch Jurybeschuß in den Reichsverband bildender Künstler Deutschlands aufgenommen. Eine erste große Kollektivausstellung eigener Arbeiten in Eisenach erregt die Aufmerksamkeit der städtischen Behörden, die ihm seither fördernd zur Seite stehen und ihm einen Ehrenplatz in der Elschner-Galerie einräumen. Roquette hat sich durchgesetzt. Aber noch hat er sich nicht zur vollen Klarheit durchgebissen. Die Wanderschaft ist noch nicht zu Ende. Seine nächste Etappe ist München. Von Professor Edmund Steppes, dem erfahrenen Meister des Stils, läßt er sich betreuen. An dem reifen Können dieses Künstlers bringt Roquette tiefer ein in den Organismus der Komposition. Sein Stil erfährt eine fundamentale Selbstbesinnung. Das Studium der altmeisterlichen Technik hilft ihm dabei. München bedeutet für ihn die Selbsterkenntnis. Der koloristische Ausgleich ist gefunden. Der eigene Stil ist da. Der Ernst hat gesiegt. Als Jägerbursch steigt der Gereifte auf die Alpen und sucht den Himmel, fernab vom winzigen Gernegroß Mensch. Nur die gigantischen Felsklippen sind seine Genossen, die wuchtig nach oben weisen ins unendliche Lichtmeer. Er ist am Ziel. Höher geht's nimmer. Vor den Riesen der Natur, vor der ewig tönenden Stimme von oben: er allein, die ohnmächtige Kreatur. Er schmilzt vor solcher Gewalt zum Du zusammen, das das Leben von dort oben nur erbitten darf, wenn es jene heilige Schönheit dankbar preist. Religion und Kunst haben in ihm auf den Zinnen der Alpen einen Bund geschlossen. Barock hatte sich ihm der Himmel geöffnet wie dem Pilger auf dem Sinai. Als Berufener kehrt er heim. Im Gemälde versteckt er sein Geheimnis: die ungestörte Alpenpracht in ihrer erhabenen Majestät, bald als Gralsburg erscheinend.

bald als Stufenfodel des Himmels, bald als Brücke ins Jenseits ... Der Abstieg zu den Menschen kann nur langsam gehen. Er hat viel nachzuholen. —

Mit der Kraft einer neuen Liebe betritt Roquette wieder den Heimatboden. Man wundert sich ein wenig über sein ernstes Rolorit, von Patina umflort, über seinen „Pessimismus“, den man aus der alpinen Gemäldeserie zu lesen glaubt, über eine „katholisierende Symbolik“ der Kreuzförmigen und Andreaskreuze, über philosophisches Gebaren, das nicht zeitgemäß sei. Doch der Künstler weiß, er ist Optimist, er „darf“ anfangen im Namen der Majestät, der er sich allein verpflichtet weiß. Er ist frei und geht stark seinen Weg.

Die letzten Jahre haben Roquette zu einem Waldmann gemacht. Mit der Flinte auf der Schulter durchstreift er mehr andächtig als schußbereit die heimatischen Wälder und Fluren. Die Ausläufer des Thüringer Waldes und die hügelige Landschaft des Werratal's um Kreuzburgs uralte Mauern herum haben es ihm angetan. Hier offenbart sich ihm Thüringens Seele am reinsten. Die Berge, Bächlein, Bäume, die Vögel, das Reh, das Gras am Wege, sie reden wieder wie in holden Knabentagen vertraut zu ihm von jener Vollkommenheit, jener Unschuld, der der Mensch in seiner frieblichen Haft so wenig lauschen mag. Jetzt hat er, was ihm einst fehlte, die sichere Hand und den liebevollen Blick, die Heimat im Bilde neuerlebt der Heimat zu schenken. Kann es größeres Glück geben? Der unbeachtete Löwenzahn, die Wunderwelt im Kleinen, mehr als „absolute Form“; die Klette mit feingeripptem Tellerblatt; die stolze Königsferze, in stiller Schönheit sich selbst blühend; die kleine Schnecke, am Stengel der Schafgarbe nach dem Licht kriechend, die zarten Füßler in Erkundungsbereitschaft — was wäre zu gering für die Liebe eines Malers? — Auf dürrer Heidenast, unweit der Erde, wiegt sich ein Buchfink und schmettert sein Lied in den Morgenäther: „Frei bin ich und die Welt ist schön!“ Die Gräser und der Löwenzahn gleich daneben am Gesträuch hören zu, und es ist, als wollte die lede Pustelblume sich hinüberneigen zum lustigen Sänger. Zwei Handbreit kaum über der Erde, und doch so hoch erheben sich der Fink. Wald und Feld liegen ihm zu Füßen, umrahmt vom dürrer Heidenast. Das Stimmlein klingt hinweg über das im Frühnebel verebbende Hügelmeer. Den Horizont hat der Himmel geschluckt. „Die ganze Welt gehört mir“, denkt das Vögelchen, denn der Himmel ist ihm so nah. Die ersten Sonnenstrahlen durchhuschen im Vorpostengefecht das Nebelfeld am weiten Firmament und lassen Hoffnung herein. — Ein struppig-nasses Häslein in der Grube, drüben in jener nächtlich-düsteren Wiesenfente mit dem taubeschwerten Gras, sitzt hilflos und lugt, ob es noch nicht bald Tag werden möchte. Die Blümchen schlafen noch, vom Grau der Nacht bedeckt, und die hohe, straffe Pappel hält Wache vor der Wiese. Wer ein Stück höher steht, kann sehen, wie die Sonne ihre Fluten ausendet gegen den kalten Nebel der Finsternis und freundliche Lichtwellen über die jähe Nebelwand leuchten läßt. Aber die feuchten Schwaden kriechen nach unten, dorthin, wo das einsame Häslein auf den erlösenden Tag wartet. Armes Häslein! Ich friere mit dir! — Reusche Natur. Unberührt deckt das dichte Blätterdach der Klette den Waldboden. Der Herbst hat die Buchenstämmchen der Lichtung entblättert. Nur wenig trockenes Laub hängt noch lose und wartet auf den letzten Windstoß. Auf der glatten Buchenrinde spiegelt sich der fahle Schein des Spätnachmittags. Die Natur will schlafen gehen. Da raschelt's leis herunter aus schützendem Dickicht. Auf zarten Läufen tritt scheu der Bod in die Lichtung. Er äugt ins weite, unbekannte Land, das da im Nebel sein Ahnen schwellt. Was ist das für ein unbekanntes Land? Im Frieden des umlichteten Horizonts liegt es da. Die weichen Hügelwellen schmeicheln dem Auge. Stille Wälder liegen feierlich darüber wie dicke Wolldecken. Nur hier und da lächelt noch ein Wiesengrund sein letztes Lächeln vor dem Schlafengehen. Die Wohnungen der Menschen sind nicht zu sehen. Nur Natur hält Zwiegesprache mit Natur. Und gläubig vernimmt das Reh das Gebet der Schönheit. — Der Künstler ruft nur eines: „Mein Thüringen!“ —

Die Stelle des Thüringer Landschaftsmalers ist noch unbesetzt. Daß Kurt Roquette unter vielen ein Berufener ist, davon darf man überzeugt sein. Sein Werdegang hat die Heimat ausmerken lassen. Sein weiteres Schaffen wird von der Hoffnung derer begleitet sein, die ihn kennen.

Dr. Heinrich Alexander Winkler

Richard Weg

„In dieser Kunst, scheint es mir, kann man nichts vortäuschen noch verbergen. Sie ist so innig mit Leben und seelischer Anlage verflochten, daß eine Menschlichkeit in ihr sich sehr bald vor dem eindringlichen Bild demaskieren muß. . . . In Malerei und Dichtung kann Stoff und virtuose Ausfertigung eine Welle die Sinne täuschen, in der Musik doch wohl nur der, der wirklich gar nichts von ihr versteht.“
 Grant Tjales: Das Gesicht des Jahrhunderts.

Dem oberflächlichen Besucher unserer heutigen Konzertveranstaltungen kann die Mannigfaltigkeit und die Widerspruchsfülle der in ihnen noch dazu meistens uraufgeführten Kompositionen lebender, also wohl moderner Autoren als Reichtum, überschäumende Produktivität einer musikalisch begabten Gegenwart erscheinen. Hört er aber genauer zu und verläßt sich nicht so sehr auf das, was er in seinem Programmbuch von den Absichten des Komponisten oder den Ausdeutungen des natürlich musikwissenschaftlich gebildeten Hauspredigers der gerade tonangebenden Richtung liest, sondern läßt durch sein Ohr den lebendigen Klang in seine Seele strömen, so wird er seine gute Meinung bald aufgeben. An ihre Stelle wird, sofern er es ernst meint — und dazu verpflichtet sein gutes inneres Ohr — eine schmerzhaft-bittere Erkenntnis treten: das in mancher Hinsicht vielleicht schwer Eingängige neuerer Erzeugnisse wird er nicht mehr für ein Zeichen nehmen, daß diese Musik aus abgrundtief verborgenen, mit unwiderstehlich zur Höhe drängender Kraft erfüllten Quellen hervorbräche, sondern das „Problematische“ wird sich enthüllen als Problem eines Experimentes. Da nun Musik eine Kunst des Lebens ist, Leben hinwiederum aber nicht Sache eines Experimentes, sondern höchstens und bestens die Auswirkung der sich vollziehenden, den innersten Kern erschütternden und formenden Erlebnisse der Seele, die ohne Wollen und auch ohne Nichtwollen da sind, so kann es mit einer Kunst nicht weit her sein, die die Wandlungsmöglichkeiten des Daseins vertauscht mit den Gesetzen einer starren Dogmatik. Nur ein Dogma kann in der Ästhetik der Musik zu Recht bestehen, wie es Beethoven im Titel der *Missa solemnis* erfaßt hat: „Von Herzen; möge es zum Herzen gehen.“ Aber von Musik des Herzens ist in den gekennzeichneten Programmen nicht die Rede, wohl aber von „neuer Sachlichkeit“. Um eines mißverstandenen Fortschrittes willen hält man Musik, im besonderen moderne Musik, für eine „problematische“ Angelegenheit. Und das Problem wird in der Technik aufgestellt und gelöst. Sicherlich ist es richtig, an dem Zusammenhang von Künstler und Können festzuhalten; aber man mache sich auch klar, daß bloßes Können noch nie seinem Besitzer den Kulturwert eines Künstlers aufgeprägt hat. Diese Art, an Musik zu glauben, macht natürlich im Technischen alles möglich, da hier die Technik nicht im Dienste des Ausdrucks zu stehen hat für ein Inneres, das sich nicht länger verschließen läßt, sondern vor sich selbst auf den Knien liegt. Die Macht der Maschine machte sich die metaphysische Kunst, die Musik, untertan. Wie der Maschinenrekord von morgen den von heute vergessen macht, so macht auch eine musikalische Technik der anderen gestrigen den Garaus. Zwar ist dieser Vorgang nicht unbedingt neu; schreibt Berlioz doch schon in seiner „Instrumentationslehre“ von der ihm bekannten Überanwendung der Dissonanzen: „Daß die Anwendung derselben ohne Sinn und Verstand geschah, wurde vollständig außer acht gelassen, fast schien es, als hätte man nur die eine Absicht: dem Ohre das Anhören solcher Musik so unangenehm als möglich zu machen.“ — Für eine Technik, die nicht Dienerin des Logos ist, sondern eine die Musik prostituiierende Gebieterin, ist, Fleisch vorausgesetzt, ja alles möglich. So herrscht heute eine Virtuosität im Technischen, wie sie wohl noch kaum da war. Musik wird zu einem plärenden Spiel mit Formen aus allen Zeiten und Ländern. Da nicht die unbedingte Kraft des sich und sein Innerstes Ausdrückenwollens ja -müssens diese Musik hervorruft, sondern nur das Bluffenwollen um jeden Preis, so geht jeglicher Stil, der immer noch im Ausdruck für ein Seelisches verhaftet war, verloren. In einem großen Tonbrei, der wohl ab und zu glitzernde Blasen wirft, aber im ganzen doch grau in grau verbrodelt, scheint das, was einst als Musik geliebt wurde, vergehen zu so llen.

Es ist natürlich, daß jemand, der an dieser zivilisationsverklärenden Notenproduktion vorübergeht, sie schmerzvoll zur Kenntnis nimmt, aber seinem innersten Menschentum treu bleibt, der Tradition einer verpflichtenden Kultur sich auf Tod und Leben verbindet, nicht ein Notenzeichen niederschreibt, das nicht von der Gewalt des Lebens diktiert wäre, das nicht unabänderlicher Ausdruck für ein auf andere Weise nicht zu Sagenbes wäre, einen mehr als schweren Stand hat. Was solch ein anderer, solch ein Unbedingter zu leiden hat, lese man in Schopenhauers Vorrede zur „Welt als Wille und Vorstellung“ nach. Dann wird man ermessen, unter welch schwierigen Bedingungen ein Musiker von der Bedeutung eines Richard Weß zu schaffen hat. Zwar gelingt es nicht, ihn ganz totzuschweigen. Er wird aufgeführt, nicht nur in der Provinz, sondern auch in Zentren, wie z. B. Berlin oder Leipzig. Auch äußere Ehrungen werden dem jetzt in den Fünfzigern Stehenden zuteil, wenn auch ein unwürdiges Gezeiter darüber erhoben wurde. In Musikerkreisen kennt man allgemein seinen Namen. Wo dem großen Publikum das Werk bekannt wurde, wurde es zu heftiger Begeisterung durch die Intensität dieses Klanges gezwungen, aber dennoch fehlt noch die ganz große Wirkung, auch in die Breite. Und daran ist unsere Zeit mit ihren von der Presse diktierten Tendenzen schuld. Mit Weß kann man keine Sensationen machen, sondern er wirkt in die Tiefe, verlangt aufgeschlossene Herzen, füllt diese aber dann bis zum Bersten mit schöner Musik, nicht etwa leerem Klingklang, sondern einer Musik, die aus der Fähigkeit zum tragischen Erleben entleimt ist. Und nur darum hat er diesen schweren Stand, wird nicht, wie es die Pflicht eines jeden ernsthaften Konzertinstitutes wäre, von diesem in jeder Spielzeit mit mindestens einem Werke, welcher Form es auch angehöre, herausgestellt. So schreibt er eine Partitur nach der anderen, zu immer beglückenderen Höhen aufsteigend — und muß sich an den Glauben halten, daß sein Werk warten kann, daß es, ob früher oder später, doch einmal seinem Volke sich nicht mehr wird verschweigen lassen.

Weß war kein Schnellschreiber. Erst mit 26 Jahren verließ er seinen letzten persönlichen Lehrer, Ludwig Thuille. Und dann beginnt er sich auszuschreiben. Oft große Pausen im Schaffen, aber dann immer weiter ausholend. Die Linie, die das Vorher und Nachher deutlich voneinander trennt, ist sein vierzigstes Lebensjahr. Bis dahin liegen vor zwei Opern: „Judit“ und „Das ewige Feuer“, das „Chorlied aus Oedipus auf Kolonos“, „Traumsommernacht“ für Chor, „Eine Kleist-Ouvertüre“ für Orchester, eine Fülle von Liedern für eine Singstimme mit Klavier. In all diesem schrieb er sich frei von der emsigst studierten und aufgefogenen musikalischen Vergangenheit. In vielem noch an den großen Vorbildern haftend, findet er doch oft schon, am bedeutungsvollsten in den Liedern, einen eigenen Ton, der dann im späteren Werk so machtvoll erklingen sollte. Schumann, Brahms, Wagner, Liszt, Wolf, Bruckner haben oft sehr merktlich in diesem Frühwerk Pate gestanden, aber es ist nicht ein glattes Übernehmen ihrer Mittel, sondern aus alledem gebiert sich schmerzhaft das neue Wesen, alle Hüllen und Schleier, aus Vergangenen gewoben, fallen ab, und nun schreibt der Meister Weß die Werke, die ihn und uns lange überleben werden. Der Kammermusik schreibt er die beiden Streichquartette in F-Moll und E-Moll, dem Kammerchor „Vier geistliche a capella-Chöre“ (Messe-Texte), die Eichendorff-Suite „Nacht und Morgen“, an Sinfonien die erste in C-Moll, die zweite in A-Dur, die dritte in B-Dur, an größt-angelegten Chorwerken mit Orchester den „Dritten Psalm“, das „Requiem“ und das „Weihnachtsoratorium“, das in kurzer Zeit seine Vollenbung erfahren wird.

Man hat versucht, Weß wegen der Großgespanntheit und Ausdehnung seiner Werke unmittelbare Abhängigkeit von Bruckner nachzusagen. Richtig daran ist höchstens, daß seit Bruckner ein so hohes Pathos — das hat aber nichts mit Schwulst, Unwahrheit zu tun, meine Herren von der „neuen Sachlichkeit“! —, eine so innerlich rein erfüllte Auffassung der symphonischen Form, als eine die zum Größten verpflichtet, ein solcher Triumph der Melodie, nicht nur des Einfalls, sondern des Gesamtmelos, wie es in allen Stimmen lebt und webt, kaum da war. Wenn man all das als Gesamthythmus bezeichnen will, so ist dieser bei Weß bestimmt Bruckner näher verwandt als etwa Strawinsky. Aber deshalb von Abhängigkeit reden zu wollen, geht nicht an. Auch daß bei

Weh Akkordführungen vorkommen, die ähnlich bei Wolf oder Reger sich finden lassen, gehört zu den Dingen, von denen Brahms schon sagte, daß sie „jeder Esel merkt“. Auch die Art der klangerfüllten Verteilung auf Stimmen und Instrumente ist nicht wie die Minerva dem Haupte des Zeus entsprungen, diese Art Originalität gibt es nur bei Stämpfern oder Experimentatoren. Verwandtschaften, Herkunft sind festzustellen, aber der all das zu seinem Eigentum machte, sich dann als ein sehr Eigener präsentiert, das ist eben Richard Weh, dessen Musik in den ersten acht Tatten schon unverkennbar ist als eine, die auf sehr besonderem Holze wuchs.

Nachmachen kann man schließlich, bei einer gewissen Begabung dafür, erlernen. Komponieren aber nicht. Das ist zugleich auch letzte und tiefste Angelegenheit des Menschen und dessen, was in ihm zum Ausdruck drängt. Zwei solche Gefühlszentren lassen sich bei Weh als immer wiederkehrend, immer neu, immer vertiefter abgewandelt, feststellen: Naturerleben und eine Religiosität, die jenseits von aller kirchlichen Orthodoxie dem Leben sein Geheimnis läßt und vor diesem Mysterium in ahnender Schau des göttlichen Wesens erbebt. „Ich weiß nur das eine: Daß die Musik nichts zu schaffen hat mit der Welt der gegenständlichen Erscheinungen, mit begrifflichen Gedanken und äußeren Geschehnissen, daß sie nicht dazu da ist, die privaten Freuden oder Schmerzen des Menschen auszudrücken, sondern daß sie die unmißverständliche Sprache des Weltwillens ist, der aus aber tausend Sternenaugen vom Himmel auf die Erde blickt, dessen nie ermüdende Kraft im Frühling den weiten Umkreis der schlummernden Natur mit neuer, hoch aufschäumender Werbelust durchflutet, der das Meer donnern und die Nachtigall ihr süßes Lied schluchzen läßt“ (Richard Weh). Das hat nun allerdings gar nichts mit Maschine und Tempo der Zeit zu tun, sondern es ist eine Kunstauffassung sehr konträren Charakters. Eines Charakters, der jene unbeschreiblich schöne, in sich selbst kreisende Melodie schuf in dem Bekenntnisliede: „Ich bin der Welt abhanden gekommen“: „Ich leb' allein in meinem Lieben, in meinem Lied!“ Es ist eine Musik, die sich nicht den Allzuvielen, den Sensationslüsternen schamlos an den Hals wirft, die keine erhöhten Aufregungen verursacht, sondern sie verlangt offene Ohren und gläubiges Herz; dann aber verschenkt sie Seligkeiten, die mit immer wachsender Glut den ganzen Menschen erfassen, in immer heller strahlendes Licht schauen lassen und einen Himmel in ihm ausweiten, der das Dampfe des Daseins vergessen und weiterhin mit innerer, gehobener Kraft bekämpfen läßt.

Dr. Walter Hapte

Musik

Von Trude Querschmann

Was zauberst du, Musik, in meinem Herzen
Ein neues Hoffen auf, das unerhört
Und ungestüm Vergangnes übertönen will
Mit tiefer gottgeborner Kraft?

Wer sandte dich zu mir in stillster Stunde,
Wo ich allein mit meinen Tränen lag?
Aus welcher Ferne du auch kommst, du Ton,
Ich grüße dich in zärtlich stummer Freude!

Solange hier noch Schönheit blüht auf Erden
Und du, Musik, Vertraute unsres Schmerzes bist,
Kann auch die Hoffnung nicht in uns ersterben
Auf eine lichtverklärte bessere Welt.

Türmers Tagebuch

Die Minderheiten / Das Geheimabkommen / Echt oder gefälscht? / Dicke Luft / Die Tributkonferenz / Unser Reichshaushalt / Für und gegen Sparsamkeit / Schöne Anträge mit häßlichen Hintergedanken / Unsre freieste Verfassung und die wahre Demokratie / Diktatur / Der Lateran-Vertrag / Italien und wir

„Nicht wahr, Mutter, jetzt gelten die zehn Gebote wieder?“ Das Kind, das so fragte, als es hörte, nunmehr sei Friede, hatte sich getäuscht. Herrsch- und Habsucht haben in Versailles ihre Art nicht gewandelt, sind nicht, wie in der griechischen Sage die Erinnyen zu Eumeniden, aus Hasserinnen zu Segensgöttinnen geworden. Ihr Gelüst ist nicht kleiner als zuvor, nur ihre Heuchelei doppelt so groß, wie sie war. Die zehn Gebote, wer fragt denn denen noch nach?

Um die Minderheiten ging es diesmal in Genf. Gegen vierzig Millionen Menschen meist deutschen Geblüts sind ja wider Wunsch und Selbstbestimmungsrecht aus der natürlichen Zugehörigkeit gelöst und anderen Staaten fehenweise zugeworfen worden; fremden Völkern mit anderer Sprache und minderer Kultur. Sie fühlen sich todunglücklich in dem zwangvollen Verhältnis, allein die Halbgötter von Genf finden immer wieder, das sei nur Dickschichtigkeit von ihnen, und es müsse alles so bleiben, wie es ist.

Schandehalber hat man allerdings auch einen Minderheitenschutz eingefetzt. Dessen Haupteigenschaft aber ist ein großer Papierkorb, worin so ziemlich jede Minderheitenklage zerknittert ihr zweckloses Dasein endet.

Am schlimmsten sieht es in Oberschlesien aus. Das richterliche Verfahren ist dort einfach und urwüchsig. Klagesache Schulze gegen Raczmaret? Der Pole wird selbstredend freigesprochen, und die Kosten fallen dem Deutschen zur Last. Krakowiat gegen Müller? Schuldig, glatt schuldig und ohne jeden mildernden Umstand. Der deutsche Volksbund ist höchst unbequem, weil er alle solche Fälle grundsätzlich an die große Glocke hängt. Flugs hat man daher seinen Präsidenten Ulliz angeklagt wegen angeblicher Beihilfe zur Fahnenflucht. Das wird durch Schriftstücke belegt, die von Deutschen geschrieben sein sollen; aber merkwürdigerweise in einem jämmerlich verstümperten Polendeutsch. Als Mitglied des oberschlesischen Sejm genoß Ulliz das Abgeordnetenvorrecht der Unverfolgbarkeit. Flugs löste man daher diesen Landtag auf und nahm jetzt den Verdächtigten ohne weiteres fest.

„Wenn Ihr ihn verurteilt, dann stützt ihr euch auf Fälschung und Meineid“, tief der Deutsche Dr. Pant im Warschauer Senat. Wer hofft daher auf einen Freispruch? Fälschung und Meineid, damit schafft das heutige Polen alles; ganz dem geschichtlichen Lehrsatz gemäß, daß ein Staat sich nur mit den Mitteln erhält worauf er gegründet worden ist.

Jedem ehrbaren Menschen zittern alle Fibern über diese polnische Schandwirtschaft. Der Schweizer Calonder hat sich darüber krank geärgert. Der englische Oberst Oraham Hutchison nennt die Auslieferung Oberschlesiens an Polen einfach schmachvoll. Die militärische Diktatur Frankreichs habe zehn Millionen Deutsche in die politischen und kulturellen Methoden des Mittelalters verflacht. Garvin, der Herausgeber des „Observer“, verurteilt sie als die Katastrophe der geschichtlichen, geographischen und wirtschaftlichen Unwissenheit von Versailles. Der „Evening Standard“ schreibt, Europa sitze auf dem Vulkan Oberschlesien.

Völkerbunds-Anstand hingegen ist abgebrüht. Mit der Elle der zehn Gebote mißt er nicht. Wer wird so altfränkisch sein?

Der Brasilianer Mello Franco hat schon im Dezember gemeint, der Minderheitenschutz des Völkerbunds sei überhaupt ein vorübergehend Ding, da Minderheiten sich ja den Mehrheiten anpassen, in ihnen aufgehen müßten, also zum Absterben verurteilt seien. Chamberlain, Benesch, Huymans und der Allerweltslevantiner Politis stimmten leichtherzig zu. Je weniger man von den Menschenrechten versteht oder verstehen will, eine umso dickere Nummer spielt man beim Völkerbund, der doch angeblich gerade auf dieses Recht gegründet ist.

Diesmal stritten sie um die Anträge Stresemanns und des Kanabiers Dandurand. Das Wohl und Wehe von vierzig Millionen Minderheitlern stand auf der Tagesordnung. Das ging Briand so zu Herzen, daß er darüber einschlieft. Dann aber gab er sich einen Ruck, und seine bewährte Advokatentkunst leistete sich eine tückisch-minderheitenfeindliche Rede mit dem minderheitenfreundlichsten Gesicht. Er pries Stresemanns Warmherzigkeit; er sei geistreich gewesen und wegen seiner philosophischen Ideale beneidenswert. Die Rechte der Minderheiten seien natürlich ganz ungeheuer heilig. Leider sei ein Aber dabei. Wer sie geltend mache, wecke auf der Gegenseite Unzufriedenheit. Diese fühle sich in ihrer Souveränität getränkt. Das dürfe doch natürlich in einem auf Einigkeit gegründeten Bunde nicht sein, und an dieser Klippe scheitere eben das ungeheuer heilige Minderheitenrecht. Zu schade!

Briand-Worte und Flaumfedern gehen massenweise aufs Pfund. Was hingegen Chamberlain sagt, ist schwer, plump, rostig wie Eisenschrott. Lloyd George empfahl ihm jüngst, einmal gründlich sein Einglas zu putzen, dann werde er vielleicht endlich gewahren, wie sehr er das Ansehen Englands herabwürdige mit seinem steten Nachtröhlen hinter Frankreich her. Er hat den wirklich guten Rat nicht befolgt. Was liegt ihm am Schicksal Oberschlesiens? Aber er knurrte, als Stresemann meinte, die Versailler Artikel seien nicht für die Ewigkeit gebaut. Er bedachte nicht, daß er, indem er Deutschostafrika mit Kenia und Uganda zu einem neuen britischen Protektorat vereinigen läßt, selber einem dieser ewigen Artikel denaraus macht. Chamberlain hat sich eifrig für das neue Common prayer book eingesetzt; wie wäre es, wenn er es einmal bei den zehn Geboten nachschlüge? Auch das „Was ist das?“ Luthers dazu wäre ganz lehrreich, aber das steht leider im Common prayer book nicht mit drin.

Wie immer, wenn ein Antrag totgedrückt werden soll, einigte man sich auf eine Studient Kommission. Der Japaner Matschi sitzt vor, Chamberlain ist drin und der als franzosenfreundlich längst abgestempelte Spanier Quinones.

Sie sollen sich Unterlagen erbitten von den beteiligten Regierungen. Lautauflachte der Kanadier Dandurand. Er schwang zwei Blätter, beide zu drei Vierteln leer. „Das kommt dabei heraus.“ Er war Leiter einer früheren Studentenkommision und wies das „Material“ vor, womit die polnische Regierung auf Anfordern ihn abzufinden sich erdreistet hatte.

Natürlich frohlockt man in Warschau über den Sieg. Auch die französische Presse erzählt, daß Briand hinterher vortrefflicher Laune gewesen sei. Händereibend habe er den Journalisten köstliche Witzchen erzählt. So geht man in Genf mit Völkerschicksalen um.

Die Politik sei wenig mehr als Spitzbüberei, „presque coquinerie“ hat vorlangem ein gescheiter Franzose gesagt. War es also immer schon so, oder hat er unser Heute vorgeahnt?

In Sachen des angeblichen französisch-belgischen Geheimabkommens scheinen sich gleich ein halbes Duzend Spitzbübereien zu durchwachen wie die Schwänze eines Rattenkönigs.

Als das „Utrechter Dagblad“ es veröffentlichte, da hielt es jedermann für echt. Holländische Fachleute hatten das Schriftstück auf Äußeres wie Inneres mißtrauisch geprüft, allein kein Zweifel blieb ihnen zurück.

Auf ihr Gutachten hin hat man darauf in Paris und Brüssel amtlich Beschwerde geführt. Das Ding verstieß gegen Genf, gegen Locarno und gegen den Kellogg-Pakt. Gleichwohl traute man es zwei Unterzeichnermächten unumwunden zu. So riecht die vergiftete Luft Europas im zehnten Jahre des herrlichen Völkerbundes.

Nun heißt es ja, es sei gefälscht. Ein abgefemter Bube wurde als Macher verhaftet. Er hat schon wider alle zehn Gebote gesündigt und langjährige Erfahrung in den meisten Zuchthäusern des Ententebereiches. Holländer von Geburt, hat er merkwürdigerweise vor dem Kriege in der deutschen Flotte, während des Krieges jedoch im belgischen Heere gedient. Es kamen Paffälschungen in England, Bücherdiebstähle in Belgien vor. Damit Herrn Proteus gar nichts Menschliches fremd bleibe, hält der irgendwo ohne Erfolg getaufte Jude noch apologetische Vorträge bei den Beneditinern und wird Bibliothekar bei den Jesuiten, ist auch ein Weilschen Übersetzer bei der deutschen Gesandtschaft.

Was er Unterirdisches nebenbei trieb, ist noch nicht ganz heraus. Offenbar war er sowohl Spion wie Gegenspion, diente beiden Seiten und war beiden falsch. Da man hier wie dort seine Enthüllungen scheut, brüstet er sich frech heraus. Im getäuschten Holland bekannte er sich als Fälscher, fuhr dann nach Brüssel, ließ sich lachenden Mundes verhaften, erzählte ein paar Märchen und war nach drei Tagen wieder frei.

Der belgische Ministerpräsident Jasper gestand zu, daß an dem Streich gewisse Beamte einer Sektion des Generalstabs beteiligt seien. Der Chef des militärischen Geheimdienstes wurde infolgedessen bereits seines Amtes entseht.

In Holland hält man noch immer an der Echtheit fest. Aber selbst anderen Falles kommt Sinn in die verzwickte Geschichte erst unter der Annahme, daß ein französisch-belgischer Geheimvertrag für den Kriegsfall in der Tat besteht. Holland bekam Wind und hat Frank-Heine zur Beschaffung aufgefordert. Dieser verabredete nun mit jenen belgischen Beamten, um auf falsche Spur zu lenken, die Fälschung und führte

sie aus. Wie müßte aber das echte Abkommen aussehen, wenn schon das zugefügte Abreden enthält, worüber sich die ganze Welt außerhalb des Verbandsklüngels entsetzt? Die beschuldigten Mächte haben zwar geleugnet, sich aber in Widersprüche verstrickt. Um so mißtrauischer ruft man allenthalben, auf die Genfer Vorschrift gestützt: „Heraus mit dem verdächtigen Pakt; was zögert ihr, wenn er harmlos ist?“

Die Luft ist dicker denn je; mit den Giftgasen hinterhältiger Verträge bis zur Unerträglichkeit geschwängert. Gleich hinterher wurden ganz ebenso Polen und Rumänien entlarvt; auch sie haben so einen Fallstrick gegen Rußland und Litauen gelegt.

Fälscher nutzen diese Stimmung für ihre Zwecke aus und vergrößern dadurch ebenso den Argwohn wie den Wirrwarr. In Berlin wurde der ehemals zarische Wirkliche Geheime Staatsrat Orloff verhaftet. Der Mann hat inzwischen auch ein Weichen der räuberischen Tscheta angehört, arbeitet jedoch jetzt mit allen, auch den verbrecherischsten Mitteln gegen den Bolschewismus. Wer sich zu diesem realpolitisch stellt, der wird unschädlich zu machen versucht. Der amerikanische Senator Borah erstrebt aus Wirtschaftsgründen, daß sein Land mit Moskau anknüpft. Das wollte Orloff hintertreiben; daher fertigte er Beweismstücke, daß der Befürworter bestochen sei. Man mutmaßt auch, daß er jenen Sinowjew-Brief gefälscht hat, der Chamberlain so reizte, daß er sofort mit dem Krenl brach.

Das war eine politische Dummheit, also so recht etwas für Sir Austen. Dieser Meister jeglichen Ungeschicks hat es in Genf nicht verabsäumt, sich in diesem Fache auch gegen andere als uns zu bewähren. Er trat nämlich den empfindlichen Amerikanern auf die Hühneraugen, indem er vor englischen Journalisten sich über den Kellogg-Pakt lustig machte. Zuerst feierlich unterschrieben, dann aber verhöhnt — man frage sich einmal, ob Bismarck in eine solche Doppelrolle hineinzudenken ist. Der wäre zum einen zu offen, zum andern zu taktvoll gewesen.

Der Weltkrieg entbrannte aus verbrecherischen Umtrieben gewissenloser Politiker. Bald werden wir wieder so weit sein wie damals, und es muß dann noch viel grüßlicher kommen als das erstemal, wenn nicht der Friedenswille der verheßten und beschwindelten Völker das heutige Genfer Diplomatengeklüchter mit kräftigem Besenstich auf die Müllschippe fegt. Aber wann kommt es dazu?

Verspricht sich jemand noch das mindeste von der Pariser Tributkonferenz? Sie sollte ja rein wirtschaftlich aufgezoogen sein; indes ist es bei internationalen Dingen mit der Politik wie mit dem Naturtrieb: treibt sie mit der Geißel aus, sie schlängelt sich dennoch wieder hinein.

So sitzen die Vierzehn seit vier Wochen beieinander, aber man hört nichts als von „atmosphärischer Depression“ und dem toten Punkt. Man denkt dabei um zwölf Jahre zurück, an jenes leichttherzige Wort Erzbergers, wenn er nur Gelegenheit hätte, mit Lloyd George oder Balfour zu reden, dann wäre der Krieg in ein paar Stunden bereinigt, und schüttelt den Kopf über die ahnungslose Selbstüberschätzung derer, denen sich damals das deutsche Volk anheimgab.

„Da pecuniam“; Geld her! Im Mittelalter hieß es, diese zehn Buchstaben seien die zehn Gebote Roms. Heute sind es die unseres Gläubigerverbandes.

Auch Amerika macht keinen Unterschied. Es will von den Schuldnerstaaten sein geliebtes Geld zurück, bekommt es aber bloß, wenn wir an sie bieder weiterzuzahlen

beflissen sind. Ob der Reparationsagent die Tribute vermittelt oder eine Welt-Clearingbank, das ist für uns nur eine Sache der Technik.

Das ganze Problem läuft wie der Göpelgaul im Kreise herum. Deutschland kann nichts zahlen, wenn es nichts verdient; Deutschland verdient nichts, wenn man sich gegen seine Ausfuhr durch Schutzzoll absperret. Sein bester früherer Abnehmer, Rußland, fällt jetzt fast ganz aus; Hoovers Reise nach Südamerika hatte den Zweck, dort das ganze europäische Erzeugnis, also auch das deutsche, zu verdrängen durch solches aus seinem Land. Frankreich, um seiner heimischen Industrie nicht zu schaden, wirft unsere Sachleistungen unter Selbstkostenpreis auf den Weltmarkt und unterbietet so mit deutscher Ware die deutsche Ausfuhr.

Kann man unseren Ausbeutern je klar machen, daß sie entweder auf unseren Tribut verzichten müssen oder auf den Zollschutz gegen unseren Gewerbesleiß? Daher wird auch die Konferenz in Halb- und Viertelseiten steckenbleiben. Mangels anderen Ergebnisses hält man dann am Dawes-Plan fest. Kann schließlich der deutsche Lastesel nicht mehr, dann ist's böser Wille und man verdrückt ihn, bis er umsinkt.

Dieser Augenblick ist gar nicht mehr fern. Mit unsrem Reichshaushalt steht es trostlos; offenbar hat sogar der sozialdemokratische Finanzminister gerade den Stein der Weisen nicht bei sich. Denn er sieht keine andere Aushilfe, als immer noch mehr Steuern und zur Beschaffung der nächstnötigen Betriebsmittel einen ansehnlichen Schatzweschelpump.

Alle Wirtschaftler erklären, dies sei der gerade Weg in den Abgrund. Die deutsche Volkspartei lehnt jede neue Steuer ab und verlangt rücksichtslose Sparsamkeit. Der Hanjabund nahm, wie der erstandene Soldatentönig, den Haushalt vor und zeigte durch herzhafte Abstriche, daß sich mit frischem Mute eine halbe Milliarde schon einbringen läßt.

Steuern zahlt niemand gern. Keiner hat sie früher mehr verschrien als die Sozialdemokratie. Seit ihr jedoch die Macht in der Hand liegt, hat umgekehrt eine Bewilligungslust sie erfaßt, der jedes Augenmaß fehlt. Wie der französische Finanzminister Klotz meinte, der Boche zahle alles, so traut sie ihrerseits es dem Bourgeois zu.

Den Einspruch der Volkspartei verwarf ihre Presse als eine ränkelsüchtige Sparsamkeitsheuchelei, und der Vorschlag des Hanjabundes wird ihr sogar zu einem Versuch, „dem Hunger und Elend der Ärmsten“ die letzten paar Kröten abzuquetschen zur besseren Pflege bürgerlicher Satttheit.

Im Wettkampf mit den Kommunisten um den Preis der Anreizerei hatte man Sozialanträge gestellt, die unsern verzweifelten Haushalt noch um eine runde weitere Milliarde belastet hätten.

Sie waren nicht ernst gemeint, sollten nur eine hochherzige Volksfürsorge augenblendend dartun. Wenn dann die Bürgerlichen ablehnten, dann ließ sich so schön zeigen, wo der Feind, wo demgegenüber der wahre Freund der notleidenden Masse stehe.

Die anderen jedoch rochen den Braten. Sie erklärten daher, sie würden für die Anträge stimmen. Deren Annahme war demgemäß sicher. Bestürzt erklärten darauf der sozialdemokratische Kanzler und der sozialdemokratische Reichsarbeitsminister,

was ihre Fraktion wolle, könne vom Kabinett nicht verantwortet werden. So bauten denn die hochgemuten Antragsteller ihre Geblust recht kleinmütig wieder ab.

Die Plusmacherei des Parteibetriebs erlag dem gesunden Menschenverstand. Aber nur durch einen Kniff. Es ist gar nicht hübsch, für Ausgaben zu stimmen, die man ablehnt. Allein noch weniger läßt sich verantworten, wenn Anträge gestellt werden, die gar nicht ernst gemeint sind. Mit diesem Werturteil aber sind wir schon wieder bei den Schlichen und Schäden des Parlamentarismus.

Im August vollenden sich zehn Jahre, daß die Verfassung besteht. Selbstverständlich ist bereits eine große Feier geplant; gerade bei denen, die sonst so tapfer schmälten, daß im Kaisertum so viel gefeiert worden ist.

Man wird begeistert tun, im Innern freilich überzeugt sein, daß die Verfassung nach links hin noch wesentlich besserungsbedürftig sei. Sobald jedoch ein Vorschlag nach rechts gemacht wird, will man sich von dem Weimarer Zwölftafelgesetz kein Tüpfelchen rauben lassen. Der Volkspartei erging es hart, bloß weil sie dem parlamentarischen System ein paar Korsettstangen einzusetzen versucht hat.

„Welche Verfassung ist die beste?“ so frug man einst Solon. „Wo und wann?“ antwortete er. Das sagt, daß jedes Staatsrecht nur bedingte Geltung hat. Was sich bei unsern Nachbarn bewährt, kann bei uns völlig mißraten. Die dauerhafteste aller Verfassungen, die englische, ist nur deshalb so wertbeständig, weil ihre Ungeschriebenheit ihr unablässige, aber merklliche Anpassung gestattet.

Man preist das Weimarer Grundrecht als das freieste der Welt. Jeder Geschichtskenner sieht darin einen höchst zweifelhaften Ruhm. Denn er weiß, daß gerade die freiesten Verfassungen allzeit auch die kurzlebigen gewesen sind.

Heftig hat Stresemann gegen das aufstommende Fraktionsregiment geeifert, das Minister zu ernennen oder zurückzuziehen sich anmaßt. Der Zentrumsabgeordnete Lammers legte sein Mandat nieder, abgestoßen von der Gesamtentwicklung des deutschen Parlamentarismus. Die Demokraten Külz, Hellpach, Koch-Weser fordern die „wahre Demokratie“, finden diese also in der jetzigen schrankenlosen keineswegs. Sie suchen sie vielmehr nach rechts hin, in einem Eindämmen des Fraktionsismus, in Ministern, die mehr als bloße Partei-Gliederpuppen sind. Das ist ein Schritt zu jenem konstitutionellen System zurück, das einst Bismarck schuf, das aber die Besserwisserei von Weimar in die Rehrichtgrube warf.

Nur der Sozialdemokratie ist es gerade, wie es jetzt bei uns geworden, recht und gut. Infolgedessen herrscht über ihre Minister die Fraktion, über die Fraktion die Masse. Da aber über die Masse der kommunistische Hezer wachsend an Macht gewinnt, gerät Deutschland mehr und mehr unter den Bolschewismus.

Severing verwahrt sich dagegen, Sklave seiner Partei zu sein. Er hat auch erklärt, er stehe unbedingt auf dem Boden der Landesverteidigung. Aber wie hält er es dann mit den Verfassern der Wehrproblems Broschüre in derselben Fraktion aus?

Mit diesen sollte ja das entscheidende Wort geredet werden auf dem Magdeburger Parteitag. Er war auf den 10. März angesetzt, man verschob ihn jedoch auf den 26. Mai. Der „Vorwärts“ begründete dies mehr kunst- als geistvoll mit Schneeschmelze und Hochwasser. Der wahre Grund ist; daß man vor der geschwellenen Gewalt jener Broschürenleute angst hat. Man fürchtet einen Parteierfall.

Staatsmännische Köpfe hingegen hoffen gerade darauf. Es war ein verhängnisvoller Tag, der Mehrheitssozialdemokratie und Unabhängige wieder zusammenschloß. Die erste nahm damit einen bolschewistischen Wühl- und Sprengtrupp in ihre Reihen auf; zum Schaden für sie und das Reich. Sie wird nicht eher zu einer Staatspartei, bis sie diesen trüben Bestandteil wieder reinlich ausgeschieden hat.

Was hindert sie an dem gründlichen Rehraus? Die Angst vor Stimmen-, Mandats- und Ministerpostenverlust. Also wieder der Parlamentarismus. Man wird später, wenn wir endlich einmal hindurch sind, von diesem sprechen wie Faust von seinem Vater, jenem dunklen Ehrenmann, der in Pesttagen quacksalbernd mit Tränken und mit höllischen Latwergen, weit schlimmer als die Pest gehaust.

Aber dem Vaterlandsfreunde liegt seelische Düsternis. Der Schrei nach dem Diktator erschallt; der eine erklärt die Stunde Hindenburgs für gekommen, der andere die Luthers; der dritte rechnet auf Hugenberg und der vierte auf den Alldeutschen Club.

Ich las in der „Kreuzzeitung“ ein gutes Wort. Man möge doch nicht nach Diktatoren rufen, die nicht da sind. Das beschwöre nur Putsche herauf. Solche Männer ließen sich weder finden noch ernennen; sie seien einfach ein Vorsehungsgeschenk.

Die Zustände Italiens mögen vom Ideal recht weit entfernt sein. Aber sind die unsrigen ihm etwa näher? Dafür kommt es vorwärts; wir hingegen zurück.

Wer kann leugnen, daß das apenninische Land unter dem Rutenheil des Faschismus an Geschlossenheit im Innern und dadurch an Schlagkraft nach Außen ungeheuer gewonnen hat?

Der Lateran-Vertrag ist ein Pakt, wie er sein soll; einer nämlich, wobei jeder der Vertragspartner seinen Vorteil hat, der daher auf Dauer gegründet ist.

Mit ein paar Hektaren römischen Bodens zur vatikanischen Stadt und zwei Milliarden Lire hat Mussolini das „schwarze“ Italien, das bisher staatsfeindliche, zur festen Stütze seiner Gewalt gemacht. Er hat Frankreich, der ältesten Tochter der Kirche, einen schmerzhaften Streich versetzt. Er hat endlich dem materialistisch verlotterten Volke wieder christliche Jugendzucht gesichert.

Unsre Linkspresse ist darüber außer sich. Sie kramt ein gottesleugnerisches Erstlingsbuch Mussolinis aus, und daß er in seiner radikalen Frühzeit einmal einen Anschlag auf eine Kirche verübt hat.

Was sagt dies alles? Wenn Saulus ein Paulus ward, schändet ihn dies? Möglich, daß auch in Mussolinis Bücherei wie einst bei Napoleon die Bibel im Fach „Politik“ steht. Aber selbst das würde schon eine staatsmännische Klugheit verraten, die unsern Radikalen offenbar unerreichbar ist.

Soviel steht fest: Ein Mann regiert in Italien, und das spürt man. Bei uns hingegen regiert das Schlagwort; das fühlt man freilich auch; nur anders herum. Wir sind ein Freistaat, Italien ist es nicht. Wer aber ist besser daran?

Dr. Fritz Hartmann, Hannover

(Abgeschlossen am 15. März)

Auf der Warte

Weltgesicht als Osterbotschaft

Der Schriftsteller Walter Bloem unternahm eine Weltreise. Was er erschauete und erlebte, Erscheinungen, Eindrücke, Gestalten und Gedanken, legte er in einem Werk, „Weltgesicht“ (1928 Grethlein & Co., Leipzig-Zürich) nieder. Daran wäre nichts Besonderes, denn Reiseerinnerungen und Reisefeuilletons sind heute an der Tagesordnung. Die Welt ist eng und klein geworden, man erreicht sie heute bequem und in vielerlei Form. Man legt dann Kritik an sie, zerfasert sie mit klugem Geist und glaubt damit das Seine zu tun, sie zu bessern.

Bloems „Weltgesicht“ zerlegt nicht das Erlebnis in gewollt unpersönlicher Kritik eines Kulturphilosophen, der etwa nach der Art Graf Keyserlings mit kühler Selbstverständlichkeit dem Problem die Sonde anlegt, dem Mensch, Volk oder Land nichts als Objekt sind. Bloems Werk ist Bekenntnis. Der Glaube in diesem Buch ist das Besondere. Dieser Glaube ist deutsch.

Die Weltwanderung Bloems führte ihn die alte Schicksalsstraße entlang, auf der in unseren Tagen, wie er selbst sagt, die großen Entscheidungsschlachten der Selbster geschlagen werden. Er erlebte das gigantische Experiment des Bolschewismus, das in seinen Auswirkungen sich selbst verneinte und von dem als Wertmesser allein ein beispiellos durchgeführtes System der Volksbildung bleibt. Aus dem chinesischen Chaos, in dem die alte Harmonie buddhistischer Religionskultur zerfällt und ein junges abendländisch und materialistisch gerichtetes Geschlecht noch nicht recht weiß, wo es hinaus soll, erwuchs dem Wanderer die Erkenntnis, daß die gelbe Gefahr eine Utopie bedeute. In Japan erkannte er die Kraft eines Volkes, das zielbewußt die Synthese zwischen nationaler Eigenart und den Werten abendländischen Fortschritts zu finden bestrebt ist. Im Amerikaner, dem scheinbar gänzlich materialistischen und typisierten Kollektivmenschen entdeckte er schließlich trotz aller demo-

kratischen Gesinnung den Individualisten, Militaristen und Nationalisten, dessen Land bei näherer Betrachtung ein Stück Europa ist.

Aus der Fülle der Einzelzüge formt sich dem Heimgekehrten das Weltgesicht, um dessentwillen diesem Buch eine Sonderstellung gebührt. Zwischen Teilerkenntnissen werden Brüden geschlagen, die zukunftsweisend sind. Kampf ist seit Anbeginn und wird ewig sein, solange Persönlichkeit und Nation sind. Sie aber sind Grundquatern der Menschheit als letztes Ziel und Schicksalsgemeinschaft. Die Erkenntnis solcher Schicksalsgemeinschaft entstand im Zeitalter der Maschine, die Grenzen niederriß und Nationen zu vereinen begann. Unsere Zukunftsaufgabe ist, die Unaufhaltsamkeit dieser Schicksalsgemeinschaft zu einem Menschheitsstaat zu organisieren, ohne dabei die nationalen Persönlichkeitswerte der Völker zu zerstören, denn sofern sie ein Stück Seele bedeuten, würde die Welt durch solche Zerstörung ärmer. Internationalismus in Dingen des Verstandes und der vernünftigen Norm, Eigenart in seelischen und seelisch irgendwie begründeten Dingen, nur auf dieser Zweiseitigkeit ist die zukünftige Menschheit denkbar.

Führend bei diesem Menschheitsaufbau wird in Abkehr von der Spengler'schen Untergangstheorie Europa bleiben, denn die weiße Rasse ist Führerrasse kraft historischen Schicksals, der weder die europäisch-erborgte Weltmacht Amerikas noch die auf morgenländischer Lethargie erwachsene gelbe Rasse gewachsen ist. Seelischer Kern dieser europäischen Vormachtstellung ist das Christentum. Nicht das Christentum von heute, das im wesentlichen noch auf der israelitisch-germanisch bedingten Herrschaft eines Gottes der Heerscharen und der Rache beruht, sondern ein Christentum der Zukunft, das die Gegensätze zwischen der passiven Lehre des Buddhismus und der aktiven Lehre Jehovas ausgleicht und in diesem Ausgleich erst zur Lehre in Vertöperung seines bislang mißverstandenen Meisters Christus wird.

Aus diesen Bausteinen erhofft Bloem den



Goslarer Vesperbild

(Aus dem Türmer)

Bau der neuen Menschheit, nicht nur eines aus pazifistischen Ideen erträumten Pan-Europa, sondern eines aus den vorhandenen Menschheitswerten sich ineinanderfügenden Pan-Anthropia. Man mag in Einzelheiten anderer Meinung sein, man mag einem kraftvollen Optimismus gegenüber Verstandeszweifel anzubringen versuchen, es bleibt die Fülle sachlicher Beobachtungen und Beweise, die ein reifer Mensch zu einem lebensbejahenden Bekenntnis für das kommende Menschheitsstern formt. Die Osterbotschaft am Ende dieses Wertes lautet also:

„Wir sind Zeugen eines Weltuntergangs — des Morgenlandes, des Abendlandes, aller überlieferten Kulturen. Aber ewig ist das Leben, ewig ist — solange unser Planet noch um die unerfaltete Sonne kreist — die Menschheit. Aber ihrem Haupte wechseln die Jahreszeiten, in ihrem Schicksal wechseln Perioden des Friedens und der Friedlosigkeit. Aber, wenn die Blätter fallen, schließen die Knospen in harziger Fülle schon wieder hervor. Laßt uns nicht abgewelkten Blüten nachtrauern — sie sind längst Frucht und Same geworden, der drunten in froststarrer Scholle neuem Leben entgegenschlummert. Auf jeden Völkervinter folgt ein Völkerfrühling.“

Und diesmal wird es zum ersten Male nicht das Ostern einer neuen Teilkultur sein, die sich auf geographisch eng umschriebene Bezirke, auf eine kleine Gruppe benachbarter, schicksals- und wesensverwandter Nationen und Rassen beschränkt. Die kommende Kultur wird Menschheitskultur sein . . .

Nicht durch Verneinung und Flucht sollen wir die Welt überwinden. Durch glaubens-
trotzige Bejahung, demütiges Liebesopfer,
erlösende Tat.“ Dr. Hans Malberg.

Mehr Würde

Im Januar wurde in Moskau „die Woche der deutschen Technik“ abgehalten, und die rote Sowjetpresse beschäftigt sich noch sehr eingehend mit den Ergebnissen der Verhandlungen und mit den Reden der Teilnehmer, namentlich der deutschen Vertreter. Die Lobeshymnen auf die Sowjetgewalt, die von diesen

angestimmt wurden, werden besonders gewürdigt und immer wieder mit großer Genugtuung hervorgehoben.

So bringt die Zeitung „Moskau am Abend“ Auszüge aus einer Rede des Professors Berner, die allerdings geeignet sind, die Sowjets mit großem Stolz zu erfüllen, in deutschen Kreisen aber eine starke Befremdung hervorrufen müssen.

Nach dem Berichte der genannten Zeitung habe der Professor nicht nur erklärt, daß die Räteregierung alles tue, um die Wissenschaft und die Künste zu heben, sondern daß „die Sowjetunion und Deutschland sich gegenseitig in ihrem Charakter und ihrer Kultur aufs beste ergänzten“.

Das Leben im bolschewistischen Staate verlaufe in durchaus kulturellen Formen. Theater, Konzertsäle und auch die „wissenschaftlichen Institute“ überträfen in vieler Hinsicht die deutschen.

Ist es würdig, um den Bolschewisten etwas Angenehmes zu sagen, die eigne deutsche Kultur herabzusetzen, indem man der bolschewistischen den Vorrang zuerkennt, und ist es nicht eine bewußte Irreführung der öffentlichen Meinung, wenn behauptet wird, daß das Leben in der Sowjetunion sich „in durchaus kulturellen Formen abspiele“?

Sind die schrankenlose Willkür der Tscheta, d. h. der obersten Macht im Sowjetstaate, und die Vorgänge im Schachtprozess vereinbar mit dem Begriff eines „Kulturstaates“, und müssen nicht solche Äußerungen von deutscher Seite von den Bolschewisten selbst als unehrlich empfunden werden?

Das ist unwürdig, — und wer die eigne Würde nicht hochhält, wird nie die allgemeine Achtung erringen. H. v. F.

Deutsche Dante-Verehrung

Wir nehmen als Deutsche begründetes Vorrecht in Anspruch, nicht nur Verständnis, sondern auch eine Einfühlungsgabe für fremde Kultur und Geistigkeit zu haben, die ohne Rücksicht auf Grenzmauern das Wertvolle an sich anerkennt und es neben deutsches Kulturgut gleicher Wertstufe vorbehaltslos stellt.

Seit alters her sind darum die Großen anderer Völker bei uns daheim, man denke nur an die nordischen Dramatiker, man denke zurück bis zu dem großen Briten Shakespeare, den unsere Vorväter schon tiefer erfaßten, als es sein eigenes Volk vermochte.

Gesellschaften wurden Sammelpunkt solcher Verehrung, und es ist ein schöner Beweis innigen Verflochtenseins solcher Bestrebungen mit der deutschen Geisteswelt, wenn sie immer wieder daran festhalten, in Weimar, dem traditionellen geistigen Mittelpunkt, zu tagen. So kommen im Laufe des Jahres nicht nur die Goethe-Freunde und die vom Deutschen Schiller-Bund zu Festspielen geladene deutsche Jugend, sondern auch die deutsche Shakespeare-Gesellschaft und die Deutsche Dante-Gesellschaft, um im Schatten Goethes Anregung zu geben und zu empfangen.

Aber die jüngste Dante-Tagung, die im letzten Herbst stattfand, einige kurze Worte. Warum Dante-Gesellschaft? Hat sie in Deutschland Daseinsberechtigung? Sinn und Ziel einer solchen Vereinigung soll und muß die Verlebendigung des von ihr als bedeutsam erkannten Kulturguts sein. Andere dieses Gutes teilhaftig werden zu lassen, ist vornehmste Pflicht, mit der zugleich ein forschendes Sichversenken in die Tiefen eines uner schöpfbaren Reichtums verbunden sein muß. Wie erfüllt die Dante-Gesellschaft diese Aufgabe?

Der Aufbau der Gesellschaft, die noch vor nicht allzu langer Zeit eine durch die Kriegsfolgen erklärliche Krise durchgemacht hat, ließ die Forschartätigkeit in den Vordergrund treten. Namhafte Dante-Forscher und -Übersetzer bilden den Kern der etwa 200 Köpfe starken Mitglieder-gemeinschaft. Zu ihrem Protetktor wählte sie den Enkel eines königlichen Dante-Verehrers und -Forschers, den Prinzen Johann Georg von Sachsen, Nachfahre des feinsinnigen Königs Johann von Sachsen, und selbst als Forscher von Rang genannt. Man geht in der Dante-Gesellschaft für Dante, kurz gesagt, durchs Feuer. Gefühlsüberschwang der von Dantes ewiger Melodie Begeisterten verbindet sich mit dem Bienenfleiß und der Gründlichkeit deutschen Gelehrtentums.

Dadurch werden Werte erzeugt, vor denen man gern Hochachtung bezeugt. Die letzte Tagung brachte von den Professoren Goetz, Leipzig, Schubring, Hannover und Volkmann, Leipzig in drei Referaten eine Gesamtdarstellung des Dante-Bildnisses und der Dante-Illustration aus Renaissance und Neuzeit, die gerade durch diese Auseinandersetzung von besonderer wissenschaftlicher Bedeutung wurden. Hier klärten drei Fachleute ein Stück Entwicklung. Wertvolles Forschungsgut bietet weiter das neuerdings wieder erscheinende Dante-Jahrbuch, von Professor Friedrich Schneider, Jena, besorgt.

Zugstück der Tagung sozusagen bildete jedoch ein Vortrag des italienischen Botschafters in Berlin Graf Aldrovandi. Es ist kaum anzunehmen, daß unsere deutschen Diplomaten mit solcher selbstverständlichen Empfindung, solcher Sachkenntnis und Sprechkunst im Ausland über Goethe reden würden. Der Italiener, der auf Grund der „Göttlichen Komödie“ über das Heroentum Dantes, Goethes und Nietzsche sprach, ist zu bejahen, er leistete für sein Volk einbruchs-volle Pionierarbeit. Zu verneinen zu sein scheint uns dagegen die Auffassung der deutschen Dante-Freunde. Sie ließen den Italiener eine gute Stunde — italienisch sprechen, obwohl neunzig Prozent der Zuhörer sicherlich nicht sichere Kenner des Italienischen waren. Dieser Vorgang erscheint uns bezeichnend. Selbst wenn man von den jeden Deutschbewußten verpflichtenden Spannungen absteht, die die Begriffe Mussolini und Südtirol auslösen, bleibt die Frage: Wird man mit solcher Selbstaufgabe für das Verstehen fremder Kultur? Man verstehe nicht falsch: Eine Rezitation eines Gesanges aus der „Göttlichen Komödie“, wie sie der Vortragende zum Abschluß gab, bietet in ihrer wundervoll reichen Melodie auch für den Sprachunkundigen einen Genuß. Wissenschaftliche Ansichten in einer deutschen Versammlung fremdsprachlich zu verfechten, ist dagegen eine Unverständlichkeit, die abzulehnen ist. Oder will die Deutsche Dante-Gesellschaft auf Anteilnahme einer breiteren Schicht Gebildeter verzichten und ein enger Fachgelehrtenzirkel bleiben?!

Dr. M.

Ein Jubiläum deutscher Wissenschaft

Hundert Jahre Deutsches Archäologisches Institut in Rom

Die Erinnerung an die Gründung des Deutschen Archäologischen Institutes in Rom am 21. April 1829 versetzt uns in eine Zeit, die wohl in kultureller und geistiger Beziehung zu den interessantesten Epochen in der Geschichte des Deutschlands in Rom gehört. Nachdem vor nunmehr etwa 170 Jahren Johann Joachim Winckelmann nach Italien gekommen war, um in Rom durch seine von Idealismus und Begeisterung getragene Arbeit die Altertumswissenschaft neu zu beleben und das Verständnis und die Liebe zu der Schönheit antiker Kunst zu erwecken, fand diese in neue Bahnen gelenkte historische Kunstforschung in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in Rom zahlreiche Wegbereiter. Es war jene Zeit der Begeisterung, da deutsche Gelehrte und Künstler den Typus des deutschen Rompilgers schufen, der in der ewigen Stadt der begeisterten Hingabe an Wissenschaft, Kunst und Poesie lebte.

Es war das Haus des damaligen preussischen Gesandten in Rom, Wilhelm von Humboldts, in dem sich eine erste deutsche Interessengemeinschaft für archäologische Studien zusammensand. Seit 1816 war Bartholomäus Niebuhr sein Nachfolger, der gleich Humboldt die Pflege deutscher archäologischer Interessen in Rom wahrnahm. In Josias von Bunsen, der 1817 an der preussischen Gesandtschaft angestellt wurde und diese von 1823 ab leitete, kam eine Persönlichkeit nach Rom, durch die die junge emporblühende Archäologie einen tatkräftigen Förderer finden sollte. Niebuhr und Bunsen hatten ferner in dem hannoverschen Gesandten Restner einen Freund, der half, die Tradition Humboldts fortzusetzen.

Entscheidend aber für die Bewegung, die zur Gründung des Archäologischen Institutes führte, war die Ankunft zweier deutscher Archäologen in Rom, Eduard Gerhard's im Jahr 1822 und Theodor Panofka's im Jahr 1823. Mit dem Kreis Gelehrter und Künstler im Bunsenschen Hause gründeten sie den Verein der römischen Hyperbörder. Aus diesem Ver-

ein, dem ein französischer Edelmann, der Herzog von Luyne's, fördernd zur Seite stand, ist das Institut erwachsen. Im Palazzo Caffarelli fand am 21. April 1829 die konstituierende Sitzung statt; der damals in Rom weilende preussische Kronprinz Friedrich Wilhelm übernahm das Protektorat über das Institut. Es führte den Namen: „Istituto di Corrispondenza archeologica“. Das Institut war eine internationale Organisation mit einer französischen, englischen und deutschen Sektion neben der italienischen. Es hatte die Aufgabe, eine lebendige Beziehung zwischen den Ländern alter Kultur und den Zentren der modernen Forschung herzustellen und diesen die Ergebnisse der römischen Ausgrabungen zu vermitteln.

Die Entwicklung der deutschen archäologischen Wissenschaft ist mit der Geschichte des Archäologischen Institutes in Rom aufs engste verknüpft. Fast alle bedeutenden Archäologen Deutschlands sind durch die Schule der römischen Anstalt gegangen. Es seien nur die Namen Braun, Lepsius, Henzen, Brunn und Helbig erwähnt, die in einer Zeit an dem Institut tätig waren, als es noch bittere Kämpfe um seine Existenz bestehen mußte. Erst im Jahre 1858 gewährte die preussische Regierung dem Institut einen ständigen Zuschuß, durch den eine feste Besoldung der beiden deutschen Sekretäre sowie die Gewährung von Stipendien möglich wurde.

Die dauernde Sorge um das Fortbestehen des Institutes wurde aufgehoben, als endlich am 2. März 1871 das Institut zu einer preussischen Staatsanstalt und am 9. Juni 1873 zu einer deutschen Reichsanstalt umgestaltet ward. Zwei Jahre später sah sich das Reich genötigt, in Athen eine Schwesteranstalt zu gründen. Beide Institute wurden unter der Leitung einer Berliner Zentraldirektion vereinigt. Den Schwesteranstalten wurde schließlich in dem Römisch-Germanischen Institut in Frankfurt a. M. eine dritte Anstalt beigegeben, als am Ende des Jahrhunderts das Reich die Erforschung der römischen Grenzbefestigung gegen die Germanen in Angriff nahm.

Das Deutsche Archäologische Institut in

Rom, seit 1877 in einem prachtvollen Gebäude auf dem Kapitol in unmittelbarer Nähe der deutschen Botschaft untergebracht, hat in den Jahrzehnten vor und nach der letzten Jahrhundertwende neben seiner hervorragenden Bedeutung für die archäologische Wissenschaft und die Schulung unserer Gelehrten auf diesem Wissensgebiete eine kulturpolitische Aufgabe allererster Ordnung erfüllt: es hat dem Namen deutscher Wissenschaft im Ausland Klang verliehen.

Mit dem Ausbruch des Krieges mußte das Institut seine Pforten schließen; es gelang dem damaligen Leiter, Prof. Delbrück, die mehr als 30000 Bände umfassende Bibliothek und die ungemein wertvollen Bestände und Archivalien des Institutes, die beschlagnahmt wurden, in sichere Obhut zu bringen. Im Jahre 1920 wurde von dem italienischen Unterrichtsminister Benedetto Croce das gesamte wissenschaftliche Material dem Deutschen Reich zurückgegeben, und nach mühevoller Suche nach passenden Räumlichkeiten gelang es dem neu ernannten Leiter, Prof. Amelung, das Institut in den Räumen des deutschen Gemeindehauses am Ende des Jahres 1924 wieder zu eröffnen.

So kurz die Zeit seit der Wiedereröffnung ist, so deutlich zeigt sich schon jetzt, daß das Institut, das zur Zeit unter Leitung von Prof. Ludwig Curtius steht, seinen wissenschaftlichen Rang zurückgewonnen hat, den es vor dem Kriege erworben hatte. Neben der rein wissenschaftlichen Aufgabe beruht der Grund für diese energiegeladene Entwicklung in der Erkenntnis der Persönlichkeiten, die mit dem Institut verbunden sind, daß sie nicht nur Träger deutscher Wissenschaft, daß sie Träger deutscher Kultur im Ausland überhaupt sind. Die Feier, die die Archäologischen Institute im April begehen werden, wird erfüllt sein von dem Stolz des deutschen Volkes und der deutschen Wissenschaft im Rückblick auf die ruhmvolle 100jährige Geschichte des Institutes in Rom, sie wird getragen sein von der Hoffnung auf eine nicht minder ruhmvolle Entwicklung im Ausblick auf die Zukunft.

Dr. H. Krey

Der bayrische Calhoun?

Calhoun, sprich Kälhön, wer kennt ihn in Deutschland? In Nordamerika freilich, da weiß jeder Schulschling, wer das war. Allerdings ist sein Ruhm nicht fein. Die Geschichte verurteilt ihn als einen Mann, dessen Starrsinn viel Wirrwarr erzeugte und jahrelanges Elend.

John Caldwell Calhoun ist nämlich jener Südstaatenführer, dem die Hauptschuld am amerikanischen Bürgerkrieg zufällt, wenn er auch bereits zehn Jahre vor dessen wirklichem Ausbruch starb.

Die Südstaaten als Rohstoffherzeuger hielten am Freihandel fest; das erwachende Großgewerbe des Nordens hingegen brauchte Schutz Zoll und setzte ihn in Washington durch.

Als Vertreter Carolinas darob verärgert, schmiedet der heißblütige Rette eine neue staatsrechtliche Theorie. Den Gedanken des festen United-States-Blockes durchbricht er mit einem stüdelnden Föderalismus. Wenn die Union, der große Bundesstaat also, ein Gesetz schaffe, dann bleibe es, so litterte er, immer noch dem freien Ermessen jedes Gliedstaates überlassen, ob er es anerkenne für seinen Bereich. Andernfalls stehe ihm ein „right of nullification“, ein Recht auf Nichtigkeit zu. Darauf pochend, drohte Calhoun mit dem Austritt Süd-Carolinas aus dem Verband, wofür man ihm den Schutz Zoll mit Gewalt aufzuzwingen versuche. Seitdem nannte man ihn den Nullifikator.

Damit ging's an. Der Streit schwelte ein Menschenalter, vermischte sich mit der völkertümlichen Negerfrage und endete erst, als der Süden durch vierjährigen Bürgerkrieg völlig zertrampelt am Boden lag.

Wie kommt der Name wieder in den Mund? Weil ein Chicagoer Blatt das Gespräch seines Berliner Vertreters mit dem Münchener Ministerpräsidenten Held vielsagend „der bayrische Calhoun“ überschrieb.

Ich hoffe, daß dies dem Ausgefragten in die Knochen gefahren ist. Denn es widerspricht jedem deutschen Gefühl, wenn vor den Ohren des Auslandes der Regierungsleiter unseres zweitgrößten Landes den größten herunterpußt.

Nun soll freilich alles wieder ganz anders gewesen sein. Mißverständnisse wie immer bei dem Ausfrager und überdies habe der telegraphische Auszug, einseitig zugespitzt, scharfe Vorderfäße herausgestellt, mildernde Nachfäße unterdrückt.

Hatte Herr Held bedacht, was man anrichten kann mit einem scharfen Vorderfaß? Der Belgier Hymans hat sich erschreckt, zu unserem Gesandten zu sagen, Belgien halte stets sein Wort, was man von Deutschland gerade nicht sagen könne. Kann man ihn zur Rede stellen, wenn man auf die Antwort gesagt sein muß: „Hat nicht sogar ein deutscher Ministerpräsident erklärt, in Berlin erlösche jedes Rechtsgefühl; Treu und Glauben gebe es überhaupt nicht mehr?“

Überdies sind die Dinge in ein falsches Licht gerückt.

„Wir haben diese Berliner Unterdrückung satt. Die Welt soll wissen, daß Bayern sich nicht verpreußen läßt.“

Das hört sich an, als ob der schwarze Adler den weißen Löwen mit Mähne und Schwanzpuschel zu fressen sich ansieht. Steht die deutsche Frage wirklich auf diesem Punkt?

Helds Kampf gilt der Reichsverfassung. An dieser ist Preußen nicht schuldiger als Bayern auch. Gerade dessen maßgebende Partei, der sogar der empörte Sprecher selber angehört, hat in Weimar dafür gestimmt.

Es ist auch gar nicht so, als ob das Reich etwa Bayern schlechter behandle als die andern Länder. Umgekehrt will dieses meist besser behandelt sein als sie. In unaufhörlichen Rufen und Protesten werden erloschene Sonderrechte wieder zu beleben, ein right of nullification zu ertrocken versucht. Wir wissen ja, wie es in der Eitelfrage mit der Reichsverfassung umspringt, wie es schon beim Hitler-Putsch die auf das Reich eingeschworene Division eigenmächtig für Bayern in Eid genommen hat. Herr Held soll doch nur ja keine Steine werfen in seinem Münchener Glashaus.

Er wolle nicht mehr Rechte für Bayern, so sprach er, als deren sich jeder amerikanische Bundesstaat erfreue. In gleichem Atem aber beschwert er sich, daß man Bayern die eigene Armee genommen habe. Erstens geschah dies

mit Zustimmung der Bayern, zweitens aber: welcher amerikanische Bundesstaat besitzt denn eine? Und welcher unterhält eigene Gesandten, wie München jetzt noch tut?

Rein Pantee würde sich auf seine Sondereigenschaft als Pennsylvanier, Kalifornier, Kentucker mehr zugute tun als auf sein allgemeines Amerikanertum. Herr Held hingegen sprach geringschätzig von der großen Masse Deutscher, in die der Bayer nicht hineingezogen zu werden wünsche.

Von dem prächtigen Reichsfreiherrn vom Stein haben wir das Wort: „Ich kenne nur ein Vaterland, und das ist Deutschland.“ Er hielt es also nicht für einen Raub, in der „großen Menge Deutscher“ aufzugehen. Allerdings war der nicht Bayer, sondern bloß Nassauer. Aber dies ist Herr Held von Geburt auch bloß.

Dieser verwahrt sich jetzt mit Eifer dagegen, daß er Sonderbundgedanken habe. Man darf ihm das glauben, denn das Gegenteil wäre Verbrechen und Wahnsinn. Allein er wird aus den verschiedenen Mißbelligkeiten, die ihm in jüngster Zeit eine ungebärbige Zunge bereitet, den Schluß ziehen müssen, daß er auch den bösen Schein zu meiden gut tut. Man sagt Preußen nach, es verstehe nicht, moralische Eroberungen zu machen. Glaubt er vielleicht, mit solchen Reden mache er sie für Bayern?

F. H.

Die Protestation von Speyer

Zum 400. Geburtstag des Protestantismus am 19. April

hart bedrängt von seinen französischen, italienischen und türkischen Feinden, angewiesen auf die Waffenhilfe und Geldunterstützung der evangelischen Fürsten und Städte, hatte der deutsche Kaiser spanische Blutes-Rarl V., 1526 den Evangelischen freie Religionsübung gewährt. Sieger über die Gegner, berief er 1529 den zweiten „strengen“ Reichstag zu Speyer, wohl bedacht der „bösen, schweren, sorglichen und verderblichen Lehren des halsstarrigen Regers“ und entschlossen, „alle mögliche Mühe aufzuwenden, um der verpestenden Krankheit des Luthertums entgegenzuwirken und die Irrenden zur wahren,

christlichen Kirche zurückzuführen“. Aufhebung des kaiserlichen Duldungsabschiedes von 1526 und Erneuerung des die evangelische Kirche vernichtenden Wormser Edikts vom Jahr 1521 war das Tagungsziel des Reichstags von 1529. Ein neuer Reichsabschied, enthaltend die gesetzliche Verpflichtung zur Niederschlagung und Niederhaltung der Reher, herausgehoben aus dem parlamentarischen Kampf von Partei und Gegenpartei, getragen von der Majorität des Reichstags, sollte sein legales Ergebnis sein.

Ungleich waren die glaubensgegnereischen Lager verteilt. Sechs evangelischen standen elf katholische weltliche Fürsten gegenüber. 20 geistliche Fürsten, 30 katholische Reichsstädte und 50 katholische Grafen verstärkten das altgläubige Lager. Nur 14 Reichsstädte stützten die Lutheraner. Der 19. April brachte die historisch denkwürdige Entscheidung: Die Verlesung und Genehmigung des neuen Reichsabschiedes. Von einer überwältigenden katholischen Mehrheit getragen. Die bischöfliche Obrigkeit wurde erneut über die Evangelischen gesetzt, der Übertritt zum lutherischen Glauben in Acht und Bann erklärt, den Katholiken auf evangelischem Gebiete Messe und freie Glaubensübung gesichert, den Evangelischen auf katholischem Gebiete aber die freie Religionsübung verweigert. Entschlossen, der Gewissensnebelung mit allen Mitteln, selbst dem des bewaffneten Widerstandes, sich zu widersetzen, protestierten sechs evangelische Fürsten gegen den mehrheitsgetragenen Reichsabschied. Nachstehend sei das Kernstück ihrer Protestation wörtlich wiedergegeben:

„Wir protestieren und bezeugen hiermit öffentlich vor Gott, unserem einigen Erschaffer, Erlöser und Seligmacher, der allein unser aller Herzen erforscht, auch demnach recht richten wird, auch vor aller Menschen und Kreaturen, daß wir für uns, die Unseren und aller männiglich haben, in alle Handlung und vermeinten Abschied nicht gehelen (d. h. zustimmen) noch willigen, sondern aus vorgesezten und anderen reblichen, gegründeten Ursachen für nichtig und unbündig halten.“ Unterzeichnet wurde die Protestation von den folgenden Fürsten: Johannes, Kurfürst von Sachsen, Georg, Markgraf von Brandenburg,

Ernst, Herzog zu Lüneburg, Philipp, Landgraf zu Hessen und Wolf, Fürst zu Anhalt. Auf den Schultern dieser fünf kampfschlossenen Männer ruhte verantwortungsschwer die Geschichte des entscheidungsvollen Tages.

Die Geburtsstunde des Protestantismus hatte geschlagen. Die lutherische Grundlehre von der Freiheit des Christenmenschen, dem einzelpersonlichen Priestertum und der einzelpersonlichen Alleinverantwortung vor Gott hatte erneut und entscheidend über den Versuch der Glaubensmittlerchaft und der Glaubensbindung der katholischen Kirche gesiegt. Weit entfernt, eine ausschließlich kirchlich-dogmatisch gebundene Glaubensrichtung zu sein, ist der Protestantismus zu einer allgemein geisteskulturellen Bewegung des deutschen Gesamtvolkes geworden. In seinen Tiefenwirkungen auch außerkirchliche und anderskonfessionelle Volkstriebe umfassend gestaltend. Die Entbindung der eigenschöpferischen Persönlichkeit, die Verpflichtung zu höchsteigener Alleinverantwortung, die Hinwendung des Glaubenslebens zum freudig bejahenden, inhaltsfülligen, problemreichen Volleben in Volk und Staat, die Enthebung vom quäletiven Übermaß einer blutleeren, halt- und gestaltlosen Mystik, haben den Protestantismus befähigt, eine auftriebsstarke Entwicklung der Gesamtkultur deutschen Volkes, insonderheit mittel- und norddeutscher Lande, in 400jährigem Wachsen und Reifen in Bewegung zu setzen. Philosophie-, Natur- und Geisteswissenschaft, Vokal- und Instrumentalkunst, Dichtung und Malerei, Pädagogik, Politik und Technik haben ihre ersten und stärksten Entwicklungsimpulse aus der Freiheits-, Verantwortungs- und Entwicklungsidee des Protestantismus erhalten. Dr. Otto von Voehren, Dresden

Pope oder Seelsorger?

Die Landeskirchen haben jetzt schwere Zeit. Namentlich dort, wo sich die Selbstherrlichkeit proletarischer Linkeregierungen ungehemmt austobt. Dem freien Denken verfehlt nämlich gemeinhin am aller-

wenigsten, was sich so ruhmredig Freidenker nennt. Gegen deren Hohn und Gewalt ist die Kirche daher in steter harter Abwehr.

Dabei wird sie nur mangelhaft unterstützt von denen, auf die sie angewiesen bleibt. Kam es doch voriges Jahr vor, daß in Braunschweig, wo der Kampf vielleicht am allerschwersten ist, Fabrikbesitzer deutschnationaler Partei aus der Landeskirche austraten, weil ihnen die Kirchensteuer zu hoch war.

Der Generalsuperintendent der Kurmark, D. Dibelius, hat in der „Voss. Stg.“ gezeigt, welche Selbstsucht sich immer wieder an der Kirche reibt und zu welchen Mitteln sie dabei greift.

Ein Pastor ist aus seiner sozialen Auffassung des Evangeliums heraus zur Bodenreform gelangt. Sofort beschwerten sich die Grundbesitzervereine über ihn und drohen mit Kirchengaustritt.

Ein anderer will dem Luxus der Einsegnungen entgegenwirken, da der Aufwand der reichen Mädchen den armen das Herz schwer macht. Er untersagt daher zur Feier Blumen und Schmuck; wird aber dafür mit Beschwerden gepeinigt von den Juwelieren und Blumenengeschäften. Denn die Diana der Epheßer ist immer noch groß.

Am Volkstrauertag zieht der Stahlhelm zur Kirche, und seine Fahnen umstehen den Altar. Selbstverständlich würde dem Reichsbanner das gleiche eingeräumt werden, wörem es ebenfalls um eine Feier bäte. Es hat diese Segenprobe noch nie gemacht; gleichwohl protestiert es gegen die angebliche Parteinahme des Geistlichen für den Stahlhelm. Es verzichtet also zwar selber auf die Kirche, erhebt jedoch den Anspruch, daß diese seinen politischen Widerständer zurückstoße, weil er noch Sinn hat für Gotteswort und Gotteshaus.

Wer kämpft denn heute noch gegen den Materialismus an? In Kunst und Schrifttum frißt er sich ein, wie die Eriehine in den Sped. Die Philosophie etwa? Es gibt ja gar keine Philosophen mehr, und die alten, wer liest sie noch? Es bleibt also bloß das Christentum, und wer ihm von denen, auf die sich die bolschewistische Sintflut heranwält, entgegenarbeitet aus eigensüchtigem Antriebe, der weiß

nicht, was er tut. Das alte Rußland verdarb, weil es nur den Popen kannte, den man zum Welken der Ostereler, zu Hochzeit, Taufe und Totenmesse heranzohle, im übrigen aber in der Ecke stehen ließ. Auch Deutschland wird zugrunde gehen, wenn es dem Seelforger wehren will, aufzutreten; mahnend, rüttelnd, scheltend wie die Propheten des Alten Bundes. Es ist ein Mann, dem wahrlich niemand Blick und Gefühl für geistige Strömungen abstreiten kann, Oswald Spengler nämlich, der da unserer zerfahrenen Zeit den Rat gibt: „Nimm das Gesangbuch — nicht den Konfuzius auf Büttenpapier — und gehe in die Kirche.“
F. S.

Der Krieg als Erlebnis

Kriegsliteratur kennen wir seit den Augusttagen des Jahres 1914. Wir mußten hindurch durch den patriotischen Kriegeroman, dessen Leere günstigstensfalls durch eine von Herzen kommende Begeisterung verdeckt wurde. Nach 1918 wateten wir durch eine ebenso einseitige Hahnliteratur gegen den Krieg als Völkermord. Daneben quälten sich dickleibige Altensammlungen und Memoiren der Führenden mit der Frage des Warum und der Schuld. Aber keinem formte sich das Erlebnis Krieg, wenigstens keinem Deutschen, und keinem in der letzten Tiefe und Zusammenballung. Denn denen, die draußen waren und dem Krieg nicht am Rande zuschauten, blieb der Mund verschlossen. Aber sie vergaßen nicht. Nach zehn Jahren kam ihre Stunde. Jetzt haben drei geredet für die tausend und aber tausend anderen. Wir besitzen jetzt drei Bücher und besitzen damit das, was von vier Jahren bleiben wird, auch wenn man die Tatsache Weltkrieg als historisch erlebtigt zu den Alten gelegt haben wird.

Georg Grabenhorst schrieb im „Fahnenjunker Vollenborn“ (Verlag Röpler und Amelang, Leipzig 1928) das Kriegserlebnis des Achtzehnjährigen, der nichts als seine Jugend und sein Wollen zu geben hat, in den Schrednissen zum Manne wird und mit gasgeblendeten Augen als ein Sehender heimkehrt. Dieser Achtzehnjährige in seinem Zweit-

tertum zwischen Jungfeinmögern und Mannwerbermüssen, der eine Jugend übergeht, ist keine Romanfigur, obwohl Grabenhorsts Werk in der Form noch am ehesten dem Roman entspricht, er ist der Fahnenträger des Geschlechtes derer von Sperrn.

Das Kriegserlebnis der deutschen Frontsoldaten gestalten Erich Maria Remarque, dessen Buch „Im Westen nichts Neues“ (Propyläen-Verlag Berlin 1929) verlegerisch geschickt aufgezogen, innerhalb weniger Wochen eine Riesenauflage erzielte, und Ludwig Renn, dessen Werk (Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. 1928) im Titel nichts als das eine Wort „Krieg“ enthält. Beide Bücher wollen dasselbe, sie sind Dentmal des deutschen Frontsoldaten ohne Namen und Rang und Stand, der vier Jahre lang seine Pflicht tat. In der Art ihres Ausdrucks unterscheiden sich diese Schilderungen. Remarque ist Künstlerpersönlichkeit, er greift Eindrücke heraus, er beleuchtet seelische Hintergründe, er türmt Höhepunkte des Furchtbaren auf. Renn berichtet, stellenweise fast nüchtern, ab und zu unbeholfen, ohne Rücksicht auf irgendwelche künstlerische Komposition. Aber in dieser beispiellosen historischen Aufeinanderfolge in diesem dumpfen Auf und Nieder liegt das ganze grauenvolle Geheimnis ungezählter Stunden. Demjenigen, der nicht draußen war, wird Remarques suggestive Gewalt das sagen, was sich überhaupt sagen läßt, wer draußen war, findet sich in jeder unscheinbaren Zeile bei Renn wieder.

Gemeinsam ist den drei Büchern die Wahrheit, die keine Tendenz kennt, die den Krieg weder als patriotisches Instrument noch als kapitalistisches Geschäft sieht, sondern als die furchtbare Alltäglichkeit, die er vier Jahre lang für Ungezählte war. Darum werden sie haften.

Dr. Hans Malberg.

Der prozentuale Richter

„Religion ist Privatsache.“ So hieß es ja wohl nach der Revolution. Aber damit ist es auch schon wieder vorbei wie mit so mancher anderen Errungenschaft. Gerade im Gegenteil wird jetzt sogar erst recht auf Tauf-

schein oder Taufschneiderfaß geschaut. Namentlich dort, wo das Zentrum sich in einen Bereich eingenistet hat. Wie zum Beispiel in der preußischen Justiz.

Im Landtag ist Klage erhoben, daß es christlichen Protestanten jetzt ganz unmöglich sei, in ihrer Heimat Richter zu werden, während im fast völlig lutherischen Hannover ein hohes Gerichtsamt nach dem anderen frischweg mit Katholiken besetzt wird.

Diese Beschwerden hat man parlamentarisch untersucht. Der demokratische Berichterstatter drehte die Frage so: „Nehmen die früher vernachlässigten Dissidenten, Katholiken, Juden jetzt zu viele Stellen in der Rechtspflege ein?“

Er machte eine große Rechnung auf. Die Dissidenten sind nach seinem Ergebnis immer noch in bedauerlichem Rückstand. Die Juden übersteigen zwar in den unteren Rängen ihren gebührenden Anteilssatz, bleiben jedoch in den oberen vorläufig noch hinten. Bei den Evangelischen ist's ebenso, während die Katholiken umgekehrt in den gehobenen Ämtern überverhältnismäßig zahlreich sind. Sie haben sich also von der „Vernachlässigung“ im alten Regiment unter den katholischen Justizministern des neuen sogar schon ein bißchen allzu sehr erholt.

Man erzählte so viel von der Weitherzigkeit, die nunmehr endlich einziehen werde als Folge des neuen Geistes und der neuen Staatsform. Kann es aber etwas Kleinlicheres geben als diese Apothekerwage der Parität?

Wohin führt denn ein solches Elfteln? Rasch ein paar Atheisten in die Justiz; die Dissidenten verlangen doch ihr prozentuales Recht! Und die Juden haben Anspruch auf mehr höhere Stellen. Die Evangelischen müssen in den unteren, die Katholiken in den oberen gestoppt werden, damit es sich nur ja hübsch auspendelt mit den statistischen Anteilsziffern! Auf den Taufstein kommt es an; vielleicht auch auf das Parteibuch, dann erst lange hinterher auf Zeugnis und Fähigkeit. Ist das weitherzig?

Derlei Bruchteilwirtschaft führt zu Zuständen wie einst in der Pfalz, wo auf Befehl des Kurfürsten der Nachwächter einer Klein-

Stadt zum Schultheiß gemacht wurde, weil er der einzige Katholik des Ortes war. Ober mindestens wie im alten Augsburg. Dort war von den beiden Bürgermeister herab alles paritätisch; es gab sogar konfessionell verschiedene Henkerbeile und zwei Büttel, so daß der Landstreicher, der seinen Fünfundzwanziger aufgezehlt bekam, wenigstens von einem Manne seines eignen Bekenntnisses bedient wurde. Ob ihm dies die Tracht versüßt hat?

Im engen Kreis hat sich noch immer der Elch verengt. Das deutsche Volk kommt mir jetzt vor wie Gulliver, als er aufwachte, von den Ellipantarn mit vielen tausend Striden gefressen und angepöbdt. F. H.

Deutschlandlied

Aus Kirchheimbolanden wird uns folgendes berichtet: „Hier wurde ein lokales Fest gefeiert, das hundertjährige Bestehen eines Musikvereins. Auf einem Festwagen wurde eine Musikschule dargestellt. Den Musiklehrer markierte ein in der Malkunst sich ausbildender junger Mann ohne Einkommen und Vermögen, die Musikschüler waren Schüler der Mittelschulen. Auf dem Umzug spielten sie öfter das Deutschlandlied, und unglücklicherweise spielten sie es auch, als sie an dem Gebäude der französischen Gendarmerie vorüberkamen. Das Ende vom Liede war, daß der Dirigent von dem französischen Gericht zu 200 Mark oder 20 Tage Gefängnis verurteilt wurde, einige Schüler entsprechend weniger. Der mittellose Dirigent konnte die 200 Mark nicht bezahlen; er wurde von den französischen Gendarmen abgeholt und dem Deutschen Gefängnis in Kaiserslautern zur Abkündigung übergeben.

Soweit wäre die Sache ganz normal und niemand hätte besondern Anstoß daran genommen, denn wir sind von den Franzosen nicht verwöhnt. Aber kaum war der junge Mann wieder zu Hause, so kam von dem deutschen Finanzamt in Kaiserslautern eine Zahlungsaufforderung für Verbstüftung für 20 Tage je 1,50 Mark = 30 Mark, „wegen Spielenlassen des Deutschlandliedes“.

Statt daß die deutsche Behörde den jungen Mann im Gefängnis bevorzugt behandelt, straft ein deutsches Finanzamt einen Deutschen, weil er das Deutschlandlied hat spielen lassen.

Hätte der Franzose im umgekehrten Falle auch so gehandelt?

Soweit diese Zuschrift. Wir haben das Finanzamt Kaiserslautern um Aufklärung des peinlichen Vorfalles gebeten. Leider aber erhalten wir die bestrebende Antwort, daß sich „ein Aufschluß hierüber mit dem Amtsgeheimnis nicht vereinbaren läßt“. Gewiß sollen wir Herausforderungen im besetzten Gebiete vermeiden, da sie uns doch nichts nützen. Wenn aber ein deutscher Patriot im Überschwang vaterländischer Begeisterung sich doch einmal hinreißt, die Nationalhymne singen zu lassen, so ist es für das deutsche Volk geradezu beschämend, wenn er auch noch von deutschen Behörden bestraft wird, denn jene Zahlungsaufforderung ist praktisch genau dasselbe wie eine Geldstrafe.

„Die Rosenkavaliers“

Das Eheleben ist streng bei den Germanen. „Verführen und Verführtwerden nennt man noch nicht Zeitgeist. Mehr wirken dort gute Sitten, als anderswo gutes Geseß.“

Der Deutsche der Jetztzeit schämt sich, wenn er derlei in der „Germania“ wieder liest. Oder soll er sich wundern, daß unsere Altvordern noch gar nichts wußten von einem so brennenden Gesellschaftsproblem, wie es augenblicklich die sexuelle Not zu sein vorgibt? Von uns wird gewiß später kein Tacitus so schreiben, mutmaßlich aber ein Juvenal ganz anders. Er findet in Fülle Stoff.

In der Berliner Philharmonie trat eines Januarabends eine Wiener Virtuosin auf. Lisa Maria Mayer hieß sie. Sie spielte Beethoven mit einer Zugabe eigener Tonkunst, äußerst zeitgemäß „Koln“ betitelt.

Protestrufe hallten grell in das melodische Getöse. Erst vereinzelt, dann allgemeiner; denn von den geschwiegelten Jünglingen auf den ersten Sperrsitzen schloß sich einer nach dem andern an. Der sonstige Zuschauerraum

verstand nicht und wurde ärgerlich; einige Protestler wurden geohrfeigt.

Erst die Pause löste das Rätsel. Ein Herr trat nämlich auf und teilte mit, die aufgeregten Herren im Smoking mit der weißen Rose im Knopfloch seien Opfer eines Kellamenschwindels. Man habe sich auf ein Zeitungsgefuß gemeldet, wonach eine Wiener Großfabrikantenwitwe Kameradschaft mit jungen Herren anzuknüpfen wüßte. Sie alle hätten sich gemeldet; sie alle seien herbefchieden worden und hätten jetzt ihren Reinfall erkannt.

Es waren gegen 200 genasführte Selabone. Aber es ergab sich auch, daß eine Menge heiratslustiger junger Damen da war, die ein ähnliches Inserat, nur ins Männliche umstilisiert, gelockt hatte. Sie freilich haben nicht aufbegehrt, sondern sich geschämt.

Es ist jetzt heraus, daß das Ganze ein ver-schmühter Streich des Gatten der Virtuosiin war, der ihr ein volles Haus schaffen sollte. Man könnte herzhaft lachen über den lustigen Schwindel. Wenn er nur nicht einen häßlichen Aus Schlag bloßlegte an der Seele unseres Volkes!

So also kommen heute bei uns die Ehen zustande! Daß das Inserat überhaupt nur von vielbeutiger „Kameradschaft“ schrieb, bessert nichts, sondern verschlimmert nur.

Vielleicht das allerübelste an dem Vorfall ist, daß diesen Herren jedes Gefühl für das Beschämende ihrer Lage fehlt. Statt schleunigst im Nebel zu verschwinden, wie das natürliche Gefühl gebot, stellten sie sich vielmehr gerade in das grelle Licht des Scheinwerfers. Nicht nur an dem Abend selbst. Sie erhoben Ansprüche auf Schadenersatz: für die gekauften Sperrstuhlkarten und die als Erkennungszeichen vereinbarten weißen Knopflochrosen, für allerlei Hübschmacherauslagen, die sie sich geleistet, und den eigens für diesen Abend gebauten Smoking.

Sie haben sich natürlich nach bieder-deutscher Weise zu einem Verein zusammengetan. „Klub der Rosenkavaliere“ nennt er sich. Er ließ sich zunächst einmal photographieren und hat das Bild an die Presse verschickt. Man hält sich also selber für berühmt, weil man auf einen Leim trock. Ich besah das Bild und

sagte mir: „Das sind nun die jüngeren Brüder derer, die da die Schützengräben von Langemark stürmten unter dem jauchzenden Gesänge von: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“ Es geht rasend bergab mit uns.“
F. H.

Schulunterricht im Zeitungslesen

In den Oberklassen mancher höheren Schulen wird viel politisiert. Zuweilen erhitzen sich die Gemüter so stark, daß es u. a. am 5. Dezember im Rönischen Gymnasium zu Berlin, einer städtischen Anstalt, bei einer abendlichen Schülerversammlung zu heftigen Zusammenstößen kam, die auf der Straße fortbauerten und dort ein Einschreiten der Polizei zur Folge hatten. Bald darauf berichtigte ein Berliner Oberprimaner in einer linsgerichteten Berliner Zeitung, daß in seiner Klasse das Lesen von Zeitungen dem Geschichtsunterricht mit gutem Erfolge eingefügt worden sei! Aus den politischen Hauptgebieten würden Tagesfragen behandelt wie z. B. Reichsreform, Kriegsschuldungs-schulden, Abrüstung, Faschismus und Kommunismus usw. Daheim lesen die Schüler Zeitungen und Bücher, schneiden aus, was ihnen wichtig scheint, und auf Grund der gesammelten Ausschnitte halten sie Vorträge über die einzelnen Fragen, denen Erörterungen folgen. Was kann dabei herauskommen?

Nach der Meinung des journalistisch ange-tränkelten Oberprimaners müßte wöchentlich auf Kosten des Geschichtsunterrichts dem Zeitungslesen eine Stunde gewidmet werden. Dabei wären die Zeitungen der verschiedenen Richtungen in Betracht zu ziehen. Inzwischen beschloß der schleswig-holsteinische Lehrerverband das Zeitungslesen dem Geschichtsunterricht einzufügen.

Einseitig würde der Unterricht sein, erfolgte er nur an einer einzigen Zeitung und ungenügend bleiben an Hand der großen Zeitungen aller Parteien. Die Schule hat zwar wichtigere Aufgaben zu erfüllen und selbst die Hochschule kann sich kaum damit befassen. In der Regel liest der Deutsche nur eine Zeitung

und glaubt an das, was sie schreibt. Die Einseitigkeit des Leserkreises, die daraus folgt, bewirkt eine Verschärfung der politischen Gegensätze. Von Wert wären schon in der Schule einige Mahnungen bei Gelegenheiten, die der Unterricht oder das Kolleg bietet. Vor allem soll die heranwachsende Jugend (wie jedermann) nicht alles, was gedruckt ist, gutgläubig hinnehmen. Sodann soll man soweit möglich mit Kritik lesen. Paul Dehn

Spartkommissar

Der Spartkommissar geht um. Er singt das leidige Lied vom Entfassen und Einschränken. In Thüringen sollen vor allem die Theater „abgebaut“ werden; man hat Vorschläge unterbreitet, umfängliche Beratungen angefordert. Und sofort antwortete ein Plagregen von Protesten; jeder Ort war der unweigerlichen Ansicht, daß sein Theater unumgänglich nötig und kulturschaffend wäre. Man hat niemals so häufig von „Kultur“ reden hören wie jetzt. Daß man nur spärliche Mittel zur Verfügung habe, ist unbestritten. Aber: haben wirklich die Theater allzeit und gerade heute, der vielgerühmten Kultur gedient? Hat nicht selbst die Akademie der Dichtkunst in Berlin sich darüber beklagen müssen, daß unsere deutsche Kunst bedenklich übersehen und vernachlässigt worden sei? Sind nicht höchst zweifelhafte und nichtige Werke hervorgebracht worden, die keineswegs auf den Ehrennamen der Kunst Ansprüche erheben durften? Man wußte, daß man mit Hasenclitters albernere Farce „Ehen werden im Himmel geschlossen“ Argernis erregen würde, man hat die zahlreichen Proteste vernommen — dennoch glaubte man nicht verzichten zu können, obwohl selbst die „Frankfurter Zeitung“ sich gegen die Aufführung ausgesprochen. Konnte man mit dergleichen Machwerken wirklich kulturwirkende Arbeit leisten? Daraus: weniger hohe Werte und mehr Taten! Das Publikum beweiße, daß es nur das Gute und Echte zu ehren gewillt ist und erzwingt damit die Abwehr alles Ungültigen und Falschen! Solange die Bühnen nicht wieder „moralische Anstalten“ werden im höchsten

Sinne, haben sie kein Recht, sich auf ihre Mission zu berufen. Hier gilt es, in gegenseitiger Unterstützung zu streben — oder aber ehrlich zu bekennen, daß alle Klagen anläßlich der Spartkommission lediglich Heuchelei oder Eigennutz bedeuteten. Ein anderes gibt es leider nicht! Sch.

Zur Kritik an der Reichsbahn

I. Betriebssicherheit

Monopolbetriebe bedürfen der öffentlichen Kritik, da die Allgemeinheit das größte Interesse daran hat, etwaige Mißstände aufzudecken und ihre Beseitigung zu fordern. Wohl kein monopolisiertes Unternehmen steht gegenwärtig so scharf im Brennpunkt der Kritik als die „Deutsche Reichsbahngesellschaft“. Die erschreckende Häufung von Eisenbahnkatastrophen, wie sie vor allem im vergangenen Jahre das deutsche Volk in begreiflicher Erregung versetzte, ist der Grund zu dieser Tatsache. Sehr verständlich erscheint es uns, wenn man amtlicherseits sich bemüht, der Bevölkerung sogenannte „Beruhigungsspillen“ zu verabreichen, insbesondere durch den Hinweis darauf, daß auf Grund der Statistik der Prozentsatz von Unglücksfällen verhältnismäßig gering sei. Gewiß ist es im nationalen Interesse aufs tiefste zu bedauern, wenn die Reichsbahn in einen schlechten Ruf bezüglich der Betriebssicherheit gerät. Nichts ist ungeeigneter zur Abwendung des Übels als eine, man möchte fast sagen „Vogel-Strauß-Politik“. Sehen wir doch den Tatsachen offen ins Auge! Uns ist nicht damit gedient, nach einem Unglück in der Zeitung zu lesen: „Der Lokomotivführer verhaftet!“ Ist es nicht vielmehr ein ungenügendes Sicherungssystem, wenn immer wieder Katastrophen eintreten wegen falscher Signalbeobachtung! Diesem Abellande kann doch leicht abgeholfen werden durch mechanische Zugbeeinflussung oder aber durch die Wiedereinführung der früher üblichen Signalbeobachtungspflicht durch den Zugführer. Daß die Sicherheit eines großen D-Zuges in der Hand eines einzelnen Lokomotivführers liegt, ist ein Unding. Hier liegt zweifellos eine ungeeignete Rationalisierungsmaßnahme vor.

Der Reichsverkehrsminister mußte im Reichstag erklären, daß die Frage der Betriebsicherheit der deutschen Reichsbahn eine Geldfrage sei. Die notwendigen Gelder sind in der Tat nicht vorhanden. Die Reichsbahn-Gesellschaft hat einen großen Teil unserer Reparationslasten aufzubringen. Wie der Reichstagsabgeordnete Quaaß erklärt, steht es fest, daß die Tribute bereits jetzt aus der Substanz der Reichsbahn bezahlt worden sind. Bei dieser Sachlage kann nicht energisch genug verlangt werden, daß sich die verantwortlichen Stellen dafür einsetzen, eine geeignete Lösung der Reparationsbelastungsfrage herbeizuführen. Andererseits hat die Öffentlichkeit auch das Recht, von der Direktion der Reichsbahn zu verlangen, daß unter allen Umständen die Betriebsicherheit der Bahn den Reparationszahlungen vorangestellt wird, selbst auf die Gefahr hin, daß letztere nicht ganz erfüllt werden können.

Die Denkschrift des Reichsbahn-Untersuchungsausschusses im Reichstag ist leider nicht geeignet, Beruhigung über die Frage der Betriebsicherheit herzustellen, da jene Pressemeldung bisher unwidersprochen blieb, wonach der Vorsitzende dieses Ausschusses die Mitglieder gebeten habe, der Presse über gefundene Mängel nichts zu berichten. So ist es verständlich, daß immer wieder Notizen durch die Zeitungen gehen, wie beispielsweise die Nachricht, daß die Prüfungskommission auf einer bayrischen Bahnstrecke während der Besichtigungsfahrt die Anordnung treffen mußte, die Geschwindigkeit von 90 auf 40 Stundenkilometer herabzusetzen bis zur Instandsetzung des Bahnkörpers.

II. Personalpolitik

Betriebsicherheit und Personalpolitik sind natürlich eng miteinander verknüpft. Wir haben hierzu im „Türmer“ verschiedentlich Stellung genommen. Im Dezemberheft des „Türmers“, Seite 287, beschäftigten wir uns mit dem Buch von Rudolf Hummel, „Die Mißstände bei der Reichsbahn“. Diese Schrift wird von der Reichsbahngesellschaft als tendenziös bezeichnet. Ihr Zustandekommen soll aus persönlicher Verärgerung des Verfassers

gegenüber maßgebenden Reichsbahnbeamten zu erklären sein. Es entzieht sich natürlich unserer Kenntnis, wie weit solche Gesichtspunkte mitsprechen. Begreiflich erscheint es ja, daß bei dem offensbaren Versagen der Betriebsicherheit sich auch solche kritische Stimmen zum Worte melden, die sich sonst kein Gehör verschaffen konnten, vielleicht auch technisch keine Beachtung verdienen. Jedenfalls bittet uns die Reichsbahndirektion, einige falsche Angaben des Hummelschen Buches richtigzustellen. Wir kommen diesem Ersuchen selbstverständlich nach, obgleich wir es bedauern, daß von seiten der Reichsbahn nur solche Dinge richtiggestellt werden, die für die Öffentlichkeit von geringem Interesse sind.

Hummel schreibt, daß „an Stelle der früher zur Leitung der 30 Direktionsbezirke benötigten 30 Direktionspräsidenten diese Zahl für die gleiche Anzahl von Direktionen auf 126 Präsidenten, Vizepräsidenten und Direktoren mit Ministergehältern erhöht worden ist“. Hierzu teilt die Reichsbahn mit: „Richtig ist, daß es bei den Reichsbahndirektionen schon vor dem Kriege einen Präsidenten gab und Oberräte als Abteilungsleiter und Vertreter des Präsidenten. Diese Abteilungsleiter haben bei der Bildung der Deutschen Reichsbahngesellschaft andere Amtsbezeichnungen erhalten, nämlich Vizepräsident und Direktor bei der Reichsbahn. An der Zahl hat sich im allgemeinen nichts geändert. Die Vizepräsidenten und Direktoren bei der Reichsbahn werden nach Besoldungsgruppe 1 (Gruppe der Ministerialräte) besoldet. Die Behauptung, daß diese Herren Ministergehälter erhalten würden, ist deshalb völlig unrichtig.“ Bezüglich der Dejernate wird gesagt, „daß es bei den 31 Reichsbahndirektionen (einschließlich Reichsbahnzentralamt) 712 Dejernenten gibt gegen annähernd ebensoviel bei den Direktionen der früheren Länder Eisenbahnen. Außerdem ist die Kopfzahl der höheren Beamten heute geringer als 1913. Die Herleitung eines Gegensatzes zwischen der Zahl der Dejernate und den Rationalisierungsbestrebungen der Reichsbahn ist falsch. Abgesehen davon, daß sich die Zahl der Dejernate sozusagen überhaupt nicht gegen die Zeit vor dem Kriege erhöht hat, dürfte es

doch wohl auch selbst dem Laien als nicht zuviel erscheinen, wenn auf 1000 Köpfe Personal ein Dezerent kommt und wenn zur Durchführung und Verwaltung des Eisenbahnverkehrs bei den einzelnen Reichsbahndirektionen auf einem Streckengebiet von durchschnittlich 2000 Kilometer Betriebslänge 25 Dezerenten tätig sind“.

Wir glauben gern, daß die Zahl der höheren Beamten dem Umfang des großen Betriebes entspricht. Das Bedenkliche in der Personalpolitik der Reichsbahn scheint uns vor allem in der Verminderung der Kopfzahl an mittleren und unteren Beamten zu liegen, deren Funktionen teilweise von ungenügend geschulten Arbeiter ausgeführt werden (Weichen dienst!). Andererseits zieht man den Zugführer zum Schaffnerdienst heran, während er früher für die Führung des Zuges mitverantwortlich war.

III. Reformen

Wir stellen mit Genugtuung fest, daß die Reichsbahnverwaltung angesichts der zahlreichen Unglücksfälle, von denen man beinahe täglich in der Zeitung liest, neuerdings gewillt scheint, energische Maßnahmen gegen das Gespenst der Betriebsunsicherheit zu ergreifen. Der schlimmste Hemmschuh ist die Reparationsbelastung. Hierauf werden wir in einem der nächsten „Türmer“-hefte eingehend zurückkommen. Sehr erfreulich wäre es, wenn die überall bereits in Angriff genommene Verwaltungsreform sich auch in der Reichsbahn-Gesellschaft, die ja trotz ihres formalen Privatcharakters indirekt als Behörde angesehen werden muß, recht bald auswirken würde. Wenn beispielsweise das Leuna-Werk heute noch mit drei Reichsbahndirektionen (Halle, Leipzig, Erfurt) zusammenarbeiten muß, so zeigt diese Tatsache, daß hier viel nützliche Ersparnispolitik getrieben werden kann, die nicht geeignet ist, die Betriebssicherheit zu gefährden.

Lyneus

Ein hartes Unrecht des Gesetzgebers

Dreifach ist das Unrecht, das deutschen Schriftstellern und Künstlern durch eine ungünstige Gesetzgebung angetan worden ist.

Alle ihre wohlverarbeiteten Rechte an ihren Werken, an ihrem geistigen Eigentum verfallen dreißig Jahre nach ihrem Tod. Außerdem müssen sich die toten Schriftsteller gefallen lassen, daß ihre Werke umgearbeitet, gekürzt und verstümmelt herausgegeben werden im Auftrage spekulativer Verlagsbuchhändler durch minderwertige Schriftsteller; denn zu solchem erbärmlichen Handwerk wird sich kein ehrenhafter Schriftsteller hergeben. Da kündigt ein Leipziger Verlag einen Nachdruck der Werke von Theodor Fontane an, zum Teil in Bruchstücken in kleinen Heften mit neuen Titeln, die dem Geschmac Fontanes widersprechen. Im Namen Fontanes muß man gegen eine derart mißbräuchliche Ausnützung seines geistigen Eigentums Verwahrung einlegen.

Das Eigentum ist unverleßlich. Nur durch Enteignung und gegen billige Entschädigung kann es eingezogen werden. Rücksichtsloser behandelt der Gesetzgeber das geistige Eigentum. Er nimmt es den Schriftstellern und Künstlern dreißig Jahre nach ihrem Tode weg, nimmt es den Erben des Schriftstellers, obwohl diese oft in ungünstigen Vermögensverhältnissen leben, und überläßt es der Spekulation zu beliebiger Verarbeitung und Verwertung, ohne den Werken des Schriftstellers entsprechenden Schutz gegen Verstümmelung angedeihen zu lassen. In seinem Nachruf an Schiller sagte Goethe:

„Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.“

Goethe hat die Kurzsichtigkeit des neuzeitlichen Gesetzgebers nicht voraussehen können. Die Nachwelt gibt nicht, sie nimmt.

Paul Dehn

Seltamer Geschichtsunterricht

In einem vor kurzem erschienenen Lehrbuch der Geschichte, das einen „Fellow of Christ-Church“, also ein aktives Mitglied der Universität Oxford, zum Verfasser hat, und das sich „Geschichte Europas“ betitelt, wird die englische Jugend auf folgende Art unterrichtet:

„Lange vor dem Juli 1914 war England

schon von Deutschen überschwemmt worden, die als Reisende von Rang (vom Prinzen Heinrich von Preußen abwärts) bis herab zu Geschäftsreisenden, Erzieherinnen und Kellnern einfach Spione waren.“

Oder:

„Am 18. Juli 1914 versicherte der russische Außenminister dem deutschen Gesandten, daß Rußlands einziger Wunsch dahingehe, in Frieden gelassen zu werden, damit es Eisenbahnen bauen und seine inneren Hilfsquellen entwickeln könne. Nun bestand einer der Hauptgründe für Deutschlands Eintritt in den Weltkrieg darin, diese innere Entwicklung Rußlands zu hemmen.“

Oder:

„Obgleich Frankreich (im Jahr 1905) sich mit England verständigt hatte, litt es an einer „Welle von Pazifismus und Internationalismus“.“

Dies letztere Zitat entbehrt nicht eines gewissen „Epitrit“. Während die beiden ersten ihrem gelehrten Verfasser Borniertheit vorwerfen, deutet das letztere neckisch an, daß eine Verständigung (Entente) zwischen zwei Völkern zu keinem guten Ende kommen kann, wenn eines von beiden an „Pazifismus und Internationalismus“ leidet. Oder wußte er selbst nicht, was er meinte, als er Frankreich so bezichtigte? S.

Wilhelm Rein †

Nun ist uns auch Professor D. Dr. Rein durch den Tod entrissen worden. Er, der Unermüdlche, dessen Lebenspalm immer wieder das Thema Arbeit befang, ist eingegangen in die wohlverdiente Ruhe. Wer ihm näherstand, der staunte immer neu über die Arbeits- und Geisteskraft, die sich bis ins hohe Alter jugendfrisch in Wort und Schrift offenbarte, über die Aufgeschlossenheit seines Wesens gegenüber den mannigfachen Aufgaben und Sehnsüchten der jeweiligen Zeit, die vergessen ließen, daß ein Greis dachte, fühlte, wollte. Die Leser des „Türmers“ wissen, mit welcher Gewissenhaftigkeit und Tief eindringlichkeit er zu den brennenden Tagesfragen Stellung nahm, wie er stets ohne

Rücksicht auf Lob und Tadel aus reinem, feinfühligem Gewissen heraus seine sorgsam durchdachte, wohlabgewogene Meinung kundgab. In erster Linie galt ja sein Sinnen und Lieben den weiten Bezirken der Erziehung, dann aber auch allen jenen Problemreihen, die eine verantwortungsbewußte Vollpersönlichkeit unwiderstehlich zwingen, sich ein eigenes Urteil zu bilden und es in die Waagschale der öffentlichen Meinung zu werfen.

Und Rein war eine Vollpersönlichkeit. Daß er eine vornehme Künstlernatur war, das zeigen nicht bloß seine feinsinnigen Aufsätze über Kunst und Kunstzerziehung, das beweisen nicht bloß die staunenswerte Angepaßtheit seiner Sprache an den jeweiligen Stoff, die durchsichtige Klarheit seiner Gedankenführung, die vornehme Ruhe und Begeisterungsfähigkeit seines Vortrages, das offenbart sich vor allem in dem künstlerischen Gleichmaß, in der harmonischen Ausmelzelung und Ausgeglichenheit seiner Persönlichkeit, die die Fülle der verschiedenartigsten Interessen in eine schöne Einheit zu verschmelzen verstand.

In dieser Tatsache ist in hohem Maße das Geheimnis seiner Weltgeltung beschlossen. Wie jeder tief- und weitwirkende Erziehererfolg, so beruhte die staunenswerte Anziehungskraft Professor Reins auf die Erzieher der ganzen Welt vornehmlich auf dem Zauber seiner Persönlichkeit. Wer seine Bücher und Aufsätze unvoreingenommen auf sich wirken ließ, besonders aber, wer das Glück hatte, ihn zu hören, der spürte, wie sehr seine Lehren der vollwertige Ausdruck seines Seins waren. Darum gewann er weltweiten Einfluß, und darum kamen aus allen Schulstaaten der Erde willige Hörer zu dem großen Professor der Pädagogik an der Universität Jena, zu dem Schöpfer und Leiter der Ferienkurse in Jena. Besonders die letzteren boten vor dem Weltkrieg ein wunderbares, ja ergreifendes Bild dieser Weitwirkung. Alle Weltteile, alle Staaten waren vertreten, und die Teilnehmer aller Zonen scharten sich Jahr für Jahr in steigender Verehrung um den greisen Führer, dessen Lehrweise nach Form und Inhalt ein Meisterwerk der Vortrags- und Lehrkunst war, der, ohne sich selbst und seinem Volk je untreu

zu werden, in Wort und Wesen der bunten Mannigfaltigkeit der seelischen Gegebenheiten seiner Zuhörer Rechnung trug. Eine seltene, eigenartige Erscheinung, diese Vereinigung brennendster Vaterlandsliebe und eines reifen und reinen Völkerverständniswillens. Die tiefe Verwurzelung im deutschen Gedanken und das feine Verständnis und lebenswarme Wohlwollen gegenüber andern Völkern, das offenbarte sich besonders nach dem Weltkrieg. Der Ruf Professor Reins hatte nach und nach die Ausländer, sogar Ausländer aus früheren Feindstaaten, wieder in wachsender Zahl nach Jena gezogen. Wird er um ihretwillen sein deutsches Fühlen zurückdrängen? Nie und nimmer! In seiner unbestechlichen Wahrheitsliebe und mit dem Pathos eines unbefleglichen Gerechtigkeitswillens verfolgt er bei passender Gelegenheit die Gesinnung, die Laten, die Belange des deutschen Volkes. Wie ein mahnender Prophet stand er vor der atemlos laufenden Schar seiner Zuhörer. Und dennoch vermied seine Rede so sehr jedes verletzende Wort, daß selbst die Ausländer ergriffen seinen Ausführungen folgten.

Dieser Erfolg beruht letzten Endes in dem tiefen und reifen Wohlwollen, das Kern und Stern seiner Persönlichkeit war. Wem auch nur wenige Minuten persönlicher Rücksprache mit Rein vergönnt waren, der fühlte beglückt die strahlende und leuchtende Wärme dieses Wohlwollens. Wie auf politischem, so auch auf sozialem und wissenschaftlichem Gebiet. Oft und bis in die letzten Tage seines Lebens hinein trieb ihn die tief innere Verbundenheit mit seinen deutschen Schicksalsgenossen dazu, rückhaltlos zu den sozialen und innerpolitischen Fragen Stellung zu nehmen. Sein reifes, gewissengebundenes Urteil, das sich weder durch Stand und Klasse, noch durch Partei-rücksichten vom geraden Weg abbiegen ließ, nötigte seinen Gegnern ehrliche Achtung, ja Bewunderung ab. Man konnte seine Ansichten mit aller Entschiedenheit ablehnen; aber seiner Lauterkeit und seinem reinen Willen mußte man Verehrung zollen.

Selbst dann wich er keinen Schritt von der als richtig erkannten Meinung zurück, wenn er sich bewußt war, daß sie ihm die Gegner-

schaft bisheriger Weggenossen zuziehen wird. So z. B. in der Frage der Gemeinschaftsschule, die in den letzten Jahren die Gemüter der deutschen Lehrer- und Elternschaft stark aufwühlte. Manch herbes Wort mußte er ob seiner Stellungnahme von seiten derer hören, für die er zeitlebens als treuer Bundesgenosse in ihrem Ringen um den inneren und äußeren Ausbau der Schule, um die Bildung und Fortbildung, um die soziale Anerkennung der Lehrerschaft starkmütig getämpft hatte. Aber ob die Wunde auch heiß brannte, unentwegt beharrte er auf seinem Standpunkt, unentwegt vertrat er das Recht der Gewissensfreiheit der Eltern auch in der Schulfrage in Fortentwicklung der Schulverfassungs Ideen des Altmeisters Öhrpfeld. Stillschweigen, wenn das Gewissen zu reden befahl, oder gar Preisgabe seiner Gewissensüberzeugung, etwa um sich die Schar seiner Anhänger, das Lob seiner Weggenossen zu sichern, das war dem aufrichtigen Manne schon als bloßer Gedanke eine Unmöglichkeit.

So hielt er auch treu an seiner pädagogischen Grundüberzeugung fest, wenngleich die Neuzeit glaubte, andere Wege gehen zu sollen. Als Schüler Zillers in die Gedankengänge der Herbart'schen Pädagogik eingeweiht, durchforschte er dies hochtragende Gedankengebäude ein ganzes Leben hindurch in seltener Hingabe. Aber nicht als blindgläubiger Fanatiker, sondern als kritisch prüfender Forscher, dem das Leben und die Wahrheit höher stand als die Theorie des Meisters. So wurde er selbst zum Meister, obwohl er nicht den Kranz der Originalität um jeden Preis erstrebte. Er baute die Herbart'schen Gedanken über Erziehung großzügig aus, indem er ihnen einfügte, was ihm ein langes Forscherleben an neuen Erkenntnissen schenkte. Darf man gegen ihn den Vorwurf des Eklektizismus erheben, weil er seinem System Gedankenreihen und Einrichtungen einverleibte, die teilweise andern Ideenbereichen entstammten? Wer dies täte, der verkannte in unverzeihlicher Weise den Forscher- und Tatwillen Reins. Immer stand er mitten drin im unaufhaltsamen Fluß der Zeit, ihre Bedürfnisse vorahnend und sie hilfsbereit zu erkennen suchend, allerdings

ohne seine Grundauffassung, die auf seiner tiefgründigen Weltanschauung beruhte, irgendwie preiszugeben. Was er in ernstem Ringen an Forschungs- und Erfahrungsergebnissen der neuen Zeit aufnahm, das klebte er nicht äußerlich seiner Gedankenwelt an, das schmolz er ihr vielmehr organisch ein. Dies war ihm um so leichter möglich, als die pädagogische Ideenwelt Herbarths so reich an fortbildungsfähigen Gedanken ist, so aus dem deutschen Wesen heraus geschaffen ist, daß sie leicht das Neue assimilieren konnte und kann.

Kein Wunder daher, daß das Lebenswerk Reins durchaus neuzeitliches und einheitliches Gepräge trägt. Die wichtigsten Forderungen der neuen pädagogischen Bestrebungen, sowohl die organisatorischen als die didaktischen und methodischen, wurden zum Teil schon seit langen Jahren von ihm verfochten und sind von ihm und seinen Schülern vielfach bearbeitet und erprobt worden. Es ist unmöglich, an dieser Stelle auch nur in ganz groben Umrissen ein Bild seiner vielförmigen pädagogischen Arbeiten zu entwerfen. Wir müssen den Leser auf das reiche Schrifttum des Altmeisters selbst verweisen. Wer auch nur einen Blick in das Inhaltsverzeichnis der Reinschen Werke wirft, der wird erkennen, daß alle Bezirke der Erziehung von Rein in eigenartiger Weise beachtet worden sind. Neben den didaktischen und methodischen Fragen hat er mit besonderem Ernst, Geschick und Erfolg die organisatorischen Fragen bearbeitet. Darum strömte nicht nur die pädagogische Jugend nach Jena, sondern auch das reife Alter suchte

sich immer wieder lernwillig zu Reins Füßen. Noch mehr, von überall her ertönte der Ruf: Komm herüber und hilf uns! So war er nicht nur in den meisten Städten Deutschlands ein gern und oft gehörter Redner, so riefen ihn nicht selten seine skandinavischen Freunde zu Vorträgen in ihre Heimat, sondern auch in England und Amerika durfte er vor einer großen Zuhörerschaft sprechen.

Das A und O aber seiner Lehre ist das erhabene Erziehungsziel: Bildung eines sittlich-religiösen Charakters mit dem verpflichtenden Bewußtsein, Glied einer größeren Gemeinschaft zu sein. In einer kleineren Schrift, die er in dem von ihm so sehr geliebten Elsaß herausgab, weist er hin auf das ewige Sein und Werden im Reiche der Pädagogik. Vieles was als gewaltig und unvergänglich im Reiche der Pädagogik gepriesen wird, ist nur ein Übergang, gehört in das Gebiet des Werdens, ist also dem Vergehen verfallen. So wird sicher auch manches von den Gedanken Reins im Laufe der Zeiten verfallen; aber die Grundgedanken seiner Pädagogik werden die Jahrhunderte überdauern, weil sie ewigkeitsbezogen sind.

Professor Rein, der große Erzieher, der große Deutsche, der herrliche Mensch ist gestorben; aber siehe da, er lebt! Und er wird fortleben in seinen Werken, fortleben und fortwirken in der Erinnerung und in den Taten seiner Schüler und Freunde. Reicht die Fadel weiter! Sie darf und soll nicht am Grabe des Meisters erlöschen.

Karl König

„Der Wundervogel.“ Wir sind in der glücklichen Lage, unsern Lesern einen vortrefflichen Roman aus der Feder Franz Karl Ginzleys darzubieten. Diese humoristisch-satirische Dichtung, „Der Wundervogel“, ist wohl das reifste Kunstwerk des österreichischen Meistererzählers. Die erstmalige Veröffentlichung der neuen Schöpfung Ginzleys erfolgt in mehreren Fortsetzungen, beginnend im Maiheft des „Türmers“.

Rurt Roquettes Kunst wird in einem später erscheinenden „Türmer“-heft noch durch weitere Bilder gezeigt werden.

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Eberhard in Eisenach
Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Karl August Wallther. Alle Zusendungen und Manuskriptsendungen sind nicht persönlich, sondern an die **Schriftleitung des Türmers, Eisenach, Burgstr. 24**, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Postpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart



E. G. Mosler

Morgenfrische am Neckar

Der Türmer

Monatschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

herausgegeben von Prof. D.Dr.h.c. Friedrich Lienhard
Verantwortlicher Hauptschriftleiter Karl August Walther
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthaus

31. Jahrg.

Mai 1929

Heft 8

Zur Reichsreform

Von Dr. Franz Schwerer, Staatsminister a. D., München

Das deutsche Volk und die deutsche Wirtschaft werden so lange nicht endgültig zu der für die Wiederentfaltung ihrer vollen Kräfte so notwendigen Ruhe kommen, als nicht zwei Probleme, nämlich die außenpolitische Reparationsfrage und das innenpolitische Problem der Reichsreform einer befriedigenden Lösung zugeführt sind. Die Regelung der Reparationsfrage ist geradezu entscheidend für das künftige Schicksal Deutschlands. Der gegenwärtige Zustand bringt für die Wirtschaft den schwersten Druck, er gefährdet die Wettbewerbsfähigkeit Deutschlands auf dem Weltmarkte, lähmt den deutschen Unternehmungsgeist und bildet bei der heutigen Verflechtung der Weltwirtschaft für den ganzen weltwirtschaftlichen Verkehr ein Moment der Unsicherheit, Störung und Hemmung. Eine vernünftige Lösung der Frage der Reichsreform ist die unerläßliche staatspolitische Voraussetzung für die Wiederbelebung aller geistigen und sittlichen, politischen und wirtschaftlichen Kräfte unseres Volkes und damit der schließlichen Wiedererstarkung und der Wiedererlangung unserer Weltgeltung. Das Bismarcksche Reich gehört der Vergangenheit an. Die Hegemoniestellung Preußens ist durch die Weimarer Verfassung beseitigt. Dadurch ist der Dualismus zwischen Reich und Preußen zwar nicht geschaffen, wohl aber wesentlich verstärkt worden. Die Beseitigung dieses Dualismus, die Lösung der Frage Reich—Preußen wird so ziemlich allgemein als das Kernproblem jeder Reichsreform angesehen. Jede Reichsreform wird daher mit der Lösung dieser Grundfrage beginnen müssen. Die Wiederherstellung einer förmlichen preußischen Hegemonie dürfte bei den veränderten Verhältnissen wohl kaum in Betracht kommen. Es gibt noch namhafte Kreise, die mit diesem Gedanken spielen. Die Mehrheit des deutschen Volkes steht aber diesem Gedanken durchaus ablehnend

gegenüber. Was soll nun geschehen? Die Föderalisten verlangen ein harmonisch gegliedertes Reich, dessen tragfähigste Grundlage sie in einer Anzahl größerer, lebensfähiger Länder erblicken. Sie verlangen die Erhaltung der vorhandenen lebensfähigen Gebilde und gegebenenfalls die Neubildung von Ländern mit einem selbständigen, vom Aufgabentreis des Reiches scharf abgegrenzten Wirkungskreise. Der Staatscharakter der Länder soll gewahrt bleiben. Die Unitaristen wollen die staatliche Selbständigkeit der Länder beseitigen und die Reichsgewalt zur alleinigen Rechtsquelle, die Reichsregierung zur höchsten Verwaltungsinstanz in allen wichtigen Angelegenheiten erklären. Sie glauben, das, was die Föderalisten verlangen, auf dem Wege einer stärkeren Dezentralisation der Verwaltung zu erreichen. Daß ein starkes Reich notwendig ist, ist Gemeingut aller Deutschen. Aber das Maß der hierzu erforderlichen Aufgaben, Rechte und Befugnisse gehen die Meinungen auseinander. Wenn die Föderalisten eine weitgehende Selbständigkeit der Länder fordern, so wird diese Forderung nicht im Interesse der Länder allein, sondern mit besonderem Nachdruck auch im Interesse des Reiches selbst verlangt. Im Süden des Reiches herrscht der föderalistische Gedanke im großen und ganzen vor. Dies ist kein Zufall, keine Eigenbrötelei, sondern das Ergebnis einer langen historischen Entwicklung. Der föderalistische Gedanke ist beim großen Teil der Bevölkerung Süddeutschlands in die Seele des einzelnen so sehr eingedrungen, daß er wie ein heiliger Glaube zu tiefst im Herzen bewahrt und geschützt wird. Er ist Sache einer heiligen Überzeugung geworden, der gegenüber es grundsätzlich keine äußere Machtanwendung, keinen Zwang geben sollte. Es wäre jedenfalls ein großer politischer Fehler, der für das Reich die verhängnisvollsten Folgen nach sich ziehen könnte, wenn in dieser Frage auf dem Wege der Majorisierung, also des seelischen Zwanges, vorgegangen würde. Im Norden des Reiches ist der föderalistische Gedanke weniger lebendig. Auch dies ist kein Zufall, sondern gleichfalls das Ergebnis einer geschichtlichen Entwicklung. Man hat in dem größten Teile des norddeutschen Gebietes den Föderalismus nicht erlebt und seit langem nie gefühlt; denn der große preußische Staat besteht seit langem als Einheitsstaat mit stark zentralisierter Verwaltung.

Die beiden Lager der Unitaristen und Föderalisten standen sich ursprünglich schroff gegenüber. Der Unitarist hielt den Föderalisten mehr oder weniger für einen Reichsfeind und der Föderalist den Unitaristen für einen Feind der Länder. In dieser Beziehung ist doch schon eine merktliche Besserung eingetreten. Man steht sich nicht mehr so fremd gegenüber wie ehemals. Die besonnenen Vertreter der beiden Richtungen versuchen sich in die Seele des Gegners hineinzufersuchen und so weit ich sehe, gewinnt jeder von dem andern doch allmählich die Überzeugung, daß jeder dem großen Ganzen dienen will, und daß nur die Wege, die vorgeschlagen werden, voneinander abweichen. Dies ist bereits ein gewisser Fortschritt. Zu diesem Fortschritt hat meines Erachtens der Bund zur Erneuerung des Reiches recht wesentlich beigetragen. In ihm sind zahlreiche ernste Männer verschiedener Grundrichtung vereinigt zu gemeinsamer Arbeit auf neutralem Boden. Und jeder weiß, daß er nicht das Letzte von seinem Standpunkt aus verlangen darf, wenn es zu einer Verständigung kommen soll. Das neue Reich wird meines Erachtens weder ein rein föderalistisches noch ein rein unitarisches Reich sein. Wenn jeder, der an der Lösung

dieser Frage mitarbeitet, sich diesen Gedanken stets vor Augen hält, so wird man leichter zu einer praktischen Verständigung kommen. Freilich werden hierdurch allein die grundsätzlichen Gegensätze noch nicht überbrückt. Es wird aber zweifellos eine Atmosphäre geschaffen, die die Gegensätze mildert und vielleicht doch eine Lösung auf der mittleren Linie erleichtert. Die Verhältnisse liegen heute so, daß unbedingt etwas geschehen muß, wenn nicht der Reichsgedanke Schaden leiden soll. Die verfassungspolitische Entwicklung der letzten Jahre ist keine glückliche gewesen. Der Zustand, den die Weimarer Verfassung geschaffen hat, ist in vielen Punkten bereits stark überholt. Es ist so weit gekommen, daß die früheren Gegner der Weimarer Verfassung nunmehr als ihre Hüter und Verteidiger auftreten müssen. Wenn man sieht, mit welcher übertriebener Angstlichkeit und Scheu andere Völker an die Aenderung ihres Staatsgrundgesetzes herantreten, so wird man angesichts der Verhältnisse in Deutschland ein gewisses bedrückendes Gefühl nicht los. Es ist höchste Zeit, daß der rasenden Maschine der Aushöhlungspolitik baldigst Einhalt geboten und dem Zustand weitgegebener Verwirrung ein baldiges Ende bereitet wird. Von diesem Gesichtspunkt aus begrüße ich die Tätigkeit des Erneuerungsbundes, wenn auch die bisherigen Ergebnisse seiner Arbeit mich noch nicht vollständig befriedigen können. Der Bund zur Erneuerung des Reichs verwirft vor allem auch die Aushöhlungspolitik und hält es für notwendig, daß eine scharf abgegrenzte Teilung der Aufgaben zwischen dem Reich und den Ländern eintritt. Seine Vorschläge haben einen Mittelweg im Auge und sehen eine verschiedene Behandlung des Nordens und des Südens des Reiches vor. Dieser Gedanke ist durchaus richtig; er trägt den bestehenden Verhältnissen und der historischen Entwicklung Rechnung. Die kürzlich bekanntgewordenen Vorschläge eines Unterausschusses der Ländertkonferenz erinnern lebhaft an den Vorschlag des Erneuerungsbundes. Seine Leitsätze enthalten manches Gute, das auch vom föderalistischen Standpunkt aus Anerkennung verdient. Bedenken sind meines Erachtens jedoch vor allem insofern zu erheben als nach den Vorschlägen das Reichsland Preußen durch die norddeutschen Gebiete noch vergrößert und damit im gewissen Sinn die Mainlinie wieder hergestellt wird. Ich vermag einstweilen den Glauben nicht aufzubringen, daß der in Aussicht genommene norddeutsche Block nicht in verhältnismäßig kurzer Zeit zwangsläufig auch den Süden in das im Norden bestehende System hineinzieht; es wäre jedenfalls notwendig, daß starke, verfassungsmäßige Garantien dafür geschaffen werden, daß der Süden in seinem bisherigen Bestand erhalten bleibt und daß nicht gegen den Willen der beteiligten Länder eine Aenderung ihres Verfassungsstandes herbeigeführt werden kann. Trotz dieser Bemängelung betrachte ich die Arbeit des Erneuerungsbundes als ein großes Verdienst; er hat die schwebenden Fragen einmal ernstlich angefaßt und Vorschläge zur Erörterung gestellt, die als Vorschläge maßvoller ernster Männer betrachtet und gewürdigt werden müssen. Ein abschließendes Urteil ist aber noch nicht möglich, solange die weiteren Arbeiten des Bundes, namentlich seine Vorschläge über die Scheidung der Aufgaben zwischen Reich und Ländern, nicht fertiggestellt und bekanntgemacht sind. Falls diese Vorschläge dem süddeutschen Empfinden entsprechend entgegenkommen würden, würde die Gesamtlösung vielleicht auch im Süden eine wohlwollendere Aufnahme erwarten

können. Vom föderalistischen Standpunkt aus darf die taktische Frage nicht übersehen werden, daß die Zeit in gewissem Sinn für den Einheitsstaat arbeitet. Solange nichts Entscheidendes geschieht, geht die AushöhlungsPolitik weiter und es besteht die Gefahr, daß diese Entwicklung eines Tages so weit fortschreitet, daß der Bestand der Länder ernstlich gefährdet ist. Der Föderalismus ist meiner Auffassung nach kein starres System, das nur der Erhaltung des Überkommenen dienen soll; ich sehe in ihm vielmehr ein lebendiges Prinzip, das auch neue Verhältnisse meistern und schöpferisch gestalten kann und soll. Kleinste Länder haben keine Existenzberechtigung mehr; sie werden einsehen müssen, daß ihre Zeit vorbei ist, und sie werden gut daran tun, wenn sie je eher desto besser mit angrenzenden Gebieten sich vereinigen. Die Enklavenwirtschaft, von der wir im Süden kaum eine richtige Vorstellung haben, bedarf gleichfalls dringend der Beseitigung. Auch hierfür sollten die beteiligten Länder das notwendige Verständnis aufbringen. Man kann aber nicht einsehen, daß die Beseitigung der Enklaven restlos nur der Vergrößerung Preußens dienen soll, da dieses im Verhältnis zu anderen Ländern ohnedies schon zu groß ist und schließlich das übrige Deutschland zu erdrücken droht. Hier sollte Preußen großzügig verfahren und seinerseits vielleicht gegen Austausch von Enklavenbezirken bestehende Länder ergänzen oder neue bilden helfen. Die in den Leitfäden des Erneuerungsbundes vorgesehene Auflöserung Preußens durch Verstärkung der Aufgaben und Befugnisse der Provinzen, noch mehr die in dem Brechtschen Vorschlage vorgesehene Schaffung neuer, länderähnlicher Gebilde wird im Süden an sich beifällig aufgenommen. Man knüpft hieran die Hoffnung, daß diese Länder sich im Laufe der Zeit zu wirklichen Ländern im Sinne der süddeutschen Gebiete entwickeln können und werden.

Ein Mindestmaß von eigenen Aufgaben und Rechten ist für die Länder unbedingt notwendig. Auch höchstentwickelte Selbstverwaltungskörper sind eben doch nur Selbstverwaltungskörper und als solche nicht imstande die Eigenart der in Betracht kommenden Landesgebiete, vor allem die Erhaltung und Fortentwicklung der kulturpolitischen Eigenart, zu gewährleisten. Denn jede Selbstverwaltung ist schließlich durch ein Aufsichtsrecht beschränkt, das von einer außerhalb des Gebietes dieser Verwaltung liegenden Stelle gehandhabt wird. Kulturpolitik kann aber in ihrer Eigenart nur von einer Instanz getrieben werden, die ausschließlich im Kulturkreise liegt und von einem fremden Einflusse unabhängig ist. Vielfach wird behauptet, es liege eine gewisse Entwicklungstendenz zum Einheitsstaate vor. Die Föderalisten leugnen diese Tendenz. Liegt eine solche Tendenz wirklich vor, so sollte man dieser Entwicklung ihren natürlichen Lauf lassen. Man soll sie nicht künstlich beeinflussen oder gar beschleunigen wollen; das würde den natürlichen Entwicklungsgesetzen widersprechen und muß unter allen Umständen den Widerspruch föderalistisch denkender Kreise hervorrufen. Eine solche Politik trägt große Gefahren in sich. Sie bringt eine große Zahl bestgesinnter Deutscher in schwere Gewissenkonflikte und treibt sie schließlich innerlich aus dem Reich hinaus. Noch schlimmere Gefahren, die daraus entstehen könnten, will ich nicht weiter andeuten. Die gegenwärtige, föderalistisch gesinnte Generation wird sich mit der machtpolitischen Herbeiführung des Einheitsstaates niemals abfinden. Liegt aber eine Entwicklungstendenz in dem eben

angegebenen Sinn nicht vor, wie die Föderalisten behaupten, dann ist eine auf die Herbeiführung des Einheitsstaates gerichtete Machtpolitik geradezu ein Verbrechen gegen die natürlichen Interessen des Vaterlandes. Ich kann nur wünschen, daß der Erneuerungsbund seine Tätigkeit kraftvoll fortsetzt und daß er bei der Lösung seiner weiteren Aufgaben den süddeutschen Wünschen und Gedanken noch mehr als bisher Rechnung zu tragen bemüht ist. Dann könnte das Gesamtwerk vielleicht auch im Süden Deutschlands eine bessere abschließende Beurteilung finden, als dies bei den ersten Zeitfäßen der Fall war.

Der Waldsee

Von Heinrich Leis

Es hat der See in Waldeseinsamkeit
Sein dunkel leuchtend Auge aufgetan.
Den Uferhang umkränzt das Schweigen weit,
Die traumhaft-stille Flut durchfurcht kein Rahn.

Ein Zauber scheint geheimnisvoll zu walten
Mit fremd aus grüner Tiefe schillernder Gefahr,
Als ob, von eines Ruders Schlag gespalten,
Verborgenen Strudels Aestrom werde offenbar.

Allein die trägen Wellen rührt kein Wind.
Nur kleine Inseln wölben sich von Wasserrosen.
Und wie das Schweigen immer dichter sich verspinnt,
Die Tannenspitzen dämmerwärts zum Grunde stoßen,

Kopfüber tauchend in den unbewegten Spiegel.
Doch schattet auch ihr dunkles Bild den Rand,
Inmitten liegt von Himmelsblau ein Siegel,
Verwunschener Flut mit Sonnenflimmer eingebrannt.

Der Wundervogel

Roman von Franz Karl Ginzken

I. Palitschari

In einer Vollmondnacht des Jahres 1925 begab sich auf dem Dachboden der großen Infanteriekaserne zu S., einer vielgenannten österreichischen Provinzstadt, etwas sehr Merkwürdiges, durchaus Ungewöhnliches, das zu berichten den Mut des Erzählers nicht minder herausfordert als den Glauben des Lesers.

Es stand dort auf dem Dachboden, unweit der offenen Bodenkluft, ein alter, ausgedienter österreichischer Doppeladler von gut drei Metern Spannweite, der vormals, in anders gearteten Zeiten, durch länger als hundert Jahre den Mitteltrakt der großen Kaserne geziert hatte. Nunmehr, in diesen Tagen der jungen Republik, die seine Dienste nicht mehr benötigte, lehnte er zwecklos und vergessen inmitten von allerlei Bodentrümern an der nackten Ziegelwand des Dachbodens, als mit ihm, es schlug eben Mitternacht, jenes Wunderbare, kaum zu Erfassende, vor sich ging, auf das wir zu Anfang hingewiesen haben.

War es nämlich die magische Kraft des Mondlichtes, dessen letzte geheimnisvolle Wirkungen uns noch lange nicht genug bekannt sind, war es der ununterbrochene Verkehr mit sich selbst und die damit zusammenhängende Autosuggestion und Belebung des eigenen Daseinsgefühls, kurz, der Doppeladler, von dem wir berichten, begann mit einemmal seine beiden Flügel, den rechten und den linken, bedachtjam und leise zu regen, streckte seine beiden Köpfe, den rechten und den linken, sehnsüchtig dem Mond entgegen und huschte hierauf mit erstaunlicher Geschwindigkeit zum Bodenfenster hinaus.

Der Anblick, den er bot, hätte jedermann ergreifen müssen. Mächtig wie der Vogel Rod warf er gigantische Schatten auf die Dächer und Gassen des schlafenden Städtchens, von dessen in ihren Betten gut eingehuskelten Bürgern manch einer, nichts Gutes ahnend, und vielleicht auch staatlich ein wenig beunruhigt, aus seinen Träumen aufzuschrecken begann.

Palitschari, so nennen wir ihn, nahm, die Stadt überquerend, seinen Kurs über die weiße, vom Mondlicht versilberte Ebene hinweg, dem hohen fernen Gebirge zu, wie es Adlern gemein hin zukommt. Wir nennen ihn ein wenig undeutlich Palitschari, obwohl er für seinen Teil durchaus rein deutscher Abkunft war; aber als Vertreter von gut zwölf einst unter ihm vereinigten Nationen hätte er unmöglich Siegfried oder Widukind oder Fürchtegott heißen können. Gerade Palitschari scheint uns nach manchem, was da im Blute verschieden und doch zum guten Zwecke vormals beisammen war, den rechten Kern in sich zu tragen, wozu noch ein leiser tschinnellenhafter Ausklang wie von einer fernhin verbäumernden Regimentsmusik hinzukommt.

Die Nacht, gesegnet wie selten eine, war vom Mondlicht erfüllt wie ein Märchen-see, durch dessen von silbrigem Nebel durchzitterte Fluten Palitschari nun mit leise knarrenden Flügeln dahinschwamm. Wieder einmal zeigte es sich, daß das wahre Bekenntnis zum weitumfassenden Bilde, zum Symbol, nicht nur die wahrhaft

Gläubigen, sondern auch ihn, den Gegenstand selbst, mit wunderbar belebenden Kräften zu erfüllen vermag.

Nummehr, da Palitschari von seiner unwürdigen Gefangenschaft auf dem Dachboden der Kaserne befreit, und der üblen Nichtbeachtung, die man ihm seit Jahren gezollt, entflohen war, entsprossen ihm bei gutem Winde die alten glorreichen Deutsamkeiten und Überlieferungen seiner einstigen hohen Stellung, seiner Wohlangebrachtheit über Für und Tor, auf allen staatlichen Kanzleipapieren, auf den Schilbern der Tabaktrafiken und wohl auch in den Herzen der Völker, so daß es ihm im alten blüberstrichenen Busen schier wie leiser Jubel überkam und er, im Taumel der wiedergewonnenen Freiheit, mit immer kühneren Flügelschlägen die Luft zu teilen und sich in immer höhere Sphären aufzuschwingen begann.

Im Maße, als er sich den Sternen näherte, die brüderlich auf ihn herabbllickten, gelangte vergangenes Leid zur Klärung, überwundene Torheit wurde belächelt, imwohnende Weisheit bestätigt und ein milbes kosmisches Zugehörigkeitsgefühl zu allem im Himmel und auf Erden umspann ihn immer vertraulicher, so daß er neuen Mut zu fassen und sich, im Eifer und Taumel seines kühnen Fluges, zusehends immer mehr zu verjüngen und damit auch lebenszuversichtlicher zu werden begann.

Es ist jedoch mit dem Fliegen so eine eigene Sache. Wenn man nicht gerade von Natur aus dazu geboren ist, werden sich immer wieder Umstände einstellen, denen man technisch allein nicht begegnen kann. So geriet auch Palitschari jetzt auf seinem Fluge oft in dünnere Luftschichten, die ihn plötzlich und nicht unerheblich fallen ließen, oft vermochte er auch einem verschmißt einsetzenden Wirbel nicht rechtzeitig zu begegnen, kurz, da er, es muß gesagt werden, trotz aller neuerwachten Jugendlichkeit doch schon ein wenig wurmstichig und nicht mehr völlig unvermorscht im Holze war, knackte es oft verdächtig in seinen Gelenken, und es schien ihm allmählich rassam, nach einem guten Lager- oder Ruheplatz auszusehen, um sich vorerst von den Anstrengungen der Nacht und der eigenen persönlichen Überraschung zu erholen.

Es mußte aber, das war ihm klar, ein seitab gelegener, völlig vereinsamter Ort sein, wo er vor allem vor der Nähe der Menschen gesichert war, denn er hatte, nach allem, was er bisher durch sie erfahren, nur wenig Lust, zu ihnen zurückzukehren.

Und so raffte er denn, wenn es zu sagen erlaubt ist, aus der Kraft des eigenen Symbols den letzten verzweifelte Rest zusammen und strebte schwankenden Flügels dem immer deutlicher sich nähernden, im Mondlicht wachsern schimmern-den Gebirge zu.

II. Gursu

Auf unerklimmbar steilem Felsgipfel, der wie der Zahn der Zeit ein wenig gehöhlt war, saß dort Gursu, der Steinadler. Er saß ganz einsam dort, denn er hatte Weib und Kind schon lange verloren und nicht mehr Lust, sich wieder zu vermählen.

Er war gerade, nach langem bedächtigen Brüten in die gläsernen Wunder der Mondnacht, auf ein Weilchen eingenickt, als er, der bekanntlich so überaus Schüchtern und selbst im Schlaf noch misstrauisch Lauernde, ein seltsam verdächtiges Ächzen und Knarren in den Lüften vernahm, das ihn betroffen aufhorchen ließ.

Niemals mochte im Blicke eines irdischen Wesens, sei es Mensch, sei es Tier, ein ähnlich großes Erstaunen, eine ähnlich maßlose Verblüffung und Ratlosigkeit gelegen haben, als nun im Auge Gursus, des Steinablers, als er Palitschari, den bereits völlig Ermatteten, mit lächerlich lahmen Flügelschlägen auf sich zukommen und an der äußersten Kante des Felsens betümmerten Halt suchen sah.

Aber auch Palitschari war, von seiner Erschöpfung abgesehen, von dem unerwarteten Anblick Gursus völlig überwältigt. Er erkannte nämlich in dem vor ihm sitzenden stolz gewaltigen Tiere mit dem majestätischen Adlerblick sofort sein eigenes Urbild, dem nachzustreben für ihn der eigentliche höhere Sinn seines ganzen langen staatlichen Daseins gewesen war. Und derart mächtig wirkte diese Erkenntnis auf ihn ein, daß er, dem als dem Antommenden zweifellos das erste Wort der Begrüßung und Verständigung zulam, ganz in die Gefühle und Gehobenseiten der Vorkriegszeit verfiel und dem ihn reglos Betrachtenden mit beiden Köpfen zugleich ein unentwegtes kräftiges „Gott erhalte“ zurief.

Um Gursus Hakennase brach es jedoch wie ein maßlos höhnisches Lächeln auf. „Sie irren sich,“ sagte er abweisend, „ich habe mit dergleichen nichts zu tun!“

„O doch, o doch!“ versuchte Palitschari sich zu rechtfertigen, indem er eifrig mit den Flügeln knarrte, „wir haben Ihnen vieles, wir haben Ihnen alles zu danken! Jedes Kind weiß es, Sie finden es in jedem Lesebuch, Sie sind schon den alten Ägyptern Symbol des Reiches gewesen, Sie waren eines der ersten Attribute der römischen Republik, und Karl der Große erhob Sie zum Sinnbild seiner kaiserlichen Macht. Seither waren immer Sie es, der Deutschland führte und Österreich voranging, nennen Sie das alles keine Kleinigkeit, und wenn es hin und wieder auch ein wenig schief ging, man kann seine Ideale nicht immer von den Erfolgen abhängig machen.“

„Quatsch!“ fuhr Gursu grimmig heraus und spie Gewölle aus. „Sie scheinen in beiden Köpfen etwas wirt, mein Vester! Sie erinnern mich damit nur an eine der vielen erbärmlichen Inkonssequenzen und Schnodderigkeiten jener wächsern blaffen Erbschleicher, Menschen genannt, die ich für das einzig wahre Unglück unserer schönen Erde halte. Sie wundern sich? Ich aber frage Sie: was soll mein glorreiches Abbild auf all diesen Donnerteilen, Beptern, Feldzeichen, Schildern, Helmen, Fahnen und Wappen, wenn das Urbild, von dem die Sache schließlich ausgegangen, nämlich ich selbst, schmähhchen Undant, Verfolgung, ja geradezu Haß und vor allem aber Mord, schmähhchen Mord, von ihnen Jagd genannt, ohne Ende zu erleiden hat? Werden Sie klug daraus? Auf der einen Seite schwebte ich ihnen als Symbol des Mutes, der hohen Gesinnung, des Glückes, des Lichtes, ja selbst der göttlichen Begeisterung vor, denken Sie zum Beispiel nur an den Evangelisten Johannes, auf der andern aber treiben sie nur Schindluder mit mir und verfolgen mich mit Haß und Verachtung. Verspüren Sie da nicht die ungeheure Verlogenheit und Hirnlosigkeit all dieser sogenannten Hirngeschöpfe?“

Es läßt sich schwer beschreiben, was bei diesen, im Tone unsägliches Hohnes hervorgestoßenen Worten Gursus, des Steinablers, in der Seele unseres Palitschari vorging.

Wenn er schon für seinen Teil seit langem sich von den Menschen verraten gefühlt

hatte, so war doch noch der Glaube des Urbegriffes in ihm gewesen, die Würde seiner Gestalt, die Höhe seiner Abkunft. Nun aber mußte er erfahren, daß auch hier, an der Quelle des Begriffes, eine völlige Verständnislosigkeit und damit zusammenhängende Mißachtung aller früheren Werte Platz gegriffen hatte.

Das traf Palitschari innerlich um so schwerer, als er auch äußerlich sich kaum noch aufrecht zu erhalten vermochte. Die mühsam gebreiteten Schwingen sanken ihm knadend herab, beide Hälse senkten sich wie müde Blumenstengel, und den völlig ermatteten Fängen entglitt, was er eben noch auf seiner Flucht und als noch immer getreuer Diener seines einstigen Staates mitgenommen: Reichsapfel, Zepter und Schwert, und diese kollerten nun in Gursus grimmiges Nest und lagerten sich wie Spielzeug inmitten der blankgehackten Schädel, Rippen- und Knochenstücke, die den unzweideutigen Rest von Gursus letzter Mähzeit bildeten.

„Sie sehen übrigens bedauernswert aus, mein Bester!“ sagte Gursu, nun schon um einiges sanfter, „wie kann man körperlich so herunterkommen? Sie müssen etwas zu Ihrer Kräftigung tun!“

Er rückte in seinem riesenhaften Neste ein wenig zur Seite: „Nehmen Sie vorläufig Platz, Sie fallen mir sonst noch herunter!“

Palitschari war tief gerührt von der Güte seines Wirtes, er klappte die Flügel zusammen, so gut es ging, und hüpfte ein wenig unbeholfen in das hohe Nest hinein. Obwohl er selbst nicht klein war, vermochte er kaum über den Rand hinwegzusehen. Es war trotz seines Umfanges oder eben deshalb eine recht spartanische Behausung, nur flüchtig aus Föhren- und Lärchenreisern geflochten, indes der Unterbau aus härteren rohen Knüppeln gefügt war. Das Lager war hart, die Reinlichkeit ließ zu wünschen übrig, man merkte es überall, es fehlte die ordnende weibliche Hand.

Palitscharis Erschöpfung bewährte sich in Bälde als Wohltat, er lehnte sich behaglich an den Rand des Nestes und, indes ihm allmählich die Sinne schwanden, war ihm, wie Schlafmüden oft zumute ist, als lehre er nach tausendjähriger mühevoller Pilgerschaft wieder in den Schoß des Begriffes zurück.

Gursu aber hatte noch lange schlaflos. Sein Herz war ganz der Stille zugewandt, in seinen Adern kreiste das Blut nach dem Kreisen der Sterne, vom Himmel tropfte lautlos die Ewigkeit.

So war er ganz Natur. Ihm zur Seite aber schlummerten die kümmerlichen Reste dessen, was Menschen aus Natur zu machen verstehen.

III. Das Morgengespräch

Gursu pflegte erst geraume Zeit nach Sonnenaufgang auf Beute auszugehen. Er benötigte gutes Licht, auf daß das Land unter ihm im Hellen sich breite wie ein aufgeschlagenes Buch, worin es nichts zu zweifeln und zu deuten gibt.

Palitschari war auch schon wach, er saß auf dem Rande des Nestes und verfolgte die Flüge seines kühnen Wirtes mit wachsender Verwunderung.

Er hatte, bei Gott, während seiner langen und ruhmreichen Dienstzeit im stolzen Glauben gelebt, von einem guten heroischen Fluge wahrhaftig etwas zu verstehen. Was er jedoch nunmehr von Gursus Flugkunst zu sehen bekam, stellte alles Bisherige in den Schatten. Das Verblüffendste war, daß Gursu sich minuten-, ja viertel-

stundenlang in den Lüften zu erhalten vermochte, ohne auch nur einen einzigen Flügelschlag zu tun. Er schien wie von sich selbst getragen, mit einer Selbstverständlichkeit, einem Mangel an jeglicher Schwere, den man eher einem symbolischen Begriffe als einer Tatsächlichkeit hätte zutrauen können. Es war Effekt ohne äußere Arbeit, also doch fast mehr eine geistige Angelegenheit. Palitschari wurde nicht flug daraus.

Wunderbar war Gursus Flug, wie er mit den weitgebreiteten Schwingen majestätisch seine stolzen einsamen Kreise zog und hin und wieder ein helles „Pfaluf“ oder „Hä—hiä“ ausstieß, das sein Morgengesang war, seine Begrüßung des strahlend aufsteigenden Gestirns, das den Häuptern der unabsehbar wogenden Berge seinen donnernden Segen zuwarf.

Palitschari vermochte die weite Herrlichkeit der neuen Gotteswelt, die er da in Flammen vor sich sah, wohl kaum noch zu erfassen. Es schien ihm alles im goldenen Überfluß so unbestreitbar vorhanden, so über alle Maßen mit Wirklichkeit erfüllt und wohl auch mit Ahnung irgenbeiner Ewigkeit, des Stoffes wohl noch mehr als der Form, daß sein eigener Begriff, den er einst für das Höchste und wohl auch das Dauerndste auf Erden gehalten, aufs neue schmerzhaften Abbruch erlitt.

Der Anblick Gursus, wie er eben in höchsten Regionen, ohne Getratter und Gestank, ohne Motordefekt und Absturzmöglichkeit, der unbestrittene Alleinherrscher in den Lüften war und blieb, er wirkte derart begeisternd auf Palitschari ein, daß es ihn plötzlich mächtig emporriß und er mit den Flügeln so heftig zu schlagen begann, daß er sich tatsächlich um etliche Meter über das Nest erhob, worauf er nun seinerseits einen kleinen vergnügten Kreis in den arg verdünnten Lüften zu ziehen begann. Es sprang zwar dabei, was noch an Lad und anderen farbigen Haftbarkeiten an ihm hangegeblieben, nicht unwesentlich von ihm ab, doch ließ er nun den Dingen ihren Lauf und gab im Fluge nicht nach, wenn er auch ein wenig ächzte, und so machte er nun seinerseits der aufsteigenden Sonne und dem bedeutungsvollen Tage seine bewundernde Reverenz.

Am Ende aber fand er es doch geraten, mit einer jähen Schwentung plötzlich ins Nest zurückzukehren, denn er hatte einen argen Stich in den Gelenken und ein bedrohliches Krachen und Knarren im Holze verspürt, und so setzte er sich wieder an die frühere gastliche Stelle und gab sich einer einsichtsvoll beruhigten Betrachtung hin.

Was tat indessen Gursu? Er hatte mit unbeirrbarem Blicke erspäht, was ihm für heute von des Schicksals Macht und als sein gutes Recht zum Morgenimbiß zugebacht war; ein Häslein war es, das, unvorsichtig genug, aus dem Walde auf die Wiese hinausgesprungen und damit auch rettungslos an ihn verloren war.

Bewundernd und erschüttert sah Palitschari, wie Gursu plötzlich in scharfen Schraubenlinien, die etwas Dämonisches, Unheilverkündendes an sich hatten, zu erheblicher Tiefe sich niederließ, wie er hierauf mit einem Ruck die Flügel ansetzte und nun, des Halts in den Lüften beraubt, auf sein noch immer ahnungsloses Opfer wie ein schiefer Blitz herabstieß. Er ließ dabei ein kurzes elementares „Kil tat tat“ hören, das wie ein Urklaut der Schöpfung klang, und hielt in den nächsten Sekunden seine Beute auch bereits in den Krallen.

Dann aber geschah etwas Merkwürdiges. War es der angeborene Hang, seine Mahlzeiten ungestört einzunehmen, war es die einsichtsvolle Erkenntnis, daß sein symbolischer Gast zur Aufnahme und wohl noch mehr zur Verdauung jeglicher leiblicher Nahrung schlechthin ungeeignet sei, Gursu trug das arme, vor Schreck auf der Stelle gestorbene Häslein nicht etwa zu seinem Neste, sondern zu einem andern Gipfel hinauf, wo er es in Ruhe zu verzehren begann, indes Palitschari, der aus der Ferne zusah, aus dem Schütteln mit beiden Köpfen nicht heraustam. Als ein Produkt der Menschen war er nämlich noch immer mit menschlicher Logik begabt, die das eine Mal Blut nicht sehen kann und das andere Mal es wieder in Strömen vergießt, so daß sie zwischen Tierschutzverein und Schlachtbank, zwischen Friedensliga und Kriegserklärung hilflos hin und herschwanzt, indes ja Gursu nichts als Natur war, dieses aber auch konsequent.

Palitschari dachte eben ein wenig verlegen darüber nach, als Gursu gesättigt und wohlgelaunt am Rande des Nestes erschien und ihm ein teilnehmendes „Nun, wie haben Sie geschlafen?“ zurief.

„Prächtig, prächtig,“ gab Palitschari, mit beiden Köpfen freudig nickend, zur Antwort, „mir war so froh und leicht zumute, wie schon lange nicht mehr; mir war, als sei ich sozusagen mir selbst entflohen, es läßt sich das schwer beschreiben —“

„Es war schon das Richtige,“ stimmte Gursu bedächtig zu, „alle Kunst ist, sich selbst zu besitzen und zugleich auch wieder aufzugeben. Das wahre Lebensgefühl liegt in der Mitte.“

Palitschari verstand das wohl nicht ganz, was er dadurch auszudrücken suchte, daß er mit dem einen Kopfe bejahte, mit dem andern verneinte, eine Übung, die ihm in seinem früheren Dienste und besonders bei Regierungsgeschäften von nicht zu unterschätzendem Vorteil gewesen war.

Gursu bemerkte das und fragte lächelnd: „Wie sind Sie eigentlich zu Ihren zwei Köpfen gekommen, mein Bester?“

„Ach, 's ist eine alte Geschichte, sie trug sich vor vielen Jahrhunderten zu“, gab Palitschari geschmeichelt zur Antwort. „Damals, hören Sie, hatte ein biederer Münzmeister, ich weiß seinen Namen nicht mehr, von einem König in Bayern den Auftrag erhalten, einen schönen neuen Denar als Reichsmünze zu schneiden. Der König wünschte auf der einen Seite sein eigenes Bildnis, auf der andern einen Adler, eintöpig natürlich, wie es schon seit unvorstelllichen Zeiten im Lande der Brauch war. Der Meister war über den ehrenvollen Auftrag hocherfreut und begab sich zu seinem Weibe, um ihm davon zu erzählen. Da glitt er über einen Ritzkern aus und zerbrach dabei einen Krug. Sein Weib war aber nicht gewillt, dies ungeahndet hinzunehmen, es gab einen bösen Auftritt, und der Meister rettete sich, es war zur Abendzeit, in eine nahe Schenke. Dort trank er, sich zum Troste, manchen Humper über den Durst und begann allmählich, wie es wohl nicht anders zu erwarten gewesen, die Dinge plötzlich doppelt zu sehen. Und es fiel ihm dabei auch ein, es könnte ein Adler mit zwei Köpfen viel wohlgefälliger und der heiligen Symmetrie genehmer in den Kreis der Münze passen, als solcher mit einem einzigen Kopfe. Gedacht, getan! Der kühne Entwurf gefiel dem König über die Maßen,

da ja dadurch seine Macht verdoppelt erschien, und derart ward ich also vor sechshundert Jahren auf jener Reichsmünze geboren.“

„Immerhin ein ansehnliches Alter,“ spöttelte Gursu. „wenn es auch nicht viel ist gegen die Ewigkeit. So verdanken Sie also Ihr Dasein einem Rirschlern und einem darauffolgenden Räuschlein?“

„Wir dürfen den Dingen niemals ihren Ursprung zum Vorwurf machen,“ wagte Palitschari vorzuhalten, „sie stammen alle irgendwie von einem Rirschlern oder einem Räuschlein ab und gehen früher oder später auch an etwas Ähnlichem wieder zugrunde.“

„Kann schon sein“, bestätigte Gursu lächelnd, worauf sie beide geraume Zeit schwiegen und in die unbestreitbare Helle des Tages hinausjahen.

„Ich hatte auch einmal zwei Köpfe“, seufzte dann Gursu plötzlich auf. „Der andere gehörte nämlich meiner Frau. Sie war das schönste Weib, das jemals über die Berge flog. Zogen wir gemeinsam auf Beute aus, so gab es im Himmel und auf Erden nichts, was unserem Späherblick entgehen konnte. Ich zog voraus, sie selbst ein wenig selbtwärts hinterdrein, doch stets mit mir in gleicher Höhe. Ich sah nach rechts, sie sah nach links, es war das Ideal einer Ehe.“

„Ist sie schon lange tot?“ fragte Palitschari teilnehmend.

„Ob sie wirklich tot ist, kann ich nicht sagen,“ stöhnte Gursu auf, „und das ist eben das Schlimmste daran. Zehn Jahre sind es nun her, da wurde sie mir geraubt. Man hat sie gefangen, gebunden und fortgeschleppt, es war entsetzlich!“

„Und wer hat dies getan?“ fragte Palitschari ahnungslos.

„Jene, die dich gezeugt, du Jammergestalt!“ donnerte Gursu wild heraus. „O wie ich sie hasse, diese wächsernen Erbschleicher! Doch nein, ich hasse sie nicht, sie sind mir dessen nicht mehr wert, ich bemitleide sie!“

„Sitzt man so Jahr für Jahr,“ fuhr er nach einer Weile besinnlichen Brütens fort, „sitzt man so an zehn Jahre für sich allein auf einem Felsgipfel, wird man manches gewahr, wovon die da unten im Tale sich nichts träumen lassen. Ich habe die Formel gefunden!“

„Welche Formel?“ fragte Palitschari, von Neugier erfaßt.

„Die Formel, daß sie allesamt irrsinnig sind!“

„Entsetzlich!“ schrie Palitschari zusammen.

„Ich weiß es jetzt als ganz gewiß!“ lächelte Gursu grimmig. „Sie glauben seit Jahrtausenden, sich im Geiste, wie sie es nennen, fortzuentwickeln, sie sind jedoch auf völlig falscher Fährte.“

„Und können Sie das beweisen?“ fragte Palitschari, dem es um die Menschen nun doch ein wenig bange ward.

„Gewiß! Meine Formel lautet: Entwickelt hat sich nur, was lebensfähig geblieben ist und sich nicht selbst dabei verneint und vernichtet. Wie aber tun es die wächsernen Zweibeiner? Sie versichern sich so lange ihrer inneren und äußeren Hochachtung, bis sie plötzlich übereinander herfallen und sich aufs grimmigste zerfleischen. Sie nennen das Krieg und finden ihn unerlässlich. Wo aber ist hier Entwicklung? Verleugnen sie damit nicht auch sich selbst?“

„Aber alles, was sie nebstbei an Großem geschaffen, in Wissenschaft und Kunst,

in Handel und Gewerbe, stetig und unentwegt fortstrebend, getreu den glorreichen Überlieferungen — — für Gott, Kaiser und Vaterland!“ wollte Palitschari noch hinzufügen, aber er schluckte es mit einem Seufzerlein hinab.

„Es ist nichts anderes als Selbstbestätigung“, betonte Gursu unerbittlich. „Sie leben im Wahne, daß ihr Wert auf das Weltall Bezug hat. Es mag für sie selbst eine Welt bedeuten, für die Welt bedeutet es nichts.“

Dem armen Palitschari wurde, als er dies hörte, völlig wirt in beiden Köpfen, die er bekümmert hin und herwarf. Nichts ist für das Ehrgefühl eines redlichen Sinnbildes tränkender, als den Schöpfer seines eigenen Daseins im Kerne verneint zu sehen.

Er gab dies Gursu auch mit leisem Vorwurf zu verstehen, doch dieser lächelte gallig: „Es braucht Ihnen um Ihren Fortbestand nicht bang zu sein, Herr Palitschari! Sie haben sich von den Menschen nicht losgelöst, sondern diese sich von Ihnen! Sie sind nun sozusagen ein völlig abstrakter Begriff geworden und als solcher erheblich reinlicher. Die Menschen pflegen das ‚historisch geworden‘ zu nennen und weisen es gleichfalls der Ewigkeit zu, die damit jedoch nicht viel zu beginnen weiß.“

Er spähte, kaum daß er dies gesagt, beunruhigt nach allen Seiten aus, es machte sich nämlich ein immer stärker zunehmendes, seltsames Beben und Dröhnen in den Lüften bemerkbar, das weder er noch Palitschari sich zu deuten wußten.

Bald aber wurde ihnen die Ursache klar, es tauchte vom Norden her, aus dem Meer der Berge, ein riesenhaftes Luftschiff auf, ein stählern blinkendes Ungetüm in der Form einer ungeheuren Gurke, das mit fabelhafter Geschwindigkeit und immer höllischer zunehmendem Lärm über Berg und Tal dahergeflogen kam. Herrlich war es anzusehen in seiner strahlenden Helle, in seiner Wegvertraulichkeit, seiner grandiosen Sicherheit. Von den Menschen, die es führten, konnte man nicht viel gewahren, die saßen in schmalen Gondeln unter dem Bauch des Ungetüms und spähten und winkten nur hin und wieder aus kleinen runden Fenstern heraus.

Palitschari saß vor freudigem Schreck wie erstarrt. Hier mußte nun Gursu, der Hämische, der ewig Nörgelnde, hier mußte er endlich aufs deutlichste erkennen, was menschlicher Geist und menschliche Kühnheit geschaffen und noch dazu in seinem eigenen Revier!

Mit Gursu aber war indessen, Palitschari erschauerte als er ihn gewahrte, eine höchst unheimliche, geradezu gespenstische Veränderung vorgegangen. Seine Halsfedern sträubten sich, die Zunge trat ihm weit aus dem aufgerissenen Schnabel, seine Augen waren rot wie Blut und unheimlich vergrößert.

Und plötzlich schwang er sich, eh' das Luftschiff noch völlig heran war, mit stürmischen Flügelschlägen hoch und immer höher empor, er überflog das stählerne Ungetüm mit schier unsäglichler Geschwindigkeit und zog dann eine Weile mit gellenden Hiä-Hiä-Rufen wie spielend und spottend über ihm dahin. Dabei geschah es aber, man erzählt es nicht ohne Verlegenheit, daß er in Eile etwas hinter sich und auf das Luftschiff fallen ließ, was ihm im Augenblick entbehrlich erscheinen mochte.

Gewiß, das war weder schön noch klug von ihm, doch steht uns Menschen nicht zu, Natur und ihre Außerungen anders denn als unabänderlich hinzunehmen.

„Verzeihen Sie,“ sagte Gursu, als er bald darauf mit gutem Schwunge zu Palitschari zurückkehrte, „es mußte aber sein, es hat mich wesentlich erleichtert.“

IV. Die Geschichte von Gursina

„Mit Ihrer Fliegerei kann es nicht so fortgehen“, sagte Gursu am nächsten Morgen kopfschüttelnd zu Palitschari. „Entweder Sie verstehen etwas davon, oder Sie verstehen nichts. Vorläufig verstehen Sie nichts!“

„Ach ja, ach ja!“ nickte Palitschari kleinlaut, „ich will ja gern noch etwas dazulernen, wenn es möglich ist.“

„Der seinerzeitige Anlaß Ihrer Existenz, Herr Palitschari, war potenziertes Selbstgefühl,“ erklärte Gursu geradeheraus, „vielleicht sogar Selbstverherrlichung, damit aber kommen Sie beim Fliegen nicht weit. Sie flogen bisher sozusagen mit der Phantasie, was wir ebenfogut Ehrgeiz oder Hochmut nennen können, und dann zappelten Sie mit den Flügeln so ein bißchen hinterdrein, wobei Sie begreiflicherweise niemals hintamen, wohin Sie eigentlich wollten. Auch begingen Sie zuweilen den Unsinn, verzeihen Sie die Unverblümtheit, sich inmitten des Fluges bereits ein anderes Ziel zu setzen, obwohl Sie nicht einmal noch das alte erreicht hatten. Zuweilen flogen Sie auch nur so ein bißchen herum, ohne eigentlich zu wissen warum und zu welchem Zwecke; es war Ihnen hauptsächlich um den guten Eindruck, um das Prestige zu tun. Schädlich waren Ihnen auch Ihre beiden Köpfe; der eine wollte dies, der andere jenes, ein Gehirn ist aber kein Parlament. Das alles sind ungesunde Dinge, die mit einem ehrlichen Fluge nichts zu tun haben. Statt daß Sie sich technisch vervollkommen hätten und Ihrer selbst immer sicherer geworden wären, gerieten Sie immer ärger in ein dämmeriges Fahrwasser, bis Sie selbst nicht mehr wußten, was Sie eigentlich wollten.“

Fliegen, verstehen Sie mich, ist aber nichts als eine Zweckhandlung, die sich zu jeder Sekunde des Erfolges bemächtigt, weil sie eben nichts als das Natürliche will. Da ergibt sich nun alles von selbst. Man fliegt überdies nicht nur mit den Flügeln allein, jede Faser, jeder Muskel, jede Zelle des Leibes tut das ihrige dazu, das ist Kunst von Jahrhunderttausenden, ist Urzeit-Überlieferung, das läßt sich nicht von heute auf morgen erlernen, verstehen Sie mich? Die wächsernen Erbschleicher glauben mit ihren Öl- und Benzindögeln auch schon so weit gekommen zu sein wie wir. Es läßt sich nicht leugnen, daß sie inmitten ihres Wahnsinns in ihrer Art verfluchte Kerle sind, doch hält Natur, die auf Ordnung sieht, es zuweilen für nötig, sie ihrer vermeintlichen Unfehlbarkeit halber hin und wieder ein wenig auf die Finger zu klopfen, worauf sie immer ein großes Geschrei erheben. Wir kommen jedoch vom Thema ab. Ich will versuchen, Ihnen zu zeigen, was es mit dem wirklichen, dem Edelfluge an sich hat, vielleicht vermögen Sie doch noch einiges für sich zu gewinnen.“

Gursu setzte sich, nachdem er also gesprochen, auf den Rand des Nestes, so daß Palitschari ihn deutlich gewahren konnte, und breitete behutsam die mächtigen Fittiche aus.

„Beachten Sie gut,“ erklärte er, „daß ich die Flügel derart strecke, bei den Handschwingen stärker als bei den Armschwingen, daß die Spitzen der einzelnen Schwung-

federn sich nicht mehr berühren. Das ist sehr wichtig, dadurch erlangt auch das kleinste Federchen Gelegenheit zum Mittun, es ist Kräfteersparnis im höchsten Grade. Die Schwanzfedern hingegen, die ja das Steuer sind, müssen geschlossen bleiben, ja sich überdecken, denn hier ist plötzlicher Kraftaufwand jeden Augenblick nötig. So, und nun versuchen Sie es einmal selbst.“

Palitschari hätte für sein Leben gern sich gleichfalls als guter Sportsmann betätigt und die eben gehörten klugen und natürlichen Hinweise befolgt. Ihm stand jedoch eine Hemmung entgegen, die ihn vorerst zum Sklaven seiner selbst machte, das war seine merkwürdig krause und nicht immer ganz logisch aufgebaute Wesenheit als heraldisches Ornament. Teils war er ein Vogel, teils war er es nicht. Er hatte im großen ganzen wohl Federn genug, doch saßen sie nicht immer dort, wo er sie gerade brauchte. Und wo sie sich befanden, waren Schaft und Fahne oft aufs tollste und eigenwilligste ungebogen und verästelt, in Schneckelinien gedreht, zu Röllchen verhaspelt, zu Haspeln verschnöckelt, so daß sich alles eher damit anfangen ließ als ein kunstgerechter Flug.

Das mußte auch Gursu bald gewahren, da er Palitscharis klägliche Versuche mit Kopfschütteln verfolgte und schließlich sagte er gutgelaunt: „Na, lassen Sie's vorläufig bleiben, Herr Palitschari, es fliegt eben jeder, wie er kann!“

Folgsam setzte sich Palitschari wieder ins Nest und ruhte aus.

„Ach ja, das Fliegen,“ begann Gursu nach einer Pause wieder, „ich kannte nur ein Geschöpf, das hierin gleich mir vollendet war, das war Gursina, meine Frau.“

„O, erzählen Sie mir doch von ihr“, bat Palitschari, im klugen Wunsche, sich ein wenig beliebt zu machen.

„Sie war eine Medlenburgerin, womit nichts Schlimmes gesagt sein soll“, begann Gursu. „Ich lernte sie dort in einem jener Forste kennen, die das Revier meiner Jugend waren. Ihre Mutter war eine Preußerin, ihr Vater Österreicher, aus dem Tännengebirge. Und sehen Sie, diese Mischung, wenn sie nur einmal vollzogen ist, mag wohl das Beste zeitigen, was Edelzucht hervorzubringen vermag. Jedenfalls war es bei Gursina so: das Sichere, Schlagfertige, Unwiderrufliche hatte sie von der Mutter, dazu auch den schönen gesunden Knochenbau, das Hochragende, sich energisch die Welt Erobernde. Vom Vater hinwieder hatte sie das gute Herz und die sogenannte Gemütlichkeit, auch Phantasie und Freude am Schönen, was man eben so das Österreichische nennt. So war sie dem Leben und seinen ernstesten Forderungen wie spielend gewachsen und war doch in andern Stunden von entzückender Anmut und einem frohgemuten leichten Sinn, worunter aber nicht etwa Leichtfinn zu verstehen ist. O Gursina!“

Gursu sah eine Weile verklärt vor sich hin, dann fuhr er seufzend fort: „Dem Werte ihres inneren Wesens entsprach aber auch die Schönheit und Würde ihrer äußeren Gestalt. Sie war erheblich größer als ich, was bei uns Adlern weiter keine Rolle spielt und auch keinerlei Trübung der Ehe bedeutet. Doch war sie dabei von einem geradezu vollendeten Ebenmaß des Gliederbaues. Gursinas Gefieder leuchtete in einem sonnigen Braun, wie man es sonst nur bei ganz jungen Adlermädchen findet, und am Halse hatte sie einen goldgelben Fleck, der allein schon zum Verrücktwerden war. Ihr feingebogener Schnabel war tief-hornblau, ihr könig-

liches Auge feuerfarben. Wenn sie die stolzen Flügel breitete, erschienen blendend weiße Daunenspiegel auf der Innenseite; doch weißer noch, dem frisch gefallenem Schnee vergleichbar, waren die süßen flaumigen Häuschen, die ihre schlanken fehnigen Beine leusch bis zu den Fängen hinab bedeckten. Glauben Sie mir, es konnte auf Erden nichts Höheres geben als Gursina!"

„Und dieses Wunder in Frauengestalt,“ fuhr Gursu wild heraus, „es wurde mir türkisch geraubt und fortgeschleppt, der Himmel weiß, wohin!“

Hier hielt er eine Weile ergriffen ein, indes Palitschari, den ja ein Verhältnis mit einem Weibe nicht weiter beschweren konnte, seinen Kummer trotzdem redlich teilte.

„Die wächsernen Erdschleicher,“ setzte Gursu fort, „betäupfen uns mit einer Waffe, die uns freien Ablern völlig fremd ist, das ist die Hinterlist. Sie ist ein Kind der Lüge, ohne die sie ihr Leben überhaupt nicht zu führen vermögen. Sie machen alles, was sie sich gegenseitig als Wahrheit bieten, gänzlich von der Frage abhängig, ob es einträglich ist oder nicht. Einen offenen Kampf mit uns Ablern, Mann gegen Mann, einzig mit den Waffen, die jedem von Natur gegeben sind, vermeiden sie unbedingt. Dagegen vertriehen sie sich im Laube, oder in einer nahen Hütte oder sonstwo und hängen mit verruchter Schlaueit Beute für uns aus. Gelingt es ihnen, uns zu täuschen und nehmen wir die Beute an, so schleudern sie uns einen tödlichen Blick aus ihren Feuerrohren zu, die ein böser Geist sie erfinden ließ. Sie nennen das Jagd und empfinden es als Triumph des menschlichen Fortschritts und sind sehr stolz darauf, uns überlistet zu haben, wohlgerne überlistet, nicht besiegt. Es befeelt sie dabei ein merkwürdiges Hochgefühl, indem sie in ihrem Wahnsinn sich dem ewigen Schöpfer vergleichen, dem allein alles Recht über Tod und Leben zusteht.

Nicht immer aber töten sie uns mit dem Blickrohr; sie erhöhen ihre Niedertacht noch und legen Fallen aus, wohl das Schmähschste, was ein Geschöpf Gottes tun kann. Eine Falle ist nichts anderes, als eine ganz zur Form gewordene Lüge, welche vortäuscht, was nicht vorhanden ist und vorhanden sein läßt, was man nicht vermutet.

In solch einem schurkischen Geräte fing sich auch, zehn Jahre sind es jetzt her, mein armes Weib Gursina. Es war gegen Abend, ich war auf Beute ausgeflogen, Gursina blieb bei den Kindern im Neste zurück. Doch mochte sie die Sorge um Nahrung gleichfalls fortgetrieben haben, denn als ich heimkam, fand ich sie im Neste nicht mehr vor. Und dann entdeckte ich sie plötzlich tief unten im Tale, verzweifelt umherflatternd. Ich wußte mir das anfangs nicht zu erklären. Erst als ich spähend näher flog, ward das Entsetzliche mir klar, sie hatte sich in einem der großen schweren Eisen gefangen, die sonst nur für Füchse und Marder bereitgestellt sind. Mit ihrer herrlichen Stärke hatte sie es vermocht, sich samt der schweren Falle, von der sie nicht loskam, ein erhebliches Stück emporzuschwingen. Die Falle aber zog mit türkischer Wucht an ihr, ich wollte Gursina zu Hilfe eilen, da sah ich sie jählings zur Erde stürzen, es war zu spät! Die wächsernen Erdschleicher aber liefen in Scharen herbei und schlugen sie mit Knüppeln, bis sie in Ohnmacht fiel und schleppten sie dann gefesselt fort. Ich selbst umkreiste den Ort in wilder Verzweiflung,

da richteten sie ihre Feuerrohre auf mich und versuchten, mich zu töten. Da mußte ich fliehen, denn es galt, der Kinder wegen am Leben zu bleiben.

Es kam jedoch noch schlimmer, Herr Palitschari! Denn als ich wieder, an Leib und Seele gebrochen, im Neste bei meinen drei Jungen saß, die herzerreißend nach der Mutter schrien, da empfand ich plötzlich einen heftigen Schmerz im Flügel und erkannte, daß ich doch von einem Blitze getroffen und nicht unerheblich verwundet sei. Am nächsten Tage hatten sich die Schmerzen ins Unerträgliche gesteigert, und als ich zu fliegen versuchte, gelang es mir nicht mehr.

Verstehen Sie, was das heißt, mein geschätzter Herr Palitschari? Die hungerrunden Kinder wimmerten neben mir nach Nahrung, ich aber flatterte hilflos im Neste, unfähig, ihnen, was sie brauchten, zu verschaffen. Und als ich endlich nach langen qualvollen Tagen so weit geheilt war, um ein bißchen mindere Beute erjagen zu können, da waren die Ärmsten derartig geschwächt, daß sie die elende Nahrung nicht mehr vertrugen und eins nach dem andern kläglich verstarben.

Ich aber frage Sie nun: wer macht das wieder gut? Wer entschädigt mich für erlittenes Unrecht? Wer kann mir Unersehliches ersetzen? Wissen Sie es vielleicht, Sie Geschöpf jener wächsernen Mörder, Sie symbolischer Begriff, Sie?"

Palitschari aber hörte es, indes er mit den Flügeln ängstlich klapperte, und stöhnte bang: „O Gurju, ich schäme mich!“

(Fortsetzung folgt)

Segensreise

Von Else Hassé

Ist im Mai auf seinen grünen Wiesen
Zwenzahn verblüht, der goldne Sieger,
Wird sein Wesen silbern und zum Flieger.

Überall, wo Gantellüftchen bliesen,
Da entführte ihn sein Strahlenschöpfchen —
Schwebend reist er mit dem Samentöpfchen.

Samenflüge sind ihm Segensreisen!
Reise Werklein wollen allerwegen
In die Weiten und sich fliegend regen

Und als Sternensame sich erweisen,
Zart beschwingt von einem Strahlenscheine,
Segen tragen in die Weltgemeine.

Vom Geist

Von Richard von Schaufal

Geist ist ein unaustilgbares Feuer, aber es entzündet sich nur an Brennstoff und verlöscht immer wieder in der Stidluft, die über Gemeinplätzen brüdet.

Geist entsteht im Treffpunkt von Gedanken, die jeder seine Richtung verfolgen. Banalität mündet besser als geistiger Aufguß.

Geistiges Scheibenschießen ist ein Sonntagsvergnügen für geborene Vereinsmitglieder.

Der Geist ist ein Freischütz, der ins Blaue abdrückt und ins Schwarze trifft.

Sein Gedankengehalt darf den Geist nicht belasten: sonst schleppt er seine Schwingen.

Das, was man gemeinhin Geist nennt, stammt aus der Leihanstalt und riecht darnach.

Abgelegte Geistesblitze brenzeln, statt zu zünden.

Wiz ist der Bastard des Geistes, von ebler Abkunft und gemeinem Ursprung.

Echtbürtiger Geist hat den Anstand des ganz in seiner Form aufgegangenen Gehaltes.

Geist, der einen Anlauf hat nehmen müssen, unterdrückt mühsam Reuchen.

Wie schal ist der Geist, der vom Wort zehrt, das ihm sich nicht dankt!

Im Deutschen ist der Geist selten, der über der Tiefe schwebt, von ihr angezogen, ohne sich in sie zu versenken.

Man merkt mit Geist sogleich den unebenbürtigen Partner und zieht verstimmt die feinen Fühler ein.

Ich kann nichts dafür, daß ich dem Geist nicht gleiche, den sie begreifen.

Geist ist vom Gedanken durchleuchtete Natürlichkeit.

Die meisten Menschen lassen sich mit geistiger Scheidemünze abfertigen.

Geist verführt zur Unwahrhaftigkeit.

Auch Geist will gemeistert werden. Er verrät den, der ihm unterliegt, an seine Verächter.

Niemand kann sich seines Geistes entschlagen, aber er sollte sich ihm versagen können.

Wer dem Geist nachgibt, unterliegt ihm.

Man soll sich nicht auf seinen Geist verlassen: er hat seine Lust am Trug.

Es gibt keinen höheren geistigen Genuß — und der geistige Genuß ist der höchste —, als den geschmeibigen Bewegungen eines dem Ausdrucksbedürfnis unbedingt gefügigen Geistes mit einem Geiste folgen zu können, der dieses Bedürfnis nachempfindet und seiner Befriedigung durch den sichern Ausdruck wetteifernd zuvor kommt.

Hochlandgedichte

Von Joseph Georg Oberkofler

Der Sonnabend

Schon läuten die Glocken am Sonnabend,
Wenn heimzu eilen die Herden
Und der Hirt,
Vortretend an des Hügels gewundenem
Hohlweg,
Sein Horn bläht.

Geseuert ist Flur und Stube,
Spiegelnd der Eichentisch, und an den Balken
Blühen Nelken und Rosmarin.
Draußen auf steinerner Bank
Blühen Küchengeräte,
Kupferne Krüge, Zinn und eiserne Beden.

Die Aechte sind ins Gebirg zur Jagd,
Oder ins Tal,
Oder zum Nachbar,

Wie der Sinn sie treibt:
Jagdlust, Geselligkeit, Liebe.

Leidlich, immer geschäftig,
Steht am mächtigen Schrank,
Ordneud die Tuchballen und des Bodens
Schwerwollige Rollen.

Sonnabend, ländliche Feierstunde,
Sonntagsnah
Klingt in dir schon Getöse der Orgel,
Glänzt der Kerzen
Und duftet Weihrauch in dir.

Des Menschen Herz, geräumig und hell,
Ist bereitet wie eine schimmernde Stube,
Seiner harrend, singender Spielmann,
Sonntag, du Tag des Herrn!

Das heilige Geheimnis

Was bist du, mein Weib?
Deinen Leib kenn ich wie du meinen,
Deine Seele, dein Herz.
Wir wissen, was wir wollen.
Unser Weg geht gemeinsam.
Und dennoch bist du mir
Ein ewiges Rätsel.

Nachts ruht mein Aug'
Auf dem Berge, den Sternen nah.
Hell strömt mein Blut
Neben den Bächen des Steinerholms,
Und mein Haupt lehnt
An die wehenden Bäume und Felsen.

Du bist überall, mein Lieb,
Du trägst meinen Hof
Wie ein Glöcklein in deiner Hand,
Mich lockend
Tiefer in Haus und Hof,
Tiefer in alle Welt,
Tiefer in dich.

Das Hochwetter

Es hallen die Donner des Himmels
Mitternächig um unser Lager,
Melodisch Gewoge mächtiger Orgeln.
Sturmwind hebt ungestüm
Den Schlaf von unseren Leibern.
Liebe und Traum fliegt,
Gewitternd Gewölk, durch die Berge.
Des Hochwetters ewiger Heerzug,
Sentrecht gestellt die Lanzen der Blitze,
Reitet vorbei.

Aufbruch, Hochzeitsgetümmel der Berge,
Eherner Tanz, lachende Bräute der Wolken,
Nehmt mich, uralten Traumes gedenk,
Da vor Jahrtausenden
Ich mit Bogen und Pfeil
Durch die Rare jagte mit euch!

Reißt mich, reißt mich empor,
Ertümmend die Almen, die Gipfel der
Berge!

Sturmgesang
Singt meine Seele, wittert mein Blut.
Heimkehr in euch! Heimkehr in euch!

Es rufen Posaunen und Hörner,
Und blasende Tuben und Pfeifen
Ertönen, und Adler erheben sich rauschend,
Und Jagden beginnen und ewige Spiele.

Lachende Erde, selig schimmernder Hof,
Geschmeide des Gföllbergs,
Hoch über euch
Schreit' ich dahin,
Ich, euer Sohn, euer Sohn!

Das unvergängliche Neuland

Fest hab' ich den Pflug gehalten in meiner
Faust,
Die Schulter gestählt unter der Last der
Garben.
Oft war ich hineingehämmert in die dunkle
Scholle
Von Sorge und Arbeit.
Hochwetter, krachende Mühlsteine malnten
Die Ernte zu Windstaub.
Steinschlag schlug meine Herde.
Erdbruch entkleidete der Wiesen sonnigste
Steinern
In jammernder Armut.

Aber, ewig jung ist die Heimat,
Leidliebs Treue ohn' alles Wanken.

Oft stieg auf in mir finstere Nacht,
Grollend Gewölk, Mißmut der Sinne.
Aus meines Leibes Abgrund hervor
Tauchten graue Gespenster.
Aber mich ließ nicht der Herr.
Glanzvoller
Spannt er den Friedensbogen hoch über mir.

Wenn einst den gebengten Kreis
Ein lieblicher Entel hinausführt
Vor das Tor an die steinerne Bant,
Der Glieder Armut zu sonnen,
Blinde Augen ruhloses Wandern zu
stillen —

Meine Seele ist aufrecht,
Aufrecht Leidliebs Liebe und Treue.
Und mein Auge
Schaut über alle Gebirge hinaus:
Alle Äder der Erde
Sind wohlbestellt. Ihre Saaten wehn,
Goldene Segel im Sonnenmeer.

Schwesterernten der Welt,
Brudersonne der Heimat,
Ach, wie seid ihr so nah,
Ach, wie seid ihr nur eins!

Die Brennerstraße

Was auseinandergerissen wird, strebt immer wieder zusammen. Pythagoras.

Seit Jahrtausenden geht der Verkehr von Nord nach Süd und Süd nach Nord, die Brennerstraße entlang über die Alpen, Heereszüge und Warenzüge, Vermittler geistiger Güter und religiöser Strömungen zogen dort auf und ab, ein wichtiges Stück Weltgeschichte spielte und spielt in dem vielumkämpften Land, das diese Straße durchzieht und dessen Bedeutung darin liegt, eine Grenzseide zu sein zwischen Ländern und Rassen. Es ist tragisches Schicksal, aber auch tragische Größe darin, denn Größe ohne Kampf um Wert und Leben gibt es nicht.

Bis die Höhen und Täler, die jetzt unter dem Namen Tirol zusammengefaßt werden, sich zu politischer Einheit oder vielmehr staatsrechtlichem Begriff vereinigten, hat es viele Jahrhunderte gedauert. Als das römische Weltreich durch den Anprall deutscher Stämme während der Völkerwanderung in Stücke ging, wurde auch Tirol von diesen in Besitz genommen. Der Süden kam bis in die Gegend von Deutschneuberg um 568 in die Gewalt der Langobarden, in die nördlichen Täler drangen Bayern ein, und die Grenze beider Gebiete zog sich wechselnd südlich des Brenners durch das Land, bis Karl der Große das Ganze dem Reich der Franken einverleibte. Als dieses unter den schwachen Nachfolgern des Kaisers zerfiel, kamen die Täler Tirols wieder zu verschiedenen Staaten, die Grafschaft Trient an das Königreich Italien, die nördlichen Grafschaften an das Reich der Ostfranken. Auch als Kaiser Otto I., der zuerst wieder dem deutschen Namen im Süden Weltgeltung verschaffte, im Jahr 962 Trient mit Deutschland vereinigte und aus den italienischen Staatsbindungen löste, blieb es nicht lange unter den bayerischen Herzögen, sondern wurde schon nach 20 Jahren mit dem neuerrichteten Herzogtum Kärnten vereinigt, dem zugleich die Mark Verona zugehörte. Unter dieser Botmäßigkeit blieb die Brennerstraße bis in die gotische Zeit.

Kaiser und Minnefänger, Rompilger und schismatische Mönche wanderten den Weg. Die Porphyrfelsen am Abhange der Etsch sahen die prächtigen Züge der Hohenstaufen, sahen welfische Ritter des Weges kommen, stark bewachte Warenzüge mit den Reichtümern des Südens und fernen Ostens und solche mit Waffen, künstlich angefertigten Geräten, Holz, Leinen und Gold, die vom Norden kamen. Austausch von Waren und Gedanken war die Lösung, die von Anfang an das Herzogtum Kärnten beherrschte. Walthar von der Vogelweide sang seine Lieder dort und lehrte in den Schlössern der Grafen, im Hoflager der Herzöge ein, und von Wolfram von Eschenbach bis zum grotesken fahrenden Ritter Ulrich von Liechtenstein, ja bis zum letzten ritterlichen Sänger Hadamar von Luber, dessen Lied von Jagd und Minne am Hofe König Heinrichs in Meran erklang, glückte immer Poesie zwischen Krieg und Handel auf der bedeutungsvollen Gebirgsstraße und zeigte, daß auch ihre zarte Seele von Nord und Süd sich befruchtete.

Befruchtung zweier Welten untereinander, die sich gleichzeitig sehnten und abstoßen, war das Merkmal der Geschichte auf jener Schicksalsstraße, der im Norden München und Augsburg, im Süden Mailand und Verona vorgelagert sind. Seit im 11. Jahrhundert das Königreich Italien dem Deutschen Reich oder vielmehr dem Römischen Reich deutscher Nation mehr oder weniger fest angegliedert war, wuchs für die Kaiser Tirols Bedeutung, denn die Brennerstraße bildete den kürzesten Weg von einer Reichshälfte zur andern, und es lag ihnen viel daran, die Alpenpässe unter verlässliche Herrschaft zu bringen. Da sie in den mächtigen Grafengeschlechtern eine Gefahr für die eigene Macht erkannten, stärkten sie die Bistümer, vor allem Trient, und sorgten

dafür, den Krummstab in kaisertreue Hände zu legen. So kam an Trient die Grafschaft Bozen, die sich längs der Etsch bis Klausen und längs der Etsch bis zum Sargazoner Bach unterhalb Meran erstreckte, und an Brixen unter Kaiser Konrad II., was die Welfen bis zur Iller nordwärts besaßen. Eine Trennung Tirols in zwei Teile schien vorbereitet und die Bischöfe von Trient und Brixen ihre Träger zu sein, italienische Zunge und Sitten im Süden, deutsche im Norden zu vertreten.

Daß die Trennung wider Erwarten nicht geschah und sich trotzdem eine einheitliche Macht bildete, stark genug, die Gewalt der Bischöfe zu unterdrücken, gelang der rücksichtslos durchgreifenden Energie des Grafen Albert von Tirol und dessen Enkel Meinhard II. von Görz. Alberts Stammsitz gab dem „Lande im Gebirg“ im 13. Jahrhundert den Namen Tirol. Als Meinhard II. starb (1295), war die Macht des welfschen und des deutschen Bischofs gebrochen, sie bedurften zum eigenen Schutz des stark bewaffneten Arms eines Schutzherrn und fanden ihn bei den Grafen von Tirol, die fast die gesamten Lehen vereinigten und zu großer Macht kamen, bis der letzte männliche Sproß ihres Hauses, der glänzende, lebensstolle, aber zuchtlose Heinrich durch Heirat die Krone Böhmens gewann. In dieser „Grafenzeit“ stieg Dante die Alpen empor und sah in den wildzerklüfteten Bergen um Trient die Pforten der Hölle, er suchte den mächtigen Kaiser, der alle Wirren beenden sollte, durch die Kraft seines Wortes und begegnete jenen Raufahrern, die den gotischen Städtegedanken in ihren Herzen trugen und im Austausch ihrer Erfahrungen reisten. Die Südländer wußten von Herrenfehden und Geschlechterkampf, die Nordländer vom gesammelten Bürgertum zu erzählen. Dazwischen gingen auf und ab streitbare Minoritenbrüder, das Evangelium der Armut im Herzen und Auflehnung gegen die Macht der Scholastik im Geist. Seißlerzüge begegneten ihnen, deren Peitschenschlag und Schmerzgeheul die Täler erfüllte. Es war ein bunter Karawanenzug, der über den Brenner ging, ob winterliches Eis oder sommerliche Sonne die Höhen beherrschte.

Als König Heinrich, aus Prag vertrieben, mit seinen jungen Töchtern die alte Straße durchwanderte, um in Meran Hoflager zu halten, entschied sich Tirols Schicksal für Jahrhunderte. Seine Erbtochter, die Herzogin Margaretha Maultasch, trug den Schlüssel nach Italien in ihrer Hand, und wem ihr Erbe zufiel, der konnte entscheidenden Machtzuwachs erlangen. So wurde König Heinrichs Hofhaltung maßgebend für die deutschen Verhältnisse. Seit dem Ende der Hohenstaufen gab es im Reiche kein Geschlecht, das im sicheren Besitz der Kaiserkrone, auf eigene Hausmacht gestützt, die Politik hätte lenken und beherrschen können. Noch war es keinem König oder Kaiser geglückt, seiner Familie die Krone zu erhalten, wenn auch jeder durch ererbte Reichslehen seine Hausmacht zu stärken wußte. Auf dem deutschen Schachbrett gewannen die Habsburger seit Kaiser Rudolf im Süden des Reiches entschiedenes Übergewicht, die Luxemburger durch Heinrich VII. im Osten mit dem Besitz von Böhmen und Mähren und die Wittelsbacher im Westen, die ihre ausgedehnte Macht vom Rhein zur Donau nur durch fortgesetzte Familienzwiste zersplitterten. Diese drei Häuser, die sich in wechselnder Gruppierung bald verbanden und bald befehdeten, erstrebten mit gleicher Leidenschaft das Land Tirol und die Kaiserkrone, denn ohne Tirol war die Kaiserkrone eine Schimäre, ein leerer Aufspuß geworden. Unter dem Zeichen ihres Kampfes stand ein Menschenalter lang die Brennerstraße während der wichtigsten Regierungszeiten Ludwig des Bayern und Karl IV. von Luxemburg.

Zu Beginn des Jahres 1327 kam König Ludwig nach Tirol und ließ sich auf einer Zusammenkunft mit den italienischen Großen in Trient dazu bewegen, auf einem Römerzug die Kaiserkrone zu holen und den deutschen Einfluß in Italien wieder herzustellen. Diese Gelegenheit benützte Heinrich von Kärnten, der Herr Tirols, der noch immer den Titel eines Königs von Böhmen führte, seine Tochter Margarethe als Erbin des Landes vom deutschen König bestätigen zu lassen. Ludwig war nicht in der Lage, diese Bitte abzuschlagen, da für ihn die Freundschaft dessen, der die Brennerstraße in Händen hielt, von höchstem Werte war. Margarethes Hand bildete den Preis der Macht, ihr Charakter ergab die seltsamen Verwicklungen, die Haß und

Streit während des gotischen Zeitalters in den schönen Tälern und auf der Heerstraße entbrennen ließen, bis das Haus Habsburg für Jahrhunderte als Sieger und Besitzer aus den Kämpfen hervorging.

Das 14. Jahrhundert kann mit Recht als Geburtszeit jener Fragen betrachtet werden, die gegenwärtig noch das soziale, das politische, wie das religiös geistige Gebiet erfüllen und heute mehr denn je in den Vordergrund treten. Deshalb ist es von Bedeutung, den politischen Zustand jenes Schauplatzes zu kennen, auf dem die Wiege manchen Schicksals stand und mit einigen hervorragenden Gestalten den Weg zu gehen, auf dem viel Hoffnung und viel Sehnsucht, aber auch viel Gewalt zu Tale stieg.

Wer sich mit der Zeit, da Ludwig der Bayer regierte, beschäftigt, muß darauf verzichten, sich am stolzen Gefühl deutscher Größe und Macht aufzurichten, wie es die Geschichte der sächsischen, fränkischen und staufischen Kaiser wachruft, denn die Reichsgewalt ließ sich unter ihm nur mehr durch Verträge und diplomatische Unterhandlungen zwischen einzelnen Fürsten durchführen und Kaiser Ludwig mußte zu einem durchwegs neuen Mittel greifen, indem er seine Macht auf die Bürgerschaften der Städte stützte. Als er seinen Sohn Ludwig, dem er die Mark Brandenburg verliehen hatte, mit der Erbin von Tirol, Margarethe Maultasch, vermählte, und deren ersten Gemahl, den Luxemburger Johann, jüngeren Bruder des späteren Kaisers Karl IV., verjagte — indem er aus eigener Machtvollkommenheit die Ehe gegen den Spruch von Papst und Kirche schied —, beschwor er einen der welttragendsten weltgeschichtlichen Konflikte heraus, der nicht nur das Schicksal Tirols, sondern Europas betraf.

In den Schlössern im Inn- und Etschgebiet wurde der Streit zwischen Kirche und Krone ausgetragen, wie jener zwischen Fürsten- und Kaisermacht, tiefeingreifende Gegensätze, die Deutschlands Vormachtstellung in Europa kosteten und durch Jahrhunderte das wirtschaftliche, soziale und politische Leben vergifteten. Der Gegensatz zwischen Minoriten und Päpstlichen in der Kirche wurde politisch, indem Ludwig der Bayer als Feind des Papstes auf Seite der Minoriten trat, seit ihm der irische Mönch Wilhelm von Orlam, der die Brennerstraße mit unbeschütem Fuß betrat, das Wort zugerufen: „Du wirfst mich mit dem Schwert, ich werde dich mit der Feder verteidigen.“ Unter Fehden, die waffenklirrend hin und her gingen von Ruffstein bis Trient, verlief die Regierung Ludwig des Bayern im Reich und jene der Margarethe in Tirol. Die Luxemburger kämpften mit den Wittelsbachern blutig um die Kaiserkrone und um den Besitz des Landes im Gebirg, während die schlauen Habsburger Figur auf Figur im großen Schachspiel vortrücken und schließlich durch Margarethes Abtretungsurkunde unter Herzog Rudolf im Jahre 1364 auf dem Friedenskongreß zu Brünn Tirol für die nächsten Jahrhunderte gewannen. Ihnen war es nicht nur Handels- und Heeresstraße von Nord nach Süd, sondern auch Bollwerk gegen die westlichen Freiheitsbestrebungen, die von der Schweiz aus bis in das Bistum Chur vorgebrungen waren, das in Tirol manches Leben besaß. Erlöschen auch die Fehden nicht sofort mit dem Friedenskongreß, die Brennerstraße kam zu verhältnismäßiger Ruhe.

Auf der Straße, die in langjährigen Raub- und Kriegszügen viel Kämpfe sah und allzu oft durch verheertes Gebiet an brennenden Schlössern und Dörfern vorübergeführt hatte, begann der Humanismus bald von Süden her vorzubringen, und seine Vertreter begegneten den Trägern einer Reformbewegung, die beide der mittelalterlichen Weltanschauung ein Ende bereiteten. Politisch gehörte Tirol den Herzögen von Österreich, wenn auch die Bischöfe von Brixen und Trient reichsunmittelbar bis zum Jahr 1803 blieben. In diesen stillen Jahrhunderten fuhrten Kesselhutsen und Warenzüge, wanderten Dichter und Ränitter in unenbliger Reihe die Straße entlang. Den Minoritenmönchen, die gegen die Pracht der gotischen Kirchen gekämpft hatten, folgte Luther, der die Keime der Reformation auf dieser Wanderschaft zum Wachstum brachte, folgte Erasmus, der seine Gelehrte und zog von Süden kommend Karl V. widerwillig und gezwungen, in die deutschen, ihm, dem Kaiser, so fremden Verhältnisse einzugreifen. Er war der letzte Träger einer Krone, die der Papst einem römischen Kaiser deutscher Nation aufs Haupt

gebrückt hatte. Den deutschen Minnesängern und den gotischen Dichtern, einem Petrarca, einem Boccaccio folgten außer den Philosophen und Denkern die Künstler, teils von Aufträgen gerufen, Augsburg und Nürnberg, München und Prag mit ihren Werken zu schmücken, teils Anregung suchend bei südllicher Kunst und südllichem Himmel. Und der größte darunter, Albrecht Dürer, wurde „inwendig voller Figur“, als ihm die Kraft bewußt wurde, die südlliche Schönheit in deutscher Seele auszulösen vermag. Herr Walther mit seinen Liedern, Dürer mit seinen Bildern, Goethe als Romfahrer, Wissen und Lieben des Nordens im Herzen, bedeuten die festen, inneren Stützpunkte, durch die „das Land im Gebirge“ fest mit deutschem Wesen verbunden ist. Was an Sturmflut von der Poebene aus bis in die Rämme der Berge brandete, mußte immer wieder zurückfluten, als ob es gehalten sei von stark verankertem historischen Geseß.

Unruhe in das Tiroler Land brachte erst wieder der einzige Imperator, der sich nach Karl V. von einem Papste krönen ließ, Napoleon I., und aus dem Chaos, in das der Gewaltige Europa stürzte, züngelte im Alpenland die alte Fehde zwischen Wittelsbach und Habsburg empor. Der Preßburger Friede wies Tirol im Jahre 1805 den Bayern zu. Im sogenannten Kriege der dritten Koalition hatte Kurfürst Maximilian von Bayern auf französischer Seite gestanden. Als sich Erzherzog Johann, der sich kurze Zeit am Brenner verschanzt hielt, nach Südosten zurückziehen mußte, war Österreich verdrängt, und der Friede gab dem Kurfürsten das Land Tirol und die Krönigskrone, aber seiner Regierung gelang es nicht, in Tirol festen Fuß zu fassen. Wieder Durchgangsland in einer fast ununterbrochenen Reihe von Feldzügen, wehrte sich die Bevölkerung gegen die von außen ihr aufgezwungenen Verhältnisse, und wie zur gotischen Zeit, als Ludwig der Bayer sich das Land untertan machen wollte, loderte der Aufstand von den Tälern zur Höhe. Andreas Hofer ist der Held dieser Zeit. Weniger glücklich als seine Vorgänger in der Schweiz, die um den sagenhaften Tell und Arnold von Winkelried sich scharen, mußte der Landwirt vom Passenger, nachdem er seinem Aufstand zu Sterzing (1809) glänzenden Anfang gegeben und die Bayern zur Räumung von Innsbruck gezwungen hatte, sich in einer Alpenhütte verbergen. Ein Bauer verriet ihn, um den Preis zu gewinnen, den der Vizekönig von Italien auf Hofers Kopf gesetzt hatte, und ein trauriger Zug, den Patrioten kettenbeschwert in der Mitte, führte den Gefangenen „nach Mantua in Banden“, wie die Ballade sagt.

Nach dem Frieden von Schönbrunn teilten die Diplomaten das Land, Südtirol bis in die Nähe von Klausen und Meran kam an das Königreich Italien, der westliche Teil des Pustertals an die neugeschaffene Provinz Ägypten, der Norden blieb den Bayern, die ihn im Jahre 1814 an Österreich zurückgaben, nachdem dessen Heere den Süden und Osten erobert hatten. Der Wiener Kongreß bestätigte die Einheit Tirols als Kronland der österreichischen Monarchie. Dieser Zustand, den das 19. Jahrhundert für fest und unverbrüchlich hielt, wurde durch den Weltkrieg und dessen Folgen umgestoßen. Ein neuer Versuch will trennen, was geographisch und politisch im Kampf der Jahrhunderte sich als notwendige Einheit gezeigt hat, auf Grund einer falsch angewendeten Rassentheorie. Doch alles Künstliche ist vergänglich, und die wirtschaftlichen Gebote, die schließlich doch dauernd die politische Machtlage beeinflussen und beherrschen, haben immer wieder der historischen Logik zum Siege verholfen, wenn auch vorübergehende Gewalt anders bestimmte. Im Schicksal von Ländern und Völkern rechnen die Jahrhunderte, mag auch das Schicksal manches Jahrzehnts dazwischen die gegebene Entwicklung unterbrechen. Etere Geltung behält das Wort, das den goldenen Sprüchen des Pythagoras zugehört soll: „Was auseinandergerissen wird, strebt immer wieder zusammen.“

Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm

Vom Sinn der Pyramiden

Es bleibt zunächst ein Geheimnis. Aber gar manches Gespräch in fernen Ländern hat es mir immer wieder bewiesen: Kein Bauwerk der Erde übt magischeren Reiz aus, prägt sich so tief in die Sinne, zwingt in seiner rätselhaften Sachlichkeit zu derart gefesseltem Nachdenken wie das riesenhafte Ungeheuer der ägyptischen Cheops-Pyramide (Abb. 1).

Mit Reisenden habe ich gesprochen, denen die Zyklopenbauten Alt-Amerikas, Asiens und der Südeinseln vertraut waren, aber dieser Urzeuge der ägyptischen Frühzeit nahm auch bei ihnen eine Sonderstellung ein. Nicht die Gewalt der Masse kann es sein, nicht die Erinnerung an den Prunk ihrer Erbauer oder an die unzählbaren Sklavenhände, die hier Jahr um Jahr gefront hatten; nicht das Alter allein — hier mußte irgendwie ein Schleier ausgebreitet sein, der bis zur Stunde nicht gelüftet ward.

Vielleicht gelingt es uns, zu dem Geheimnis vorzudringen auf einem Wege, der zur tiefsten Verbundenheit des Menschenlebens hinführt, wenn wir uns anschicken, schlicht aus der Geschichte der Erde zu den Ursachen vorzudringen, denen die Pyramide überhaupt ihr Dasein verdankt.

Alle bisherigen Versuche, den Sinn der Pyramiden zu deuten, mißlangen und mußten mißlingen, da weder die Ansicht, es handele sich um Grabbauten, oder jene, wir hätten die in Stein verewigte Wissenschaft der Frühzeit vor uns, sich als haltbar erwiesen, zumal auch die rein architektonische Betrachtungsweise keine irgendwie glaubhafte Erklärung zu vermitteln vermochte.

Immer wurde zunächst etwas Wesentliches übersehen, nämlich die Tatsache, daß die alten Bauten in einer Art sinnvoll waren, daß sie etwas ausdrückten, was uns heute nicht mehr ohne weiteres verständlich ist, daß sie aber nicht in rein künstlerischer Hinsicht verklärte Schöpfungen in unserem heutigen Sinne, sondern Profanbauten, Rußbauwerke, also keine beabsichtig-

Der Türmer XXXI, 8

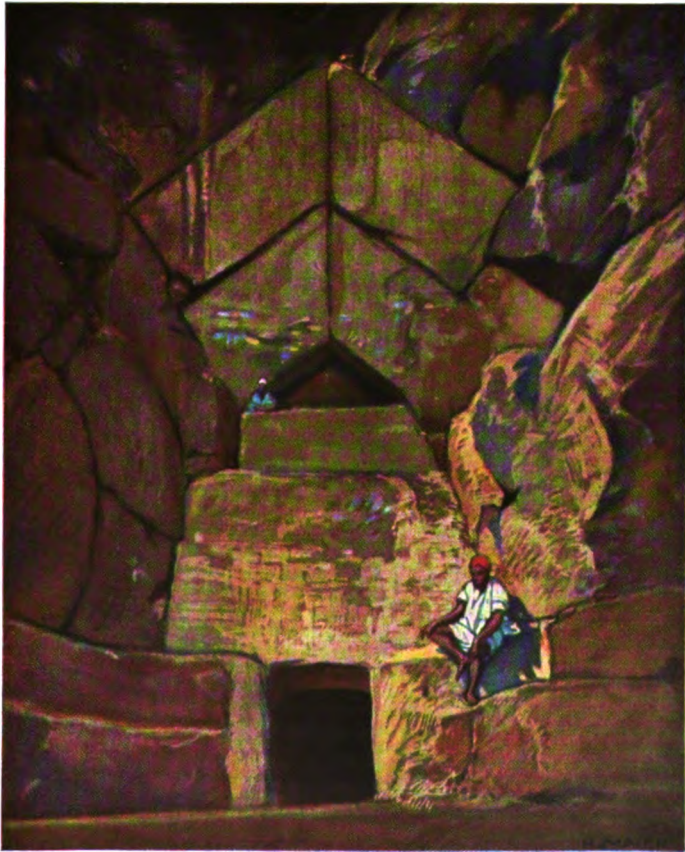


Abb. 1. Eingang zur Cheops-Pyramide (Aus Hanns Trichter, „In mondloser Zeit“)

ten und — dennoch Kunstwerke waren. Ich rühre hier an eines der tiefsten Probleme bei der Betrachtung der Bauwerke alter Zeit. Nur die Raumenge zwingt mich, gleich hier das Ergebnis hinzustellen: diese Erzeugnisse einer schollenverbundenen, kosmisch schwingenden Urkultur waren nach dem kosmischen Rhythmus, also, wie wir noch sehen werden, nach dem Weltgesetz gebaut, nach dem höchsten Gesetze des Lebens, das auch das schlechthin wesentlichste Gesetz der Kunst ist. Das aber ist eine Neuerkenntnis!

Und obwohl nun also die Betrachtungsweise des Baukünstlers unserer Tage das architektonische Geheimnis der Pyramiden nicht zu lüften verstand und auch nicht lüften konnte, werden wir voll Erstaunen erkennen, daß uns kein Kunst- oder Baustil der Erde den ehernen Zwang, sich der Umweltwandlung anzupassen, eindringlicher zu zeigen vermag, als eben die Pyramiden; denn von



Abb. 2. Stufenpyramide zu Sakkara in Ägypten (Aus Hanns Fischer, „In mondloser Zeit“)

der Zeit der Sintflut her, über viele, viele Jahrhunderttausende läßt sich bis zum ehrwürdigen Ulmer Münster, dem Kölner Dom, den Tempeltürmen Indiens und den seltsamen Dächern im Reich der Mitte die architektonische Abwandlung der Pyramide nachweisen.

Schicken wir uns nun aber an, den Weg dieser einzigartigen Bauform zu verfolgen, so wird sich uns zunächst die Frage nach der Ursache aufdrängen, welche überhaupt den Gedanken an die Gestaltung einer stufenförmigen Baulichkeit hervorrief. Wer indessen wollte sich aber anmaßen, über Jahrhunderttausende zurückzublicken, um hier und heute noch Feststellungen zu machen, die von grundlegender Bedeutung für gegenwärtige Erscheinungen wären? Zweifellos ist nur eines, nämlich, daß die Stufenpyramiden, wie wir sie in Sakkara in Ägypten (Abb. 2), auf den Südeefeln (Abb. 3) und in Mexiko (Abb. 4) finden, die ältesten Pyramidenbauten sind, während etwa die Cheops-Pyramide aus viel jüngerer Zeit stammt.

Halten wir dies fest und versuchen wir zunächst zu erfahren, ob wir in der Lebensgeschichte der Erde auf Vorgänge stoßen, welche den Frühmenschen zwingen, derartige Bauwerke zu errichten. Manchen mag dieses Vorhaben befremden. Indessen besteht, wie ich in meinem Buche „In mondloser Zeit“ (Jungborn-Verlag Bad Harzburg) gezeigt habe, kaum eine andere Möglichkeit. Die Gesetze der Kultur sind nämlich, einschließlich aller ihrer Äußerungen, auch die Gesetze der Erdoberfläche, oder erweitert ausgedrückt: Kulturgeschichte als Menschheitsgeschichte wird nur dann verständlich, wenn wir das Schicksal der belebten Erde kennenlernen. Was das im näheren bedeutet, wird sogleich klarwerden. Allerdings vermögen wir uns nicht auf den althergebrachten wissenschaftlichen Standpunkt zu stellen, der sich anspruchslos damit begnügte, die Erde an sich, also vorwiegend bis auf Licht und Wärme, als so gut wie völlig unabhängig vom Kosmos zu betrachten.

Mit Hanns Hörbiger sind wir vielmehr davon überzeugt, daß unser Heimatstern, als Glied unserer Sonnenwelt, pausenlos von den kosmischen Einflüssen abhängig ist. Vor allem bleibt



Abb. 3. Stufenpyramide auf einer Südpazifik-Insel (Aus Hanns Fischer, „In mondloser Zeit“)

nämlich zu berücksichtigen, daß der Weltraum, wie uns Meteore, Sternschnuppen, kosmischer Staub, Tierkreislicht, Kometenschweife zeigen, nicht, wie bisher angenommen, völlig leer ist. Mag die Erfüllung auch noch so gering sein, sie muß im Laufe der gewaltigen kosmologischen Zeiträume den ihn durchfliegenden Gestirnen einen meßbaren Widerstand entgegensetzen. Das Ergebnis ist ein Spiralenweg jener Sterne, die sich um ein Mittengestirn bewegen, derart, daß sich alle Planeten auf feingewundenen Spiralbahnen immer mehr diesem Mittengestirn, in unserem Falle also der Sonne, nähern. Alle Monde dagegen werden sich an die von ihnen umschlungenen Planeten heranschrauben. Bei näherem Zusehen ergibt sich auch, um hier gleich zu unserer Erde zu kommen, daß alle Wandelsterne, so also auch unser Heimatplanet, sich aus dem Zusammenfang ehemals selbständiger kleiner Planeten aufgebaut haben, und daß auch unser heutiger Mond nichts anderes ist, als ein ehemals zwischen Erde und Mars kreisender, gegenwärtig aber von den irdischen Schwerkraften festgehaltener Planet. Auch unser Mond muß sich der Erde immer mehr nähern, um sich in vielleicht fünf bis sieben Jahrmillionen bruchstückweise der Erde genau so anzugliedern, wie das seine Vorgänger getan haben. Das alles klingt, weil ungewohnt, hinlänglich phantastisch. Seltsam nur, daß die Tatsachen mit diesen Ableitungen aufs Haar übereinstimmen.

Betrachten wir die Dinge etwas näher und stellen wir uns den oft vorhanden gewesenen Zustand vor, daß die Erde zwischen Einverleibung eines Mondes und dem Neueinfang eines weiteren Begleiters mondblos war. Dann ergibt sich auf Grund bekannter, heute an Flut und Ebbe beobachtbarer Erscheinungen, daß die Verteilung der Wassermassen eine andere als gegenwärtig sein muß. Unser Mond macht selbstredend seine Zugkräfte (Gravitation) auch auf den flüssigen Teil der Erde geltend und saugt nach seinem Bahnweg, den wir hier der Einfachheit halber mit den Tropen gleichsetzen wollen, die Meere zusammen. Fehlt indessen der nächtliche Begleiter, so werden die Ozeane in den Tropen seichter, in den Polargebieten aber tiefer sein. Das wäre also der Zustand zur mondblosen Zeit. In dem Augenblick jedoch, wo ein bisher selbständiger kleiner Planet auf seinem Spiralweg zur Sonne (weil er kleiner ist als die Erde, muß er sich der Sonne schneller nähern als unser Heimatstern) der Erde so nahe kommt, daß er von ihren Schwerkräften festgehalten und zum Monde gemacht wird, müssen urplötzlich die Wassermassen von den Polargebieten teilweise nach den Tropen verlagert werden. Mit anderen Worten, die Tropenmeere steigen, die Polarmeere fallen. Nun muß sich aber, wie wir hörten, jeder Mond der Erde immer mehr nähern. Immer größer werden also die Saugkräfte, immer tiefer müssen also die Ozeane in den Tropen, immer seichter indessen in den Polargebieten werden. Die Äquatorialozeane steigen nun im Lauf der Zeit derart an, daß die tropischen, bis dahin bewohnbaren Niederungen unter Wasser gesetzt werden. Zu diesem Vorgang werden natürlich viele Jahrhunderttausende benötigt. Die dort befindlichen Völkerschaften werden also gezwungen, immer höher gelegene Gebiete aufzusuchen, bis sie endlich auf den höchsten tropischen Erhebungen angelangt sind. Die rätselhafte Inka-Kultur an dem fast 4000 Meter über dem heutigen Meere gelegenen Titicacasee findet so ihre einfache Erklärung. Um diese Zeit liegt also eine Art Wasser-Wulstring um die Tropen, den wir als Gürtelhochflut bezeichnen. Zu erwähnen ist aber, daß nicht nur auf den tropischen Höhen, sondern auch zwischen den Gürtelhochflut-Ufern und den auf der Nord- und Südhälfte gleichzeitig vorhandenen Eiszeitgebieten Menschen wohnen (Abb. 5).

Immer näher kommt nun der Mond, bis er sich endlich in einer Entfernung von der Erde befindet, in welcher seine Zusammenhaltkräfte von den Schwerkräften der Erde überwogen werden, derart, daß er sich auflösen und sich in Bruchstücken der Erde angliedern muß. Somit gehen aber ziemlich schnell jene Kräfte verloren, welche während der ganzen Mondzeit die Ozeane zur Gürtelhochflut in den Tropen aufgetürmt haben. Die hier angestauten Wassermassen werden also in ihre alten Betten nach Nord und Süd abströmen, die tropischen Niederungen also wieder freigeben, dagegen die zwischen ihren Ufern und den Eiszeitgebieten gelegenen bewohnten Landstriche mit einer allgemeinen riesenhaften Flut überfallen.

Dieses Ereignis, das uns aus urfernen Tagen in Hunderten von Überlieferungen aus allen Weltteilen berichtet wird, ist nichts anderes als die auch in der Bibel geschilderte Sintflut.

Wir mußten diese flüchtigen Ableitungen geben, um den Blick zu schärfen für die Notwendigkeiten, welche die damalige Menschheit jeweils zu erfüllen gezwungen war.

Denken wir an ein Volk, das unmittelbar an der Küste der Gürtelhochflut-Ufer, etwa im Norden wohnt. Da nun die Mondauflösung nicht von heute auf morgen, sondern innerhalb einiger Wochen vor sich ging, so werden die mit dem Meere vertrauten Küstenbewohner durch den immer mehr und mehr mit der zunehmenden Verringerung der Mondkräfte ins Land dringenden, ebbe- und flutartig hin und her schwappenden Ocean sich gezwungen sehen, ihr Hab und Gut auf Schiffen zu retten. Die vielfach überlieferten Berichte derartiger Maßnahmen, zu denen auch die Arche Noah gerechnet werden muß, gehören hierher. Wohnte aber ein Volk abseits vom Meere, in einem nicht erheblich über dem Meerespiegel liegenden Flachlande, wie etwa im südlicheren Teile Nordamerikas, so dürfte der Bau von Schiffen ferngelegen haben. Vielmehr wird man auf Hügel geeilt und sich, wie bei Flußüberschwemmungen, in Sicherheit zu bringen versucht haben. Als aber das Wasser immer mehr stieg, mußte man daran denken, weitere Vorkehrungen zu treffen; dann, wenn nicht, wie etwa in den Alpen, hohe Berge zur Verfügung standen.

Aus Holz wird man treppenartige Bauten errichtet haben, von denen uns in verschiedenen Sintflutberichten erzählt wird. Hier wurden also künstliche Höhen geschaffen, welche jeweils einen Teil der Bewohner des Flachlandes zu retten vermochten. Dort, wo solche Bauten nicht errichtet wurden oder werden konnten, gingen die Bewohner zugrunde.

Diese Erfahrungen des Mondniederbruches und der damit verbundenen Sintflut blieben bei den Nachkommen wach; denn sie sind ja in „Sagen“ und „Mythen“ bis auf unsere Tage gekommen. Sie blieben also auch in den Jahrhunderttausenden der auf die Sintflut folgenden mondlosen Zeit der Menschheit sehr zu ihrem Vorteile gegenwärtig.

Als nämlich der damals noch selbständige Planet Luna, unser heutiger Mond, immer näher an die Erde herankam, mußten sich auf Grund der Bahnwege beider Gestirne um die Sonne, in vielleicht jahrhundertlangen Zwischenräumen, beide, Erde und Luna, derart nähern, daß zwar der heutige Mond von seinem damaligen Bahnweg durch die Zugkräfte der Erde abgelenkt, aber nicht endgültig von ihr gefesselt werden konnte. Erst nach mehreren mißglückten Versuchen konnte Luna sich nicht mehr aus den Fangarmen der Erde befreien und wurde vor etwa 13 500 Jahren endgültig unser Mond.

Aber bei all den erheblichen, wenn auch zunächst vergeblichen Näherungen machte Luna ihre Schwerkraft auf die irdischen Ozeane geltend und saugte zur Zeit ihrer Erdennähe die Wassermassen von den Polargebieten sturzwellenartig nach den Tropen, dabei nur wenig über den Meerespiegелеmporragende Wohngebiete unter Wasser setzend. Ich glaube aber nicht, daß diese Erscheinung den Damaligen gänzlich unerwartet kam; denn wie andere Feft-



Abb. 4. Stufenpyramiden-Rekonstruktion aus Mexiko
(Aus Hanns Fißcher, „In mondloser Zeit“)

stellungen beweisen, besaßen diese Frühvölker eine hochausgebildete Astronomie. Sie werden also selbst dann, wenn sie von der ersten Überflutung überrascht worden sein sollten, sofort infolge ihrer sonstigen bisher ganz ungeahnten Kulturhöhe Mittel ergriffen haben, welche besonders die Bewohner der Tiefländer zu retten bestimmt und geeignet waren.

Und da erinnerte man sich der treppenförmigen Stufenbauten der frühen Vorfäter zur Zeit der Sintflut oder, wenn diese durch die Sagen immerhin berechnete Ansicht sich als falsch herausstellen sollte, man errichtete in Ziegeln oder Stein jene gewaltigen, dem Wellenanstürme trohenden, größere Volksmassen bergende Stufenbauten, wie sie uns in Sakkara, auf den Südeinseln und in Mexiko noch heute vor Augen treten. Diese Bauwerke waren also ehemals reine Zweckbauten, teilweise mit Gewölben und Kammern versehen, in denen die Geretteten während der Flut sich am Leben erhalten konnten (Abb. 4).

Spätere Jahrtausende verknüpften dann die Urüberlieferungen dieser künstlichen Rettungsberge mit den Berichten von den Stammvätern, die nach Ablauf der Sintflut von den Bergen niederstiegen, und verschmolzen alles zu einem Ahnenkult, der heute noch in manchen Völkern

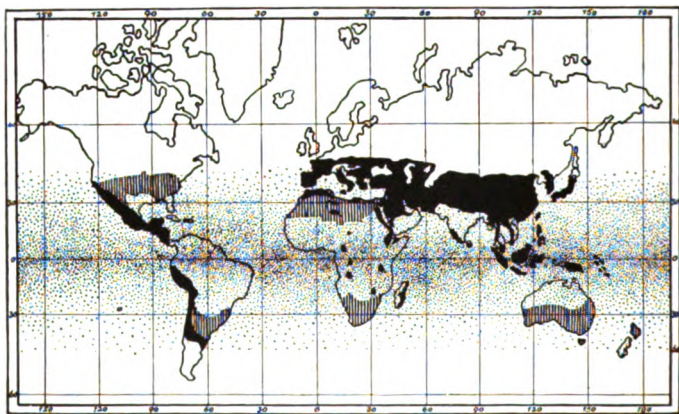


Abb. 5. Wohngebiete der Erde zur Zeit des „Großen Wassers“. Die dunkel gehaltenen Flächen sind für Menschen bewohnbar. Weiße Gebiete liegen unter Eiszeit, gepunktete unter der Gürtelhochflut (Aus Hanns Fischer, „In mondloser Zeit“)

lebendig ist. Weiter aber, wie ich in meinem oben genannten Buche bereits angedeutet habe, handelte es sich bei den Pyramidenrettungen vorwiegend um Weiße, die, Götter genannt, allgemein als eine menschliche Sonderschicht angesprochen und verehrt wurden. So entstanden aus Wahrheit und Dichtung die Götterberge, von denen uns der Olymp am vertrautesten ist.

Was aber den göttlichen Ahnen geweiht, was ihnen heilig war, mußte auch den Toten, besonders den edelsten, den Königen, als letzte Ruhestatt, als Ahnenbegräbnis würdig sein.

Die Erinnerung an den eigentlichen Sinn der Stufenpyramiden verblaßte. Die Pyramide wurde schlechthin zum Heiligtum, das mit einem Tempel getränkt wurde. Ja man ging, wie in Ägypten, dazu über, die Stufen abzudecken und die Königsgräber mit glatter, schlichter Fläche zu errichten.

Die Priester aber des Nillandes, jene Gefäße des uralten Wissens, kannten wohl noch die Zusammenhänge zwischen Kosmos und Stufenpyramide, wußten, daß hier astronomische Kenntnisse und kosmisch bedingte Notwendigkeiten zur Errichtung einfließen geführt. Darum haben auch sie in der gewaltigen, in der schönsten aller Pyramiden, in der des Cheops, ihr kosmisches Wissen

niedergelegt, in Stein verewigt und dabei Geseze festgehalten, die ihnen selbst vielleicht nicht einmal vertraut waren.

Sicher ist, daß im Bau der Cheops-Pyramide die Entfernung der Erde von der Sonne und die Länge der Erdbahn um das Taggeſtirn als eine harmonische Größe bewußt in einer maßstäblichen Verkleinerung von 1:1000 Millionen festgehalten wurde. Mithin errichteten die alten Ägypter, unterstützt von erheblichen mathematischen Kenntnissen, wie Friß Noetling, der geistvolle Entdecker der geheimsten Zahlenzusammenhänge der Cheops-Pyramide, dertut, ein kosmisches Bauwerk und, da im Kosmos überall Harmonie angestrebt wird, auch ein harmonisches Bauwerk von reiner Sachlichkeit. Keine der anderen Pyramiden des Nillandes zeigt die gleichen harmonischen Maße. Und darum prägt sich gerade die Cheops-Pyramide so unauslöschlich ein.

Das Wichtige an dieser Einsicht ist aber, daß das Harmoniegesetz, nicht aber der goldene Schnitt, keine menschliche Erfindung, sondern, wie Goethe sagen würde, ein Ur-Phänomen, eine kosmische Ur-Sache ist; und daß ferner ein reines, naturnahes Gemüt, ein kosmisch eingestellter, unverbildeter Mensch nur und allein das Harmonische schön zu finden vermag. Daß in ihm, dem Erdenstäubchen, im tiefsten, heiligsten Fühlen ein Müßen obwaltet, das in der Natur, gleichgültig ob auf der Erde oder im Kosmos, Regent und Sinn ist: Harmonie.

So kreisen die Planeten in harmonischen Entfernungen um die Sonne und auf harmonischen Wegen; so blicken die Plastiken eines Phidias, die Gemälde eines Raffael, das Weltbild eines Goethe in ihrer kosmischen Harmonie auf uns herab; so kann eines Menschen Leben nur dann als innerliche Erfüllung einer Persönlichkeit und damit dem Ganzen nützend, verlaufen, wenn es sich fernhält der naturentwöhnten Großstadt-Zivilisation und als Kulturäußerung schollenverwurzelt im kosmischen Rhythmus schwingt.

Das ist die Weisheit, die nicht wir Europäer entdeckten, sondern die jener zu Unrecht als „Wilder“ verachtete Polynesier (ein Kolonialvolf der Atlantis!) seit erdgeschichtlichen Zeiten zur Richtschnur seines Daseins gemacht hat: Alles Disharmonische ist unfittlich!

Das alles erzählen uns die Pyramiden. Und wenn wir unseren Blick öffnen für die Bauwerke Indiens, wenn wir vor der gewaltigen Pagode zu Condscheveram oder vor den Tempeltürmen von Benares, dem Siegesturm zu Chitor, dem Tempel zu Madura oder dem Kutb Minar in Delhi stehen, ob wir weiter in Birma die stufenförmigen Dachbauten des „Goldenen Klosters der Königin“ in Mandalay, der ehemaligen Hauptstadt dieses Königreiches, betrachten, um dann die seltsamen aber ganz ähnlichen chinesischen Stufendächer anzuschauen — wir werden in allen, wie im Turmbau überhaupt, jene Spur wiederfinden, welche von den sinstflutlichen hölzernen Rettungsbauten über die steinerne Stufenpyramide bis zum Kölner Dom, zur Pefinger Porzellanpagode oder zur japanischen Pagode in Jakushiji, in Nara oder den persischen Grabtürmen und Kuppelgräbern führt. (Hinzpeter hat neuerdings ähnliches in „Urwissen von Kosmos und Erde“ ausgesprochen.)

Nirgends in der Geschichte des Bauwesens steigt aus ähnlich altersgrauer Zeitentiefe eine Bauweise herauf bis in unsere Tage, in der Sinn und Über-Sinn, in der Tod und Leben, in der Wahrheit und Dichtung, in der profaner Brauch und heiliger Kult, in der Zweckmäßigkeit und Schönheit sich zu einem in sich verschlungenen Kranze derart einten, wie in den bisher so rätselhaften Pyramiden.

¹ Hier sprechen Jahrhunderttausende in Todesnot und betender Andacht zu uns eitlen Nachfahren, zu uns, die wir erst jetzt zu ahnen beginnen, welchen Höhenweg die Menschheit einst schritt, ehe sie dem Abstieg verfiel, der zu jener Tiefe führte, die wir Gegenwart nennen.

Hanns Fischer, Müden, Kreis Celle



Dolon

Friedrich Preller d. J.

(Aus dem Tücher)

Das Geheimleben der Erde

Es gibt heute ganz gewiß keinen Menschen mehr, der, so wie die Generationen vieler Jahrhunderte vor uns, daran glaubt, die Welt sei unveränderlich; Himmel, Sonne, Erde, Luft und Meer, das Leben und der Mensch seien ein einmal Gegebenes, das sich nie mehr wieder ändern wird. Man kann sich das gar nicht mehr vorstellen, wie denn die Menschen dahinleben konnten in diesem Glauben eines ewigen Gleichmaßes, so gelaufig ist es uns geworden, alle Dinge nach ihrem Werden zu befragen. Noch nie hat eine Idee einen so überwältigenden Sieg im menschlichen Denken errungen wie der Entwicklungsgedanke. Er ist aller Welt so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er einfach zur politischen Partei, mehr als das: zum Regierungsgrundsatz geworden ist. Denn welche Regierung würde es, welche könnte es wagen, zu sagen: Schluß mit aller Entwicklung und jedem Fortschritt! Von heute ab hat alles beim alten zu bleiben, so schlecht und recht, wie es gerade in der Gegenwart ist! Ein unauslöschliches Gelächter würde einen solchen Staatsmann hinwegfegen, denn auch der konservativste seiner Gilde muß Reformen ankündigen und eine bessere Zukunft versprechen, will er überhaupt auch nur angehört werden.

Aber was ist denn diese von uns jetzt als so selbstverständlich hingenommene stete Reformierung, diese Änderung und Verbesserung der Welt in Wirklichkeit? Ist das eine physikalische Energie, gleich der Atombewegung, ist es eine mythische, gleichsam seelische Kraft, die sich im Universum auswirkt, so etwa wie die Menschenseele, die unseren Körper und unser Tun und Lassen regiert? Die Frage ist nicht überflüssig. Man prüfe nur sich und seine Freunde darauf, und man wird merken, wie sehr sie alle Welt in Verlegenheit setzt.

Wodurch ändern wir uns? Da gibt es leichte und vielerlei Antworten. Durch unsere Umwelt, unsere Arbeit, unser Altern. Diese Altersgründe gelten auch für Tiere, sogar für Bäume oder irgendwelche Pflanzen. Sogar noch, wenigstens zum Teil, für die unbelebten Dinge. Zum Beispiel für einen Berg oder ein Tal. Sind beide jung entstanden, dann haben sie andere Formen als uralte Gebirge oder sogenante reife Täler. Die einen sind voller scharfer Grate, haben eine kühne Spitze, die jungen Täler sind senkrecht eingeschnitten, ihre Ränder sind noch nicht nachgestürzt, die alten Gebirge dagegen haben keine Hochgebirgsformen mehr, sondern sind sanfte Mittelberge mit runden Ruppen, und in ihnen weiten sich auch die lachenden, breiten, reifen Täler, denen moderner Malergeschmack schon seit langem den Vorzug vor der Hochgebirgsromantik gibt. Sogar die ganze Erdoberfläche als solche zeigt Spuren von Altern. Nicht etwa in dem Sinne, daß sie abgekühlt und ihre Rinde geschrumpft und dadurch zu mächtigen Gebirgsgügen aufgefaltet ist. Man hat das sehr lange Zeit geglaubt, und in „populären“ Naturgeschichten spukt immer noch etwas von dieser Überzeugung. Dann aber hat man sich ausgerechnet, daß auch eine Abkühlung von hundert Grad in der festen Erdrinde nicht eine solche Schrumpfung zur Folge haben könnte, daß sich das in Falten ausprägen müßte, und so ist man von diesem zunächst sehr einprägsamen Gedanken endgültig abgetommen. Aber immerhin: unsere liebe Mutter Erde ist aufgebaut aus vielen und sehr verschiedenen Gesteinschichten, und jede Beobachtung der Gegenwart zeigt sofort, wie langsam sich Gesteine bilden. Da ist der riesige Mississippi in Nordamerika, der in einer breiten und vielarmigen Mündung ganz unvorstellbare Mengen von Schlamm in das Meer hinausträgt. Dadurch lagert er jährlich zwei Millimeter Absatz zu den vorhandenen. Strabungen auf seinen Mündungsinselfn aber haben noch in zweihundert Meter Tiefe immer wieder Schlamm ergeben. Nun rechne man: zwei Millimeter im Jahr, zwei Meter in tausend Jahren, zweihundert Meter in zweihunderttausend Jahren. Solange fließt also der Mississippi den gleichen Weg, und diese Frist ist erst gleichsam letzter Tag im Erdbendasein. Also ist die Erde unermesslich alt, schon wenn man von allen anderen Anzeichen und Annahmen, die es dafür gibt, abliest.

Darum ist sie denn auch voll von uralten Dingen, alten Gebirgen, reifen Tälern, Spuren alter

und ältester Vorzeit und sogar mehr als das, es gibt auf ihr riesige, alpenhohe Gebirge, von denen auch die letzte äußere Spur verschwunden ist, seit so langer Zeit sind sie eingestürzt und abgetragen. Was ich meine, bezieht sich unter anderem auf die große, trostlos eiförmige russische Tiefebene. So weit das Auge blickt, ist sie eben. Nie würde jemand ein Gebirge an ihrer Stelle vermutet haben, wenn man nicht in die Tiefe gegraben hätte. Da fand man dann Gesteinsschichten, die nahezu senkrecht aufgestellt waren. In Winkeln von 70 und 85 Grad gingen sie empor und waren an der Erdoberfläche wie abgeschnitten. Legte man aber den Schichtenbau großer Flächen durch Bohrungen bloß, so kam man darauf, daß die einen Schichten sich an anderer Stelle wiederfanden in einer Stellung, die man zu einem Gebirge ergänzen konnte, dessen unterirdische Sodel noch in der Erde steckten, während die oberirdischen Sättel und Rämme schon längst vertragen und weggeschwemmt sind. Und wenn man dann nachrechnete, so fand man, daß jenes verschwundene Ruffengebirge die Höhe der heutigen Alpen gehabt haben muß. Wieviel Jahre müssen über die Erde hinweggeglitten sein, bis sich solches vollzogen haben kann.

Aber zwischen den „russischen Alpen“ und den schönen Tiroler und Bayrischen Alpen besteht eine ganz merkwürdige Beziehung. Wer auf die Zugspitze hinauffährt oder sonst einen Gipfel der Rallalpen besucht, findet nur zu leicht in 2000 und 3000 Meter Höhe im Gestein unzweifelhafte Spuren von Meeresstieren. Da Muscheln, dort Korallen oder Reste von Tangen. Diese Berge waren somit einst Meeresgrund, und forscht man nach, erweist es sich, daß solches etwa in der Zeit gewesen sein muß, als die russischen Alpen noch standen.

Die Sache ist phantastisch wie ein Märchen und doch durch hundert Tatsachen, die man hier nur nicht ausbreiten kann, bezeugt. Rußland, Norddeutschland, der Atlantische Ozean waren einmal Alpenland und sind jetzt Tiefebene oder gar Meeresenkung, die Alpenwilde aber war einmal Meeresgrund, über dem blaue Wasser rauschten. Was sich hier ereignet hat, ist keine Ausnahme. Überall noch, wo man nur genügend hineingesehen hat in das Werden und Vergehen, hat man dasselbe gefunden: ein Auf und Ab von Gebirgsbildung, Bergzerstörung, Hebung und Senkung bis zum Wechsel von Schneegipfel und lichtloser Meerestiefe.

Und nicht nur mit der Erdrinde verhält es sich so, auch der Himmel nimmt teil an dem steten Anderswerden der Verhältnisse. Auf Grönland und Spitzbergen, wo jetzt zehn Monate im Jahr der Frostriebe herrscht und der Boden in der Tiefe überhaupt nicht mehr auftaut, da steden in ihm die Reste von Laubbäumen, sogar von Palmen und sonstigen Südländpflanzen; der deutsche Boden birgt genug Zeugnisse, daß auf ihm in längst verwehelter Vorzeit Tropenwälder grünten und ebenso heiße Wüsten dürrsteten, wie jetzt in den Schluthöhlen der Erde, in Persien oder Rallifornien. Dagegen hat wieder altes Felsgestein in Afrika, in Indien und Australien der Wissenschaft verraten, daß es dort nicht immer heiß gewesen ist, sondern auch Schnee und Frost einer wahren Eiszeit herrschten.

Man wird ganz wirbelig davon im Kopfe. Alles dreht sich, alles bewegt sich, nichts auf Erden scheint für die Ewigkeit gebaut. Luft und Meer, Erde und Leben sind fließende Begriffe, sie wandern von dunklen Vergangenheiten zu unergründlicher Zukunft, und wenn wir sagen, Nordafrika ist eine Wüste, und Lappland ist kalt, wenn wir von Ost- und Nordsee, von Ozeanen und Gebirgen sprechen, so gilt das nur für heute. Wir sollten das Wort „Ewigkeit“ für Irdisches gar nicht in den Mund nehmen. Nicht nur, daß sich Menschenverstand dabei gar nichts vorstellen kann, es hat auch keinen Sinn. Ewig scheint überhaupt nichts zu sein, außer der „Welt“ selbst. In ihr aber geht alles, was da ist, allmählich durcheinander. Das eine verwandelt sich in das andere. Das Leben ist von seiner Umwelt abhängig, auf den Bergen leben andere Pflanzen als in den Ebenen, unter Tropenglut eine von den Polargegenden verschiedene Flora, im Meer haufen andere Tiere als auf dem Festland, und wenn das Meer abfließt, dann ist es eben aus mit seiner Fauna. Die Umwelt des Lebens, Berge, Ozeane, Klima und Hebungen wie Senkungen aber sind wieder von etwas abhängig, das man gewissermaßen als „das geheime Leben der Erdbugel“ bezeichnen könnte.

Jedenfalls ist dieses geheime Leben der Erde die Ursache, warum sich die

irdische Welt in sehr langen Zeiträumen, aber doch ganz unbezweifelbar, ändert. Noch kein Denker und Forscher hat das bezweifeln können, wenn er den Dingen nur genügend auf den Grund ging.

Gewisse Erscheinungen dieses Vorganges sind ja nicht allzuschwer erklärlich. So läßt sich z. B. die Gebirgsabtragung und Verwitterung der Gesteine ziemlich ungezwungen als eine Alterserscheinung deuten. Der Einfluß von Luft, Wasser, Sommerwärme und Frost verändert alles Gestein chemisch und auch mechanisch. Die Wirkung der Schwerkraft zwingt die abgelösten Bergteile, vom Felsblock bis zum leichten Sandkörnchen, von der Höhe herabzustiegen und sich flach auszubreiten. Vom fließenden Wasser fortgetragen, versinken die leichten Teilchen endlich in den Meerestiefen, füllen sie auf und liegen bereit zu neuen Auffaltungen. Diese vollziehen sich stets. Aus allen Erdzeiten hat man Beweise für sie gefunden. Die Erdrinde hebt, hebt gewisse Teile hoch, stürzt sie durcheinander, versenkt die anderen in die Tiefe. Warum? Wir wissen es nicht. Nach welchem Gesetz vollzieht sich das? Das ist dem Wissen noch durchaus unklar. Natürlich hat man allerlei Meinungen darüber ausgeheckt, aber keine ist von allen Naturforschern unter dem Zwang ihrer Beweise allgemein angenommen worden.

Noch weniger weiß man, warum sich die Klimazonen fortwährend verschieben. Wir wissen nur das eine, daß es in allen Erdzeitaltern warm und kalt gegeben hat, und das ist schon etwas sehr Wichtiges. Es war nicht so, daß etwa zur Steinkohlenzeit auf der ganzen Erdoberfläche Tropenhitze brütete und zur Eiszeit auch die Löwen Afrikas erfroren wären. Nein, nur die Gegenden von heiß und kalt waren anders verteilt im Lauf der Jahrtausende. Wie man sich ausgebrüht hat: Die Pole sind in langsamer Wanderung begriffen. Das Warum hat aber auch hier sein Fragezeichen behalten.

Sagt man alles zusammen, so sind ungeheure Erkenntnisse aufgetürmt worden von der Forschung, aber auch große Lücken sind geblieben. In der Erde selbst geht etwas vor sich, das ist sicher. Ihr Gang scheint nicht gleichmäßig zu sein, ihre Pole pendeln. Eine Regel ist darin nicht zu erkennen. Ihre Rinde wird durch das Zusammenwirken der Naturkräfte ständig verändert; sie ist eben nicht von heute. Erdbeben erschüttern sie, Hebungen und Senkungen schaffen fortwährend Gebirge und Meere. Das Gesetz dieser Änderungen ist aber nicht bekannt.

Jedenfalls aber ist Mutter Erde nicht tot: Man könnte, wenn man ein wenig dichterisch werden wollte, eher sagen: sie ist von einem geheimen Leben beseelt. Von ihm, also von einem noch dunklen Faktor, hängt die ganze Entwicklung des irdischen Seins, der Berge, Länder, Meere, des Klimas, des Lebens in allen seinen Formen ab. Das wissen wir sicher. Und das allein schon macht die ganze ungeheure Forschungsarbeit bezahlt, durch die dieses Wissen zu sicheren Tatsachen wurde.

Prof. Raoul Francé

Die deutsche Arbeitsnot

Reichsarbeitsminister Wiffell ist zu seinem 60. Geburtstag Ehrendoktor der juristischen Fakultät der Universität Kiel geworden. Ob das mehr seinem Freunde Radbruch oder der unter ihm erreichten Retordzahl von fast 3 Millionen Arbeitsloser in Deutschland zuzuschreiben ist, kann dahingestellt bleiben. Jedenfalls berührt die Ehrung eines deutschen Reichsarbeitsministers durch den Doktorhut doch höchst eigenartig in einer Zeit, in der die deutsche Arbeitsnot ein geradezu grauenhaftes Gesicht angenommen hat!

Dieses Gesicht ist nur zu einem kleinen Teil beeinflusst von der Witterung. Die gern als Entschuldigung angeführte strenge Kälte des letzten Winters ist nicht in dem Maße an der Katastrophenentwicklung schuld, wie es diejenigen gern behaupten, deren politische Ohnmacht in dieser Entwicklung zutage tritt.

Die Frage ist auch zu ernst, um sie in parteipolitischer Polemik zu erörtern. Sie ist so ernst, daß sie jeden einzelnen von uns heute etwas angeht, und daß wir uns mit ihrer nackten Tatsächlichkeit beschäftigen müssen. Sie ist Wirklichkeit — im Gegensatz zu dem, was uns zumeist an unwirklicher sogenannter Politik vorgelegt wird. Ob wir das alles wissen und gutheißen, das ist heute nicht von der Wichtigkeit, die unmittelbar genannt zu werden verdient und die von uns verlangt, mit offenen Augen erst das Elend unseres Volkes zu sehen, bevor wir darüber reden.

*

Zahlen sind langweilig, zumal wenn sie in großen Tabellen stehen. Aber einzelne Zahlen sind voll Blut und Leben, wenn wir sie ohne Zwang und System als Zeugen der Wirklichkeit zu begreifen suchen im Herzschlag unseres Menschentums. Und so sollen diese vor uns hintreten, die wahllos herausgegriffen sind aus einer Überfülle der größten Elendstatistiken unserer Zeit.

260000 Arbeitslose mehr als im Vorjahre betrug nach den Berichten der Landesarbeitsämter die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger mit 593589 Mitte Oktober 1928.

Am 15. Dezember 1928 befanden sich bereits 1299484 Hauptunterstützungsempfänger in der Arbeitslosenversicherung. Die objektive Verschlechterung gegenüber dem Vorjahre zeigen gerade diejenigen Berufsgruppen, die in der Arbeit nicht von der Witterung abhängig sind. Ende November 1928 wurden in der Metallverarbeitung 163000 arbeitslose Facharbeiter unterstützt gegen 76000 am gleichen Stichtag des Vorjahres. Im Bekleidungsgewerbe waren es entsprechend 88000 Facharbeiter 1928 gegen 41000 1927.

In der zweiten Hälfte des Dezember stieg die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger um 402000 auf 1702000. Das Arbeitslosenheer am Ausgang des Jahres überstieg das des Vorjahres um 514000 oder um 43%!

Das neue Jahr brachte die Katastrophe, die sich, wie die vorstehenden Zahlen beweisen, vorbereitet hatte, ehe der Eiswinter kam, die mit ihrer prozentualen Steigerung gegenüber den Vorjahren schon im Oktober eingesetzt hatte und nun erst ihren Höhepunkt erreichte mit Zahlen, die auch in der kältesten Zeit der Vorjahre niemals bestanden haben.

Am 15. Februar betrug die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger 2,3 Millionen. Die Zunahme vom 15. bis 31. Januar betrug beispielsweise 8,6%.

In der Provinz Posen-Westpreußen erreichte die Arbeitslosenziffer am 19. Februar als Stichtag die bisher höchste Zahl von 16190, in Pommern am gleichen Tage diejenige von 88611 Arbeitsuchenden. Zum Vergleich sei erwähnt, daß diese Zahl in Pommern am Jahresanfang bereits 73842 betrug und damit um 10000 höher war als die Vergleichszahl des Vorjahres.

Im Bezirk des Landesarbeitsamtes Brandenburg betrug die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger Mitte Januar 256000 gegen 235501 im Vorjahre. Das heißt: auf 1000 Einwohner kamen 33,39 Hauptunterstützungsempfänger. Für Berlin waren das 33,98. —

Die finanzielle Auswirkung dieser Arbeitsnot hat die doch an sich gewiß nicht geringe Leistungsfähigkeit der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung bereits soweit überschritten, daß diese, wie der Verwaltungsrat bei der Beratung des Haushalts Ende Februar mitteilte, zum vorläufigen Ausgleich ihres Haushalts Darlehen des Reiches in Anspruch nehmen mußte. —

*

Diese Zahlen der deutschen Arbeitsnot sind Beweise einer ausschließlich deutschen Not. Nicht die Arbeitslosigkeit an sich ist ein deutsches Problem, denn sie fordert in allen europäischen Staaten ihre Opfer. Aber ihr Umfang macht sie zu einer deutschen Angelegenheit.

Besonders die sozialdemokratische Presse ist heute voll von Beweisversuchen des Zusammenbruchs der russischen Sowjetherrschaft und bringt mit Vorliebe Aufsätze und Zahlen über die russische Arbeitslosigkeit. Prüft man die Zahlen nach, ergibt sich, daß z. B. in derselben Zeit, als

in Deutschland 1 304 000 Arbeitslose vorhanden waren, deren Zahl in Rußland 725 000 betrug! Um fast 100 % im Durchschnitt übersteigen die deutschen Arbeitslosenziffern diejenigen Rußlands.

Auch den anderen europäischen Ländern gegenüber steht Deutschland mit der Arbeitslosenziffer an erster Stelle.

Der deutschen Vergleichsziffer von 1 304 000 folgen

England mit	1 226 000	Polen	67 500
Italien	258 500	Ungarn	15 000
Österreich	98 000	Belgien	11 000
Tschechoslowakei	73 500	Frankreich	2 500

„Deutschland in der Welt voran“. Das Wort gilt heute von der Not des arbeitsamsten europäischen Volkes!

*

Und dennoch geben alle die Zahlen, die da aufmarschierten, noch nicht den Umfang der Arbeitsnot in ihren wahren Grenzen an. Es ist ein nicht kleiner Bruchteil der arbeitslosen deutschen Menschen, der außerhalb der von den Landesarbeitsämtern errechneten Zahlen steht. Das Angestelltenelend hebt sein Haupt!

Anfang November 1928 gab es in Deutschland nach den Meldungen des Reichsarbeitsblattes 174 755 arbeitssuchende Angestellte, von denen aber aus der Arbeitslosen- oder der Krisenfürsorge nur 78 369 Unterstützung erhielten. Fast 100 000 Angestellte waren demnach von der Arbeitslosenversicherung gar nicht erfasst und ohne jedes Einkommen. Was das bedeutet, wird klar aus der nüchternen Betrachtung der Arbeitsmarktlage: auf 10 arbeitslose kaufmännische Angestellte kommt eine offene Stelle. —

*

Und greift die Arbeitsnot nur nach dem Arbeiter, nach dem Angestellten? Greift sie nicht unmittelbar und mittelbar in alle Zweige der Wirtschaft und alle Berufe des Volkes?

Von 500 000 Reichsbeamten im Jahre 1923 wurden 140 000 abgebaut, in den Ländern und Gemeinden jeder vierte Beamte entlassen.

Die freien Berufe, den Mittelstand — wer erfasst die Zahl ihrer Arbeitsnot? Man sagt: sie sterben heimlich. Und nur eine Zahl gibt es, die ihr Elend enthält: Im Jahre 1926 verübten nach Angabe des Roten Kreuzes in Deutschland 63 000 Menschen Selbstmord. —

Und noch ein Beispiel, ein einzelnes, vom Elend dieser Kreise:

In Pafewalk erschien Anfang November 1928 ein 60jähriger Mann mit wallender Mähne. Er unternahm einen Dauerlauf von einer Stunde durch die Straßen in scharfem Tempo, in der rechten Hand eine Klingel, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, in der linken Hand eine Peitsche. Nach seinem Dauerlauf ging er mit einem Teller in die Häuser. Er wollte nicht verhungern. —

Und die letzte Zahl: eine Jahresbilanz 1928 über die Zahlungseinstellungen. Mit 8290 Konkursen und 3341 Vergleichsverfahren brachte 1928 ein Ansteigen gegenüber 1927 mit 5809 Konkursen und 1501 Vergleichsverfahren.

*

Die Tragik der deutschen Arbeitsnot liegt in dem 750-Millionen-Defizit des Reichshaushaltes. Das Reich ist am Ende seiner Kraft. Noch sind 21 943 Hektar preußische Staatsmoore zu kultivieren — wo aber sind die Mittel dazu?

„Die Arbeitskraft steht unter dem besonderen Schutz des Reiches“ — wo aber ist das Reich, das Schutz gewähren kann?

Wir können nach Gründen der Arbeitsnot suchen und deren viele finden. Wir können auf Wege nach Abhilfe sinnen und deren manche sehen. Aber die Gründe der Not und die Wege daraus dürfen nicht stecken bleiben in der politischen Unwirklichkeit, die die Ursache verleugnet!

*

In den Soz. Monatsheften vom 3. August 1916 schrieb der Sozialdemokrat Max Cohen-Reuß: „Die zahllosen und beweiskräftigen Tatsachen des englischen Wirtschaftskrieges lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, wie ernst das Bestreben der in England ausschlaggebenden Schichten (in Verbindung mit den Vereinigten Staaten) ist, die deutsche Wirtschaft auf Jahrzehnte zu Boden zu werfen. Mit dieser schlimmen und bedrohlichen Tatsache wird auch die deutsche Arbeiterchaft, um deren direkteste Interessen es sich handelt, zu rechnen haben, und sie wird prüfen müssen, welche Folgen sich für sie aus einer solchen Situation ergeben müssen.“

Die Erkenntnis war da. Aber gerade die Sozialdemokratie hat sie nicht beherzigt. An der Ursache der deutschen Arbeitsnot geht gerade diese Partei mit Stillschweigen vorüber.

Der Krieg hat die deutsche Wirtschaft auf Jahrzehnte zu Boden geworfen, weil Deutschland freiwillig diese Unterwerfung anerkannt hat, die politische im Versailler Diktat, die wirtschaftliche im Dawes-Abkommen.

Das erste Normaljahr des Dawes-Vertrages hat begonnen. Ist es ein Zufall, daß die tiefste deutsche Arbeitsnot in seinem Schatten steht? Ist es nicht vielmehr selber der aus einer weltgeschichtlichen Ursache erwachsene Grund dafür?

*

Politik der Gegenwart ist Sehen der Gegenwart in ihrer geschichtlichen Verbundenheit mit der Schuld der Vergangenheit.

Und Politik der Gegenwart ist es darum, die Wirklichkeit der deutschen Arbeitsnot denen ins Gesicht zu schleudern, die sich anmaßen, ein verblutendes Volk für „leistungsfähig“ zu erklären zur Erfüllung einer Fron, wie sie noch kein Volk der Welt hat leisten müssen!

Diese Zahlen der Arbeitsnot und das in ihnen nach Leben schreiende Blut deutscher Menschen sind Maßstab! Nicht das Geschwätz eines Parker Gilbert und eines „General“ Dawes!

Das sollen die wissen, die Deutschland in ihrem Herzen tragen. Deren sind genug, daß ihr Wille Berge versetzt, wenn die Flamme des Jorns sie für die Wahrheit streiten läßt!

Dr. Will Weder

Sport und Geist

Aus dem Volke der Dichter und Denker ist nach Goethes Tod ein Volk der Lehrer und Techniker geworden. Nicht der freie Geist, sondern der gebundene führt die Kultur der Gegenwart; auf der einen Seite der programmatisch-dogmatisch gebundene Geist, auf der anderen der der Naturwissenschaften. Nicht der Wert des Gedankens, sondern der Glaube an das eine oder andere Denkverfahren führt viele auch der sogenannten Besten von heute. Es ist eine Entgeistigung über uns gekommen, die in der übertriebenen Pflege der historischen und der Naturwissenschaften auf den Höhen unserer Geistesarbeit ihren sichtbarsten Ausdruck findet, und im Kino und Radio in den Niederungen sich ausbreitet. Eine über das Erhabene längst zum Lächerlichen gesteigerte Dialektik beherrscht unser Geistesleben. Die auf Staat und Volk gerichtete Dialektik Hegels ist uns verlorengegangen; ein kleinlicher Geist der Rechthaberei im Wort regiert.

Noch von einer Seite her beginnt man Breschen zu schlagen in die Mauer aller dieser formalen Ränke.

Es ist der Sport, der — ohne viel Worte — durch seine Taten ein neues Bewerten der Werte des seit Hegel und Goethe abgelaufenen Jahrhunderts und zugleich neue Werte überhaupt bringt.

Ein neuer Klassizismus bereitet sich durch den Sport vor. Schauen wir daher weit genug zurück, um für Gegenwart und Zukunft ein ausreichendes Blickfeld zu haben.

Der Sport der alten Griechen gilt uns als klassisch. Es bedarf keines besonderen Hinweises, daß die alten Griechen den Sport nicht um der bloßen Sportleistung willen pflegten. Die Einteilung der Olympischen Spiele in Wettkämpfe des Leibes, Wagentämpfe und musische Kämpfe beweist bereits das Ziel, das ihnen vorschwebte. Der Sport sollte eine der Praxistellen des Geistes für die zukünftigen Politiker sein, ja er wurde durch die Olympischen Spiele Jahrhunderte hindurch die wichtigste Praxistelle des Geistes überhaupt, weil der Erfolg in diesen Kämpfen die Höhe des seelischen Schwunges und der menschlichen Gesinnung der Sieger ausdrückte. Wenn es aber noch eines besonderen Belegs für die übersportliche Bedeutung des Sports bei den alten Griechen bedarf, so gewährt ihn die Tatsache, daß nur die Freien, d. h. die mit Bürgerrecht ausgestatteten Familien, die Wettbewerber zu den öffentlichen Kampfspielen stellen durften.

Der Sport war durch diese Beschränkung ein Vorrecht der zur nationalen Führung ausgewählten Familien, die nur etwa ein Zehntel der Gesamtbevölkerung umfaßten.

In dieser Beschränkung lag nach der ganzen Auffassung vom Wesen der Nation damals keine Zurücksetzung der übrigen neun Zehntel des Volkes, sondern umgekehrt, nur eine gesteigerte Verpflichtung der geschichtlich in die Führung des Volkes aufgestiegenen Familien, wie wir es ähnlich bei den Turnieren des deutschen Mittelalters in der Standespflicht zum Ritterspiel gehabt haben. Aus der politischen Bedeutung des Sports der alten Zeit erklärt sich nicht nur das Fehlen jedes Sportes der Unfreien, sondern auch der Frauen, denn auch die Frauen besaßen keine politischen Rechte.

Der Sport war die vornehmste Vorbereitung zum Dienst am Vaterland, entstanden als Ausgleich der dem Freien versagten körperlichen Arbeit in Haus und Hof.

Mens sana in corpore sano „Gesunde Seele in gesundem Körper“. Dieser Satz hat in der Gegenwart erhöhte Bedeutung gewonnen, einmal, weil der gesunde Körper seltener geworden ist als ehemals, dann, weil der gesunde Geist uns dringender nützt als je zuvor, drittens, weil es keine politische Unfreien mehr gibt, und viertens, weil die Frau politisch und beruflich frei geworden ist.

Die berufliche Vorbereitung ist in den letzten zwei bis drei Jahrhunderten immer enger, immer spezieller geworden; vor allem hat die Zeit nach dem großen wirtschaftlichen Aufschwung des 19. Jahrhunderts eine beinahe ungesunde Arbeitsteilung herbeigeführt.

Aus dem vielseitig tätigen Manne noch der letzten Lebensjahre unserer großen Dichter und Denker ist der spezialisierte Erwerbstätige geworden, der Tag um Tag, Jahr um Jahr, womöglich ohne Freizeit, eine geistig und körperlich abstumpfende Arbeit verrichtet.

Aus dem wirtschaftlich freien Bürger ist der politisch und rechtlich freie, wirtschaftlich aber doch oft recht abhängige Lohnarbeiter und Beamte geworden.

Neben einer dünnen Schicht traditioneller Bildung und Kultur steht heute eine breite traditionslose oder traditionsfeindliche Masse. Der Alltag ist zu hart geworden, als daß romantische oder poetische oder irgendwie verklärte Empfindungen die Masse der Erwerbstätigen leiten könnten. Schließlich ist die Frau in das Erwerbsleben eingetreten, hat den Mann teilweise „verdrängt“, hat damit aber auch das Bedürfnis nach neuen Lebensformen bekommen, die im sportlichen Ausgleich zur Erwerbsarbeit ihren wichtigsten Ausdruck suchen.

Es ist wirklich beachtenswert, daß viele hervorragende Menschen den Sport als die ihnen bestmögliche Ablenkung und als Sorgenbrecher betrachten, ob es Reiten oder Tennisspiel, Angeln oder Autofahren ist.

Erst bei einer jüngsten Rundfrage an eine stattliche und ausgewählte Künstler- und Gelehrten-schar, deren Ergebnis im „Berliner Lokal-Anzeiger“ vom 31. März 1929 abgedruckt ist, haben fast alle — und nicht zuletzt die Gelehrten unter ihnen — den Sport als ausgezeichnete Ablenkung und günstige Vorbereitung auf neue geistige Arbeit gekennzeichnet. Professor Baehner (Berlin) erklärt: „Rein Genußgibt beseitigt besser die Ermüdung von geistiger Arbeit und bringt

schneller Erholung als eine geregelte sportliche Tätigkeit“, und Konrad Veidt sagt: „Ich liebe den Sport, weil ich ihn brauche, um körperlich und geistig immer auf der Höhe zu sein.“

Am „Tag des Buches“, den wir uns in Deutschland am 22. März 1929 bereitet haben, mußte man vielfach hören: der Sport habe uns entgeistigt, der Sport sei der stärkste Gegner des Buches, der Sport ziehe uns geistig hinab.

Nur selten vernahm man demgegenüber, daß es auch Sportler gäbe — und gerade unter den bestleistenden —, die sich für das „Buch“ interessieren, ja die fleißig und geistig studierende Akademiker seien. Sowohl im Vortraining wie im schärfsten Training findet der Sportler gerade durch ein gutes Buch oft die beste Ablenkung und Erholung. Denn Alkohol, Nikotin und körperliche Ablenkung anderer Art sind ihm „verboten“ und werden auch gar nicht gesucht, weil deren Schädigungen für die sportliche Leistung bekannt sind. Im Vortraining bleibt ihm tatsächlich Zeit genug zu ablenkender Beschäftigung, und im Endtraining wird ihm das Intervallen-Training von seinem Sportwart aufgezwungen, um zur „höchsten Form“ nicht schon vor dem Wettkampf aufzulaufen.

Eins ist klar, daß der aktive Sportsmann nicht gleichzeitig unter die geistigen Produzenten gehen kann, von einigen besonders gelagerten Fällen vielleicht abgesehen.

Aber das können ja auch andere ernsthaft körperlich Arbeitende nicht, und es ist wohl auch kein Geheimnis, daß die allermeisten sogenannten Geistesarbeiter nicht geistige Produzenten sind, sondern sich durchaus und mit Recht in bescheidener Ausanwendung des einst Gelernten beruflich betätigen.

Weshalb soll da gerade der Sportler eine besondere Ausnahme machen und zugleich mit seiner sportlichen Höchstform eine literarische Höchstbildung erreichen? — Sport und Geist gehören zusammen — oder keiner von beiden gedeiht. Aber nicht irgendein einzelnes Wissen darf als geistige Leistung vom Sportler gefordert werden, sondern die Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten.

Geist ist nicht „Wissen“ schlechthin, sondern die Kraft, Wissen aufzunehmen, und weiter die Kraft, aufgenommenes Wissen in gehobener Weise zu verwerten.

Geist ist geradezu ein „Können“, Geist ist Verstand, Geist ist „Gedanken haben können“. „Körper und Geist“ ist die große Synthese aller Zeiten für alle bedeutenden Menschen gewesen; und nur ein glückliches Verhältnis von Körper und Geist im einzelnen Menschen befähigt ihn zu hervorragendem Können.

Wie gelangt der einzelne zu solch glücklicher Verbindung von Körper und Geist?

Die Antwort lautet in den verschiedenen Zeitaltern verschieden. Aber nehmen wir an, daß die Zeitalter einer langen Menschheits Epoche dem Auf und Ab des einzelnen Menschen ähneln, so steht fest, daß der junge Mensch geistig am ehesten reif wird, wenn er die geistige Ausbildung nicht allein betreibt, sondern in seine körperliche Entwicklung und Ausbildung einfügt. Es steht weiter fest, daß der reife Mensch die Körperreise zum geistigen Ausleben nutzt und seine Körperreise dabei verlängert, nicht durch geringeres geistiges Ausleben, wohl aber durch einen Zusatz von körperlicher Arbeit, sei es je nach Veranlagung eine harmlose Zimmerymnastik, sei es öffentlich betriebener Sport. Nur im eigentlichen Frühstadium des Menschen, in der Zeit, die er als infans, als noch nicht verstandesmäßig lebend zubringt, und vielleicht noch in der Zeit der körperlichen Auflösung, die nicht mit dem Greisenalter zugleich zu beginnen braucht, tritt der Sinn der Körperbildung hinter den bloßen Lebenswillen zurück. Nur in diesen beiden Stadien braucht er keine „Leibesübungen“ als Bildungsmittel, obgleich sie nicht notwendig schaden, wenn sie angewendet werden, wie die neuere Säuglingspflege zumindest für dieses Lebensalter beweist.

Der Sport entwickelt Körper und Geist gleichmäßig im jungen Menschen und er hält Körper und Geist in der Wage im reifen Menschen.

Die sportliche Betätigung macht körperliche Anspannung nötig. Das ist richtig; es steht aber

fest, daß das Erlernen der Beherrschung der Muskeln keine rein körperliche Arbeit ist, sondern gleichzeitig eine gewaltige geistige Spannkraft voraussetzt, ja schafft.

Ein Blick in das Auge und auf die sonstigen Sätze geistiger Regsamkeit bei hervorragenden Sportsleuten beweist deren hohe Intelligenz und Erziehung zur Selbstbeherrschung; Eigenschaften, die auch für rein geistige Arbeit von größter Bedeutung sind. Aber noch mehr! Der Sport erzieht auch zur Konzentration der Nerven.

Es ist kein Geheimnis, daß die sportlichen Bestleistungen sehr viel weniger eine Muskelsache als vielmehr eine Nervensache sind.

Die „Hypokultur“ ist ein sportlich fast unbekannter Begriff; geregelte Sportbetätigung schafft selbstverständlich den Körper, aber keine Sportveranstaltung vergeht, ohne daß die kaum Halbstarren gut abschneiden, während die mit Muskeln bepakteten Leute doch recht oft versagen; der beste Beweis dafür, daß die bloße Muskelarbeit dem Sportler gar nicht merklich lohnt.

Wie wir jemand als geistig hochstehend ansprechen, der eine hohe Bildung gut verwendet, so ist auch die gute Verwendung der sportlichen Ausbildung eine Angelegenheit des Geistes.

Eine ganz andere Gefahr als die geistige Verflachung droht dem Sportler: die, daß er dem Sport zu viel Zeit widmet und seine eigentliche Berufsarbeit oder Berufsausbildung vernachlässigt. Aber niemand wird behaupten wollen, daß hierbei die geistige Entwicklung des Sportlers leiden müsse. Zeigt doch die Wirklichkeit, daß viele der besten Sportler sich im akademischen Leben und in gehobenen Berufen auszeichnen. Daß in England der Ruderwettbewerb zweier Universitätsmannschaften nun schon seit 100 Jahren Hunderttausende anlockt, daß in den Vereinigten Staaten von Amerika ähnlich wie bei uns gerade Jungakademiker und gehobene Angestellte die erfolgreichsten Sportsleute sind, spricht auf jeden Fall nicht gegen die Geistigkeit des Sports, ja nicht einmal dagegen, daß der Sport vielleicht dem einen oder anderen unserer cracker ein oder zwei Studiensemester kostet.

Denn wie oft bedeutet doch solcher Zeitverlust in der Jugend einen Gewinn für das übrige Leben. Wegen der unleugbaren Bedeutung des Sports für die geistige und seelische Entwicklung der Jugend sollte die Sportpflege in den gesamten öffentlichen Unterricht einziehen, wie es die Reichsjugendkämpfe schon seit einigen Jahren vorbereiten. Neben der bloßen „Leibesübung“, die wir Turnen nennen, müßte der Sport als Wettspiel in allen Schulen und Hochschulen zum Unterrichtsprogramm gehören.

Wie das Turnen sich mit Hilfe des Schulturnens seit den 70er Jahren erst zu einer großen Vereinsbewegung entwickelt hat, wird auch der Schulsport dem vereinsmäßigen Sportbetrieb erst den richtigen, allgemein wirksamen Anreiz verleihen. Wer den Geist der Gegenwart steigern will, der muß den Sport der Jugend pflegen.

Professor Dr. Hellmuth Wolff, Halle a. S.

Das künftige deutsche Strafgesetzbuch

(Besonderer Teil)

In einem im Aprilheft des „Fürmers“ erschienenen Aufsatz wurde darauf hingewiesen, daß man in Deutschland schon seit längerer Zeit am Werke ist, ein neues Strafgesetzbuch zu schaffen, und daß dieses, wenn möglich, ein gemeinsames für Deutschland und Österreich werden soll. Die Grundgedanken, auf denen dieses neue Strafgesetzbuch aufgebaut werden soll, wurden in jenem Aufsatz dargelegt. Ebenso sehr wie diese interessieren Änderungen im besonderen Teile, d. h. bei den einzelnen Tatbeständen der Verbrechen und Vergehen, und diese sollen heute

kurzer Erörterung unterzogen werden. Natürlich muß sich die Darstellung auf die wesentlichsten Änderungen beschränken und auf solche, die nicht nur für den Juristen, sondern insbesondere auch für das Laienpublikum von Interesse sind. Gerade von dem letzterwähnten Gesichtspunkt aus empfiehlt es sich, nicht der Systematik des Entwurfs zu folgen, sondern diejenigen Abschnitte herauszugreifen, bei denen ganz besondere Abweichungen und Neuerungen gegenüber dem geltenden Recht eintreten sollen.

Beginnen wir mit den Tötungsdelikten. Hinsichtlich der Unterscheidung zwischen Mord und Totschlag hat es der Entwurf des neuen Strafgesetzbuchs beim bisherigen Recht gelassen: Mord ist die vorsätzliche, mit Überlegung ausgeführte Tötung eines Menschen, während die vorsätzliche, aber nicht mit Überlegung ausgeführte Tötung Totschlag ist. Der Mord — und nur er als das einzige Verbrechen im ganzen Strafgesetzbuch — wird wie bisher mit dem Tode bestraft. Ob diese Bestimmung im Reichstag eine Mehrheit findet, muß dahingestellt bleiben. Bekanntlich besteht eine scharfe Gegnerschaft gegen die Beibehaltung der Todesstrafe. Man bezeichnet sie als ein mit den Anschauungen unserer Zeit nicht mehr zu vereinbarendes Ueberbleibsel aus der grausamen Strafrechtspflege früherer Jahrhunderte; man bestreitet ihre abschreckende Wirkung und weist darauf hin, daß im Falle irtümlicher Verurteilung und Vollstreckung der angerichtete Schaden unter keinen Umständen mehr gutgemacht werden kann. Das letzterwähnte Bedenken ist nicht von der Hand zu weisen, und wenn die Todesstrafe beibehalten wird, so muß alles, was möglich ist, geschehen, um Fehlurteile zu vermeiden. Geschieht dies, so erscheint es doch in hohem Maße zweifelhaft, ob man dem Staate gerade in der jetzigen Zeit, wo schwere und scheußliche Kapitalverbrechen keineswegs selten sind, dieses äußerste Straf- und Machtmittel aus der Hand nehmen soll. Aber es muß von demselben ein überaus sparsamer und vorsichtiger Gebrauch gemacht werden. Nur in den schwersten Fällen des Mordes darf auf Todesstrafe erkannt und auch da, wo auf sie erkannt wird, darf sie nur vollzogen werden, wenn auch die entfernteste Möglichkeit eines Fehlurteils ausgeschlossen erscheint.

Bei der Tötung auf Verlangen, d. h. in denjenigen Fällen, in denen der zu Tötenbe selbst den ernstlichen Wunsch ausspricht, getötet zu werden, bringt der Entwurf insofern eine begrüßenswerte Neuerung, als er das unsinnig hohe Strafmindestmaß des geltenden Rechts — 3 Jahre Gefängnis — auf eine Woche herabsetzt und daneben die Möglichkeit gibt, statt auf Gefängnis auf die Ehrenstrafe der Einschließung oder auf Selbststrafe zu erkennen. Gerade dieses Verbrechen kann vom Täter aus derart achtenswerten Beweggründen begangen werden, man denke an den Fall, daß ein uns nahestehender, dem sicheren Tode verfallener Angehöriger dringend fleht, ihn von unerträglichen Schmerzen und Leiden zu befreien, — daß dem Richter die Möglichkeit gegeben werden muß, je nach Lage des Falles auf eine milde Strafe zu erkennen. — Verleitung zum Selbstmord soll in Zukunft strafbar sein. — Die mildere Bestrafung der Rindestötung gegenüber der gewöhnlichen Tötung soll nicht nur der unehe-lichen, sondern auch der ehelichen Mutter zugute kommen. Mit Recht geht man davon aus, daß die psychisch abnormen Zustände der Gebärenden, die zu einer milderen Beurteilung der Rindestötung führen, ebensowohl bei der ehelichen wie bei der außerehelichen Mutter vorhanden sein können. — Eines der schwierigsten und am heikelsten umstrittenen Verbrechen ist die Abtreibung der Leibesfrucht. Vielfach wird gefordert, sie straffrei zu lassen. Man sagt, das Kind im Mutterleibe ist nur ein Teil des weiblichen Körpers, über den die Mutter wie über andere Teile ihres Körpers frei verfügen kann. Das ist nicht richtig. Die Frucht ist von Anfang an ein selbständiges Lebewesen, das den Schutz des Gesetzes für sich in Anspruch nehmen kann. Man weist darauf hin, daß die Zahl der zur Verurteilung führenden Abtreibungen gegenüber der Zahl der begangenen sehr gering sei. Das mag zutreffen, bildet aber keinen Grund, die Abtreibung strafflos zu lassen. Mit diesem Argument könnte man das ganze Strafgesetzbuch aus den Angeln heben. Es werden unendlich mehr Diebstähle begangen, als abgeurteilt werden, und doch hat noch kein Mensch daran gedacht, den Diebstahl strafflos zu lassen.

Man macht endlich geltend, zur Zeit treibe die Furcht vor Strafe die Schwangere dazu, zum schweren Nachteil ihrer Gesundheit die Abtreibung selbst vorzunehmen oder sie durch einen Pfuscher vornehmen zu lassen; gebe man die Abtreibung frei, so werde sich die Schwangere regelmäßig an den Arzt wenden, der künftgerecht und ohne Schaden für den Körper der Schwangeren die Schwangerschaft unterbrechen werde. Auch dieser Einwand überzeugt nicht. Es ist nicht richtig, daß die künftgerechte Unterbrechung der Schwangerschaft ein harmloser, nicht schädigender Eingriff ist, und außerdem kann schon mit Rücksicht auf die Kostenfrage keineswegs mit Sicherheit erwartet werden, daß bei Freigabe der Abtreibung die Schwangere stets die Hilfe des Arztes in Anspruch nehmen werde. Versagen sonach die Gründe, die für Freigabe der Abtreibung geltend gemacht werden, so ist andererseits nicht zu übersehen, daß die Freigabe zu einer ungeheueren Verwilderung des Geschlechtslebens führen würde, zu einem hemmungslosen Geschlechtsverkehr, der aus sittlichen und medizinischen Gründen nicht zu billigen wäre, und daß die Zahl der Abtreibungen dann noch eine viel größere sein würde als bisher, was bei dem ohnehin zu beobachtenden Geburtenrückgang geradezu von Unheil wäre. Es ist daher dringend zu wünschen, daß die Abtreibung nach wie vor strafbar bleibt. Wohl aber muß dafür gesorgt werden, daß der Arzt, der lediglich aus medizinischer Indikation, um die Schwangere vor ernstlicher, nicht anders abzuwehrenden Gefahr für Leben oder Gesundheit zu bewahren, nicht mehr, wie es bisher der Fall war, Gefahr läuft, wegen Abtreibung mit schwerer Strafe belegt zu werden. In richtiger Erkenntnis dieses Abelsandes hat der Entwurf eine Bestimmung aufgenommen, wonach in solchen Fällen eine Abtreibung im Sinne des Gesetzes nicht vorliegt.

Eine ähnliche Regelung wird getroffen hinsichtlich der künftgerecht zu Heilzwecken erfolgenden ärztlichen Eingriffe schlechthin. Solche Eingriffe — meistens wird es sich um Operationen handeln — erachtet die bisherige Rechtsprechung als objektiv rechtswidrige Körperverletzungen, soweit sie nicht mit Einwilligung des Kranken vorgenommen werden. Der Arzt, der eine Operation ohne Einwilligung, sei es auch lediglich in dem Bestreben, dem Kranken zu helfen, ihn vielleicht vor dem Tode zu retten, künftgerecht vornimmt, läuft Gefahr, wegen gefährlicher oder schwerer Körperverletzung bestraft zu werden. Diesem für die Ärzte unerträglichen, auch für das allgemeine Rechtsempfinden unverständlichen Standpunkt macht der Entwurf ein Ende, indem er ausdrücklich erklärt, daß solche Eingriffe keine Körperverletzungen sind. Wohl aber kann der Arzt, der gegen den Willen des Kranken einen solchen Eingriff vornimmt oder eine Schwangerschaft unterbricht, wegen eigenmächtiger Heilbehandlung bestraft werden. — Von weittragender Bedeutung ist auch die Bestimmung, daß eine mit Einwilligung des Verletzten verübte Körperverletzung straflos sein soll, wenn die Tat nicht trotz der Einwilligung gegen die guten Sitten verstößt. Nach der Rechtsprechung wirkte bisher die Einwilligung nur bei leichten, auf Antrag zu verfolgenden Körperverletzungen strafbefreiend. Die neue Bestimmung kann von Bedeutung werden bei der vielumstrittenen Frage der Unfruchtbarmachung (Sterilisierung).

Bei der Beleidigung wurde bisher vielfach, besonders von der Presse, beklagt, daß die zur Straffreiheit führende Wahrnehmung berechtigter Interessen vom Angeklagten nur dann geltend gemacht werden konnte, wenn es sich um eigene Interessen des Angeklagten handelte, oder um solche fremde Interessen, die den Angeklagten persönlich nah angingen. In Zukunft können ohne diese Beschränkung berechnete öffentliche oder private Interessen gewahrt werden, wenn dieses Interesse das Interesse des Beleidigten überwiegt. — Neu und von Bedeutung ist auch die Bestimmung, daß, wenn eine beleidigende Behauptung Angelegenheiten des Privat- oder Familienlebens betrifft, die das öffentliche Interesse nicht berühren, der Wahrheitsbeweis ausgeschlossen ist, wenn die Behauptung in der Absicht, zu schmähen, oder aus Gewinnsucht, oder aus einem anderen niederen Beweggrund öffentlich aufgestellt oder verbreitet worden ist. Man will damit den Unzuträglichkeiten begegnen, die sich zur Zeit aus der unbefchränkten Zulassung

des Wahrheitsbeweises ergeben. Derartige rein familiäre Dinge sollen nicht an die Öffentlichkeit gezogen werden, und wer es aus Schmähsucht usw. tut, soll bestraft werden ohne Rücksicht darauf, ob die Behauptung der Wahrheit entspricht oder nicht.

Mit Recht wird darüber geklagt, daß heutzutage viel zuviel Eide geschworen werden und daß damit der Eid, zumal er nach der Verfassung jetzt auch in nichtreligiöser Form geschworen werden kann, wesentlich an Bedeutung verloren hat. Sache des mit dem Strafgesetz seinerzeit gleichzeitig in Kraft tretenden Einführungsgesetzes wird es sein, die dormalen geltenden prozessualen Bestimmungen dahin abzuändern, daß die Notwendigkeit eidlicher Zeugenvernehmung und damit die Zahl der Eide sich wesentlich vermindert. Dies bedingt aber, daß schon die wesentlich falsche uneidliche, vor der Behörde abgegebene Aussage unter Strafe gestellt wird, wie es der Entwurf tut.

Eine wesentliche Erweiterung haben die Amtsdelikte erfahren, indem Täter nicht nur der Beamte im bisherigen Sinne, sondern der Amtsträger ist, d. h. jeder, der bestellt ist, ein öffentliches Amt auszuüben.

Wegen Urkundenfälschung kann bisher nur bestraft werden, wer eine öffentliche oder eine zum Beweise von Rechten oder Rechtsverhältnissen bestimmte Urkunde fälschlich anfertigt oder verfälscht und von ihr zum Zwecke der Täuschung im Rechtsleben Gebrauch macht. Die Urkundenfälschung ist also ein sogenanntes zweiseitiges Delikt. Fälschung oder Verfälschung ohne Gebrauchmachen konnte nur — bei schwerer Urkundenfälschung — als Versuch bestraft werden. Der Entwurf ändert dies dahin ab, daß schon Fälschen oder Verfälschen allein, wenn es nur in der Absicht späteren Gebrauchmachens geschieht, als vollendete Urkundenfälschung strafbar ist; ebenso natürlich das Gebrauchmachen von einer falschen oder verfälschten Urkunde.

Stark eingeschränkt ist die Brandstiftung. Sie soll in Zukunft nur strafbar sein, wenn durch die Inbrandsetzung einer eigenen oder fremden Sache eine Gefahr für Leib oder Leben oder in bedeutendem Umfang für fremdes Eigentum herbeigeführt wird. Fehlt eine dieser Voraussetzungen, so ist die Inbrandsetzung der eigenen Sache straflos, die Inbrandsetzung einer fremden nur als Sachbeschädigung strafbar.

Von Bedeutung ist, daß Diebstahl, Raub, Unterschlagung zu Bereicherungsdelikten gemacht werden. Bisher genügte die Wegnahme in der Absicht rechtswidriger Zueignung, und bei der Unterschlagung die rechtswidrige Zueignung der im Gewahrsam des Täters befindlichen Sache; der Entwurf verlangt, daß die Wegnahme oder Aneignung in der Absicht erfolgt, sich oder einen anderen unrechtmäßig zu bereichern. In Zukunft würden also Fälle, in denen jemand eine fremde Sache sich zueignet, nicht um sie zu behalten, sondern etwa sie alsbald zu vernichten, nicht mehr als Diebstahl strafbar sein. Der Entwurf bestraft sie als dauernde Entziehung von Sachen.

Neben der vorsätzlichen soll in Zukunft auch die fahrlässige Fehlerei strafbar sein. Wer eine Sache erwirbt, soll mit Vorsicht vorgehen und sorgfältig prüfen, ob sie nicht gestohlen oder sonst durch strafbare Verletzung fremder Vermögensrechte erlangt worden ist.

Gewisse, dem Betrug ähnliche Fälle, deren Verfolgung aus dem Gesichtspunkt des Betrugs nicht selten auf Schwierigkeiten stößt, hat der Entwurf zu einem Sonderdelikt gestaltet unter der Bezeichnung: Erschleichung freien Zutritts. Darunter fällt vor allem die Schwarzfaherei auf der Eisenbahn, die Erschleichung freien Zutritts zu Theatern usw. und der Automaten Diebstahl.

Hiermit sind eine Reihe wesentlicher Änderungen und Neuerungen, die der Entwurf im Besonderen Teil bringt, gekennzeichnet. Noch andere ließen sich, wenn der Raum es gestattete, anführen; aber schon aus den hier erörterten wird sich erkennen lassen, daß diese Änderungen und Neuerungen vielfach erhebliche Verbesserungen gegenüber dem geltenden Rechte bedeuten.

Oberreichsanwalt a. D. Professor Dr. Ebermayer, Leipzig

Das Recht

Von Richard von Schaukal

Wie klein du seist in dieser großen Welt,
Du weihst dich, Mensch, auf deinen Platz gestellt.

Hast dir dein Haus gebaut, den Herd geweiht:
Mit dir und deinem Werk begann die Zeit.

In Worten ward, was dir die Brust bewegt,
In Zeichen hast du schaffend Sinn gelegt.

In Stamm und Volk erwuchs dir dein Geschlecht,
Aus Zwang und Macht entrang sich Schutz und Recht.

Da Sitte deine wilden Triebe band,
Ward Vätererde dir zum Heimatland.

In Grenzen schränktest du dein Streben ein,
Freiwillig dich von Freiheit zu befreien.

In deiner Pflicht erkanntest du die Kraft,
Die, statt zu wuchern, sich zum Ziel errafft.

Und Ordnung ging als heilige Frucht hervor,
Wo sich Gewalt ihr Opfer sonst erkor.

Hüte das Recht, von dem die Säkung zengt,
Wehre der Willkür, die es frevelnd bengt!

Es wölbt sich schirmend über deinem Haupt:
Wehe dem Volk, das an sein Recht nicht glaubt!

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einwendungen
sind unabhängig vom Standpunkt des „Lümmers“

Am Stagerrak Zufallsschlacht?

Im „Lümmel“, Heft 6, S. 563, wird bei Anführung des 80. Geburtstages des hochverdienten Großadmirals v. Tirpitz ausgesprochen, daß es seine Schuld nicht war, daß die Hochseeflotte im Weltkriege untätig in unsern Häfen liegen blieb und sie nur in einer „Zufallsschlacht“ am Stagerrak zum Schlagen kam. Es wird dadurch der Gedanke nahegelegt, daß mit der Hochseeflotte weit mehr zu erreichen war, wenn sie im Tirpitzschen Sinne verwandt worden wäre. Diese Annahme stimmt nicht. Die Hochseeflotte hat, von Anfangsfehlern abgesehen, geleistet, was nach ihrer Stärke und bei dem defensiven Verhalten der britischen Flotte nur irgend möglich war. Es ist richtig, dem Zwange der Verhältnisse entsprechend und nicht kräftig genug, eine offensive Kriegsaufgabe wie das Brechen der Blockade zu lösen, lag die deutsche Hochseeflotte lange scheinbar untätig in unsern Häfen, aber eine „Zufallsschlacht“ war die Stagerrakschlacht nicht. Es ließ sich auch nicht die spätere Erfahrung dieser Schlacht, daß die Pulverkammern der englischen Schiffe gegen Feuergefahr schlecht gesichert waren, voraussehen. Deshalb hatten die verantwortlichen deutschen Stellen, der Admiralstab, recht, davon auszugehen, daß die etwa halb so große deutsche Hochseeflotte unter gleichen Bedingungen trotz ihrer großen Tüchtigkeit der gleichfalls tüchtigen britischen Flotte nicht gewachsen sei. Nur wenn die englische Flotte dicht an die deutsche Küste herangekommen wäre, wie Tirpitz gehofft und für seinen Flottenbau angenommen hatte, konnte eine Gefechtslage entstehen, die den Kräfteunterschied einigermaßen ausgeglichen hätte. Aber ein solches Herankommen entsprach nicht den Absichten der englischen Seekriegsführung. Schon vor dem Kriege hatte der Bau von U-Booten in Deutschland und die englische Erfahrung mit U-Booten bei ihren Flottenmanövern die englische Marine dahin geführt, die Besiznahme von Vortum durch Überfall im Kriegsbeginne aus ihrem Kriegsplan zu streichen. Die Heldentat Weddighens durch Versenken von drei Panzerkreuzern mit U 9 am 22. September 1914 an der holländischen Küste und das Versenken des neuen Großlinien Schiffes Audacious durch eine Mine bei Irland am 27. Oktober 1914 hatten dann gerade am Anfang des Weltkrieges die große Wirksamkeit der Unterseewaffen stark unterstrichen. Vorsicht und immer wieder Vorsicht bestimmte von da ab das englische Handeln. Eine Seeschlacht auf offener See wollte Jellicoe wohl schlagen, aber an die deutsche Küste, wo durch Minen und Unterseeboote seiner Flotte eine Falle gelegt sein konnte, wollte er nicht heran. Die ruhmreiche Vergangenheit der britischen Flotte und die Kriegsaufgaben, die ihm gesetzt waren, erlaubten ihm diese Zurückhaltung.

Auf der deutschen Hochseeflotte wurde ein Kampf herbeigesehnt. Mit Schiff gegen Schiff fühlte man sich dem Engländer gewachsen. Die Flotte wollte gern etwas leisten. Es ging ihr gegen die Ehre, neben der Armee beiseite stehen zu müssen. Aber wie war eine Leistung zu erreichen? Der Ausgang der beiden Gefechte vor der Stagerrakschlacht, bei denen Flottenanteile durch englische Übermacht überrascht worden waren, wurde schmerzlich und unwillig empfunden. In beiden Gefechten hatten die Engländer kein Schiff verloren und am 28. August 1914 nur 35 Tote, am 24. Januar 1915 sogar nur 14 Tote gehabt, während der deutsche Verlust am 28. August drei kleine Kreuzer und ein Torpedoboot mit 712 Toten und 381 Gefangenen und am 24. Januar im Doggerbankgefecht ein Schlachtkreuzer und 954 Tote und 189 Gefangene betrug. Die Schuld an diesen Mißerfolgen wurde auf den Schiffen den fehlerhaften Maßnahmen der Flottenleitung und den Anweisungen zugeschoben, die sie von höherer Stelle empfangen

hatte. Es fand ein Wechsel des Flottenchefs statt. Dem Admiral Pohl wurde die Führung der Hochseeflotte anvertraut und nach dessen Ertrankung im Januar 1916 dem Admiral Scheer. Scheer besaß den nötigen Wagemut, um auch gegen Übermacht Erfolge erringen zu können. Er scheute sich nicht, viel weiter in die Nordsee vorzustoßen als seine Vorgänger. Eine Entscheidungsschlacht suchte er nicht, aber die Möglichkeit, mit dem englischen Gros zusammenzutreffen, nahm er in den Kauf. Sein Wunsch war, mit einzelnen Teilen der Flotte, die auf verschiedene Häfen verteilt war, zusammenzustoßen, die deutschen Torpedobootsflottillen zum Nachtangriff zu bringen, und nachdem deren Heranführung geglückt war, nachts den Rückmarsch anzutreten. Indem er den Feind herauslockte, dachte er ihn beim Verlassen der Häfen durch vorgelegte U-Boote zu schädigen. In diesem Sinne ist sein Vorstoß nach dem Stagerral am 31. Mai 1916 und sein frühzeitig abgebrochener Vorstoß gegen Sunderland am 19. August 1916 aufzufassen. Eine „Zufallschlacht“ kann man die Stagerralschlacht nicht nennen, da die britische Flotte, nachdem sie durch Entzifferung aufgefangener Funkprüche erfahren hatte, daß die deutsche Flotte auslaufen wollte, etwa fünf Stunden vor dieser die Häfen verließ, um mit ihr zusammenzutreffen. Es war also nicht Zufall, daß die deutsche Flotte, statt einen Flottenteil anzutreffen, auf die gesamte britische Flotte stieß. Ihr großartiger Anfangserfolg gegen die Aufklärungsstreitkräfte unter Beatty nahm ein Ende, als dieser sie auf das englische Gros unter Jellicoe hingezogen hatte und dieses, plötzlich aus dem Schlachtenqualm auftauchend, die denkbar günstigste taktische Stellung einnahm. Die deutsche Flotte litt nun schwer durch das Artilleriefeuer der Engländer, die selbst kaum einen Treffer erhielten. Aber es gelang Scheer, durch ein geschicktes Manöver mit Deckung durch Vorstoß der Torpedobootsflottillen und deren Rauch und Nebelbildung sich der Umklammerung zu entziehen. Er konnte bei der einsetzenden Nacht den Rückmarsch antreten und seine zum Teil sehr zerflossenen Schiffe in Sicherheit bringen, während Jellicoes Versuch, ihm den Weg nach der deutschen Bucht abzuschneiden und ihn am nächsten Morgen zur Fortsetzung des Kampfes zu zwingen, mißglückte. Den zum Nachtangriff abgesandten deutschen Torpedobootsflottillen, zu deren Heranführung Scheer nach der Lösung einen nochmaligen Vorstoß gewagt hatte, blieb ein Erfolg versagt, da sie den Feind nicht fanden. Mit dem großen Erfolg am Stagerral hatte Scheer die vorangegangenen beiden Schlappen der Hochseeflotte wieder gut gemacht und das Vertrauen zur Waffe und zur Führung wiederhergestellt. Er sah ein, daß ein durchschlagendes Ergebnis zur Beendigung des Krieges mittels der Hochseeflotte nicht zu erreichen war und berichtete entsprechend dem Kaiser. Ihre Verwendung trat dann gegenüber dem uneingeschränkten U-Bootskriege völlig zurück. Sie lieferte den U-Booten die Offiziere und Besatzungen. Wie die Großtat Weddighens mit den drei Panzerkreuzern, blieb die Großtat Scheers (und Hipfers) durch Vernichtung von drei Großkampfschiffen ein Einzelfall, der sich in gleicher Weise nicht wiederholen konnte, weil die Engländer sofort die nötigen Folgerungen aus ihrem Mißgeschick zogen. Sie beseitigten durch automatisch wirkende Abschlußvorrichtungen ihrer Pulvertammern und Verstärkung der darüber liegenden Panzerbeds die Gefahr des Indieluftfliegens für ihre Schiffe und gaben ihnen durch Einführung wirkungsvollerer Geschosse die Möglichkeit, mit ihrer Artillerie bedeutend mehr zu leisten. Deshalb ist die Stagerralschlacht ebensowenig wie als Zufallschlacht, vielmehr als eine Schlacht anzusehen, deren Ergebnis die Leistungsfähigkeit beider Flotten im ganzen Weltkriege feststellte.

Vizeadmiral a. D. Dr. h. c. Galtzer

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Albert Trentini

Das ganze Schaffen Trentinis ist ein unwiderleglicher Beweis für die Richtigkeit der Joseph Nablerschen Stammestheorie. Nur in jenem heute getrockneten Grenzland, da italienische Landschaft von deutschem Geiste erlebt und genossen wird, nicht als flüchtige Reise-landschaft, sondern als Heimat und Besitz, konnte ein Geist wie der Trentinis erwachsen, der deutsch in der Gesinnung, doch dieser Landschaft und damit auch romanischem Geiste und Fühlen nähersteht als wir alle, denen nur zuweilen die Sehnsucht danach im Blute rebelliert.

Rein äußerlich gab sich das romanisch beeinflusste Temperament vielleicht noch deutlicher in Trentinis Frühwerken kund. Im „Sieg der Jungfrau“, den der neue Verleger Trentinis, Georg D. W. Callwey in München, eben neu aufgelegt hat, in „Lobesamgasse 13“, im „Großen Frühling“ und anderen Werken. Hier spricht der unbekümmerte Deutsche, der unbekümmert romanischen Einfluß aufnahm. In der „Deutschen Braut“ beginnt er bereits die beiden Elemente zu scheiden. Ja, dieses Buch gestaltet eben das Problem, dessen Drückendes und Beglückendes Trentini wohl erst in der eigenen Seele dumpf gefühlt haben mochte, bevor es ihm zum Problem wurde, dessen Analyse ihn befreien sollte. Die beiden Gegner sind hier Mann und Weib. Mann, Weib und Gott, die drei Grundgewalten menschlichen Schicksals erfüllen Trentinis Schaffen. In diesem modernen Gegenwartsbuch herrschen die beiden menschlichen Gewalten vor. Ein Italiener verlobt sich mit einer Deutschen, im Kampf und Widerpiel werden die Vollnaturen sich beide ihrer verschiedenen Form und Art bewußt und gehen auseinander, ohne Haß, in der reinen Erkenntnis ihres Wesens. Damit glaubte Trentini wohl sich dieses Problem von der Seele geschrieben zu haben, Deutscher und nur Deutscher geworden zu sein. Aber der Wachsende wird sich immer klarer, daß keiner ungestraft Wesenteile seines Selbst und seiner Seelenart verleugnen darf. Ein Tropfen romanischen Fühlens war in ihm, er fühlte ihn, konnte sich seiner nicht entledigen, durfte es nicht, wenn er nicht seinem Selbst ein wichtiges Teil entreißen wollte. Und Trentini fand bei Goethe, wie so mancher geistige Deutsche, Trost und Ruhe. Als Molos Schiller-Roman erschien, erwogen manche die Möglichkeit eines Goethe-Romans. Jeder kam zur Überzeugung, daß dieser unmöglich sei. Unmöglich, weil die ersten Kapitel schon ein unübertrefflicher Meister vorweggenommen, Goethe selbst. Wer wollte den erkennen, der sich am Ende seines Lebens selbst genauer erkannte, als es je nachforschende Wissenschaft oder Kunst vermöchte?! Nur eine verwundbare Stelle der Unklarheit hatte Goethe, der Mann, zwei Jahre der Reisezeit seines Lebens blieben ihm selbst lange Zeit unerklärlich. Trentini erkannte sie mit dem scharfen Blick des Liebenden und durfte Goethes „Italienische Reise“ gestalten, den Roman von seiner „Erweckung“ schreiben.

Goethes „Italienische Reise“ ist mehr Tagebuch, weniger Kunstwerk als „Dichtung und Wahrheit“. Hier durfte ein ehrfürchtiger Dichter und Denker weiterdichten. Aber nur einer, der diese Südensehnsucht bis ins Tiefste verstand, dem es selbst gelingen konnte, südlische Fülle in nordische Form zu bannen, einer, der selbst „das Land der Griechen mit der Seele suchte“, und dem es doch gegeben war, eine nordische Walpurgisnacht inmitten südlischer Umwelt zu erleben. Trentinis Wagnis war ungeheuer. Aber es ist geglückt. Mag man auch manches dagegen einwenden, die manchmal allzu langen Reden etwa, daß nicht alles in Handlung (auch seelische Handlung) im Lessingschen Sinne umgesetzt wurde, keiner kann sich diesem Reichtum an Erde,

Klang, Wohlklang, Süße, Geist und Leben verschließen, auch der nicht, dem einige Grundbegriffe fehlen, zum Kern des Ganzen vorzubringen. Verstehen wird es wohl nur der Goethe-Kenner, erschließen kann es jeder Fühlende. Es hat keinen Zweck, einzelne Tropfen aus diesem Meer zu schöpfen, etwa die wundervolle Glockenstelle am Anfang des ersten italienischen Kapitels, die grandiosen Szenen in der Villa Borghese (die ich den berühmten Musikalkapiteln vorziehe), sprachliche Wunderblüten aufzuzeigen. Ich kann mir kaum vorstellen, daß Trentini den Goethe-Roman übertreffen wird. In seinen späteren Büchern zwingt er die Leser, meinem Gefühle nach, allzu oft, „vom primitiven Bankett ihrer fünf Sinne aufzustehen und sich an den Fastentisch des Denkens zu setzen“. Es liegt in der Natur jedes geistigen Dichters, daß ihm im Weiterstreiten das Dichter-sein nicht mehr genügt, daß er Prophet und Messias werden will, er wird es doch meist auf Kosten seines Dichtertums. Im „Webstuhl“, so schöne, große Kapitel auch darin enthalten sind, sieht Trentini manchmal schon hart am Rande des Abstraktions. Wer ihn liebt, rufe ein „Zurück!“ auf die Gefahr hin, den Gewarnten zu erzürnen. Er muß es nicht „dreimal sagen“. Wer ihn erkennt — und das werden leider nur immer wenige sein —, der versteht ihn auch beim einmaligen Hören. Wir wissen ganz gut, daß alles im Trentini der reifen Periode in Gott mündet, nicht nur in seinem Drama „Paradies“, dessen Auführung wohl leider kein Direktor wagen wird, der mit einem Durchschnittspublikum rechnen muß. Zwei Menschentypen kommen, nach Trentini, Gott am nächsten, der Künstler und der barmherzige Bruder, wie es im Goethe-Roman ausgesprochen wird. „Künstler“ im weitesten Begriff als „Schaffender“ verstanden.

„Mir bin ich Alte und mir bin ich Herde, mich einzig lieb' ich hier — ihr tanzt nur nach wie Müdenschwarm . . .“ sagt Algon im „Paradies“. Auch die Schüz, Moritz und Bury im Goethe-Roman sind nichts als „Müdenschwarm“. Goethe weiß es und — leidet darunter. Tragödie des Schaffenden, erlebtes Leid. Man könnte Goethe — Trentini setzen, wenn nicht eines von dieser Gleichung den Dichter des Goethe-Romans selbst abhalten würde, die Ehrfurcht.

Das ist das Omega dieser Künstlerpersönlichkeit, deren Alpha tiefstes Selbstbewußtsein ist. In unserer Zeit, da viele beim grellsten, schamlosesten Alpha stehenbleiben, da Arnold Bronnen diese Schamlosigkeit zum Gipfel trieb in der Novelle „Der Tod des Scherkspieler“ (sic!), die mit den lieblichen Worten beginnt „der Scherkspieler war trotz seiner Tragödien und Lustspiele am Verreden“, tut es unendlich wohl, einen Künstler zu ehren, der zeigt, daß wahres vergeistigtes Künstlertum fähig ist, über menschliches „Verreden“ zu triumphieren.

Robert Hohlbaum

Erinnerungen an Jean Paul

Vor mir liegt ein altes Tagebuch aus dem Jahre 1817. Vergilbte Blätter mit oft schwer zu entziffernden Schriftzügen, die bald in schwarzer, bald in roter Tinte geschrieben sind.

Es ist ein „Almanach oder Geschäftskalender für alle Stände auf das Jahr 1817“. Dieser Kalender hat nun für jeden Tag freien Raum für Eintragungen, und der damalige Besitzer desselben, ein Balte, Wolbemar v. Ditmar, der in Heidelberg studierte, hat diesen Raum fleißig benutzt und die Seiten mit kurzen, zuweilen höchst interessanten Bemerkungen versehen.

Geistig rege und gelblich unabhängig, benutzte er seine Zeit dazu, mit Gelehrten, Dichtern und geistig hochstehenden Menschen zu verkehren und Briefe zu wechseln.

So verkehrte er mit Jean Paul, mit Eliza von der Rede, Frau von Rüdenner, der Herzogin von Kurland, Rozebue, Voß u. a. und korrespondiert mit einigen von ihnen.

Wir finden unterm 28. April 1817 eine Eintragung: „Zum Mittag war ich bei der Herzogin

von Rurland. Abends führte ich bei ihr ein den Kirchenrath Abegg und Prof. Wagemann. Sie schenkte mir eine Tabaksdose und ein Gedicht ‚Die Erinnerung‘ von Hensel.“

Unterm 26. April vermerkt er: „Die Herzogin von Rurland ernannte mich zum Ritter des Dorotheenordens und schenkte mir den Dorotheenorden.“ Und unterm 26. Juli: „Die Herzogin von Rurland ließ mir durch die Plattoli sagen, daß ich am 17. Juni von der rurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst zum Mitgliede ernannt sey, mit ihr, der Herzogin, zugleich.“

Auch Prinz Gustav von Schweden ist häufig bei ihm, und eine Notiz vom 27. Juli besagt: „Nektall und ich gaben dem Prinzen Gustav von Schweden, Prof. Rind, Zachariae, von Polier und Dr. Pfister ein Diner.“

Besonders interessante und ausführlichere Aufzeichnungen finden wir aber über Jean Paul, für den der Tagebuchschreiber eine besondere Schwärmerei und Verehrung hatte. Mit diesem großen Dichter und größten deutschen Humoristen korrespondiert er bereits, bevor dieser nach Heidelberg kam. Eine Eintragung vom 6. Februar 1817 besagt: „Den 6. an Jean Paul geschrieben. Viola Odorata blühte (gewiß eine Seltenheit).“ Und eine solche vom 21. März lautet: „Frühlingsanfang und Jean Pauls Geburtstag. Er ist geboren im Jahre 1763, also 54 Jahre alt.“

Endlich am 6. Juli kann er schreiben: „Heute kam Jean Paul an.“ Am 7. Juli bereits will er ihn besuchen, trifft ihn aber nicht zu Hause. Am 8. Juli endlich die Notiz: „Ich war bei Jean Paul.“ Am nächsten Tage kommt er bereits zweimal mit seinem Lieblingsdichter zusammen, denn er notiert für diesen Tag: „Zu Mittag war ich mit Schwarz, Voß jun. und Jean Paul bei Frau von Ende. Zum Abendessen waren bei mir: Jean Paul, Thibaut, Voß jun. und Schwarz.“

Unterm 11. Juli notiert er: „Abends in großer Gesellschaft bei Voß mit Jean Paul, wo ich Albert Ludwig Grimm aus Weinheim kennen lernte. Abends führte ich Jean Paul nach Hause. Es blühte oft und Jean Paul nannte es: Der Himmel tut seine Augen auf.“

Am 12. Juli, also sechs Tage nach Jean Pauls Ankunft in Heidelberg, sollte ihm zu Ehren ein Fackelzug stattfinden, über dessen Verlauf sich folgende Eintragung findet:

„Raum langte Jean Paul Richter am 8. Julius zum Besuche seiner Freunde in Heidelberg an, als es gleich der laute Wunsch aller hiesigen Akademiker war, diesem so hoch geachteten Dichter ihre Verehrung und Anhänglichkeit öffentlich kundzutun. Man wollte deshalb am 12. abends in einem feierlichen Fackelzuge, bestehend aus allen Studierenden, von mehreren Musikchören begleitet, ihn, den Erwünschtesten, in unserem Musensitze willkommen heißen und ihn, den Lieblingsdichter der Deutschen, mit Lorbeeren krönen. — Zufällige Umstände bestimmten den akademischen Senat, die Erlaubnis, eine friedliche Musik zu bringen, nicht zuzugestehen. — Doch dies konnte uns nicht abhalten, dem Manne, der uns so oft mit seinem Nektar speiste, laut unserer Dank, unsere Liebe zu bezeigen. Mehrere Studierende versammelten sich zu diesem Zwecke und zogen abends am 12. Juli ohne Geräusch, etwa 200 an der Zahl, zu seiner Wohnung, wo einige 50 mit Fackeln versehene Männer, die wir in einem benachbarten Hause verborgen gehalten hatten, zu uns traten (denn selbst Fackeln bei uns zu führen, war uns nicht gestattet), und wo freudig: ‚Jean Paul Richter, dem Lieblingsdichter der Deutschen, dem Kämpfer für Freiheit und Recht, ein dreifaches Hoch!‘ erscholl.“

Während nun ein von meinem Kommilitonen C. . . verfaßter, das Lob des Dichters bezweckender Gesang angestimmt wurde und die erwählten Ehrenritter sich zu demselben begeben sollten, trat der herrliche, liebevolle Kraftmensch mit Tränen im Auge selbst in unsere Mitte. Jeder wollte ihn sehen, jeder ihn berühren; es war ein Kampf, seine Hände zu drücken. ‚Oh,‘ sagte er, hätte ich nur 100 Arme, um sie alle Euch allen zu reichen; ich weiß, Ihr wollt nur das Gute und Rechte; wie sehr lieb ich Euch alle, dann, indem er die sich immer darreichenden Hände fortbrückte, sagte er: ‚Jede Hand ist ein Herz! In meinen Werken könnt Ihr Euch irren; aber hoch erfreut es mich, daß Ihr in mir den deutschen Mann erkennt. Ja, für Deutschland, für Recht will ich kämpfen bis ich sterbe!‘ Eine ergreifende Szene! Freude, Liebe und Begeisterung aufs schönste entfaltet! — Als der Gesang verklungen war, sprach er noch die Worte: ‚Ich dachte

jetzt mehr an Gott als an uns', dann entfernte er sich, begleitet von unseren heißesten Wünschen. Zu uns dreien, das heißt Schwarz, Voß und mir sagte er: „Sie sehen jetzt einen seeligen Menschen. 10 Meilen möchte ich gehen und dort zu Hause bleiben; die Freude drückt mich zu Boden.“

Am 13. Juli scheint v. D. ein besonders tiefes und eindrucksvolles Gespräch mit Jean Paul gehabt zu haben, denn wir finden dort folgende Eintragung: „Am 13. Juli hatte ich ein langes Gespräch mit Jean Paul über das Herrliche in der Jugend. Plötzlich bemerkte ich, daß eine Spinne über zwei Nelken lief, die er sich an die Brust gesteckt hatte. Ich griff nach ihr und nahm sie weg. Er fragte mich, was da wäre? Ich antwortete: Eine Spinne. — ‚Verzeihen Sie,‘ erwiderte Jean Paul, ‚Sie haben sich versprochen. Nicht eine Spinne, sondern ein Rezensent auf den unschuldigsten Blüten.‘ — — Der 13. ist mir eine Ewigkeit und war mir doch nur ein Moment.“

Es ist anzunehmen, daß dieses lange Gespräch mit Jean Paul über die Jugend auf der großen allgemeinen Fahrt der Professoren Heidelbergs nach Hirschhorn stattgefunden hat, denn v. D. bemerkt weiter: „Heute machte ich die große, allgemeine Fahrt der Professoren Heidelbergs und mit Jean Paul nach Hirschhorn. Speise und Musik, Landung in Redargmünd, um Jean Paul, Hegel und Voß abzuholen.“

Ein besonderer Freudentag jedoch muß für den Tagebuchschreiber der 17. Juli gewesen sein, denn Jean Paul sagt ihm Worte der Anerkennung, die man nicht als Schmeichelei auszulegen braucht. Auch dürfen wir die folgende Eintragung nicht als Selbstberäucherung ansehen, sondern mehr als unter dem Eindruck der großen Freude niedergeschrieben betrachten. Die betreffende Stelle lautet:

„Am 17. war ich bei Jean Paul, dem ich meine Disquisitio, meine Gegenbemerkung und meine Beschreibung von Heidelberg brachte. Um 4 Uhr verließ ich Jean Paul mit den Worten, daß ich ins Kollegium gehen müßte. Um 5 Uhr wollte ich aber wiedertommen, um ihn zu Thibaut zu führen, bei dem er eine Musik hören sollte. Ich kam und er sagte mir: ‚Ersten sagten Sie mir, daß Sie ins Kolleg gingen. Was hören Sie denn noch für Kollegia? Sie sollten lieber welche lesen. Ihre Disquisitio ist wirklich herrlich und verrät große Gelehrsamkeit.‘ — — Ich dankte ihm für seine Güte und nun kamen wir in ein langes Gespräch über die Beschäftigungen, die man sich machen muß, um nicht einseitig zu werden. Er freute sich, daß ich das Leben mit der Poesie ergriffen hätte und munterte mich auf, fortzuschreiten auf der Bahn, die ich begonnen hätte. Ich antwortete, daß ich immer neben meinem Hauptfach noch eine Lieblingswissenschaft treiben würde. ‚Ja, tun Sie das ja und lassen Sie sich jahrelang auch in Gottes Namen die Nebenfrau lieber seyn, als die wirkliche.‘ — — Ehe ich noch von ihm ging, zeigte er mir seine neue Bearbeitung des ‚alten guten Siebenkäs‘, wie er ihn nannte, und machte mich darauf aufmerksam, wie viel er ausgestrichen hatte, um zu zeigen, daß man unrecht tut, wenn man glaubt, daß er alles aus dem Ärmel schüttelte und nie bessere. — — ‚Ich habe jetzt den alten ehrlichen Siebenkäs selbst kennen gelernt und daher das Buch um 80 Seiten vermehrt. Es ist darin alles so wahr, wie ich's erzählt habe, und doch ist es nicht so.‘ Mit diesen Worten schloß Jean Paul.“

Wie schwer es war, von Jean Paul irgend etwas Schriftliches zu erhalten, ersehen wir aus einer Notiz am 28. Juli, welche besagt: „Ich war bei Jean Paul, um ein Briefchen, das er mir geschrieben hatte, abzuholen. — Wenn Jean Paul einmal einen Brief geschrieben, so muß er in dessen Hände kommen, an den er gerichtet ist und wenn ihn der alte Gute auch selbst abgibt. Er sagte selbst, daß man seine Person weit leichter, als ein paar Zeilen von ihm erhalten könne.“

Aber auch die Prosa des Alltags spielt zuweilen in ihre Beziehungen hinein; stets jedoch weiß Jean Paul ein Scherzwort daran zu knüpfen und jeder Sache eine humoristische Seite abzugewinnen. So erzählt v. D. unterm 30. Juli: „Ich war zum Mittag bei Kirchenrat Schwarz und brachte Jean Paul seine Uhr wieder, die ich hatte reparieren lassen. Er fragte mich beim Essen mit einer ganz feinen leisen Stimme: ‚Meine Uhr?‘ — ‚Hier ist sie,‘ sagte ich. — ‚Seht

sie jetzt wie Sie, d. h. vorwärts?' fragte er weiter (die Zeiger bewegten sich früher nicht). — „Das weiß ich nicht; ich glaube aber, daß ich rückwärts gehe“, antwortete ich. Mit einem Gelächter endete das Gespräch.“

Auch sein Hund gibt Jean Paul mehrfach Veranlassung zu Scherzen. So sagt er zu Frau von Ende, als diese seinen Hund füttern wollte und derselbe seinen Gebieter nicht verlassen wollte: „Er liebt mich mehr als Ochsenfleisch.“ Und als der kleine Emil Thibaut sich von Jean Pauls Hund „Alerte“ zum Andenten Haare abschneiden wollte, gestattet Jean Paul dieses und setzt dann noch hinzu: „Man liebt in Heidelberg sogar meinen Hund so sehr, als ob er einen Band zu meinen Werken geschrieben hätte.“

Auch bei einem großen Diner, das die Professoren am 2. August im „Hecht“ gaben, beantwortet er das Anerbieten des Walten, Jean Pauls Hund zu füttern, mit folgenden boshaft-witzigen Worten: „Er hat sich wie die Fürsten schon sehr an Zungen beleckert. Der Unterschied zwischen Schmeichlerzungen und Ochsenzungen ist freilich nicht sehr groß.“

Auf diesem Diner sagte Jean Paul, als von der Verlegung der Universität von Heidelberg nach Freiburg die Rede war: „Adam und Eva wurden aus dem Paradiese getrieben, eben weil sie vom Baume der Erkenntnis gegessen hatten; sie (die Professoren) werden aber in ihrem Paradiese bleiben, weil sie dahin den Baum der Erkenntnis gepflanzt haben und seine Früchte andern darreichen.“

Zwischen Jean Paul und v. D. muß entschieden ein herzlicheres Verhältniß bestanden haben, das weit über den konventionellen Verkehr hinausging. Das beweisen die beiden folgenden Eintragungen vom 5. und 20. August. Die erste lautet: „Jean Paul sagte mir, daß er mir sehr vielen Dank schuldet, daß ich so sehr für ihn sorge. Und zu Frau v. Piattoli gewandt: „Wenn ich etwas brauche, dann schide ich aber auch gleich zu meinem lieben Ditmar, der so gut und klar ist. Ich habe es auch meiner Frau geschrieben . . .“

Die zweite, vom 20. August, lautet: „Abends war ich mit der Piattoli bei Schwarz, wo mich Jean Paul in einer weichen Stimmung bat, ihn wieder in Bayreuth zu besuchen. „Jetzt kennen wir uns ganz anders als früher; Sie haben mir alle Ihre Liebe geschenkt. Kommen Sie zu Ihrem alten Schuldner und vergrößern Sie durch Ihren Besuch seine Schuld.“ Ich versicherte, ich sei ein zudringlicher Gläubiger und würde leicht lästig. „Ei, das ist ja schön, seien Sie es, solange ich noch hier bin und auch in Bayreuth. Kommen Sie jeden Tag; denn ich möchte jetzt noch alle sehen.“

Endlich jedoch, am 22. August kommt der Abschied heran, bei dem Jean Paul ihm sagte: „Ich habe Sie recht lieb und wenn Sie etwas Gedrucktes von mir lesen, so denken Sie, daß ich auch zuweilen Ihrer mit Liebe gedacht habe.“ Hierauf küßte er mich mit Tränen und gab mir mit einem Lebewohl seine Fastenpredigten. Ich war so gerührt, daß ich nicht sprechen konnte.

Am 19. November verläßt v. D. Heidelberg und reist über Frankfurt, Marburg, Wabern, Göttingen, Heiligenstadt, Jena nach Leipzig, wo er am 24. Dezember eintrifft. Am 25. Dezember notiert er: „Nachmittags war ich bei der Krüdener, zu der ich nur mittelst einer Einlaßkarte von dem Polizeipräsidenten und Oberhofrichter von Radel kam.“

Am 26. Dezember schreibt er: „Nachmittags bei Elobius und zum Abend bei der Krüdener, wo ich ihrer Betstunde beiwohnte. Hier traf ich auch Mahlmann, der von der Rede sagte, daß sie durchaus keine Spur von Geist und Demut habe; Böttiger schriebe ihre Prosa und Liebge machte ihre Gedichte. Ich verteidigte sie und die Krüdener freute sich und sagte: „Wer sich seiner Freunde so lebhaft annimmt, der läßt viel von sich erwarten.“

Zum Schluß noch eine Anekdote, die sich nicht im Tagebuch, sondern auf einem losen Blatt ohne Datum verzeichnet findet: „Jean Paul sagte Vossen, daß sich Einer in Heidelberg sogar Haare von ihm abgeschnitten habe“, und setzte dann hinzu: „In Bayreuth kann die Natur die Symmetrie wieder herstellen; denn da läßt man mich ungehoren.“

R. Freiherr von Vietinghoff-Scheel

Hebbels Herkunft

Zu dem Aufsatz „Friedrich Hebbels Leben und Persönlichkeit im Lichte der heutigen Forschung (Elise-Lensing-Briefe)“ im Dezemberheft des „Türmers“ 1928 von Gustav Rohne erhalten wir nachstehende wichtige Ergänzung, die uns der ehemalige Hauptpastor Franke (Wessalburen) mitteilt, der als langjähriges Mitglied des Kuratoriums für das Hebbel-Museum in Wessalburen mit seiner Stellungnahme ganz besondere Beachtung verdient:

Zunächst die Ausstreunungen Hugo Schlömers, daß Pastor Voldmar Hebbels natürlicher Vater sei. Ich habe Schlömer sehr wohl gekannt, möchte nicht verschweigen, daß Hebbels Gattin, die er in Wien aufsuchte, mehrfach Briefe mit ihm wechselte, und daß er noch manches für das Hebbel-Museum in Wessalburen getan hat. Aber zuverlässig war er nicht, und eine erotische Neigung hatte er bis in sein hohes Alter (er ist vor etwa zwei Jahren gestorben), so daß ein gewisses Behagen an derartigem Klatsch bei ihm nabelag. Das dürfte auch Professor Adolf Bartels sehr genau wissen, der ihn gleichfalls näher gekannt hat.

Also auf die Angaben des Gewährsmanns Hugo Schlömer die Voldmar-Hypothese aufzubauen, ist ein sehr gewagtes Unternehmen. Aber sie bricht völlig zusammen durch zwei weitere Beweismittel.

Als Janssens Schrift „Die Frauen um Hebbel“ erschienen war, habe ich die Urkunden des Wessalburener Kirchenarchivs genau durchgesehen und festgestellt, daß Pastor Voldmar in der fraglichen Zeit todkrank darniederlag, weshalb er sich auch mit seiner Haushälterin auf dem Krankenbette trauen ließ — fraglos auf deren Betreiben, um ihr und ihren Kindern nach seinem Tode eine Versorgung zu verschaffen. Nach längerer Zeit ist er wieder genesen; aber das kommt ja hier nicht in Betracht.

Und dazu ein Zweites: als eine Widerlegung von Janssens Schrift ließ vor etwa fünf Jahren Dr. Hermann Nagel in derselben Sammlung „Hebbel-Forschungen“ das Bändchen „Hebbels Ahnen“ erscheinen. Ihm liegen sehr eingehende Nachforschungen in den einschlägigen Archiven an Ort und Stelle zugrunde. Dabei hat er auch an verschiedenen Orten Angehörige der Familie Hebbel aufgesucht und von ihnen Abbildungen gesammelt.

Diese weisen dieselbe eigenartige Kopfform auf, wie sie für Friedrich Hebbel so charakteristisch ist — ein untrüglicher Beweis dafür, daß Friedrich Hebbel nicht nur ein „Hebbel“ dem Namen nach gewesen ist, sondern auch dem Blute nach.

Damit sind sicher für alle Zeiten jegliche Versuche, den Dichter Friedrich Hebbel als Sohn nicht des Maurers Hebbel in Wessalburen, sondern irgendeines geistig besonders hochstehenden Vaters hinzustellen, erledigt.

Hinter all diesen Versuchen, Vermutungen, Hypothesen und Phantasien steht die Anschauung, daß ein Mensch geistige Bedeutung nur als Anlage von seinem Vater oder seiner Mutter auf den Lebensweg mitbekommen könne. Die Wirklichkeit lehrt aber etwas anderes: Geistige Veranlagung geht oftmals nicht von den Eltern auf die Kinder über oder auch nur auf ein Kind. Die Vererbung erfolgt noch weniger regelmäßig auf Enkel oder Urenkel. Es wird wohl dabei bleiben, daß der geistige Hochstand eines Menschen zu geringem Teile aus seiner Abstammung, zu einem großen Teile überhaupt nicht zu erklären ist. Da liegen dunkle Geheimnisse vor; ob spätere Geschlechter sie entschlüsseln werden, ist für die Gegenwart belanglos.

Bis dahin wird die Herleitung der Größe Friedrich Hebbels, wie so mancher andern Geistesgrößen, ein Rätsel bleiben; gibt es doch solcher Rätsel so unendlich viele in Welt und Leben.

E. O. Franke, Hauptpastor i. R.

Wir haben den Verfasser des Hebbel-Aufsatzes im Dezemberheft 1928 des „Türmers“ gebeten, hierzu seinerseits nochmals Stellung zu nehmen, was im folgenden geschieht:

Was mir an den Ausführungen von Hauptpastor Franke besonders wertvoll erscheint, das ist der Hinweis auf die schwere Krankheit des Pastors Volkmann in jener Zeit, als die angeblich durch ihn erfolgte Schwängerung von Hebbels Mutter stattgefunden haben soll. Ist diese Feststellung stichhaltig, woran wohl kaum zu zweifeln ist, dann erübrigt es sich, Charakter und Gesinnung Hugo Schölmers noch weiter aufzudecken. Da bis heute nur das Gerücht aufgetaucht ist, daß der Schwerendöcker Volkmann Hebbels leiblicher Vater sein könnte, sich diese Vermutung aber als haltlos erwiesen hat, so schadet es m. E. nur der guten Sache, wenn nach weiteren sehr überflüssigen und wenig stichhaltigen Beweisen gefahndet wird. Die Vererbungslehre in leiblicher wie auch geistiger und seelischer Hinsicht hat sich noch immer als wenig zuverlässig erwiesen. Der Ausnahmen sind zu viele, als daß sie die Regel bestätigen könnten. Gewiß zeigt Hebbels Totenmaske eine sehr eigenartige Gesichts- und Schädelbildung (Hinterkopf!). Die himmelweit verschieden sind aber die Kopfformen schon nicht selten unter Angehörigen allerersten Grades! Darum tut man gut, derartige Dinge gar nicht anzurühren. Sie bieten der Sensation nur erwünschte Angriffspunkte. Für mich liegt der ganze ernst zu nehmende Anlaß zur Aufrollung des Herkunftsproblems in der Frage, die ich schon in meinem Hebbel-Aufsatz im Dezember-Fürmer-Hefte v. J. stark unterstrichen habe: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen? Wie können ein Bildhauer und eine Waschfrau solch einen Geistesriesen zeugen?“ Meine Stellungnahme zu der Frage habe ich dort gegeben und begründet.

Gustav Rohne

Christian Wagners Dichtungen

Es gehört zu den schmerzlichen Erlebnissen, daß ganz feine und stille Geister der Literatur nicht bekannt werden, sondern in der Einsamkeit ihre Werke vollbringen. Wenn man den schwäbischen Dichter Christian Wagner aus dem Dörfchen Warmbronn unbefangen betrachtet, so mutet uns diese Gestalt an wie ein mindestens gänzlich unzeitgemäßer, überhaupt als ein sehr zeitloser Sänger und Sager. Wilhelm Ruz hat die gesammelten Werke dieses Mannes fassen in einer zweibändigen Ausgabe (Verlag Adolf Bonz & Co., Stuttgart, 2 Bände, geb. je 5 M.) herausgegeben und warmherzig eingeleitet. Christian Wagner war ein Bauer und ein Dichter. Er ist von Ewigkeitshauch umwittert. Das Vorwort beginnt mit einer Geisterchau des Verfassers:

„Ein niedriges Stübchen im unteren Stockwerk eines stattlichen Bauernhauses umgibt mich mit weißgetünchten Wänden. Vor meinem Tisch, auf dem Bücher und Hefte aufgestapelt sind, geht der Blick auf den Hof, der die östliche und südliche Flanke des Hauses umfaßt. Die massive Stallung und Scheune sowie ein leichter Anbau daran schließen den Hof im Süden ab. Ein offener Durchgang in der Mitte seiner Hinterwand — das Vorderdach ruht auf Holsträgern — läßt den Blick ein verlockendes Stück baumbestandene Wiese kosten, das er umrahmt. Es gehört zu einem Obstgarten, und durch das Pförtchen ziehen Gänse und Hühner mit Triumphgeschmetter und -gegader aus und ein. Zu kurzer Arbeitspause betrete ich den Garten. Er umbeugt ein hübsch gezimmertes Gartenhäuschen mit einem soliden Blechdach; sein Lattenwerk umranken blau und rot blühende Klematis und buschartiger Seidelbast, der nordische Lorbeer, steht nur an den aristokratisch langen und schmalen Blättern erkennbar; denn es ist August, und der Seidelbast längst verblüht. Und welch ein Augusttag! Ein leichter Südost fächelt von den nahen Waldbügeln, die das Dörfchen auf drei Seiten einschließen, über reife gelbe Weizenfelder unter einem zartblauen Himmel, der sich unmerklich wandelnde weiße Wolken sanft und geräuschlos dahinträgt. Im Grün versteckte Giebel des Dörfchens grühen von der anderen Seite, und nach Westen gleitet der Blick über smaragdene Wiesenflächen hinab bis dahin, wo ein über die ganze

Breite des Tals sich erstreckender Marktflecken ihn in seine Sonnensommerträume hineinzieht, noch ehe ihn die blauen Bergzüge auffangen, die das Bild abschließen. Ich lagere mich, den Blick talabwärts, im Schatten eines fruchtschweren Baumes — nirgends im Dorfe, sagt man, tragen sie jahraus, jahrein so reichlich wie hier. Möge der gute Genius dieses Fleckchens Erde auch mich segnen! Schon sinken die Lieder, sommertrunken . . .

Da, ein freudiges Hufsa der Gänse! Sie wackeln eilfertig dem Dörfchen zu, die Hühner hinterdrein. Eine Gestalt erscheint im Rahmen des Pförtchens: ein kleiner greiser Mann mit langgesträubten, weichen, weißen Haaren, ebler, hoher Stirn und hellen, reinen, blauen Augen, das Antlitz von tausend lieben, feinen Fältchen umsponnen, die Nase schmal, feingebaut, behend und elastisch in allen feinen Bewegungen. Die Tiere drängen sich an ihn heran, schauen zu ihm empor und empfangen gute Wissen, die er in den Taschen seines Rockes für sie bereit hält. Wer ist es? Der Prediger? Ein Zauberer, und diese Tiere verwandelte Menschen? Da kommt noch eine Gans, langsam schwerfällig; sie scheint altersschwach zu sein. Er hält ihr den Bissen hart vor den Schnabel —: „Bischt ebbe blind, du guets Tierle; tol Wunder bei deine dreißig Johr“, spricht er ihr zärtlich zu. Und da sind auf einmal drei Raken mitten unter der Schar. Eine klettert an ihm empor, kühlt ihm Stirn und Kopf gründlich ab. Vom Nachbarhause naht der Hund — „Bocyle!“ ruft er ihm zu, und schon hat ihm der, heranspringend, die Hand ergriffen. Gans, Huhn, Hund, Rake, der Alte in ihrer Mitte: ein Ausschnitt aus dem verlorenen Paradies, Adam unter seinen Tieren. Wer ist der gütige Vater? Ist's der Genius dieses Fleckchens Erde?

Sieh, nun schreitet er mit raschen starken Schritten dem Gartenhäuschen zu, die Schar hinter ihm drein als sein Gefolge, stolz, ihn geleiten zu dürfen. Vor dem Hüttchen hält er: ein zärtlicher Blick umfaßt den kleinen schlichten Bau, streichelt die Blüten der Clematis und den Busch des Seidelbast. Er tritt ein, sitzt nieder. Lächelnden Stolz im Auge, zieht er aus seiner Tasche etwas heraus — es scheint ein Notizbuch zu sein; ja, seine Rechte faßt einen Bleistift. Ich erhebe mich, trete leise von hinten an ihn heran, gucke ihm über die Schultern. Er gewahrt mich nicht; auch für sein Gefolge scheine ich Luft zu sein. So verharre ich denn in meiner Stellung, während er, den Notizblock auf dem Knie, den Stift über das Weiße des Blattes hinführt. Welch seine zierliche Handschrift! Da steht es schon:

Wenn Gans und Hühner mir entgegenkommen,
Zähl ich mich schon zu den wahrhaftig Frommen;
Wenn Rind und Kuh mir froh die Hand belegen,
Will mein Bewußtsein sich noch höher strecken;
Wenn Rake und Hund ihr Köpfchen an mir reiben,
Das macht mich stolzer als ein Kaisererschreiben.

Ein Dichter! Ein Dichter in Warmbrunn, dem weltabgelegenen Dörfchen? Ich habe es kaum gedacht, da trifft eine freundlich schallende Stimme mein Ohr: „Aber, Herr Professor, Sie wollten doch arbeiten? Und nu lieget Se do und schloset?“ Wo bin ich? Richtig, meine gute Wirtin, die „Trauben“-Wirtin! Sie steht am Zaun und guckt herüber. Ich erhebe mich; ein verwunderter Blick streift Gartenhäuschen und Pförtchen, die leer im leichten Mittagsdampfe stehen. Und: „Wisset Se auch, daß der Herr Wagner heut sei Geburtstag hat?“ Heute? Wahrhaftig! Der 5. August! Also darum hat er heute sein Gärtchen und seine Tiere besucht und auch mich im Schloße heimgesucht! Dank ihm! Er hat mir den Pfad gezeigt, den ich einschlagen soll! Und doppelt so leicht begeben sich mich zurück in mein Arbeitsstübchen, das Christian-Wagner-Stübchen.

Die Bronzetafel am Hause, grad über dem Stübchen, meldet es jedem, hier sei Christian Wagner am 5. August 1835 geboren und am 15. Februar 1918 gestorben. Und betritt der Fremde, vielleicht zufällig des Wegs kommend und neugierig gemacht, das Stübchen, so trifft sein Blick auf Handschriften, die unter Glas sauber auf einer Kommode ruhen, auf eine tannenzweiggeflochtene, silberstreifige Leier, die drüber steht, gerahmte Ehrenurkunden an der Wand und

auf dem Tisfchen, eine grünseidene Schleife mit Goldfchrift an einem, eine ausgestopfte Kråbe am anderen Türpfosten. In einer Ecke steht ein Schrank — kein altes Stüd, offenbar neuzeitliche Dorfschreinerarbeit; er öffnet ihn — Bücher? Ein Bücherschrank in der Stube eines Bauern? Seine Hand greift wahllos in die Reihen: ‚Flora von Deutschland‘, ‚Taschenfremdwörterbuch‘, ‚Hölberlin, Gedichte‘, ‚Eostanische Wanderungen‘, ‚Geschichtsphilosophische Gedanken‘, ‚Vogelschutz im Winter und Sommer‘, ‚Calderons Werke‘, ‚Der Unfug des Sterbens‘, ‚Die Ortschroniken‘, ‚Kleine italienische Sprachlehre‘, ‚Das Recht des Laien gegenüber den Ärzten‘, ‚Tierisches Sittlichkeits- und Rechtsgefühl‘, ‚Winke für Seereisen‘, ‚Das Elend des deutschen Bauernstandes‘, ‚Philosophie des Vegetarismus‘, ‚Griechische Frühlingstage‘, ‚Bhagavadgita‘, ‚Lehrbuch über den Jugendunterricht freier Gemeinden‘, ‚Kulturgeschichte der Menschheit‘, ‚Bund für Heimatschutz‘. Und er ahnt, daß er, dessen Bild ihn vielleicht von den Wänden und dessen Büste ihn vom Tische grüßt, ein Bauer, ein Dichter, ein Grübler, ein Schutzvogt der Natur, ein Wandersmann gewesen sein muß. In einem Stübchen von etwa 3 Meter Geviert, in dem ein hochgewachsener Mensch eben noch stehen kann, hat er gehaust und gedichtet . . .“

Man ist in der Tat erstaunt, die beiden schmalen Bändchen zu durchlesen und eine solche Fülle von Innenwelt festzustellen. Es ist eine Mischung von betrachtender Einschau, die sich in Prosaworten äußert und von lyrischen Gebilden, die sich dem Naturwanderer mühelos von selbst ergeben. Der Verfasser scheint ein Buddhist zu sein, der sich in deutsche Wälder verirrt hat. Alles ist aus der Ewigkeitschau betrachtet. Der Gedanke der Wiederverkörperung kehrt oft wieder. Überhaupt ist er in der Ewigkeit zu Hause. Es wäre sehr zu wünschen, daß die wenigen Werke dieses Mannes als ein Tröpslein in die deutsche Geisteswelt einfließen möchten. Der Dichter ist selber Mythologie: er schreibt und träumt seine Naturengelien und will dafür nicht Gold noch Lohn, sondern wünscht nur als Gottes Sohn und Liebling in seinem Vaterreich bleiben zu dürfen.

Kraft und einsam geblieben sein ganzes Leben lang, ist der Greis vor wenigen Jahren gestorben. Man kann im ganzen wohl fünf Hauptadern unterscheiden, die sich im Organismus seiner Dichtung verbinden und kreuzen: die christlich-indische, die germanisch-helbische, die hellenisch-dionysische, womit sich die pantheistische und magisch-dämonische verbinden. In die erste ergoß sich seine mitleidende Liebe, in die zweite sein starkes Natur-, Heimat- und Selbstgefühl, in die dritte seine Daseinsfreude überhaupt. In alledem ist Wagner nicht Effektier, sondern es ist alles einheitliches Erlebnis. Er begegnet z. B. bei einem Sonntagspaziergang im Wald einigen Mädchen, und sofort ergibt sich ihm die Vorstellung, was jedes Mädchen einst gewesen sein müsse in ihrem früheren Erdenleben. Es ist eine ganz neue Weltanschauung in diesem von aller Parteizerrissenheit unserer unglücklichen Gegenwart befreiten, auf die Höhe der reinen Weschaulichkeit gehobenen Dichter. Es stünde ein gut Teil besser um unsere deutsche Weltanschauung, wenn etwas von diesem Bauerndichter von Wornbronn darin lebendig wäre.

F. L.

Wilhelm von Bode †

Im Sommer 1872 kam ein junger Jurist als Verwaltungsbeamter an die Berliner Museen. Er war ausgestattet ebenso sehr mit den Gaben des gewandten, welt- und geschäftsklugen, aber auch forsch draufgängerischen Sattlers und scharfblickenden, vorausschauenden Diplomaten, dem Flammtrieb zu rastlosem Schaffen, wie mit begeisterungsstarker Kunstfreudigkeit. Diese lag ihm, in hoher Gesinnung des Kunstgeschmacks, wohl schon von seinem Ahnen Lukas Cranach her im Blute und hatte bereits im Museum seiner Heimatstadt Braunschweig eine gewisse Festigkeit erhalten. Vorzügliche Kenntnisse auf den Gebieten der Archäologie und Kunst-

geschichte hatte er sich auf den Universitäten Berlin und Wien sowie auf weiten Studienreisen erworben. Er hatte in Leipzig bei Riegel mit einer Neuentbederarbeit über Franz Hals sich den philosophischen Doktor geholt und benutzte nun die Gelegenheit, um, wie Justus Brindmann und Karl Woermann, von der Jurisprudenz ganz zur Kunstwissenschaft umzusatteln.

Damals, nach dem siebziger Kriege, galt Berlin, nicht ganz zu Unrecht, aller Welt für nichts anderes als eine riesige Kistkammer, wo man von Kunst kaum eine Ahnung und den Sinn der Schönheit nicht im geringsten erfaßt hatte, wo wüster, garstiger, anstößender Welt- und Selbstsinn sich breitmachte. Die Berliner Kunstsammlungen waren bedeutungslos, konnten sich nicht entfernt mit denen in Dresden und München, geschweige denn gar mit dem Britischen Museum in London, der Eremitage in Petersburg und den Wiener Hofmuseen messen. Das erfüllte Bode mit Bitternis. Diese der deutschen Reichshauptstadt unwürdige Unangemessenheit mußte getilgt werden. Doch — was tun? sprach er mit Zeus. Die Weltwerte der großen Kunst waren weggegeben. Also hieß es, ein Sonderprogramm zu erfinden, um die Stidluft der versauerten Berliner Museen zu bannen und ihnen Bedeutung zu verschaffen. Es sollten planvoll reisende Sammlungen werden, sollten die ganze Vielförmigkeit künstlerischer Beftissenheiten der Menschen in charakteristischen Beispielen aufzeigen und gerade in den Zeistufen vorherrschend und tonangebend sein, die anderwärts wenig oder gar nicht in Betracht gezogen waren. Und nicht nur das gelang ihm, sondern noch weit mehr. Nachdem die Berliner Museen einmal aus ihrem Liebenschläfertum erwacht waren, erhoben sie sich bald zu Weltbedeutung.

Bode war der eigentliche Schöpfer der Berliner Museen, ein hebelkräftiger, vorbildlicher Führer, begeisterte er namentlich finanzielle Berliner Machttträger, aber auch weitere Volkstreife zur Kunst. Er verstand es mit leidenschaftlich beweglicher Betriebsamkeit, glühender Kunstverehrung und feinsinnender Klugheit, eine höchst eifrige, große Gilde von Kunstsammlern und Kunstsförderern zu schulen und sich ihrer zu versichern, so daß sie auf den von ihm gebahnten Wegen bald mit mehr oder minder großem Wagemut ausstritten. Nachdem sie zunächst auf den einträglichen Geldwert guter Kunstwerte aufmerksam geworden waren, entwickelte sich schnell ein geschäftiger Kunstsinne und allmählich auch ein selbständiges und veredeltes Gefühl für künstlerische Werte und selbst für künstlerische Zusammenhänge. Von Bode angeregt, erwuchsen auf dem für targ verschrienen Berliner Boden die Sammlungen von Oskar Hainauer, Karl v. d. Heydt, Robert v. Mendelssohn u. a. m. Man fing in reichen Berliner Häusern an, nach erlesenen Genüssen der Kunst und Schönheit, nach wertvollen künstlerischen Ausstattungen alter Mäzenatenfamilien, nach hohem Lebensstil zu trachten, trat zu der Kunst in persönliche Beziehung und bedachte wie sich, so auch andere gebefroh mit künstlerischen Schätzen. Dabei war Bode immer der sichere Rückhalt, stets bereit zu raten und neue Wege zu weisen.

Seine erste Museumstat war die Sammlung von Bildwerken christlicher Kunst, deren Direktor er 1880 wurde. Zehn Jahre darauf wurde er alleiniger Direktor der Gemäldegalerie der Berliner Museen und 1905 als Nachfolger Richard Schönes Generaldirektor der preußischen Museen. Als solcher erweiterte er die ägyptische Abteilung, schuf das asiatische Museum (nach Plänen von Bruno Paul gebaut) und vergrößerte die Antiken Sammlungen. Das Kaiser-Friedrich-Museum (1896) ist seine eigenste Schöpfung und stellte eine neue Musterform der Museumsaufstellung dar. Daß es, nach Messels genialen Plänen, an unglücklicher Stelle, auf der Museumsinsel errichtet wurde, geschah gegen seinen Willen.

Nachdem er in den ersten Jahrzehnten seines Wirkens — er ist nach der Revolution unter dem Kultusminister Hähnisch 1920 nach fast 50jähriger beispiellos erfolgreicher Wirksamkeit in Berlin als Generaldirektor verabschiedet worden, die Leitung des Kaiser-Friedrich-Museums behielt er bis zu seinem Tode bei — sein ursprüngliches Programm aufs glücklichste über alle Hoffnung durchgeführt hatte, begann er auch ganz große Meister für die Berliner Museen heranzuschaffen. Von seiner wohlunterwiesenen Mäzenatenschar wurde vieles überaus Wertvolle den Museen als Leihgabe oder gar als Geschenk dargebracht. Berlin wurde, was

kaum möglich schien angesichts der in festen Händen befindlichen Weltkunstwerke, eine der bedeutendsten Rembrandt-Städte mit mehr als 30 Werken. 12 Rubens, 7 Dürer kamen in seine Museen, ferner beträchtliche Werke von Hals, Tizian, Giorgione, Velasquez, Greco, Murillo und viele andere. Bedeutende Kunstsammlungen wanderten aus Hamburg, Dresden, Wien, Aachen (Suermondt, wo Bode seine tiefsten frühen Kunst Anregungen empfangen hatte) u. a. O. in die Berliner Museen oder doch nach Berlin. Sein Programm war nun: in allen ihm unterstellten Museen nicht nur für beste Beschaffenheit der Werke, deren gute Erhaltung und günstige, wirkungssichere und übersichtliche Unterbringung, sondern auch für geschichtliche Vollständigkeit zu wirken. Eine seiner denkwürdigsten Taten war die Begründung des Kaiser-Friedrich-Museums-Vereins, dem alle hervorragenden Berliner Sammler beitraten zu gemeinsamem Erwerb hoher Kunstwerke als Leihgaben an die Museen. Der Verein wurde bahnbrechend für zahlreiche Museen des In- und Auslandes. Und durch Bodes Samenausbreitung und unvergleichliche Vertrautheit mit allen Rissen des Weltkunstmarktes entwickelte sich die deutsche Reichshauptstadt zu einem der wichtigsten Kunsthandelsplätze von weltweiter Bedeutung. Die von Bode veranstalteten regelmäßigen Ausstellungen von Neuerwerbungen u. a. waren stets Ereignisse für die internationale Kunstwelt.

Bode hat ferner den Neubau des Völkermuseums in Dahlem veranlaßt, das Berliner „Museum deutscher Kunst“ vorbereitet und außerhalb Berlins manches Museum hervorragend gefördert, so das höchst anziehende Straßburger Museum, an dem sich nun die Franzosen ergötzen.

Zu seiner unübertroffenen belebenden, richtungsgebenden und ordnenden Betätigung brauchte und besaß Bode die ebenso glatte und einnehmende Weltgewandtheit wie zähe und sehnige Stämmigkeit, die trohige Bedenkenlosigkeit eines Landstrecktgenerals und Armeeintendanten des 15. Jahrhunderts, eine Bismarck-Natur von unerschütterlicher Willens- und Lasterkraft. Daß er übertriebenen neukünstlerischen Wagnissen und deren Verfechtern zuweilen in den Weg fiel, weiß man ihm heute zu danken.

Als Kunstschriftsteller war Bode beherrschter und gesammelter Sachkenner und Praktiker. Mit Lehrbegriffen, Kunstmeinungen des Tages und Kunstgedankengeispinsten hat er sich nie abgegeben, und auf Wortprunk und Wortgrazie nie Wert gelegt. Von geballter Straffheit sind die meisten seiner Schriften. Sein Ziel war dabei, wie er selbst einmal irgendwo aussprach, „Umrisse vorzuzeichnen, welche das Gefühl des Beschauers mit lebendiger Empfindung ausfüllen könnten“. Sein vorzüglichstes und wohl auch am meisten verbreitetes Werk ist „Rembrandt in Wort und Bild“, das in 20 Lieferungen (bei Rich. Bong in Berlin W 57) zum 300. Geburtstage des Meisters erschien und sämtliche bekanntgewordenen Bilder Rembrandts vor Augen führt. Von seinen sonstigen Schriften sind zu nennen „Studien zur Geschichte der holländischen Malerei“, „Die deutsche Plastik“ und das „Handbuch der italienischen Plastik“. Seine Untersuchungen über die „Anfänge der Majolikakunst in Toskana“ und über persische Knüpfteppiche zeugen von seiner einbringlichen Beschäftigung mit kunstgewerblichen Angelegenheiten. Sein letztes Werk galt dem Bildhauer Bertoldo und würdigt zugleich die Kunstpolitik Lorenzos von Medici.

Der von Wilhelm II. mit der „Erzellenz“ und dem Adel bedachte deutsche Museumsmarschall hätte von seinem Berliner Gesamtwerke mit ungleich größerem Rechte die Worte sprechen können, mit denen Goethe die Dresdner Sammlungen pries, nämlich, daß sie „eine ewige Quelle echter Kenntnis für den Jüngling, für den Mann Stärkung des Gefühls und guter Grundzüge und für einen jeden, selbst für den flüchtigen Beschauer, heilsam“ sind.

Paul Wittko

Ernst Georg Mosler

Die Stillen, die ihre eigene Straße gehen, brauchen einen längeren Weg als Filmschauspieler, die der Impresario durch alle Zeitungen schleift. Ernst Georg Mosler, München, geht still seinen Weg fürbaß, sich ganz der Verantwortung des Künstlers bewußt, — ohne Schielen nach Modeströmungen. Aber nach und nach lernen — zumal durch seine Kollektivausstellungen — immer mehr Menschen seine feine, zarte Stimmungskunst schätzen, die doch nie dünn ist, seine große Licht- und Luftfreudigkeit, seine edle Form und die große Sicherheit seines Römens, die nicht tastet und kein Schwanken und Zögern kennt.

Zu einer Zeit, in der noch nicht moderne Sachlichkeit das Schlagwort war, hatte Mosler schon längst das Bedürfnis nach Vereinfachung. Die Sparsamkeit seiner Darstellungsmittel bei den Landschaftsbildern ist jedoch nicht Verflachung, ist aufs peinlichste abgewogene Schlichtheit, die das Wesentliche erfäßt, vertieft, und eine große Ruhe ausstrahlt. In Moslers Aquarellen liegt nichts Stürmisches, Särendes, — weit scheint der Lebenskampf und alle Disharmonie. Und gerade dies Beschwingte, die Reinheit seines Empfindens tut uns abgeheßten Menschen wohl. Licht, Freudigkeit und Helle hat er sich in Schweden geholt, die Größe der Natur gab ihm seine bayerische Heimat mit.

Auch mit vielen Porträts ist Mosler hervorgetreten, die von großer Wahrhaftigkeit zeugen. Überraschend wirkt hier — bei der Zartheit der Landschaftsbilder — die Stärke und Kraft im Charakteristischen.

Wie so viele, ist Mosler erst später zur Malerei gekommen. Schon war er in Amerika lange in verschiedener Tätigkeit, als er, ein Dreißigjähriger, nach München zurückkehrte und noch die Gewerbeschule besuchte. In den Ferien arbeitete er praktisch — strich selbst Häuser an — und lernte so das Gewerbe von Grund auf. Später besuchte er die Akademie, wo v. Halm, Jank und Hugo v. Habermann seine Lehrer waren. Schüchtern machte er dann seine ersten Ausstellungsversuche, — schließlich kam für seine Ausdrucksweise doch der Interessentkreis und es folgten größere Aufgaben: dekorativ monumentale Aufträge und die elegante Innenraumausstattung. Seine Technik ist modern, doch aufgebaut auf der guten, soliden Basis eines langjährigen gediegenen Studiums, — denn nur so ist die große Vereinfachung seiner Kunstmittel möglich.

Manche haben ihn mit Turner verglichen, andre sprachen von französischer Lichtmalerei, wieder andere, die eben nicht fähig sind, einem Menschen das Eigene zu lassen, sondern immer, um stehen zu können, Vergleiche brauchen, sprachen von japanisch. Ein Künstler, der zu so verschiedenen Vergleichen lockt, muß wohl schon ein Eigener sein, der sich nicht in eine feste Formel pressen läßt.

Dr. Herbert Derwein, Heidelberg

Die beiden Preller

I. Der Ältere

Am 23. April 1873 schloß der Tod die Künstleraugen eines Malers, dessen in sich geschlossene starke Persönlichkeit der Repräsentant für die Wandlung der Kunst im 19. Jahrhundert war, Friedrich Preller der Ältere. Aus jener Zeit der Klassizität, der Goethe die Note gab und die eine Synthese von Bildung und Kunst suchte, der Kunst ohne Bildung und Bildung ohne Kunst nicht vorstellbar war, erwuchs in Preller der Landschaftsmaler, der mit dem magischen Auge des Forschers an die Natur herantrat, sie durchdrang und gestaltete und damit erst ent-

deckte. Wieder entdeckte, was Dürer früher schon einmal entdeckt hatte, die deutsche Landschaft als lebendige Wesenheit. Diese Entdeckung ist vielleicht der stärkste Eindruck, den die Gedächtnisausstellung hinterließ, die Prellers Geburtsstadt Eisenach zu Ehren ihres dritten großen Sohnes kürzlich veranstaltete: Luther, Bach und Preller, der deutsche Glaubensheld, der deutsche Eöne Meister, der deutsche Maler. Dies etwa auch waren die Grundgedanken, die Reichskunstwart Dr. Edwin Redslob, selbst ein Glied der Familie Preller, vom Jägermeister Bot her, seiner Eröffnungsansprache zugrunde legte. In lebendiger, durch Familienerinnerungen geschmückter Rede erwuchs aus seinen Worten, die in geistreicher und feiner Weise Leben und Wert des Meisters zu reicher Wechselbeziehung gestalteten, der „Walbmensch und Wiltgermensch“ Preller, den er kurz als den „Wartburg-Preller“ dem „Odyssee-Preller“ gegenüberstellte. Die reiche, in dieser Fülle so bald nicht wieder zu schaffende Schau von Gemälden, farbigen und graphischen Skizzen und Entwürfen, die zusammenzubringen ein Verdienst des Kurators des Thüringer Museums in Eisenach, Direktors Stelljes, ist, verlebendigt diese Gegenüberstellung nicht nur, sondern läßt Preller gerade für unsere Tage wieder in seiner ursprünglichen, bleibenden Kraft vor das Auge treten. Nicht nur der Kunstfreund, der Kunstkenner wird in den Skizzen, in den Entwürfen sowohl jener Landschaften, die man die heroischen zu nennen pflegt, und die den Ruhm und Ruf des Schöpfers der Odysseebilder begründeten, die Hand des Walbmenschen wiederfinden, ja stärker wiederfinden als vor den fertigen großen Gemälden selbst, sondern er wird einen Preller finden, dessen Kraft nahe an die Schule von Barbizon heranreicht und wird in ihm und den Wirkungen, die er auf die Kommenden ausübte, den Gründer einer Landschafterschule, der Weimarer Landschaftsmalerei erkennen, die wirksam war, ehe noch Dachau oder Worpswede ihre programmatischen Forderungen in die Welt riefen. Diese Weimarer Landschaftsmalerei ist tief deutsch, sie spricht von einer innigen Versenkung in die Natur, von einer Liebe und, was gegenüber manch anderer genialischen Gebärde betont sei, von jenem Hang zur Ordnung, zur Klarheit und zur Reinheit, die letztlich doch wiederum verknüpft ist mit dem magischen Forscherdrang Goethes, der in Preller den Künstler erkannte und ihm durch das Mäzenatentum Karl Augusts den Weg zu seinem Schaffen wies und ermöglichte. Jener erste Auftrag Goethes, Wollen zu zeichnen, dessen Auswirkung wir in so zahlreichen Bildern verfolgen können, war mehr als nur ein Hinweis auf den Gegenstand, er war ein Hinweis auf die Natur selbst; mag er auch mehr aus der literarischen Sphäre herausgedrängt haben, die in Weimar herrschte, so war doch dieser Hinweis auf die Natur, des Naturforschers Goethe, der Antrieb, diesem literarischen Geiste den Geist der Natur entgegenzusetzen, aus der klassizistischen Atmosphäre sich der Natur in die Arme zu werfen, nicht als ein kühler, literarischer Betrachter der Natur, sondern in leidenschaftlicher Hingabe, in jener seelischen Erregung, ja in jener gleichsam musikalischen Einstellung eine Gegenwirkung gegen das Literarische zu finden. Dieser andere Preller, dem seine ganze Lebensführung und sein ganzes Schaffen Kampf war, tritt vor unser Auge als ein stürmischer Dramatiker, als ein Gestalter gleichsam, der aus Menschen Bäume und aus Bäumen Menschen macht. Prellers Baumschlag, Prellers Bergskizzen, ja Prellers ganze Landschaften sind jene Natur, der nach Dürers Wort die Kunst entrißen ist, jene Natur, die wir erst um die Wende dieses Jahrhunderts als Gesamtmenschen im Begriffe sind, zu entdecken, die zu Beginn und um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts allein vom Künstler entdeckt wurde, denn Wandern und Spazierengehen und sich der Landschaft hingeben war damals nicht üblich. So ist es eigentlich eben Preller, der zu den großen Führern gehört, der die Natur für uns entdeckt hat. Diesen Preller als lebendige Gestalt vor das Auge der Gegenwart gestellt zu haben, ist das Verdienst der Eisenacher Gedächtnisausstellung, die damit nicht nur einen großen Künstler ehrt, sondern ihm den Platz anweist als einem der größten deutschen Landschaftler, die wir unser nennen.

Dr. W. A. Krannhals

II. Der Jüngere

Hatte Goethe dem älteren Preller den Weg zum Künstlerberuf geebnet, so zeigt diese Tat, wie tiefgreifend solche edle Handlung ganze Familienschicksale bestimmen kann. Als er den Großherzog Karl August bat, jenem das Studium zu ermöglichen, ahnte er wohl kaum, in welchem Maße seine Erwartungen sich erfüllen sollten und erst recht nicht, welche weite Wirkung davon ausging. Friedrich Preller der Jüngere (geb. 1. September 1838) durfte als Schüler seines Vaters dessen künstlerisches Vermächtnis weitertragen. Im Schatten des berühmten Vaters zu stehen, bedeutet aber zugleich verdoppeltes Ringen um eigene Anerkennung. Als Max Jordan vor fünfundzwanzig Jahren die Tagebücher Friedrich Prellers des Jüngeren herausgab, schrieb er dazu: „Der hundertste Geburtstag des Vaters, der von der deutschen Kunstwelt festlich begangen wurde, hat auch die Blumen neu erblühen lassen, die das Grab des Sohnes schmücken. Aber man hat dessen selbständige künstlerische Bedeutung bisher nicht nach Gebühr gewürdigt.“

Der 125. Geburtstag Friedrich Prellers des Älteren gab wiederum den gleichen Anlaß. Zwar hat sich die Kunstwelt, durch Avenarius angeregt, stärker als früher für die Werke des jüngeren Preller interessiert. Aber Jordan hat immer noch recht, daß ihm die volle Anerkennung und Würdigung seines Schaffens bisher nicht zuteil wurde, obwohl er uns eine Fülle herrlicher Kunstwerke hinterließ, als ihn im Jahre 1901 in Dresden der Tod aus einem reichen und selten harmonischen Künstlerleben abrief. Es sei nur an die Wandgemälde im Albertinum zu Dresden oder in der Albrechtsburg zu Meißen, der tausendjährigen Bischofsstadt, erinnert. Prellers Wartburgbilder sind ebenso reizvoll, wie seine Darstellungen aus der griechischen Mythologie. Wir zeigen in diesem Heft auf Seite 128 das balladenhaft anmutende Bild „Odion“. Odysseus und Diomedes sind auf nächtlicher Erkundung dem trojanischen Späher Odion begegnet, der in verzweifelter Angst um sein Leben die schlafenden Gefährten verrät, aber dennoch keine Gnade findet. Nachdem ihm alle Geheimnisse entlockt sind, muß er das blutige Schicksal teilen, welches die beiden dem König Rhesos und seinen Mannen bereiten.

Prellers Alpenlandschaften zeigen am deutlichsten den großen Künstler, der das Ewige im Zeitlichen sieht, dem die Erhabenheit des einsamen Hochgebirges wie alles Vergängliche ein Gleichnis ist. Tiefe Ehrfurcht vor dem Göttlichen und stille Größe des echten Künstlers sprechen aus diesen Gemälden. Wenn man Prellers des Älteren gedenkt, so sollte man darüber den Sohn nicht vergessen.

Karl August Walthier

Hans Pfizner Sein Weg zum „Palestrina“

Jeder wahrhaft große Mensch ist einsam. Goethe, der kulturelle und gesellschaftliche Mittelpunkt der Epoche, die im Zweitlang mit dem fürstlichen Freunde Karl August seinen Namen getragen, trat im Abendleuchten des Alters, verehrt und geschätzt von der ganzen zivilisierten Welt, in die Stille einer langen Einsamkeit, aus der er hinüberschritt in die Verklärung. Das bis zur Schwelle des biblischen Alters führende Leben Richard Wagners fand seinen Abschluß in jenen Tagen, da nur ein auserwählter Kreis sein Werk erkannte, während die Welt seinem künstlerischen Schaffen noch verständnislos oder ablehnend gegenüberstand. Als Bismarck von seinen Deutschen gegangen, lag fast ein Jahrzehnt der Vereinsamung hinter ihm, und trotz der Millionen Deutscher, die alljährlich zu ihm gepilgert waren und sich zu ihm bekannt hatten, das deutsche Volk hatte Sinn und Größe dieses gigantischen Werkes der Einigung der deutschen Stämme nicht im entferntesten erkannt und verstanden, unsere heutige Knechtschaft unter

fremder Macht bestätigt dies. Und war nicht Beethoven ein Verkannter und Einsamer, da sein „Fidelio“ in Wien dem vergötterten Rossini den Vortritt lassen mußte? Oder Wilhelm Leibl, der vor der Verständnislosigkeit seiner Zeit aus Münchens Mauern in die Alpenvorberge flüchtete und sich dann in Jahrzehnten unerhörter Fruchtbarkeit an seinen Peinigern durch die Unsterblichkeit seiner Schöpfungen rächte? Diese Namen, unserem Herzen ewig nahe, ließen sich verzehntausendfachen, die Reihe würde endlos, denn der große Mensch ist immer einsam. Auch Hans Pfitzner.

In Moskau am 5. Mai 1869 geboren, umfing sein erstes Schauen, sein kindliches Stammeln ein deutsches Elternpaar und schuf ihm so die Heimat in fremdem Lande. Denn der Vater war ein von Richard Wagner persönlich ausgezeichnete Geiger, die Mutter eine nicht minder bekannte und geschätzte Pianistin. Hier und später in Frankfurt a. M. wuchs Hans Pfitzner zuerst als musikalisches Wunderkind, das aber der Öffentlichkeit vorenthalten wurde, heran. Als neun-jähriger Schüler der Klinger-Schule in Frankfurt schrieb er bereits heitere Lieder, während später auf dem Hochschen Konservatorium seine dramatische Grundrichtung hervortrat, so daß sein Direktor diese für einen Studierenden ganz unprogrammäßigen „aufrührerischen“ Erzeugnisse nach Möglichkeit zu unterdrücken versuchte. Auch das dem Freunde Heinrich Rießer gewidmete Cellokonzert verfiel als „total verwagnert“ der direktorialen Zensur. Aber der Schüler war stärker als sein Direktor, denn er wuchs über das Schema der Hochschule hinaus, und, was an ihm als „aufrührerisch“ oder „verwagnert“ gerügt worden, war nichts anderes als das Bewusstsein eines von der Musik Gesegneten. Raum zwanzigjährig, stand Hans Pfitzner inmitten der unerhört gärenden und fruchtbaren Kulturepoche Deutschlands, in der dem kaum fünf Jahre zuvor abgeschiedenen Richard Wagner erst die Pforten der deutschen Theater sich zu öffnen begonnen hatten. In Paris war man über „Lohengrin“ noch nicht hinausgelangt, und von den deutschen Provinztheatern hatten sich bisher nur wenige an den „Ring“ gewagt. Und schon trat ein Wagner-Jünger, ein kühner Gefolgsmann von starker Art, Richard Strauß, auf den Plan. Daneben rekte sich der Verismus der Italiener gleichzeitig mit dem neu erwachten Sturm und Drang des deutschen Dramas. Richard Wagner war noch nicht Allgemeingut der Deutschen geworden, noch gab es Wagner-Enthusiasten und ebensolche Segner, aber nur wenige Erkenner, und schon nahm das Drama, nahm das musildramatische Schaffen der Jungen neue Wege. Inmitten dieser an geistigen Erscheinungen reichen Zeit wurde Pfitzner, nicht als Epigone, sondern aus dem Instinkt seiner Sendung Wagner-Belenner. Ihm ward das Musikdrama, d. h. das Gesamtkunstwerk aus Dichtung und Musik Zweck und Ziel, aber neben der Welt der Töne, die in seiner Seele lebendig geworden, war der Dichter in ihm noch stumm.

So verband Pfitzner sich mit dem Freunde seiner Hochschulzeit, James Grun, einem in England geborenen Deutschen, der ihm nach der Legende des Mittelalters die Dichtung „Der arme Heinrich“ zur Vertonung des längst erschauten, erfüllten und dann im Sommer 1893 vollendeten Musikdramas schrieb. In der Hoffnung, durch eine unmittelbare Theaterarbeit eine Auf-führung seines Werkes — Hugo Riemann hatte nach Einsichtnahme den Komponisten als „einen der besten Nachfolger Richard Wagners“ bezeichnet — zu beschleunigen, hatte Pfitzner sich im Winter 1894 als vierter Kapellmeister an das Stadttheater in Mainz „verbunden“, wo er mit der musikalischen Leitung des Volksstücks „Mein Leopold“ sich als Dirigent vorstellen durfte! Wie Pfitznerns Jugendfreund Paul Ntolaus Cohnmann schreibt, „hätte Pfitzner, um sein Ziel zu erreichen, sich mit Freuden als Logenschließer oder als Lichtpußer anstellen lassen, wenn er hierzu befähigt gewesen wäre“. Künstlers Erdenwallen! Erst die Finte einer jungen Mainzer Verehrerin, auf die der damalige Großherzog von Hessen bereitwillig eingegangen, indem er kurzerhand die Theaterdirektion in Mainz um Angabe des Tages der Uraufführung des „Armen Heinrich“ ersuchte, da er ihr angeblich beizuwohnen gedachte, ermöglichte endlich die Urauf-führung am 2. April 1895. Der Eindruck war ein gewaltiger, verblüffender, gesteigert durch die von Freunden und Gönnern allen Widerständen zum Troß durchgesetzte Aufführung in Frank-

furt a. M. am 7. Januar 1897. Dazwischen gelang es Pfitzner, nachdem er zum zweiten Kapellmeister aufgerückt war, am 28. November 1895 seine Musik zu Ibsens „Fest auf Solhaug“ erfolgreich zur Uraufführung zu bringen. Überall Erfolge, aber ohne Nachhalt. Ehrungen, aber keine Förderung, weil noch nicht erkannt. Heute gebärdet sich der aus dem Morast emporgewachsene „Selbadel“ um einen „Sonny“ wie toll und 70 deutsche Opernbühnen vergeudeten jüngst innerhalb eines Vierteljahres Hunderttausende von Goldmark für seine Ausstattung. Hier mähte sich ein musikalisches Temperament, ein geistiger Nachfahre Richard Wagners in kümmerlicher Stellung, um nur einige wenige Ehrenaufführungen seines mit 21 Jahren geschaffenen musikalischen Dramas zu erreichen, das heute nach Jahrzehnten seinen sichtbaren Platz in der Geschichte des Theaters und der Musik errungen.

Pfitznern anschließende Berliner Zeit ab 1897 war nicht minder erfüllt von widerlichen Kämpfen und Enttäuschungen, die Musikwelt der Reichshauptstadt blieb ihm verschlossen, ebenso das königliche Opernhaus, man stand ihm verständnislos gegenüber. In dieser für ihn toten Atmosphäre entstand aus der Dichtung seines Freundes James Grun die romantische Oper „Die Rose vom Liebesgarten“, deren Uraufführung, fern von Berlin, am 9. November 1901 in Eberfeld, Aufführungen in Mannheim, München und Wien bald folgten. Aber auch hier wie dort, trotz freudiger Aufnahme beim Publikum, nörgelndes Unverstehen bei der Kritik. Pfitznerns Wanderschaft führte von Berlin über die kurze, sehr bezeichnende und für später einflußreiche Etappe in München nach Straßburg. Dort trat der neue Direktor des städtischen Konservatoriums und Leiter der Orchestertonzerie der städtischen Oper bald näher. So gelang es ihm in rascher Folge, innerhalb weniger Jahre als Dirigent, Regisseur und als Operndirektor, einmal sogar als Gestalter, da er während der Aufführung der „Meisterfänger“ für einen plötzlich erkrankten Sänger vom Dirigentenpult aus in das Gewand des Bedmeßers schlupfte, den künstlerischen Betrieb der Straßburger Oper fruchtbar, wenn auch nicht ohne lokalen Widerspruch, zu beeinflussen. Auch hier in seinen Inszenierungen und Reubelebungen von „Fidelio“, „Templer und Jüdin“, des „Freischütz“, „Rosentavaller“, von Wagner nicht zu reden, suchte Pfitzner seinen Grundsatz der Einheit von Musik und Drama zu verwirklichen. So gab er im freien, von materiellen Alltagsfesseln gelösten Schaffen der Straßburger Oper ein sehr sichtbares Relief. Trotzdem blieb Pfitzner auch in der für ihn ehrenreichen und bewegten Straßburger Zeit ein noch Unerkannter, Einsamer.

In Straßburg vollzog sich in Hans Pfitzner, was von Jugend an in der Tiefe seines Temperaments geschlummert, unbewußt, geahnt, aber noch nicht vermocht, der Weg zur Operndichtung. Die Anfänge dieser Dichtersehnsucht gehen auf den „Armen Heinrich“ und „Die Rose vom Liebesgarten“ zurück, da Pfitzner auf die Dichtungen seines Freundes James Grun bestimmend eingewirkt hat. Denn Pfitzner war von Anbeginn, was er in seiner „Grundlage zur Operndichtung“ von Richard Wagner sagt, primär Dichter und seine Werke sind „vor allem dichterische Konzeptionen“. So mußte der „Arme Heinrich“, mußte „Die Rose vom Liebesgarten“, trotz ihrer musildramatischen Bedeutung, in ihrem Nebeneinander zweier aus verschiedenen menschlichen Individualitäten strömenden Ausdrucksarten, in Sprache und musikalischer Gestaltung, ein Unvollkommenes darstellen. Pfitzner mußte erst den weiten, steilen, steinigten Weg durchwandern, verkannt und gemieden, verhöhnt und mit Absicht übersehen, bis endlich in der Einsamkeit der Dichter in ihm die Sprache besam und lebendig ward. In der Vereinsamung, denn Kunst ist das unermessliche Glück des Einsamen als ein köstliches Geschenk der Allmacht. So ward der „Palestrina“ geboren, als Werk der Phantasie und Wirklichkeit. Denn zwischen dem unerhört dichterisch verkörperten, von romantischen Gesichten erfüllten ersten Akt und der menschlichen und künstlerischen Erlösung Palestrinas im Schlußakt breitet sich im Mittelakt das Tridentiner Konzil, das Pfitzner mit einer Realistik, fast könnte man sagen mit einem von Humor und Ironie getragenen Wirklichkeitsinn sprachlich geformt hat. Hier offenbart sich die „dichterische Konzeption“, der die Musik als ebenbürtige Dienerin am Gesamtkunstwerk zur Seite tritt, ja sich

mit ihr organisch vereinigt. Dieser Weg von zwei Jahrzehnten war in der Tat der durch Mühen und Schmerzen errungene Aufstieg zur Erfüllung.

Zu Füßen des Straßburger Münsters saß der zur Lebenshöhe gereifte Meister und schrieb die Legende vom „Palestrina“. Eine Dichtung aus dem Urquell des deutschen Gemüts, tief und schön, ein Sang von Künstler und Welt, ein allerpersönlichstes Bekenntnis. Und zum erstenmal vereinigten sich Dichter und Musiker in einer Person und, was der Dichter aus geschauten Visionen niedergeschrieben, das ist zugleich dem Meister der Töne erklingen. Und darum ist Palestrina die Synthese von Dichtung und Ton im Drama, im Sinne seines Ahnherrn Richard Wagner, aber formal über ihn hinaus, ihn fortsetzend und dennoch losgelöst von ihm, nur aus Herz und Seele eines frei auf sich allein gestellten Schaffenden. Aber auch von der geschichtlichen Gestalt des Palestrina ist Pfizner frei, dieser ist ihm nicht mehr als das Symbol des den Widerständen seiner zeitlichen Umwelt zum Trotz überlegen und siegreich schaffenden Künstlers. In der Brust des Dichters und Musikers wurde eine große tragische Gestalt der Renaissance ihm zum Spiegelbild seines Lebens, zum ergreifenden Bekenntnis in Wort und Ton dessen, was er seiner Mitwelt zu künden habe. Darum bedeutet die musikalische Legende „Palestrina“ den vorläufigen Schlußstein einer musikdramatischen Entwicklung aus den Niederungen, aus den Mühen des Alltags zu den Höhen eines durch Kampf gekennzeichneten Lebens. Eines Lebens, dessen allzeit einsamer Träger die Ehrfurcht vor der Kunst im Innern hegt, des deutschen Meisters, den wir heute an der Schwelle des Alters mit den männlichen und inbrünstigen Worten Palestrinas grüßen wollen:

„Nun schmiede mich, den letzten Stein
An einem deiner tausend Ringe,
Du Gott, — und ich will guter Dinge
Und friedvoll sein.“

Dr. Eduard Scharrer

Ein Preisauschreiben und sein Richter

Zehntausend Dollar für die Vollenbung der „Unvollendeten“! — Ein bestechender Preis, der wohl manchen hätte reizen können, an Schubert und den beiden allbeliebten Sätzen seiner unvollendeten Sinfonie zum Verbrecher zu werden. Ein allgemeiner Protest veranlaßte jedoch rechtzeitig die Änderung des bekannten amerikanischen Preisauschreibens, das nun einer der besten, im Geiste Schuberts gehaltenen Sinfonie zugute kommen sollte und in diesem Sinne auch Verwendung fand. Zum guten Glück wurde hierdurch ein Unternehmen verhindert, das zu einem beschämenden Ergebnis in musikalischer und kultureller Beziehung hätte führen müssen. Wer hätte wohl auch gewagt, in diesem Falle das Richteramt zu übernehmen, ist es doch mit den bisherigen Mitteln der Erkenntnis ebensowenig möglich, eine solche Aufgabe zu lösen, wie einen Lösungsversuch sachlich zu beurteilen. Wie ein Dritter Satz und wie ein Vierter Satz von einer Sinfonie in seiner äußeren Aufteilung auszufehen habe, das glaubte sowohl der praktische wie der theoretische Fachmann zu wissen. Wie aber diese Sätze in bezug auf diese Sinfonie hätten eingeteilt sein müssen, schon diese Frage würde einen Preisrichter in Verlegenheit gesetzt haben. Zwar bricht sich nach und nach die Erkenntnis Bahn, daß die Form eines Musikstückes von seinem Inhalt abhängig sei. Aber den Inhalt letzter Sätze in bezug auf die Vorderfasse konnte jedoch bis vor kurzem weder etwas Sachliches noch praktisch Brauchbares ausgesagt werden. Gefühlsmäßig verlangte man eine gewisse innere Stimmungs-Zusammengehörigkeit der Sätze — trotz schärfster Kontraste — man sprach auch von einer um-



Hans Pfitzner

Nach einem Gemälde von Willy Preetorius

(Aus dem Türmer)

schließenden „Poetischen Idee“, kam aber gerade dadurch über allgemeine Redewendungen nicht hinaus. Melodiefreudigkeit, sinnfällige Modulation, lebendige Rhythmik, durchsichtiger Satz, breite Anlage, fließende Themen, stilgerechte Instrumentation, alles in gewinnender Form und zwingender Herzlichkeit, waren so ziemlich die Forderungen, die man an einen Satz im Sinne und im Geiste Schuberts zu stellen vermochte. — Gewiß, an einen Satz im Sinne Schuberts. Doch das genügt hier keineswegs, handelt es sich doch um Sätze zur Ergänzung einer Sinfonie, d. h. um Sätze, die den angebahnten Weg zu Ende gehen, die den Inhalt weiterführen und das ganze Werk zu einem Einheitsbau gestalten sollen! — nicht gefühlsmäßig, nicht hermeneutisch, sondern sachlich, musikalisch. Diese Forderung ist so neu und in bezug auf Schubert unbekannt, daß sie dem amerikanischen Preisaus Schreiben nicht zugrundeliegen konnte. Zu ihrer Erfüllung können die bisher angewandten Methoden der exakten und spekulativen Musikkforschung nicht ausreichen. Die neuesten Ergebnisse der letzten Jahre können jedoch weiterhelfen. Diesen zufolge besteht nicht nur ein gefühlsmäßiger mehr oder minder erkennbarer Zusammenhang zwischen den Themen verschiedener Sätze, sondern der thematische Aufbau des Gesamtwerkes ist ein gesetzmäßiger. Alle Themen aller Sätze sind aus dem ersten Thema, dem sogenannten Kopfsthema des ersten Satzes, und aus seinen Motivgliedern entwickelt. Der Aufbau des Kopfsthemas bildet den Grundriß, nicht nur für die Gestalt des einzelnen Satzes, sondern für die Gesamtarchitektur der ganzen mehrsätzigen Komposition. Die Gestalt eines klingenden Meisterwerkes ist also abhängig von einem Gesetz in ihm wirkender Kräfte, wie etwa die Rose von dem ihren und der Kristall von dem seinigen. Welches ist nun aber das Sondergesetz, dem sich gerade die letzten fehlenden Sätze der unvollendeten H-Moll-Sinfonie beugen müßten? Die Feststellung desselben hätte einem Preisaus Schreiben vorangehen müssen, und es wäre trotzdem auch dann noch ein sonderbares Wagnis geblieben. Der Richter verlangte: „Sänger am Ort, fahret fort“. Aber das Wie und Was konnte er jedoch keine Angaben machen. Es wird uns nichts anderes übrigbleiben, als bei Schubert selbst anzufragen. Er allein kann hier das Preisrichteramts verwalten. Doch ehe wir uns an den Meister wenden, wollen wir uns rüsten.

Wir wissen, daß Beethoven jedes seiner Sonaten-Werke aus einem einzigen Kopfmotiv, das am Beginn des ersten Satzes steht, herausentwickelt hat, so daß bis zum Ende des letzten Satzes kein neuer Gedanke hinzutritt oder hinzutreten darf, der nicht im Kopfsthema seine Wurzel hätte; ja die Architektur des Gesamtwerkes steht auf dem Kopfsthema als auf ihrem Grundriß. In gewaltiger Evolution wachsen seine Werke von der ersten bis zur letzten Note aus und über einem einzigen konzentrierten Herzmotiv und Kerngedanken, den der Gewaltige mit Schöpferfaust ins Dasein reißt und zum Erleben zwingt und zu erhabener Ganzgestalt in Riesenformationen schichtet. Dies wurde vom Verfasser in Aufsätzen über „Die Sonatenform Beethovens“ beschrieben (Musik 1925, Neue Musikzeitung 1925 und 1927).

Wir dürfen nun nicht glauben, daß sich ein planmäßiges Wertgestalten auf Beethoven beschränke. Durchaus nicht. Wir kennen alle aus Erfahrung die Einheitswirkungen, die von Meisterwerken etwa Bachs, Haydns, Mozarts, Schuberts, Brahms ausgehen, ohne uns dieser Tatsache oft mehr als nur in gläubigem Staunen bewußt zu sein. In Wirklichkeit arbeiten alle großen Meister mit dem Entwicklungsgedanken als mit einer angeborenen oder vererbten Selbstverständlichkeit. Es ist, als ob die Gotteskraft, die sich den Genius erschuf, in diesem überschüssig in derselben Richtung weiter wirkte und ihn befähige und zwänge, aus sich heraus Gebilde zu gestalten, die das Gesetz der Schöpfung wieder in sich tragen müssen. Das geistiggebundene Musikwerk, die klingende Architektur, steht zur schwingenden und klingenden Natur etwa in dem gleichen Verhältnis wie die bewußte Konstruktion der Burg und der Kapelle zu dem naturgewachsenen Hügel, den sie krönt.

Auch bei Schubert dürfen wir eine bewußte Motiventwicklung und Planmäßigkeit des Gesamtaufbaues voraussetzen. Er kennt die Pläne Bachs, Mozarts, Beethovens und ihrer Vorgänger, wenn er auch die Riesenarchitekturen des größten Sinfonikers nicht erreichte. Er erspönte das

als ein Ziel, doch lag es seinem Wesen nicht. Das war zu heiter und natürlich froh. Die freiausschwingende Melodik seiner liebgebundenen Themen (im Gegensatz zu Beethoven, der innerhalb der Sätze neue Liebblindungen vermeidet) erlöste ihn und machte ihn in sich selbst so reich, daß er der Wucht und weitausladenden Gebärde nicht bedurfte. Wir geben uns dem Zauber seiner Melodien so gefangen, daß wir uns nicht immer fragen und oft nicht Wissen: Sorge tragen, woher sie stammen, wo ihr Ursprung ist und wo ihr Wesen gründet. Und doch, wer hätte nicht schon manchmal glückhaft aufgehört, als kenne er die Melodie, die er gerade hört von irgendwo und irgendwo und -wann, wie man so manchmal stutzt, als hätte man daselbe, was man gerade tut, erlebt und sieht, vor unbegreiflich langen Zeiten schon einmal erfahren. Oft war das gerade kurz vorher, es trat nicht ins Bewußtsein. So hier. Es war im Satz vorher, es war noch früher, es war am Anfang, die Musik begann mit der ganz gleichen Wendung. Wie träumen wir doch oft, statt recht zu hören! Mancher hat sich schon gestanden, — wie merkwürdig, ich höre im Forellen-Quintett schon vom ersten Satz ab immer das Forellenlied des letzten Satzes heraus. Er meint, er suggeriert sich das. Ganz und gar nicht. Er hat recht, vollkommen recht und gibt sich selber den Beweis für ein ergreifend schönes künstlerisches Wollen und eine Meisterlogik im Gestalten einem klargestzten Ziel entgegen. Wem wäre es nicht aufgefallen, daß in dem beliebten Es-Dur-Trio die prachtvolle Cello-Marschmelodie des zweiten Satzes, wenn sie im letzten Satz wörtlich wiederkehrt, gar nicht unerwartet kommt, ja daß man sie in ihrer Eigenschaft als Zitat fast überhört, weil sie eben immer und überall irgendwie vorhanden ist.

Nachdem wir an diesen sinnfälligen Beispielen darauf aufmerksam geworden sind, wie der unbefangene Hörer sich selbst schon auf rechtem Wege befindet, möchte ich den Leser bitten, mit mir einige Schubert-Sinfonien vierhändig zu spielen. Wo Klavierspieler sind, befindet sich auch eine vierhändige Ausgabe (hier die von Peters). Ich bitte meinen Partner, die Oberstimme zu übernehmen, d. h. die Noten aufzuschlagen und mir nach Takt zu folgen bei dem, was ich ihm zeigen möchte. Wir wollen erfahren, wie Schubert sein Preisrichter-Amt verwaltet haben würde, wenn das Preisausschreiben zur Beendigung seiner H-Moll-Sinfonie ein Resultat gebracht hätte, und was die lebendigen Preisrichter zum mindesten hätten wissen müssen, wenn sie es wagen wollten, einen Lösungsversuch zu beurteilen. Wir beginnen mit der Sinfonie in B-Dur, Allegro 1, 2, 3, 4, bitte . . .

Wir hören einen Lauf herunterkommen, aus besser Ende rhythmisch zerlegte Akkorde heraufpendeln. Das Thema festigt sich im neunten Takt. Sein Kopfmotiv (Takt 9, 10 mit Antwort und Anhängen) besteht aus einem Akkord-Anstieg (es-g-b) und einem zurückfallenden Lauf. An dies zweitaktige Motiv wollen wir uns halten. Es wird durch Dehnung erweitert und in den Gliedern vermehrt. Dies Prinzip gilt in allen vier Sätzen. Zu Beginn des zweiten Satzes begegnen wir demselben Doppelmotiv wieder. Der Anstieg ist etwas zerlegt, der Ablauf getreu. Der dritte Satz behält die Akkordzerlegung bei, wählt aber für den Ablauf, dem Tempo entsprechend, eine Verkürzung (Takt 5—8 zeigt das deutlicher als die ersten vier Takte). Der vierte Satz bringt jedem eine Überraschung (s. Takt 9—16). Der Ablauf fängt an und geht jetzt aufwärts, der Anfang des Motivs dagegen folgt und fällt! Der letzte Satz bedeutet also eine Umkehr der Bewegungs-Richtung des Kopfmotivs des ersten Satzes. Am prägnantesten tritt das im Mittelteil hervor (nach dem Doppelsatz Takt 2 und 3). Hier steht das Kopfmotiv des Werkes rückwärts! Wer einen kantigen Handspiegel zur Verfügung hat, mache sich das Vergnügen, ihn oberhalb Takt 3 und 4 aufzustellen und, die Oberkante etwas auf den Beschauer zugeneigt, die Melodie im Spiegel zu lesen. Er erblickt darin das Kopfmotiv im Original, nämlich notengetreu es-g-b mit Ablauf. Wir haben damit eine wichtige Erfahrung gewonnen, die weit über dieses Beispiel hinaus für die ganze Musikultur von zwingender Bedeutung ist. Alle Sätze dieser Sinfonie haben dasselbe KopftHEMA in leichter Variante. Der Gesamtaufbau ist so geordnet, daß beständige Erweiterungen aller Sätze im letzten Satz in eben solchen Erweiterungen

zurücklaufen. In der Mitte des letzten Satzes finden wir das Kopfsthema notengetreu auf den Kopf gestellt. Dadurch wird ein Ausgleich aller Kräfte geschaffen und die Bewegungslinien all dieser Kräfte befinden sich im Gleichgewicht. Die Einheitswirkung eines solchermaßen aufgebauten Werkes erscheint von vornherein gewährleistet und verfehlt darum auch auf den Hörer ihren befriedigenden und erlösenden Eindruck nicht.

Wir spielen die C-Dur-Sinfonie. Sie liegt im Entstehungsjahr (1828) ebensoweit hinter der Unvollendeten (1822) wie die eben besprochene B-Dur-Sinfonie (1816) davor. Wir dürfen dann auf die dazwischenliegende von beiden Seiten aus unsere Schlussfolgerungen ziehen. Solo steht das Kopfsthema als Überschrift, entfaltet Wesen, Pracht und Wert all seiner Teilmotive in der Einleitung und schafft den Grund, aus dem das herrliche Wachstum des ganzen Werkes hervorbricht. Aus dem Rhythmus des zweiten Kopfsthemataktes springt das Thema des ersten Allegrosatzes auf in hinreißendem Schwung. Seine Konrepetitionsebene spannt sich, in raschem Tempo erregend, in langsamem Zeitmaß beruhigend, durch alle Sätze. Den verschaukelten Congregenzen der ersten beiden Kopfsthematakte entblüht das Th₂ des ersten (Buchst. F) wie das Th₁ des zweiten Satzes und, auf den Kopf gestellt, das Th₂ des letzten (dort Buchst. F). Der ganze Tonumfang des Themas, in einer Koballinie zusammengezogen, sammelt als fattes dunkles Band im Saß die Summe des Geschehens (erster Saß, Buchst. N), licht und hell durchflingt es das Andante als Th₂ (E) und wirbelt als Seitenthema flatternd durch den ganzen letzten Saß (dort A). Das Scherzo-Trio ist ein Spiegel, der das Thema, auf dem Gipfel der Entwicklung, aus der Höhe fallend breit und leuchtend umlegt. Der Finale-Anfang reißt das Thema in der Urgestalt (ab Takt 16), alles Blühen und Erleben, das aus ihm erwachsen, mit sich tragend, in das Weben des gesamten Ablaufs. Ein Gedanke, eine Handlung, ein Erleben, ein Gestalten, ein Gebäude, eine Form und eine Welt. Die ganze Sinfonie schließt sich zur Einheitsform eines sogenannten engeren Sonatensatzes zusammen. D. h. der ganze erste Saß bildet die Exposition, der zweite und dritte die Durchführung, und der vierte Saß stellt eine Reprise des ersten dar. Aus alledem kann man schon mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Forderungen schließen, die für die Preisaufgabe unumgängliche Voraussetzungen gewesen wären.

Wir wenden uns nun dem Preisobjekte selber zu und spielen zusammen die unvollendete H-Moll-Sinfonie. Das Kopfsthema steht isoliert als Überschrift. Der Partner möge besonders den einzigen Bewegungstakt (Takt 4) beachten! Durch Vorausnahme der beiden Kopfsthemaschlußnoten fis und fis findet er die Thema-Variante Th₁ (Buchstabe A) durch Umhören des ganzen Themas. Dann mache er sich die Freude, dies Th₁ im Takt und Rhythmus des Th₂ (Buchstabe C) zu spielen und zu singen (er muß dann das zweite fis auslassen) und er wird mit Erstaunen und Erschütterung wahrnehmen, daß diese wunderfame und über alles beliebte Melodie des Th₂ nur eine ganz leichte Abwandlung des Th₁ bedeutet. Im zweiten Saß hört man das Kopfsthema (Takt 3—7) in verkürzter Fassung. Der oben bezeichnete Bewegungstakt des Kopfsthemas ist das Haupt-Erkennungsmerkmal. Ein Prinzip der Erweiterung und Verlängerung tritt in beiden Sätzen in gleicher Weise auf, und zwar durch Vermehrung der Einzelteile des Themas, zuerst im Sinne von Th₁, dann im Rhythmus des Th₂. Der dritte Saß, von Schubert im Klavierauszug skizziert, verkürzt das Thema des zweiten Satzes noch weiter, benützt aber dieselbe Art der Vermehrung.

Der spielfreudige Partner, der bis hierher gefolgt ist, wird nun in Anlehnung an den Aufbau der beiden umliegenden Werke selbst den Plan ergänzen können, der mit größter Wahrscheinlichkeit dem letzten fehlenden Saß und der Ganzgestalt der unvollendeten Sinfonie zugrunde liegen muß. Er wird das so tun: Die Themen des vierten Satzes müssen aus dem ganzen Kopfsthema durch Umhören gewonnen sein. Sie müssen Zerlegungen bedeuten im Sinne von Th₁ und Th₂ des ersten Satzes. In der Mitte des Satzes muß eine dem Kopfsthema ähnliche Variante stehen, welche so gebildet ist (spiegelbildartig oder rückwärtsgerichtet oder beides), daß die Bewegungslinien aller vorhandenen Kräfte zur Ruhe kommen.

Dies sind neben ungezählten Einzelheiten, die sich aus den Werken Schuberts weiter herauslesen lassen, die fundamentalen Voraussetzungen, auf denen eine Preisaufgabe hätte fußen müssen, die, so hoffen wir, niemals eine Lösung findet, es sei denn, daß ein kongenialer Meister mit gleicher Baukunst und derselben Herzensgröße dieses Hohenlied zu Ende singen muß aus einem inneren Zwang, der aus demselben Kern erwachsen gleiches fühlt und denkt und schafft und einem gleichen Ziele zustrebt, und der in gleichem Wollen und Gestalten einzig den Preis als solchen anerkennt, den ihm der Genius Schubert als allein dazu bestellter Richter um die Stinne windet.

Walter Engelsmann

Der Maßstab

Gilt in der Kunst wirklich nur der Geschmack, das heißt, ist es aussichtslos, über Wert und Unwert, Grad und Stufe der Kunstwerke oder was sich dafür hält, ein Urteil zu finden, das Bestand hat? Ist es die Menge und ihr Beifall oder die kleine zerstreute Schar der Kenner und Könner, die entscheidet? Ich meine, daß das, was sich als Nachruhm — der allein gilt, nicht aber die Zustimmung oder die Ablehnung der Mitwelt — feststellt, immer nur anschwellender Nachklang maßgebender Schätzung, sei es unmittelbarer, sei es im stillen vermittelter Anerkennung ist, daß niemals die Mehrheit, gar die Masse, stets nur die einzelnen, die Verufenen das Bedeutende würdigen. Das aber sind die seltenen Menschen, denen, weil sie selbst sein Maß haben, das Tiefe, Starke, Echte, Große, das immer auch das jeweils Neue, weil Einmalige, dennoch aber Vertraute, weil Notwendige vorstellt, in seinem ewigen Wesen aufgeht.

Richard von Schaulal

Türners Tagebuch

Haben wir Freunde? / Hugenberg's Brief / Die Tributkonferenz / Der Fall Langkopp / Bauernnot / Die Striche im Reichshaushalt / Kurzsichtige Sozialfürsorge / Die Regierungskrise und was sie lehrt

„Gib uns Feinde, o Zeus,“ so betete das Altertum; „ohne Widersacher erschläft der Staat.“

Leider hat es Zeus mit uns gar zu gut gemeint. Unser Übermut im großen August „hier werden noch Kriegserklärungen angenommen“, ist jetzt ins Hoffnungslose verbüstert. Es kann ja gar nicht anders sein, da auch der Frieden uns keinen einzigen Segner vom Halse geschafft hat.

Haben wir denn Freunde irgendwo? Höchstens ein paar Handvoll Verstärker unter den Hochgesinnten der Welt. Aber Hochsinn ist heutzutage ein Fehler, der von der diplomatischen Laufbahn ausschließt, wie Blindheit vom Heeresdienst. Daher sind sie völlig ohne Einfluß; Stimmen eines Predigers in der glühenden Sandwüste der allgemeinen Eignung. Man haßte uns vor dem Kriege wegen unserer rüstigen Arme, während des Krieges wegen unsres sieghaften Standhaltens, jetzt aber nach dem Kriege erst recht, weil man uns Unrecht getan hat und immer weiteres anzutun vorhat.

Am zweiten Ostertage gaben die englischen Riviera-Bummel in Cannes ein großes Fest zum Vierteljahrhunderttag der „entente cordiale“. Briand wechselte mit dem Vertreter des kranken Rings politischen Liebesgruß. Botschafter St.-Aulaire pries in London den Bund sinnig als einen Schlagbaum gegen die deutsche Gefahr. An Locarno hat von all den beiderseitigen Festrednern und Festschreibern keiner gedacht. Hingegen wurde von den Bundesbrüdern zum Aufsichtsratsleiter der Danziger Werft, die sie im Versailler Diktat an sich gerafft, der französische General Le Rond gewählt. In Oberschlesien spuckt man aus, wenn einer von diesem Manne spricht. Ist er es doch, der dies Land mit meisterhafter Schamlosigkeit in die Hände des polnischen Verderbers gespielt. Offenbar ist er nun ausgetoren, daselbe mit Danzig zu tun; der edlen, vom Hauch mittelalterlicher Größe durchwehten deutschen Hansestadt.

Der Name Le Rond ist also Aussicht auf ein neues Käntestück. Aber man weiß wenigstens wo und wie, denn er gibt sich ganz, wie er ist. Andre hingegen, nicht redlicher an Gesinnung, haben sich uns angebiebert unter der Decke gut-herziger Grabschheit.

Da schickte uns England als den ersten Botschafter des Nachkrieges den Viscount d'Abernon. Er blieb sieben Jahre und brachte es sofort zu erstaunlichem Einfluß. Vergestalt, daß man ihn den Botschafter der Zeitwende nannte oder den ungekrönten König von Berlin. Er erklärte den deutsch-englischen Waffengang für das bedauerlichste Mißverständnis der Weltgeschichte; sprach hübsch von fair play und

warmer Versöhnungshand. Das machte unsre diplomatischen Neulinge vertrauensselig; aber was er ihnen entlockte, das ging natürlich flugs nach Downingstreet.

Als Siebziger setzte er sich endlich aufs Altenteil und schrieb die Denkwürdigkeiten einer bewegten Laufbahn. Des trocknen Tons satt, zeigt er nun sein echtes Wesen. Er verhöhnt das Volk, das der Brotneid des feindlichen ins Unglück gestürzt und ihm dennoch mit so unvorsichtigem Zutrauen entgegengekommen war.

Der Deutsche leiste allerlei bei der Arbeit, aber noch mehr im Nachtschwärmen bei schwerer Speise und Trank. Seine Gestalt, so spottet er, sei daher der einzige erfolgreiche Versuch zur Lösung der Quadratur des Kreises, denn sie sei edig und rund zugleich.

Hohn über die deutschen Minister gesellt sich zu dem Hohn über das deutsche Volk. Daß der Reichskanzler auf seinem Balte heiter ist, gibt Anlaß zu dem Wischer, seine Schultern schienen nicht allzu schwer belastet von Sorge und Verantwortung. An dem einen auswärtigen Minister entdeckt er den Eindruck eines schläfrigen Tigers, mit gewisser Schläue gepaart; sowie ein unbewusstes Erpressertum. Eine Reichstagsrede von dessen Nachfolger nennt er albern und idiotisch.

Das sind Gegenstände zu Eduard Grey, der den Fürsten Lichnowski einen einfältigen Narren schalt, aber zum Ehrendoktor von Oxford machen ließ. Unsern Ministern aber sei die literarische Ungezogenheit seiner Lordchaft ein Denkjettel, daß Vertrauensbuselei der täppischste Kunstfehler des auswärtigen Politikers ist.

Der Diplomat lernt überhaupt nie aus. Er muß viel wissen, aber noch mehr sein. Sein werbetätigster Besitz ist angeboren: das feine Fingerspitzengefühl für Menschen- und Völkerbehandlung. Es nützt gar nichts, wenn er deutsche Belange dem Ausland so darstellt, wie er als Deutscher sie sieht; nur dann ist Aussicht auf Erfolg, wenn er sie jedem Volk nach dessen Weise mundgerecht zu machen weiß.

An dieser Klippe ist der erste diplomatische Versuch des deutschnationalen Parteiführers Hugenberg gescheitert.

Gegen 3000 führenden Männern Nordamerikas, Wirtschaftlern, Politikern, Journalisten, Senatoren, Abgeordneten, Gouverneuren und Bürgermeistern hat er einen deutschen Notschrei verschickt.

Dieser legt dar, daß Deutschland unterliegen muß unter dem blutsaugerischen Dawes-Tribut. Es trage ihn auch jetzt schon nur mit Hilfe der amerikanischen Darlehen, also stetig wachsender Verschuldung. Daher zahle das Land des Kellogg-Paktes in widersinniger Kreiswirkung auf dem deutschen Umwege die englischen Rüstungen zur See, die französischen zu Land. Außerdem böten sie dem Berliner Marxismus die Mittel zum Sozialisieren von Staat und Wirtschaft. Stürzten aber unerschwingliche Last und roter Unverstand unser Volk ins Elend, dann verfälle es den Bolschewisten und werde eine Weltgefahr. Verhüten ließe sich dies nur, wofern die Pariser Konferenz eine Lösung finde, die den vierzehn Punkten Wilsons gerecht wird. Andernfalls bräche über Deutschland das Chaos ein und reiße dann die ganze Kulturwelt mit sich. Denn Bolschewismus, eine Seelentrantheit des Fabrikarbeiters, springe wie die Grippe auch über das Weltmeer: „Unsre Sache ist also auch Eure Sache.“

Es steckt vieles in diesem Briefe, was Gemeingut deutschen Empfindens sein

müßte; es freilich infolge unsres verrückten Parteihaders leider nicht ist. Aber wie dies alles einem Volke klarmachen, das von Vorurteilen durchtränkt, eignen Einbild gar nicht hat und dessen Wahlspruch immer war: „Hilf dir selbst?“

Ich habe einen amerikanischen Jugendfreund. Keineswegs als Yankee hundertprozentig, da er von deutscher Mutter stammt, auf deutschen Hochschulen gebildet ist. Aber für die Frage der Kriegsschuld fehlte ihm, als er mich voriges Jahr wieder besuchte, jedes Verständnis. „Warum seid Ihr in Belgien eingerückt? Warum habt Ihr die ‚Lusitania‘ torpediert?“

Wenn ich jedoch vom Rheinlande sprach, von den Gewalttaten von Senegalnegern an weißen Frauen, da wich seine ablehnende Kälte einem lodernden Zorn, und er nannte Frankreich die Kulturschmach der Welt.

Das sind Winke, wie man drüben die Volksseele behandeln muß, die uns bald verhärtet erscheint, bald empfindsam. Mit unsren schlagendsten Gründen reden wir an ihr vorbei, aber wo wir uns dessen kaum versehen, ist sie gepackt.

Hugenberg ging daher den falschen Weg. Vor der Grippe des Bolschewismus hat Bruder Jonathan gar keine Angst. Die dortigen Arbeiter sind Schwerverdiener, vielfach mit Auto und Scheckbuch; Leute, denen Eigentum wohlverworbenes Recht ist und die jedem die Knochen zerbrechen, der kein Vaterland kennt, das U. S. America heißt. Zwischen ihnen und den anderen Bürgern besteht daher keine Kluft; während man über Hugenberg als Monarchisten neuweltlich verständnislos die Ähsel zuckt und auch sonst sehr erbozt ist, weil seine Presse den Gipfel des Nationalstolzes, den Kellogg-Pakt schlecht gemacht.

Die Aufnahme seines Briefes war demgemäß. Da traut man Emil Ludwig mehr, der doch im Gegenteil einen glänzenden Aufschwung Deutschlands unter dem Segen der republikanischen Verfassung mit selbstsicherer Unfehlbarkeit festgestellt hat.

Hoovers Blatt, die „Herald Tribune“ setzt somit Hugenbergs Wort von den Tributen in Gänsefüßchen und verurteilt eine solche gehässige Propaganda. Der „New York Herald“ belehrt ihn, wir hätten den Krieg verloren, also müßten wir bezahlen; was sei selbstverständlicher als dies? Er aber wolle an die Stelle der Verträge sein eigenes Ermessen stellen. Das sei die Unverschämtheit eines ausschweifenden Nationalismus. Ob er denn wirklich glaube, ein Schaflamm zu finden, das sich einschüchtern lasse von seinem Bolschewistenscheiß?

Viel wohlwollender urteilt man in Italien über den Vorgang. Hugenberg gilt als der Führer des deutschen Faschismus, und Mussolini rechnet für gewisse Fälle auf uns. Darum klingt aus seiner Presse ein liebevoller Vorwurf, weshalb sich der Brieffschreiber denn nicht nach Rom gewandt habe. Freilich sei der Italiener, so heißt's im „Popolo“, kein Genosse, den man heute zu Tisch bittet und morgen ausläßt. „Wann wird in Berlin dies begriffen sein?“

Wie findet man diese Einladung? Mutet sie nicht uns zu, was man selber von sich weiß? Wir haben uns an der italienischen Polenta schon einmal den Mund verbrannt. So muß der Brei erst kühlen, bevor zum Löffel gegriffen wird.

Worte genügen nicht; überzeugen kann nur eine Beweistat. Hat Mussolini nicht jüngst zugestanden, Italiens Eintritt in den Krieg sei ohne Nötigung erfolgt; rein aus freiem Entschluß? Das ist auch ganz richtig so.

Am Sponzo-Kriege zum mindesten trägt also Deutschland keine Schuld. Somit fällt ihm doch auch keine Wiedergutmachungslast zu. Wie groß wäre es von Mussolini, wie beschämend und zwingend für die anderen Gläubiger aus dem Rechte der Gewalt, wenn er unter Hinweis darauf erklärt hätte, er verzichte aus Billigkeitsgefühl auf jeden weiteren Tributanteil! Wir haben vergebens darauf gewartet. Hingegen hat Pirelli, sein Sachverständiger, umgekehrt erhöhten Anspruch angemeldet und wie sogar die Verbündeten urteilten, um so hartnäckiger mit Worten verteidigt, je weicher der Rechtsboden war.

Also schaffen wird der Hugenberg-Brief gar nichts. Er war gut gemeint und stellt unsre wirtschaftliche Lage in ein klares, grelles Licht. Seine Wirkung aber hat er, weil falsch berechnet verfehlt. Darum ist er nichts weniger gewesen, als eine dem deutschen Volke gewonnene Ostereschlacht, wie ein zugetanes Blatt gerühmt hat.

Auf die amerikanischen Beisitzer der Tributkonferenz blieb er ohne Eindruck. An Owen Youngs Stelle hätte auch eine Rechenmaschine stehen können; seine sonstige Gefrorenheit erwies, wie wenig er an Hugendorfs düstere Ausblicke zu glauben geneigt ist.

Weit gehässiger noch als die heftigsten Feindesblätter schrieb freilich die deutsche Linkspresse. Völlig unbeherrscht verspottete sie den „nationalen Gralshüter“, nannte sein Vorgehen eine würdelose Denunziation, wirtschaftlichen Landesverrat. Wenn seine Parteiwut aufwacht, redet der deutsche Politikschiefer sein Volk und sich selber um Kragen und Kopf. Was ihm eine Großtat erscheint, sobald es seine Gesellen tun, das wirft er dem Gegner als Schwerverbrechen vor. Denunziation? Rinder, denkt doch gefälligst an Friedrich Wilhelm Förster, für dessen Edelmentum ihr soviel übrig habt. Und an eure republikanische Beschwerdestelle, die jetzt die preussischen Ämter zu so viel Federchensucherei aufputscht. Wirtschaftlicher Landesverrat? Ein funkelnagelneuer Rechtsbegriff, herausgetiftelt just von euch; von euch, die ihr den wirklichen, den hundsgemeinen Landesverräter dem Strafgesetz entwinden wollt. Aber so seid ihr ja immer. Die Kriegsdeserteure, die Drückeberger in der Not des Vaterlandes waren euch verdiente Ehrenmänner, und ihr sorgtet schleunigst für ihre Begnadigung. Aber gegen den Kaiser kennt ihr heute noch kein wuchtigeres Schimpfwort als „getrönter Deserteur“. Das ist schon deshalb hirnerbrannt, weil dieser sich doch selber natürlich niemals einen Fahnenreiß geschworen hat. Aber je gesinnungstüchtiger der Mann, desto wetterwendischer seine Grundsätze. Sie sind ihm ja nur die Segel, worein er den Wind des öffentlichen Beifalls zu fangen sucht. Man setzt oder rafft sie daher ganz nach Bedarf.

Was konnten unsre Gegner aus diesem Niederschimpfen anders herauslesen als eine besondere Tributfreude des deutschen Volkes? Sie hatten es wirklich nicht nötig, noch bestärkt zu werden in ihrer Grapschälligkeit. Jeder meldete ohnehin noch seinen Sonderanspruch an. Für die Dominions, sagt England; ein vorher schönöde vergessener Betrag. Welch hundschlechter Rechner muß Balfour gewesen sein, wenn er sich um 3,8 Milliarden geirrt hat! Italien fand überhaupt keinen Vorwand, erklärte daher ohne Umschweife, es fordere eben, weil es die andern auch tun.

Es dauerte zehn Wochen, bevor die Sachverständigen der Konferenz die Eselstreiberweisheit erfaßten, daß wenn sich fünf auf einen Esel setzen, er zusammenbricht. Am grünen Tische suchte man daher nach einem Ratschluß. Jeder Staat war

sehr dafür, daß die anderen ihre Habgier dämpften; es sprächen sowohl Gründe der rechnenden Vernunft dafür, wie des weichen Herzens und der höheren Sittlichkeit. Darob geriet man sich heftig in Haar und Bart zu unsrem Spaß. Das waren die heitersten Tage der Konferenz.

Leider kam es nicht so, wie die Bauernregel sagt, daß, wo die Diebe sich zanten, der Bestohlene seine Ruh wiederbekommt. Was man am einzelnen Jahrestribut augenblendend abstrich, suchte man zehnfach einzubringen durch seine Verlängerung auf zwei Menschenalter, den schlauen sonstigen Nebenvorteil ungerechnet. Die Konferenz endete, wie im vorigen Tagebuch vorausgesagt wurde, als Fehlschlag.

Es wird daher Zeit, daß man von der sachlichen Frage, wieviel Deutschland tragen könne, zurückkehrt zu der rechtlichen, wieviel es zahlen muß und wieviel es bereits gezahlt hat. Mir ist doch so, als ob die „Alliierten und Assoziierten“ auf den Ersatz von Kriegskosten verzichteten und nichts weiter zu verlangen versprochen hätten als für die erlittenen Kriegsschäden Wiedergutmachung. Nach Lloyd George soll doch auch 1921 die deutsche Höchstleistung bereits unter den Gläubigern auf 51 Milliarden festgesetzt gewesen sein. Gilt von ihr das *crescit eundo* wie von einem verleumderischen Gerücht?

Und was haben sie schon alles von uns geschluckt! Sachverständige schlagen es auf 50 Milliarden an. In der Konferenz kam man jedoch auf diesen Pappenspiel gar nicht zurück.

Wir haben jetzt den Fall Langkopp erlebt. Ein wetterharter Kolonialstrolcher, hochgelommen durch eisenharten Fleiß, aber arm durch den Krieg, rückte nach endloser Schreiberei, Lauferei und Aufschub ins Reichsentschädigungsamt. Er stellte den, der ihm Vater aller Hindernisse schien, mit Höllenmaschine und Schießeißen; unter Wutausprüchen verlangend, daß er endlich ausgezahlt werde, statt immer wieder vertröstet.

Wo Rauch, da ist Feuer. Wie kam es zu diesem Wildweststreich? Durch die Armut des Reiches, das sich hinter ein Stachelbrautverhau von Gesetzen und Erlassen, Richtlinien und Decreten vertrieht. Durch die Beamten, die, von überreizten Forderungen drangsaliiert, sich die verlangten Summen doch auch nicht aus den Rippen schneiden können, daher ebenfalls die Nerven verlieren und gequälte Menschen abfertigen in überheblicher Förschheit.

Hinter allem aber steht als letzte Ursache doch England. Es pfliff auf das Völkerecht, das seine angestammte Heuchelei gegen uns für das heilige Zeichen der Menschheit erklärt. Gleich nach Kriegsbeginn hat es daher alles deutsche Einzel Eigentum in seinem Klauenbereich beschlagnahmt. Seine Verbündeten folgten sofort dem lockenden Beispiel. Sie sind alle heute sittlich empörte Bolschewistenfresser, aber wie man sich an dem Besitz friedlicher Bürger vergreift, das hat man dem Rätestaat selber vorgemacht.

Viernalhunderttausend Deutsche wurden so aller liegenden wie fahrenden Habe beraubt. Ihre Entschädigung hat man dem Reiche als weiteren indirekten Tribut aufgebürdet.

Langkopp ist ein englisches Opfer. Als Zeugen brachte er indes auch noch beispielsweise ein französisches bei. Der Geheimrat Rußland schätzt sein Vorkriegsvermögen

auf schier eine halbe Million. In Colmar war er gegen den tüdischen Französeling Wetterle ein Vorkämpfer des Deutschtums. Als angehender Sechziger führte er noch eine Ersahschwadron der Jäger zu Pferde. Heute hat er gar nichts mehr, ist durch Schlaganfall gelähmt und müßte betteln, hätte ihm nicht Hindenburg aus seinen Verfügungsgeldern eine kleine Rente ausgesetzt. Seine Entschädigungsansprüche wurden nämlich so geschlichtet, daß ihm ein paar kümmerliche Reste für das Jahr 1940 fällig sind! Er würde alsdann 87 Jahre alt sein. Wer ist's, der so was nicht als Hohn empfindet?

Soweit zu überschauen, hat die gegnerische Auslandspresse, so geschäftstüchtig sie sonst hinter greller Tagesneuigkeit her ist, den Fall Langtopp völlig totgedrückt. Das böse Gewissen schlug.

Allein auch unsrer Linkspresse blieb das gesunde Menschengefühl taub und stumm. Sie gab sich nicht dem Eindruck hin, sondern bekämpfte ihn.

Das psychologische Gerichtsbild, womit jetzt die Zeitung zu fesseln sucht, ist sofort ausgeartet. Es erstrebt schon lange nichts andres mehr als ein Voreinnehmen der Öffentlichkeit. Für oder gegen den Angeklagten, für oder gegen den Gerichtshof. Als Seelenforscher tritt man anspruchsvoll auf; unter der schwarzsamtenen Gelehrten-schaube verbirgt sich jedoch nichts als der von Vorurteilen vollgestopfte Parteimann.

Schon am ersten Gerichtstage war daher in einem sozialdemokratischen Blatte, das ich las, über Langtopp das Urteil fertig. Ganz ohne die mildernden Umstände, die ihm später sogar der Ankläger zugebilligt und das Gericht erst recht.

„Typ des bellaffierten Bürgers, eitel und phrasenhaft, zornbebend und voller Würde, weil es der Selbstbetrug so verlangt.“ „Revolutionär mit völkischem Vokabularium und wilhelminischem Es-ist-erreicht-Schnurrbart.“

Langtopp hat in Südwest gegen die Hereros, in Deutschost unter Lettow gegen die Engländer gekämpft. Er rühmt sich dessen; warum sollte er nicht? Ein Seelenforscher aus der demokratischen Asphaltpresse hat ihn daher in die Retorte getan und als den Niederschlag seines Grundfühlens den Satz herausgedampft: „Dem Vaterlande dienen, natürlich; patriotisch sein, natürlich; Opfer bringen, natürlich. Aber bezahlt muß werden!“

Wo nur eine Spur der Verständnis für die Tragik, die da pulst? Wo nur ein Fünkchen menschlichen Mitleids? Nicht als Sohn des gleichen deutschen Volkes, nicht als besonders schwer geprüfter Mitträger des gleichen deutschen Schicksals wurde der Angeklagte geschaut, sondern lediglich als der Mitgänger einer gegnerischen Partei. Das macht ihn vogelfrei für abgünstiges Werturteil und spitzigen Wiß. Wenn jedoch neulich ein namhafter Chirurg auf einem Ärztekongreß feststellte, nach seiner klinischen Erkenntnis gebe es unter den Trägern der Sozialversicherung auffallend viele, die gar nicht gesund werden wollten, sondern „von ihrer Krankheit lebten“, da hagelte es Schimpfworte gegen diesen „Verleumder des Arbeiterstandes“, den Majestätsbeleidiger des derzeitigen Souveräns. Das Wort von der Futterkrippe des Staates ist nämlich einzig gegen Andersdenkende statthaft.

Noch immer vermißt man auch die so notwendige Einsicht für die furchtbare Lage der Landwirtschaft. Die Verzweiflungsausbrüche der Bauern mehren sich. Käuferstreits sind angekündigt, um zu zeigen, daß, wenn der Bauer kein Geld hat, auch

der ganzen Umwelt der Brotkorb höher hängt. Steuern werden keine mehr bezahlt; treibt jedoch der Pfänder die Ochsen weg, dann drohen wie in Weidenfleth geschwungene Mistgabeln, und die Sturmglode bröht.

Wohl richtig, daß auf dem Lande mit verwegenen Mitteln rechtsradikal gewählt wird. Das ist schlimm und darf nicht sein. Allein aus kalter Asche schürt man keinen Feuerbrand. Daher ist noch viel bedenklicher, wenn die Sache so gedreht wird, als ob alles bloß Mache sei und eitel Hekerei.

Hier liegen ernsteste Notstände vor, die kein noch so forsches Einschreiten gegen die Braunhemden beseitigt. Der Staat muß helfen oder er zerfällt. Soll es zum Bürgerkrieg kommen; zum Marsch des Landes wider die Stadt; zum Ausfall des Asphaltproletariats auf das Dorf?

Schon scharmüht es wetterleuchtend. Die Mannen des roten Frontkämpferbundes sind längst mobil. In Wöhrden wurden drei Nationalsozialisten totgeschlagen; ihrer noch mehrere liegen verwundet im Krankenhaus. Der preußische Innenminister ließ darauf nach beiden Seiten eine letzte Warnung los. Man fand, daß sie nachdrücklicher nach rechts ausfiel als nach links, wo doch die Bluttaten verübt sind.

Dem unsres Volkes Wohl heiß auf der Seele liegt, dem wird schwül. Umkehr kommt nur, wenn die Sozialdemokratie sich spaltet und ihren linken Flügel abstößt, der ja ganz offen zugleich nur ein abkommandierter rechter des Kommunismus ist. Dazu besteht aber herzlich geringe Aussicht, wie aus der Abstimmung über die zweite Käte des Panzerkreuzers ins Auge springt, wo in der sozialdemokratischen Fraktion 93 mit Nein stimmten, nur 29 mit Ja.

Am Reichshaushalt muß gespart werden. Die Sozialdemokratie tut es gar nicht gern. Sie hätte lieber neue Steuern bewilligt. Natürlich nur solche, die im wesentlichen der Nächste trägt. Schließlich fügte sie sich zwar dem geschlossenen bürgerlichen Einspruch, aber bloß unter dem Beding, daß an den Soziallasten des Reiches nichts gekürzt werden darf. „An den Ärmsten der Armen“, wie man es einkleidete mit erklügelt empfindsamer Floskel.

Soziale Fürsorge ist nötig und gut. Allein manchmal wäre es dem Arbeiter wirklich ersprißlicher, wenn man weniger für sein Heute sorgte, dafür weitsichtiger für sein Morgen.

Die nötigen Millionen strich man also aus anderen Kapiteln des Haushalts heraus. Namentlich bei Heer und Flotte, den Kindern der Ungnade im heutigen Regiment. Am grausamsten jedoch verging man sich am Luftetat.

Dadurch ist vorläufig, wenn man sich nicht noch rechtzeitig besinnt, die neue Luftschiffhalle in Friedrichshafen unmöglich und damit auch der Bau des neuesten „Zeppelin“ L. Z. 138. Dieser sollte der erste einer ganzen Flotte von besonderer Größe sein, der Beginn eines regelmäßigen Luftverkehrs zwischen der Alten und der Neuen Welt.

Überlegt denn keiner, daß man dadurch die Auswertung einer der gewaltigsten Schöpfung deutschen Geistes an das Ausland abtritt? Daß man damit Entwicklungen unterbindet, die Tausenden von Arbeitern, Brot geben würden?

Auch der Wertmann zehrt von der „Substanz“, sobald er sich nicht nach unsrer

Dede streckt, sobald er auf Ansprüche nicht verzichtet, die nur eine blühende Wirtschaft erträgt. Geht es nicht auch um seiner Kinder Zukunft, wenn es um unsres Volkes Zukunft geht? „Nach uns die Sintflut!“ Die Menschen bleiben sich doch immer gleich; ob es eine französische Königsmätresse ist oder ein deutscher Gewerkschaftssekretär.

Immer größer wird die Aufgabe der Regierung; immer kleiner hingegen die Staatskunst derer, woraus sie gebildet wird. Längst schon holt man nicht mehr den Mann für das Fach, sondern treibt Fächerramsch für die Partei. Ob der Minister für sein Amt paßt, ist minder wichtig, als daß er als die gestimmte Stimme seiner Fraktion im Rabinett sitzt. Daher zieht man ihn zurück, sobald irgendein politischer Schlag geschehen soll; ohne Rücksicht darauf, daß er sich gerade erst eingearbeitet hat, also allenfalls anfangen könnte, nützlich zu sein für den Staat. Nach erreichtem Zweck schiebt man ihn dann ebenso rücksichtslos wieder ein. Wir erlebten es ja jetzt beim Zentrum.

Der abberufene Guerard lehrte also zurück. Aber keineswegs in sein Verkehrsministerium, denn dies wollte Stegerwald. Aber er hat ja Jura studiert und war vor 43 Jahren sogar Gerichtsreferendar. So machte man für ihn das Justizministerium frei, indem man den bewährten Petersen hinausdrängte. Irgendeinen sachlichen Grund für den Wechsel gibt es nicht; nur den politischen, daß das Zentrum „auf die Lokomotive“ will.

Wir haben Regierungsmitglieder, die als Minister für, als Abgeordnete gegen den Panzerkreuzer stimmen. Wir haben bald Rechts-, bald Linkscoalition. Dazwischen gibt es aber auch noch eine „große“, die zuweilen, wie gerade jetzt, auch bloß „getarnt“ sein kann. Der römische „Popolo“ stellt fest, daß diese Berliner Koalitionsbuntschedigkeit im Ausland bereits zur römischen Figur geworden ist. Nur dem deutschen Staatsbürger liegt die saure Pflicht, sie ernst zu nehmen, ob. Er soll auch am 11. August die Weimarer Verfassung feiern, die all dies Herrliche vollendet hat und Deutschland, wie damals der Demokrat Schüding mit Prophetengeist voraus sagte, zu einer Wunderblume zu machen bestimmt ist.

Wie gerne würde man mitfeiern, wenn es einem die Einsicht nur erlaubte. Solange es jedoch statt „mit Gott fürs Vaterland“ nur heißt „ohne Gott für Partei und Sonderziel“, so lange sage man doch nur ja jeder Aufbauhoffnung Valet und gute Nacht.

Dr. Fritz Hartmann, Hannover

(Abgeschlossen am 19. April)

Auf der Warte

Der „Tag des Buches“

Nicht nur Italien und Spanien, auch die südamerikanischen Republiken z. B. haben ihren „Dio del libro“, an dem Alphabeten in vorchriftsmäßige Begeisterung geraten und in den reichlichen Phrasen von „Kultur“ schwelgen. Es ist etwas peinlich, daß wir in Deutschland in solche Nachbarschaft geraten sind und dazu noch an Goethes Todestag. Ist das nicht wie ein Eingeständnis kulturellen Abstiegs?

Es ist richtig, daß das gute Buch in Deutschland zurückgedrängt ist, daß wir viel zuwenig Zeit haben für die Besinnlichkeit, die zum Lesen eines Buches gehört. Und dennoch erscheinen so viel Bücher in Deutschland? 27000 im letzten Jahr? Eines jagt immer das andere?

Darin liegt vielleicht das Schwergewicht der Buchkrisis. Aber wir dürfen andererseits auch nicht vergessen, daß sich trotz des Tempos der Gegenwart, trotz Masse und Hege das immerlich wahrhaft gute Buch doch, am Maßstab dieser Zeit gemessen, siegreich durchgesetzt hat. Vor allem sei da einmal erinnert an die doch recht beachtliche Auflage, die Grimms „Volk ohne Raum“ trotz des für den Durchschnittsbüchertäufer außerordentlichen Preises von 25 Mark erreicht hat. Das darf uns mit Stolz erfüllen! Und Lienhard, Rohde, König, Gräfin Salburg, Marie Diers, Jünger — um nur einige von den vielen zu nennen, deren Werke gerade das sind, was der „Tag des Buches“ fördern sollte: „bedeutame Quellen wahren Volkstums und geistigen Schaffens“ — sie alle haben ihre großen und wachsenden festen Gemeinden. Aber sie alle gehörten auch zu denen, die am „Tag des Buches“ in keiner Weise sichtbar in Erscheinung traten.

Die in der öffentlichen Rundgebung im Reichstag wie in der internen Sitzung am 22. März behandelten Fragen waren sicherlich interessant, auflockernd, anpassend. Aber ob die Vorträge — im Reichstag sprachen Dr. Leo Weismantel, Dr. h. o. Eugen Diederichs, Walter von Molo, Professor Anna

Siemsen — das Echo finden werden, das die Voraussetzung ihres Zweckes ist, das erscheint fraglich. Schon in der internen Sitzung war das Echo der am unmittelbarsten Interessierten, der „Fach“-Leute, so erstaunlich schwach, daß der immerhin nur kleine Saal der Singakademie noch einmal so viel Hörer hätte fassen können.

In den im einzelnen überaus fesselnden Vorträgen, die sich um die vier Themen: Der moderne Verlag, Der moderne Leser, Das deutsche Buchgewerbe, Preise und Buch gruppierten, wurde mit einer Ausnahme gerade das weggelassen, was schließlich der Schlüssel zur Lösung der Buchkrisis ist: die Politik. „Der Mann, der den zweieinhalb Millionen Wohnungslosen in Deutschland Wohnungen gibt, wird mehr für das gute Buch tun als alle Bücherfreunde.“ Dieses Wort von Walter Hofmann, Leipzig, traf den Kern der Frage. Es umschließt das ganze Problem vom Autor über das Buchgewerbe und den Buchhandel bis zum Leser. Es erklärt die Spanne in dem im Verhältnis zu den Vortriebsherstellungskosten noch zu niedrigen, aber für den Käufer der Gegenwart dennoch zu hohen Buchpreis. Es erklärt die Vertikschung des Geschmacks weiter Schichten. Es enthüllt das Geheimnis der Überproduktion aus Not. Es drückt das aus, was am Vorabend Eugen Diederichs mit andern Worten sagte: „Augenblicklich leben wir nicht in einem Zeitalter, das ernster Literatur günstig ist.“ Und es mahnt in seiner Wirklichkeit doppelt zur Beherrschung des Zeitfases, den Leo Weismantel seinen ersten Worten gebieterisch gab: „Das deutsche Volk soll seinen guten Geistern folgen.“

Aber in keinerlei innerem Zusammenhang stand es mit den Ausführungen des Protectors der ganzen Veranstaltung, des Reichsinnenministers Severing. Hier wurde das Problem recht einfach: „Klagen über Verfälschung sind so alt wie die Kultur selbst.“ Und dann wurde es auf das rein wirtschaftliche und leis sozialistisch markierte soziale Gleis geschoben. Und dort blieb es stehen. —

Der Verbreitung des guten Buches ist solche, an der Oberfläche bleibende Propaganda kaum nennenswert förderlich. Denn sie führt die Massen, die im Materialismus verbleiben, vielleicht zum Buch, aber nicht zu den „Quellen wahren Volkstums“. Die Buchabteilung einer Berliner Zeitung wollte auch etwas tun für den „Tag des Buches“ und fragt in lateinischer Schrift: „Hast du heute schon ein Buch gekauft?“ Sie meinte natürlich die von ihr ausgestellten: zwei bis drei Deutsche, im übrigen Ausländer — Franzosen, Russen, Engländer, Amerikaner. Aber das dürfte doch kaum noch mit der Förderung des guten Buches als einer Angelegenheit deutscher Kultur etwas zu tun haben. —

Man irrt sich gern, wenn man unglaublich ist. Und es wäre schade, wenn der Arbeitsausschuß für den „Tag des Buches“ unter Vorsitz des Reichsministers a. D. Dr. Rühl wirklich nur dem Tage, aber nicht dem deutschen Buche genützt hätte. Vielleicht erwächst aus der Einzelarbeit, der manche Möglichkeit gewiesen wurde, doch noch ein Erfolg. Solange jedoch Kultur und Politik in Deutschland nicht geistes- und wesensverwandt sind, erscheint die Hoffnung dafür gering, trotz des „Tages des Buches“ am Todestage unseres großen Meisters, der uns das Wort gab: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen!“

Dr. Will Deder

Nachlese zu den Buchtagreden

Übertriebener Sport, Kino und Rundfunk beeinträchtigen die Verbreitung des Buches. Doch sein gefährlichster Konkurrent ist, was in den meisten Buchtagreden nicht erwähnt wurde, die Zeitung. In den Kulturstaaten ist man mehr und mehr dazu gekommen, sich über alles, was geschieht, insbesondere über politische, nationale und örtliche Fragen, über Geld und Wirtschaft, über Kunst und Wissenschaft, Sport und Spiel aus der Zeitung zu unterrichten, die tagtäglich das Neueste aus allen Ländern und Wissensgebieten berichtet und auch reichlichen Unterhaltungsstoff liefert. In den Vereinigten Staaten und in manchen anderen Ländern

lesen die Männer, abgesehen von Fachgelehrten, Lernbegierigen und sonstigen Ausnahmen, kein Buch mehr und überlassen es den Frauen.

Zum Buch verhält sich die Zeitung wie der Baumstamm zu den Blättern. Der Baumstamm ist gefesteter, kräftiger, zusammenhaltend, die Blätter sind lebendiger, flüchtiger, ausbreitend. Der Stamm wie das Buch entstanden aus kleinen Anfängen. Dann entwickelten sich die Blätter, die grünen wie die bedruckten. Stamm und Buch sind das Bleibende im Wechsel der rauschenden, flackernden, fallenden und immer wieder neu erwachsenden Blätter.

Die Tageszeitungen wie die Wochenblätter, besonders mit Abbildungen, haben erstaunliche Verbreitung erlangt und werden bei Fortdauer ihrer Entwicklung auch fernerhin das Buch, hauptsächlich das unterhaltende, zurückdrängen.

Am Tage des Buches versuchten einige Rebner dem Buch der Gegenwart als Bahnbrecher eine ähnliche epochenmachende Bedeutung zuzuschreiben, wie sie der Erfindung der Buchdruckerkunst innewohnte. Ob seit dem November 1918 in Deutschland und seit dem Weltkrieg in den anderen Kulturstaaten wirklich eine neue Zeit, eine Zeit neuer Menschlichkeit und Sachlichkeit angebrochen ist? Schon verlangen die Vertreter der neuen Sachlichkeit von den Dichtern ein ausdrückliches Bekenntnis zu ihrer etwas voreiligen Auffassung. Zeit- oder Tagesdichter sind bereits hervorgetreten, waren aber nur Tendenzpoeten. Der echte große Dichter wird niemals Zeitrichtungen dienen. In seinen Notizen zum Westfälischen Diwan sagte Goethe: „Der Dichter steht viel zu hoch, als daß er Partei machen sollte.“ Freiligrath dichtete:

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte
als auf der Zinne der Partei.“

Ein Feind des guten ist das minderwertige Buch, doch nicht erst seit heute und gestern. Seinem Verleger Brockhaus in Leipzig schrieb Schopenhauer, als sein erstes Werk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ nach fünfzehn Jahren noch nicht verkauft war: „Ich wollte,

Sie kennen die wahre Literaturgeschichte: da würden Sie wissen, daß alle echten Werte, alle die, welche nachher sich einer beständigen Dauer erfreut haben, am Anfange vernachlässigt dalagen, während das Falsche und Schlechte obenauf war. Denn dies weiß sich jederzeit in der Welt so breit zu machen, daß dem Guten und Echten kein Raum bleibt und dieses sich durchwinden muß, bis es endlich ans Licht gelangt.“ Schopenhauer wies auch darauf hin, daß Goethes „Iphigenie“, „Egmont“ und „Wilhelm Meister“ anfangs liegenblieben und gar nicht gehen wollten.

Die Konkurrenz des ausländischen Buches in Gestalt von Übersetzungen, die viel beliebte Überfremdung bezieht sich nur auf Romane und Erzählungen. Diese Konkurrenz bringt zumeist Überflüssiges oder Minderwertiges. Noch heute findet einer der größten deutschen Erzähler, wie es Wilhelm Raabe war, noch immer nicht die verdiente Anerkennung, während die Rufer der neuen Zeit und Sachlichkeit den Russen Dostojewski, den Franzosen Balzac und andere unheimliche Ausländer über Gebühr anpreisen. Raabe, dieser tiefste Ergründer deutschen Wesens hatte schwer zu kämpfen. Wie würde ein Dichter seiner Art in England oder Frankreich gefeiert werden! Die deutsche Gastfreundschaft ist eine jähne Tugend. Aber sie wird von industriellen Buchspekulanten in Deutschland gemißbraucht. Nach einem verlorenen Krieg mit ungeheuerlichen Kriegsschadigungsforderungen der Feinde im Gefolge werden Millionen als Honorar für fremde Romane ins Ausland gesandt! Wirksame Maßnahmen gegen den Anflug der Überschwemmung des deutschen Büchermarktes mit minderwertigen fremden Romanen sind vonnöten, um das deutsche Buch und den deutschen Erzähler zu schützen.

Im übrigen war die Übersetzungsindustrie in Deutschland vordem noch umfangreicher als heute. Bis Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erschienen fast alle in Paris gepriesenen französischen Romane in deutschen Übersetzungen, zuweilen sogar in mehreren Ausgaben, oft in Lieferungen für den Rolportagebetrieb. Erst der Vertrag mit Frankreich über den Schutz des geistigen Eigen-

tums machte damals diesem für Deutschland beschämenden Unfug ein Ende.

Aufrechterhalten und hoffentlich in dauerner Blüte wird das deutsche Buch durch die großen Dichter, Denker und Forscher auf dem Gebiet von Wissenschaft, Schrifttum, Kunst und Technik. Hier hat die deutsche Forschungsarbeit in vielen Zweigen einen großen Vorsprung. Hier werden durchweg erheblich mehr deutsche wissenschaftliche Werte in fremde Sprachen übersetzt als ausländische ins Deutsche.

Paul Dehn

Das deutsche Buch im Ausland

Nach den Ermittlungen der Zollverwaltung belief sich die Ausfuhr deutscher Bücher im ersten Halbjahr 1928 auf rund 39200, die Einfuhr auf rund 24300 Doppelzentner. Diese Statistik bleibt, soweit es sich um die Ausfuhr deutscher Bücher handelt, weit hinter der Wirklichkeit zurück. Denn die Ausfuhr deutscher Bücher besonders nach Übersee erfolgt hauptsächlich unter Kreuzband (zulässig bis zu 2 Kilogramm Gewicht), wird zollamtlich nicht erfasst und erscheint daher nicht in der Statistik. Bei dem Austausch von Büchern mit dem Auslande schließt Deutschland weit günstiger ab als die Statistik zeigt.

Bei der Ausfuhr von Büchern ihres Verlages zahlen die deutschen Verleger nur halbes Kreuzbandporto. Diese Vergünstigung besteht im Verkehr mit den meisten Staaten, doch nicht mit den Vereinigten Staaten und auch nicht mit Polen. Es empfiehlt sich daher, Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten zu befürworten, damit die Portovergünstigung den deutschen Verlegern auch im Verkehr mit diesem großen Absatzgebiet für das deutsche Buch eingeräumt wird.

Karl-Schurz-Festern in Amerika

Der hundertste Geburtstag von Karl Schurz wurde in den Vereinigten Staaten von Deutschen wie von Amerikanern festlich begangen. In New York wurden auf Befehl des Bürgermeisters alle öffentlichen Gebäude beflaggt, und in allen Schulen wurde auf die Bedeutung von Karl Schurz hingewiesen. Auch viele Privatleute zogen die

Flagge auf. Besonders eindrucksvoll war die Feier am Denkmal des großen Deutschamerikaners. Auch in vielen anderen Städten wurden von den Deutschen große Feiern veranstaltet, wobei die Steuben-Gesellschaft im Vordergrund stand, die als Spitzenorganisation alle Deutschen in den Vereinigten Staaten so weit zusammenschließen will, daß sie nicht mehr wie im Weltkrieg um ihres Volkstums willen entrechtet werden können. Der Deutschamerikaner soll eine im öffentlichen Leben anerkannte Persönlichkeit werden.

In den Reden, die zu Ehren von Karl Schurz gehalten wurden, kamen besonders der unbedingte Gerechtigkeitsinn und das Eintreten von Karl Schurz für die Wahrheit und die persönliche Freiheit zum Ausdruck. „Wie hätte sich,“ so fragten die Redner, „Karl Schurz im Weltkrieg verhalten?“ Es wurde darauf hingewiesen, daß es immer noch fünfzehnhundert Deutsche in Amerika gibt, die ihres Bürgerrechts verlustig gingen, weil sie zu einer Zeit für ihr Volkstum eingetreten sind, wo es klüger gewesen wäre, von solchen Dingen zu schweigen. Wäre es im Sinn von Karl Schurz, daß ihnen das Bürgerrecht nicht nur genommen wurde, sondern auch heute noch vorenthalten wird? Was würde er dazu sagen, daß die Einwanderungsquote für die Briten um hundert vom Hundert erhöht worden ist, für die übrigen nördlichen Länder um die Hälfte herabgesetzt? Was würde er zum Versailler Diktat sagen, das auf der Kriegsschuldfrage beruht?

Jedenfalls haben auch die Karl-Schurz-Feiern gezeigt, daß es in den Vereinigten Staaten recht viele Deutschstämmige gibt, die sich ihres Volkstums durchaus bewußt sind, und die sich auch öffentlich dazu bekennen.

Prof. v. Hauff

Volkstrauertag bei den Auslanddeutschen

In sehr vielen auslanddeutschen Ansiedlungen haben die deutschen Vereine, Kirchen- und Schulgemeinden schlichte, eindrucksvolle Feiern am Volkstrauertag veranstaltet. Den Rahmen der Feiern bildeten musikalische Darbietungen, Ansprachen, Kranzniederlegun-

gen an den Grabmälern der Kriegsoffer, gemeinsame Lieder und Sammlungen für die Kriegergräberfürsorge.

In den Ansprachen kamen neben dem Dank an die Gefallenen die Enttäuschung über die Kriegsschuldfrage und die fortgesetzte Knechtung Deutschlands sowie das Beten um die Wiedergeburt des Vaterlandes zum Ausdruck.

Es wäre sehr schön, wenn die Feier des Volkstrauertags zu einer ständigen Einrichtung bei allen Auslanddeutschen würde. Die dreißig bis vierzig Millionen Deutsche im Ausland, die sich ihrer Stammesverwandtschaft mit uns bewußt sind, würden sich dann einmal im Jahr aufs engste mit uns und untereinander verbunden fühlen. Das wäre aber sehr wertvoll, weil es an einem ideellen, einigenden Band zwischen den Auslanddeutschen unter sich fehlt. Sie wissen noch viel zu wenig voneinander. Es wäre aber auch sehr wertvoll, wenn es ihnen und uns an einem solchen Tag zum Bewußtsein käme, daß wir einander verpflichtet sind, wie es das Gebot der Stunde gerade fordert. Es könnte nicht ohne Wirkung bleiben, wenn alle Auslanddeutschen die Kriegsschuldfrage und den darauf aufgebauten Versailler Vertrag bekämpften, wo sich ihnen die Gelegenheit dazu bietet.

Die Feier des Volkstrauertags trägt aber weiter in den auslanddeutschen Ansiedlungen selber in starkem Maß dazu bei, die sozialen und weltanschaulichen Gegensätze zu überbrücken. An einem solchen Tag finden sich die Führer aller Vereine zusammen, wenn es auch nur für eine Stunde ist. Wo aber so wenige Deutsche sind, daß ein Verein nicht bestehen könnte, da können diese wenigen zusammentreten und der Toten gedenken. Die Anregung zu einer solchen allgemeinen Feier müßte von den Deutschstammsverbänden im Reich zusammen mit den großen deutschen Vereinen im Ausland und den deutschsprachigen Zeitungen ausgehen. Prof. v. Hauff

Eine neue Kriegsbursache?

Der Deutschamerikaner Karl Schurz wurde vor seinem hundertsten Geburtstag von der deutschen Demokratie als einer der Helden gefeiert, war aber aus anderem Holze ge-

schon, ein praktischer Politiker und weitblickender Staatsmann ohne parteipolitische Scheuklappen. Nach einer Mitteilung des früheren deutschen Staatssekretärs Lewald äußerte zu ihm Karl Schurz bei einem Zusammentreffen im Jahre 1898 vor dem Ausbruch des Krieges gegen Spanien: „Die Vereinigten Staaten versinken in Wohlstand. Ein Krieg würde den Idealismus und die Tugenden der Nation neu beleben.“ Schurz war gegen den Krieg, sah ihn aber kommen, obwohl die Vereinigten Staaten von keiner Seite bedroht wurden. Er befürchtet ihn aus inneren Gründen, aus einem Übermaß von Wohlstand, also aus Gründen, die heute wieder hervortreten. Schurz war Pazifist in der Theorie, aber ein praktischer Politiker, der mit der Wirklichkeit rechnete.

Wer ist für passiven

Luftschuß zuständig?

Im Aprilheft des „Türmers“ ist in dem Aufsatz „Nochmals Luftschuß“ ausgeführt worden, daß die Organisation des Luftschußes dem Reichswehrministerium übertragen werden soll. Diese Angabe war einer Zeitungsnotiz entnommen, die sich, wie leider heutzutage so manche Zeitungsnotiz, als irrig herausgestellt hat. Das Reichswehrministerium legt Wert auf die Feststellung, daß für die Bearbeitung des Luftschußes nach wie vor der Reichsminister des Innern zuständig ist. Es kann somit erfreulicherweise festgestellt werden, daß das Reichswehrministerium keine Schuld trifft, wenn in der wichtigen Frage des passiven Luftschußes bisher so gut wie nichts geschehen ist. Inzwischen ist diese Frage kürzlich auch im Reichstag erörtert worden, ohne daß hierbei ein greifbares Ergebnis erzielt worden wäre. Auf der zur Zeit tagenden allgemeinen Abrüstungskonferenz in Genf soll von Deutschland ein Antrag gestellt werden, der das Verbot des Abwurfs von Giftgasbomben bezweckt. Dieser Antrag hat wenig Aussicht auf Annahme; aber auch wenn er sogar angenommen werden sollte, so wird dies eine schöne Geste bleiben und keinerlei praktische Bedeutung haben, ebenso-

wenig wie das ja bereits bestehende Abkommen über das Verbot des Giftgaskrieges. Denn Teilmaßnahmen, die den Krieg auf bestimmte Ramparten beschränken wollen, sind von vornherein zur Ausichtslosigkeit verdammt. Die Gefahr des Giftgaskrieges besteht also unvermindert fort, und es ist unzweifelhaft, daß ein kommender Krieg auch ein chemischer Krieg sein wird. Deutschland steht dem bis jetzt buchstäblich vollkommen wehrlos gegenüber.

Solange unsere pazifistisch verfeuchte Sozialdemokratie in dem für die Organisation des passiven Luftschußes zuständigen Reichsinnenministerium tonangebend ist, ist nicht zu erwarten, daß etwas zur Abhilfe dieses traurigen Zustandes geschieht, sofern nicht die anderen Parteien geschlossen und energischer als bisher dafür eintreten. Die Sozialdemokratie steht ansehnend auf dem Standpunkt, den die „Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit“ kürzlich auf einer Tagung in Frankfurt a. M. eingenommen hat. Hienach ist jeder Luftschuß abzulehnen, weil alle Luftschußmaßnahmen doch nutzlos seien. Diese Stellungnahme könnte der Regierung oder dem Reichstag den Vorwand geben, ihre Latenlosigkeit auf diesem Gebiet zu bemänteln. Es ist daher eine verdienstvolle Tat des deutschen Luftschußvereins, daß er in einem offenen Brief an die genannte Liga die Sinnlosigkeit dieses Standpunkts, der lediglich agitatorischem Bedürfnis entspringt und keinerlei wissenschaftliche Beweiskraft besitzt, nachgewiesen hat. Der Brief ist im März-April-Heft der Münchener Zeitschrift „Der Bürger“ abgedruckt. Die Entgegnung beschäftigt sich vornehmlich mit dem Referat einer angeblichen Sachverständigen, Frau Professor Dr. Woter, deren Ausführungen inzwischen auch in verschiedenen Militärzeitschriften als unwissenschaftlich, irrig und völlig abwegig widerlegt worden sind. Daß es einen absoluten Schutz gegen Giftgase vorerst nicht gibt, und daß es auch nicht möglich ist, die gesamte Zivilbevölkerung mit Gasmasken auszurüsten, ist ja richtig. Es gibt aber Mittel, die geeignet sind, die Wirkung der Giftgase, wenn auch nicht ganz zu beseitigen, so doch erheblich einzuschränken.

Ebenso ist auch nicht einzusehen, weshalb es unserer hochentwickeltesten Wissenschaft und Technik nicht gelingen sollte, noch wirksamere Abwehrmittel zu finden. Daß in dieser Beziehung endlich etwas geschehe, das ist es, was vom zuständigen Reichsinnenminister gefordert werden muß! Insofern können die im Schlußsatz des Auftrages „Nochmals Luftschutz“ gestellten Forderungen uneingeschränkt aufrechterhalten bleiben. Fr. Frh. v. Berchem

Metternich lebt wieder auf

Das Friedrichs-Gymnasium in Kassel will sein 150jähriges Bestehen feiern. Der Festausschuß bittet das Provinzialschulkollegium um Genehmigung. Aber es zögert. Die Feier dürfe „in keiner Weise politisch Anstößiges“ enthalten. Ob sich Lehrer und Schüler an nebenhergehenden Veranstaltungen beteiligen dürfen, machte das Provinzialschulkollegium abhängig von den „Sicherheiten, die für einen gleichen Charakter dieser Erinnerungsfeier geboten werden“. Gegenüber diesem Verlangen betonte der Festausschuß, daß er nicht daran gedacht habe, die Feier zu politischen Rundgebungen zu benützen oder benützen zu lassen, aber „Sicherheiten in dieser Hinsicht“ könne er nicht geben und stellte seine Tätigkeit ein. Zivilcourage wäre über das sonderbare Verlangen des Provinzialschulkollegiums hinweggegangen und hätte die Feier veranstaltet. Was hätte man den Herren tun können? Das undemokratische, ja verfassungswidrige Verlangen des Provinzialschulkollegiums, das an die finsternen Zeiten Metternichscher Reaktion erinnert, wäre ruckbar geworden und dem Urteil der öffentlichen Meinung verfallen.

„— der dem Zentrum nahe steht“

Vor ein paar Jahren bekam die Berliner Porzellanmanufaktur einen neuen Leiter. Er hieß nicht nur Mousfang wie einer der Vorkämpfer des Zentrums im Kulturkampf, sondern er stand auch selber, wie man jetzt so schallhaft schämig sagt, dem Zentrum nahe. Die „Germania“ erbob ihn daher schlangweg

zum ersten Porzellantünstler Deutschlands, und wenn der preußische Handelsminister aus der Bewerberreihe gerade ihn herausgriff, so sprach dabei vermutlich mit, daß er eben einer für ihre Leute so förderlichen Koalitionsparterie nahestand.

Zwar wurde er nur auf Privatvertrag angestellt. Allein das hatte den Vorteil, daß es an keine staatliche Gehaltsklasse band. So konnte sich Mousfang neben Dienstwohnung nebst Wärme und Licht Bezüge ausmachen, mit denen er hinter einem Minister nicht merklich zurückblieb.

Gleichwohl reichten sie keineswegs aus. Der Herr Direktor fand jedoch den Ausweg, daß er, was ihm persönlich zuviel wurde, einfach als Betriebsausgabe auf die Manufakturkasse anwies. Außer sehr weitherzigen Auswandsgebern auch noch allerlei sonst. So sein Auto nebst zugehörigem Kraftfahrer; ferner einen Privatsekretär, der obendrein sein Bruder war und demgemäß dem Zentrum gleichfalls nahestand. Ein Privatwert über Porzellantunft, das Mousfang reich bebildert herausgab, kostete 55 000 Mark. Auch diese wurden auf das Geschäftskonto gebucht.

Die Oberrechnungskammer witterte Unrat. Da ließ sich der leichtfertige Beamte zu seltsamen Ausflüchten herbei. Es wurden nachträglich Belege angefertigt, denen man durch Zerknittern ein ältliches Ansehen verlieh und überdies eigenmächtig den roten Strich erfolgter Revision.

Dies Treiben hat mehrere Jahre gedauert. Aus mancher Rücksicht kam es zu keinem herzhaften Zugriff gegen den Mann, der dem Zentrum nahesteht. Nur zu fruchtlosem Verweis. Erst als der preußische Staat, der ebenso wenig im Fett schwimmt wie das Reich oder die anderen Länder, um Hunderttausende erleichtert war, setzte man den ersten Porzellantünstler Deutschlands freilos an die Luft.

Das Zentrum hatte zu vermitteln gesucht. Daß er trotzdem den schlichten Abschied erhielt, nahm es übel. Die „Germania“ fand, ihrem Schützling sei schweres Unrecht getan, und forderte für ihn den alten Stand. Auch im demokratischen Lager zog man die Sache koalitionsbrüderlich auf. Mousfang habe nur

im „Buchführerischen und Rechnungsprüferischen“ gefehlt, nicht gerade schlimm und ohne irgendwelchen Dolus“. Der Zentrumsabgeordnete Meisinger aber griff im Landtag den Handelsminister heftig an, weil dieser so unzugänglich blieb.

Das war mehr kühn als klug. Wenn man vertuschen will, schreit man doch nicht, sondern flüstert.

Derart herausgefordert, packte nun der Minister aus. All die Schuld und Fehle Mousfangs, die sich ergeben hatten in peinlichem Verfahren der Oberrechnungskammer. Eine lange Liste war das. Der Landtag hörte verblüfft, und das Zentrum bekam einen Schreck vor dem Mann, der ihm nahesteht. Mit allen gegen sieben Stimmen beschloß das Haus die Abgabe der Akten an das Untersuchungsgericht. Da hilft nichts; Mousfang muß nun die schwarze Suppe auslöffeln, die täppische Helfer ihm eingebracht.

So schwillt die Sache, wie Mephisto hinter dem Ofen, vom Pudel zum Elefanten auf. Aus einem Stellenfehlgriß des Handelsministers wird eine Bloßstellung des Zentrums und zu den unzähligen anderen ein weiterer Sündenfall des Parlamentarismus. Das kommt heraus, wenn man fragt, welcher Partei einer nahesteht, aber nicht, ob er Verantwortungsgesühl hat. F. H.

Adel verpflichtet

W eimar hat den Adel abgeschafft. Dessen Präbilität ist nicht mehr Titel, nur noch bloßer Namensbestandteil. Damit wurde die Freilin amtlich zu Fräulein Freiherr; Ihre Durchlaucht die Fürstin zu Frau Fürst. Österreich hat sogar noch wurzeltiefer ausgerodet. Dort stehen die Erzherzöge von ehegezeiten als Friedrich oder Franz Habsburg, die alten Standesherrn als Ferdinand Windischgrätz, Moriz Dietrichstein, Josef Stürgkh und Anton Auerpeter zu Buch.

Stirbt durch solche Maßregeln der Adel aus? Niemals. Als Plato lebte, war Athen schon über ein halb Jahrtausend Republik, gleichwohl stand sein Geschlecht in höchstem Ansehen, da es von Kodrus abstammte, dem

letzten König. Nicht minder als ein Altmädonide der große Demotrat Perikles.

Wenn Name und Ahnenruhm erlischt, geschieht es bloß durch ihre Träger selbst. Adel stirbt nicht, er bringt sich höchstens um.

Daß er mehr und mehr die lastenmäßige Ausschließlichkeit verliert, ist nur gut. Wenn der Enkel des Fürsten Bismarck sich mit einer Professorstochter vermählte, sieht darin irgendeiner eine Heirat unter Stand? In den bisherigen „abligen“ Berufen war enge Auswahl. Hof-, Staats- und Heeresdienst, daneben das ererbte Rittergut; wer da nicht in diesen vier Möglichkeiten Fuß faßte, den schob man nach Amerika ab. Heute gibt es Prinzen, die Bankproturisten sind; man findet Grafen als Chauffeure und Freilinnen als Stenotypistinnen. Das ehrt die Leute und nimmt ihrem Namen nur bei Dummköpfen etwas.

Desto mehr leidet dieser jedoch, sobald moralischer Matel auf seinen Träger fällt. „Was hilft es dich,“ predigte schon der wadere Abraham a Santa Clara, der Herz wie Mund auf dem rechten Fleck trug, „wann deine Mutter grad gegangen, du aber hintest? Was hilft es dich, wann deine Voreltern herrlich und ehrlich seind geweest, du aber nit? Wann du von den Eltern das Leben hast und nicht das Lößliche, so bist du nicht adelich.“

Es wird jetzt so vieles aus alten Geschlechtern bekannt, was „nicht adelich“ ist. Wie sehr es sie hinabzieht, dafür gibt es keinen besseren Beweis als die Schadenfreude, womit die Linkspresse dergleichen an die schallkräftigste Sturmglocke hängt.

Mit welchem Mißbehagen las man nicht von der Kaiserstochter Viktoria, verwitweten Prinzessin von Schaumburg-Lippe, jetzigen Frau des Russen Zoubloff, dessen Großmutter sie nahezu sein könnte! Selbst das menschliche Mitleid verstummt, denn was sie da jetzt erlebt — mit der Familie zerfallen, völlig vereinsamt, enttäuscht in der Ehe, um Hab und Gut gebracht, in Konkurs erklärt —, das ist doch alles gar zu selbst verschuldet; eine Todsünde an dem Namen der Vorfahren, insbesondere des kaiserlichen Großvaters, dieses Musterbildes schlichten Wesensadels.

Ein Prinz Hohenlohe-Öhringen wurde

wegen Vanterotts zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Nach dem Erkenntnis erschwerte die Strafe sein verantwortungsloser Leichtsin, es milderte sie aber seine ärztlich bezeugte geistige Minderwertigkeit.

Da ist auch die Jannowitzer Bluttat. Die Stolbergs sind ein Dynastengeschlecht, das die Jollern an Alter noch übertrifft. Der Vater fiel durch des Sohnes Hand. Noch ist nicht heraus, ob Mord, Todschlag oder bloß Fahrlässigkeit vorliegt. Erleichtert hört man, daß das letzte immer wahrscheinlicher wird. Aber was so nebenbei an die Öffentlichkeit kam von Gelagen, bei deren einem der Erschossene derauscht zur Treppe hinunter fiel; den völlig zerrütteten Eheverhältnissen des gräflichen Paares, von dem jeder Teil seine eigenen Nebenwege ging, von dem Majoratserben, der es in der Schule bloß bis Quinta brachte, das sind auch hier deutliche Spuren einer Entartung. Diese Leute hat der Adel offenbar nicht verpflichtet.

Vor ein paar Wochen kam ein japanischer Beauftragter nach Berlin. Er überreichte unserem greisen Reichspräsidenten aus dem Hauschat des verstorbenen Ministerpräsidenten Okuma ein kostbares mittelalterliches Samurai-Schwert.

Ein symbolisches Geschenk, dessen unser Volk sich herzlich freuen kann. Denn solche Waffe verleiht im alten Nippon den Adel. Aber wie bei uns der Ritterschlag, legte sie zugleich ernste sittliche Pflichten auf. Den ganzen Ehrentod des Bushido nämlich. Daß man Geld und Gut verachte, Kunst und Wissenschaft fördere, Wehrlose schütze, treu bis zum Tode sei gegen den Feind und das Vaterland; wie auch sonst noch in einer Fülle feinsten Verhaltensvorschriften die ehrbarste Gesinnung gegen jedermann. Jeglichen Verstoß mußte der Samurai an sich selber sühnen durch Bauchausschlagen mit diesem Adelschwert.

So bedeutet die Gabe aus dem Lande der aufgehenden Sonne etwas ganz anderes als die unzähligen Orden und Ehrenbürgerbriefe Hindenburgs, auch als der rote Herzogsmantel Aman-Williams.

Es sei daran erinnert, daß Okuma jener Ministerpräsident ist, unter dem Japan 1914

in den Weltkrieg eintrat. Ferner daran, daß Hindenburg an der Spitze jener Schmachtliste von angeblichen Kriegsverbrechern stand, deren Auslieferung, um uns zu schänden, der Feindverband verlangt hat.

Wenn nun Okumas Sohn jenes Schwert keinem von den damaligen Verbündeten, keinem Poincaré oder Foch, keinem Churchill oder Lloyd George schenkte, sondern just dem verleumdeten Führer der gegnerischen Heere, dann liegt darin ein auserlesenes Werturteil vom Standpunkt des feinsten Bushidos. Es ruft den Versäulern zu: „Eure Liste war Schwindel“, dem deutschen Volke aber: „Wohl Euch, Ihr wähltet, so wie es sein muß, als Euer Haupt einen Mann, den Adel verpflichtet.“

F. H.

Troßti

Als sich im Weltkrieg unsre letzte Hoffnung auf den Niederbruch Rußlands zusammenballte, was taten wir da? Dasselbe wie Simson, als er seine Füße mit brennenden Schwänzen hineinjagte in der Philister von der Sonne ausgedörrtes Getreidegefilde.

Lenin und Troßti saßen in der Schweiz. Von Rußland waren sie abgesperrt durch einen Gürtel teils verbündeter, teils feindlicher Staaten, deren keiner jedoch ihre Durchreise zuließ.

Da wandten sie sich an uns. Sie wollten ja bloß nach Hause zur Bereitung des dortigen Umsturzes, der doch auch unser Rothelfer sei. Das zog. Wir gestatteten ihnen die Heimkehr auf unsren Schienensträngen, freilich nur in plombierten Durchgangswagen aus wohlbedachter Vorsicht.

Unser Streich hatte denn auch Erfolg. Mehr sogar als uns lieb war. Denn die bolschewistischen Greuel, die scheußlichen Morde an der Zarenfamilie standen keineswegs in unsrem Anschlag. Allein der Pfeil war von der Sehne geschwirrt, und kein Bedauern rief ihn zurück.

Lenin und Troßti schwangen sich zu Gewalt-habern auf. Sie schlossen auch den Frieden von Brest-Litowsk. Rußland wurde durch all dies zum Rätestaat, aber es zeigte sich bald,

daß dieser noch gefährlicher war als das gefürzte Zarenreich.

Denn der Volksewist Toffe bezog nun unter den Berliner Linden die russische Botschaft. Bald war diese für alle deutschen Umstürzler der tägliche Treffpunkt. Binnen kurzem häuften sich die Beweise, daß Trotski deren Mühlen tatkräftig förderte unter größlichem Mißbrauch der diplomatischen Freiheit. Unsere Geheimpolizei erhielt besondere Weisung. Eines Tages zerfiel daher der riesige Reisestoff eines russischen Gesandtschaftskuriers „durch Ungeßick beim Umladen“ und auf den Bahnsteig ergoß sich eine Flut von Flugblättern in deutscher Sprache: Aufrufe an unsere Feldgrauen zu Fahnenflucht und Meuterei, zu Soldatenrat und Rätereipublik. Sofort schickte man Toffe in den Kremi zurück. Aber es war zu spät, Spartakus hatte schon zu lange gewühlt. Unsere Front zerbrach, und am 9. November war auch in Deutschland der Umsturz da.

Man sagt, die Geschichte lehre nur das eine, daß sie nie jemanden belehrt habe. Für alle großen Staatsmänner ist's falsch, für unsere Radikalen indessen trifft's zu. Mit vollem Bewußtsein entschlagen sie sich jeder Erfahrungslehre und ersetzen sie durch blindes Parteivorurteil. Auch jetzt bei Trotski.

Dieser geborene Bronstein hat, sobald er in Rußland an die Macht gelangt war, zu deren Festigung schlimmer als Zwan der Schredliche gehaust. Er hat die Tscheta gegründet, die in vier Jahren über zwei Millionen russischer Volksgenossen umbrachte; mehr Opfer, als bei uns der Weltkrieg gefordert hat.

Jetzt ist Trotski allerdings ein gefallener Stern. Der nationale Kommunismus Stalins hat seinen internationalen erdrosselt, ihn selber zuerst nach Sibirien verschickt, dann aber ins Ausland verbannt. Aus Konstantinopel bat er um Einreiseerlaubnis ins Deutsche Reich, weil er seine Gesundheit wieder herstellen müsse mit Hilfe deutscher Arzneikunst. Zuerst unbeschränkt, dann wenigstens auf die Dauer einer Baderkur.

Seitdem arbeitete bei uns alles, was in Linkspolitik macht, für die Bewilligung. Die Liga für Menschenrechte redete geschwollene

Töne über die deutsche Asylpflicht. Das Gefühl unserer Stärke erlaube uns Großmut gegen den „großen Sohn der Revolution“, schrieb ein demokratisches Blatt. Ich möchte bloß wissen, wo es in den Tagen der Pariser Tributtonferenz, der Arbeitslosigkeit, des Zusammenbruchs unserer Landwirtschaft, des Reichsdalles und der Kommunistensiege bei allerlei Betriebsratswahlen dieses Gefühl unserer Stärke nur aufgegabelt hat.

Ein Glück, daß diesmal die Bürgerlichen im Kabinett ausnahmsweise zusammenhielten. Trotskis Gesuch wurde abgelehnt.

Welche Pflicht der Menschlichkeit hätten wir auch gehabt, einen Mann aufzunehmen, der doch ein Unmensch ist? Liegt uns Trotskis Gesundheit näher oder die unseres deutschen Volkstums? Leute, die ihn in Konstantinopel sahen, versichern zudem, der mit tränenfeuchtem Gefühlsdusel als todslieh Besammerte befindlich im Zustand wohlgeründeter Pugsuntertekt.

In keinem anderen Staate der Welt war man über das Naturgebot schroffer Weigerung der Erlaubnis im Zweifel. Keiner gestand einem Trotski auch nur den Kuraufenthalt zu, denn wie den schwarzen Peter wird man ihn dann nicht wieder los. Selbst die russischen Sozialrevolutionäre in Paris schauderten vor dem Blutgeruch zurück, der ihn umwittert. Auf sein Anbiedern erwiderten sie, er sei doch bloß das Opfer jener Despotie, die er selber aufgerichtet. Und diese Hummel sollten wir einlassen in unseren Bienenort?

Zwar versprach er stille Zurückgezogenheit unter Verzicht auf jede Mählerei. Gleichwohl sträuben sich sämtliche deutschen Baderorte gegen die Möglichkeit eines solchen Mitbürgers. Was gilt denn das Wort eines Mannes, der es vor zehn Jahren größlich brach? Es gibt ein Sprichwort und viel Lebensweisheit steckt darin: „Wenn mich einer einmal betrog, dann verzeihe Gott ihm; betrügt er mich aber zum andern Male, dann verzeihe Gott mir!“ F. H.

Faschismus und Familie

Unter dem faschistischen Diktator Mussolini haben sich die Italiener in strammer Zucht so zusammenschließen lassen, daß in

vielen Fällen statt einer Verordnung nur ein Wunsch von oben genügt, besonders wenn es sich darum handelt, auf die gesellschaftliche Entwicklung einzuwirken. Mussolini strebt nach rascher Volksvermehrung. Schon hat Italien mit 39 692 000 Köpfen die Bevölkerung Frankreichs mit 39 566 900 überholt. Doch will der Diktator Italien noch rascher vorwärtsbringen. In seinem Kopfe entsprang zu diesem Zweck ein neuer Vorschlag. Man verkündet als neuen Grundsatz, daß Junggesellen nicht als würdige Vertreter des Faschismus angesehen werden können, mindestens nicht als faschistische Wortführer oder Würdenträger. Diese Faschisten müssen unbedingt Familienväter sein. Die Verkündigung dieser Auffassung genügte, um nicht wenige Faschisten in gehobener Stellung zu veranlassen, sich zu verheiraten. Wer sich dazu entschloß, hat es, soweit seine faschistische Laufbahn in Betracht kommt, nicht zu bereuen und darf auf erhöhtes Ansehen und Wohlwollen hoffen. Mag man über diese Unterstützung des Strebertums lächeln, in der Bekämpfung des Junggesellentums hat der Faschismus zum ersten Male eine wirksame Handhabe gefunden. D. D.

Reichsbahn und Reparationen

Die heutige Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft als Rechtsnachfolgerin des Unternehmens „Deutsche Reichsbahn“ bzw. der früheren Staatsbahnen hat in Verfolg des Dawes-Gutachtens und des Londoner Abkommens in den Herbsttagen des Jahres 1924 ihren Betrieb unter schwierigsten Verhältnissen begonnen. Nicht nur die Wiedereingangssetzung der bisher von der französisch-belgischen Eisenbahnregie verwalteten Rhein- und Ruhrbahnen erforderte große Opfer, sondern auch der Zustand der Anlagen und Einrichtungen war infolge der Einwirkungen der Kriegs- und Nachkriegszeit keineswegs befriedigend. Die Versäumnisse ordnungsmäßiger Unterhaltung und Erneuerung führten dazu, daß große Aufwendungen gemacht werden mußten und noch gemacht werden müssen, um den technischen Apparat auf die alte Höhe zu bringen und ihn in ausgezeichnetem Zustande zu erhalten. Dazu

kamen die Reparationsleistungen und sonstige nicht unerhebliche politische Lasten, die der Reichsbahn lediglich infolge der politischen Entwicklung erwachsen und durch den Eisenbahnbetrieb als solchen nicht bedingt sind.

Die Reichsbahn ist nach dem Londoner Zahlungsplan bei einem Kapitalanlagewert von 26 Milliarden Goldmark mit 11 Milliarden Reparationsschuldverschreibungen belastet worden, die mit einer Jahreszahlung von 660 Goldmillionen zu verzinsen und zu tilgen ist. Von dem restlichen Kapitalwert des Unternehmens entfallen 13 Milliarden auf die Stammaktien, die im Besitze des Reiches sind, und 2 Milliarden auf die Vorzugsaktien, die zum größten Teil der Reichsbahn verbleiben, um die nötigen Gelder für die Finanzierung neuer werbender Anlagen zu beschaffen. Neben der Verzinsung und Tilgung der 11 Milliarden Reparationsschuldverschreibungen, die dem ausländischen Treuhänder für Eisenbahnobligationen übergeben werden mußten, sind noch bestimmte Beträge aus der Beförderungssteuer für Reparationszwecke abzuführen. Diese Steuer trifft mit ihrer verteuernenden Wirkung den Verkehr unmittelbar.

Durch die Einschaltung unseres nationalen Eisenbahnunternehmens in den Mechanismus der Reparationszahlungen werden nun alljährlich Hunderte von Millionen aus der deutschen Volkswirtschaft herausgeholt, die ohne Gegenwert in das Ausland wandern und dem deutschen Volke für immer verlorengehen. Drückend ist für die Reichsbahn insbesondere die Tatsache, daß ihre Reparationsleistungen Jahr für Jahr unabänderlich und starr festliegen, ohne Rücksicht auf die von der Wirtschaftskonjunktur bedingte Höhe der Einnahmen. Sie muß bei schlechter Geschäftslage in der deutschen Volkswirtschaft die gleichen Leistungen aufbringen wie bei günstiger Wirtschaftslage. Sie muß in Krisenzeiten und in solchen der allgemeinen Geld- und Kapitalknappheit Millionenbeträge aus unserer Volkswirtschaft herauspumpen. Daher ist die Reparationsverpflichtung der Reichsbahn nicht vergleichbar mit dem Schuldendienst der Eisen-

bahnbetriebe anderer Länder, mit einer Ver-
schulbung, deren Zinsbeträge zum größten
Teil heimischen Erwerbsständen zufließen und
daher dem Kreislauf der eigenen Volkswirt-
schaft nicht entzogen werden, die also Handel
und Wandel im eigenen Lande erneut be-
fruchten und damit auch dem Eisenbahn-
betriebe selbst wieder zugute kommen.

Die Reichsbahn-Gesellschaft ist zwar bisher
ihren Reparationsverpflichtungen in vollem
Umfange nachgekommen. In den verflossenen
Wirtschaftsjahren waren die Einnahmen des
Unternehmens namentlich aus dem Güter-
verkehr im wesentlichen bestimmt durch die
in steigendem Maße günstige Lage in der
deutschen Volkswirtschaft. Seitdem sind aber
durch das Anwachsen der Reparationstribute
und die Erhöhung der Lasten auf personellem
Gebiete die Ausgaben des Unternehmens be-
trächtlich gesteigert worden. Hinzukommt, daß
die Ende 1927 eingetretene Stagnation der
konjunkturellen Entwicklung eine planmäßige
Steigerung des Betriebsüberschusses der
Reichsbahn nicht mehr gestattete. Der wieder-
holte Versuch der Hauptverwaltung der Deut-
schen Reichsbahn-Gesellschaft, die Betriebs-
rechnung durch Aufnahme von Anleihen zu
entlasten, scheiterte aber immer wieder daran,
daß bei dem erheblichen Bedarf der Industrie
und der öffentlichen Hand sich die heimische
Kapitalbede als zu schwach erwies, während
die von der Reichsbahn geforderte und von
Verwaltungsrat und Reichsregierung unter-
stützte Inanspruchnahme von Auslandskredit
ständig auf den heftigsten Widerstand des
Generalagenten für Reparationszahlungen
stieß. Die bisherigen Anstrengungen der
Reichsbahn-Gesellschaft zur Rationalisie-
rung aller Dienstzweige allein vermochten
jedoch die laufenden Mehrkosten nicht zu decken,
weshalb der Weg der am 1. Oktober 1928
durchgeführten Tarifierhöhung im Ausmaß
von 250 Goldmillionen zwangsläufig beschränkt
werden mußte. Jedenfalls ließen sich die
Mehrkosten nicht durch weitere Einschränkungen
bei den Arbeiten der Unterhaltung,
Erneuerung und Weiterentwicklung der Reichs-
bahnanlagen herauswirtschaften, ohne die
Betriebsicherheit zu gefährden.

Aus diesen Darlegungen erhellt, daß es der
Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft bisher nur
durch weitestgehende Einschränkung der Be-
triebsausgaben in Verbindung mit einer un-
gewöhnlich günstigen Konjunktur gelungen ist,
ihre Reparationsverpflichtungen zu erfüllen.
Solche finanziellen und wirtschaftlichen Ver-
suche können indes im Stadium einer sich
zusehends abschwächenden Inlandskonjunktur
nicht von Bestand sein. Die gesunde und
politisch unbeeinflusste Überlegung wird da-
her immer wieder auf das letzte, wirklich
Erfolg versprechende Mittel zurückkommen
müssen: auf eine nennenswerte Herab-
minderung der der Deutschen Reichs-
bahn-Gesellschaft durch den Londoner
Zahlungsplan auferlegten Lasten!

Eh. Klein, Münster i. W.

Tumult im Kölner Schauspielhaus

„Die Laterne“ von F. Walther Ilges
wurde gespielt. Beiläufig: Das Stück
hat seine sprachlichen Mängel, hat hier und
da ein Zuviel der theatralischen Geiste, man
muß dies bekennen, zumal der Verfasser nicht
mehr einer der Jüngsten ist. Aber das Wert
verdient im ganzen das Prädikat einer Dich-
tung, es verdient vor allen Dingen gespielt
zu werden, um auch einmal die „andere Seite“
(soweit politisches Gesinnungstheater in Frage
kommt, und das will man ja heute!) sprechen
zu lassen. Die Handlung: Französische Re-
volution von 1789, man brüllt nach Freiheit,
man fordert Brot, man tanzt die Carmagnole
und köpft die Aristokraten nach Kohorten. Die
Wirkung? Geseigertes Chaos, Assignaten-
wirtschaft, das Brot wird noch teurer, das
Volk (oder besser: die im Trüben fischende
Gasse) will neue Opfer. Danton und Robes-
pierre wanderten aufs Schafott wie vordem
König und Adel. Lösung: Bonaparte meldet
sich, er fordert Ordnung, um Brot zu schaffen,
er fordert aber auch Gehorsam, um Frankreich
zu retten. Die Gasse will keine Ordnung, da
läßt der kleine General schießen. Vorhang.
Daß Napoleon für Ordnung, nationale Frei-
heit und Brot sorgte, belegt uns jede objektive
Geschichtsschreibung aus Frankreich. Aber es

gibt auch Strohdöpfe, die es nicht wissen, und jetzt kommen wir zum Kölner Theaterandal, der von drei engagierten Pfeifern mit verzweifelter und künstlich geputachter Anstrengung versucht wurde. In Köln weiß jedes Kind, wer hinter dieser Bläseung steckt, und wer es noch nicht wußte, der wurde es gewahr, als man von der Galerie herab grüne (ausgerechnet grüne, die Farbe stimmt nachdentlich!) Flugblätter ins Parkett warf. Grün ist das Symbol sprichwörtlicher Unreife, und es lohnte sich kaum, dem Ständälchen eine Zeile zu widmen, wären seine Hintergründe nicht allzu lustig. Daß man im — gottlob — gesund gebliebenen Köln die „Verbrecher“, die ominösen „Giftgase“ und andere Krankheiten der Jugend nicht spielte, nehmen die grünen Blätterwerfer dem Intendanten und der Stadtverwaltung übel. Und daß man einen Dichter wie F. Walther Ilges, dessen Schlußworte dem „Brote durch Ordnung und Gehorsam“ dienen, zu Wort kommen läßt, das ist für alle kommunistischen Schwärmer empörend (Kunststück). Ilges habe die Diktatur des Militärs gepredigt, wetterten die Protestler, gar dieselben, die einerseits für bewaffnete Diktatur in ihrem Sinne sind, die andererseits — siehe Flugblatt — die Maßnahmen des Berliner Polizeipräsidenten, der immerhin ein Sozialdemokrat mit Ordnungsgefühlen ist, ein „sozialistisches Rechtsverbrechen“ heißen. Indessen war diese Opposition bei weitem nicht stark genug, das Stück um seinen brausenden Erfolg zu bringen, im Gegenteil, das Werk erntete jetzt einen Beifall des Trostes, wie man ihn in Köln noch nie hörte. — Die Aufführung selber, von Fochen Poelzig mit Tempo und Geschmack regiert, war eine der lebendigsten der Spielzeit; den bebauernswerten Kabaumachern dürfte nach dieser vernichtenden Niederlage ein für allemal die Lust an neuen Protestmäßen vergangen sein. Bleibt noch zu erwähnen, daß die Flugblätter in einem hane-

büchenen Deutsch verfaßt wurden, und solche Selben wollen die Kunst reformieren! —

Heinz Steguweit

Nachschrift: Dr. Meerfeld, der städt. Theaterbezüernt, glaubte, sich der Meinung jener grünen Jungen untertänigst anschließen zu müssen, indem er, der Diktatur der Galerie gehorfolgend, dem Intendanten Modes die weitere Aufführung des Stückes — verbot. Mittlerweile aber stimmten die Kölner Sozialdemokraten Hand in Hand mit den Bürgerlichen gegen die Absetzung des Wertes. D. E.

Ein Triumphator von heute

Wie kein Zweiter war er in Neuyork gefeiert worden. Die Begrüßung hatte dort keine Grenzen gekannt. Polizei mußte einschreiten, um ihn von seinen allzu stürmischen Verehrern zu befreien. In den letzten zwei Wochen machte er täglich zwei bis vier Banketts mit. Am 27. Februar traf er in Cuxhaven ein. Großer Empfang durch seine Freunde, Journalisten, Photographen, Rinooperateure. Als später sein Salonwagen im Hamburger Bahnhof einrollte, wurde er von einer zahlreichen Menge stürmisch begrüßt. Lucherschwenken, Hochrufe! Ein vornehmer Klub lud ihn ein und veranstaltete ihm zu Ehren eine festliche Rundfahrt mit 25 Kraftwagen. Einen Höhepunkt erreichte seine Rundfahrt in Berlin. Damit alle Welt an den Festlichkeiten teilnehmen konnte, hatte der Berliner Rundfunk sein Programm in letzter Stunde geändert und die angelegte Symphonie von Beethoven zurückgestellt, um über die Empfangsfeierlichkeiten in Berlin sofort und ausführlich berichten zu können.

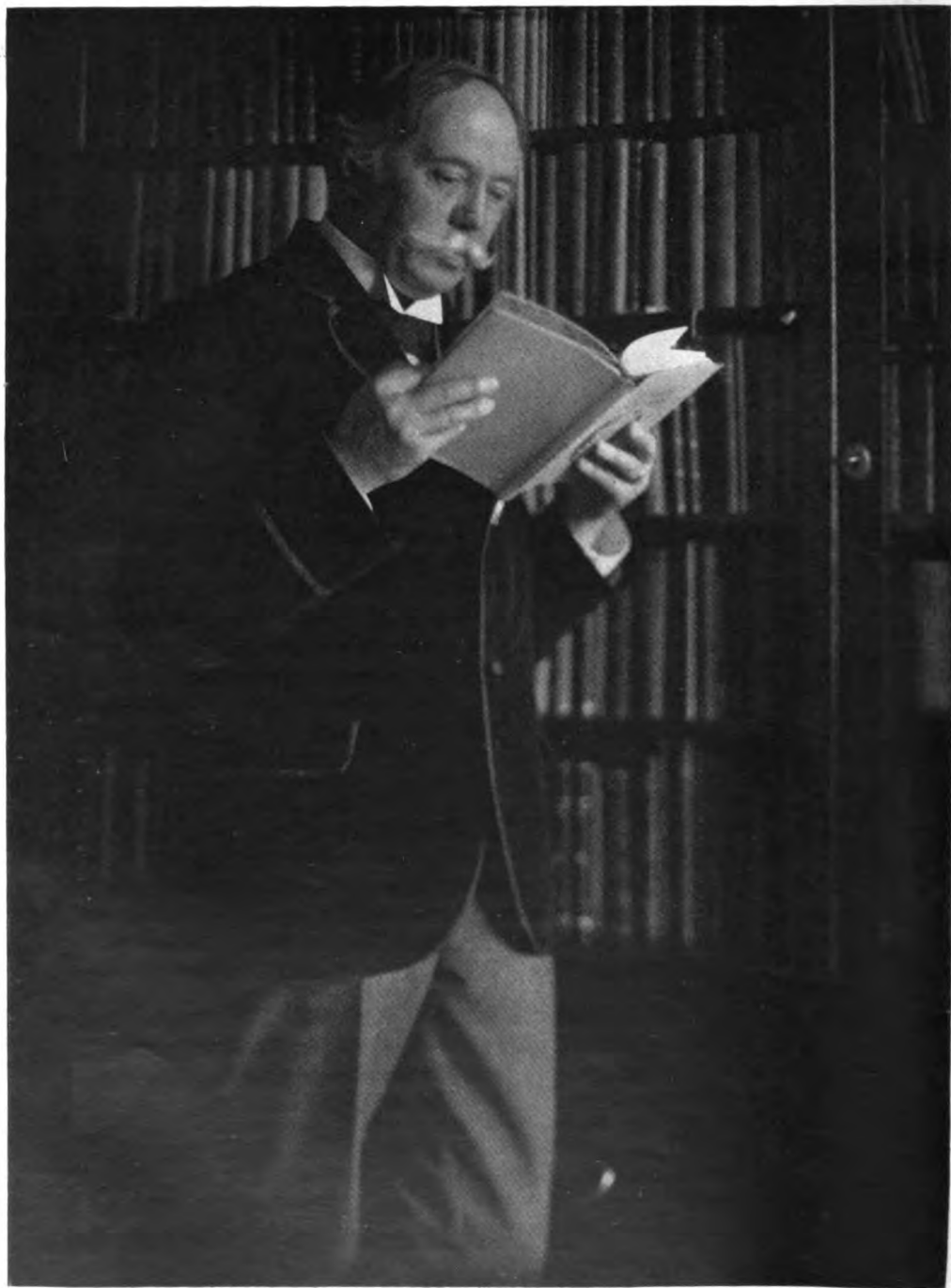
Welche Größe wurde so glänzend empfangen? Ein Staatsmann? Ein Künstler? Ein Feldherr?

Nein, eine andere Tagesgröße wurde gefeiert — der Berufsboxer Max Schmeling. P. D.

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Steuherd in Eifenach

Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Karl August Walther. Alle Zusendungen und Manuskriptsendungen sind nicht persönlich, sondern an die Schriftleitung des Zärners, Eifenach, Burgstr. 24, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.

Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart



Friedrich Schlegel

(Kunstbeilage zum Lärmer)

Digitized by Google

Der Türmer

Monatschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

herausgegeben von Prof. D.Dr.h.c. Friedrich Lienhard
Verantwortlicher Hauptschriftleiter Karl August Walther
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

31. Jahrg.

Juni 1929

Heft 9

Wir erfüllen die traurige Pflicht, der Türmer-Gemeinde das Hinscheiden unseres hochverehrten und lieben Türmer-Herausgebers

Professor D. Dr. h. c.

Friedrich Lienhard

Ehrenbürgers der Wartburg, der Universität Jena und der Stadt Weimar
Ehrenvorsitzenden der Schiller-Stiftung
und Ehrensenators des Deutschen Schriftsteller-Verbandes

bekanntzugeben. Dankbar gedenken wir seiner aufopferungsvollen Hingabe an das große Kulturwerk, dem wir dienen. Unvergesslich bleibt uns sein leuchtendes Vorbild edlen Menschentums und vornehmer Gesinnung.

Türmer-Schriftleitung

Karl August Walther
Eisenach

Türmer-Verlag

Greiner und Pfeiffer
Stuttgart

30. April 1929

An die Türmer-Leser

Als im Jahre 1920 kurz nacheinander Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, der Gründer des „Türmers“, und Dr. Karl Stord, sein vertrauter Mitarbeiter und Freund, durch ihren plötzlichen Tod mitten aus vollem Wirken abgerufen wurden, erfüllte uns der Gedanke an die Zukunft der Zeitschrift mit ernster Sorge. Es war nicht leicht, den Dichter Friedrich Lienhard zu gewinnen, aus der Einsamkeit seines Thüringer Waldes herauszutreten und das Lynkeus-Amt auf hoher Türmer-Warte zu übernehmen, da es seiner stilleren Art mehr entsprach, in der Zurückgezogenheit den tiefen und ewigen Menschheitsfragen nachzufinnen. Wenn er sich nach dreitägiger Bedenkzeit doch zu dem für ihn schweren Entschluß durchrang, so geschah das aus der Überzeugung, daß seinem Wirken hier ein breiteres Feld geboten sei und gläubig erkannte Pflicht ihm das Gebot der Stunde auferlegte, als getreuer Sämann gute Saat auszustreuen, um so der Verwirklichung seines Gedankens der Reichsbeseelung und der Erneuerung von innen heraus zu dienen. Wir wußten wohl, daß Lienhard damit ein großes Opfer auf sich nahm. Aber mit Stolz und Freude sahen wir, daß sich die Türmer-Gemeinde um den neuen Führer scharte, dem die Verinnerlichung unserer gesamten Arbeit erstes Ziel bedeutete.

Der rastlos Schaffende mutete sich aber ein auf die Dauer untragbares Übermaß in seiner unermüdblichen Tätigkeit zu. Nach seinem sechzigsten Geburtstage sah er sich immer mehr drohender Krankheit preisgegeben, die ihn zwang, schon damals einen Teil der Pflichten jüngeren Schultern aufzuerlegen. Als er sich vor Jahresfrist seinen Eisenacher Ruheßitz schuf, übertrug er die gesamte Schriftleitung seinem langjährigen Mitarbeiter Karl August Walther, mit dem ihn ein freundschaftliches Treuverhältnis verband. Er hat uns wiederholt ausgesprochen, daß er mit großer Beruhigung einmal von seinem Türmer Abschied nehmen könne, da er ihn in guten Händen wisse. Mit aufmerksamster Anteilnahme verfolgte er die jüngste Entwicklung des Türmers, der mehr und mehr den veränderten Aufgaben unserer Zeit gerecht zu werden suchte, um an der Gestaltung neuen sinnvollen Lebens mitzuschaffen, getreu dem Wahlspruch des Türmers

„Zum Sehen geboren
Zum Schauen bestellt.“

So handeln wir im Sinne des von uns geschiedenen, aber im Geiste unter uns fortwirkenden Friedrich Lienhard, wenn wir seinem selbstgewählten Mitstreiter das Erbe mit seinen vielfachen Verpflichtungen in die Hände legen, um das Werk fortzusetzen, welches über ein Menschenalter hindurch dem Aufbau deutscher Kultur diente.

An unsere Leser richten wir die herzliche Bitte, dem Türmer weiterhin die Treue zu halten und Verlag und Schriftleitung das alte Vertrauen zu bewahren.

Türmer-Verlag
Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Friedrich Lienhard †

Ein Nachruf und ein Aufruf

Von Karl August Walther

Als ich zum ersten Male Friedrich Lienhard in seinem Weimarer Hause gegenüber saß, da spürte ich deutlich, daß von diesem Manne eine Kraft ausgeht, eine Kraft des Guten, die über das Grab hinaus lebendig bleiben muß. In diesem Augenblick wurde mir auch klar, weshalb seine Bücher bei Tausenden und aber Tausenden einen so nachhaltigen Eindruck hinterließen: weil hinter ihnen nicht ein beliebiger Schreiber stand, sondern eine zwingende Persönlichkeit von hohem sittlichen Adel, von einer durch und durch vornehmen Gesinnung, wie sie im deutschen Vaterland auszustarben scheint, wenn nicht neue Geschlechter heranwachsen, deren junge Hände einen Wall aufschütten gegen die Schlammflut bolschewistischer Wahnideen auf allen Lebensgebieten.

Friedrich Lienhard ist verschieden. So schmerzlich und tief uns diese Tatsache erschüttert, so wenig aber können wir sagen, daß ein leerer Raum zurückbleibt in der Erde, die gerissen wurde. Der Geist ist unsterblich. Nirgends zeigt sich dies sinnfälliger als bei dem Heimgang eines geistigen Menschen, dessen Vermächtnis in Worten formuliert, vor aller Augen liegt. Ist Luther tot? Lebt nicht Goethe mitten unter uns? Vielleicht lebendiger als je? Ich habe nicht das Gefühl, daß Lienhard tot ist. Wie oft sagte er zu mir: „Man muß sterben, um zu leben. Erst dann wird der Geistesmensch wirken können, wenn sein vergängliches Wesen erloschen ist und nur die Gedanken bleiben, die er sprach.“

Wer ihn in der stillen Friedhofskapelle aufgebahrt zwischen Blumen und Kränzen sah, den wehte ein Hauch des Friedens an, der höher ist, denn alle Vernunft. In seinem Gesicht lag ein so weltferner und geheimnisvoll verklärter Zug, daß dieser Anblick wohl jedem, der ihm im Leben freundschaftlich nahestand, die größte Beruhigung über den schmerzlichen Verlust bedeutete.

Und den Tausenden, die sich am Tage seiner Beisetzung in der Sanctt-Georgenskirche zu Eisenach und am offenen Grabe versammelten, wird dieser Frühlingstag unauslöschlich im Gedächtnis haften. „Über allen Gipfeln ist Ruh“, so erklang der Chor der Knabenstimmen in der Kirche, bevor Freund um Freund an den Sarg herantrat, um dem Scheidenden einen letzten Gruß darzubringen. Männer des täglichen Lebens standen da neben jungen Studenten, die ihre Fahnen ehrfurchtsvoll senkten und in schlichten, aber bedeutsamen Worten das Gelöbnis aussprachen, im Sinne Lienhardts Fackelträger zu sein, von denen er sagt:

„Die haben mein Wort und Werk verstanden,
Die sich ausstrahlen in dunklen Landen,
Die, fackeltragend in Finsternissen
LichtHungrige Seelen zu finden wissen,
Die unaufbringlich, fein und frei
Erzählen, wie schön es im Lichtland sei.“

Aus diesen Versen spricht Lienhard's tiefer Gottesglaube, der in praktischer Betätigung seine Legitimation erblickt. Er war ein Feind alles phrasenhaften Christentums, das nur leere Worte, aber keine frischen Taten kennt. Manchen, die einem Manne wie Lienhard nicht geradeaus in die Augen sehen konnten, war er „nicht fromm genug“. Diese Ahnungslosen, die über Lienhard's Frömmigkeit Inquisitionsgericht hielten, mochten wohl vergessen haben, daß es zu allen Zeiten Pharisäer und Schriftgelehrte gibt, die sich besser dünken, als andere Menschen sind. Lienhard war viel zu tief gottesfürchtig und wahrhaft fromm, als daß er ein dogmatisches Bekenntnis hätte aussprechen können. Er gehört zu denen, die am schmerzlichsten unter der Glaubensspaltung in Deutschland litten, dem „tragischen Riß“, wie er zu sagen pflegte, „der mitten durch die deutsche Seele geht“.

Ebenso litt er unter dem Partehaber, der es nicht zuläßt, daß um einer guten vaterländischen Sache willen die trennenden Gänge niedergerissen werden. Sorgenvoll beobachtete er die Entwicklung der Parteien, an deren Zwietracht und Eigennutz wir zugrunde gehen, wenn nicht in letzter Stunde Besinnung einkehrt in die rechts wie links oft allzu erhitzten Gemüter.

Seine mahnende Stimme ist verstummt, aber seine Worte sind nicht verklungen. Wir werden sie bewahren im Sinne seines Spruchs, den der Türmer-Verlag in Stein gemeißelt an seinem Hause angebracht hat: „Ein gutes Buch, ein Teil der Kraft, die an des Reiches Seele schafft.“ Und sein Werk wollen wir lebendig fortwirken lassen. Deshalb rufen wir die Türmer-Gemeinde auf, nun erst recht zusammenzuhalten im Kampf gegen den Ungeist, gegen Materialismus und Bolschewismus, einer seelischen Renaissance den Boden zu bereiten, damit die kommende Reichsreform ein wahrhaft erneutes Deutschland finde, welches sich wieder auf die altüberlieferten Werte besinnt, die Ehrfurcht vor allem Heiligen und Erhabenen und die Treue zu sich selbst. Eine lange Totenklage entspräche nicht dem Wunsche Lienhard's. Deshalb sei dieser Nachruf zugleich ein Aufruf, mit uns Fackelträger zu sein auf dem Wege in Deutschlands Zukunft!

Abendrot

Von Friedrich Lienhard †

Mir ist nach einer Heimat weh, die keine Erdengrenzen hat,
Ich sehne mich aus Menschen-Not nach einer ew'gen Himmelsstadt.
Groß glänzt und klar das Abendrot, sanft rauscht der Quell im Wasgenwald —
Wie bald verging mein Erdentag, und all mein Tagewerk — wie bald!

O komm, du weltallweite Nacht, die keine Erdenmaße kennt,
Aus deren Tiefen Stern an Stern auf unser winzig Sternlein brennt!
Nicht müd bin ich vom Tagewerk, und doch bin ich des Tages satt —
Nach deinen Weiten sehn' ich mich, du unbegrenzte Himmelsstadt!

Goethes Glaube an die Unsterblichkeit

Von Studiendirektor Dr. Bernhard Gaster

Bei der Betrachtung der großen und schweren Probleme, welche die Menschheit seit ihren ältesten Zeiten bewegen, nämlich zu erkennen, was Leben und Sterben bedeuten, ob es eine Unsterblichkeit gibt, kann Goethe uns ein Berater sein, denn er hat die Gegensätze von Leben und Sterben, von Körper und Seele, von Tod und Unsterblichkeit aufzulösen gesucht. Unsere Sinneswerkzeuge können uns diese großen Probleme nicht klarmachen; auch die Wissenschaft, die Verstandestätigkeit reicht dazu nicht aus. Aber die Gestaltungskraft des Dichters, der zugleich ein Philosoph war, läßt uns die Lösung der großen Rätsel wenigstens ahnen, läßt uns den Sinn des Lebens wenigstens fühlen.

So werden wir mit Aufmerksamkeit in uns aufnehmen wollen, was Goethe in seinem letzten größeren Gedicht, das er durch die Überschrift „Vermächtnis“ selbst als Testament bezeichnete, als das Ergebnis seines Sinnens über das Leben und über das Ewige, als die Summe seiner Weltanschauung hinterlassen hat:

„Rein Wesen kann zu Nichts zerfallen,
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig, denn Gesetze
Bewahren die leben'dgen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.“

Also: kein Wesen kann zu nichts zerfallen; das Sein, das Leben ist ewig, ruft uns Goethe zu; und beglückt sollen wir an dieser Überzeugung festhalten. Das ist eine Lebensweisheit, zu der wir uns durchringen sollen.

Gewöhnlich ist es der Tod, das Sterben, was unsere Gedanken in Zeiten der Trauer beschäftigt; aber wir können über das Sterben nicht zur Klarheit kommen, wenn wir nicht vorher über den Begriff des Lebens, über das Wesen unseres irdischen Daseins klar sind. Und da ist bald eine einfache und doch ganz klare Formel zu finden: unser irdisches Leben ist die Verbindung von körperlichem und seelischem Leben, das irdische Sterben ist die Trennung von körperlichem und seelischem Leben. Tod heißt also nicht Vernichtung des Lebens, sondern Trennung verschiedener Lebensformen.

Nun sind natürlich die verschiedenen Lebensfunktionen in den einzelnen Menschen verschieden verteilt; in einem schwachen Körper kann ein starker Geist, ein reiches Gemüt wohnen, und ein muskulöser, kräftiger Körper schließt vielleicht nur wenig Geist und Gemüt in sich. Aber immer ist doch klar zu erkennen, daß unser irdisches Leben eine Verbindung von diesen Lebensfunktionen sein muß.

Wenn Goethe einmal sagte: „Wir leiden alle am Leben“, so meint er damit, daß das Körperliche, das materielle Leben gewissermaßen durch seine irdische Schwere uns hindert, auf Erden so zu leben, wie wir möchten. Die seelische Lebensfunktion

soll so mächtig in uns pulsieren, daß wir fühlen, wie unser inneres Leben über unser irdisches Dasein hinausstrebt und hinausreicht.

Wer beim Tode, beim Sterben immer nur das Sterben, die Vernichtung des Lebens, des körperlichen Lebens sieht, vergißt ganz, daß das körperliche Leben nur eine Erscheinungsform unseres Lebens ist. Es verschwindet selbst das Körperliche nicht, sondern es zerfällt und wandelt sich um, so daß auch es eigentlich nichts Totes ist, sondern in der Erde und mit der Erde zu neuer Fruchtbarkeit Anlaß gibt. Wenn wir dieses erkennen, dann wird uns klar sein, daß auch das geistige Leben sich nicht in ein Nichts auflösen kann. Nur wenn wir davon überzeugt sind, daß das geistige Leben nicht vernichtet werden kann, können wir uns überhaupt eine geistige Weiterentwicklung der Menschheit erklären. Das seelische Leben aber geht über das geistige noch weit hinaus, denn es ist das, was uns in unmittelbarer Berührung mit dem Ewigen hält. Das kann man freilich nicht in Worten darstellen, nicht in Begriffen festlegen, das müssen wir fühlen. Wir können sagen, daß der Glaube eine gewisse Lichtempfindlichkeit unserer Seele für das Göttliche ist, das von aller Ewigkeit unsichtbar in uns und um uns lebt und wirkt.

Die Gegensätze des körperlichen und des seelischen Lebens sind nirgends eindringlicher dargestellt worden als in der Faustdichtung Goethes. Faust sagt: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust, die eine will sich von der andern trennen; die eine hält in derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen; die andere hebt gewaltsam sich vom Dust zu den Gefilden hoher Ähnen.“

Goethe hat seine Lebensauffassung nicht in ein System gebracht; sie spricht aber doch deutlich vernehmbar zu uns aus seinen Dichtungen, seinen Sprüchen, seinen Romanen, seiner Selbstbiographie, seinen wissenschaftlichen Aufsätzen, seinen Gesprächen, seinen Briefen, aus seinem ganzen Leben. Je näher man mit ihm betammt wird, je tiefer man sich in seine Worte versenkt, desto mehr wird uns in dieser Beziehung die große, gleichbleibende Übereinstimmung seiner Ansichten von seiner Jugend an bis ins hohe Alter klar.

Selbst anscheinend ganz fernab liegende Mitteilungen seiner Feder oder Äußerungen im Gespräche zeigen uns immer wieder dieselbe Auffassung. So hatte sich Schiller, als er am „Wallenstein“ arbeitete, an Goethe mit der Bitte um seinen Rat gewendet, ob die Einführung des Astrologen Seni und Wallensteins Glaube an die Einwirkung der Gestirne auf seine Handlungen und Entschlüsse nicht als lächerlich und anstößig auffallen und abgelehnt werden würde. Goethe antwortete brieflich: „Der astrologische Aberglaube ruht auf dem dunkeln Gefühl eines ungeheuren Weltganzen ... So darf der Mensch im Vorgefühl seiner Selbst nur immer weiter schreiten und diese Einwirkung auf das Sittliche, auf Glück und Unglück, ausdehnen. Diesen und ähnlichen Wahn möchte ich nicht einmal Aberglaube nennen; er liegt unserer Natur so nahe, ist so leidlich und läßlich als irgendein Glaube.“

Goethe hat einmal den Ausdruck geprägt: „Das Dasein ist Gott.“ Für ihn war das Leben eben durchaus von Gott erfüllt, und so sollte es für jeden Menschen sein. Freilich handelt es sich hier um Unausprechliches, Unerforschliches, aber Goethe nennt ja auch das „schönste Glück des denkenden Menschen, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.“

Als Goethe im Jahre 1817 die Hefte mit dem Titel „Zur Naturwissenschaft überhaupt“ herauszugeben begann, setzte er dem ersten Heft ein „Proömium“, einen Vorpruch, voran, der außerordentlich tiefe Gedanken, tiefste Bekenntnisse des Glaubens Goethes enthält; sie schließen mit den Worten:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermischt.“

Mit der Überzeugung, die aus diesen Versen spricht, steht in inniger Übereinstimmung, was Goethe zehn Jahre später, im Jahre 1827, zu Eckermann sagte: „Es ist nichts außer uns, was nicht zugleich in uns wäre.“ Auch in den „orphischen Urworten“ finden wir den Gedanken der Ewigkeit des Lebens ausgedrückt:

„Keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“

Diese Gedanken hat Goethe in dem wunderbaren, tiefen Gedicht „Eins und alles“ noch eindringlicher ausgeführt, dessen erste Strophe lautet:

„Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Überdruß;
Statt heißem Wünschen, wilhem Wollen,
Statt läßt'gem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben ist Genuß.“

Die Schlussworte dieses Gedichtes: „Alles muß in nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will“ scheinen freilich im Widerspruch zu stehen mit den Anfangsworten des „Vermächtnisses“ Goethes: „Rein Wesen kann zu Nichts zerfallen, das Ew'ge regt sich fort in allen“, aber sie widersprechen sich nur in ihren Worten; der Sinn der beiden Gedichte ist durchaus derselbe; das Sein ist etwas Beharrendes, etwas Ewiges, wenn durch den Tod die Lebenselemente auch voneinander getrennt werden. Der Tod ist keine Vernichtung, sondern eine Trennung; das Sterben führt zu neuem Leben.

Der Sinn des richtig verstandenen menschlichen Lebens ist, das Tun unseres irdischen Daseins zu verknüpfen mit der Unsterblichkeit des seelischen Lebens. Die Tätigkeit, die wir über das irdische Dasein fortwirkend mit der Ewigkeit verbinden können, führt zur Überwindung des Todes, und wenn diese irdische Tätigkeit geleitet wird durch Liebe und Wohlwollen, dann sind wir gewappnet gegen die durch ihre Masse zwar gewaltige, aber doch stumpfe Macht des Philistertums um uns und in uns. Durch schöpferisches Wirken einerseits, durch liebevolles Seelenleben andererseits kann sich das Ewige im Vergänglichen entzählen, das Unsterbliche im Sterblichen erweisen.

So werden wir uns gern dem Unsterblichkeitsglauben Goethes anschließen wollen, der die feste Überzeugung von der persönlichen, individuellen Unsterblichkeit des ein-

mal auf Erden schaffend tätig Gewesenen immer wieder ausgesprochen hat. Besonders eindringlich ist dies geschehen in dem Gespräch Goethes bei Wielands Begräbnis mit Falk am 25. Januar 1813, worüber Falk einen eingehenden Bericht niedergeschrieben hat:

„An Wielands Begräbnistage bemerkte ich eine so feierliche Stimmung in Goethes Wesen, wie man sie selten an ihm zu sehen gewohnt ist. Ich fragte bei irgendeinem Anlasse, wo Goethe die Fortdauer nach dem Tode, wie etwas, das sich von selbst verstehe, voraussetzte: „Und was glauben Sie wohl, was Wielands Seele in diesen Augenblicken vornehmen möchte?“ — „Nichts Kleines, nichts Unwürdiges, nichts mit der sittlichen Größe, die er sein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches“, war die Antwort. „Von Untergang solcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede sein; so verschwenderisch behandelt sie ihre Kapitalien nie. Was nun die persönliche Fortdauer unserer Seele nach dem Tode betrifft, so ist es damit also beschaffen: Sie steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch; im Gegenteil, sie geht sogar aus denselben mit neuer Beweiskraft hervor. Wieviel aber, oder wiewenig von dieser Persönlichkeit übrigens verdient, daß es fortbauere, ist eine andere Frage und ein Punkt, den wir Gott überlassen müssen.“

Im Jahre 1829, am 1. September, sprach Goethe, der Achtzigjährige, zu Edermann seinen Glauben an die persönliche Unsterblichkeit noch deutlicher aus, indem er mit dem Ausdruck Entelechie die ewige menschliche Tätigkeit der Seele bezeichnet: „Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren; aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein.“

Am 4. Februar 1829 hatte er zu Edermann gesagt: „Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß. Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“

Der Kanzler Müller berichtet aus dem Jahre 1830, daß ihm jene nächtliche Stunde unvergeßlich bleibe, als er Goethe ausrufen hörte: „Glaubt ihr, ein Sarg könne mir imponieren? Rein tüchtiger Mensch läßt seiner Brust den Glauben an Unsterblichkeit rauben!“

Gegenüber Edermann hat sich Goethe auch in dem bedeutsamen Gespräch vom 11. März 1828 noch einmal über seinen Begriff von der Entelechie ausgelassen; er sagte: „Jede Entelechie ist ein Stück Ewigkeit, und die paar Jahre, die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt. Ist diese Entelechie geringer Art, so wird sie während ihrer körperlichen Verbüsterung wenig Herrschaft ausüben. Ist aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall ist, so wird sie bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers nicht allein auf dessen Organisation kräftigend und veredelnd einwirken, sondern sie wird auch, bei ihrer geistigen Übermacht, ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen suchen.“

Über ein Gespräch fünf Jahre früher berichtet Kanzler Müller am 19. Oktober 1819: Goethe sprach sich bestimmt aus, daß es einem denkenden Wesen durchaus unmöglich sei, sich ein Nichtsein, ein Aufhören des Denkens und Lebens zu denken; insofern trage jeder den Beweis der Unsterblichkeit in sich selbst.

Karoline von Egloffstein hat aus dem Jahre 1818, als sie den Dichter auf dem Schloß Dornburg besuchte, folgende Gedanken Goethes aufgezeichnet: „Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und den totesten Stoff durch Vermählung mit der geistigen Idee zu beleben, ist die sicherste Bürgschaft unseres überirdischen Ursprungs, und so sehr wir auch durch tausend und aber tausend Erscheinungen dieser Erde angezogen und gefesselt werden, so zwingt uns doch eine innige Sehnsucht, den Blick immer wieder zum Himmel zu erheben, weil ein unerklärbares, tiefes Gefühl uns die Überzeugung gibt, daß wir Bürger jener Welten sind, die geheimnisvoll über uns leuchten, und wir einst dahin zurückkehren werden.“

Liebe und schaffende Tätigkeit, das sind die beiden Grundzüge der Lebensauffassung und des Lebens Goethes gewesen. Wie in Faust, so regte sich in ihm selbst immer „die Menschenliebe, die Liebe Gottes“. „Dann wird's in unserem Busen helle, im Herzen, das sich selber kennt, Vernunft fängt wieder an zu sprechen und Hoffnung wieder an zu blühen; man sehnt sich nach des Lebens Bächen, ach! nach des Lebens Quellen hin. ... Wir lernen das Überirdische schätzen, wir sehnen uns nach Offenbarung.“ Im „Faust“ ist nicht eigentlich der einzelne Mensch die handelnde Person, sondern die Menschheit selbst, die den Sinn des Lebens zu erkennen sucht und schließlich fühlt, daß unser irdisches Leben nur eine Durchgangsstufe zu einem anderen, höheren Leben ist und nur in dieser Beziehung Sinn und Zweck hat.

Goethe hatte die unwandelbare Überzeugung von der Ewigkeit des Lebens, d. h. also von der Unsterblichkeit. Wenn er sich eine Vernichtung des Lebensfeuers in einer wahren Persönlichkeit, ein Sterben des höheren Ich im Menschen gar nicht vorstellen konnte, so ist das doch ein viel wahrerer Ausdruck, als das oft gehörte: das Leben nach dem Tode ist Unsinn, das könne man sich gar nicht vorstellen! Freilich können wir das nicht, weil dazu nicht allein unsere Sinne, sondern auch unsere geistigen Kräfte nicht ausreichen; doch unsere Seele bewahrt den lebendigen Glauben daran, und er ist doch die wichtigste Lebensfunktion. Mit Goethe sollten wir die Frage so stellen, ob wir denn uns überhaupt vorstellen könnten, wie das seelische Leben erlöschen könnte. Es kann doch nicht zu einer Null, einem Nichts werden, aus der Welt spurlos verschwinden.

Goethes Auffassung vom Leben und Sterben wirkt wie eine Ausstrahlung des Göttlichen im Menschen. Wenn Goethe auch formulierte Glaubensbekenntnisse ablehnte, so ist doch sein Glaube an Gott und Unsterblichkeit außerordentlich stark und unerschütterlich. Er sagt einmal: „Natur und Menscheng Geist sind ein Abglanz jenes Uleuchtens, das unsichtbar alle Welt erleuchtet.“ Erstaunlich ist die Gegenständlichkeit des Denkens bei Goethe. Die Idee gewinnt bei ihm wirkliches und wirkendes Leben, wird beseelt und kann durch ihre Beseelung das eigene Wesen klarmachen. Solche Belebung der Wirklichkeit duldet keine Kluft zwischen dem Menschen und der Welt, auch nicht zwischen Erscheinung und Sein. Von seinem Wirken sagte Goethe selber: „Wer meine Schriften und mein Wesen überhaupt verstehen gelernt, wird

doch bekennen müssen, daß er eine gewisse innere Freiheit gewonnen.“ „Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben daß wir etwas verehren, das über uns ist; denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und es wert sind, seinesgleichen zu sein.“

Aus allen Dichtungen, aus allen Werken Goethes entsteht uns das Bild eines vollkommenen Menschen. Unserem Auge ist er entrückt, in unserer Seele lebt er, und unser eigenes Leben wird desto reicher, je vertrauter uns Goethes Leben wird. Was wir heute bei dem Aufnehmen der Weltanschauung Goethes empfinden, ist nicht nur das Wort des Dichters, die Weisheit des Philosophen, die Erkenntnis des gelehrten Forschers, es ist vielmehr sein Leben selbst, sein Menschentum, das uns packt, ergreift, erzieht. Er ist ein Vorbild menschlicher Einheit gegenüber menschlicher Kleinheit, er ist ein Beispiel einer fast unfassbar erscheinenden Verwirklichung geistiger Kraft, seelischer Schönheit, menschlicher Vollkommenheit. Sich seinem Wesen nähern, heißt sich über sich selbst erheben. Goethes Lebensanschauung kann uns, wenn wir sie recht in uns aufnehmen, zur ruhigen Lebensfreude werden und uns alle Furcht vor dem Tode überwinden lassen.

Es ist das irdische Getriebe, welches unser seelisches Auge blind macht. „Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle, erstarren in dem irdischen Gewühle“, heißt es im Faust. Deshalb sollen wir uns eben nicht von dem Irdischen überwinden lassen, sondern wir sollen es meistern, wir sollen Herren unseres Lebens sein und nicht seine Diener. Und wenn das Geschick uns unsagbar Trauriges zufügt und wir am Leben verzweifeln möchten, dann mögen die Stimmen der guten Geister aus Fausts Brust auch uns zurufen:

Baue die schöne Welt

Mit hellem Sinne

In deinem Busen prächtiger auf,

Neuen Lebenslauf beginne!“

Wir haben alle in uns die Sehnsucht nach einem höheren Leben und das untrügliche Gefühl der Möglichkeit eines höheren Daseins; und doch klammern sich unsere Organe an die vergängliche Welt. Innerer Reichtum, unendliche Weite auf der einen Seite, Außerlichkeit und armselige Beschränktheit auf der anderen. Aber wenn wir zur Klarheit wirklich durchbringen wollen, können wir uns aus der Beschränktheit zu dem Gefühl eines wirklich reichen Lebens erheben. Wir müssen nur dessen bewußt sein, daß mit unserem irdischen Leben verbunden ist ein Teil der Ewigkeit in dem seelischen Leben, das doch auch ein wirklicher Teil unseres irdischen Daseins ist. So war es auch für Goethe ein Trost, daß, wie er einmal sagte, „an dem Wandel des Reisens und Vergehens der höhere Mensch doch nur mit seiner körperlichen Erscheinung teilnimmt“.

In diesem Zusammenhange sei schließlich noch unter Hinweis auf den Schlußvers seines „Faust“: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“ ein Wort über Goethes Stellung zum weiblichen Geschlecht in bezug auf seine Weltanschauung gesagt.

In seiner letzten tiefen Liebe, die der Vierundsiebzigjährige zu der jugendlichen Ulrike von Levetzow empfand, war ihm das Gefühl lebendig, daß die Liebe mit Frömmigkeit verwandt ist, mit dem Göttlichen zusammenhängt, wie es in der erschütternden Lage der „Marienbader Elegie“ in der folgenden Strophe in Erscheinung tritt:

In unsres Busens Keine wogt ein Streben,
 Sich einem Höhern, Reineren, Unbekannten
 Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
 Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
 Wir heißen's: fromm sein! — Solcher sel'gen Höhe
 Fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

In Goethes Verhältnis zu Frau von Stein kommt sein Glaube an ein Leben im Jenseits besonders deutlich zum Ausdruck, z. B. in seinen bekannten Worten:

Sag', was will das Schicksal uns bereiten, Ach, du warst in abgelebten Zeiten
 Sag', wie band es uns so rein genau: Meine Schwester oder meine Frau.“

Hier sehen wir sogar den Gedanken an die persönliche Unsterblichkeit des Individuums mit Deutlichkeit ausgedrückt. Auch an Wieland schrieb er über Frau von Stein: „Ich kann mir die Bedeutsamkeit, die Macht, die diese Frau über mich hat, nicht anders erklären als durch Seelenwanderung, ja, wir waren einst Mann und Weib.“ Durch diese Liebe zur Frau von Stein verstärkt sich in ihm die Auffassung, daß wir neben dem körperlichen Leben ein mit der Ewigkeit, der Unendlichkeit zusammenhängendes seelisches Leben führen, so daß eine Seele auf die andere auch ohne Worte, ja aus der Ferne einwirken kann, wie es so schön sein Egmont sagt: „Die Menschen sind nicht nur zusammen, wenn sie beisammen sind, auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns.“

Goethes Forschen und Wissen, sein Fühlen und Empfinden, sein Denken und sein Leben stimmten völlig überein, weil alles durchzogen war von der klaren Überzeugung vom Dasein Gottes und dem festen Glauben an die Unsterblichkeit alles tätigen Lebens. So wollen auch wir gern unseren Glauben mit dem Glauben Goethes, in welchem Göttliches und Menschliches sich aufs glücklichste verschmelzen, vereinigen, diesen Glauben, den er ausgedrückt hat in den Versen:

Gottes ist der Orient,	Ob ich Ird'sches denk' und sinne,
Gottes ist der Okzident,	Das gereicht zu höherem Gewinne,
Nord und südliches Gelände	Mit dem Staube nicht der Geist zerstoßen,
Ruht im Frieden seiner Hände.	Dringt, in sich gedrängt, nach oben.

Waldgruß

Von Friedrich Stenhard †

Waldhornschall
 Hör' ich dahinten im Wasgenwalde!
 O sieh, der Fingerhut
 Leuchtet von sonniger Halbe!
 Eidechsen huschen über'n Stein,
 Appig wuchert der Thymian-Rain,
 Hummeln hangen am heißen Rlee — —
 O Wald, mein Wald!
 Nach deinen Wonnen ist mir weh!

Der Wundervogel

Roman von Franz Karl Ginzkey

(1. Fortsetzung)

V. Es wird menschlich

Gursu war mit sich nicht zufrieden. Unruhe war in sein Herz gekommen. Zehn Jahre einer scharfen kristallklaren Einsamkeit lagen bereits hinter ihm, voll Trauer und Wehmut um die verlorenen Seinen, doch auch groß und erhaben in ihrer reinen strengen Unerbittlichkeit. Es gibt ein Sein außerhalb allen Begehrens, aller Hoffnung und irdischen Wunschzugehörigkeit, die Heiligen wissen davon, die Einsiedler und Asketen, doch mehr noch jene knorrig einsamen wundertrohen Heiden, deren seelisches Uhrwerk nur noch vom Atmen allen unbewußten, also unverfälschten Lebens getrieben wird. Gursu war wie die Morgenröte geworden, wie der Firnwind, wie das Blinken des Felsens, wie das Schlagen der Eiskristalle, sie sind vorhanden, hängen von keinerlei Betrachtung oder Meinung ab, und das genügt.

Und nun war dieses doppelköpfige Jammergehöpf Palitschari vor ihm erschienen, noch erfüllt vom Ehrgeiz, vom Zwiespalt, von der trüben Geschäftigkeit aller jener, die ihn einst gezeugt, ihn durch Jahrhunderte auf ihren Fahnen und Wappen geführt und dann auch prompt wieder verleugnet, verlästert und verworfen hatten. Hier saß er eben mit den schiefgefalteten Flügeln zu seinen Füßen, bröcklig und bemitleidenswert zugleich. Nichts ist ärmer als ein abgedankter Begriff, der wieder zu seinem Ursprung heimzukehren sucht und sich doch nicht völlig aufzugeben vermag. Mit Palitschari war für Gursu wieder Botschaft gekommen aus der rätselhaft verlorenen Welt der verhassten wächsernen Erbschleicher, die ihm sein Weib geraubt, seine Kinder gemordet, ihn selbst zu einem unbedingten Verächter alles Menschlichen gemacht hatten. Und damit war wieder Unruhe in sein Herz gekommen.

„Herr Palitschari,“ fragte Gursu, „wie stellen Sie sich Ihre Zukunft vor? Wofür glauben Sie noch zu taugen? Wir sitzen hier zweitausend Meter hoch vor Gottes Angesicht, Sinnbilder kann er nicht brauchen, sie sind nur ein Notbehelf und ein Spielzeug der Menschen, Gott verkehrt mit den Dingen unmittelbar.“

Dann tat ihm aber seine Strenge doch wieder leid, denn er war, wie alle völlig Einsamen, im Grunde doch guten Herzens. Es gibt ein Fluidum der Güte, das im Weltall schwimmt und dessen jeder teilhaftig wird, der schweigend aufzuhorchen weiß. Nur den Schwärmern, die es als Kleingeld verschwenden, geht es leicht verloren.

Gursu überlegte: was fange ich mit Palitschari an? Daß er ein Herrbild meiner selbst ist, will ich ihm verzeihen, er kann ja schließlich nichts dafür. Schlimmer ist, daß er mir das Bild der schönen stolzen Berge hier verbirbt, die meine Heimat sind. Allüberall, so weit das Auge reicht, ist nichts als große reine Landschaft, ist Natur, ganz unmittelbar sich selbst genügend in grandioser Selbstverständlichkeit. Und da klebt nun dieser Abhub abgedankten menschlichen Geistes hier am Felsen wie ein

schlechter Wiß, die Ewigkeit belästigend mit seiner armen schiffbrüchig gewordenen Zeitlichkeit. Er mag ja über den Toren von Kasernen, Munitionsdepots und Finanzproturatoren einst am rechten Platze gewesen sein; er sprach ja dort, wie es üblich war, von Ewigkeit, wie sie dort begriffen wird, und dünkte sich unvergänglich. Es war eben, um es kurz zu sagen, eine menschliche Angelegenheit. Was aber soll er hier an den Pforten der wahrhaftigen Ewigkeit? Und ist er mit seinem morschen Holze der rauhen Witterung, den Stürmen, die ihn bedrohen, etwa gewachsen? Ist in seinen lastverkrusteten Fängen etwa Kraft genug, an den Schrofen sich festzuhalten, wenn Stöhngebrüll lawinengleich den Gipfel zu knicken droht? Wenn Eishauch des Nordosts den Atem der Dinge gefrieren, den Pendelschlag des Blutes erstarren läßt?

So ungefähr dachte Gursu, wenn auch vielleicht mit ein bißchen andern Worten; es hätte vielleicht auf Aderisch nur wie „Hiä — Hiä!“ oder „Pfulüf — Pfulüf!“ gelungen, wenn er es ausgesprochen hätte, doch war es ja im Kerne wohl daselbe.

Und auf einen Augenblick war nun sogar das große Raubtier in Gursu wieder lebendig, er überlegte allen Ernstes, ob es nicht am ratsamsten wäre, diese hölzerne Karikatur, die ja Palitschari am Ende vorstellte, mit scharfem Schnabel kurz und klein zu hacken und sich damit den Boden seines Nestes auszubretteln, weil dieser einer Reparatur schon dringend bedürftig war.

Der Himmel weiß, ob das nicht wirklich Palitscharis Ende und damit auch das vorzeitige Ende unserer Geschichte bedeutet hätte, wenn inzwischen nicht ein neues Ereignis eingetreten wäre, das nun Gursus Aufmerksamkeit zur Gänze in Anspruch nahm.

Es erschien nämlich plötzlich abermals ein neues seltsames Fabelwesen am Horizont, auch diesmal etwas für Gursu noch niemals Dagewesenes, das in flimmernder Höhe mit seltsamem Gedröhn in Windeseile dahergezogen kam. Diesmal aber war es nicht gleich der früheren Erscheinung ein gurtenförmig langgestrecktes Ungetüm, es war ein leibhafter ungeheurer Vogel mit weitgebreiteten mächtigen Schwingen. Er gab, je näher er kam, um so stärker ein wüstes surrendes Geräusch von sich, das im linden Abendwind gespenstisch ab- und zuschwoll.

Gursu riß den Schnabel vor Erstaunen und Empörung weit auf und brachte ihn vorerst nicht wieder zu. Da hatten nun die wäxsernen Erbschleicher, wie sich zeigte, eine neue, noch viel unverfälschtere Bosheit ausgesonnen, womit sie ihm, dem König der Lüfte, sein tausendjähriges angestammtes Reich zu verunglimpfen und streitig zu machen suchten. Und es war fürwahr das Letzte, was ihnen an Unverfrorenheit zu leisten noch übriggeblieben war — sie erschienen in Vogelgestalt!

Doch konnte ihnen Gursu, wenn er es auch ungern tat, seine Anerkennung als Sachverständiger im Fliegen nicht ganz versagen. Unglaublich war es, was sie da vollbrachten! Der Riesenvogel, in dessen Leibe sie zweifellos verborgen saßen, hielt die Flügel dauernd gebreitet, ohne auch nur ein einziges Mal damit zu flattern, und er tat es allem Anschein nach länger, als es selbst Gursu, dem anerkannt besten Schwebler im Tännengebirge, jemals gelungen war.

Doch gab sich Gursu damit noch nicht verloren. Denn seinem unbeflecklichen Bilde entging es nicht, daß im ganzen Gebahren des ledernen Menschenvogels sich

am Ende doch noch etwas Ungelenkes, Luftfremdes kundgab, so daß er nicht so sehr ein angestammtes Kind der Lüfte, als lediglich ihr etwas aufbringlicher Besucher zu sein schien. Er hielt sich zwar im großen ganzen nicht übel im Gleichgewicht, doch war er, abgesehen vom Lärm, den er zum Flug benötigte, keinesfalls in jedem Atom seines Leibes der Luft zu eigen, wie es eines braven Vogels Sache ist. Daher auch seine ein wenig lächerliche Steifheit, daher auch das ewige Schwanken, das plötzliche Stürzen in dünnerer Luft, dilettantische Anfängerschmerzen, welche Gursu seinerzeit nicht einmal bei seinen kaum erst flügge gewordenen Jungen geduldet hätte.

Indessen war das Ungetüm, das immer rasender herantam, dem Gipfel nicht mehr ferne, auf dem sich Gursus einsames Nest erhob, und dieser erwog eben allen Ernstes, ob es nicht das beste wäre, sich schleunigst wieder aufzuschwingen und dem betriebssamen Luftbelästiger ähnlichen Willkommensgruß zu bieten wie einst seinem Vorgänger, als mit einem Male im Wesen des fremden Gastes eine merkwürdige Veränderung vor sich ging, die scheinbar von ihm nicht gewollt war und auf nichts Gutes hinzudeuten schien.

Die schnarrende Stimme des fliegenden Frechlings setzte nämlich plötzlich aus, er schien alle Sicherheit zu verlieren, schwankte ratlos hin und her, neigte sich vornüber, richtete sich wieder auf, fiel neuerdings nach vorne um und begann am Ende, indes eine dräuende Stille ihn umschloß, in jähem Steilflug der Erde zuzufahren. Es gab hierauf noch einen dumpfen Krach, ein Bliklein zuckte auf, mißfarbene Wölklein kräuselten sich, und mit der Herrlichkeit des stolzen Menschenvogels war es zu Ende.

Gursu hatten den schlimmen Vorgang funkelnden Blickes und mit weitaufgerissenem Schnabel verfolgt. Und dann, es war gewiß nicht schön von ihm, begann er triumphierend ein wildes Geträchze anzuschlagen, daß es schaurig im Gebirge widerhallte.

Palitschari, der gleichfalls alles mitangesehen, stöhnte schmerzlich betroffen auf. Blieb ihm denn wirklich auf Erden nichts erspart? Verfolgte ihn die Unverlässlichkeit derer, die ihn gezeugt, bis hieher in seine Einsamkeit? Es war zum Verzweifeln!

„Sehen Sie an, Palitschari,“ hörte er Gursus schallenden Hohn, „wie herrlich bewährt sich der Geist Ihrer Schöpfer! Ihr Vogelwitz ist nun zu Ende!“

Da erkühnte sich Palitschari zu sagen: „Wie kann man so ganz ohne Mitleid sein!“

„Hatten Sie jemals Mitleid mit uns?“ gab Gursu eifrig zurück. Palitschari aber duckte sich und schwieg.

Indessen spähte Gursu scharf nach der Stelle hin, wo die Unglückserscheinung niedergegangen. Was regte sich dort? Noch nicht etwas Menschliches heraus? Ein Arm ward sichtbar und ein wohlgerundetes Bein, es haschte nach Freiheit, bog und wand sich, und schließlich, siehe da, schien es gelungen — ein Wesen in Lederjacks und kurzem Rock, offenbar ein Menschenweibchen, stand auf dem schmalen Felsvorsprung, auf dem die arg verbogene Vogelmaschine niedergegangen und schlenkerte aufgeregt mit den Gliedern, als wollte es erproben, ob sie noch heil seien. Dann aber rang es die Hände über den Anblick, der sich ihm bot. Wie das zerfurchene Fell eines toten Tieres hing das zerbrochene Vogelungetüm über

dem Abgrund, zur Hälfte noch am Felsen klebend, zur Hälfte schon der gähnenden Leere angehörig, die es jeden Augenblick zu verschlingen drohte.

Das Menschenweibchen kroch, von Schauern geschüttelt, mühsam gegen den Abgrund vor. „Was ist mit Ihnen, leben Sie noch?“

„Es hat den Anschein“, tönte eine männliche Stimme zurück. „Was aber ist mit Ihnen, Fräulein Ellia, sind Sie verletzt?“

„Ich glaube nein, es ist wie ein Wunder!“

Das Menschenweibchen, das Ellia hieß, beugte sich vor, um den Fluggefährten zu erspähen, und erschauerte aufs neue! Da hing er, aus dem Sitz herausgeschleudert, im verbogenen Gestänge festgeklemmt und haftete mit diesem an der offenen Felsenkante wie an der Schneide einer Wage! Es war entsetzlich! Die leiseste Bewegung konnte sein Verderben sein.

Er aber versuchte sie selbst noch zu trösten: „Nur Mut, Fräulein Ellia! Die Hauptsache ist, daß wir leben! Aufgepaßt! Kommen Sie dem Abhang nicht zu nahe!“

Dem Menschenweibchen aber rannen plötzlich Tränen über das blasse Gesicht. Ihm war, als sollte es gellend aufschreien, jetzt, da die schlimme Landung, wenn man sie so nennen konnte, doch eigentlich überstanden war. Sein Körper schütterte.

„Eine nette Beshcherung das!“ spöttelte indessen der Gefährte herauf. „Soll man sich nun rühren oder soll man sich nicht rühren? Das mag der Teufel wissen.“

Ellia glaubte die Lage wohl zu erkennen. „Um Himmelswillen, rühren Sie sich nicht! Wir wollen um Hilfe rufen. Man hat unsern Absturz sicher wahrgenommen.“

Da hörte sie den Gefährten leise stöhnen. „Barmherziger Gott, was ist Ihnen?“

„Das kann man Ihnen nicht so ohne weiteres sagen,“ versuchte er in guter Laune zurückzugeben. „Wird wohl nur eine Prellung sein. Glück haben wir bei alledem, Fräulein Ellia, verheufeltes Glück!“

Das Mädchen glaubte genau zu wissen, was in der Seele des andern vorging. Er konnte über seine furchtbare Lage nicht im Zweifel sein. Die geringste Bewegung konnte seinen Absturz mit sich bringen. Und er war doch nur auf das eine bedacht, ihr selbst Mut zuzusprechen! Das sah ihm wieder ähnlich!

Was für groteske Grausamkeiten das Schicksal zuweilen bereit hält, dachte sie. Da sind sie nun beide scheinbar gerettet, und doch vielleicht nur für Augenblicke! Wie, wenn das entzweigebrochene Flugzeug sich vom Felsen löste? Wenn der auswärts hängende Teil das Übergewicht bekam? Wenn plötzlich ein Windstoß aufsprang? Es war nicht auszudenken!

Ellia lag auf den Knien und preßte die Hände an die Schläfen. Lobte das Knattern des Motors noch darin? Nur jetzt die Besinnung nicht verlieren!

Sie sah sich rings in der Weite um. Starrende Ode, soweit das Auge reichte, Wand an Wand. Sie liebte die Berge, doch was sie sonst an dieser großen schweigenden Einsamkeit entzückt hätte, das erfüllte sie jetzt mit Grauen. Fels an Fels, in der scheidenden Sonne purpur glühend, reibte sich unerbittlich zum Ringe an, von dem ihr Schicksal grausam umschlossen schien. Nirgends ein Ausblick ins Freie! Sie und ihr Gefährte, sie befanden sich da in einem wie vom Himmel gefallenem Kessel der Einsamkeit, der nur erfüllt war vom Tönen seiner selbst, sich vor aller Welt erstarrt verschließend.

Hatte sie früher gehofft, um Hilfe rufen zu können, nun versagte ihr die Stimme. Wer sollte sie auch hören, hier, inmitten dieser steinigen Wüste, wohin kaum jemals ein menschliches Wesen gelangen möchte?

Doch schon empörte sich ihr junges Blut und der Wunsch zu leben. Nein, sie durfte sich nicht kampflos verloren geben, sich und den Gefährten nicht! War ihr Körper nicht geschmeidig und stark und wunderbar geübt im Turnen, Springen und Klettern, wie nicht so bald ein zweiter? Im schlimmsten Falle galt es, den Gefährten für Stunden allein zu lassen, hinabzueilen zu den Menschen, um Hilfe zu holen, Werkzeuge und vor allem ein Seil. Denn wie anders sollte es gelingen, ihn heraufzubringen, selbst wenn das Flugzeug dabei das Gleichgewicht verlor und in die Tiefe stürzte?

„Fräulein Eillia,“ hörte sie da die Stimme wieder, „lassen Sie sich ein ernstes Wort gesagt sein! Sie müssen trachten, sich zu retten! Rummern Sie sich nicht um mich! Das wäre unangebracht!“

„Aber ich kann Sie doch in dieser Lage nicht allein lassen“, brach das Mädchen klagend heraus.

„Jetzt nur keine Sentimentalitäten“, klang es entschlossen zurück. „Sie sind eine gute Kletterin, retten Sie sich.“

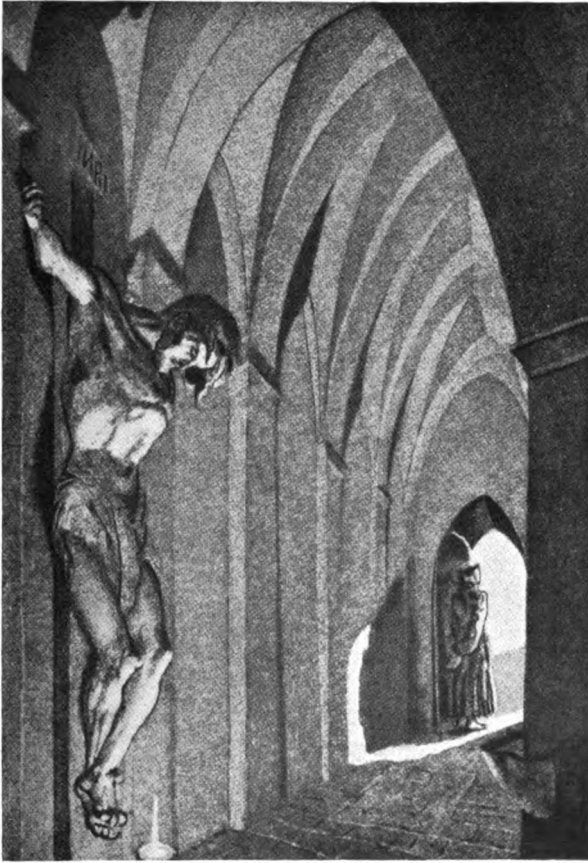
„Doch halt“, vernahm sie ihn nach einer Pause. „Ich habe eines nicht bedacht — es dunkelt ja bereits! Sie können im Finstern nicht herab. Es bleibt Ihnen wohl nichts übrig, als die Nacht hier zuzubringen!“

„Sie mögen recht haben,“ sagte Eillia nach einiger Besinnung, „in aller Frühe will ich dann ins Tal hinab zu kommen versuchen!“

„Stimmt!“ klang die Stimme zurück, „zum Glück sind die Nächte jetzt warm! So bleiben wir also beisammen, Fräulein Eillia! In eine seltsame Lage hat uns das Schicksal hier gebracht. Wenn das Ihr Vater wüßte!“

Eillia schrak zusammen. Was wird der Vater sagen, wenn er das erfährt? Bei seiner maßlosen Strenge! Und sie hatte den Flug unternommen, ohne um seine Erlaubnis zu fragen. Rein nur aus Freude am Fliegen und dann wohl auch — weil Oberleutnant Bernold heute Pilot war. Eine Stunde nur hätte der Flug dauern sollen, wie das eben so mit Vergnügungsflügen ist. Und jetzt sollte sie schon längst daheim sein! Man wird sie vermissen. Man wird erfahren, daß sie am Flugplatz gewesen und ohne Erlaubnis dort aufgestiegen ist! Und man wird auch längst schon wissen, daß sie verunglückt ist. Vaters Aufregung, sie wußte das, entlud sich in solchen Fällen in furchtbaren Gewittern. Am besten wäre es, dachte sie, gar nicht mehr heimzukommen. Und da durchzuckte sie jähe Erkenntnis — woher wußte sie, ob sie jemals wieder heimkommen werde? Und Angst um sich und den Gefährten umkrallte sie aufs neue.

Wie ungeheuerlich war die Lage, überdachte sie, in die sie beide da geraten waren! Aus der lichten Abendhöhe, in der sie, wie allem Irdischen entrückt, herrlich gebietend dahingezogen waren, über den Flor der unabsehbar flirrenden Ebene, über das Schatten- und Glanzgewoge der wuchtig gelagerten Berge, hatte sie die Wende von Sekunden in Abgrund und Nacht gestürzt, aus lächelnden Göttern waren sie arme niedergegeschmettete Menschen geworden.



Die Burg der Schweigenden

J. Staeger

(Kunstbeigabe zum Fürmer)

Eillia gehörte bei all ihrer Jugend zu den klar und groß erkennenden Naturen, die der Tragik des Lebens sich nicht minder demütig öffnen als seinem leichteren Freuden- und Sorgenpiel. Sie war nicht nur lebensmutig, sie war auch schicksalsbereit. So stand sie jeder Stunde mit hellem Auge gegenüber, wenn sie nur erst ihre Sendung erkannt hatte.

Und so begann sie auch hier, im Schlimmsten, was ihr bisher begegnet war, in ihrer jungen Seele sich tapfer auf das Unvermeidliche einzurichten. Ob es nun ans Leben ging oder ans Sterben, der Augenblick sollte sie nicht klein finden. Sie schloß ihre Lederjacke fester um sich und setzte sich auf das Stückchen Rasen, das auf der Krönung des Felsens sich eingenistet. Unwürdig erschien es ihr nun, zu sehr um sich selbst zu bangen. Es war da, nur wenige Meter von ihr entfernt, ein anderer vorhanden, dessen Leben zu jeder der kommenden Sekunden, eine ganze schwere Nacht hindurch, aufs höchste gefährdet war, wenn er es auch nicht zugeben wollte. Ihm galt es, sich jetzt zu widmen, ihm Trost zuzusprechen, ihm hinüberzuhelfen über diese furchtbare Nacht.

Immer drohender stieg fahlblau die Dunkelheit aus dem Grunde des Kessels auf, nur die Häupter der Felsen umgitterte noch ein zartes rosig ersterbendes Licht. Das stahlgrüne Auge des Himmels aber blickte kalt und unerbittlich auf sie herab. Und ungeheuerlich war die Stille, die sie immer gläserner umfing.

Plötzlich aber war es Eillia, als huschte ein Schatten die Wände entlang. Das Haupt erhebend, sah sie die schwarze Silhouette eines riesenhaften Vogels den Schlund überschweben, worin sie saß. Gespenstisch schweigend zog er dahin, nur hin und wieder die mächtigen Schwingen mit großer edler Gebärde hebend und senkend, ganz dem Elemente hingegeben, in dem er majestätisch und unzweifelhaft zu Hause zu sein schien.

Es hatte den Anschein, als habe er die Verunglückten wohl bemerkt und als zöge er nun argwöhnisch ihnen zu Häupten seine stillen wachsamten Kreise.

„Sehn Sie doch, ein Steinadler!“ rief Bernold aus der Dunkelheit zu Eillia herauf. „Beneidenswerter Kerl! Braucht kein Benzin, wenigstens nicht unmittelbar und erlebt auch keine Panne an seiner Maschine. Werden wir jemals ähnlich fliegen lernen? Ich fürchte, so lange wir Menschen sind, nein!“

VI. Die Nacht der Liebenden

Was sind wir Menschen anderes als ein Ergebnis der Stunden, die uns umschließen? Tritt Großes an uns heran, fällt leicht bald alles Kleinliche von uns ab, wenn die Seele darnach geartet ist.

Eillia war es, als sei sie plötzlich hellsehtig geworden, in allem, was sie dachte und empfand. Sie hatte während der Sekunden ihres Absturzes dem Tode ganz nah ins Auge gesehen, und er stand auch immer noch vor ihr und hielt die Knochenhand drohend erhoben. Und ihre kleine zarte Seele schwang sich tapfer zur Höhe auf, die der Augenblick von ihr verlangte. Denn nur so erschien er ihr erträglich.

Wie fern lag jetzt alles, was der Alltag von ihr forderte, all das kleine, bürgerlich Bedrückte, ängstlich in ihr Zurückgehaltene, schmerzlich-sehnsüchtig Verschlissene. Ganz klar und rein wie Kristall war ihr Menschentum plötzlich geworden, es schien

ja nun, im Angesicht des Todes, jede Sekunde die letzte Wahrheit von ihr zu fordern und wohl auch die letzte Lebendigkeit. Und so brach nun hell und gewaltig die Erkenntnis in ihr auf, die bisher nur als zärtliche Ahnung, als kaum erst gestellte Frage in ihr geschlummert hatte, — sie wußte plötzlich, daß ihr Leben ganz gebunden sei an den Mann, dessen Schicksal sie hier in Nacht und Tod zu teilen hatte, es war wohl so, daß sie ihn liebte.

Ganz groß war diese Erkenntnis plötzlich in ihr aufgewacht, der Größe der Tragik gemäß, die sie jetzt umgab. In diesen wenigen Augenblicken war ihr neunzehnjähriges Herz herangereift zu dem, was wohl Bestimmung des Weibes ist und was sie sonst nur zögernd und scheu an sich herangelassen hätte.

Die Nacht war mondleer, aber sternenhell, und das Auge des Himmels über ihr begann bedeutsam zu funkeln, mit tiefer unirdischer Gewalt. Es war wie Ahnung in der kleinen Eilia, daß es jetzt gelte, menschlich zu sein und auch göttlich zugleich. Das fällt dem Weibe, welches liebt, nicht allzu schwer.

„Fräulein Eilia,“ rief die Stimme des Gefährten herauf, „legen Sie sich zur Ruhe, trachten Sie zu schlafen. Ich sitze hier nicht übel im Gefänge. Die Nacht wird rasch vergehen!“

Wieder erschrak sie über die Größe seiner Selbstaufopferung. Nein, sie durfte ihn nicht sich selbst überlassen! Wenn er etwa vor Erschöpfung einschlief und den Halt verlor? Es galt bei ihm zu bleiben, mit ihm zu sprechen, ihn wach zu erhalten die ganze Nacht.

Sie tastete sich sachte gegen den Abgrund vor. „Ich bleibe bei Ihnen!“ flüsterte sie hinab, „ich verlasse Sie nicht.“

Eine Weile war es unten still. War es der zärtliche Klang ihrer Stimme, war es der Sinn der Worte, was ihn derart betraf? Auch seine Stimme hatte plötzlich anderen Klang.

„Ich bereue es tief, Fräulein Eilia, daß ich Sie zu dieser Fahrt verführte!“

„Sie haben mich nicht verführt. Es war mein eigener Wille!“

„Ich hätte Ihnen abraten sollen!“

„Ich hätte mir nicht abraten lassen!“

„Wie lieb Sie zu mir sprechen! Wie wohl Ihre Stimme tut!“

„Ich will auch ferner so zu Ihnen sprechen, Bernold!“

„Sie liebes, süßes Geschöpf, Sie!“

„Ich habe Sie sehr lieb, Bernold!“

Ganz jäh war so in beiden aufgebrochen, was vor Stunden ihnen kaum noch recht bewußt gewesen. Waren sie jetzt nicht beide allein auf der Welt? Aus der Hand des Todes wieder eingegangen ins Leben, um vielleicht bald wieder zurückzusinken in des Todes Hand? Der Mann, das Weib, sie leuchteten einander plötzlich zu, wie zwei einsame Sterne, eingehüllt in den schwarzen Mantel der Nacht. Und jede Sekunde wurde schwer von Ewigkeit.

Und so begannen sie allmählich, sich Worte zuzusenden, die alles in sich begreifen mußten, was sie sonst wohl noch an heißer junger Zärtlichkeit füreinander gehabt hätten.

Und mit der letzten Aufrichtigkeit, zu der die Liebe und der Tod verpflichten,

bekannten sie sich, indes sie sprachen und sprachen, nun in der schweigenden Nacht auch die Geschichte ihres jungen Lebens.

Ellia mußte, während Bernold erzählte, einen Augenblick lang ihrer eigenen Kindheit gedenken und wie sie den Märchen der Mutter in atemloser Neugier gelauscht. Nicht anders sog sie jetzt das Bekenntnis des Mannes in sich ein, das da wie eine Beichte durch die Dunkelheit zu ihr heraufklang. Was immer er sagte, sie hieß es gut, weil er Verständnis bei ihr suchte und Heimat in ihrem Herzen. Und wie rückhaltlos und frei und stolz er erzählte und wie unsentimental, ganz als der Mann, der er war, und als den sie ihn liebte! Bild für Bild aus seinem Leben formte sich vor ihr: der frühe Tod seines Vaters, des österreichischen Artillerieobersten, der die dürre Strenge des Dienstes auch zu Hause vor Weib und Kind üben zu müssen glaubte. Die Einsamkeit der verwitweten Mutter, die ihn, den einzigen Sohn, zur Erziehung in die Kadettenschule abgeben mußte. Und dann der rasche Tod der Mutter, noch während er in der Schule war; und dann das Völlig-auf-sich-allein-Gestelltsein als junger Offizier, das aber auch sein Gutes haben mochte; und dann der Ausbruch des Weltkriegs, und der Schützengraben in Russisch-Polen und die zweimalige schwere Verwundung; und dann, da er das zweitemal im Spital war:

„Ich hatte einen Lungenschuß abbekommen, das klingt aber schlimmer, als es zuweilen ist, ich lag im Spital da irgendwo in Gallizien, allein in einem kleinen freundlichen Zimmer. Wie tat die Ruhe wohl nach der Hölle des Transportes! Da öffnet sich die Tür und ein Mädchen trat herein, sie war beinahe so schön wie du, o liebste Ellia, du siehst ihr übrigens erstaunlich ähnlich, sie hatte auch deine goldbraunen Augen und deinen tannenschlanken Wuchs.

Und nun weißt du auch, weshalb ich so verdonnert dreinsah, als ich dir unlängst auf dem Flugplatz zum erstenmal begegnete. Also sie hatte deine Augen, Ellia, und lächelte mich an damit. Sie trug die Tracht der freiwilligen Krankenschwestern, und ich merkte im ersten Augenblick, sie sei noch ganz ohne Übung in diesem Beruf. Und ich sagte ihr geradeaus, wie es mir eben durch den Kopf ging und wohl auch, weil ich ein wenig Fieber hatte: „Was suchen Sie hier, an diesem Ort des Jammers? Das ist nichts für Sie. Gehen Sie nach Hause! Sie gehören nicht hierher!“ So oder ähnlich sprach ich, und ich meinte es gut mit ihr. Die Wirkung aber war diese, daß meine Unart ihr erst recht gefiel und daß ich dadurch ihr Herz gewann und drei Tage später mit ihr verlobt war. Und dann erst erfuhr ich, daß ihr Vater einer der reichsten Gutsbesitzer im Lande sei und daß ich also, wie man so sagt, das große Los gezogen hätte. Ich hatte es aber nicht gezogen, o liebste Ellia! Ich wurde vielmehr zu einem der unglücklichsten Menschen, soweit das im Weltkrieg einem Soldaten um Frauenliebe willen erlaubt war. Um es kurz zu sagen, — meiner Braut gefiel eines schönen Tages ein anderer besser, während ich wieder draußen im Felde war. Es war eine böse Geschichte!“

Ellia schloß auf eine Weile die Augen, als sie das hörte, obwohl es rings um sie ganz dunkel war. Es klang wie Klage aus Bernolds Stimme herauf, vielleicht nur der Einen geltend, die ihn betrogen, vielleicht auch dem ganzen Geschlecht. Hier ist noch Leid vorhanden, das du tilgen wirst, sagte sie sich im stillen.

„Ja, es war eine böse Geschichte!“ Klang Bernolds Stimme wieder herauf. „Es half mir nichts, sie von der leichten Seite zu nehmen. Sie erwies sich stärker als ich. Man soll das den Frauen nicht betennen, hörst du, Ellia, man begibt sich sonst zu sehr in ihre Hand! Zu dieser Stunde aber, Liebste, wollen wir die letzte Wahrheit feiern, ganz rückhaltslos, denn es ist ja völlig ungewiß, ob uns morgen noch Zeit dazu bleibt. Also, es ist eine Schande, es zu sagen, mir machte das Leben keine Freude mehr, und ich ging zu den Fliegern. Hier konnte ich hoffen, in Ehren rasch zu finden, was ich doch eigentlich suchte, nämlich den Tod. Je toller ich's aber trieb, um so weniger passierte mir. Genau genommen, machte ich den Kameraden unlautere Konkurrenz. Sie verachteten den Tod aus Tapferkeit, ich aber trieb's aus Gleichgültigkeit. Indessen aber ging wohlthätige Verwandlung mit mir vor, ich lernte auch die irdischen Dinge immer gleichgültiger nehmen, je länger ich in tausend Metern Höhe über ihnen davonflog. Ich glaube, das Elend der Welt hat nur etliche hundert Meter Strahlkraft, viel weiter reicht es nicht ins Universum hinaus. Wer Berge besteigt, weiß davon zu erzählen, und der Flieger nicht minder. Ich habe darum auch von allen Geschöpfen die Adler immer am meisten beneidet, weil sie sozusagen nur an den Grenzen der Erde und ihrem ganzen Jammer zu Hause sind. Sie nisten wie Wächter an den Toren der Ewigkeit. Ist das nicht schön gesagt, Ellia?“

„Es ist schön gesagt, Liebster!“ flüsterte Ellia nun ihrerseits in die Dunkelheit hinab, die Selbstironie seiner Worte nicht weiter beachtend. „Wie tief mich berührt, was du eben sagtest, das sollst du später erfahren! Sprich weiter, sprich weiter, ich vernehme dich so gern!“

„Was ist wohl noch viel zu berichten, was du nicht selber wüßtest?“ gab Bernold zurück. „Du weißt, wir haben den Krieg verloren, wenn man es so nennen will, das Reich zerfiel, und wir jungen Offiziere wurden brotlos. Es ging uns allen an den Kragen, buchstäblich genommen! Und diese plötzliche etle Umschaltung aller Werte! Mit Hohn und Verachtung wurde nunmehr in den Rot getreten, was uns durch Jahrhunderte hindurch das Bedeutsame, Verehrungswürdige oder wenigstens das Angestammte schien. Vormalis waren wir Helden der Pflicht, nun hießen wir Lumpen und Dummköpfe. Das geschah über Nacht. Dieser schmachliche Wechsel in der menschlichen Gesinnung, der nur dem Vorteil des Augenblicks nachläuft und dabei immer wieder im Wahne lebt, das Rechte zu tun, er nahm mir damals fast jede Lust zu menschlichem Verkehr. Wo in aller Natur, so fragte ich mich, ist ähnliche Charakterlosigkeit zu finden? Tier, Pflanze und Gestein, es wächst geradeaus, seinem Zwecke zu, es verleugnet nicht heute, was es gestern gewesen, und es schmäh't vor allem nicht seinesgleichen und verleugnet und tötet sich nicht in Massen in der eigenen Gattung und Art. Nur uns Menschen blieb dies Ungeheure vorbehalten, diese Selbstverhöhnung und Selbstvernichtung seit Jahrtausenden im Namen des Geistes, dessen alleiniger Pächter wir uns zu sein dünken! Man hatte mir vorerst den Antrag gestellt, Offizier zu bleiben in der kleinen Armee, die man uns gelassen hatte. Ich war zu Anfang auch dazu gewillt, doch gab es dann einen Vorfall, der mir die Lust dazu doch wieder nahm. An der Wand der Kaserne nämlich, in der ich zu dienen hatte, war noch aus früheren Tagen ein alter ehrwürdiger Doppeladler angebracht, wie man ihn ja überall sehen konnte. Es kam aber nun Befehl, ihn zu

entfernen, denn seine symbolische Bedeutung war ja erloschen für uns, sie hatte für den neuen Staat keine Geltung mehr. Ich fand das auch begreiflich, zum mindesten war es Gesetz, und so ging ich mit meinen Leuten daran, den Auftrag auszuführen. Wie peinlich aber war, was weiter dabei geschah! Aufgestachelt von allerlei Gesindel, das neugierig und spottend umherstand, glaubten sich mehrere meiner Soldaten ein Verdienst damit zu erwerben, den alten Doppeladler, nachdem sie ihn herabgenommen, dem Hohn der Menge preiszugeben und auch selbst dabei in unflätiger Weise mitzutun. Mich aber erfaßte, als ich das gewahrte, solch tiefe Empörung, daß ich einem der Kerle eine kräftige Maulschelle versetzte. Das war jedoch damals, so wie die Dinge nach dem Umsturze lagen, eine schlimme Angelegenheit. Ich kam vors Militärgericht und nahm lieber meinen Abschied, als daß ich mich hätte bestrafen lassen. Und dann bin ich wieder Flieger geworden, diesmal in friedlichen Diensten, ich diene beim Luftverkehr und bin damit zufrieden, und jetzt weißt du, wie alles gekommen ist, liebste Cillia! Und es bleibt nur noch die Frage zu erörtern: warum ich mich eigentlich in dich verliebte? Es wird nicht schaden, das klarzustellen. Sehen wir schön der Reihe nach vor! Da ist vorerst dein schöner Lincoln-Wagen, mit dem du über den Flugplatz majestätisch daherkamst. Du steuertest ihn selbst, und das gefiel mir. Dann stiegst du aus und kamst auf mich zu, und je näher du kamst, um so mehr glaubte ich zu träumen — deine Ähnlichkeit mit meiner einstigen Braut war verblüffend. Du mußtest es mir angemerkt haben, daß da ein ungewöhnlicher Eindruck vorhanden war, denn du lächelst mit deinem Mädchenmund ein kleines befriedigtes Frauenlächeln. O, ein höchst gefährliches, ein verführerisches Lächeln, Cillia! Du warst dir dessen vielleicht gar nicht bewußt. Ich aber stellte fest: die Augen dieses Mädchens sind so schön, als jene meiner Braut es waren, es ist jedoch ein anderes noch darin, das höher ist als Schönheit oder vielleicht die höchste Form der Schönheit überhaupt, es ist darin eine große, klare ganz unzweifelhaft vorhandene Güte. Solche Augen hatte meine Braut nicht; die waren nur schön gewesen, sonst nichts. Das waren so die Gedanken, die mich vorerst beschäftigten und, als sollte mir der Zufall bestätigen, was ich eben dachte, geschah etwas für dich sehr Bezeichnendes — es troch ein kleiner Käfer zwischen uns auf dem Sande, und es hätte wohl geschehen können, daß wir ihn zertraten. Du aber bücktest dich und nahmst ihn auf und legtest ihn seitwärts ins Gras, ganz unbekümmert um das spöttische Lächeln der andern. Dann stiegst du mit den Passagieren ein, und wir gingen los. Weiß der Himmel, es war kein Flug wie sonst. Sonst führte ich aus Pflicht, diesmal war es Freude. Ich hatte immer das Gefühl: hier hinter dir sieht etwas Feines, sehr Kostbares, etwas, daß das Leben wieder lebenswert machen könnte! Wir hatten dazu den wunderbar klaren Tag, entsinnst du dich, eine Fernsicht ohnegleichen, die weite Welt sprang blank und unerschöpflich an uns heran mit all ihren farbigen Wundern. Und als wir wieder landeten, war es das erste, daß ich in deine Augen sah. Sie waren ganz mit Glück gefüllt, und es standen Tränen darin, und ich fühlte plötzlich, was mir seit Jahren abhanden gekommen war, daß es nämlich zuweilen doch etwas Schönes darum sein kann, ein Mensch zu sein. Das hatte ich lange nicht mehr gefühlt!“

Hier hielt Bernold eine Weile ein, und sie horchten beide auf das Schweigen der

Bergnacht, in deren ungeheurer Stille nichts lebendig war als der Schlag ihrer Herzen. Dann aber sagte Cillia, und ihre Stimme bebte: „Sprich weiter, Geliebter! Jedes Wort bringt mich näher zu dir!“

„Am nächsten Tag,“ fuhr Bernold fort, „trafen wir uns beim Fünfuhr-See, im Hotel, wo ihr wohntet. Ich hatte unterdessen erfahren, wer du seiest. Donnerwetter! Romantischer hätte ich's nicht treffen können! Fräulein Cillia Prior! Welch ein Name! Callistus Prior, welch ein Vater! Der Besitzer des größten Wandergirtkusses Europas! Kann man noch berühmter sein? Du aber lachtest, als ich das betonte und meintest: Man gewöhnt sich daran. Und dann — das Gespräch beim Tango, entsinnst du dich, Cillia? Ging es nicht Schlag auf Schlag, von Offenbarung zu Offenbarung? So rasch vermag ein Herz das andere zu erkennen? Du fragtest mich schließlich so nebenhin, ob ich den Girtus bereits besucht habe. Ich aber hatte das Gefühl, vor diesen Augen lügt man nicht und sagte unumwunden: Ich besuche niemals einen Girtus! Da wurdest du ernst und fragtest warum? Ich aber sagte: Es geschehen dort zuweilen Dinge, denen ich nicht gewachsen bin! Doch gleich darauf bereute ich das allzu freie Wort, denn ich sah dich ernst werden und erblaffen. Und wieder dann — welch wunderbarlich seliges Geschehen — ich fühlte plötzlich, wie deine Hand die meine fest umklammerte. Stunden, Tage, Jahre wurden damit überbrückt, o Cillia! Und du lagst mir, so glaubte ich zu fühlen, von diesem Augenblick an beim Tango anders im Arm als bisher.“

Wir setzten uns dann, entsinnst du dich, abseits von den andern und sprachen nur hin und wieder ein nebensächliches Wort. Wir fühlten, hier sei nicht der Ort zu weiterer Aussprache. Mir war jedoch, als ahnte ich plötzlich vieles! Es mußte ein weher Zwiespalt in dir sein zwischen dem Handwerk deines berühmten Vaters und deiner inneren Wesenheit. Doch vermied ich es, davon zu sprechen.

Es kamen dann andere Tänzer und nahmen dich mit fort, und mir war es eigentlich nicht recht. Ich mußte darüber lächeln, denn ich ahnte Gefahr. Bei mir ist das immer so, auch im Felde mußte ich lächeln, wenn es kritisch zu werden begann; selbst wenn dieses Lächeln nur äußerlich war, es konzentrierte doch den Mann und wies ihn auf innere Ruhe. Damals, im Kriege nämlich. Diesmal aber wirkte das Lächeln nicht, die Unruhe blieb.

Du mußttest dann bald wieder fort, und alles blieb ungesagt. Mich beglückte aber dein letztes Wort: „Auf Wiedersehen morgen am Flugplatz! Und dieses morgen ist heute, Cillia! Wie war ich heute froh, daß kein anderer Passagier sich meldete, und daß wir die Fahrt allein unternehmen konnten! Und so sieht nun das Ende aus. du armes Kind!“

„Die Nacht wird bald vergehen, Liebster!“ gab Cillia tröstend zurück. „Wie beglückt mich alles, was du sagtest! Und wie gut hast du alles erkannt! Ich drückte dir, dem fremden Manne, beim Tango die Hand, weil du, der Fremde, mir plötzlich näherstandest als irgendein anderer Mensch auf Erden. Es geschah um dieses einen Wortes willen, das andere vielleicht als töricht belächeln werden, daß nämlich Dinge im Girtus geschehen, denen man nicht gewachsen ist. Wieviel hast du damit für mich bekannt! Ich glaube, ich liebte dich von diesem Augenblick an, obwohl ich es noch nicht wußte. Können um weniger Worte willen solche Wunder geschehen? Ach, es

sind für mich nicht Worte, nicht der Begriff ist es allein, es geht um ein ganzes Leben!“

„Du mußt mir nun alles erzählen, Cillia!“ bat Bernold durch die Dunkelheit herauf. „Denke, ich hielte deine Hand gefaßt, ich legte dein Haupt an meine Schulter, ich streichelte dein Haar. Wird es auch in Wirklichkeit geschehen?“

„Es wird geschehen, Liebster!“ gab Cillia in Demut zurück. „Und es geschieht in Gedanken auch jetzt! Es fällt mir so leicht, dir von meinem Schicksal zu sprechen, denn die Tore meiner Seele sind weit aufgetan. Es ist ein völlig verfehltes Leben, das ich dir beichten muß. Vielleicht ist eigene Schuld darin, vielleicht auch nicht. Ich bin in den Augen meines Vaters, was man ein ungeratenes Kind nennt, und ich kann doch nicht anders sein, als ich bin. Mein Vater lebt im Glauben, etwas Großes, Bedeutsames mit seinem Lebenswerk zu vollbringen, Tausende jubeln ihm täglich zu und bestärken ihn in diesem Glauben, und ich, sein einziges Kind, empfinde Widerwillen vor seinem Handwerk, ja es erscheint mir zuweilen als ein Verbrechen. Ich kämpfte jahrelang dagegen an, ich tat sogar selbst, der Aberlieferung gemäß, als Kunsttreiterin mit, doch erkannte mein Vater selber bald, ich würde niemals eine Leuchte in dieser Kunst werden, und gab es auf, mich zu quälen. Hier liegt ja auch, was mich so sehr bedrängt — Vater liebt mich im letzten trotz seines rauhen Wesens und seiner unerbittlichen Strenge. Er hat meine Mutter zu sehr geliebt, um ganz auf mich verzichten zu können, er weiß jedoch sehr gut, wie sehr wir innerlich getrennt sind. Und das ist bitter für uns beide. Mutter starb, als ich sieben Jahre zählte. Ich wurde in einem vornehmen Stift erzogen, denn Vater hatte Ehrgeiz für mich. Was später noch einzurichten wäre, wollte er selbst besorgen. Vater setzt ja alles durch, was er will, vor den Menschen und vor den Tieren. Die Lösung seines Lebens heißt Gewalt, er kennt kein anderes Ziel als den Sieg seines Willens. Das einzige Wesen, vor dem seine Macht versagte, war ich, seine Tochter. O, es gab Furchtbares zwischen uns, Geliebter! Als er mit Ermahnungen und Vorwürfen nicht zum Ziele kam, sperrte er mich ins Zimmer und erschien mit der Tigerpeitsche. Zweimal fiel ich in Ohnmacht nach dem ersten entsetzlichen Schlag, den ich von ihm erhielt. Als ich erwachte, lag er vor mir auf den Knien und küßte mir Hände und Füße. Und als er mich das dritte Mal mit der Peitsche bedrohte, erklärte ich ihm, mich noch am selben Tage zu töten, wenn ich nochmals geschlagen würde. Seither, er kennt mich, habe ich Ruhe vor seiner äußeren Gewalt, es gähnt jedoch ein furchtbarer Abgrund zwischen uns. Mir aber ist zuweilen, und es ist schrecklich, als hätte ich keinen Vater mehr oder es könne dieser Mann an meiner Seite mein Vater nicht mehr sein. So sehr verändert sich alles Gefühl aus der Verwirrung des Herzens heraus. Du wirst nun aber fragen, Liebster, worin der Zwiespalt zwischen uns besteht? Er will mich, sein einziges Kind, zu seiner Nachfolgerin erziehen, er will sein Lebenswerk nach seinem Tode nicht untergehen oder in andere Hände gelangen lassen. Ich aber erkläre ihm immer wieder, ich sei dazu nicht fähig, da ich niemals billigen könne, was hier geschieht. Ich begreife ja sehr gut, daß diese Verleugnung seiner ganzen, von aller Welt bewunderten Lebensarbeit von seiten seines einzigen Kindes ihn empören, ihn aufs tiefste kränken muß. Wie viele schlaflose Nächte habe ich damit verbracht, mir über mich selbst und mein Versagen klar zu werden! Ich sehe jedoch keinen andern Weg,

ich kann um nichts auf der Welt verleugnen, was als Glaube in mir schreit. Ich müßte mich selbst verachten, ich hätte kein Recht mehr, lebendig zu sein. Verstehst du mich, Liebster? Ich weiß es ja selbst nicht, wie alles gekommen ist. Schon als Kind begann ich zu weinen, wenn ich Grausamkeit der Menschen gegen Tiere wahrte. Etwas Unerträgliches lag für mich darin. Es erschien mir als Sünde wider Gott und die Natur, Tiere ihrer Freiheit zu berauben und ihr Leben lang in qualvoll engen Käfigen schmachten zu lassen, nur damit man sie darin betrachten kann. Ich mußte mich fragen: mit welchem Recht geschieht dies? Einzig mit dem Recht des Stärkeren? Darnach wäre ja auch jedes andere Unrecht erlaubt? Oder glaubt der Mensch, das Tier nicht als ein heilig Lebendiges achten zu müssen? Er schließt damit sich selbst aus dem Kreis der Natur aus. Ach, wie bar jeder Würde erscheint mir in solcher Beleuchtung der Mensch! Man darf nicht sagen, er sei ärger als ein Tier, man müßte sagen, er ist ein Untier für sich allein, mit nichts zu vergleichen an Grausamkeit, Gewissenlosigkeit und schlimmster Unkenntnis aller inneren Zusammenhänge. Er, dem Gott die Seele gegeben, damit er alles in Güte ordne und ins Erlösende wende! Unter solch schlimmen Betrachtungen, Liebster, litt ich schon seit meiner Kindheit. Welch lächerlich tragische Einstellung für die Tochter eines Zirkusdirektors! Hier im Zirkus kam aber noch etwas anderes hinzu, das Allerschlimmste und vom Geist aller Güte Verlassenste — die gewaltsame Dressur! Welch Ungeheuerliches vollzieht sich unter diesem Worte! Ein von Gott gewolltes, in sich vollendetes Geschöpf wird Stück für Stück mit Zucker und Peitsche gebrochen in seinem Besten, in dem, was es für sich als Wesenheit bedeutet. Es darf nicht mehr Tier sein in seiner ihm gemäßen Art, es hat armselig menschliche Dinge zu lernen, Kunststückchen kindischster, läppischster Natur, und es verleugnet damit sich selbst. Und der Mensch, der sich die Krone der Schöpfung nennt, ist stolz darauf, solches vollbracht zu haben, und Tausende jubeln ihm Beifall zu. O, wie niedrig und erbärmlich ist dies alles, und wie weit von Menschenwürde entfernt ist noch der Mensch!

Dies alles, Liebster, sagte ich eines Abends zu meinem Vater. Es war wie ein Aufschrei in mir, es mußte gesagt sein, unbetümmert um jegliche Folgen. Ich hatte erwartet, daß Vater mich schlagen werde. Es geschah aber noch Schlimmeres. Er war ganz blaß geworden und starrte eine Weile schweigend vor sich hin. Dann aber trat er auf mich zu, sein Antlitz schien verzerrt vor Schmerz und verhaltenem Grimme, mir krampfte sich das Herz vor Angst zusammen. Dann sprach er es langsam vor sich hin, das Entsetzliche, das wohl ein Todesurteil für mich wäre, wenn es sich jemals vollzöge: Schade, schade mein Kind, sagte er, daß du solch verschrobene Ansichten hast. Die Erziehung im Stifte, das sieht man jetzt, hat dir nicht gut getan! Wie willst du nun mit Lomborski auskommen?

Ich verstehe dich nicht, stieß ich ahnungslos hervor. Warum sprichst du von Lomborski?

Vater aber fuhr fort: Weil du ihn heiraten wirst!

Liebster, als ich das hörte, glaubte ich im nächsten Augenblick den Verstand zu verlieren. Lomborski, mußt du wissen, ist unser erster Stallmeister, zugleich aber auch unser bester Dompteur. Vielleicht der beste Dompteur der Welt überhaupt. Er hat Wunderdinge, wenn man sie so nennen will, an neuen Dressuren vollbracht, die

man bisher nicht für möglich hielt. Er hat seine Kunst an Tieren versucht, die bisher als völlig undressierbar galten, und der Ruhm unseres Unternehmens ist vielleicht nicht zuletzt auf seine beispiellosen Erfolge zurückzuführen. Nach allem, was ich dir früher sagte, wirst du aber begreifen, daß Lomborfski für mich das Grauen selbst bedeutet. Es gibt keinen Menschen auf Erden, der mir zuwiderer wäre als er. Nicht allein seinem Handwerk nach, auch sein Äußeres ist mir unerträglich. Man nennt ihn einen schönen Mann. Mir erscheint er geradezu häßlich. Alles an ihm ist Betonung roher Gewalt. Möglich, daß er auf seelenlose oder sinnlich verflaute Frauen Eindruck macht, auf Weibchen, die selbst nach Dressur verlangen. Jeder Frau aber, die auf Selbstachtung hält, muß er entsetzlich sein. Ich fürchtete ihn schon als Kind, wie er auch bei den meisten unserer Angestellten ebenso gefürchtet als verhaßt ist. Am meisten aber hassen ihn die Tiere, glaube ich, soweit er sie innerlich nicht schon völlig zerstört und zerbrochen hat. Lomborfski verträgt es niemals, daß jemand bei seinen Dressuren zugegen ist. Er ist mit seinem Opfer stets allein. Man weiß nicht recht, was sich da vollzieht. Man hört nur zuweilen klägliche Schreie, die die Tiere sonst niemals von sich geben, und wenn die andern es vernehmen, setzt sich ängstliches Gebrüll von Käfig zu Käfig fort. Es war an einem solchen Tage, zwei Jahre mögen es her sein, daß ich mich plötzlich entschloß, ihm entgegenzutreten und ihm sein Unwesen vorzuhalten. Sein spöttisch überlegenes Lächeln erhöhte nur meine Verachtung, und ich verschwieg sie ihm auch nicht. Von diesem Augenblick an, wie hätte ich das ahnen können, verfolgt er mich mit Liebesbeweisen, die ihn mir nur noch entsetzlicher erscheinen lassen. Ich vermied es, zu meinem Vater davon zu sprechen, weil ich fürchtete, damit zu wenig Verständnis bei ihm zu finden. Und nun erfuhr ich durch Vaters furchtbaren Auspruch den letzten Zusammenhang: Lomborfski hatte bei ihm im geheimen um meine Hand angehalten und dabei durchblicken lassen, er würde seine Kündigung überreichen, im Falle sein Wunsch nicht erfüllt werde. Diese Drohung aber traf Vaters Ehrgeiz bei seinem empfindlichsten Punkte, bei der Sorge um sein Weltrenommee, und so konnte es geschehen, daß er nach längerem Zögern dem Unmenschen sein Jawort gab.

Ich mußte nach dieser Eröffnung derart von Sinnen gewesen sein, daß selbst mein Vater Mitleid mit mir empfand und mir eine Bedenkzeit von drei Monaten gewährte. Ich hätte dadurch Zeit, mich innerlich vorzubereiten, meinte er. Ein Zurück sei für ihn nicht mehr möglich, Lomborfski müsse der Firma erhalten bleiben, und nur durch unsere Verbindung sei dies völlig gesichert.

Ich hatte die Tage seither mit Grauen gezählt, Liebster, jetzt fehlen nur noch drei Wochen zur Entscheidung. Ich wußte aber auch vom ersten Tage an, daß mein Jawort für Lomborfski nie zu erreichen ist. Mir bliebe ja immer noch, erwog ich, die Flucht aus dem Vaterhaus, wenn man den Aufenthalt von Hotel zu Hotel so nennen kann, und irgendwohin ins Leben hinaus, dem ich das Stück Brot, das ich brauche, leicht abzurufen erhoffe. Ich habe mancherlei gelernt, das sich vielleicht verwenden läßt, und fürchte mich vor der Arbeit nicht. Und überdies, Liebster, gehöre ich jetzt dir, ganz frei gehöre ich dir, du sollst keine Sorge um mich empfinden, wir wollen Kameraden sein, zusammenstehen und doch ein jedes auf sich allein gestellt sein. Welch ein Glück, dies zu bedenken!"

„Eillia!“ gab Bernold bewegt zurück, „diese Nacht ist wie ein Wunder! Wir weilen hier am Rande des Todes, und noch nie erschien mir das Leben so tief! Wenn es uns Menschen doch immer gegeben wäre, in solcher Klarheit Wert und Unwert unseres Daseins zu erkennen! Ich meine — wenn wir uns hundert Jahre umfassen hielten, wir könnten uns nicht tiefer verstehen als jetzt. Wir sind getrennt und besitzen uns doch. Es steht der Tod zwischen uns, und doch verbindet uns das Leben. Seele strömt von dir und entzündet mich. Seele strömt zu dir zurück, o möge sie dich gleicherweise beglücken. Wir sind wie entrückt aus uns selbst und verspüren Vollenbung. Wir wollen uns stets dieser Nacht entsinnen, Eillia, so oft wir in Liebe vereint sind. Es geht ein Segen von dieser Stunde aus, er wird stets unserer Liebe höchste Weihe sein!“

So sprachen diese beiden Menschen, indes die Nacht sie immer tiefer mit Finsternis umschloß, und gossen ihre Sehnsucht in Worte und bauten glühende Brücken hin und wider. Sie hatten nichts als das Wort, und es mußte ihnen alles sein. Es war die Brautnacht ihrer Seelen, die sie feierten.

(Fortsetzung folgt)

An Friedrich Lienhard's Bahre

Von Ernst Lemke

Früh bist nun du den stillen Pfad gegangen,
Der einst auch uns in liches Geisland führt,
Das deiner Seele innigstes Verlangen
In hellen Träumen schauend vorgespürt.

Um deines Rosenkreuzes Ballen hangen
Seh ich Girlanden nun, bin still gerührt;
Denn aus der Klage wehmuthollem Bangen
Hat mich dein Geist lichtlebenwärts geführt.

Du wußtest, daß um Kreuze Rosen blühen,
Durch finstre Nacht die hellsten Lichter spielen,
Aus Gräbern ruft verklärten Lebens Geist.
Wir jauchzten, da aus deiner Seele Glähen
In unsre tausend Lebensfunken fielen.
Wir weinen nicht, wenn Tod uns Leben weist.

Gemeinschaftsgeist und Opferbereitschaft

Minuten der Besinnung

Von Dr. Egon-Erich Albrecht

Wer wollte bestreiten, daß sich unser Volk wieder einmal im Zustand tiefster Erniedrigung befindet, also in einem Zustand, den es im Auf und Ab seiner Geschichte schon oft durchlitten hat und aus dem es sich immer wieder zu neuem Aufstieg und neuer Höhe emporgearbeitet hat? Was liegt daher näher, als daß auch jetzt um den Wiederaufstieg unseres Volkes besorgte Männer unter Hinweis auf das deutsche Elend in und nach dem 30jährigen Kriege oder zur Zeit der napoleonischen Invasion unser Volk damit zu trösten und anzuspornen suchen, daß es wie damals auch jetzt wieder sich zu neuer Höhe und neuer Macht emporringen werde?

Und doch, so gut gemeint diese Vergleiche auch sind, sie stimmen nicht, wenn es auch sehr schmerzlich zu sagen ist. Denn die Voraussetzungen, die damals den Wiederaufstieg erst möglich machten, stimmen für die Deutschen von heute leider nicht, wenigstens zum größten Teile nicht.

Wodurch waren z. B. die Befreiungskriege denn erst möglich? Doch nur durch den Gemeinschaftsgeist und die Opferbereitschaft aller Kreise des Volkes. Und Gemeinschaftsgeist und Opferbereitschaft sind auch heute noch die Voraussetzungen, ohne deren Erfüllung ein Wiederaufstieg unseres Deutschland nicht möglich ist, mögen wir technisch und wissenschaftlich oder sportlich noch so auf der Höhe sein und andere Völker auf diesen Gebieten überflügeln. Flugzeug- und Sporttreiber, Olympiasieger und Zeppelinfahrten, flüssige Kohle, Bildfunk, Katetenautos und künstliche Herstellung des Vitamins D können, so wertvoll und begrüßenswert auch jede einzelne dieser Errungenschaften ist, uns doch nicht aus der politischen und kulturellen Niederung des Heute emporheben, wenn die beiden genannten Retter Gemeinschaftsgeist und Opferbereitschaft nicht mit am Werke sind.

Wie steht es aber damit heute? Kann man überhaupt von einem Gemeinschaftsgeist des deutschen Volkes reden, wenn seine größte Partei in selbstmörderischer Ekstase sich damit brüstet, daß sie kein Vaterland kenne, das Deutschland heiße, oder wenn gar eine Partei mit mehr als drei Millionen Wählern der ausgehaltene Söldling einer land- und artfremden Macht ist, deren Hauptziel die Vernichtung eben dieses Deutschlands ist? Oder man braucht bloß an die Flut von Denunziationen zu denken, mit der während der Tätigkeit der feindlichen Schnüffelskommissionen diese von deutscher Seite überschwemmt wurden, um das Bestehen eines solchen Gemeinschaftsgeistes für das deutsche Volk von heute verneinen zu müssen, leider. Selbst an Tagen nationaler Hochspannung und Begeisterung wie etwa der Überquerung des Ozeans durch den „Grafen Zeppelin“ oder bei der Rückkehr der wackeren Ozeanflieger vermochte das heutige Deutschland nicht einig zu sein, sondern immer gab es Mörgler, die sich über irgendeine kleine schwarz-weiß-rote Fahne aufzuregen hatten oder „Prominente“, die gar sich nicht scheuten.

von „Fliegertröpfchen“ zu reden. Und selbst wenn es uns etwa möglich wäre, uns die Rüstung in aller Stille wieder zu verschaffen, die man uns zerschlug, ohne das gleichzeitig abgegebene Versprechen der eigenen Abrüstung wahr zu machen, so könnten wir es doch nicht einmal zu beginnen wagen, weil uns nämlich schon bestimmt am nächsten Tage Leute vom Schlage der Förster, Mertens, Quidde, Schönaich und Konforten bei unseren Feinden eifertig denunzieren würden.

Daß aber nationaler Gemeinschaftsgeist noch lange nicht das Aufhören eines mehr oder minder vielfältigen Parteiensystems bedingt, das lehren uns Franzosen und Engländer, die immer erst Engländer oder Franzosen und dann erst irgendwelche Parteiangehörige sind und deshalb auch nationalen Gemeinschaftswillen zur Durchsetzung zu bringen vermögen, so wie wir es etwa im denkwürdigen August 1914 auch gekonnt haben. Beispiele nationaler Selbstdisziplin und Geschlossenheit nach außen bieten uns heute auch z. B. Italien und Ungarn. Und darum ist auch heute schon die außenpolitische Beweglichkeit des kleinen Ungarns größer als unsere. Einen Staat, hinter dem ein geschlossener Volkswille steht, nimmt man eben auch ernst, wenn er klein ist, während das innerlich zerrissene, nach außen uneinige Volk nichts gilt, mag es auch zahlenmäßig noch so stark sein. Der Geist, der in einem Volke lebendig ist, entscheidet über sein Schicksal, und nicht seine Zahl.

Und wie steht es mit der Opferbereitschaft des deutschen Volkes von heute? Von ihr ist leider erst recht nichts zu spüren. Ja, im Gegenteil, jeder kennt heute nur ein Ziel: möglichst viel für sich zu erraffen, ganz gleich ob Arbeitnehmer oder Arbeitgeber. Der Arbeitskampf, der im Vorjahr an der Ruhr tobte, hat das wieder so recht deutlich gezeigt. Die Gewerkschaften werden immer, wenn ein Tarifvertrag abläuft, mit neuen Lohnforderungen kommen, ganz gleich, ob eine Verteuerung der Lebensverhältnisse inzwischen eingetreten ist oder nicht, ganz gleich, ob die Wirtschaftlichkeit der betreffenden Betriebe eine solche neue Belastung noch ertragen kann oder nicht. Immer fordern und wieder fordern, schon um so den die hohen Beiträge zahlenden Mitgliedern immer von neuem die Existenzberechtigung der Gewerkschaften vor Augen zu führen, das ist die Losung und Taktik unserer Gewerkschaftsführer. Ein Rücksichtnehmen, ein Beugen vor den wirtschaftlichen Notwendigkeiten der Volksgesamtheit oder gar ein Opferbringen für die Volksgesamtheit kennen diese Kreise nicht. Ebensovienig kennt es aber auch die andere Seite. Oder hat man schon gehört, daß auch nur einer unserer Industrie- und Bankmagnaten, einer der zwanzig-, dreißig- oder gar vierzigfachen Aufsichtsräte auch nur auf einen Pfennig ihrer oft geradezu schwindelhohen, ihnen meist ohne irgendwelche eigene produktive Arbeit zufließenden Einkommen zugunsten der Volksallgemeinheit verzichtet hätte? Nein, auch hier: raffen, nur raffen, nur an den eigenen Vorteil denken, gleichgültig, ob darüber die Volksgesamtheit verelendet, zugrunde geht. Und wie Arbeitgeber und Arbeitnehmer, so denken und handeln heute auch viele Geschäftsleute. Die Notleidenden, die Opfer dieser unbarmherzigen materialistischen Raffsucht sind aber die Freischaffenden, die Künstler, die Schriftsteller, Dichter, Maler, Privatgelehrten usw., die nicht mit ihrer Arbeitskraft so schamlos wuchern können, weil sie nach materialistischer Auffassung nicht volkswirtschaftlich notwendig sind.

Darum ist auch der so oft ausgestoßene Ruf nach dem starken Mann, nach dem großen Führer, nach einem zweiten Bismarck solange Unsinn, bis nicht wieder Opferbereitschaft und Gemeinschaftsgeist, solange nicht Selbstzucht und nationale Disziplin wieder bei unserem Volke eingelehrt sind. Denn mit einem nach innen wie außen uneinigen, disziplinosen und selbstüchtigen, raffgierigen Volk, wie wir es zur Zeit darstellen, könnte selbst ein Größerer als Bismarck nichts ausrichten.

Gemeinschaftsgeist und Opferbereitschaft, wie sie übrigens erfreulich stark in den Bruderschaften des Jungdeutschen Ordens lebendig und wirksam sind, diese beiden Vorbedingungen für den Wiederaufstieg, für die Rettung unseres Volkes, wieder in es hereinzutragen, zu ihnen es wieder zu erziehen, muß die vornehmste, heilige Aufgabe aller Guten, aller Sehenden, um ihr Volk Besorgten, um seine Not Wissenden sein. Eine Aufgabe allerdings, die sich nicht durch schöne Reden und Vorlesungen durchführen läßt, sondern einzig und allein durch Vorleben.

Abend am Meer

Von Hans Friedrich Blunck

Still wird es rundum. Niemand als Gott und du und ich
Und die milde See unterm Abendwind,
Und das Rätsel des pochenden Bluts in den Händen,
Und die Freude, wie diese Nacht beginnt.

Sieh, auch die Möwen finden sich näher den Dünen,
Und die Wolken verlangen alle zur Ruh
Und versinken entglühend in dämmernde Ansicht,
Bleiben in dunkelnden Schatten nur Gott und du.

Bleiben nur kleine fallende Samentörner,
Die der letzte Wind durchs Dunkel senkt
Und dein fragendes Herz, das Gott verlangend
Sich seiner Nähe und seiner Unendlichkeit schenkt.

Ausklang

Von Paul Wolf

Silberne Sternenträume,
Nachtblauer Berge Stranz —
Waldsee, Wiesen und Bäume
Gitternd im Nebelglanz . . .

Lehnte Pieder verklangen
Leise im tiefen Forst —
Falle und Habsicht schwangen
Längst sich zum stillen Horst.

Friedvoll aus Dämmerfernen
Blinken die Lichter herauf —
Stumm zu den ewigen Sternen
Blühet die Sehnsucht auf:

Der du aus goldnem Gelände
Nichtest die Blide zu mir,
Vater, reich mir die Hände,
Daß ich mich finde zu dir . . .

K u r d s e h a u

Die kosmische Bindung des Menschen

Mit unvergleichlicher Stosskraft hat die Naturwissenschaft im vergangenen Jahrhundert das Wissen und das Können des Menschen vorwärts gebracht, das Wissen verkörpert in der reinen Theorie, das Können gegeben durch die Anwendungen, in Technik, in Heilkunde, in Landwirtschaft usw. So ist es kein Wunder, daß das Vertrauen der Völker in diese ihre Wissenschaft schließlich ein grenzenloses wurde.

Für viele ist auch heute noch die Naturwissenschaft das A und O aller Wissenschaft überhaupt. Und doch ist es unverkennbar, daß die Wellen der Begeisterung gerade da abebben, wo sie erregt wurden, nämlich innerhalb der führenden Forscherwelt selbst. Bei dem hohen Stand unseres Zeitschriftenwesens ist es jedoch auch den Nicht-Fachleuten, soweit sie höhere Interessen haben, nicht verborgen geblieben, daß es in der Naturforschung kriselt, daß nicht nur ihr altes einfaches Bild vom Wesen des Naturgeschehens sich wandelt, sondern daß sogar die Grundlagen erschüttert sind.

Die Schwierigkeiten sind groß, sie sind auch einschneidend, dennoch aber werden sie überwunden werden; doch die absolute Führerrolle wird angefochten. So kommen denn, erst vorsichtig tastend, bald immer kühner aus dem großen Reiche der gebildeten Laienwelt Stimmen, die es wagen, mit ihrer ganz andersartigen Einstellung in das Forschungsgebiet der Naturforschung einzubringen. Aus der Tiefe der Menschenseele treten Ansichten an die Öffentlichkeit, die unter der Macht des verdammennden Urteils der Forschung Jahrzehnte sich nicht an das Licht des Tages wagten.

Hierzu gehört die Betonung einer kosmischen Bindung des Menschen, ein Glaube an die Verbundenheit des Menschenlebens mit dem Geschehen im Kosmos, im Weltall.

Auch im „Fürmer“ war mehrere Male verschiedentlich die Rede von diesen Dingen, und da etwas Wahres daran ist, so sei es dem Verfasser gerade als einem Vertreter der exakten Naturforschung gestattet, darzustellen, wie sie dazu steht, nachdem sie in ihre Krise eingetreten ist. Eine ihrer neuen Erkenntnisse ist die, daß die exakte Forschung der Materie nie soweit reichen wird, die Gesetze der lebenden Materie restlos zu erforschen, und auch von der toten erfährt sie nicht absolute Gesetze, sondern nur die Gesetze der Abbildung der wahren Vorgänge in der menschlichen Sinnenwelt und in der menschlichen Art zu denken. Aber diese Relativität reicht aus, die Natur bis zu einem praktischen Grad der Brauchbarkeit zu beherrschen. Hierin wird sie ewig Führer bleiben; einen besseren haben wir nicht. Scharfe Beobachtung und geprüftest logisches Denken werden hier nie versagen; in allen ernstesten Angelegenheiten handelt jeder Mensch derart.

In diesem Rahmen schon sagt sie: kosmische Bindungen müssen bestehen. Der Mensch ist vom Ei an gewachsen unter dem Einfluß der Schwerkraft, des Klimas, der elektrischen Strahlung der radioaktiven Körper — von der man ja weiß, daß sie stark auf Leben und Tod wirkt — des Lichts von Sonne, Mond und Sternen und schließlich auch der neu entdeckten durchdringenden Raumstrahlung. Folglich unterliegt er in seinen Lebensäußerungen allen diesen Kräften. Es wäre trivial, den Nachweis dafür bringen zu wollen. Aber es ist lehrreich, sich einmal darüber klar zu werden, wie weit dieser Einfluß auch absolut reicht.

Schwerkraft, Klima, Radioaktivität der Gesteine und der Luft sind Dinge der Erde, tellurische Größen. Sie schwanken, und diese Schwankungen wirken auf uns und bilden dadurch den tellurischen Konnex im Menschenleben. Aber auch ihre absolute Größe wirkt, und zwar nicht nur auf den materiellen Teil des Lebens, wie z. B. auf die mechanischen Bewegungen unseres

Körpers und die Umfahrungen im Innern der einzelnen Zellen, sondern auch auf das Kennzeichnende des Lebens, das der materiellen Dantweise stets entzogene Gebiet der Seele.

Der wegen seiner okkulten Interessen einst verunglimpft, wegen seiner physikalischen Arbeiten allseitig verehrte englische Forscher W. Crookes hat einmal auf recht launige Weise entwickelt, wie unser ganzes Weltbild, also die seelische Verarbeitung des physischen Geschehens, allein schon durch die Größe der Erdschwere, so wie sie ist, festgelegt wird. Wären wir unter einer größeren Schwerkraft aufgewachsen, so wären wir kleiner. Hätten wir etwa die Größe einer Ameise, so würden wir z. B. das Wesen der Flüssigkeiten ganz anders seelisch verarbeiten. Jetzt sagen wir, das Wasser fällt alle Gefäße aus, so aber würden wir feststellen, daß es stets Kugelform annehmen möchte, es wäre kaum in unsere kleinen Gefäße hineinzubringen, und wenn einmal darin, ließ es sich nie ausgießen. Jeder Tropfen hätte eine feste Haut (durch die Oberflächenspannung), durch die wir kaum hindurchbringen könnten, kurz wir empfänden die Molekularkräfte bei weitem wirksamer als sie uns jetzt vorkommen; sie würden eine viel größere Rolle spielen und unser Weltbild beherrschen.

Nun ist es doch keine Frage, daß diese Molekularkräfte auch heute da sind, sie sind sogar maßgebend für die Lebenserscheinungen in der Zelle des Organismus. Folglich, so schließen wir, sind Bindungen da zwischen dem Menschenleben und den molekularen Vorgängen, Bindungen zwischen uns und dem Mikrokosmos des Moleküls und des Atoms. Und dennoch wissen wir davon erst jetzt in der letzten Zeit etwas, nachdem der grübelnde Verstand des Forschers die Welt der Moleküle mühsam sich erschlossen hat. Daß er es konnte, daß er überhaupt mit seinem Verstandesdenken in die richtige Bahn gelenkt wurde, liegt daran, daß seine Seele, die ja nicht nur Verstand ist, in ihren tieferen Lagen, wie man sich bildlich ausdrücken könnte, von dieser mikrokosmischen Bindung wußte.

Unser waches Bewußtsein ist eben nicht der alleinige Träger unseres Gefühls für unsere Stellung in der Natur. Das ist eine der zerbrochenen Säulen der alten Lehre. Hier mag demnach durchaus die Möglichkeit bestehen, daß unsere Seele als Ganzes die Bindungen zum großen Kosmos empfindet. Hinüber in dieses Gebiet lenkt schon der Stimmungsgehalt kosmischer Dinge, also z. B. des nächtlichen Mond- und Sternenlichts, aber auch schon der Sonnenbeleuchtung. Allein die entscheidenden kosmischen Bindungen können nur seelischer Art sein.

Soweit ich die große neuere Literatur über diese Fragen kenne (einschließlich der modernen Astrologien), suchen sie jedoch den Einfluß überwiegend auf ganz materiellem Wege. Sie sprechen von kosmischen Strahlen, von Wellen, die das Gehirn umwankele usw. Alle diese Ideen tragen den Stempel der materiellen Vergangenheit deutlich an der Stirne und entsprechen nicht mehr der Einstellung der exakten Forschung des heutigen Tages. Nur ein seelisches Prinzip kann die kosmische Bindung erklären. Die Mathematik, das Blut der exakten Wissenschaft, ist zu der Erkenntnis gekommen, daß sie nicht existieren kann, ohne an den Anfang und an das Ende den Begriff des Unendlichen zu setzen. Sie ist aber nur die Wissenschaft vom logischen Denken, d. h. eines Teils des menschlichen Selbstes. Er braucht das Unendliche in seiner vollen Größe, in der Person Gottes.

So betrachtet, ist die kosmische Bindung des Menschen nichts anderes, als daß er von ihm stammt und zu ihm strebt. Daß Aspekte und Konstellationen auf materiellem Wege auf das Menschenschicksal einwirken, ist kaum zu denken. Nachdem die exakte Wissenschaft eingesehen hat, daß all ihr Wissen auf das Materielle beschränkt ist, sollte auch die Laienwelt es ausgeben, seelische Bindungen physikalisch erklären zu wollen.

Prof. Dr. H. Rippoldt

Gibt es noch Philosophen?

Die Gegenwartslage der Philosophie

Nach bei der Behandlung dieses Problems ist es nützlich, sich zuerst nach der Grundpolarität umzusehen, die das unklare Gewebe der philosophischen Erscheinungen beherrscht. Es dürfte kaum fraglich sein, daß diese Grundpolarität in den Begriffen Gelehrtentum und Schöpfer-
tum angedeutet ist. Zwei Einseitigkeiten nämlich gibt es, die beide verhältnismäßig wertarm sind, die aber schon ganze Gruppen philosophischer Leistung umfassen: das bloß vermittelnde Gelehrtentum, das hauptsächlich darüber nachdenkt, was andere gedacht haben, und dessen Forschungen nach Material und Verarbeitung so tabellos sind wie die Erzeugnisse des Schu-
machers — ebenso tabellos, aber nicht immer ebenso wertvoll —, und andererseits die genial sein wollenden Menschen mit den tausend Einfällen, die ihre Gedankenblitze in ein Buch stopfen — ähnlich der Tätigkeit eines Wurfsmachers —, ebenso unordentlich, aber nicht immer ebenso verbaulich. Durch diese beiden Einseitigkeiten sind die großen Gruppen angegeben, deren Ver-
treter im Personalregister des Geistes keinen besonderen Namen tragen. Es sind die bloßen Schullehrer der üblichen Abarbeitung und die romantisch-phantasievollen Philosophierenden, die ihren Beruf verfehlt haben. Beide Gruppen sind jedoch im Gesamtgefüge der Kultur nicht ohne Wert. Die erste ist in der Unterweisung der Studentenjugend in gebiegem und unerläß-
lichem Wissen unbedingt bedeutsam, die zweite mag in der Vermittlung gedanklicher An-
regungen, die fruchtbar sein können und weiter wirken werden, gute Impulse geben. Aber wert-
volle Philosophie, das heißt schöpferische Erkenntniseinsicht in kritischer Gedanklichkeit und haltbarer Gebiegenheit, bringt keine.

Schon nicht mehr namenlos auf dem Gebiet des Geistes sind zwei andere Gruppen, die etwas feiner gebaut sind, nämlich diejenigen, die das Gelehrtenkleider mit einigen Tropfen Genialität gesalbt haben, und die Gegenspieler, die ihren genialen Vogel so weit gezähmt haben, daß er ein paar ordentliche Lieder singen kann, die Zusammenhang und Folgerichtigkeit aufweisen. Namen, die man nennt, und die eine kurze Zeit am Leben bleiben werden, gehören zu diesen Abteilungen der philosophischen Musterung. Sie befinden sich auf dem Weg zu großer Philo-
sophie, der eine von dieser, der andere von jener Seite. Aber zur Größe selbst fehlt ihnen doch die Naturveranlagung. Ein paar Tropfen Öl machen aus einer Sackleberhose noch keine Toga, und ein dressierter Spatz ist kein Kanarienvogel. Philosophen wie Plato, Descartes, Kant, Schopenhauer werden als seltene Ausnahmen der Natur geboren. In ihnen halten sich Schöpfer-
tum und Gelehrtentum die Wage. Es sind Männer genialer Erkenntnis und zugleich Männer prinzipiellster Kritik. In ihnen lebt ein Künstler und ein Mathematiker in gleich tiefer Ausprägung, sie haben das Auge des Geistes und die Stärke logischer Gestaltung, sie sind eine Form der mann-weiblichen Vollkommenheit des menschlichen Geistes ohne die Einseitigkeit des subjektiven Phantasten und des unfruchtbaren Wissensträgers. Da aber solche Meister nur geboren werden, haben sie auch immer, wie nicht anders zu erwarten, bei den Meistern den schlimmsten Stand. Der unbekannte Kant war mehr Kant im Alter von dreißig Jahren, als seine geistigen Vorgesetzten in ihrem ganzen Leben auch nur annähernd werden konnten. Seit-
dem aber betrübliche Fälle sich gehäuft haben, wo durch die Übermacht der Geister zweiter und dritter Güte geborene Meister geschädigt worden sind, hat man in der Philosophie das Natur-
gesetz gefunden: Verkannte Genies gibt es nicht. Und man hat die philosophische Auswahl nach neuen Gesichtspunkten geordnet, bei denen Parteigefinnung, Kameradschaften und der Haß der Wölfe gegen das Feuer eine verstärkte Rolle spielen. Außerdem ist die Forderung auf-
gestellt worden, daß Philosophen nur zur Gruppe a (reine Lerngelehrsamkeit) oder zur Gruppe c (gesalbte Modifikation) gehören dürfen, und daß Typen wie Fichte, Schelling, Schopen-



Mein Thüringen

(Aus dem Tünnert)

Kurt Noquette

hauer ein für allemal nicht mehr vorkommen dürfen. Man ruft zwar nach geistigen Persönlichkeiten. Wenn sie aber von Natur vorhanden sind, will man sie nicht haben. Also kam es, daß der „Türmer“ im Aprilheft 1929 Seite 87 das lapidare Wort vernehmen ließ: „Es gibt ja gar keine Philosophen mehr!“

Dieses bleibe nun allerdings dahingestellt. Ob es geschehen wird, daß das Zeitalter, nachdem es Spengler und Einstein verbaut und Bergson hinter sich gelegt, nachdem es auch Reysersling mit gerechter Wage nach Wert und Unwert bestimmt hat, neue Votabeln philosophischer Art lernt, die dem Kopf zunächst schwer eingehen, muß man abwarten. Daß die Natur in ganz geringer Anzahl, aber doch mit einiger Zuverlässigkeit, immer philosophische Köpfe geboren werden läßt, ist recht wahrscheinlich. Ob es Philosophen „gibt“, hängt davon ab, ob die Betreffenden die richtige Vorbildungslaufbahn beschreiten, und ob es ihnen schließlich gelingt, ihren Namen als einen neuen Begriff dem Bestand der Kultur einzufügen. Denn zunächst will man von neuen Begriffen nichts wissen, sondern mißt das Neue lieber an den alten Begriffen, wobei es meistens falsch erscheint. Erst dann „gibt“ es Philosophen, wenn das Zeitalter sich dazu versteht, besonders Eigenartiges nicht unter fremde Begriffe einzuordnen, sondern als seinen eigenen Begriff und Maßstab fortan im Gedächtnis zu halten. Als Nietzsche auftrat, war er noch nicht Nietzsche, weil die Kultur diesen Begriff noch nicht gelernt hatte. Er war ein Philologe (und zwar einer, der immer schlechter wurde), ein Schopenhauerianer und Wagnerianer, ein Schriftsteller, der die deutsche Sprache überspannt behandelte, ein Sonderling, der an vorhandenen Maßstäben gemessen minderwertig war. Seitdem hat man gelernt, daß es die Votabel Nietzsche gibt, die ihren eigenen Maßstab enthält. Nietzsche mag ein mäßiger Philologe, ein schwacher Philosoph, ein seltsamer Schriftsteller sein: er ist vor allen Dingen Nietzsche, und an diesem Maßstab gemessen, in seiner eigenen Ganzheit betrachtet, werden manche seiner vermeintlichen Fehler auf einmal zu Vorzügen. Es kommt im Leben des Geistes nie darauf an, ob die Leistungen in eine bestehende Rubrik passen, sondern ob sie „Format“ haben. Rubriziert werden, ist für wahrhafte Persönlichkeiten oft eine Beleidigung. Die einzige Rubrik, unter die sie ganz und gar gehören, ist ihr Eigenname.

Ob heutzutage Philosophen von Format leben oder im Werden sind, bleibt eine offene Frage. Das Zeitalter hat bloß zu wissen, daß es, wenn dies der Fall sein sollte, womöglich nicht allzu renitent sein dürfte, damit nicht Fälle entstehen wie bei Schopenhauer, Robert Mayer und leider manchen andern. So viel aber ist sicher, daß in unserer Zeit bedeutsame philosophische Strömungen bestehen. Diese bilden einen wesentlichen Bestandteil der sich von Grund auf ändernden Weltanschauung, die zwischen die verfloßene „Neuzeit“ und die kommende „Neue Zeit“ eine ebenso tiefe Kluft setzt, wie sie zwischen der „Neuzeit“ und dem „Mittelalter“ besteht. Erkenntnistheorie und Metaphysik erfahren heute eine vollständige Wiedergeburt. Sogar die Philosophie der Natur ist in stärkster Umwandlung begriffen. Man löst die Materie in Plus-Minusspannungen auf, man überbrückt die Kluft zwischen dem Organischen und dem Anorganischen immer mehr, man erkennt ein vitales Prinzip als Grundlage einer schöpferischen Entwicklung, man bringt dem Gedanken der Zweckhaftigkeit sogar in der anorganischen und viel mehr noch in der organischen Naturwissenschaft eine starke Einsicht entgegen, man ist im Begriff, die Ganzheit des Raumes zu erkennen, man studiert die sogenannten okkulten Erscheinungen und fürchtet sich weder vor Fernübertragung von Gedanken noch vor Fernbewegung. Die Physik des Lichts und der Farben steht vor einer Umwandlung. Die Auffassung der Gravitation durchläuft ein kritisches Stadium, das sie wohl auch verändert zurücklassen wird. Der Mensch und die Erde sind im besten Zuge, an kosmischer Hochachtung vor dem Auge der Gelehrten ungeahnt viel zu gewinnen. Die Entwicklungslehre hat sich von speziellen Irrümern Darwins befreit. Die Psychologie hat bei Klages und andern neue Wege gefunden. Überall bohrt und rumort es philosophisch an den Grundfesten des neuzeitlichen Weltbildes. Und da sollte die Philosophie bei Aristoteles und Kant immer noch das Wertvollste

sein, weil es „aktuelle“ Philosophie nicht „gibt“ oder weil sie nichts zu bedeuten hätte? Ich glaube genau das Gegenteil. Allerdings sind die Philosophen, die sich so nennen, nicht gerade oft auch die besten Förderer der philosophischen Entwicklung, doch braucht man darin nicht gar zu pessimistisch zu urteilen. Es gibt in Europa fast ein halbes Duzend Philosophen, deren Leistungen zur Erkenntnis besserer Wahrheit tätig beitragen. Was aber Amerika betrifft, so ist es zu praktisch, und Asien ist wieder zu metaphysisch, als daß die wichtige Menschheitsaufgabe der Philosophie in absehbarer Zeit von dort besondere Werte erhoffen könnte. Für Deutschland kommt es darauf an, als echtestes „Land der Mitte“ die Berufung Europas zu fördern, zwischen der animalischen Praxis des Westens und der unzurechnungsfähigen Mystik und Romantik des Ostens der Erkenntnis zu dienen. Der Amerikaner als Typus genommen, kümmert sich um „Erkenntnis“ gar nicht, weil er sich nur darum kümmern will, wie man sich im Leben einrichtet — er verfolgt also das Ideal des gedankenlosen Animaliums. Der Asiate als Typus genommen, leistet heutzutage für Erkenntnis auch nicht viel, weil er zum mystischen Erleben und also zu bloßer Subjektivität des „Erkennens“ neigt. Europa aber, und besonders Deutschland, hat einen wesentlichen geistigen Beruf in der Förderung der Erkenntnis, die im Gefüge des Seienden klar und deutlich die Wahrheit immer besser feststellen will und kann.

Ein Nachteil für die günstigste Entwicklung philosophisch geborener und richtig vorgebildeter Naturkräfte liegt in der soziologischen Organisation, die aus alter Gewohnheit an Universitäten herrscht, und die in der Praxis manchmal Kräfte verkrüppelt, statt sie im Wachstum zu fördern. Daß Philosophie nicht von der Vorkultur niedergebort wird, läßt sich vielleicht hoffen. Aber was soll man dazu sagen, wenn die Philosophen selbst einander gegenseitig trumm schlagen! Dann werden die philosophischen Probleme sehr bald gelöst sein, und trotz aller schönen Ministerreden wird der „Türmer“ schließlich recht behalten: „Es gibt ja gar keine Philosophen mehr!“ Kommt noch dazu, daß geschäftstüchtige Typen, die ebensogut Bankdirektoren geworden wären, sich auf das starke Roß einer politischen oder weltanschaulichen oder schulmäßigen Partei setzen und ihre Vitalität als Erkenntnisgenialität mißverstehen lassen, so ist nicht zu hoffen, daß „elementare Denker“, um einen Ausdruck Albert Schweikers zu gebrauchen, eine andere Rolle spielen können als die Rolle des Trabanten, von dem die Eitelkeit Vorteil zieht, oder die Rolle des unliebsamen Konkurrenten, der unterdrückt wird. Daß es in der Wissenschaft wie im Staat dazu gekommen ist, daß Partei mehr bedeutet als Persönlichkeit, ist auch für die Philosophie ein großer Schaden. Denn man kann wohl sagen: ein Mensch, der es über sich gewinnt, sich unter die klägliche Philosophie einer Partei zu ducken, mag alles andere Schöne und Gute sein. Aber ein Philosoph ist er nicht. Sonst würde er die Freiheit des Geistes über den Parteien hochhalten. Wenn alle Instanzen in der Welt versagen, soll die Aufgabe der Philosophie erst beginnen.

Was „philosophische Persönlichkeit“ sei, erfordert zuletzt noch eine Begriffsbestimmung, da man in manchen in Betracht kommenden Kreisen davon gar keinen Begriff mehr zu haben scheint. Die philosophische Persönlichkeit ist etwas anderes als ein Haarpalter oder ein tief-scheinender Rabulist oder ein bloßer Fächling irgendeiner Spezialität. Sie ist die Gesamtheit geistiger Funktionen, die sich zwischen den Polen kritischer Gedankenarbeit und lebensbezüglicher Aufschwungbeflügelung erstrecken. Die philosophische Persönlichkeit enthält reiche und tiefe Forschungs- und Denkbeziehungen zu Sachproblemen, sie macht konkrete Entdeckungen, die auf der Eigenmethodik ihres Wesens beruhen, sie befließt sich in allem eines klaren und möglichst einfachen Ausdrucks, weil bunte Philosophie so viel ist wie unfertige Philosophie, und sie trägt in ihrer zwischen Mathematik und Künstlertum ausgespannten Synthese die Kraft der Ethos-Befruchtung eines Zeitalters in sich. Vielleicht ist der Begriff der „philosophischen Persönlichkeit“ nur eine Idee. Jedenfalls aber ist er die Idee, an der Philosophen allein richtig gemessen werden können. Ein Zeitalter, das an Stelle dieses Maßstabes den Maßstab eines Geistes setzt, dessen ganzes Blickfeld ins Joch eines Faches eingespannt ist, wird notwendig philosophieverderbend und schließlich philosophiefeindlich, und eine Wissenschaft, die nicht nach der Krone synthetischer Philosophie strebt, ist eine Wissenschaft ohne Sinn und ohne Ziel. Dr. Ernst Barthel, Köln

Organprojektion

Wörtlich übersetzt heißt dies: „Hinauswerfung des Werkzeugs“. Hinaus in die Welt! Welches Werkzeuges denn? Nun, unsere ältesten Werkzeuge, die wir überhaupt haben: Die Organe, die Werkzeuge unseres eigenen, lebendigen Leibes!

Nehmen wir irgendeine Maschine, irgendeinen Apparat, ein Werkzeug des Handwerkers, Ingenieurs, Gelehrten! Irgendwie hat es schon die Natur in unserem eigenen Leibe vorgezeichnet. Die einfachste aller Maschinen ist der Hebel; wir haben ihn vortrefflich ausgebildet in unsern Armknochen. Einarmige und zweiarmige Hebel. Es ist ja außerordentlich anschaulich und bezeichnend, daß wir bei der toten Maschine des Hebels geradezu von einem einarmigen oder zweiarmigen Hebel reden. Wir könnten ja gar keinen besseren Namen finden, keine anschaulichere Bezeichnung als „armig“; denn da bedürfen wir keiner langen Erklärung. „Armig“ weist hin auf die Kräfte und Eigenschaften unseres Armes. Der Arm ist ein echtes „Organ“, d. h. ein unserm Leibe und unserm Geiste wesensentsprechendes, genau angepasstes, mit ihm im herrlichsten Einklang stehendes Werkzeug. In den Worten: Werkzeug, Wirken und Organon steckt ja die gleiche Sprach- und Erkenntniswurzel drin. Der Arm wirkt, er ist ein lebendes Mittel, welches Kraft hat, fühlt, tastet, Mustersinn besitzt und gleichzeitig alle Stoffe, die nötig sind, die gestellte Aufgabe zu lösen.

Die Rolle hat ihren Urtypus in unserm Ellenbogengelenk. Aber die Natur hat noch eine andere Lösung der Rollenaufgabe gegeben: in dem *Musculus trochlearis*, der das menschliche Auge rollen läßt. Die Schraube ist gleichzeitig anatomisch im Ellenbogengelenk vorgebildet. Aber die genannten Maschinen sind nur sogenannte einfache Maschinen. Jedoch haben wir in unserm Leibe auch die verwickeltesten Maschinen, die sich nur denken lassen. Das sehen wir an unserm Auge zum Beispiel; denn es ist ein Prisma, ein Fernrohr, ein Scherenfernrohr sogar, ein photographischer Apparat, eine Irisblende, ein Bilderprojektionsapparat, ein Bildertelegraph, ein Zeichner, ein Insektenfänger, ein Staubschüler, ein Straßenreiniger, ein wahrhaft unvergleichlicher Zauberpiegel! Geradezu erbärmlich nehmen sich neben unserm Auge oder besser neben beiden Augen alle optischen Apparate der Welt aus. Der sicherlich große Helmholz sagte einmal in einer schwachen Stunde: Das menschliche Auge habe Fehler, die jeder mittelmäßige Optiker hätte vermeiden können. Nun, das hat er wohl nicht im Ernste gemeint; denn unser Auge ist eben für unser eigentliches Sein eingestellt, während jeder noch so gute Apparat optischer Art aus Menschenhand im Grunde „extraoptisch“ ist, das heißt für Zwecke eingerichtet ist, die eigentlich außerhalb unserer Lebensaufgabe liegen und mindestens einseitig sind. Da ist das Ohr! Eine Welt von Zauberklängen und Geistesrunen wird uns durch das Ohr erschlossen. Es ist unendlich verwickelt und doch wiederum von herrlichster strategisch einfachster Art und Zweckmäßigkeit. Harfe, Trompete, Flöte und Klavier sind im Ohr grundsätzlich vorgebildet; die Orgel im Kehlkopf. Die Gasuhr im Rammersystem des Herzens. Die Kanalisation im System des Darmes und des uropoetischen Systems, des Nieren-, Harnleiter-, Blasen-, Harnröhrensystems. Wirklich, es ist hier ein ganz großartig angelegtes „System“ höchster übermenschlicher Geistesstrategie! Systeme heißt: Zusammenstellung. Alle Lehren des Materialismus scheitern an jedem dieser „Systeme“; denn nur ein absolut beschränkter Idiot (im Griechischen bedeutet „Idiot“ einen „Laien“, der von einer Sache nichts Ordentliches versteht!) kann auch nur eine Sekunde glauben, daß ein solches System, eine solche wundervolle, überaus und wahrhaft unvergleichlich zweckmäßige Zusammenstellung „zufällig“, „von selbst“ entstanden sei! Unsere Atmungsorgane bilden ein Inhalatorium, neben dem alle entsprechenden Institute unserer Weltbäder gänzlich verschwinden.

Sehen wir etwas weiter: Das Gehirn mit seinen Nerven und die Geschlechtsorgane! Eine unermessliche Galerie von Fernperspektiven physikalischer und metaphysischer Art eröffnet sich

uns. Denn was ist etwa das gesamte Telegraphen- und Fernsprechwesen unserer neuzeitlichen Weltstädte gegenüber unserm Hirn und unsern Nerven? Was bedeutet in Wirklichkeit alle Diplomatie und Staatsmannskunst gegenüber der Strategie und Taktik unserer Geschlechtsorgane? Ein absolutes, lächerliches Nichts! Ein armseliges Ibiotestammeln. Jedes Ei ist von fernwirkender Geisteskraft seit Eonen eingestellt auf die ihm bestimmte, mit unübertrefflicher Magnetkraft zuströmende Samenzelle — und zwar aufs Feinste und denkbar Zweckmäßigste! Diese Samenzelle ist ein Pfeil, eine Lanze, eine Schiffschraube, ein Katalysator, ein chemisches Laboratorium, ein ganzer unermesslicher Kosmos von Kräften, Sehnsüchten, Möglichkeiten!!!

Was liegt nun am allernächsten? Ganz unverkennbar der Gedanke, daß es ungeheure Umwege machen heißt, wenn ein Erfinder oder Entdecker etwa eine Maschine oder einen Apparat oder überhaupt eine Aufgabenlösung suchen und finden will auf anderem Wege als dem der „Organprojektion“! Das will sagen: „Erkenne dich selbst!“ Betrachte dich selber! Denke darüber nach, wie Gott dich geschaffen hat! Glaubst du im Ernst — auch nur eine Sekunde hindurch —, daß es einen besseren Weg hierzu geben kann als den der Selbstbetrachtung? Alle Maschinen, die überhaupt noch jemals erfunden werden können, liegen in dir selber wundervoll auf die einfachste Formel gebracht, „präformiert“ vor. Sie hat Gott (oder — wenn du noch tief in den Rinderfuß der Erkenntnis steden und auch etwas Furcht vor den Kladderadatschgelehrten des Materialismus haben solltest — die Natur!) in dir vorgebildet. Ihm — oder ihr — standen unermessliche Weisheit, Macht und Ewigkeit zur Verfügung! Eine der großartigsten Schulen der Philosophie, die „Gnosis“, hat hier ihre Hauptwurzel. Sie nimmt gleichsam „Zwischenstufen“ des Logos, des Demiurgos, des Geistes, des Gottes an, die alle Möglichkeiten der Schöpfung ausprobiert haben, um das Vollkommene, das Ideal, das Urbild alles Vollkommenen und Schönen zu verwirklichen. Man studiere auf den technischen Hochschulen ruhig etwas weniger Formeln und versenke sich dafür etwas tiefer in die Anatomie, Physiologie, also in die Biologie und — Gnosis! Seht, ihr lieben Mathematiker und Physiker: Wenn ihr eine verwickelte Gleichung — es braucht ja nicht eine Differentialgleichung höchsten Grades zu sein! — aber bei ihr erst recht! — lösen wollt, was macht ihr da? Ihr sucht zu vereinfachen, zu „eliminieren“, zu „heben“, zu „kürzen“ uff. Seht, das alles hat der „Nous“ der Gnostiker, der Logos, der Demiurgos, zu deutsch: Gott — unermesslich vollkommener als ihr es ihm je nachmachen könntet, unermesslich lange vor euch gemacht. Aber immerhin: Seht euch Mühe, macht es ihm nach — und ihr werdet sehen, daß ihr euch viele Mühe, Arbeit und Enttäuschung ersparen werdet. In euch selber ist alles „präformiert“, in größter Zweckmäßigkeit und Harmonie. Das System der Inkretorischen Drüsen, d. h. Drüsen ohne Ausführungsgang, läßt euch ahnen, daß hier weiter nichts anderes übrig bleibt als schweigende Ehrfurcht und Versenkung in die Wunder der Schöpfung unseres eigenen Leibes und der ihn heilenden, lenkenden, leitenden Seele, die ihn zu allem Möglichen befähigt, zu gewaltigsten Leistungen und zu rechtzeitigem Sterben! Zur Heimkehr in das Reich, das ihr bereitet ist seit unermesslicher Zeit durch fernwirkende Kraftstrahlen allmächtiger Strategie! Seit vielen Jahrzehnten wetteifern die einander feindlichen Hersteller der Panzerplatten und panzerbrechenden Kanonen, der Gifte und Gegengifte! In eurem eigenen Leibe, ihr Ärzte, Ingenieure, Physiker, Chemiker, Lehrer und Staatsmänner, ist ein Generalfstab vorhanden, der euch in jeder Hinsicht Richtung weist. Darum: „Erkenne dich selbst!“

Dr. Alfred Seeliger

Die Rechenaufgabe von Paris

Wie die Sachverständigen sie auffaßten

Was am 11. Februar 1929 in Paris anfang, nähert sich um Mitte Mai dem Abschluß. Sobald er vorliegt, werden sich über Inhalt und Bedeutung die Schleusen der Beredsamkeit öffnen, Ströme von Tinte und Druckerchwärze ergießen. Bis dahin sind nur einzelne Bemerkungen über den Hergang während dreier Monate möglich. Wie er wirklich war, läßt sich im ganzen nur erraten. Die Teilnehmer sind verschwlegener gewesen, als man es sonst bei solchen Beratungen gewöhnt war.

Der geistige Vater der Pariser Tagung ist der Generalagent für Reparationszahlungen, Parker Gilbert, ein stattlicher junger Herr in der Mitte der dreißiger Lebensjahre. Viereinhalb Jahre hat er in Berlin gesessen. Es ist glaubhaft, daß er davon genug hat. Zu Hause, im Lande des Business und der Moral, winkt ihm der Eintritt in das Bankhaus Morgan. Gern jöge er davon, nachdem er einen Reparationsabschnitt lang Einnahmen und Ausgaben seiner Kasse reibungslos verwaltet und seine Tätigkeit mit der Festsetzung einer „Endsumme“ gekrönt hätte. Gekrönt hat er sie vorläufig mit dem Bericht über das vierte Reparationsjahr, einem Bericht, der die melkende Kuh in bestem Futterzustand, mit strohenden Eutern, zeichnete. Es gelang ihm, die Gläubiger einer neuen Beratung geneigt zu machen, der im September 1928 zu Genf eine erst nach rohe Form vorgezeichnet wurde. Aber es bedurfte noch langer Verhandlungen, bis im Hotel Georges V. die „unabhängigen Sachverständigen“ zum erstenmal zusammensaßen.

In der Art, wie die öffentliche Meinung der beteiligten Länder diesen Werdegang begleitet hat, spiegelt sich die ganze Verschiebenheit des Denkens wider. In Deutschland wurde seit Jahren die Auffassung genährt, eine „Revision“ des Dawesplans dränge sich auf, nicht nur uns, sondern auch den andern. Man konnte sich vor brennender Ungeduld kaum noch halten und glaubte, die Einsicht in die wirtschaftliche Unmöglichkeit, verbunden mit zunehmender Erkenntnis der Kriegsschuldlüge, werde zu einem erträglichen Ergebnis führen — wenn eben nur „unabhängige“ Sachverständige, unabhängig von ihren Regierungen und von deren politischem Streben, einen Spruch zu fällen hätten. Der Verlauf hat gezeigt, daß derartige „unabhängige wirtschaftliche Sachverständige“, ebenso wie andere internationale Idealvorstellungen, außer in deutschen Köpfen nur in der Wilderfibel zu finden sind. Parker Gilbert, der eine klare Endsumme sehen wollte, hat nicht im Traum daran gedacht, damit eine Verringerung der deutschen Last im ganzen zu verbinden. Ebenjowenig haben seine Auftraggeber und die von ihnen entsandten Männer geahnt, daß ihre Aufgabe eine so menschenfreundliche Beimischung haben könnte. Was Poincaré offen aussprach, war die allgemeine Überzeugung: Deutschlands Verpflichtung und Leistungskraft liegt endgültig fest; es handelt sich nur darum, die Zahlungsweise zweckmäßiger zu regeln. Zur „Zweckmäßigkeit“ vom Standpunkt der andern gehörte die Regelung auf lange Zeit und sichere Übersicht über die einzelnen Jahreszahlungen. Bezeichnet man die Jahresleistung mit a und die Zahl der Jahre mit z , so ist die deutsche Gesamtschuld — von Zinsrechnung abgesehen — gleich $a \cdot z$. Verändert man die eine Ziffer nach oben, z. B. nach a^1 , so muß die andere nach unten sinken, z. B. nach z^1 ; und umgekehrt. Die Hauptaufgabe der Sachverständigen stellt sich also dar in der

$$\text{Gleichung: } a \cdot z = a^1 \cdot z^1.$$

Der Scharfsinn der Beratungsteilnehmer hatte diese Gleichung zu lösen, unter Berücksichtigung von Zins und Zinseszinsen, unter Einfügen von Jahresleistungen in unterschiedlicher Höhe, unter Erfüllung der begehrlichen Wünsche der Gläubiger, die nicht nur ihre eigenen Kriegsschulden gedeckt haben wollten, sondern darüber hinaus noch „etwas“ zu empfangen wünschten. Was dann schließlich von Jahr zu Jahr anfiel, das sollte besser als bisher in den Genuß der Gläubiger über-

führt werden. Die so gestellte Aufgabe erforderte nicht Wirtschafts-, sondern Finanzsachverständige; und Finanzsachverständige sind denn auch zusammengetreten, wie es sie nicht besser gibt: die Leiter der Zentralnotenbanken und der größten Privatbanken. Die großen amerikanischen Finanzleute Morgan und Owen Young, der schon den Dawes-Plan mitgeschaffen hatte, stellten sich freundlichst zur Verfügung; denn die Verwaltung so großer Kapitalien, wie das „leistungsfähige“ Deutschland sie Jahr für Jahr aufbringen würde, bedeutete für sie eine höchst reizvolle Angelegenheit. Sie vertraten nicht das amtliche Amerika, das an dem Standpunkt festhält, sein Geld wiederhaben zu wollen, das es für die „höchsten Ziele der Menschheit“ hergeliehen hat.

Die versammelten Finanzleute haben sicher nicht geahnt, daß die Lösung der Gleichung statt einiger Tage oder allenfalls Wochen mehr als ein Vierteljahr in Anspruch nehmen werde; erschien doch als Führer der deutschen Sachverständigen ebenfalls der Präsident der Deutschen Reichsbank, Dr. Schacht; außerdem der Bankier Melchior und zwei Vertreter der Industrie, Wögler und Raftl. Es wird als Fortschritt gepriesen, daß nicht, wie im Dawes-Ausschuß, nur Ausländer verhandelten, sondern die Deutschen als „gleichberechtigte“ Teilnehmer zugelassen waren. Um diese Rolle zwischen der Mehrheit der Gegner sind sie gewiß nicht zu beneiden gewesen. Sie hatten nur die Wahl, als Friedensstörer zu gelten oder mit ihrem ehrlichen Namen Unmögliches mit zu vertreten. Die deutsche Wirtschaft als Ganzes war mit dieser Abordnung, in der sowohl die Landwirtschaft als auch die Arbeitnehmerschaft fehlte, nur lückenhaft dargestellt, ein Mangel, der fühlbar geworden wäre, wenn man wirklich etwas von der deutschen Leistungsfähigkeit hätte hören wollen. Offenbar haben sich Dr. Schacht und seine Helfer alle Mühe gegeben, die ganz anders geartete Sachkenntnis der Fremden auf diesen für uns ausschlaggebenden Kernpunkt zu richten. Aber schon das Angebot von 1650 Millionen Mark auf 37 Jahre, mit dem das „Memorandum“ der Gläubiger beantwortet wurde, bedeutete die Annahme der Dentweise der anderen. Der Gedanke der Leistungsfähigkeit blieb nur in den, alsbald als „politisch“ abgewiesenen, Voraussetzungen für den etwaigen Verzicht auf den „Ersparerschuß“ übrig.

So standen die Dinge, als der Gegensatz zwischen Forderung und Angebot als unüberbrückbar erklärt wurde, die Tagung gescheitert schien und der „Krach“ da war. Es gibt eine anscheinend zutreffende Behauptung, daß jede solche Veranstaltung ihren „Krach“ haben müsse. Man tue gut, ihn zu Anfang herbeizuführen, wenn die Nerven noch frisch seien; nachher gehe dann alles glatt. „Krach“ erst später bedeute leicht den Abbruch. In Paris folgte dem Abbruch ein neuer Anfang, nachdem der plötzliche Tod des englischen Vertreters Lord Revelstote die Teilnehmer noch ein paar Tage zusammengehalten hatte, zu einer Pause, in der die Fäden wieder angeknüpft wurden. Owen Young, der als Vorsitzender bis dahin die Zügel am Boden hatte schleifen lassen, gab sich Mühe, zu vermitteln, und was am Ende herauskommen wird, dürfte sich von seinen Vorschlägen nicht mehr wesentlich unterscheiden. Soviel die einander widersprechenden Vorschläge erkennen lassen, soll das erste neue Reparationsjahr eine deutsche Zahlung von 1675 Millionen Mark ergeben, vermutlich wie bisher „Goldmark“. Fünfzehn Jahre lang sollen jährlich je 25 Millionen Mark mehr aufgebracht werden, so daß sich für das sechzehnte Reparationsjahr ein Betrag von 2,05 Milliarden und für die ersten sechzehn Jahre ein Durchschnitt von 1862,5 Millionen Mark ergäbe. Es sollen dann für noch 21 Jahre geringe Zuschläge erfolgen, derart, daß sich für den ganzen Zeitraum von 37 Jahren ein jährlicher Durchschnitt von 1980 Millionen Mark errechnen ließe. Es kämen ferner für den Dienst der 800-Millionen-Dawes-Anleihe von 1924 jährlich noch rund 70 Millionen hinzu, wodurch sich der Durchschnitt auf 2,05 Milliarden Mark erhöhte. Für die Annahme dieses Vorschlages scheinen deutscherseits mehrere Bedingungen gestellt worden zu sein, die es ermöglichen sollen, Aufbringung in Reichsmark und Umwandlung in fremde Währung nötigenfalls einzuschränken oder auch zeitweise einzustellen. Wie weit sie durchbringen werden, ist im Augenblick noch ungewiß. Das wichtigste ist, daß die Möglichkeit einer erneuten Überprüfung, wie selbst der Versailler Vertrag sie zusagte, einwandfrei gewahrt bleibt. Damit wird ausdrücklich festgestellt, wie es auch der Sache nach nicht anders sein kann, daß jede Regelung auf so viele Jahre vorläufig bleiben muß.

Es kann kein Zweifel herrschen, daß auch die Zahlen nach dem Youngschen Plan nicht „geleistet“ werden können. Jede Tributzahlung ist nur mit beweglichen Reichtümern möglich, in unserer Gegenwart nur mit dem Weltgelde, der Ware, für welche „Devisen“ nur eine Zahlungsanweisung sind. Es besteht für die nächsten Jahre gar keine und für später nur eine sehr zweifelhafte Aussicht, daß sich der deutsche Einfuhrüberschuß in einen Ausfuhrüberschuß verkehrt und damit von jenem Weltgelde etwas für den Tribut verfügbar wird. Infolgedessen tritt an die Stelle der Zahlung die Verwenbung des unbeweglichen „Reichtums“. Eben weil er nicht über die Grenze bewegt werden kann, muß sich der Tributempfänger damit begnügen, Gläubiger — mit Anleihen — oder Besitzer — durch Überfremdung — deutschen privaten Besitzes zu werden. Je nach dem Maß neuer Kapitalbildung durch Arbeit und Erfindergeist mag die Möglichkeit zu Verschuldung und Überfremdung mehr oder weniger weit gestreckt werden. Aus den viereinhalb Dawes-Jahren hat sich eine langfristige Verschuldung — die kurzfristige, die umstritten und schwankend ist, und die Überfremdung außer Betracht gelassen — von rund 7 Milliarden ergeben, entsprechend etwa der Summe der Dawes-Zahlungen. Nach dem Youngschen Plan würden in den ersten zehn Jahren, einschließlich des Dienstes der Dawes-Anleihe, 19,325 Milliarden Mark zu zahlen sein und ebensoviel neue Verschuldung — teilweise Überfremdung — entstehen. Mit der schon vorhandenen Verschuldung ergäben sich rund 25, mit den anwachsenden, in gleicher Weise zu bedeckenden Zinsen 30 bis 35 Milliarden Mark. Mit der Zinsen- und Tilgungslast hierfür, von dann schon rund 2—2½ Milliarden jährlich, hätte die deutsche Wirtschaft im Jahre 1939 zu rechnen. Es ist ein überflüssiger Gedanke, daß sie an Kapitalbesitz und Ertrag, unter allen sonstigen Schwierigkeiten, bis dahin weit genug zugenommen haben könnte, um diese Last tragen zu können. Über zehn Jahre hinaus Schätzungen anzustellen, würde in das Gebiet der reinen Einbildungskraft führen.

Inzwischen werden Bestrebungen der verschiedensten Art am Werke sein, aus dem Bereich des Unbeweglichen in denjenigen des Beweglichen hinüberzuwechseln. Hierzu gehört die geplante Reparationsbank, mit der sich die Pariser Versammlung, ihrer Zusammensetzung aus Bankiers entsprechend, am liebevollsten beschäftigt hat. Wenn sie zustande kommt, so wird sie im Laufe des Jahres bis zu 2 Milliarden Mark verwalten und außerdem über Einlagen der Zentralnotenbanken verfügen. Sie wird entsprechende Gewinne machen, die nach Hunderten von Millionen zählen und angesammelt später die Beträge decken sollen, die nach Ablauf der 37 Jahre noch an die Vereinigten Staaten als Kriegsschulden abzutragen sind. An Stelle des Reparationsagenten soll die Bank den „Transfer“ besorgen. Ähnlich wie Völkerbund, Postverein und Rotes Kreuz soll sie eine Welt Einrichtung werden und als „Bank der Banken“ der Weltwirtschaft und dem Ausgleich der Zahlungen dienen. Wieviel sich davon verwirklicht, mag dahingestellt bleiben. Wichtig für uns ist vor allem die Absicht, aus den deutschen Zahlungen unentwickelten Staaten Kredite zu geben, damit sie aus Deutschland Waren beziehen. Ob die Forderungen der Reparationsbank bzw. ihrer Gläubiger an jene „Exoten“ nachher verwendbarer sein werden, als die dadurch abgelösten Guthaben in Reichsmark, müßte sich auch erst noch zeigen. Eine zufällige deutsche Ausfuhr, mehr Tribut in Ware, weniger in privater Verschuldung und Überfremdung, würde dadurch wohl hervorgerufen werden; und insofern ist der Gedanke nicht dumm. —

Für die gegenwärtige Lage der deutschen Wirtschaft und auch der bedrängten Reichsfinanzen ist schließlich die Einzelheit bedeutsam, an welchem Tage eine neue Regelung zu laufen anfangen würde. In den ersten acht Monaten des fünften Reparationsjahres ist von den 2,5 Milliarden Mark des „Normaljahres“ nach Dawes schon soviel bezahlt worden, wie dem Anfangsjahr nach Young entspricht. Wenn das erste Young-Jahr am 1. September 1929 begänne, so würde eine viermonatige Atempause entstehen, mit einer Einsparung von rund 755 Millionen Reichsmark, wovon auf den Reichshaushalt die Hälfte entfiel. Das Reichs-Rechnungsjahr 1929/30 würde im ganzen — gleiche Verteilung, wie bisher, auf Reichshaushalt, Reichsbahn, Beförderungsteuer und Industrie vorausgesetzt — um rund 600 Millionen Mark entlastet werden.

Würde dagegen zu einem früheren Zeitpunkt vom alten zum neuen Plan übergegangen werden, so würde die Erleichterung entsprechend geringer sein; ebenso wenn der Dawes-Plan noch länger gültig bliebe, weil die „politische“ Betätigung des „wirtschaftlichen“ Nachwerts sich verzögerte. Beim Dawes-Plan, der im Frühjahr 1924 aufgestellt wurde, folgte der Londoner Vertrag erst im August.

Eine undankbare Arbeit ist dem Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht und den anderen deutschen Vertretern zugefallen. Sie war undenkbar für ihr wirtschaftliches Sachverständnis. So haben sie schließlich an der Lösung der finanziellen Rechenaufgabe mitgewirkt, offenbar in der Absicht, lieber für die allernächste Zukunft eine Erleichterung heimzubringen, als gar nichts. St.

Einheitsstaat und Stammeskultur

Insonderheit aus den Kreisen der kleineren Länder wird gegen den sogenannten „Einheitsstaat“ immer wieder geltend gemacht, daß in ihm, sofern er in Deutschland durchgeführt werden würde, die Stammeseigenart und die besondere Stammeskultur zum Erliegen kommen müsse. Gerade dieses Besondere, das auch für die Gesamtheit des deutschen Volkes von unschätzbarem Werte sei, trage aber in sich unabmeßbare Werte, die zu schöpferischem Wirken eben nur im engeren Rahmen, das heißt unter völliger Aufrechterhaltung der speziellen Eigenstaatlichkeit, angeregt und entfaltet werden könnten.

Rein vernünftiger Staatsbürger wird der Berechtigung und Notwendigkeit stammesmäßiger Eigenart sich verschließen können oder wollen, niemand, der ernsthaft und mit dem Gefühl innerster Verpflichtung gegenüber dem Volksganzen an die 3. St. akuten Reformfragen herantritt, wird gewissenlos genug sein, die generelle Berechtigung solcher eben zitierten Gedanken abzustreiten.

Und doch ist damit das ganze Problem noch nicht entschieden, denn noch fehlt ihm bei solcher Beurteilung die Berücksichtigung des vielleicht ausschlaggebenden Gesichtspunktes, des Gedankens: Wie verhalten sich die kulturellen Notwendigkeiten und kulturellen Wünsche des Gesamtstaates und der einzelnen Länder bzw. Stämme zueinander? Besteht da eine Wechselbeziehung, oder besteht eine solche nicht? Ist die Kultur des Gesamtstaates nur eine mehr oder weniger lose Zusammenfassung der Kulturbewegungen in den einzelnen Stammes- oder Ländergebieten? Bei Bejahung der letzteren Frage würde alsbald die weitere Frage auftauchen, ob am Ende der Gesamtstaat als solcher gar keine kulturelle Eigenart oder kulturelle Notwendigkeit für sich in Anspruch zu nehmen hat, sondern lediglich die Aufgabe ihm gestellt ist, die Einzelkulturen zu sammeln und zu verwerten, nicht aber eine eigene kulturelle Produktivität zu entfalten?

Wie man sieht, entsteht schon beim einfachsten, lediglich logisch aufgebauten Nachdenken über dieses Spezialthema ein ganzer Fragentkomplex, den man nicht einfach apodiktisch mit einer leichten Handbewegung erledigen kann. Trotz aller Verflechtung dieser Fragen mit einer Reihe andersgearteter Lebensbeziehungen und Lebensnotwendigkeiten soll hier nicht der Versuch gemacht werden, durch entsprechende Erweiterung der Fragestellung vom eigentlichen Gedankengang abzulenken oder diesen Gedankengang gar zu umgehen. Denn das Thema, das im Rahmen der Reformfragen schon so oft und vielseitig zur Aussprache gestellt wurde, hat offensichtlich eine allgemeingültige Klärung bisher deshalb noch nicht erfahren, weil seine Durcharbeitung noch kaum je in der englischen Einseitigkeit zu Ende gedacht wurde, die allein auch den fanatischsten Eigenstaatler befriedigen könnte.

Denken wir also einmal das Problem von so einseitiger Blickrichtung aus zu Ende, und lassen wir uns dazu ruhig auch die höchst einseitige Überschrift gefallen, obgleich es doch längst Allgemeingut geworden ist, daß ein Einheitsstaat in der strengen Härte dieses Begriffes in Deutsch-

land wohl kaum je Aussicht hat, sich durchzusetzen. Auch der Vorschlag des Erneuerungsbundes hat ja mit dem Wesensbegriff „Einheitsstaat“ nichts mehr gemeinsam. D. h. in Wirklichkeit haben sich die Begriffe „Einheitsstaat“, „Bundesstaat“, „Föderalismus“, „Unitarismus“, „Zentralismus“ usw. gegenüber den absoluten Werten ihres Wortinhalts allmählich so verschoben, daß sie selbst als Schlagwörter keinerlei Zuverlässigkeit mehr für sich beanspruchen können.

Das deutsche Volk wäre wohl nie das Volk der „Dichter und Denker“ geworden, hätte nicht die landschaftliche Vielgestaltigkeit gerade im Zusammenhang mit der stammesmäßigen Differenzierung der deutschen Seele in so ungewöhnlichem Ausmaße die seelische und geistige Produktivität unseres Volkes angeregt. Die echteste deutsche Seele offenbart sich am eindeutigsten im Begriffe des „Eigenbrödlers“, durchaus im guten Sinne und nur so aufzufassen oder zu verstehen. Wir wären ein armes Volk ohne diese deutsche Seele, die in den schönsten Gedanken der großen Geister unseres Volkes ihren unsterblichen Ausdruck gefunden hat. Die deutsche Seele ist ein Symbol, weit entfernt davon, sich messen zu wollen an den symbolhaften Wesensformen anderer Völker und Länder. Und doch ist schon diese deutsche Seele nicht begrenzt in ihrer Auswirkungsfähigkeit auf einzelne kleinere oder größere Gebiete unseres Reiches, ihr wesenhafter Kern findet sich soweit die deutsche Sprache dringt, differenziert nur in der individuellen Ausgestaltung. Fragen wir diese deutsche Seele, was sie zu einer so lebendigen Kraft macht, so werden wir hören, was zu allen Zeiten deutscher Geschichte zu hören war und weiterhin zu hören sein wird, daß sie ihre Kraft daraus schöpfe, deutsch zu sein und nur deutsch. Und suchen wir den seelisch-geistig schaffenden Deutschen zu beobachten in verschiedenartiger landschaftlicher Umrahmung, dann werden wir immer wieder finden, mit welcher starker Elastizität seine entfaltungshungrige Seele gerade an der landschaftlichen Vielgestaltigkeit ihr allgemein-deutsches und nur deutsches Leben bewußt sich emporranken läßt. Der Süddeutsche, den irgendein Geschick in den Norden seines Vaterlandes verpflanzt, bleibt Süddeutscher auch in der veränderten landschaftlichen oder stammesmäßigen Struktur, er bleibt Träger seines süddeutschen Kulturkreises vielleicht gerade erst recht im Norden. Seine Seele, losgelöst von äußeren Beziehungen, bleibt sich und ihren inneren Werten treu, ja sie wird sich ihrer besonderen Eigenart vielleicht noch viel bewußter als zuvor, und in ganz unmittelbar wirkender Kraft findet sie nun, was zuvor vielleicht nur insgeheim in ihr schlummerte: eine vollendete Synthese zwischen der sie stolz machenden Stammeseigenart und dem sie äußerlich über die zufällige Landschaftlichkeit der neuen Umgebung hinaushebenden Deutschbewußtsein. Die deutsche Geschichte nennt viele Beispiele dieser Art, sie weiß von landschaftlicher Kulturerhaltung zu berichten selbst in Fällen, wo äußerlich ein scharfer Schnitt gezogen wurde durch Herausreißen aus dem heimatischen Zusammenhang. Man denke an die Erhaltung der kulturellen Eigenart selbst auf fremdbländischem Boden, an die Schwabensiedelungen in der Ukraine mit ihrem ganz ausgeprägt schwäbischen Kulturkreis noch bis in unsere Tage. Und dies Beispiel ist nur eines von vielen. Oder man vergleiche das Leben einzelner Persönlichkeiten der Geschichte, in deren Wesensgestaltung die Losreißung von der besonderen landschaftlichen Heimat kulturell bedeutsame Niederschläge erfuhr. Da kann man etwa sich auf Walther von der Vogelweide besinnen, man kann von Schiller sprechen, auf Cäsar Flaischen und manch andere Persönlichkeit bezugnehmen, immer wieder wird sich herausstellen, daß die besondere Stammesart und Stammeskultur keine Minderung erfährt, wenn man sie irgendwie abstrahiert von der wenn auch noch so straffen stammesstaatlichen Sonderexistenz. Es müßte ja auch eigentlich wunderbar sein, wenn diese in Deutschland besonders selbständige stammeskulturelle Eigenart ihre für das Volksganze so wertvollen Blüten nur dann treiben und zur Entfaltung bringen könnte, wenn ein ausgesprochen eigenstaatlicher Rückhalt mit in gewisser Weise antireichlichem Einschlag gegeben wäre.

Alein auch hiermit sind wir noch nicht über die entscheidendsten Schwierigkeiten hinweg. Noch fragt es sich, ob eine der eigenstaatlichen Sonderstimmung folgende Einstellung nicht dann gerechtfertigt ist, wenn es sich darum handeln soll, das Fortleben eigener Sondertkultur etwa durch Verreichlichung ganzer Stammesgebiete zu gefährden oder durch Überleitung kleinerer Stammes-

gebiete in ein Stammesgemisch. Wird bei einem etwaigen derartigen Vorgehen, wie es in manchen Ländergebieten hinsichtlich der Reichsreform befürchtet wird, wirklich die spezielle Sonderkultur aufgesogen?

Lebensberechtigte kulturelle Eigenarten sind niemals physikalischen Gesetzen unterworfen, sie erliegen nicht im Kampfe nach den Grundsätzen, die dem Stärkeren vor dem Schwächeren den Vorrang geben, sie werden auch nicht absorbiert nach den Grundsätzen eines chemischen Reaktionschemas. Ihr absoluter Wert wird vielmehr selbst im Wandel äußerer Verhältnisse immer derselbe bleiben und seinen Eigencharakter auch dem äußerlich Stärkeren gegenüber zu wahren wissen, weil es sich eben bei jeder berechtigten kulturellen Sonderart um Werte handelt, die um ihres absoluten Charakters willen, gleichgültig, ob eine materiell ausschlaggebende Macht hinter ihnen steht oder nicht, durch keinerlei äußere Verhältnisse überwindbar sind. Dabei ist Wertmaßstab für ihre Existenzfähigkeit und Existenzberechtigung lediglich ihre Aktivitätsbefähigung in der Richtung auf ein Werteschaffen für das Volksganze. Am Gedanken des Dienstes für die Gesamtheit rankt sich darum der Lebenstrieb der Sonderkultur empor, sich ständig erneuernd und kräftigend durch diese einzige aller lebensschaffenden Kräfte: das Hinstreben zum Großen, zum Ganzen.

Die Kraft der kulturellen Sonderart wird produktiv, wird lebendig erhalten nur in der Verbindung zum Ganzen. Dorthin zielt ihr Urtrieb. Ohne ihn ist sie nichts, durch ihn und mit ihm alles, zum mindesten vieles. Auch die stets gerade in den kleineren Ländern so stark betonte Notwendigkeit der Stammesart findet ihren Wertmaßstab nur in der Beziehung zum Ganzen, nie in der Parallelschaltung zu anderer Sonderart. Die Parallelschaltung vollzieht sich auf dem Wege über das Ganze, dessen produktives Wirken darin besteht, das wertvolle Einzelne in möglichst großem Umfange in sich aufzunehmen und zum Nutzen des Ganzen in aktive nationale und kulturelle Lebensäußerung umzusetzen.

Damit setzt die kulturelle Kraftäußerung des Gesamtstaates der berechtigtermäßen egoistischen Tendenz der Stammeskultur die altruistische Tendenz der kulturellen Sammlung im Dienste an der Gesamtheit gegenüber. Jedem beider Momente wird man somit Berechtigung und Notwendigkeit wie auch inneren Wert in gleichem Ausmaße zuerkennen haben, beide sind absolut produktiv wirksame Kräfte, sich steigend aus sich selbst heraus, in ihrer Verbindung sich gegenseitig vollendend.

Ein Gefahrenmoment wird aber nicht übersehen werden können: Es wurde eben davon gesprochen, daß die Stammeskultur sich berechtigtermäßen egoistisch auswirken müsse, um sich in dem ihrer Bedeutung entsprechenden Ausmaße durchsetzen zu können. Darin liegt aber, gerade je größer der Wert solcher Einzelkultur ist, die Gefahr der egoistischen Übersteigerung, sofern nicht dem altruistischen Faktor, der bei der Gesamtheit, beim Ganzen, in unserem Falle also beim Reiche liegt, die Möglichkeit erhalten bleibt, einer solchen Übersteigerung entgegenzuwirken. Der Natur der Dinge nach liegt dieses erforderliche Gegengewicht, das gerade auch um der Erhaltung des absoluten Wertes der Einzelkultur so notwendig ist, in erster Linie in rein organisatorischen Ausgleichsmöglichkeiten, die ihrerseits wieder davon abhängig sind, ob es gelingt, die organisatorische Sammlungsfähigkeit des Gesamtstaates mit dem erforderlichen Mindestmaß an äußerem Kraftrückhalt auszustatten.

Ganz offensichtlich legt nun das organisatorische Auseinanderstreben des heutigen deutschen Staates die Gefahr nahe, daß es ihm nicht immer möglich sein könnte, unter den obwaltenden Verhältnissen seine bereits dargestellte kulturelle Mission für die Gesamtheit zu erfüllen. Würde ihm diese Möglichkeit genommen, so würden in erster Linie gerade die Einzelkulturen darunter zu leiden haben, es wäre der Machtrückhalt zerstört, der allein, wie gezeigt, ihnen die Möglichkeit gewährt, sich in ihrer vollen Leistungsfähigkeit in der Gesamtheit und in dem erforderlichen Ausmaße durchzusetzen. Dann aber ließen sie zugleich Gefahr, einer ausgesprochenen Rivalität gegenüber anderen Einzelkulturen sich ausgeliefert zu sehen, einer Rivalität, die nutzbringend im Ge-

samtinteresse auszutragen, ihnen jede Befähigung und organisatorische Voraussetzung fehlt. Was den für unser Volk so wertvollen Einzelkulturen in Stämmen und Ländern — beide letzteren Begriffe stimmen ja heute nur noch in den seltensten Fällen grundsätzlich überein — am dringendsten nottut ist somit dies:

Erhaltung des altruistisch-organisatorischen Kraftrückhalts im Reiche, der allein solche Sonderkulturen zu einer im Dienste der Gesamtheit aktiven Lebenskraft macht. Läßt sich dieser Rückhalt nicht anders mehr in dem erforderlichen Ausmaße gewährleisten, so brauchen die Einzelkulturen einer organisatorischen Umgestaltung, die der Gesamtheit die notwendigen Stützen verleiht, nicht grundsätzlich antipathisch gegenüberzustehen, denn selbst im äußersten Falle der Aufhebung einer Übereinstimmung zwischen innerem Sonderkulturkreis und äußerer politischer Abgrenzung kann eine Kulturbewegung ihres inneren Wertes, ihrer Entfaltungsmöglichkeit und ihres zentralen, unter allen äußeren Verhältnissen sich erhaltenden Ausgangspunktes nicht beraubt werden, es sei denn, daß sie ihr Wesen verlieren würde, nämlich das, um ihrer selbstwillen Goethes Wort wahr machen zu müssen:

Immer strebe zum Ganzen,
Und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied
Schließ an ein Ganzes dich an!

Dr. Walther Müller-Schöll

Die Erhebung des vierten Standes

Die stärkste Wurzel in der großen deutschen Revolution ist die proletarisch-revolutionäre Strömung. Aber nicht bloß an Umfang, sondern auch an Alter übertrifft sie ihre anderen Geschwister. Die ersten Anfänge fallen bei uns in die Zeit vor 1848, sie tragen im Gegensatz zur späteren Arbeiterbewegung noch ein ausgesprochen religiöses Gepräge. Das ändert sich mit 1848. Von der bürgerlichen Welt her übernimmt man nun den naturalistischen Materialismus und die naturwissenschaftlich-mechanistische Einstellung der Naturforscher und Ärzte, welche dem Glauben der Väter demonstrativ den Rücken kehrten. Damit beraubt die deutsche Arbeiterschaft sich selber ihrer stärksten Kraft. Denn wie die Geschichte es immer wieder lehrt, wird ohne religiöse Verwurzelung auf die Dauer alles menschliche Ringen umsonst sein.

Die beiden großen Führer, welche Richtung und Weltanschauung der deutschen Arbeiterbewegung bestimmen, sind irreligiös eingestellt, wenngleich sie philosophisch geschult sind. Den stärksten Einfluß gewinnt zunächst Lassalle, der im Geiste schon die Arbeiterbataillone marschieren sieht, und als erster Arbeiter-Agitator in Deutschland die schlafende proletarische Schicht aufzurütteln sucht. Sein früher, tragischer Tod wird für Deutschlands Geschick sehr verhängnisvoll. Lassalle ist ausgesprochen national und monarchisch gerichtet! Die von ihm ins Leben gerufene deutsche Arbeiterpartei bleibt dem Vorbild ihres Führers getreu und bewilligt beispielsweise bei der Kriegserklärung gegen Frankreich im Jahre 1870 bedingungslos die Gelder für die Kriegsführung, während Bebel und Liebknecht, die auf Marx schwören, die Kriegskredite ablehnen. Nach dem Tode Lassalles gewinnt Marx nach und nach immer stärkeren Einfluß auf Zielrichtung und Gedankenwelt des deutschen Proletariats. Aus Köln, wo er die „Rheinische Zeitung“ herausgab und für die Revolution von 1848 tätig war, mußte er nach dem Auslands flüchten. Er ließ sich in London nieder, wo er bald der Mittelpunkt der „internationalen“, proletarischen Bewegung wurde. Unter seinem Einfluß stellte sich auch die deutsche Arbeiterschaft immer stärker auf die internationalen Gedankengänge ein, bis schließlich der nationale Einschlag Lassalles ganz verjüngert war. Im Jahre 1877 gingen die letzten Lassalleaner, die bis dahin eine

besondere national-betonte Arbeiterpartei gebildet hatten, zur marxistischen, international gerichteten Gruppe über.

Die Verschmelzung der beiden Richtungen ging sehr schnell vonstatten, als im Jahre 1878 das unglückselige Sozialistengesetz verhängt wurde. Nun kam es zur dauernden Klüftung zwischen der national empfindenden bürgerlichen Welt und dem international eingestellten Proletariat. Da die deutsche Intelligenz im großen und ganzen national dachte und empfand, so ergab sich für den deutschen Arbeiter, der primitiv denkt und kompliziertes Denken nicht liebt, ganz von selber die verhängnisvolle Formulierung: Bildung gleich Besitz, gleich Bourgeoisie, gleich Nationalismus, gleich Militarismus. Auf der anderen Seite ergibt sich dann die entgegengesetzte Formel: Internationalismus gleich Sozialismus, gleich Anti-Kapitalismus, gleich Anti-Nationalismus, gleich Anti-Militarismus. Gewissenlose Demagogen haben diese konstruktiven, künstlichen Gegensätze immer wieder unterstrichen und den Arbeitergehirnen eingehämmert. Es wird lange Zeit dauern, bis diese falschen Suggestionen aus der Gedankenwelt des deutschen Arbeiters verschwunden sind.

Die 12 Jahre der Herrschaft des Sozialistengesetzes, die Zeitspanne von 1878 bis 1890, war die Märtyrer-Zeit der deutschen Arbeiterbewegung. In tausenden von deutschen Herzen zündete damals der Gedanke des Sozialismus; immer mehr Männer und Frauen, alt wie jung, fanden sich bereit, trotz aller Verfolgung und Polizeischikanen Träger einer Idee zu sein, welche versprach, für alle Enterbten wieder ein Paradies auf Erden hervorzubringen zu können. Wo eine Idee die Herzen glühend macht, ist es vor allem die Jugend, welche leuchtenden Auges Folgschaft zu leisten bereit ist. Viele der Besten aus der bürgerlichen Welt wurden damals von dem Idealismus der deutschen Arbeiterschaft erfaßt und für den Sozialismus gewonnen.

Als mit dem Fall des Sozialistengesetzes es nicht mehr gefährlich war, zu der sozialistischen Idee sich zu bekennen, und als es sich bei dem stürmischen Wachstum der Bewegung immer mehr lohnte, von der Idee zu leben, änderte sich der Charakter der deutschen Arbeiterbewegung von Grund auf. Die ursprüngliche Spannung zwischen nationalen Lassalleanern und internationalen Marxisten schien zwar aufgehoben zu sein, dafür trat aber ein anderes Gegensatzpaar immer mehr hervor: die Reformisten, welche glaubten, den sozialistischen Staat im alten Staat langsam aufbauen zu können, und die Radikalen, welche auf die Revolution alle Hoffnung setzten, und somit auf einen plötzlichen Putz und Sieg des Proletariats warteten. Beide Gruppen aber wußten den Massen die Überzeugung beizubringen, daß die sozialistische Gesellschaftsordnung die Erde zu einem Paradiese umgestalten würde. Da kam der Krieg. Der alte Gegensatz zwischen nationalen Lassalleanern und internationalen Marxisten wurde wieder lebendig. Mit den Nationalisten gingen in der Hauptsache die Reformisten, die Revolutionären stellten sich immer mehr auf die Seite der international eingestellten Sozialdemokraten. Der letzteren Gruppe, den „Unabhängigen“, wie sie sich nannten, schloß sich die entchiedene proletarische Jugend an; sie war im stillen sehr tätig und hat wesentlich beigetragen zum Erfolg der Revolte von 1918 bis 1919.

Was sich in der Jahreswende von 1918/19 in Deutschland abgespielt hat, ist nichts Erfreuliches. Jetzt rächte es sich, daß das Proletariat die irreligiöse und antichristliche Einstellung des bürgerlichen Intellektualismus aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts übernommen hatte. So mußte die Revolte bald im Materialismus der Führer und der Massen ersticken. Die „Volksbeauftragten“ verschwanden sehr schnell vom Schauplatz. Eine rühmliche Ausnahme bildeten die Nationalkommunisten in Hamburg, welche den nationalen Standpunkt Lassalles hochhielten, die Desertation vom Heere verwarfen und Deserteure als „Kontre-Revolutionäre“ brandmarkten. Sie haben auch erfolgreich die größten Anstrengungen gemacht, um auf Hamburger Gebiet den Bürgerkrieg zu verhüten.

Unter der Führung von Liebknecht, dem Jungen, und von Rosa Luxemburg hatte während des Krieges sich eine dritte Gruppe von der Sozialdemokratischen Partei abgesondert. Es

war aber nur ein kleines Häuflein, das sich unter der Fahne des „Spartakusbundes“ sammelte. Noch im Frühjahr 1918 war der Spartakusbund so gut wie unbekannt, wie ich dies bei der Verfassung eines Flugblattes feststellen konnte. Mit dem gewaltsamen Tode der beiden Führer brach der Spartakusbund zusammen. Es bildete sich die Kommunistische Partei, die von russischen Geldern gespeist, ganz in den Dienst Rußlands trat.

Obwohl für mehrere Monate alle Macht in den Händen der sozialistischen „Volksbeauftragten“ ruhte, war der Befreiungsversuch der deutschen Arbeiterschaft kläglich gescheitert. Drei Ursachen sind in der Hauptsache anzulagen:

1. Die bisherige antichristliche und irreligiöse Einstellung des deutschen Proletariats. Mit dem Überhandnehmen des naturwissenschaftlich-bürgerlichen Materialismus erfolgt schließlich auch der Sieg des ethischen Materialismus, der keine Idealisten und Märtyrer mehr wie zur Zeit des Sozialistengesetzes hervorzubringen vermag.

2. Die internationale und mechanistische Einstellung des Marxismus. Die nationale Idee, wie sie Lassalle vertreten hatte, war unterlegen. Die organische Einheit des Wirtschaftslebens, die Geschlossenheit und Einheitslichkeit des Betriebes war durch die Gedankenwelt des Marxismus aufgelöst und die natürliche Wertgemeinschaft damit zer schlagen. Somit war die Weiterführung des mittelalterlichen Wertgemeinschaftsgedankens, wie er sich in den Gilden und christlichen Bruderschaften verkörpert hatte, in einer neuzeitlichen Form zunächst unmöglich gemacht. Die internationale Einstellung von Marx mußte die deutsche Volkheit außerdem in zwei Teile spalten und damit den Bürgerkrieg für permanent erklären.

3. Die Überschätzung der Politik im Befreiungskampfe der Arbeiterschaft. Der Sieg des dritten Standes beruhte im wesentlichen auf der Eroberung der politischen und militärischen Machtmittel. Die Befreiung des vierten Standes ist dagegen in der Hauptsache eine Frage der wirtschaftlichen Unabhängigkeit. Die politische Befreiung spielt nur eine untergeordnete Rolle. Es ist ziemlich gleichgültig, ob der Arbeiter in der Monarchie oder in der Republik oder im Sowjet-Staat ausgebeutet wird.

Die Macht der Geldmänner kann endgültig nur vom religiösen Grunde aus gebrochen werden. Solange der deutsche Arbeiter den religiösen Urgrund nicht wiederfindet, wird sein Befreiungskampf immer wieder scheitern müssen. Wie ich das schon andeutete und wie es Kropotkin immer wieder betont hat, ist ja eigentlich nichts anderes notwendig als die Rückkehr zum christlich-brüderlichen Gemeinschaftsgedanken des Mittelalters. Damit würde aber auch gleichzeitig die Rückkehr zum deutschen Wesen eingeleitet sein und das internationale Gedankenbild des Marxismus sich in ein Nichts auflösen.

Schließlich muß die arisch-biologische Wertung des Wirtschaftslebens den Sieg davon tragen über die heutige mechanistisch-marxistische Auffassung. Dann wird auch die freie schöpferische Persönlichkeit als unentbehrlich für das Wirtschaftsleben anerkannt werden. Gleichzeitig wird dann aber auch der Betrieb als organische urtümliche Zelle in den richtigen Mittelpunkt gerückt werden. Wirtschaft kann niemals zentralistisch-absolutistisch, kann nur föderalistisch von der Zelle des Wirtschaftslebens, d. h. vom Betriebe aus geregelt werden. Wirtschaft ist eben nichts Totes, Mechanistisches, sondern etwas Lebendiges: Das „Sich-zu-eigen-machen“ der gegebenen Naturprodukte durch die freie schöpferische Persönlichkeit.

Wird die deutsche Arbeiterschaft Träger dieses neuen organisch-biologischen Geistes der Wirtschaft, wird sie gleichzeitig wieder religiös und national empfinden lernen, dann wird ihr alle Macht zufallen. Nicht mehr einzureißen und zu zerstören, wird dann ihr Schicksal sein, sondern aufzubauen und den Grund zu legen zu einer schöpferischen, wahrhaft völkischen Wirtschaft und Wertgemeinschaft des ganzen Volkes. Im „Christlichen Revolutionär“ (1921, Heft 3—4) stand geschrieben als Sehnsucht der Besten unseres Volkes:

„Aus der kommenden Volks-, Glaubens- und Wirtschaftsgemeinschaft soll ein neues Menschentum hervorgehen, das der ‚Menschensohn‘ als Fürst (first) und Erster gelebt hat, das der deutsche

Seher Dieffenbach im Fries ‚per aspera ad astra‘ im Bilbe niederlegen mußte, das schließlich der deutsche Arzt und Sozialist Leopold Jacoby als Herzenssehnsucht des deutschen Arbeiters zum Ausdruck gebracht hat im folgenden Bekenntnis:

„Dies ist das Große,
Was die neue Lehre verkündet:
Daß sie den Menschen hinstellt
Als Arbeiter auf Erden,
So auch den Arbeiter hinstellt
Als Menschen auf Erden,
Was er bis heute noch nie gewesen war!
Daß sie den Menschen hinstellt
In den Weltraum und auf Erden:
Die Arbeit hinter ihm,
Die Gleichheit unter ihm,
Die Liebe zu seiner Linken,
Die Gerechtigkeit zu seiner Rechten,
Die Wahrheit vor ihm,
Und die Freiheit über ihm,
Aber die Schönheit in ihm!“

Nachtrag. Hier ist noch ein Nachwort einzufügen über die religiöse Einstellung der Arbeiterschaft. Während das Bürgertum in Deutschland in die katholische und protestantische Welt zerfällt, nimmt dagegen das klassenbewußte Proletariat im großen und ganzen einen ausgesprochen antichristlichen, zum mindesten aber einen indifferenten (d. h. a-christlichen) Standpunkt ein. Es gibt zwar eine christliche Arbeiterbewegung, welche die evangelischen und katholischen Gewerkschaften umfaßt. Ferner bestehen nationale und gelbe Gewerkschaften, die mehr oder weniger „christlich“ eingestellt sind. Ähnliches dürfte auch gelten von den freien Gewerkschaften der Hirsch-Dunderschen Richtung. Schließlich gibt es seit der Revolution eine religiös-sozialistische Richtung in der sozialistischen Arbeiterschaft. Aber alle diese Gruppen spielen doch keine ausschlaggebende Rolle. Die überwiegende Mehrheit des deutschen Proletariats bekennt sich entweder zum Freidenkertum oder vertritt einen unklaren (materialistisch oder monistisch betonten) naturwissenschaftlichen Standpunkt. Bestenfalls glaubt man, die alten religiösen Werte ersetzen zu können durch eine ethische Weltanschauung, welche sich gründet auf Soziologie und Biologie. Die geistigen Väter dieser Richtung sind: Rohmähler, Moleschott und Büchner und andere Verkünder des naturwissenschaftlichen Materialismus um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Auch der marxistische Arbeiterphilosoph Diekgen ist in der deutschen Arbeiterschaft unbekannt geblieben.

So haben wir neben der protestantisch-katholischen bürgerlichen Kulturwelt einen ausgesprochen proletarischen, rein biologisch und soziologisch betonten Kulturwillen zu unterscheiden. Dieser Unterschied in der Weltanschauung steigert natürlich die Kluft zwischen der bürgerlichen und proletarischen Welt. Eine Überbrückung wird meines Erachtens nur möglich sein durch eine religiöse Wiedergeburt, welche in revolutionärer Weise die bisherigen bürgerlichen und proletarischen Weltanschauungswerte umgestalten wird. Vielleicht ist dies nur möglich durch die Fermentwirkung neuer geistiger Werte aus der indischen Welt, wie ja auch in der großen deutschen religiösen Revolution des Mittelalters (die wir gewöhnlich als Reformation bezeichnen), der aus der griechisch-klassischen Welt stammende Humanismus als schöpferisches Ferment wirksam war.

Dr. Stründmann, Blankenburg a. H.

Gedanken zur sozialen Fürsorge

Unsere Zeit steht unter dem Zeichen des „Sozialen“. „Sozialidee“, „Sozialgefühl“, „soziale Einstellung“ usw. sind Worte, die jedem geläufig sind. Es gibt kaum noch einen Begriff von Bedeutung, dem dieses Attribut fehlt. Die Fürsorge, die Jahrhunderte hindurch dem einzelnen oder charitativen Verbänden vorbehalten blieb, ist seit Jahrzehnten zu einer sozialen geworden. Es wird damit zum Ausdruck gebracht, daß sie eine Angelegenheit der „Gesellschaft“ geworden ist, schließlich also eine Angelegenheit sämtlicher Individuen der großen Menschheitsgesellschaft überhaupt. Daß sie vorerst auf die Gesellschaft beschränkt bleibt, die wir unter dem Namen „Staat“ begreifen, hat rein praktische Gründe (Staatsgewalt). Welchen Zweck verfolgt der Staat oder die Gemeinschaft mit der Fürsorge? Wenn wir den Urhebern und glühenden Verfechtern dieses Gedankens glauben, einzig und allein den Zweck, den wirtschaftlich oder gesundheitlich Schwachen der Gemeinschaft zu helfen. Die Fürsorge soll die schwersten Härten ihres Lebens mildern, den Schlechtweggekommenen des Daseins erträgliche Existenzbedingungen schaffen, in ihnen das Gefühl wecken und erhalten, daß auch sie wertvolle Glieder dieser Gemeinschaft sind. Sie sollen sich nicht als die Ausgestoßenen fühlen und voll Haß abseitsstehen, vielmehr in Liebe und freudiger Mitarbeit sich zur Gemeinschaft bekennen. Rein menschliche Gründe, vor allem die Idee der Humanität, scheinen es demnach zu sein, welche eine so hohe und ideale Forderung diktieren. Selbstverständlich ist auch der praktische Grund von wichtiger Bedeutung, aus mehr oder minder für die Gemeinschaft wertlosen Menschen wertvolle zu machen. Minder begeisterte Anhänger dieser Idee, welche von ihnen an sich gebilligt wird, erklären es als eine Pflicht der Gesellschaft, für die Schlechtweggekommenen zu sorgen. Sie sind der Meinung, daß die Gesellschaft sehr oft nicht alle ihre Glieder in gleicher Weise gut und liebevoll behandelt, ja sich um sehr viele gar nicht gekümmert habe. Wenn also diese durch ihre Schuld ins Elend geraten seien, so habe sie die unbedingte Pflicht, die aufgetretenen Schäden wenigstens einigermaßen wieder gutzumachen.

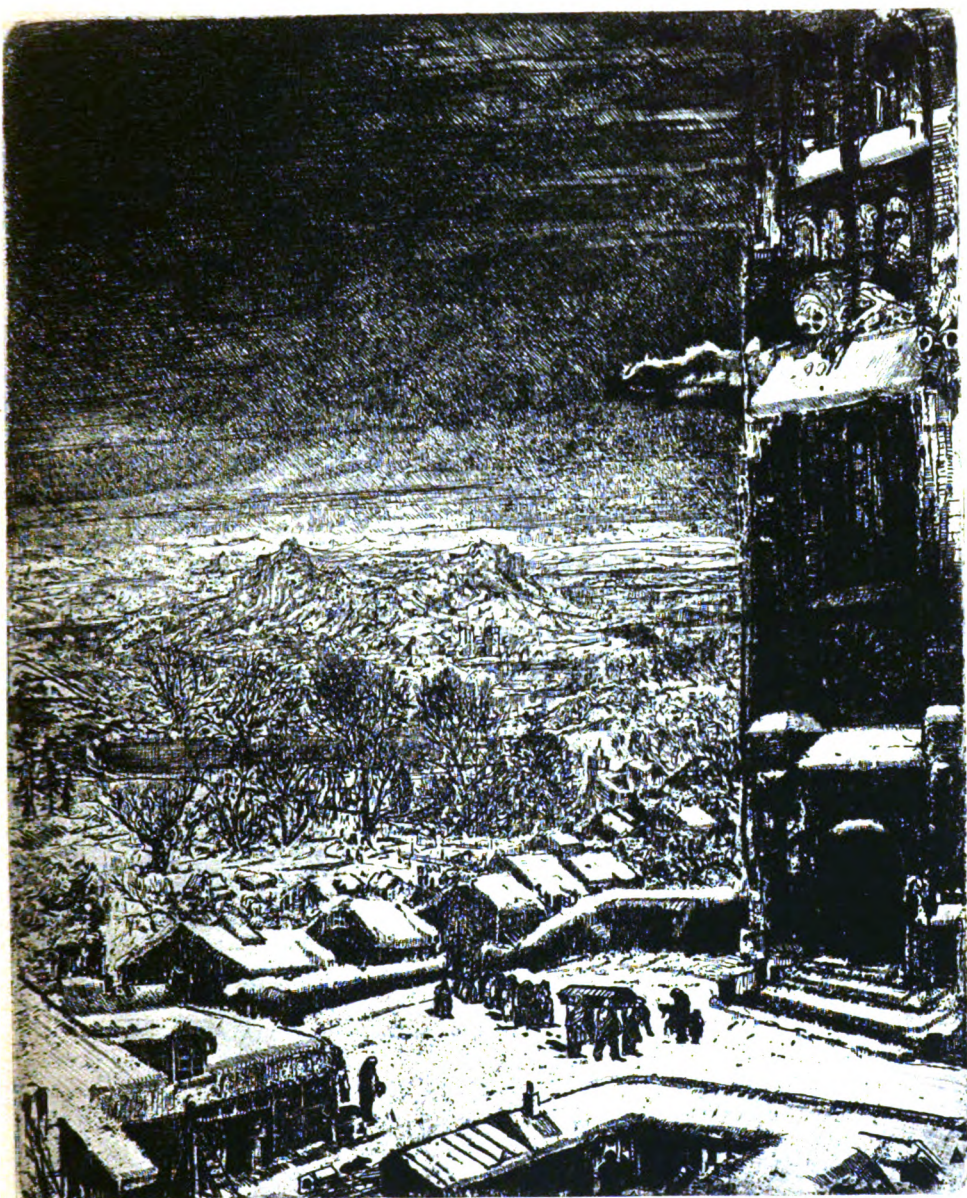
Es fällt uns bei dieser Überlegung auf, daß der vorhin aufgestellte Begriff der sozialen Fürsorge nicht mehr im ganzen Umfange aufrechterhalten werden kann. Wir wissen jetzt, daß nicht alle Glieder der Gemeinschaft für alle sorgen, sondern daß ein Teil für den andern sorgt. Wir haben also zu unterscheiden zwischen aktiver und passiver Fürsorge, zwischen den Gliedern der Gemeinschaft, welche sorgen, und denen, welche diese Sorge an sich erfahren. Daß es so ist, erhellt auch aus der einfachen Erwägung, daß die Schwachen und Kranken schlechterdings nicht in der Lage sind, für sich selber zu sorgen. Sorgen für andere kann selbstverständlich nur der, welcher stark und gesund ist. Die eigentlichen Träger der sozialen Fürsorge sind also die Starken der Gesellschaft. Stark in diesem Sinne ist jeder, welcher aus eigener Kraft für seine wirtschaftlichen und gesundheitlichen Notwendigkeiten einstehen kann. Das Objekt der Fürsorge ist der Schwache, d. h. jeder, der nicht vermag, aus eigener Kraft für sich zu sorgen. Man könnte hier einwenden, daß es absolut Starke und Schwache in diesem Sinne nicht gibt, daß vielmehr jeder im Laufe des Lebens einmal zu den Starken, ein andermal zu den Schwachen gehören könne. Dieser Einwand ist richtig. Er ändert aber nichts an unserer Feststellung, welche heißt: In jedem Zeitpunkt der Wirksamkeit der sozialen Fürsorge sorgen die, welche stark sind, für die, welche es nicht sind. Berechtigt erscheint hier die Frage, wie weit diese Sorge zu gehen habe. Soll sie sich begnügen, den Schwachen vor der äußersten Not zu schützen, oder soll sie darüber hinaus ihn bis zu einem gewissen Grade teilnehmen lassen an den Errungenschaften der Kultur und Zivilisation, deren sich der Starke erfreut? Der Zug der Zeit scheint letztere Tendenz zu billigen. Von Interesse ist auch die Frage nach den Motiven, welche den Starken zu seinem Handeln bestimmen. Sind es wirklich rein ideale, oder sind andere wirksamer? Gegen das erstere spricht bei aller scheinbaren Höhe, auf welcher die soziale Fürsorge heute angelangt ist, die Zerrissenheit, ja Zertüftung der heutigen

Gesellschaft, welche ein Gemeinschaftsgefühl nicht aufkommen lassen kann. Um andere Motive zu erkennen, sind einige psychologische Bemerkungen notwendig.

In der triebhaften Naturanlage eines jeden Menschen finden wir zunächst den Egoismus oder Selbsterhaltungstrieb, d. h. das Streben, sich selbst möglichst viel psychische und materielle Lust zu verschaffen. Dieses Streben wird nur gehemmt durch Achtung bzw. Furcht vor den Gesetzen des Rechtes und der Moral. Der Besitz von materiellen und geistigen Gütern erzeugt bei dem Individuum das Gefühl der Macht, der Überlegenheit und stärkt sein Selbstbewußtsein. Zur Erhöhung dieses Gefühls trägt es wesentlich bei, wenn er von Zeit zu Zeit den Schwächeren seine Überlegenheit fühlen lassen kann. Dies geschieht in verschleierte Form mittels Wohltuns und Fürsorge. Natürlich können dabei auch andere Impulse wirksam sein, z. B. Mitleid und Liebe. Die Gefühle der Macht und der Liebe spielen die größte Rolle in den Beziehungen der Menschen.

Der Zusammenprall der verschiedenen individuellen Machttriebe drückt sich im sogenannten Kampf ums Dasein aus. Eine Beeinträchtigung des Gefühls der Macht und der Geltung wird vom Individuum als Niederlage in diesem Kampfe gewertet. Die Wiederherstellung des Machtgefühls wird angestrebt. Ist diese wegen der Schwäche des Individuums nicht möglich, so reagiert es mit Haß, Neid oder, in seltenem Falle, mit Bewunderung des glücklicheren Nebenbuhlers. Ist das Individuum dauernd unfähig, den Wettbewerb auszuhalten, so werden sich diese reaktiven Gefühle verstärken und festsetzen. Alle Schwachen sind — meist unbewußt — voll Neid und Haß gegen die Starken. Erweist nun der Starke aus Mitleid oder — was häufiger ist — um seine Überlegenheit zu zeigen, dem Schwachen Gutes, so reizt er damit dessen empfindlichsten Punkt. Sein eigenes Streben nach Überlegenheit, das Phantasiebewußtsein des eigenen Wertes, empfindet eine solche Lage als unerträglich und rettet sich aus ihr in den Haß, der sich u. a. darin äußert, den Überlegenen in seinem Werte herabzusetzen. Diese Entwertung springt natürlicherweise über auf alles, was der Überlegene tut, und befestigt sich somit auch an dessen Fürsorge. Das Wohltun als solches ist eine der schwierigsten Seiten der menschlichen Beziehungen. Es erfordert auf beiden Seiten ungeheuer viel Takt und ist reißlos erträglich eigentlich nur, wenn beide Teile — der Gebende und der Empfangende — gänzlich von religiösen Gefühlen durchdrungen sind, welche die Liebe zu Gott und den Menschen als Hauptinhalt haben. Die Liebe aber ist ein Gefühl, welches durch keinerlei intellektuelle Überlegungen, auch die idealsten nicht, künstlich erzeugt werden kann. Sie bedeutet eine Gemütsverfassung, etwas Irrationales. Sie kann nicht erzwungen werden. Eine erdachte, eine erzwungene Fürsorge wird deshalb immer dieser die Menschen verbindenden Liebe entbehren. Sie wird darum nie vermögen, die Beziehungen der Menschen zu verbessern, sie wird sie im Gegenteil verschlechtern. Durch intellektuelle und seelenlose Mechanisierung wird dem Menschen jede Freude am Wohltun, mag es auf Liebe oder Geltungsbedürfnis zurückgehen, genommen. Die dauernde Mißachtung und Vergewaltigung der menschlichen Willensfreiheit erzeugt Ablehnung und Verbitterung, denn sie nimmt dem Menschen die Möglichkeit, gut und edel zu sein, und versperrt ihm die Entwicklung zum wahren Menschentum. Der gesellschaftliche Zwang zur sozialen Fürsorge führt zur Unfreiheit und damit zum Gefühl des verringerten Selbstwertes. Dieses Gefühl ist am stärksten gerade bei jenen Menschen, deren Selbstbewußtsein ein großes und deren Verantwortlichkeitsgefühl gegen sich und andere stark entwickelt ist. Sie werden durch den Zwang des Gesetzes in Gegensatz zu ihrer eigenen Persönlichkeit gebracht. Es entsteht ein Dauerkonflikt, welcher die Persönlichkeit schädigt. Gerade wertvolle Persönlichkeiten geraten so in Gefahr, in ihrem Werte, ihren besten Eigenschaften zu verlieren.

Denken wir an die erziehende Sorgfalt und Fürsorge, welche wir unseren Kindern angedeihen lassen, so empfinden wir diese als Mittel, um sie zum Lebenstamme tauglich zu machen. Wir tun daselbe wie alle natürlichen Wesen und befinden uns mit der Natur in Harmonie. Wird aber das erziehende Mittel zu lange fortgesetzt oder gar als idealer Dauerzustand gepriesen und festgehalten, so erreicht unsere Fürsorge das gerade Gegenteil. Wir verhindern, solange wir sorgen,



Das Begräbnis

H. Konrad

(Aus dem Türmer)

die Weiterentwicklung, Betätigung, Festigung und Auswirkung der Fähigkeiten, welche der Mensch braucht, um für sich selbst sorgen zu können. Wir machen ihn mehr oder minder unselbständig und unfrei. Es wird ein seelischer Zustand geschaffen, der von sich, dem eigenen Individuum nichts, von den anderen alles erwartet. Ein unselbständiger, innerlich unfreier Mensch entbehrt des Gefühls der Verantwortlichkeit gegen sich und die Gesellschaft. Eine egozentrische, asoziale, ja gesellschaftsfeindliche Gefühlseinstellung entwickelt sich. Die sittlichen Forderungen der Umgebung, der Gesellschaft werden als lästiger Zwang empfunden und beiseite geschoben. Ein ungesunder, unfittlicher Egoismus beherrscht das Individuum und übt einen ständig wirksamen zersetzenden Einfluß auf die Umgebung aus. Ein langsames Auseinanderfallen der Gesellschaft ist die notwendige Folge. Statt Erztüchtigung und Sittlichkeit gedeihen Schwäche und Unfittlichkeit. Alle begehlichen Instinkte und Bequemlichkeitswünsche brechen hervor und fordern Erfüllung. In kritischen Lebenslagen geben auch die, welche in ruhigen Zeiten nicht daran denken, solchen in ihnen bereits unbewußt schlummernden Versuchungen nach und gewöhnen sich mit der Zeit an das süße Gift der Hilflosigkeit. Es ist nur selbstverständlich, daß auf diesem Wege eine Zufriedenheit der Mitglieder der Gemeinschaft niemals erreicht werden kann. Das gilt für Gesunde und Kranke, für Starke und Schwache in gleicher Weise. Der gesunde und für sich selbst sorgende Mensch kann auf die Dauer nicht zufrieden sein, wenn er täglich erleben muß, daß die Gemeinschaft sich erst dann um das Individuum in aller erdenklichen Weise kümmert, wenn es schwach und hilflos geworden ist. Die Versuchung, diesen Zustand auch für sich herzustellen, auch einmal auszuruhen vom Kampfe des Lebens und der Allgemeinheit die Sorge für seine Lebenssicherung zu überlassen, überfällt ihn. Bewußt und unbewußt bildet sich in ihm die psychische Bereitschaft, bei der nächsten Gelegenheit krank und schwach zu werden. Eine solche Einstellung ist ein fruchtbarer Nährboden für mannigfache hysterische und nervöse Leiden.

Der Mensch, der sonst durch persönliche Eigenschaften und Leistungen nicht hervortritt, dessen Leben sich gleichmäßig und still abwickelt, erlebt, wie die Öffentlichkeit sich um ihn kümmert, ihm helfen will. Er wird dadurch in den Mittelpunkt eines gewissen Interesses gerückt und findet eine Beachtung seiner Person, wie er sie bisher nie erlebte. Dieses Interesse währt aber nur solange, als sein hilfloser Zustand dauert. Er wird also von sich aus keinerlei Anstrengungen machen, um gesund und selbständig zu werden. Wegen des Interesses, welches er erfährt, erliegt er außerdem allmählich der Suggestion, daß sein Wert bedeutend höher sein müsse, als er bisher ahnte. Er wird hochmütig und überschätzt sich als den Angelpunkt des Lebens. Da derartige Vorstellungen den harten Lebensaufgaben nicht entsprechen, wird er mit diesen in Konflikt geraten müssen, die ihm den Lebensweg erschweren und so wiederum „die Bereitschaft zur Schwäche“ verstärken.

Bei alledem ruht doch auf dem Grunde seiner Seele das Gefühl des eigenen minderen Wertes, der Schwäche und Unselbständigkeit. Er ist mißtrauisch gegen den Starken und glaubt nicht daran, daß dieser ihm helfen wolle aus keinem anderen Grunde, als ihm zu helfen. Da der primitive Mensch — die Mehrzahl — immer auf seinen Vorteil bedacht ist, ängstlich und eifrig seinen Machtbereich zu vergrößern strebt, setzt er dieses Streben auch bei anderen voraus. Er hält deshalb ihr Vorgeben für Spiegelfechtere und Lüge, vermutet dahinter andere, unlautere, egoistische Motive. Er glaubt nicht, wird mißtrauischer, je mehr ihm vom Segen der sozialen Fürsorge gesprochen wird. Da diese „Humanitätsidee“ ein Hauptbestandteil des Ideengehaltes moderner führender Menschen ist oder zu sein scheint, verliert er unaufhaltsam den Glauben an und das Vertrauen auf jede Autorität. Es ist nicht verwunderlich, daß zuletzt auch sein Gottesbegriff ergriffen und zerstört wird. Denn Gott ist schließlich der Urgrund und Ursprung jeder menschlichen Autorität. — Wenn auch andere Ursachen mit wirksam sind, so ist es doch kein Zufall, wenn mit der Ausbreitung der sozialen Fürsorge das allgemeine Mißtrauen wächst, die Kluft zwischen den Menschen sich verbreitert, der Unglaube steigt. — Der Unglaube wird weiter steigen, je mehr der Mensch sich vor unmittelbarer materieller Not geschützt glaubt, je weniger er das Schicksal zu fürchten hat, je mehr er seine Zukunft für gesichert hält. Wenn auch alle diese Sicherungen sich einmal als leere

Fiktionen erweisen können, wenn sie auch an der Härte der Tatsachenwelt scheitern können, der Mensch glaubt ohne Zwang lieber an Fiktionen als an Tatsachen. Und diese Fiktionen erlauben ihm, sich unabhängig, „allmächtig“ zu dünken. Er fürchtet das Schicksal, die Allmacht Gottes nicht mehr. Er setzt Gott ab und sich an seine Stelle. Materialismus verdrängt den Idealismus, Selbstsucht setzt sich an die Stelle von Nächstenliebe. — Die Beziehungen der Menschen gründen sich einzig und allein auf Tatsachen. Nur harte Tatsachen vermögen sie zusammenzuhalten. Mögen die Fiktionen Humanität, Sozialgefühl, Fürsorge usw. auch noch so schön klingen und die Phantasie einflößen, sie zerbrechen an der wirklichen Welt. Echtes Sozialgefühl, eine Nächstenliebe, die jede Probe besteht, kann es überhaupt nur dort geben, wo gesunde und kräftige Menschen den Überschuß ihrer Energien in den Dienst der Gesellschaft stellen. Nur dort, wo der eigene Egoismus gesättigt ist und sich bescheidet, kann der Mensch in solider und ehrlicher Art für andere sorgen. — Die Beziehungen der Schwachen haben ihre Wurzel in den Gefühlen der Schwäche, der Furcht und egoistischer Berechnung. Sie halten deshalb nur solange, als die Menschen sich gegenseitig brauchen. Es besteht zwischen ihnen eine unsichtbare Versicherung auf gegenseitige Hilfe. Jeder kann einmal die Hand des Schicksals spüren. Somit hat jeder ein Eigeninteresse daran, seinem Nächsten zu helfen, wenn er in Not ist, damit auch ihm in ähnlicher Lage geholfen wird. Trifft nun die Gesellschaft Einrichtungen, welche die Fürsorge sozialisieren, so sind persönliche Fühlungs- und Rücksichtnahme der Menschen überflüssig geworden. An ihre Stelle tritt ein unsichtbares Etwas, ein Begriff, der „Staat“, die „Gesellschaft“. Die menschlichen Beziehungen werden entseelt und getötet, der kalte Egoismus erhebt sein Haupt, lehnt jedes „Helfen“ ab und weist mit der Pose des Rechtes auf den Staat, der für alles sorgt. Statt Hebung des Gemeinschaftsgefühls kommt es so notwendigerweise zu dessen Sentung, statt Festigung der Gesellschaft zu deren Abbau und Auflösung.

Der Gedanke, durch soziale Fürsorge die Härten des Lebens abzuschwächen, vielleicht sogar zu beseitigen, hat etwas Verlockendes und Bestechendes. Das Streben, alle Glieder einer Gemeinschaft gleichmäßig vor Leid und Not zu schützen, hat sicher den schönen und edlen Schein für sich. Man kann darüber leicht vergessen, daß wir schwachen Menschen das ewige und eherner Naturgesetz nicht zu ändern vermögen. Und dieses Gesetz heißt Kampf. Das Leben ist ein Kampf. Die Formen dieses Kampfes ändern sich, der Kern selbst bleibt ewig der gleiche, die Natur läßt sich nichts abhandeln. Suchen wir die Formen dieses Kampfes durch soziale Fürsorge zu mildern, suchen wir die Lebensbedingungen der Menschen leichter zu gestalten, so ändern wir am wirklichen Kern nichts, erreichen dagegen meistens eine Schwächung der Widerstandskraft der Menschen dem Leben gegenüber. Der Mensch, wie jedes Geschöpf, sucht sich im Leben durchzusetzen und die ihm widerstrebenden Hindernisse zu überwinden. Je größer diese sind, desto mehr Energien muß er aufwenden, um sie zu bewältigen. Die Widerstände bilden einen direkten Anreiz für den Organismus, Energien hervorzubringen und sie bei der Überwältigung der Widerstände zu verbrauchen. Not und Leid waren noch immer die Erwecker von Energien und Taten. Mildern wir sie oder gelingt es uns gar, sie auf ein Minimum zurückzubringen, so hindern wir gleichzeitig den Organismus an der Entfaltung seiner Kraftquellen, wir schwächen die kraftproduzierenden Organe. Und Organe, die nicht mehr in Anspruch genommen, nicht mehr gebraucht werden, fallen der Verkümmern, der Entartung anheim. Statt erhoffter Erstarkung, Ertüchtigung und Aufwärtsentwicklung der Menschen, würde bei allgemeiner Geltung der sozialen Fürsorge, Schwächung und Abwärtsentwicklung die Folge sein. Alle tüchtigen und zu allen Zeiten gepriesenen Eigenschaften der Menschen verkehren sich dann in ihr Gegenteil. Besonnenheit weicht der Nervosität, Fleiß der Faulheit, Arbeit dem Müßiggang, und die Güte der Selbstsucht.

Die Menschheit wäre am Ende ihrer Entwicklung angekommen. Würde sie dann auch zur Einsicht ihrer trostlosen Lage gelangen, sie hätte die Kraft nicht mehr, sich zu ändern. Sie wäre dem Untergange geweiht und würde dem zum Opfer fallen, der in Not und Leid gestählte Kräfte ihr entgegenwirft.

Dr. Detmar, München

Ö f f e n e H a l l e

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkt des „Türmers“

Renaissance des Christentums?

Zur „möglichen Sendung des Quäkertums“

Das Aprilheft stellte in der erfrischend großzügigen Art des „Türmers“ drei Aufsätze unbefangen in eine Reihe: Söderblom, „Konstanz — Stockholm — Lausanne“; Köhler, „Der religiöse Mensch“ und Ehrenstein, „Das Quäkertum und seine mögliche Sendung“. Faßt man die Form dieses letzten Themas als eine öffentliche Frage (die jedenfalls bescheidener erscheint als die „Botschaft“ von Denver), so könnten in umgekehrter Folge die ersten beiden schon eine gute Antwort darauf bedeuten. Es spricht aus der Frage ein durchaus berechtigtes Sehnen, sagen wir nach einer Renaissance des Christentums, d. h. soweit es in den verbreiteten kirchlichen Formen befaßt ist. Und diese Seite klingt durchaus verwandt den Tönen von Stockholm, Konstanz, Lausanne, ebenso wie der Artikel „Der religiöse Mensch“ auf die positiv-subjektive Seite des Christentums mit Recht den Ton legt.

Indessen fordert die Hervorhebung der bestimmten Einseitigkeit gerade des Jungquäkertums auch die Kritik und die Klarstellung tiefergehender Unterschiede heraus. Das positive Wertvolle am Quäkertum verdient volle Anerkennung: Die Betonung von Gesinnung und Leben entspricht durchaus der sittlichen Forderung der Nachfolge Jesu; nur ist dies nicht die spezielle Art eben des Jungquäkers. Daß aber von ihm dabei allein maßgebend „das innere Licht“ genannt wird — unter Beseitigung der objektiven Maßstäbe des biblischen Wortes, ist eine Abirrung in Form der Selbsttäuschung. „Das innere Licht“, wenn es nicht zum Irrlicht werden oder doch diese Gefahr laufen soll, ist eben nur der Abglanz dessen, der von sich sagt: „Ich bin das Licht der Welt, wer mit nachfolgt, wird nicht wandeln in Finsternis, sondern das Licht des Lebens haben.“ Die Verirrung wird sofort deutlich, wenn der Jungquäker nach Es Zeugnis auch statt des „jenseitigen Gottes“, wenn er betet, „wesentlich diesen in sich selber anbetet“. Was sonst aber von positiver Gewißheit da ist und zu praktischer Tat drängt, kann in solchem Quäkertum getrost als Erbe des biblischen Christentums angesprochen werden, das man also nicht verleugnen sollte.

Auf ähnlicher Selbsttäuschung dürfte es hiernach auch beruhen, wenn die Religion des Quäkers angeblich „nur im Dienste dieses Lebens“ und seiner Höherentwicklung steht. Sollte es ernstlich damit die Fortentwicklung zu einem jenseitigen Leben ableugnen? Sollte es damit im letzten Grunde dem Materialismus verwandt sein, der infolge Leugnung des Jenseits es töricht findet, um ein sittliches Werden ohn' Ende sich zu bemühen? Dagegen spricht zweifellos die Größe der Opfer und die Liebe, die das Quäkertum im Weltkriege und dessen Folgezeit bewiesen hat, während der Materialismus nur den Kampf ums Dasein kennt.

Zur besseren Würdigung des Christentums andererseits verweist dasselbe Heft des „Türmers“ schon auf die hier im vorigen Jahre besprochenen Friedens- oder Einigungsbestrebungen der nichtrömischen Kirchen. In ihnen tritt durch die vertrauensvolle Aussprache ihrer Vertreter ja immer klarer hervor, daß es ihnen allen nicht so sehr auf die starren Dogmen ankommt als auf den Kern, der Christus heißt, oder das Evangelium von Christus. Sie wollen anknüpfen an das Urchristentum, zu dem gerade Luthers Reformation die Bahn frei gemacht hat. Diese Position ist es gerade, die dem geschilderten Jungquäker fehlt, und ohne die ganz gewiß auch kein künftiges Christentum bestehen wird.

Daß wir dieses hiermit richtiger beurteilen, beweist am besten die Beobachtung auch des jungen Christentums, wie es sich zur Zeit etwa in Japan und Indien anbahnt oder besteht. Dort hat man es leichter, dem verwirrenden Vielerlei von Konfessionen, das zunächst die Annahme des Christentums ernstlich erschweren kann, zu begegnen. Ein vornehmer Brahmane und hinduistischer Führer erklärte jüngst einem Missionar, „er sei ein Jünger Jesu und glaube nicht an das Kirchentum, sondern an das Christentum“. Der auch von E. zitierte Führer, aber der Jnder, Gandhi, erklärt, „ein Jünger Jesu bin ich auch“, und wenn er auch gleichzeitig es noch mit Buddha, Mohammed und Krishna hält, zieht er die Bibel den heiligen Büchern aller anderen Religionen vor, ja hält besonders das Johannesevangelium hoch; und ein mohammedanisches Blatt erklärt, Gandhi selbst „ist der am meisten Jesus ähnliche Mensch“; ein Mohammedaner aber, darüber befragt, warum man nicht lieber sage „der am meisten mohammedanische Mensch“, antwortete verächtlich: „Das ist doch nichts. Aber Jesus ähnlich — das ist ein hohes Ideal!“ Schon hierin, d. h. in der Macht, die sonach die christliche Gedankenwelt dort im Osten gewonnen hat, tritt klar zutage, daß trotz des Konkurrenzschadens, den das Christentum sich selbst macht, das Abertürkische, die Person Jesu der östlichen Welt bereits weithin ausgegangen ist, der Zug zu Christo und seinem Reiche schon stark ist. Bedenklich ist hierbei noch der synkretistische Zug; er kann indes nur ein Übergangsstadium lang bestehen, die völlige Auseinanderetzung zwischen den alten und den neuen Überzeugungen kann nicht ausbleiben. Und die jungen Nationalkirchen im Osten, die Christengemeinden in Japan besonders, die an den abendländischen Mutterkirchen scharfe Kritik üben, stellen sich doch klar und bewußt, wie der führende japanische Gelehrte Ranzo Utschimura in Tokio „auf das Urchristentum, auf die apostolische Zeit, so wie sie uns im Neuen Testamente entgegentritt“.

Ungeachtet der Schladen menschlicher Zutaten und literarischer Schwächen bleibt deshalb die Bibel, und zwar die z. B. mit Chamberlain vom Neuen Testament aus gelesene Bibel, auch den Jungchristen unverrückbar die zuverlässige Urkunde der Gottesoffenbarung, die sich zunächst an jedem sittlichen Gefühl und Gewissen als echt bezeugt, so daß er ihrem sittlichen Ernste nicht ausweichen kann, aber für das tiefste Sehnen der Seele Antwort findet.

Ist es auch eine solche Antwort, wenn Buddha spricht: „Meine Tat ist mein Erbteil und meine Zuflucht?“ oder, — wenn der Jungquäder seine Tat betont, die nur vom „inneren Lichte“ bestimmt wird? Was dann, wenn unser Tun ein Ende hat und der Mensch selbst keine — Vollendung, die Krone der Hoffnung, findet?!

Daß das Christentum, auch in seiner heutigen Gestalt, schlechtthin etwa das Zeugnis der Tat vermissen lasse, will wohl auch der Lobredner der Quäder nicht behaupten. Aber der Christ, speziell der evangelische, meint nicht dadurch seinen Gott zu beschenken — wie der Heide, sich ihm gleichwertig zu machen, proklamiert nicht autonome Moral — als Religion; die seine ist positiv begründet in dem, was Gott ihm schenkt, und das treibt ihn zu dankbarem Tun und — stetem Wachstum!

Schließlich: so wertvoll Religionsvergleiche, so wertlos ist Religionsvermengung, zumal heidnischer mit christlichen Typen.

Besonnene Religionsvergleiche ist längst bei dem Nachweis stehen geblieben, daß „auch die Religionen organische Gebilde sind, die wachsen, verschiedene Zweige ansetzen, entarten usw., jede vollentwikelte Religion sich ihre Dogmatik, Ethik, Mystik und Kultur schafft und versucht, die Kunst und Wissenschaft zu durchdringen, Volkslitte zu schaffen usw.“, und auch die christliche Religion macht davon keine Ausnahme. Aber die Einzigkeit des in der Heiligen Schrift bezeugten Evangeliums wird, je enger die Berührungen zwischen den Religionen der Erde werden, nur immer heller und größer hervortreten.

Geh. Rat Rosenkranz, Baugen i. Sa.

Das Mysterium von Konnersreuth

Nach Mitteilungen der Tagespresse sind die Stigmata bei Theresie Neumann in der diesjährigen Karwoche wieder besonders eindrucksvoll in Erscheinung getreten. Am Karfreitag haben sich zum erstenmal neue Stigmata in der Form von Geißelungsstriemen gezeigt. Unter den Leiden des Karfreitags ist die Neumann völlig zusammengebrochen und hat wie eine Leiche dagelegen, so daß man um ihr Leben besorgt war. Zu diesen Leiden hatte sich noch eine Grippe mit doppelseitiger Mandelentzündung gesellt. Zwischen Karfreitag und Ostern ist sie dann in einen tiefen Schlaf gesunken, aus dem sie am Ostermorgen, bei vollem Bewußtsein und von allen Leiden befreit, erwachte. Während ihres somnambulen Schlafes hatte sie Visionen von der Auferstehung Christi, vom leeren Grabe und vom Gang der Jünger nach Emmaus u. a. Am ersten Ostertage konnte sie trotz der vorhergegangenen Leiden einem Hochamt beiwohnen, und heute fühlt sie sich gesunder und kräftiger denn je.

Hierzu schreibt eine rechtsgerichtete Tageszeitung: „Der Skandal in Konnersreuth ist wieder in Hochbetrieb gewesen. Mit wirklicher Religion hat dieser ganze Zauber auch nicht das geringste zu schaffen. Denn was hat es mit Glauben und Seligwerden zu tun, wenn sich bei Theresie Neumann am Karfreitag zum erstenmal neue Stigmata in der Form von Geißelungsstriemen gezeigt haben?! Und der Oberbürgermeister von München wie der bekannte Kaplan Fässel sollten sich schämen, daß sie unter den 50 Besuchern in Konnersreuth gewesen sind . . . Und kein Bischof erbarmt sich dieses Spuks und schiebt die Hysterische in die Heilanstalt, dahin sie gehört.“ —

War es nötig, das katholische Gefühl durch eine so häßliche Glossierung der Vorgänge, die sich während der Passionszeit in Konnersreuth abgespielt haben, zu verletzen? Ist das deutsche Volk nicht schon politisch, national und weltanschaulich zerrissen genug? Soll der innere Zwiespalt und Unfrieden auch noch durch nutzloses Aufreißen konfessioneller Gegensätze vergrößert werden? Man braucht sich nicht zu wundern, wenn nicht nur das Proletariat sich von der Kirche abwendet, sondern auch die Gebildeten aller Stände ihr mehr und mehr den Rücken kehren. Wer will denn heute noch etwas von dem theologischen und konfessionellen Gezänk hören, von dem die zurückliegenden Jahrhunderte widerhallten?

Darum der Oberbürgermeister von München und der Kaplan Fässel sich eigentlich schämen müßten, daß sie sich die Vorgänge in Konnersreuth während der Karwoche angesehen haben, ist nicht recht verständlich. Dann müßten sich doch auch alle die Leute aus evangelischem Lager: Ärzte, Psychologen und selbst Theologen, sowie Gelehrte aller Art, schämen, die vor zwei Jahren, als der Zutritt zu der Neumann noch nicht beschränkt war, nach Konnersreuth fuhren, um die Vorgänge dort persönlich zu prüfen.

Soviel mir als Protestanten bekannt ist, haben die Stigmatisationserscheinungen auch für den Katholiken nur periphere Bedeutung. Wenn man nun aber auch das Religiöse aus den Vorgängen gänzlich ausschaltet, dann bleibt doch das psychologische Moment bestehen, und dabei dürfte es doch wohl noch genug geben, was des Anschauens und der Beachtung wert ist. Wenn wir bei der Stigmatisierten sehen, in wie überraschender Weise sich seelische Vorstellungsinhalte körperlich-plastisch objektivieren können, so ist das nicht nur für die Seelenlehre wertvoll, sondern auch die ärztliche Wissenschaft kann viel praktischen Nutzen daraus ziehen. Psychologisch aber kommen wir hier im Wege der Anschauung dem Problem der seelisch-körperlichen Wechselbeziehung einen Schritt näher, wenn wir das bewirkende Prinzip dabei auch nicht mit Händen greifen können.

Nun könnte es aber auch sein, daß es sich bei den Visionen der Stigmatisierten um die Fähigkeit und das Vermögen zeitlicher Rückschau handelt, also um ein zeitlich-tiefes Erkennen, bei dem die Gegenwart versinkt und die Vergangenheit wieder mit ganzer plastischer Kraft lebendig wird und vor dem geistigen Auge abrollt. In diesem Falle verdienten die Vorgänge unsere ganz

besondere Aufmerksamkeit. In diesem Falle hätten sie auch einen den Glauben unterstützenden Wert; denn der Glaube fußt auf dem Geschichtlichen. Und das Geschichtliche der Evangelien wird ja von manchen so energisch bestritten, daß sogar die Geschichtlichkeit der Person Jesu ins Schwanken kommt. Die topographischen Angaben, die die Stigmatisierte über die Lage des alten Jerusalem gemacht hat, die aramäischen Worte, die die frühere Dienstmagd in ihren visionären Zuständen gebraucht hat und anderes, berechtigen zu der Annahme, daß sie in der Tat zeitlich ist und die Fähigkeit retrospektiven Schauens besitzt.

Ich bin übrigens als Protestant der Ansicht, daß der Apostel Paulus der erste Stigmatisierte war, daß also Jesus Christus nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich-körperlich in ihm „Gestalt gewonnen hatte“; denn wie sollen wir seine merkwürdigen Worte verstehen: Ich trage die Malzeichen des Herrn Jesu an meinem Leibe? Natürlich hatten auch für ihn diese „Malzeichen“ nur periphere Bedeutung. Im anderen Falle hätte er sicherlich mehr darüber gesagt und in seinen Briefen mehr davon geschrieben.

Was nun die Heilung Stigmatisierter anbetrifft, so ist hier die Lage nicht so ganz einfach. Bei Louise Lateau, der Stigmatisierten von Bois-d'Haine (Belgien), schlug keines der verordneten Mittel an. So war es auch bei Dorothea Visser in Genbringen, die der holländische Arzt Dr. te Wesscher behandelte. Man mußte schon zu einer psychischen Heilmethode seine Zuflucht nehmen. Wenn es gelänge, aus der religiösen Idealistin Therese Neumann binnen kurzem eine waschechte Materialistin zu machen, so wäre sie sicher binnen kurzem geheilt. Aber das möchte doch wohl nicht im Sinne des eingangs erwähnten Kritikers liegen, von dem ich annehme, daß er vom Wert einer jeden Menschenseele überzeugt ist. Oder bezieht sich dieses Werturteil nur auf evangelische Menschenseelen und nicht auch auf katholische? — W. R.

Das Ergebnis der Stagerratschlacht

Eine Richtigstellung

In meinem Aufsatz „Am Stagerrat Zufallschlacht?“ (Malheur) wurde, nachdem der Korrekturabdruck von mir zurückgegeben war, versehentlich noch im letzten Satz das Wort „vielmehr“ eingefügt. Dieses Wort ist zu streichen, denn der Satz hat dadurch einen Sinn erhalten, den ich ihm nicht geben wollte. Ich wollte nämlich ausdrücklich sagen und hatte vorher den Beweis dafür geführt, daß das Ergebnis der Stagerratschlacht, dargestellt durch die großen britischen Verluste im Verhältnis zu den deutschen, nicht dazu führen dürfe, anzunehmen, daß die deutsche Flotte mit ihrer Artillerie ein entsprechendes Ergebnis immer wieder im Weltkriege erreichen konnte. Beide Flotten hatten sehr gut ausgebildetes Personal, das mit Mut und Todesverachtung in den Kampf ging und als gleichwertig gelten konnte. Die deutsche Schiffsartillerie schoß sehr gut, aber ebenso auch die britische, sobald der Vorteil der Beleuchtung von der deutschen Seite auf ihre Seite übergegangen war. Das In-die-Luft-Fliegen der englischen Schiffe, was bei den deutschen nicht vorkam, war einerseits eine Folge der besseren deutschen Geschosse (besserer Stahl, brennender Sprengstoff statt Pulver, besser konstruierte Geschoszünder), mehr aber noch die Folge des geringeren Schutzes der Pulverkammern auf den britischen Schiffen. Die Stichflamme von entzündeter Geschützmunition konnte dort leicht in die Pulverkammern hineinschlagen, weil sie gegen die Munitionsschächte im Gefecht nicht abgeschlossen waren. In dem Aufsatz „Am Stagerrat Zufallschlacht?“ habe ich ausgeführt, daß die Engländer sofort nach der Schlacht bei der Munition und bei den Schiffen erhebliche Verbesserungen vornahmen. Sie waren derart, daß sie das Gleichgewicht zu den deutschen Einrichtungen herstellten. Dadurch erlangte die britische Schiffsartillerie mit ihren größeren Kalibern für eine Artillerieschlacht, wie es die Stagerratschlacht war, eine erhebliche Überlegenheit, und die deutsche Marine mußte um so mehr Wert auf die Unterseewaffen legen.

Vizeadmiral a. D. Dr. Karl Galsier

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Friedrich Lienhard †

Leben und Werk

Aus der Wartburgstadt Eisenach drang am 30. April die schmerzliche Kunde vom plötzlichen Hinscheiden des elsässischen Dichters Friedrich Lienhard, der sich an der Stätte Luthers und der heiligen Elisabeth seinen Ruhesitz noch vor Jahresfrist geschaffen hat. Das Leben dieses seltenen Mannes ist erloschen. Seine Werke bleiben. Sie haben nachhaltig auf die Gestaltung unserer Zeit eingewirkt, wenngleich die Fäden nicht allzu sichtbar sind, die er im Gesamtbild unseres Geisteslebens knüpfen durfte. Er liebte die Stillen im Lande, zu denen er sich stets zählte. Dennoch galt er als ein streitbarer Kämpfer, wenn es sich um die Verfechtung errungener Ideale und Lebenswahrheiten handelte. Dann konnte er temperamentvolle Debatten führen, mit Wort und Schrift, ganz ohne Rücksicht auf Lob oder Tadel. Das ist auch der Grund, weshalb er keine Freunde im engeren Sinne besaß, die mit ihm reiflos übereingestimmt hätten. Vielleicht ist er auch eine zu ausgeprägte eigene Persönlichkeit gewesen, als daß sich ein kongenialer Mensch an seine Seite stellen konnte. War ihm das unter den Menschen karge Glück solcher Freundschaft versagt, so schenkte ihm ein gütiges Geschick in seiner Lebensstammbahn eine aufopferungsvolle und treue Freundin, die ihn mit sorgender Liebe umgab. Erstaunlich aber ist die große Zahl derer, die sich zu seiner Gemeinde bekannten, keiner im landläufigen Sinne organisierten, sondern einer unsichtbaren Gemeinschaft ungenannter Freunde. Das beweist der umfangreiche Briefwechsel, den er mit vielen Lesern seiner Bücher führte, die sich oft in schwierigen Lebenslagen Rat suchend an ihn wandten. In seiner sittlichen Kraft als Führerpersönlichkeit lag Lienhard's höchster Wert. Der religiös-philosophische Untergrund leuchtet hell aus allen Werken. Ihm kam es auch weniger darauf an, durch seine Dichtungen zur Geltung zu kommen, als vielmehr durch sie zu wirken im Sinne seines tief-ernsten Glaubens. Wir sehen in ihm eine priesterliche Gestalt, einen gottesfürchtigen Menschen, der sich seiner Sendung bewußt ist, getreu dem Schwur, den er einst seiner sterbenden frommen Mutter gab, der er als Knabe versprechen mußte, Theologe zu werden. Diese Einsicht in die Geheimnisse menschlicher Schicksalsverbundenheit und die Erkenntnis des Tragischen im Dasein führten ihn aus der Enge des Dogmas heraus und wiesen ihn den Weg zum Kunstwerk als dem Gleichnis alles Vergänglichen, welches im Ewigen aufgeht. Die Zeit sah er immer unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit.

Als Schulmeisterssohn wurde Lienhard am 4. Oktober 1865 in dem weisfernen Vogesenort Rothbach geboren. Einer schweren Jugend folgte ein hartes Leben, mußte er doch frühzeitig die Sorge für eine ganze Schar jüngerer Geschwister auf sich nehmen. Sein theologisches Studium begann er an der Straßburger Universität, um es an der Universität Berlin mit dem philologischen zu tauschen. Nach einigen Jahren angestrengter Hauslehrertätigkeit wandte er sich der Schriftstellerei zu, trat dann im Jahre 1896 in eine Berliner Redaktion ein, wo er seine schriftstellerischen Fähigkeiten entwickeln konnte, ehe er als freier Schriftsteller die volle Wucht des Daseinskampfes auf sich nahm. Obendrein geriet er bald in den Brennpunkt literarischer Kämpfe, als er eine Streitschrift gegen die geistige Vorherrschaft Berlins herausgab. Angewidert von der unvornehmen Art, in der sich seine Gegner zu Worte meldeten, zog er sich in die Stille des Thüringer Waldes zurück. Von hier aus aber drängte es ihn bald wieder zu tatkräftigem Wirken.

Er kehrte zurück in seine elsässische Heimat und wurde in Straßburg der Anreger jener Bewegung, die man mit Heimatkunst zu bezeichnen pflegt, von der er sich jedoch bald wieder trennte, da sie ein allzu breites Feld für üppig wuchernden Dilettantismus zu werden drohte. 1917 siedelte Lienhard nach Weimar über, um im Herzen Deutschlands und in der Mitte Europas günstigeres Ackerland zu finden für die Saat, die er zu streuen gedachte. Nach dem Tode des Freiherrn von Grotthuß übernahm er an dessen Stelle die Leitung des „Fürmers“, an dem er seit der Gründung schon mitarbeitete. In diese Zeit fällt seine späte Heirat, die ihm endlich das ersehnte Heim bringt. Den äußeren Höhepunkt seines Erfolges bedeuteten wohl die im Harzer Bergtheater zu Thale auf dem Herentanzplatz veranstalteten Lienhard-Festspiele, die Dr. Konrad Dürre im Verein mit zahlreichen Freunden des Dichters zur Feier seines 60. Geburtstages durchführte. Nach diesen Tagen rauschender Feste kamen stillere Jahre, die schon unter den Vorzeichen beginnender Krankheit standen. Hatte er noch zu jenem Geburtstag eine nachdenkliche Rückschau gehalten, die ihren Niederschlag fand in dem Aufsatz „Auf herbstlichem Hügel“, so fühlte er mehr und mehr seine Kräfte schwinden. In dieser Zeit empfand er äußerst schmerzlich den Verlust seiner Vogesenheimat, die er als deutschgesinnter Elsassfässer nicht mehr wiedersehen durfte. Im Walde wurde er geboren, im Walde wollte er auch zur letzten Ruhe gebettet sein. Dieser Gedanke bewog ihn, aus dem geliebten Weimar, welches durch das Parlament und das politische Getriebe für ihn des stillen Reizes der Goethe-Stadt beraubt war, in das nahegelegene Eisenach überzusiedeln, wo er gegenüber der Wartburg auf dem Rarthäuserberg sein Altersheim errichten ließ. Zugleich legte er auch die redaktionelle Leitung des „Fürmers“ nieder, mit dem er dann nur noch als Herausgeber in Verbindung blieb. Seinen Lebensabend wollte er den in den letzten Jahren etwas zu kurz gekommenen Buchplänen widmen, deren Ausführung ihm aber nur teilweise vergönnt blieb.

In fünfzehn stattlichen Bänden, die der Fürmerverlag Greiner und Pfeiffer in Stuttgart herausgegeben hat, liegt das Lebenswerk Lienhards aufgeschlagen vor aller Augen. Eine kleinere Volksausgabe von vier Bänden, die im gleichen Verlag erschienen ist, bringt eine Auslese aus den wichtigsten Werken des Dichters. Große Auflagen wurden von seinen Büchern gedruckt. Börries von Münchhausen sprach einmal im „Fürmer“ den Gedanken aus, man müsse eine Literaturgeschichte nach Auflageziffern schreiben, das heißt nach der tatsächlichen Wirkung, die von dem Geistesgeschaffen eines Dichters auf seine Zeit und sein Volk ausgegangen ist. Man mag darüber denken, wie man will, das eine ist gewiß, daß eine höchst wichtige und bisher völlig unbeachtete Seite kulturellen Geschehens aufgezeigt würde. Bei einer solchen Betrachtung würde der Lebensarbeit Lienhards weit mehr Gerechtigkeit widerfahren, als ihr von seiten der jüngsten Literaturwissenschaft geschehen ist. Allerbinge bedeutete Lienhard Literatur nichts, flutendes Leben alles. Deshalb wollte er in seinen Werken hinführen zu den sprudelnden Quellen, die aus den Schöpfungen der großen Meister entspringen. Er wollte, daß der Dichter gelesen werde, nicht, was über ihn geschrieben wurde. Diese frühe Erkenntnis war ihm auch Antrieb zu eigenem Schaffen, welches ihn mit seinem ersten großen Roman, dem „Oberlin“, im Jahre 1910 weiten Kreisen bekannt machte. Von seinen erzählenden Werken seien hier noch genannt: Wasgawfahrten, Thüringer Tagebuch, Der Spielmann, Westmark und Der Einsiedler und sein Volk.

In seinen „Wegen nach Weimar“ spürte Lienhard mit der Kunst des Forschers und mit der Hingabe des Gläubigen die Pfade auf, die von Heinrich von Stein, dem Typus des ideal gesinnten deutschen Gelehrten, über Emerson, Shakespeare, Homer, Hölderlin, Friedrich den Großen, Kant, Herder, Jean Paul zu den Gipfelpunkten Schiller und Goethe geleiten. Die Herausarbeitung dieser idealistischen Linie in der Weltliteratur bedeutet eine geistesgeschichtliche Tat. Der Begriff des klassischen Weimar wird losgelöst aus seiner Gebundenheit an Ort und Zeit und lebt auf zum Symbol, zu einem Vermächtnis, welches in den Herzen strebender Menschen zu einer lebendigen Kraft wird.

Lienhards „Meister der Menschheit“ zeigt die vollendete Prägung seiner Welt- und Lebens-

anschauung, die mit den drei Worten Akropolis, Golgatha, Wartburg programmatisch gekennzeichnet ist.

Jene hohen Ideale, die Lienhard in seinen Bekenntnisbüchern aufzeigt, leuchten auch aus dem gesamten Schrifttum auf, welches er uns hinterläßt. Seine Dramen atmen eine Luft der Reinheit, wie sie heute nicht mehr gewünscht wird von den meisten großstädtischen Bühnen. Deshalb bekommt man sie selten zu Gesicht, obwohl in ihnen Schönheiten und dichterische Schätze verborgen liegen, die es wert sind, gehoben zu werden. Hätte man Lienhard's Bühnenwerke öfter aufgeführt, so wäre bühnentechnisch dem Dichter gewiß manche Verbesserung gelungen. Daß die Dramen Lienhard's zu großartigen Bühnenwirkungen vortrefflich geeignet sind, beweisen die Aufführungen in Thale, wo sie großen Zuspruch fanden. Wir nennen hier die wichtigsten Werke: Till Eulenspiegel, Münchhausen, Gottfried von Straßburg, König Arthur, Wieland der Schmied sowie die Wartburg-Trilogie (Heinrich von Ofterdingen, Die heilige Elisabeth und Luther auf der Wartburg). — Lienhard's Lyrik zeigt seine Verwurzelung auf der Scholle und sein Hinschauen zu den Sternen. Der Zauber echter Poesie weht aus seinen Gedichten, vor allem aus jenen, die der Heimat gelten. Und wen ergreift nicht der schlichte Ton des einfachen Gedichtes, Märlieb übergeschrieben, worin es heißt:

Es ist ein Halmegittern,
Soweit man laufen kann —
Es singt aus Rertergittern
Der unglücklichste Mann.

Lienhard weilt nicht mehr unter uns. Sein Leben ist erfüllt, aber noch lange nicht seine Aufgabe. Andere Schultern müssen sie tragen und ihr dienen. Dieser Zeit der Entgeistigung auf allen Lebensgebieten muß notwendigerweise eine seelische Renaissance folgen. Wer die Augen wach und offen hält, dem zeigen sich schon die jungen Frühlingsknospen. In einer Zeit erhöhten Selbstgeistes wird man klar erkennen, was Männer wie Friedrich Lienhard für ihr Volk und Vaterland bedeuten.

Carl August Walther

Die rote Grütze

Ein Scherzgedicht Friedrich Lienhard's

Lienhard der Schriftsteller und Lienhard der Mensch sind eins. Denn der tapfere Bekenner gab sich auch in seinen Werken nie anders, als er war.

Wohl aber kam nicht alles, was in ihm webte, in seiner Dichtung gleichmäßig zum Ausdruck. So trug er zum Beispiel starkes Lebensbegehren in sich und fröhlichen Humor, gleichwohl sind „die Schildbürger“ sein einziges vergnügtes Buch.

Im Umgang hingegen neigte er zu Plausch und Spaß, wobei die angestammte elsässische Mundart allemal wärmend und treuherzig durchbrach. Manch lustig Stüdelein soll unvergessen sein, um auch den scherzhaften Lienhard wach zu halten im Andenken der Nachwelt. Für heute nur eins.

Vor mehr als zwanzig Jahren verbrachte ich mit meiner Familie den Sommerurlaub auf Borkum. Lienhard kam auch, und wir wohnten zusammen. Da anderswo kein Raum in der Herberge blieb, beim alten Reinder Jan Aggen in dessen bescheidenem Schifferhäuschen auf der Süderstraße. Allein es war gemütlich dort, und der ehrwürdige Seebär, der 58 Jahre hinter dem Mast gefahren, fünfmal um die Welt gekommen und in allen Erdteilen heimisch gewesen, hat es uns mit seiner schlichten Puritanerfrömmigkeit derart angetan, daß wir auch in späteren Jahren immer wieder seine Roje belegten.

Damals war es, als mir Lienhard Freund wurde. Ich denke daher mit großer Dankbarkeit an die dort im täglichen Verkehr mit dem Dichter verbrachten Wochen zurück. Auf Vortum hat er mir den Plan seines „Oberlin“ dargelegt und wir sind darüber im Strandjelt herzlich eingeregnet, da Lienhard beim Erzählen, ich beim Zuhören alles um uns her vergessen hatten.

Das Mittagbrot nahmen wir im Gasthaus; Frühstück wie Abendimbisß jedoch auf der angebauten Glasveranda unseres Heims. Dem See pflegte meine Frau dann des öfteren eine leicht herstellbare Süßspeise beizufügen und diese gab denn auch Anlaß zu dem, was ich mitteilen will.

Lienhard rauchte nicht, war daher, wie das meist so zusammentrifft, ein Verehrer alles Zudeckbäckereiwesens. Zum Nachmittagskaffee liebte er es, meinen jüngeren Sohn in die Konditorei mitzunehmen und bis an den Hals zu füttern. Einmal gelang es ihm dabei sogar, die Grenzen von dessen nicht unbeträchtlicher Leistungsfähigkeit festzustellen. Denn nach allerlei Mohnküssen, Schillerlocken, Fruchtörtchen mit Schlagahne mußte der zwölfjährige Stopfstuchen vor dem allerletzten Resthäppchen auf dem Teller mit einem geäußerten: „Nun kann ich aber ganz wirklich nicht mehr“ doch noch den Löffel strecken. Das hat Lienhard ausbündigen Spaß gemacht und bis ans Lebensende nannte er sein Versuchslinchen, das jetzt einer ländlichen Gemeinde als würdiger Pfarrherr vorsteht, bald den Konditorei- und bald den Rannichtmehr-Hans.

Aus launigen Erörterungen über Flammeri und Pudding erfuhr meine Frau, daß der Dichter insonderheit der roten Grütze zugetan sei. Das war ihr Ansporn, gleich zum nächsten Abend diese köstliche Erfindung des Nordgermanentums als Nachtsisch aufzutragen.

Nun traf es sich leider, daß gerade diesmal Lienhard aus unvorhergesehenem Grunde zum Abend ausblieb. Was war zu machen? Nichts, als daß man ihm einen tiefen Teller ins Zimmer stellte, auf dem sich aus der vanillebüßtigen Cremeflut des Beigusses ein ertledlicher Berg des himbeervergünstigten Lederbissens türmte. Er hat den Heimkehrenden angenehm überrascht und erfüllte in später Abendstunde noch seinen genussreichen Daseinszweck.

Am nächsten Morgen aber schon fand meine Frau auf ihrem Frühstückstisch ein Briefchen und in ihm folgendes launige Scherzgedicht:

„Meine gnädige Frau! Sie reichten mir dar
Ein rotgebundenes Exemplar
Ihres neuesten Wertes: ‚Die rote Grütze‘;
Ich neige mich tief und ziehe die Mütze.
Es hat mich gelabt, es hat mich beglückt,
Ich bin von Ihrem Werk entzückt.
Meine gnädige Frau! Damit gaben Sie
Die Praxis zu der Theorie.
Denn während wir Männer vom Verfemachen,
Von Idealismus und anderen Sachen
Verständnisvoll sprechen, setzen Sie stumm
Den Idealismus in Taten um
Und machen sich mit Anmut nütze
Als Dichterin der ‚roten Grütze‘.
Gern war ich Leser und Rezensent:
Fahren Sie fort, Sie haben Talent!“

Zu den Lienhard-Zeichen des Grals und des Rosenkreuzes war seitdem für unseren Hausgebrauch die rote Grütze als esoterisches Sonderhsymbol getreten. Unfehlbar, wie in der englischen Familie zur Weihnacht der Plumpudding, erschien sie als Magenschluck, so oft der Dichter als Gast bei uns einkehrte. Und immer wurde sie nicht nur verständnisinnig begrüßt, sachkundig gewürdigt und gelobt; sie weckte auch heitere Erinnerungen an eine köstliche Zeit. Ach, daß es nun damit vorbei ist!

Fritz Hartmann

Leben und Werk von Heinrich Sohnrey

Versuch einer Würdigung zu seinem 70. Geburtstag am 19. Juni 1929

So könnte man sich Heinrich Sohnrey an seinem Geburtstag denken: daß er von seinem schönen Heim in Berlin-Steglitz dem Stadttinnern zustrebe und daß hier und dort jemand stehen bliebe, dieser rüstigen, durchaus deutsch-bäuerlichen, wesenhaft gefunden und frischen Gestalt mit dem schwarzen Schlapphut froh bewundernd nachzusehen. Und im verwirrenden Gewühl der Großstadt würden ihm Männer und Frauen aus dem ganzen Reich begegnen, Persönlichkeiten von klarer überlegener Ruhe, die ihn, gleicherweise in herzlichem Guttrauen wie in edler Hochachtung, als ihren Sohnrey erkennen, rufen und begrüßen würden.

Aber auch so könnte es geschehen: daß der Herr Professor Dr. Dr. h. o. an seinem 70. Geburtstag heimkehren würde in das Dorf seiner Jugend, daß der Schulmeister mit den Kindern unter grüner Ehrenpforte stehen würde, ihn mit einem Volkslied herzlich zu begrüßen. Eine große Freifestunde für Schule und Dorf mit buntstrahlenden Wiesenblumensträußen, lieben Reden, fröhlichen Liedern, mit eitel Stolz und Freude würde folgen. Und da wäre es möglich, daß, wenn aller Krubel und Jubel ein wenig vorüber, der so Geehrte heimlich beiseite schleichen und in irgendeine Dorfstube eintreten würde, um wie einst vor fünfzig Jahren zu sagen: „So, nun bin ich da. Erzählt Sagen, Kinder!“

Und noch ein Bild möchte ich malen: Da steht der Greis, dem wir in seiner Rüstigkeit bestimmt nicht mehr als 60 geben, etwa auf dem Alt-Reddevitzer Hödt. Die Insel Wilm brennt mit ihren Umrissen in der Abendsonne. Die braune Mühle auf dem Hügel ist eingeschlafen. Aus den Lupinen kommt ein süßer Duft. Sohnrey aber sieht weit hinaus auf das beglänzte Meer, die Sehnsucht eines ewig Jungen im Herzen. Da wendet er sich ganz plötzlich zum alten Wirt und fröhlich von der Strandburg: „Du, Wilhelm, weißt du wohl, daß der Wind im Kornfeld anders rauscht als im Gerstenfeld?“

Diese Frage könnte überhaupt ein Schlüssel zu Sohnreys Leben und Werk sein.

Das Leben begann in armen kleinen Dorfverhältnissen im Weserland, südlich von Göttingen. Aber gerade die heimatliche Enge ließ dem Jungen sein Dorf als eine reiche und auch glückliche Welt lebendig werden. „Die Leute aus der Lindenhütte“ wissen davon so schön zu erzählen, daß die beiden Bände „Friedesinschens Lebenslauf“ und „Hütte und Schloß“ mit Recht zu den meist gelesenen Büchern auf dem Lande und unter der deutschen Jugend überhaupt gehören. Der Weg vom Seminar zum Dorfschulhaus in der niederdeutschen Heide, zur Universität in Göttingen, ja bis zur Redaktionsstube in Freiburg war dann und dabei nichts anderes als ein zielbewusster Weg zum Herzen des Volkes. Sitte, Brauch und Sage waren ihm im Blut und Geschlecht zu eigen. Die stetig wachsende, vertiefende Verwurzelung mit beiden wurde ihm naturnotwendig innerstes Gebot. Mitleid und Sehnsucht bereiteten den großen Ausbruch dieser jungen bilbervollen Seele vor. Dann ward das ganze Leben, immer erdbeständig und gottverbunden, ein einziges Entfalten und Gestalten, Streben und Vollenben.

Die Aufzählerei „Der Zug vom Lande und die soziale Revolution“ aus dem Jahre 1894 ist der Beginn der einen Lebensrichtung, in deren Konsequenz die Gründungen der Zeitschrift „Das Land“ und des „Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrt und Heimatpflege“ liegen. Ob das Landvolk selbst schon heute die ungemessene Bedeutung Sohnreys in der Sorge um die Zukunft unseres Volkes aus der Bewahrung ländlicher Eigenart erkennt und voll würdigt, bleibe dahingestellt. Bestimmt ist, daß seiner Bewegung in ausdrücklicher Anerkennung ihrer Bedeutung hochangesehene Frauen und Männer im ganzen Reiche mit ebenso viel liebender Begeisterung als ernstestem Verantwortungsgefühl dienen. Mag sich Sohnrey von diesem Arbeitsfeld in den letzten Jahren auch zurückgezogen haben, um seinen dichterischen Neigungen

ungehindert nachkommen zu können, so verfolgt er doch die Auswirkungen seiner Ideen dauernd und prägt zur rechten Stunde ein gutes richtungsgebendes Wort. So sieht er heute mit viel Sorge den Grundgedanken der Wohlfahrtspflege durch allzu beflissenes Fürsorgewesen vielfach verschüttet, und es gibt zu denken, wenn er nachdenklich und eindringlich sagt: „Man soll den Leuten nicht den reifen Weizen, sondern Ader und Pflug in die Hand geben!“ Arbeit und Selbsthilfe sind die Fundamente der Wohlfahrtspflege in seinem Sinne.

Er selbst zieht immer wieder seine Furchen in der Zeiten Ader, und was da um ihn leimt und wächst und treibt, erntet er als gute Frucht. Aus der Erde kommt ihm alles. Sein Wert wächst wie der Baum. Immer tiefer graben sich die Wurzeln in das braune, gute, sonnen-burchwärmte Reich. Hochauf ragt der Stamm. Und eine grüne, blühende Krone greift vielverzweigt in die blauen Bezirke des Himmels. Licht aus Sonne und Sternen ist darinnen und Gottes gutes Herz.

Das macht Sohntrey in seinem Wert zum Volksdichter. Der steht mit seinen im Volkstum wurzelnden, starken Romanen „Der Bruderhof“, „Philipp Dubentropps Heimkehr“, mit seinen Dramen „Die Dorfmusikanten“, „Düwels“, und mit seinen ganz einzigartig köstlichen Dorfgeschichten „Im grünen Klee, im weißen Schnee“ so natürlich im Volk, wie der Lindenbaum im Dorfe. Er ist ein Priester voller Hoheit und Würde und entläßt zugleich einen Schwarm von zwitschernden, fröhlichen Vögeln vom Geniste seines Herzens, etwa in den Geschichten, Schnurren und Schnaten „Das lachende Dorf“, in den Volksbildern „Die Sollinger“ und „Tschiff, tschaff, toho!“ in dem Knabenbuch „Der Hirschreiter“, in den Geschichten „Vom schwarzbraunen Mädelein“ und „Grete Lenz“. Deutsche Innigkeit und deutscher Humor sind bei ihm wirklich ein Herz und eine Seele, und etwas Volksliedhaftes umweht sein Schaffen immer wieder. Wie ernst ihm das alles ist, beweist er in dem an Zeit und Volk gegebenen kleinen Spruch:

„Gib deinem Kind ein gutes Buch:
Ein gutes Buch macht gut und klug.
Ein gutes Buch ist Sonnenschein,
Der tief sich legt ins Herz hinein,
Ist Samen auf ein Blumenbeet,
Darüber Gottes Odem weht!“

Mir scheint, als sei in den letzten beiden Zeilen auch etwas vom tieferen Sinn der Sendung Sohntreys für sein Volk eingeschlossen. Nur daß unser im Geist so zerschlagenes Deutschland noch kein Garten wieder ist. Erst ein Beet. Aber gewiß ist er ein treuer Gärtner gewesen, und gute Saat hat er verstreut. Wenn wir nur in seinem Wert den Atem Gottes in uns aufnehmen, dann schafft das ein Stück von dem Himmel blühender Freude über uns und in uns, in dem Sohntrey vom Berg seines Wertes und Lebens die deutsche Heimat als das neue, gelobte Land zu erkennen vermag.

Max Zeibig, Bauen

Marie Diers

Im Schrifttum der Gegenwart sehen wir zweierlei: Hohlheit und Kraft. Gegenüber der Hohlheit, die durch eine schreiende Kellame scheinbar zur Herrschaft hinaufgepeitscht ist, und die sich überall vordrängt, dürfen wir die Kraft nicht gar so gering anschlagen, wie das oft geschieht. Denn es sprechen genug Zeichen dafür, daß diese Hohlheit an sich selber zugrunde geht, weil sie volksfremd und darum wurzellos ist. Wo sind denn alle die Namen der Jahrhundertwende geblieben? Sie sind verschollen, und ihre Werke folgen ihnen nur insofern nach, als die „Moderne“ noch immer in ihren Spuren wandelt, genau die gleichen Sexual- und Psychologie-Probleme wie damals, nur noch durch größeren Schmutz wälzt und noch immer die tiefe Wandlung deut-

schen Geisteslebens in dem donnernden Geschehen der letzten zwanzig Jahre nicht zu begreifen vermocht hat. Die „moderne“ Literatur der Gegenwart ist nicht modern, weil sie nichts Neues bringt. Hinter ihrer Fassade verbirgt sich die Müdigkeit des Alters.

Aber das deutsche Schrifttum der Gegenwart atmet Kraft. Es sind nicht nur die Jungen, die aus dem Kriegserlebnis schöpfen, es sind auch viele Alte, die von deutscher Kultur und Kraft zeugen in ihren Werken. Die Alten, die mit Zeit und Vult hineingingen in die geistigen Tiefen der Gegenwart, in denen das Feuer neuen Werdens glüht. Die Alten, die nicht vergaßen, daß Kunst ohne Blut und Boden nicht Kunst, sondern nur Handwerk sein kann.

Zu ihnen gehört Marie Diers, die 62jährige. In keinem ihrer Bücher kommt sie los von der Heimat, von den Seen Mecklenburgs, an deren Ufer sie ihre Kindheit als Tochter eines kernfesten Lutherstreiters, des Pastors Vinde in Schwarz und später Riewe bei Röbbel verlebte. Irgendwie stehen alle ihre Menschen in dem Heimatbilde ihrer Kindheit. Nicht als ob sie Abklatsch wären, dazu ist die Phantasie dieser Menschen- und Schicksalsgestalterin viel zu flügelbreit und himmelstürmend. Aber das Herz hat hier seine Wurzeln, und darum läuten seine Schläge Kraft.

In dieser Verwurzelung mit Heimat und Volkstum liegt auch das Geheimnis der steten künstlerischen Aufwärtsentwicklung. Das ganze, reiche Schaffen der Schriftstellerin geht in einer einzigen Kurve nach oben. Um 1900 erobert sich Marie Diers die Öffentlichkeit mit den „Modernen Nomaden“, den „Kindern von Hedenbamm“, dem „Spießbürger“ — welche gewaltige Spanne ist es von dort bis zu den einzigartigen Werken der ersten Nachkriegszeit: den „Männern von Ovel“, der „Doktorin vom Bullenberg“, der „Stiefmutter der Snittewinds“. Hier sind, wenn auch teils im historischen Gewande, neue Probleme angepackt, die die Zeit gebär, Probleme des Menschentums im Kampf um seine Würde und um seine Sendung. „Nur wer den Sturm erlebt, der hat gelebt“, schreibt Marie Diers gern als Widmung in ein Buch — sie hat den Sturm erlebt in ihrem eigenen Werden und Schaffen und hat in ihren Werken seinem Walten die Stille der Bestimmung nachfolgen lassen.

Als Deutschland zitterte unter der Schande an Ruhr und Rhein, ist sie hingefahren ins besetzte Gebiet und hat unter drohender Verfolgung und Verhaftung dort ihr heldisches Buch „Franzosen im Land“ geschrieben. Und als sie zurückkam und vieles an deutschen Hoffnungen zerbrochen war, da schenkte sie uns ihr schönes Schillbuch „Lat di nich ümsmieten“.

Es haben sich ja doch viele umschmeißen lassen vor Müdigkeit und Unlust und Ratlosigkeit und Verzweiflung, Marie Diers nicht. Ihre Kurve führte weiter aufwärts. Am Ende des letzten Jahres lagen fast zu gleicher Zeit drei neue Bücher von ihr auf dem Tisch, alle drei zeugen der Kraft: „Die wandernden Herzen von Löfeland“ (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg), „Die Walsentinder von Böteler“ (Max Seyfert, Dresden) und „Der Teufelspate“ (Bertelsmann, Gütersloh). Der Name Marie Diers ist in den letzten Jahren und besonders seit den jüngsten Neuerscheinungen so oft durch die ganze deutsche Presse gegangen, daß über die Bücher selber weniger zu sagen bleibt als über ihre literarische und kulturelle Bedeutung im deutschen Schrifttum der Gegenwart.

Und da läßt es sich nicht verhehlen, daß diesem Schrifttum von einer Frau gerade die Werte für die Gegenwart in reicher Fülle gegeben wurden, die sonst nur sparsam in das Schaffen unserer Tage eingestreut sind: die aufgelöste Problematik des schlichten Menschentums. Das Leben ist nicht einfach, auch in den Romanen von Marie Diers nicht, und in Formeln läßt es sich in seiner Wirklichkeit wie in seinem Bilde nicht zwingen. Aber dennoch löst es sich aus tausend Wirren und Willküren zu seiner Bestimmung als Gottesgeschenk an die Menschen. Wie wundervoll erleben wir diese innere Schlichtheit in den vom Verlag Max Seyfert kürzlich wieder neu aufgelegten „Briefen des alten Josias Röppen“, bei deren Erscheinen das „Dasein“ urteilte: „Wenn die Kunst, mit geringsten Mitteln die größten Wirkungen zu erzielen, als die Meisterei gepriesen wird, so steht Marie Diers von nun an unter den Meisterinnen, denn selten sind die Fußspuren des lebendigen Gottes auf einem Lebenswege mit eindringlicherer Kraft und

kürzeren Worten gezeigt worden als in diesen Briefen.“ In ganz großer Wucht erleben wir die gleichen „Fußspuren des lebendigen Gottes“ wieder in dem jüngsten Werk, auf dem Lebenswege des „Teufelspaten“.

Es ist eine große Kunst, die in den Werken Marie Diers ihre Schwingen breitet. Es ist die Kunst, die Antwort gibt, weil sie in einer Weltanschauung wurzelt, die leitet, ohne zu führen, und führt, ohne zu leiten.

Die Lesergemeinde der Schriftstellerin ist nicht klein. Die Fürmerleser wissen darum, denn auch hier hat Marie Diers' Kunst und Urteil früher oftmals gesprochen. Ihre Gemeinde wächst mit jedem neuen Werk. Und es sind wohl bald soviele Bücher wie Lebensjahre an diesem 10. Juni ins Land gegangen, an dem Marie Diers 62 Jahre alt wird. Aber sie ist noch nicht müde, immer neue Pläne liegen vor ihr, schon wieder sitzt sie über einer neuen Arbeit in ihrem kleinen Häuschen in Sachsenhausen bei Berlin.

Arbeit ist ihr Dienst an Volk und Land. Kraft gegen Hohlheit zu setzen ihre zwangsläufige Tendenz, die naturgemäß aus ihrer Weltanschauung wächst, ohne als Tendenz gefühlt zu werden. Darum ist ihr Werk gesundes Vollkornbrot gegen den geschlagenen Schaum der Hohlheit. Und wenn wir, wie von vielem andern, auch vom Schaffen dieser deutschen Frau sagen können: Ein „Teufelspate“ wiegt ein Schod des „modernen“ literarischen Teufelspats auf, dann braucht uns um die deutsche Kultur nicht gerade bange zu sein, wenn wir ihrem armseligen Negativismus den Positivismus deutscher Kulturkraft kampffroh entgegensetzen!

Dr. Will Oeder

Über Briefe und Gedenkbücher von Lebendigen und Toten

Unendlich, immer wieder neu, unerschöpflich ist äußeres und inneres menschliches Leben in seiner Fülle und Mannigfaltigkeit. Wer es nicht schon aus eigener, täglicher Erfahrung weiß, kann es so recht in der Beschäftigung mit der immer wachsenden Literatur der Erinnerungswerte lernen, der Briefsammlungen und der Lebensbilder, in denen mehr oder minder bedeutende Menschen der Vergangenheit und der Gegenwart sich selbst und ihre Umwelt darstellen oder aus der Schau eines andern dargestellt werden. Es gibt keine Formel, die das bunte Vielerlei der Charaktere und Schicksale vereinfacht und vereinheitlicht. Immer wieder überrascht im Alten das Neue, im Neuen das Alte und offenbart sich der Reiz geheimnisvoller Besonderheit. Wer sich bestrebt, einen Überblick über solche Zeugnisse eigenen oder fremden Daseins zu geben, muß sich denn auch damit begnügen, den reichen Stoff nach äußerlichen und oft zufälligen Gesichtspunkten zu ordnen und anschaulich zu machen, statt seine anziehende Vielgestaltigkeit unter einen Generalnenner zu zwingen.

Die Briefe, die der schwäbische Lyriker, Arzt und Geisterbeschwörer Justinus Kerner mit seiner Landsmännin, der Erzählerin Ottilie Wilbermuth, wechselte, sind von mir vor Jahresfrist in diesen Blättern (30. Jahrg., Heft 7, S. 52) gewürdigt worden. „Justinus Kerner und sein Münchner Freundeskreis“ betitelt sich eine Briefsammlung, die Franz Vocel, der Enkel des bekannten Zeichners und Dichters gleichen Namens (im Insel-Verlag, Leipzig) herausgebracht hat. Schon Goebede hat die überaus zahlreichen Briefe Kerners als dessen „reichste Hinterlassenschaft“ bezeichnet. Im regen Gedanken- und Gefühlsaustausch mit Ludwig I. und dem Prinzen Albrecht von Bayern, mit dem Grafen Wilhelm von Württemberg, dem Bruder des frühverstorbenen, begabten Alexander, mit Heinrich Breslau, Vocel, Ringsels, Geibel u. a. zeichnet sich der biedere, lebenswerte Justinus im Adel seines kindlichen Poetengemüts ab:

schalthaft inmitten seines körperlichen Ungemachs, manchmal allzu weichmütig, immer von unerschütterlicher, hingebender Freundestreue durchleuchtet. Unter den Bildbeigaben fehlen seine köstlichen „Tintensaubilder“ nicht, wie er sie schwäbisch-brasilisch nennt; einem Tintenschmetterling zum Geleit schreibt er: „Meine Frau will ihn nicht abgehen lassen. Sie sagt, es wäre schrecklich, wenn meine Seele so ein wüster Schmetterling würde, als dieser einer ist. Sie hat recht, aber dieser Schmetterling hat doch in seiner Mitte einen Lichtpunkt. Wenn meine Seele nur diesen nach dem Tode hat und nicht ganz schwarz ist.“ Seine Seele hatte, wir wissen es, der Lichtpunkte ungleich mehr. Sie strahlen in seinen Liebern und glänzen herzerwärmend auch aus diesen neuen Briefen. Rührend ist Kernalers Unvermögen, zu den auch seine Heimat aufwühlenden politischen Vorgängen der 48er Jahre eine andere als rein private Stellung zu gewinnen. Man kann ihm nur recht geben, wenn er gelegentlich bekennt: „Die Politik trieb in mir schwache Triebe, gebeiht nicht in poetischer Natur!“ Manche in das Briefbuch eingestreute Gelegenheitsreimerelen könnte man ebensowohl missen, wie einige verbitterte Ausfälle des Herausgebers in den sonst trefflichen Zusätzen . . . Wie im schwäbischen Unterland, um Weinsberg her, spukten die Geister in Westfalen. Annette von Droste-Hülshoff und ihr Freund Levin Schücking wissen davon zu erzählen. Die Briefe der beiden von 1840 bis 1846 sind, besorgt von Reinhold Conrad Muschler, in einer dritten, stark vermehrten Auflage (Verlag von Fr. Wilhelm Grunow, Leipzig) erschienen. Die eble Freundschaft der Droste und des 17 Jahre jüngeren Schücking findet eine verständnischaffende Erläuterung durch die „Briefe von Levin Schücking und Luise von Gall“, die derselbe Herausgeber (im selben Verlag) zum erstenmal veröffentlicht. Nur aus der lebhaften Schilderung Ferdinand Freiligraths und seiner Frau, mit denen sie einen „Poetensommer“ in St. Goar verleben darf, lernt die Darmstädterin Luise von Gall den „Freund Levin mit den Gespensteraugen“ kennen, der derzeit in recht unerquicklichen Verhältnissen, als Erzähler der Söhne des Fürsten Wrede, in Ellingen lebt und seinerseits von Freiligrath auf die „Gallina“ aufmerksam gemacht wird. Levin schreibt an die Unbekannte, wirbt um sie, bereit, wie Jakob um Rahel, sieben Jahre zu freien. Die schöne, einsame, sieben- undzwanzigjährige Luise, die auch selbst schon als Erzählerin hervorgetreten ist, nimmt die Werbung an. Aus einer übermütigen, abenteuerlich-romantischen Laune entspringt sich ein immer angeregter Briefwechsel. Es geschieht, wie es in einem Briefe Heubergers an Longfellow heißt: „Eines schrieb das andere um sein Herz, und sie liebten und buzten und verlobten sich, sahen sich dann vor vierzehn Tagen in Darmstadt und — sind höchst glücklich.“ Im Oktober 1845 fand die Trauung der beiden statt, die eine glückliche, nach zwölf Jahren durch den Tod Luises endigende Ehe einleitete. Mit diesem wahrhaftigen „Roman in Briefen“ ist uns ein ungewöhnlich fesselndes Lebenszeugnis geschenkt. Stärker noch als die phantasievolle, geistreiche Art des heute fast nur noch in der Literaturgeschichte lebenden Schücking spricht die seiner ungelannten Braut zu uns; die Anmut ihres feinfühlgewegten Geistes und Herzens wirkt noch so zwingend auf den heutigen Leser, daß man die unglaubliche Entwicklung dieses Verhältnisses von Spiel zu Ernst begreift. Begreiflich ist freilich auch die Sorge der Droste, als sie durch Schücking von der eigenartigen Verlobung erfährt und ihr wiederholtes Warnen vor einem unüberlegten, nicht wieder gut zu machenden Schritt. Erst wenn man die Briefe Droste-Schücking mit denen Schücking-Luise Gall zusammenhält, werden Annette v. Droste-Hülshoff und Levin Schücking in ihrem Wesen und ihrer Freundschaft ins rechte Licht gerückt — hier der jugendlich unbefümmerte, glänzend begabte, liebebeisende Mann, der in der Freundin der Mutter eine Mutter wiedergefunden hat; dort die hochsinnige, fränkliche, früh gealterte Frau, die liebt, wo sie nur Mutter sein soll und will, und das tragische Geschick solch hoffnungsloser Liebe zu meistern weiß . . .

Mit Dichterschicksalen mannigfach verknüpft sind zwei kleine Bücher, die nur empfehlend gestreift werden können. Marie Buchner, dem Freiligrathschen Hause nahe verbunden, weiß in ihrer „Familienchronik in Briefen“, betitelt „Aus Urgroßeltern Zeit“ (Verlag Eugen Salzer,

Heilbronn), allerliebste zu plaudern. Befcheiden will sie nur kleines Arabeskenwerk um die Porträte ihrer Vorfahren und vieler Vertreter der späteren Romantik, der politischen Ideen der vierziger Jahre schlingen; es gelingt ihr, zwischen Wahrheit und wahrheitsverhüllender Dichtung schwebend, uns in den Geist einer verflungenen Zeit zu bannen, „da die Menschen, trotz Krieg und Zwiespalt, sich Heiterkeit, Gelassenheit, Herzensgüte und Anspruchslosigkeit bewahrten“. — Der Schatten des Dichters Karl Immermann steht hinter den Briefen, die unter dem Titel „Eine deutsche Frau“ von Felix Wolff in Verbindung mit Walter Birnbaum (im Ernte-Verlag G. m. b. H., Hamburg) herausgegeben wurden. Nach schweren Kämpfen war die junge Marianne Niemeyer im Jahre 1839 die Gattin Immermanns geworden, den sie nach kurzer glücklicher Ehe schon im August 1840 wieder verlieren sollte. Das innige Zusammenleben mit dem Dichter hat in der mit zwanzig Jahren Verwitweten geistige Kräfte zur Entwicklung gebracht, die dauernd nachwirkten; eine zweite harmonische Ehe verband sie später mit ihrem Onkel Guido Wolff. Wie das früher erschienene Buch „Marianne Wolff, geb. Niemeyer, die Witwe Karl Immermanns“, zeigen die jetzt vorliegenden Briefe an einen englischen Freund, den tüchtigen Kaufmann und weitblickenden Volksfreund Henry Sharpe, die Jahre 1850 bis 1863 umfassend, das Bild einer Frau von selbständigem Wuchs und nicht alltäglichen Gaben. — Anna von Sydow, die uns den unermesslichen Schatz der Briefe Wilhelms und Carolinens von Humboldt erschlossen und das weitverbreitete Lebensbild ihrer Großmutter „Gabriele von Bülow“ geschaffen hat, läßt in einem neuen Werk „Gabriele von Bülows Töchter“ (Koepler & Amelang, Leipzig) das Leben der fünf Enkelinnen Wilhelm von Humboldts, aus Briefen und Tagebüchern gestaltet, an uns vorüberziehen und gibt in der Abwandlung des Schicksals einer bedeutenden Familie einen Beitrag zur Geschichte der Sitten und Anschauungen, der sich über ein ganzes Jahrhundert hindehnt. — Ein nach Inhalt und Ausstattung ebenbürtiges „Lebensbild in Briefen“ verdient hier angeschlossen zu werden: das in neunter Auflage erschienene Werk „Helene Marie von Rügelen“ (herausgegeben von ihren Enkelinnen A. und E. von Rügelen, Chr. Belfer A.-G., Stuttgart), das im Bild der Mutter des „alten Mannes“ den Kreis der Familienerinnerungen des Hauses von Rügelen schließt.

Von Humboldt und Rügelen, nicht weniger aber von dem Nachromantiker Schüding und der religiösen Lyrikerin Drostle zu dem Einsamen aus Wesselsburen, Friedrich Hebbel, ist ein weiter Weg. „Elise Lensing, Briefe an Friedrich und Christine Hebbel“ (vgl. Dezemberheft des „Fürners“, 1928, Seite 209) nennt sich eine Sammlung, die Rudolf Karbel, Archivar am Hebbelmuseum in Wesselsburen, im Auftrage dieses Museums herausgegeben hat (B. Behrs Verlag, Friedrich Febberßen, Berlin und Leipzig). „Du bist nicht die erste an Schönheit und Jugend, aber du bist in deiner grenzenlosen Liebe und Hingebung das einzige weibliche Wesen auf Erden, welches mich noch mit Glück und Freude zusammenknüpfen kann“ — in diesen Worten, die Hebbel aus Heidelberg 1836 in seinem ersten Brief an Elise Lensing schrieb, ist alles enthalten, was ihm diese Frau für ein Jahrzehnt schwersten Lebens bedeutete. In seinem Tagebuch ist zu lesen, daß „vor vollständiger Vorlegung der Aktenstücke“ sein Verhältnis zu Elise „vielleicht von keinem Menschen richtig beurteilt werden“ könne. Die gemeinte „richtige Beurteilung“ wird uns wohl für immer versagt bleiben, denn ein wichtigstes Aktenstück — die Briefe Elisens aus der Zeit ihrer innigsten Beziehungen zu dem Dichter — ist nicht mehr vorhanden; es fehlen auch Tagebucheinträge und Briefe Hebbels, die Bamberg bei der Herausgabe seinerzeit vernichtet hat. In der Wahl zwischen geistiger Selbstbehauptung und der sittlichen Verpflichtung, die ihm die Gewissensehe mit Elise auferlegte, hat sich Hebbel für die ihm höhere Forderung der Selbstbehauptung entschieden, hat die Wiener Schauspielerinnen Christine Engghaus geheiratet, Elise und sein Kind von ihr verlassen. Gewiß ist die gewählte Selbstbehauptung als eine tragische Notwendigkeit zu achten. Unnötig aber erscheint es, wie Karbel tut, nun auch, gleichsam zur Entlastung des Dichters, bei Elise in einem „Zuwiel an Hingabe und Opfer“, einem „Mangel an gestaltender Kraft“ eine „Schuld“ Elisens und gar „im Sinne von Hebbels tragi-



Im Sturm

Ernst Müller

(Kunstbeigabe zum Turner)

Digitized by Google

scher Theorie“ zu konstruieren. Wann gab es je ein Zuviel an Hingabe und Opfer für eine liebende Frau? . . . In den zum erstenmal mitgeteilten Briefen Elises an Hebbel und seine Frau aus den Jahren 1847 bis 1854 zeigt sich Elise Lensing, der die Pflege von Christinens Sohn Karl anvertraut war, in besorgter Mütterlichkeit, gemütvoll, im Eifer der Erziehung die frühere Lehrerin nicht verleugnend, ihr eigenes Ich dem Wohl der Freunde unterordnend. Hinaus über den Grundzug ihres Wesens, ihre schlichte, rührende Hingebungsfähigkeit, sagen sie nichts Überwältigend Neues. Ob sie eine mehr oder weniger „gebildete“ Frau war, tut nichts mehr zur Sache. Sie bedarf keiner noch so wohlgemeinten „Rettungen“.

Zeitlich näher als die bisher genannten Bücher stehen uns die dreier Dichter, die von ihrer Jugend erzählen. Kurz vor seinem Tode schrieb der Schweizer Dichter Heinrich Federer jene beschaulich-reifen Jugenderinnerungen „Am Fenster“, die ich im „Türmer“ (30. Jahrg., Heft 7, S. 53) anzeigen konnte. Unter dem Titel „Aus jungen Tagen“ (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin) sind wenige nachgelassene Fortsetzungs-Kapitel mit einigen, im gleichen Lebensalter spielenden Erzählungen und frühen Gedichten vereinigt. In einem nachdenklichen Stück „Die große deutsche Orgel“ heißt es: „Französisch klingt wie ein elegantes Streichorchester, Italien hat mehr Cello dabel und sonores Blech. Aber die deutsche Sprache ist Orgelspiel“. All die innigen, das Herz ergreifenden und erquickenden Töne, die Federer selbst der geliebten, großen Orgel abgewann — sie werden noch einmal wehmütig wach in diesem Abschiedsgruß . . . „Musik der Kindheit“ nennt der österreichische Dramatiker und Lyriker Anton Wildgans seine Erinnerungen aus der Knabenzeit (L. Staackmann, Verlag, Leipzig) und fügt unter dem Titel „Ein Heimatbuch aus Wien“ hinzu. Tief erfülltes, ernstes und froh beglückendes Kindheitsleben entfaltet sich auf dem Boden des Wiens der achtziger und neunziger Jahre, bis es im Angesicht des Todes, den eine schwere Erkrankung herabbannt, in dichterischer Verklärung ausklingt und in trösig-weiße Mannheit hinüberschwingt . . . In einem stattlichen Band „Aus der Jugendzeit“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) hebt Rudolf Presber aus seinem bunten und reichen Leben eines Sechzigers zu erzählen an und darf, dank seiner frischen, fröhlichen, freimütigen Natur, vieler dankbarer Leser gewiß sein. Das Frankfurter Elternhaus, die Karlsruher Schuljahre, die Heidelberger Studentenzeit, eine Fülle mit offenem Blick und gütigem Herzen festgehaltener Gestalten gleiten vorüber im Reigen einer sorglosen Jugendfahrt, die aus fernher Vortriebszeit wie ein Märchen herüberschimmert.

Angeichts der großen Zahl von Denkwürdigkeiten aller Art, die in die verschiedensten Gebiete praktischer, gelehrter, künstlerischer Betätigung hineinreichen, heißt es der Lockung zum Verweilen widerstehen, sich da und dort auf kurze Hinweise beschränken. Mit Freuden wird jeder Tierfreund die neue, wohlfeile Ausgabe von Carl Hagenbeds trefflichem Buch „Von Tieren und Menschen“ (Paul List, Verlag, Leipzig) begrüßen. Diese Erlebnisse des „alten Hagenbeds“ mit seinen Schülern, seine Erfahrungen über Tierfang, Völkerschaustellungen, Tierhandel und Tierdressur können vor nicht genug junge und alte Augen kommen. — Ergötzlich und belehrend plaudert die Schauspielerin Olga Henckes-Langer über ihre „Lebensreise im Romöbblantenwagen“ (Georg Müller, München); was sie ihren Söhnen „zu Gedächtnis und Warnung“ niedergeschrieben hat, wirft allerhand Lichter auch auf die Leiden und Freuden der Kleineren und Kleinsten der Mimenkunst, die auf den „Bühnen“ oft unter viel Entbehrung und Selbstverleugnung als „echte, rechte Schmierentomöbblanten“ ihr Dasein fristen. — Eine neue Reihe der wertvollen Schriften des Deutschen Ausland-Instituts, Stuttgart, eröffnet die von Felix Schottländer dem Leben und Wirken eines deutschen Arztes in Japan, des hochverdienenden Schwaben Erwin von Baelz (1849 bis 1913) gewidmete Arbeit (Ausland und Heimat Verlags-A.-G., Stuttgart), die auf unveröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen aus Familienbesitz fußt und Wichtiges zur Geschichte des Deutschtums in Japan, zu den Fragen der gleichzeitigen großen Politik in Ostasien beiträgt. — Ein Lebensbild aus der Leidenszeit der baltischen Kirche gibt Anny Hahn in ihrem lebendig gestalteten „D. Traugott Hahn“ (Eugen Salzer, Heilbronn);

der angesehenste, neutestamentliche Theologe Siegfried Goebel zeigt sich in seinen „Erinnerungen eines alten Professors an namhafte Zeit- und Lebenagenossen“ (Furche-Verlag, Berlin) selbst als schlichten, aufrechten Glaubenskämpfer. — Wenige Wochen vor seinem 80. Geburtstag, im Dezember 1928, hat der Rektor der deutschen Altphilologen, Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf, seine „Erinnerungen 1848 bis 1914“ (Verlag R. F. Koehler, Leipzig) veröffentlicht. Bezeichnend heißt es im Vorwort: „Ehrlich und treu cum in et studio zu betennen, was ihm die Liebe zu seinem Volke und seiner Wissenschaft, auch seine Sorge um beide, eingibt, darf sich am Ende ein achtzigjähriger Preuze auch heute noch herausnehmen.“ Im besonderen die vielen Schüler und Fachgenossen des großen Gelehrten werden das Buch willkommen heißen; als vermächtnishaftes Bekenntnis heben sich die Worte heraus: „Die letzte Aufgabe der philologisch-historischen Wissenschaft ist, durch die Kraft der wissenschaftlich geschulten Phantasie vergangenes Leben, Fühlen, Denken, Glauben wieder lebendig zu machen, auf daß alles, was von belebender Kraft in jener Vergangenheit ist, auf die Gegenwart und Zukunft fortwirke. Dazu muß der Kopf kühl sein, aber heiße Liebe im Herzen brennen. Nur der Eros führt zum Anschauen der Wahrheit und des ewig Lebendigen.“ Daß neben dem Studium der Zorn nicht fehlt, erweist sich in mancher Härte und Ungerechtigkeit des Urteils. Was soll man dazu sagen, wenn man am Schluß eines Überblicks über die Lektüre der ausländischen dichterischen Literatur die überheblichen Worte liest: „Auf die deutsche ‚schöne Literatur‘ des letzten Menschenalters kann man ruhig verzichten“? Wie würde es dem kampflustigen alten Herrn gefallen, wenn man gleiches über seine Wissenschaft aussagen wollte? Hier wie im Urteil über Nietzsche stößt man schmerzhaft an akademische Grenzen. . . Als eine anders geartete, durchaus künstlerisch betonte Natur tritt uns der zu früh verstorbene Henry Thode in dem prächtigen Buche „Hans Thoma, Briefwechsel mit Henry Thode“ entgegen, für das Jos. Aug. Beringer, der bekannte Mannheimer Kunstgelehrte, als pietätvoller, kundigster Herausgeber zeichnet (Koehler & Amelang, Leipzig). Nicht wohl hat die Freundschaft eines schaffenden Meisters und eines hervorragenden Kunstforschers und Kunstkenners sich ein schöneres Denkmal gesetzt! Es ist ergreifend, von Blatt zu Blatt zu verfolgen, wie der über ein halbes Menschenalter jüngere Thode in der leidenschaftlichen, unbedingten Hingabe an die schöpferische Persönlichkeit seines großen Malerfreundes eine beherrschende Aufgabe seines Lebens findet. Wie in diesen Briefen Thode in seiner lebenswerten Menschlichkeit, seiner beschwingten Phantasie, seinem rednerischen Feuer und seinem feinen Kunstverstand wieder fast greifbar gegenwärtig wird — jedem, der ihn kannte, ein unvergeßlicher Lehrer und Anreger —, so wirkt in ihnen die schlichte, in sich ruhende, kindliche Meisterkraft Hans Thomass in all ihrer Stille und Weisheit. Es ist schon so, wie Thode einmal im Mai 1903 niederschreibt: „Ich glaube, unsere Bestrebungen haben eine höhere Einheit. — Es ist ein Stück deutschen Geistes, das wir, soviel an uns liegt, retten möchten.“

Im Rückblick und Ausblick mögen ein paar Werke, die der politischen Geschichte angehören, die Sphäre der persönlichen Erinnerungsbücher noch ins Allgemeine weiten. Im Januar 1926 (28. Jahrg., Heft 4 des „Lärners“) konnte ich ausführlich den ersten Band der Jugendbriefe würdigen, die Friedrich der Große mit seiner Bayreuther Schwester in den Jahren 1728 bis 1740 austauschte. Inzwischen hat ein gewichtiger zweiter Band „Briefe der Königszeit 1740 bis 1758“ (herausgegeben und eingeleitet von Gustav Berthold Volz, deutsch von Oppeln-Bronikowski, R. F. Koehler, Berlin und Leipzig) den geschwisterlichen Briefwechsel bedeutsam ergänzt und abgeschlossen. Der Konflikt der fürstlichen Geschwister und sein Ausgleich treten klar in die Erscheinung; die Unglaublichkeit der bekannten Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bayreuth findet erneute Bestätigung; darüber hinaus strahlt der Freundschaftsbund Friedrichs und der Schwester in hellem Licht. — Die von Johannes Schulze (im Verlag R. F. Koehler, Leipzig) erstmalig herausgebrachten „Briefe Kaiser Wilhelms I. an seine Schwester Alexandrine“ sind hauptsächlich lesenswert wegen der neuen Aufschlüsse, die sie über die Beziehungen des

Prinzen Wilhelm zu Elſa Radziwiłł bringen. — Eine Lebensgeſchichte der letzten Zarin von Rußland, der unglücklichen Alexandra, bietet Wladimir Poljatoſſ in ſeinem Werk „Die Tragödie einer Kaiſerin“ (F. Bruckmann A.-G., München). Die Verwandlung „der ſcheuen Alix in die herrliche Alexandra“ wird anſchaulich aufgezeigt; „der ruſſiſche Umſturz mußte kommen, aber die Form die er annahm, war das Werk einer Liebe zwischen Mann und Frau“ — einer Liebe, die in ihrem unſeligen Einfluß der willensſtärkeren Frau auf den unbedeutenden Mann zum Verhängnis nicht nur einer Dynaſtie, ſondern eines Volkes wurde; die ſich die düſter-zweideutige Geſtalt des ſibirischen Gottesnechtes Raſputin zum Helfer verſcrieb und in üble Niederungen des Aberglaubens abirrte. Überzeugender als es das vielleicht durch die Überſetzung beeinträchtigte Buch Poljatoſſs vermag, bezeugen es die eingetragenen Briefe des Zaren und der Zarin, „daß bei Herrſchern, die blindiſch, unbedeutend, abergläubisch und blind für alles waren, was um ſie her vorging, die Selbſtherrſchaft dem Untergang geweiht war, weil es überhaupt keine Selbſtherrſchaft gab, die etwas bedeutet hätte“. — Doch zurück von fremden Schickſalsfragen zu denen unſeres eigenen Volkes! Eine von dieſen, und nicht die nebensächlichſte, behandelt Hans Grimm, weltſhin bekannt geworden durch ſeinen Roman „Voll ohne Raum“, in der kleinen Schrift „Die dreizehn Briefe aus Deutſch-Südweſt-aſrika“ (Albert Langen, München). Die „aſtraliſchen Wahrheiten“, die hier von einem Kenner und einem Manne ausgeſprochen werden, der den „Anſpruch der Ganzheit“ nicht mit Unrecht erhebt, ſind des Nachdenkens und der Beherzigung wert. Man darf ihm wohl glauben, daß es ſich bei dem großen Gedanken des übernationalen Kolonial-Mandates „nicht weniger um eine europäiſche, als um eine deutſche und aſtraliſche Angelegenheit“ handelt. — Das letzte, aber auch das nachdrücklichſte Wort der Empfehlung im Rahmen unſerer Umſchau gebührt einem Werke, das, obwohl erſt vor nicht langer Zeit erſchienen, bereits weit verbreitet iſt, aber eine Verbreitung in jedes deutſche Haus und erſt recht über die deutſchen Grenzen hinaus verdient. Es ſind dieſe die „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, die Philipp Wittop, Profeſſor der neueren deutſchen Literaturgeſchichte in Freiburg i. Br., in Verbindung mit den deutſchen Unterrichtsminiſtern herausgegeben hat (München bei Georg Müller). Ganz gleichgültig, ob einer ein grundsätzlicher Gegner des Krieges iſt oder im Krieg höchſte Entfaltung des Heldiſchen oder endlich ein naturbedingtes, tragisches, unausſtilgbares Erbſtück der Spezies Menſch ſieht — er ſann dieſem heiligen Denkmale, das die glühende Vaterlandsbegeiſterung, der reine Opfermut, die ſelbſtloſe Idealität beſter deutſcher Jugend ſich ausgerichtet hat, den Zoll erſchütterter Ehrfurcht nicht vorenthalten! Nicht eine wehe, wehmütige Totenlage ſchulden wir zum Dank; nicht einen Fluch über ein unabwendbares Vollsgeſchick, ſondern die ſtandhafte Hoffnung, die jenen hohen Glauben beglaubigt, und die tätige Mitarbeit am inneren und äußeren Wiederaufbau unſeres Volkes ...

Heinrich Lillenſein

Die Toten erwachen

Brief an einen Freund über ein Buch

Wenn je bleſes voll ſich aus ſeligem erſchlaffen
Sein ſelber erinnert der für und der ſende:
Wie ſich ihm eröffnen die göttliche deutung
Unſagbaren grauens dann heben ſich hände

Und mänder ertönen zum preiſe der würde
Dann ſtattert im frühwind mit wahrhaftem Zeichen
Die königsſtandarte und grüßt ſich verneigend
Die Hehren. Die Heiden.

Stefan George: An die Toten

Seit Tagen fülle ich meine Abendſtunden damit aus, ein Buch zu leſen, von dem ich noch nicht weiß, was es mir werde bedeuten, wie tief es in mein Inneres werde wirken und mein ferneres Leben werde beſtimmen können. Was ſind Bücher, fragen wir immer wieder, und ſind, halb fragend, halb ſchon die Antwort erwartend, glücklich, unter den unzähligen, die er-

scheinen, unter den zahlreichen, die wir sammeln, nur einige zu besitzen, von denen wir wissen, an denen wir erlebt haben, daß sie mehr sind als Bücher, daß sie Gleichnis des Lebens sind. Mitunter wurden solche Bücher von Dichtern geschrieben, und jene ganz großen Menschheitswerke, wie Homer und Dante, Shakespeares Dramen und Goethes „Faust“, Hölderlins Hymnen, gehören bestimmt zu diesen Büchern des Schicksals. Mitunter haben aber auch andere Menschen, die keine Dichter waren, solche Bücher geschaffen, mitunter gar solche, die gar nicht daran dachten, ein Buch zu schreiben, ja gerade aus solchen ungewollten Büchern strömt so umfänglich schöne Kraft ins Leben ein. Denke an all die schönen Briefbücher, die wir lieben und immer wieder lesen. Ein solches Buch ist auch dieses, das ich nun lese, von dem ich Dir schreiben will, daß auch Du es lesest und alle, die Du kennst, zu ihm führst, wie Du sie zu einer schönen Landschaft oder zu einem treuen Menschen bringst, wenn sie Dich besuchen. Es ist zudem auch ein Briefbuch. Laß Dir den Titel nennen, er lautet schlicht und einfach: „Kriegsbriefe gefallener Studenten“ und ist bei Georg Müller in München sehr schlicht und doch würdig ausgestattet erschienen. Professor Philipp Wittop, der verdienstvolle Ordinarius der neueren deutschen Literatur an der Universität Freiburg, hat diese Briefe aus 20000, die ihm vorlagen, ausgewählt, und so entstand dieses Buch, das nun mein Inneres seit Tagen und Wochen gefangen nimmt und wohl noch lange gefangennehmen wird. Auf all meinen Spaziergängen begleitet mich die Erinnerung an Gelesenes, des Nachts tauchen aus meinen Träumen Gesichte dieses Buches auf.

Ich weiß nicht, ob es Dir auffiel, daß seit einiger Zeit, es sind kaum ein oder zwei Jahre her, immer mehr Kriegsbücher auftauchen, freilich nicht mehr von jener Art, wie wir allzu viele besitzen, und die den Menschen in uns nicht allzusehr berühren können, sondern von jener andern Art, die eben das Menschliche ergreifen, die uns die Begegnung des Menschen mit dem Kriege offenbaren. Und wir hören, daß diese Bücher alle ein starkes Interesse finden, daß sie gekauft und gelesen werden, wie kaum zu erwarten stand. Ich kenne nicht alle diese Bücher, aber drei von ihnen möchte ich Dir nennen, weil ich des sicheren Glaubens bin, daß sie noch von vielen Geschlechtern werden gelesen werden, daß zu ihnen unsere Nachkommen greifen werden, wenn sie sich fragen, wie der Mensch diesem Schicksal begegnet ist. Diese drei Bücher wurden indessen von Dichtern geschrieben, aber wieder nicht, als ob es dichterische Werte wären, sondern als ob sie Bücher des Lebens wären, das macht ihre geheimnisreiche Größe aus. Die Bücher sind Rudolf G. Bindings Buch „Krieg“; „Das Rumänische Tagebuch“ von Hans Carossa und endlich „Soldat Supren“ von einem jüngeren Dichter: Georg v. d. Vring. Zu diesen dreien tritt für mich nun dieses Briefbuch.

Wie soll man doch die Kraft nennen, die, aus diesem Buche aufsteigend, uns umfängt? Es ist schwierig, Worte für dieses Wortlose zu finden, unmöglich fast, das sich aller Deutung Entziehende zu deuten. Es ist die Gewalt des Schicksals, die aus dieser Menschen Stimmen spricht und die keine andere Kraft zu wecken vermöchte. Diese Briefe sind geschrieben beim Aufbruch in dieses neue, dunkle, geheimnisumschattete Leben, das wir Krieg nennen, sie wurden geschrieben in Augenblicken, da die Schlacht eine kurze Rast gönnte, andere wieder, es sind oft kurze, flüchtige, aber ganz aus der Daseinsmitte kommende Zeilen, hat die schon vom Tode berührte Hand aufs Papier gebracht. Wieder andere stammen aus den tiefen Erdböhlen, in die unsere Kämpfer sich zurückzogen; mitten im Donner der Kanonen, während rings die Geschosse einschlugen, saßen die jungen Menschen und schrieben, schrieben den Eltern, den Brüdern, den Schwestern, der Geliebten, der Braut, dem Lehrer. Immer wieder andere Jahreszeit steht über den Seilen, hier der tiefe Winter, nahe der Weihnacht, dort der weiche und sanft erwachende Lenz, über andern der an wehes Vergehen gemahnende Herbst. Wir können all die Augenblicke ahnen, aus denen die Briefe wuchsen, vom Tode, diesem besonderen Tode, dem Opfertode, sind alle umrandet, denn die, die diese Briefe schrieben, erlitten ihn nicht nur, sondern wußten auch um ihn, er ist die letzte und höchste Ordnung, unter der wir diese Briefe fassen können und fassen müssen. Wie dieser eine Gedanke, dieses eine Erlebnis in Hunderten junger, blühender Menschen Gedanken, Gefühle,

Stimmungen und Sehnsüchte weckt, das ist das Einzigartige, das Ergreifende. Wie der Tod die Seelen aufruft, des Bandes innigzuwerden, das sie an das Leben bindet, das ist das unaussprechliche Geheimnis, das durch all diese Briefe hingeht, sie alle erfüllt, ihnen Kraft gibt, die über alle Kraft geht. Da tauchen nun aus diesen Briefen Landschaften auf, solche Flanderns, solche der Vogesen, solche Rumäniens oder Masurens, und diese sind hingezichnet mitten im furchtbarsten aller Kriege von Menschen, die keine Dichter waren. Dennoch aber haben sie eine Leuchtkraft wie nur jene schönsten von Dichterhand gezeichneten Landschaften. In andern dieser Briefe ist es nicht die reale Landschaft, die uns ergreift, sondern jene unsichtbaren Landschaften der Seelen, die diese Menschen, alle einem geistigen Verufe zugehörend, alle aus dem geistigen Leben gerissen, hier in diesen Briefen ausbreiten. Da ist plötzlich in einem solchen Briefe das zarteste Schweben, das Schwanken zwischen Leben und Tod in ein Wort, einen Satz geschlossen, ist ahnbar und erlebbar geworden, strömt einen Hauch aus, der Kraft gibt und Trost, der aufschauend läßt, gleichwie junge Frühlingswinde uns in den hellen Himmel bliden lassen. Aber was sage ich von einzeinem? Soll ich noch daran erinnern, wie Schlachten geschildert werden, soll ich an die Stellen erinnern, wo immer wieder das Geistige auftaucht, wo junge Seelen Rechenschaft suchen, wo sich Herzen hingeben in Glauben und Zweifel, in Hoffnung oder Verzweiflung? Doch all das ist uner schöp flich im einzelnen und will gefaßt sein als Ganzes. Ich wollte Dir gerne auch einige mir besonders lieb gewordene Briefe mitteilen, aber ich zögere und bitte Dich immer erneut, Du mögest das Buch selbst lesen. Du mögest Dich unter dieses Schicksal stellen, das diese Kraft auslöst und mögest spüren, daß es eine Kraft ist, wie sie nur vom Erhabenen und vom Mysterium auszugehen pflegt.

Wir haben diesen Krieg erlebt, glauben um ihn zu wissen, um das Furchtbare, das Grauenhafte und das Dämonische, das von ihm ausging und immer neu ausgehen wird in der Zukunft, denn was sich so vollzog, hat eine Wirkkraft, die sich lange nicht erschöpfen wird. Aber ich habe in diesen Briefen etwas gefunden, was ich bisher nicht in gleicher Stärke fühlte oder erlebte, eine Kraft, die unsagbaren Trost gewährt: die Gegenwart des Heilischen und des Gläubigen, die Bereitschaft zu jeglichem Opfer und schließlich zum Tode; dies alles jedoch nicht ausgesprochen aus leerem schicksallosem Rausche, sondern aus Wissen um das Schicksal, aus Glauben an das Schicksal.

Junge Menschen, kaum dem Knabenalter entwachsene Jünglinge, bereit, zum Manne zu reifen, bereit, sich im geistigen Kampfe den Weg zum Leben zu bahnen, zogen die Schreiber dieser Briefe aus; der Weg, den sie gingen, bedeutete für die Mehrzahl von ihnen den ersten Schritt ins Leben, sie sind nun an die Millionen, an das Ganze gebunden, gelöst aus einer Einsamkeit und doch wiederum einer neuen verbunden. In diesem Augenblick aber wächst als ein neues Band: das an die Eltern, die Geschwister, die Geliebte, den Freund; diese Innigkeit, geboren aus der Not, leiht diesen Briefen einen ganz besonders tiefen Gehalt. Der Trost, daß all diese geheiligten Verhältnisse gegenwärtig waren und unter dem Schicksal wuchsen, ist ein großer. Wie vieles ließe sich noch über dieses Buch sagen, über die geheimnisvolle Substanz, die ihm einwohnt, über die zarte Kraft der Liebe, das heiliche Vorbild des Opfers, das Heroische des Mutes, das Gläubige der Hoffnung. Aber es ist nicht not, daß alles im einzelnen berührt werde. Wohl aber ist es notwendig, noch mit einem Worte daran zu erinnern, welches trostvolle Wirken von diesem Buche könnte ausgehen, würde es ergriffen von allen und jeglichen. Wie könnte es die Kraft haben, alle an alle zu schließen, wie könnte es, würde es mit offenen Herzen, mit bereiter Seele ergriffen, zu jenen Gefilden führen, darinnen alle ahnen, sie seien unter das Schicksal gestellt und könnten ihm nicht entrinnen. Es geht ein Leuchten von diesem Buche aus, welches dem vergleichbar ist, das, aus nächstlichem Sternenhimmel kommend, unsere Seele berührt und uns die Gegenwart eines unsagbar Erhabenen ahnen läßt. Zuletzt läßt uns das Buch eine Ruhe zurück, einen Trost, ja eine Gewißheit, die dieses schrieben, die so starben, seien nicht vergebens gestorben. Wir besitzen nun den Glauben, es würden neue Menschen werden, die die Stimme dieser Toten verstünden und ihren Sinn zu fassen vermöchten. Und wenn ich oft den Glauben aufgeben wollte, es könnten die Lebenden die Verwirrung dieser Welt lösen, das Chaos bändigen, so empfinde ich, nun ich

diese Stimmen hörte, die Gewißheit, es möchte doch möglich sein, daß diese Opfer der Toten wahrhaft würden erkannt werden und als keine vergeblichen sich verlieren. Was sich um uns im Leben vollzieht, ist nicht immer derer würdig, die für uns starben, aber unser Leben muß jene Vollkommenheit erreichen, daß es ein dieser Toten würdiges werde. Otto Heuschele

Paul Schulze-Naumburg

In seinem längst verschollenen Buch „Häusliche Kunstpflege“ stellte um die Jahrhundertzwende der junge Maler Schulze-Naumburg die Behauptung auf, das Auge sei für unseren Durchschnittsgebildeten nur noch ein Organ zur geistigen Vermittlung von Gedrucktem und zur Verhütung des Anstoßens an Laternenpfähle auf der Straße. Wenn dieser drastische, aber keineswegs sehr übertriebene Satz heute für weite Kreise seine Gültigkeit verloren hat, so danken wir dies in erster Linie diesem selben Manne, der mit allen Mitteln seiner glänzenden Sprachkunst und seiner herrlichen, unwiderstehlich überzeugenden Aufnahmen einem sinnstumpf gewordenen Zeitalter die Kunst des Sehens wieder beibrachte. Wenn wir uns heute, am 60. Geburtstag Schulze-Naumburgs, dessen erinnern, so fühlen wir mit tiefer Dankbarkeit, was für ein eindringlicher Erzieher er uns gewesen ist, was für köstliche Werte er unserm Leben erschlossen hat. Dabei würde niemand, der es nicht weiß, dem stets jugendfrisch und begeistert Schaffenden die sechs Jahrzehnte glauben.

Paul Schulze-Naumburg wurde am 10. Juni 1869 in Altmich bei Naumburg als Sohn eines Malers geboren, studierte in Karlsruhe, München und Berlin und ließ sich 1903 dauernd in Saaleck unfern seines Geburtsortes nieder, ein Ausbruch für sein starkes Heimatgefühl. Dort führte ihn sein Entwicklungsgang vom Maler und Professor an der Kunsthochschule in Weimar zum Architekten, der die Erkenntnisse über den Niedergang unserer Bau- und Wohnkultur in die Praxis der Hebung und Besserung umsetzte. Zahlreiche Bauten, vom einfachsten Siedelungsbau bis zum umfangreichen Dienstgebäude und stolzen Schloß geben in ganz Deutschland und darüber hinaus Zeugnis davon. In den von ihm geschaffenen Saalecker Werkstätten sorgt er für Inneneinrichtungen, die jedem Anspruch auf Gebiegenheit, Zweckmäßigkeit und Schönheit Genüge leisten können. Auch als Gartenkünstler hat er ausgezeichnete Leistungen aufzuweisen.

Die weitreichendste Wirkung hat aber Schulze-Naumburg doch durch seine Schriften erzielt, die in ihrer neuartigen Einstellung und mit der von ihm als Erstem angewandten Methode der Gegenüberstellung von „Beispiel“ und „Gegenbeispiel“ ein Grundpfeiler unserer modernen Kultur geworden sind. Vor allem sind da die „Kulturarbeiten“ (Verlag Callwey, München) zu nennen. Erschienen sind bis jetzt nach verschiedenen Umarbeitungen der ursprünglich neubändigen Reihe 3 Bände „Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen“ mit über 700 trefflichen Abbildungen und 2 Bände „Das Gesicht des deutschen Hauses“, die uns mit unwiderleglicher Sachlichkeit die schlichte, zweckmäßige Schönheit der uns überlieferten Bauweise erkennen lehren und zeigen, wie unter Anpassung an unsere heutigen Wohnbedürfnisse der abgerissene Faden einer gesunden Entwicklung wieder angeknüpft werden kann.

Weitere Werke Schulze-Naumburgs sind die folgenden: „Der Bau des Wohnhauses“, Verlag Callwey, München, „Das ABC des Bauens“, Francksche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, „Das bürgerliche Wohnhaus“, J. Nechold Verlag, Frankfurt a. M., „Vom Verstehen und Genießen der Landschaft“, Greifenverlag, Rudolstadt, „Kunst und Rasse“, J. F. Lehmanns Verlag, München.

Ein Buch, das längst vergriffen und vergessen ist, hat besonders tiefen und nachhaltigen Einfluß gehabt: „Die Kultur des weiblichen Körpers“. Es ist eine der Ursachen für die Revolution auf dem Gebiete der Frauenkleidung gewesen und hat sich selbst überflüssig gemacht.

Wo aber der Name Schulze-Naumburg fällt, da denkt man auch an ihn als den Vorkämpfer der Heimatschutzbewegung. Als im Jahre 1904 in Dresden gleichgesinnte Männer zusammentraten, um auf die Anregung Ernst Rudorffs hin den deutschen Bund Heimatschutz zu gründen, da konnten sie keinen geeigneteren Führer für die junge Kulturbewegung finden als den damals im Beginn seines Ruhmes stehenden jungen Schulze-Naumburg. Er hat diesen Vorstoß eine lange Reihe von Jahren innegehabt, mit ständiger Etbereitschaft, bis ihn Arbeitsüberhäufung zur Amtsniederlegung veranlaßte; der Bund, der jetzt als anerkannte Spitzenorganisation des Heimatschutzes sein 25jähriges Bestehen feiert, ehrt ihn durch Ernennung zum Ehrenvorsitzenden, und die Universität Tübingen zeichnete ihn um seiner außerordentlichen Verdienste willen durch Verleihung der Ehrendoktorwürde aus.

Dr. Eilfriede Koch

Heinrich Konrad, ein deutscher Künstler

Incidit in Scyllam qui vult vitare Charybdis — so ist es in den letzten Jahrzehnten wohl manchem deutschen Kunstfreund ergangen! Der Charybdis des Kubismus, Konstruktivismus und der Farbensymbolik — diesen jämmerlichen Versuchen, die Blöße der künstlerischen Seele mit dem Mantel eines kalten Intellekts zu verhüllen — war er glücklich entronnen, denn er hatte nach den ersten Kostproben vorsichtshalber keine Ausstellung mehr besucht. Da hörte er etwas von „neuer Sachlichkeit“. Er lächelte wohl ein wenig. Kann Sachlichkeit „alt“ oder „neu“ sein? Aber das Hauptwort bestach ihn doch — vielleicht war ein Auftrieb zu spüren, eine neue Ballung der Kräfte. Und er ging in die nächste Ausstellung, zu sehen, was es sei. Das Gefundene mag ihn anfangs erfreut haben. Gewiß, hier handelte es sich doch wieder einmal um ernsthaftes Auseinandersehen mit der Form — die Kunst verlangte wieder ein gewisses „Rönnen“. Aber merkwürdig — tauchte jetzt nicht mancher Künstler als scharfer Verfechter der neuesten „Richtung“ auf, den man zunächst als Impressionisten, dann vielleicht als Kubisten kennengelernt hatte? Also auch hier nichts weiter als ein neues Dogma aus der Fabrik der Intellektuellen — ein Dogma, zu dessen Fahnen der Künstler zu schwören hatte, wenn er nicht „abseits stehen“, wenn er „die Sprache seiner Zeit sprechen“, kurz, wenn er Erfolg haben wollte?

Und geärgert kehrte der Kunstfreund zu denen zurück, die zu allen Zeiten verständlich sein werden — vielleicht zu den Malern des Quattrocento, vielleicht auch zu den herben, kraftvollen, altdeutschen Graphikern, zu Burgkmair, Altdorfer, Balbung oder Wolf Huber. Bis ihm etwa eines Tages ein Blatt in die Hand kam — eine krause, leicht aquarellierte Federzeichnung oder eine Radierung —, die zwar der Werkstätt eines zeitgenössischen Künstlers, des jungen Altonaers Heinrich Konrad, entstammte, die aber bei völliger Unabhängigkeit des Ausdrucks doch ganz aus dem Geiste jener Alten geboren war. Denn Heinrich Konrad kümmert sich um kein Dogma. Es ist ihm gleichgültig, was die „Intellektuellen“ zu seinen Werken sagen. Er redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Und inselgedessen redet er kein verwaschenes Esperanto, sondern ein klares, reines Deutsch. Kraus und bunt, mitunter schauerlich und gespenstisch, wie ein Fiebertraum, mitunter selig beschwingt, wie Möwenflug über dem Meer, ist seine Phantasie. Und kause, manchmal sturille Wege, wie die Erzählungen E. Th. A. Hoffmanns, geht auch sein Stilt. Wie sehr seine Blätter denen jener vorhin genannten alten Meister, besonders denen des Wolf Huber, gleichen, weiß er selbst wohl kaum. Denn er hat keine Zeit, sich viel mit Kunstgeschichte abzugeben — ein Leben reicht ja gar nicht aus, all das zu bilden, was nach Gestaltung verlangt! Nicht alles gelang — auch nach ihm reikten anfangs allerhand in der „Zeitströmung“ schwimmende Untiere die Tafen. Aber seitdem er seinen ureigensten Weg gefunden hat, steigt er ihn ruhig und unbekümmert — aufwärts!

Und wir dürfen uns seiner Werte freuen, doppelt freuen, weil sie uns ein Beweis dafür sind, daß es außerhalb des entsetzlichen Wirrwarrs „intellektueller“ Kunst auch heute noch Künstler gibt, deren einziges Dogma die Stimme ihres Blutes ist, daß es noch eine Kunst gibt, die — an keine Zeitströmung gebunden — unvergänglich bleibt, weil sie dem ewig jungen Born der Volksseele entquillt!

Hans Jürgen v. Sadow

Ernst Müller-Braunschweig

Eine Künstlerlaufbahn voll Kampf und Arbeit

Am 7. September 1928 starb an den Folgen einer Blinddarmoperation in Berlin einer der besten und bekanntesten Bildhauer der Neuzeit, Professor Ernst Müller-Braunschweig. Ein Künstlerleben voll seltener Begabung und seltenem Glück ist damit ausgelöscht, das nicht nur sich selbst, sondern auch seinen zahlreichen Freunden ein Born von Freundschaft und Liebe gewesen ist. Ein Künstler, der, indem er seiner inneren Art treu blieb, nach ungewöhnlichem Lebenslauf in schweren Kämpfen zu dem Kunstideal eines Sinding kam, in sich selbst immer neu zu bleiben, solange es der Kunst gelingt, persönlichstes Innenleben zu offenbaren.

Ernst Müller hat seinen Namen zur näheren Unterscheidung den der Stadt Braunschweig beigelegt, nicht weil er hier geboren war oder diese Stadt die Stätte seines Schaffens war, sondern weil Braunschweig ihm zuerst Gelegenheit gegeben hat, mit einem monumentalen Werk vor die Öffentlichkeit zu treten, dem Bildschmuck der Kaiser-Wilhelm-Brücke über die Oker, durch den diese Brücke über das bescheidene Fläßchen in künstlerischer Hinsicht zu den bedeutendsten Deutschlands gehört. Professor Müller ist erst in reifem Lebensalter zur Kunst gekommen. Er ist ein Beispiel dafür, daß künstlerisch begabte Naturen, wenn sie erst in höherem Alter und gar aus einem praktischen Beruf zur Kunst gelangen, in dieser zumeist eine eigenartige Stellung einnehmen von hoher geistiger Selbständigkeit, wenn es ihnen gelingt, in technischer Hinsicht den Illentantismus zu überwinden. Solche Männer pflegen bereits eine geschlossene Weltanschauung ihr eigen zu nennen, an der praktische Lebenserfahrungen ganz anders mitgearbeitet haben, in der außerkünstlerische Geisteskräfte viel stärker beteiligt sind als bei jenen, die von Jugend an im Künstlerberuf aufgingen. Ein Mann, der mit eigenen Augen ins Leben zu sehen gewohnt ist, der seine eigene Gedankenwelt bereits in sich trägt, wird niemals in solchem Maße der schulmäßigen Überlieferung und dem Akademikertum verfallen, wie der werdende Jüngling, der als Akademieschüler zunächst natürlich die Anschauungen seines Lehrers — wenigstens in den meisten Fällen — übernimmt. Denn schon bei der Wahl des Lehrers wird der reifere Mann von persönlichen Erwägungen geleitet, und er wird sich nur die Lehrer suchen, die seiner persönlichen Art entsprechen. Auch das Verhältnis zur Technik ist bei dieser ungewöhnlichen Entwicklung ein anderes als beim regelmäßigen Bildungsgang eines Künstlers. Der reife Mann bringt bereits fertige künstlerische Pläne und Absichten mit, für die ihm die Technik nur das Mittel zur Verwirklichung geben soll. Wir können daher in diesen Fällen fast immer einen erbitterten Kampf um die technischen Ausdrucksmittel beobachten, oft auch ganz selbständiges Experimentieren mit Versuchen, die vom Schulmäßigen weit abweichen.

Dieses Ringen mit dem Material, das er bändigen mußte, um den Gedanken, die, lange zurückgedrängt, dann mit doppelter Kraft hervorbrachen, Gestalt zu geben, hat Ernst Müller in schweren Kämpfen durchgemacht. Der am 23. Januar 1860 als Pastorssohn in Oelper Geborene war ja bereits ein dreißigjähriger Mann als er das Modellierholz zur Hand nahm, um in weichen Ton zu formen, was er innerlich sah, was seine Seele erregte. Es waren meist

stürmische Gedanken und trübe Bilder, denn ein schwerer Schicksalsschlag hatte dem eifrigen Kaufmann, der seit zehn Jahren in großen Exporthäusern tätig gewesen war und sich gerade für eine wichtige Auslandsreise vorbereitet, die erwünschte Muße aufgezwungen. Ein früher wenig beachtetes Ohrenleiden verschlimmerte sich so sehr, daß er das Gehör fast völlig verlor. In den Monaten, in denen er Heilung suchend in der Klinik des Professors Trautmann saß, ward ihm das Vosseln im Ton ein Zeitvertreib. Da sich aber das Gehör nicht so besserte, daß es für eine ausichtsreiche Weiterverfolgung des bisherigen Berufes ausreichen konnte, ertor er zum Lebensberuf die Kunst, die ihm in tranken Tagen Trösterin gewesen. Mit der verbissenen Energie eines Mannes, der keinen spielerischen Träumen Glauben schenkt, nahm er den Kampf auf. Ein bitterer Kampf! — Ein Kampf auch um das bescheidenste materielle Dasein. Es galt Handlangerdienste zu leisten, und Handwerkerarbeit in Studgeschäften war die erste Staffel auf der Leiter zur Kunst. In den öffentlichen Anstalten Berlins, im Kunstgewerbemuseum, in den Hörsälen für Anatomie holte sich Müller Belehrung. Sein Suchen und Ringen hörte auch nicht auf, als sich nach zwei Jahren eine materielle Sicherung fand, die bei bescheidensten Ansprüchen sein Leben versorgte. Denn jetzt kamen die inneren Zweifel, die keinem Künstler erspart bleiben, die aber bei Müller besonders verstärkt wurden durch sein schmerzhaftes körperliches Leiden und die Erkenntnis, daß kein Lehrer ihm für seine künstlerischen Absichten helfen könne, aber auch nicht wollte, weil das Streben dieses Mannes falsche Wege zu gehen schien, weil den Lehrern die getreue oder stilisierte Wiedergabe des menschlichen Körpers als höchstes Ziel erschien, während der Schüler all dieses nur als Mittel erkannte, ein tieferes Wollen zu offenbaren. Aber Müller verlor den Mut nicht, unermüdblich schafft er in engster Anlehnung an die Natur, an das lebende Modell, daneben waren ihm Lehrmeister alle großen Kunstwerke von der ältesten Zeit bis auf die neueste, in denen er ein verwandtes Streben zu erkennen glaubte. Und die eiserne Willenskraft des reifen Mannes überwand zielbewußt sehr schnell alle Schwierigkeiten und Hindernisse. Auf der großen Berliner Kunstausstellung 1895 erregte er mit seiner großen Gruppe „Im Sturm am Strande“ Aufsehen, fünf Jahre, nachdem er sich die Kunst als Lebensberuf ertoren hatte.

Jetzt ging es aufwärts, nimmer ruhende Arbeitskraft, nimmer rastendes Studium bis in die letzten Tage hinein vervollkommen das Lebensbild dieses Künstlers und Mannes, der in jedem einzelnen Falle nicht eher ruhte, bis er für seine Idee den Naturausdruck gefunden hatte, bis die Idee so natürlich wurde, daß sie im fertigen Bildwerk von der Natur gewissermaßen überwunden war. Das ist die Entwicklung, die alle Werke Müllers durchgemacht haben, die in tieferem Sinne zu seinen Werten gehören, die seine künstlerische Persönlichkeit dokumentieren.

Bleibe noch zu sagen, daß Müller es trotz seines Leidens, das manchen anderen zum weltabgeschlossenen, verbissenen Eigenbrödlern gemacht hätte, ein Mensch war, der Freunden ein wirklicher Freund war, der sich insbesondere durch seinen scharfen Blick für Wert oder Unwert eines Menschen auszeichnete, der gern gab, wo er Freude machen konnte. Sein inniges Verhältnis zu Karl Stord, dessen Arbeiten über Ernst Müller wir diese Ausführungen entlehnen, und zu Wilhelm Raabe, dessen vortrefflicher Büste — in den Museen von Magdeburg und Braunschweig — er seinen Ruf als Porträtist verdankt, beweist dies.

Von Müllers Werten, den längst der Professor, Orden und Ehren schmückten, seien nur einige genannt, die dazu beigetragen, seinen Namen bekannt zu machen, sein Fleiß und seine Arbeitsenergie haben eine Fülle von so Wertvollem geschaffen, daß auch kaum eine einzige Arbeit, und sei es die kleinste, der Menschheit nicht etwas Bleibendes gegeben hätte. Aber sein „Regeljunge“, sein „Stürmender Fahnenträger“, sein „Revolutionär“, „Rätsel Weib“, „Die deutsche Frau“, „Der Glaube“ und seine so zahlreichen kostbaren Kleinplastiken haben den Namen Ernst Müller-Braunschweig in weite Kreise des deutschen Volkes getragen, als den eines wahrhaften Künstlers, als den deutschen Bildhauer. Wenn er so fortlebt, wird es des Dahingegangenen schönster Lohn sein.

Musikalische Erneuerungsbewegung

„Krisen“ auf allen möglichen Gebieten scheinen unserer heutigen Zeit ihren charakteristischen „Stempel aufzudrücken. Man spricht von Krisen des Parlamentarismus, der Wirtschaft, der Volksgesundheit uß. Jedermann ist genau „im Bilde“ über den Krisenfall auf dem ihm naheliegenden Gebiet, — über all die anderen unterrichtet er sich nur beiläufig aus Zeitungen. Es ist eins von den vielen Zeichen gesteigerter Spezialisierung und Rationalisierung, daß fast jedermann in der Tat nur über eine bestimmte Krise und ihre mögliche Lösung nachdenkt und daß eine „Reformbewegung“ nur selten die Stoßkraft aufbringt, den Zusammenhang mit anderen Reformbewegungen zu bewahren oder wiederherzustellen. Am ehesten scheint dies solchen Bewegungen zu gelingen, die ihren Ausgangspunkt aus der „bewegten Jugend“ der Nachkriegszeit nahmen, — trotzdem gerade Eingeweihte wissen, welch ungeheure Kraft da verpufft wurde in Romantik und ähnlichem. Von einer Bewegung sei hier kurz die Rede, die wohl am intensivsten die Verbindung mit dem Volksganzen sucht und sie — zum Teil über dem Weg der allgemeinen Schulreform — bereits gefunden hat. — Es ist dies die „musikalische Erneuerungsbewegung aus dem Geiste der Jugend“, in ihrem einen Zweig um Prof. Föbe und Dr. Friz Reusch (Werke im Verlag Rallmeyer, Wolfenbüttel) vorwiegend die Beziehung zur Schulmusik pflegend, in ihrem andern um Dr. Walter Hensel und Dr. Konrad Ameln (Veröffentlichungen im Bärenreiterverlag, Rassel) in engster Berührung mit Kirche und bündischer Jugend stehend. Natürlich überschneiden sich beide Wirkungsrichtungen; daneben bestehen auch andere, — hiermit sei nur die allgemeinste Unterscheidung gegeben.

Frägt man nach dem Sinn der „musikalischen Jugendbewegung“, so ließe er sich am eindeutigsten folgendermaßen festlegen: Gegenüber einer mehr ästhetischen Bewertung der Musik, die zuletzt ästhetisierend („l'art pour l'art“) und in ihrer Auswirkung auf die breite Masse rein „genießerisch“ wurde, die aber nicht nur die Entwicklung der allgemeinen Musikipflege, sondern auch der Musik selbst im letzten Jahrhundert bestimmt hat, versucht diese Jugend eine ethische Einschätzung der Musik und ihrer Pflege in den Vordergrund zu setzen. Ihr scheinen die drei Fragen, welche die Griechen an jede Musik stellten, nämlich: „Erzieht ihr Einfluß zum gebändigten Handeln, — zur Stärkung des seelischen Gleichgewichts oder zum fessellosen Sich-treiblassen“ als auch für unsere Zeit nicht ganz unwesentliche Kriterien, nach denen Musik und ihre Pflege zu beurteilen sei. Der allgemeine Ruf nach Volksgemeinschaft hat sie mit besonderem Nachdruck auf die gemeinschaftsbildende Kraft der Musik hinweisen lassen. Als ursprünglichste musikalische Betätigung wurde das Singen wieder in den Mittelpunkt jeder Musiktätigkeit gestellt, als typische Beispiele ausgesprochener Gemeinschaftsmusik holte man die Werke der vorbachischen Meister hervor und gewann sie lieb, zeitgenössische Meister (Hindemith u. a.) schrieben neue „Gemeinschaftsmusik“, — alles das ist die folgerichtige Entwicklung einer Bewegung, der Musik „tun“ die Hauptsache ist und nicht ihr Genuß. —

In einer Zeit, da Radio und Grammophon in ihrer Vorherrschaft (damit seien ihre einzelnen kulturellen Auswirkungen und möglichen Verdienste nicht angetastet!) auch die Stellung zur Musik in den breitesten Kreisen bestimmen, da Symphonie- und Kammermusikkonzerte über mangelnden Besuch klagen, Opernhäuser ungeheure Staats- und städtische Zuschüsse verschlingen und Virtuosen in Rinos ihr Brot verdienen, bildet die musikalische Jugendbewegung nur den äußersten Gegenpol zu all diesen Erscheinungen. Daß der Pendel so weit nach der anderen Seite ausschlagen mußte, beweist am deutlichsten, daß die eben genannten Symptome wirklich „Krisenerscheinungen“ unseres Musiklebens sind. — So ist es verständlich, wenn in Werken über modernes Musikleben, deren Feststellungen oft in größtem Maße deprimierend sind, als einziger Hoffnungsschimmer die „musikalische Erneuerungsbewegung aus dem Geiste der Jugend“ erwähnt wird. Ob sie erfüllt, was ihr bisheriger Verlauf verspricht, hängt nicht allein von ihr ab, sondern von der Frage, inwieweit unserem Volke zu einem möglichen kulturellen Aufstieg überhaupt noch zu helfen ist.

W. Twittenhoff

Turners Tagebuch

Deutsche Illusionspolitik und ihr Scheitern / Die Abrüstungskonferenz / Der Zwischenfall von Oppeln / Die Erwerbslosenfürsorge und wie sie auswuchs / Der geleerte Reichsfädel / Die kapitalistische Anleihe des sozialistischen Finanzministers / Mafseier und Mafstragenkampf / Wo hinaus? / Umkehr oder Niederbruch?

Wo soll dies alles bloß noch hinaus? Dem nachdenklichen Deutschen bewegen tausend Sorgen den Sinn, brüden Bleizentner das Herz. Wenn ich gar Linksparteiler wäre, ich verträfe mich ins Mauselloch vor all diesen Scherbenhügeln aus gescheiterter Hoffnung. Was der Amerikaner John W. Burgeß auf Eugenbergs Brief schrieb, das zischte wie eine Reittgerte durch die Luft. Allein die ungeschminkte Wahrheitsliebe eines echten Freundes steckt in dieser Antwort. Wer es gut meint mit seinem Volke, der fragt sich in Beicht- und Bußstimmung: Wie weit bin ich mitschuldig?

Behn lange Jahre schon hatte der Linksturs sich auszuwirken Zeit. Sie wurde strebsam ausgenutzt. Leider lediglich für die Partei, nicht für das Gemeinwesen.

Schauen wir rundum. Wo ist eine Sehnsucht, eine Aussicht, die sich uns erfüllt hätte? Ein einziger bescheidener politischer Wunsch bloß? Was wurde anders erzielt als Fehlschlag und Niederbruch? Wo auch immer die neuen Männer, die sich so sicherstellig auf die freigemachten Amtssessel gesetzt, anpaktten, da hat sich gezeigt, daß es so nicht ging. Man ist Trugbildern nachgejagt, hat sich verhängnisvoll geirrt über die Lage der deutschen Dinge und vor allem über den Versöhnungswillen des feindlichen Auslands.

Einen Umsturz rechtfertigt einzig der Erfolg. Er war Rettung, wenn er Wurmstichliches niederwarf; Mißsetat, wofern sich zeigt, daß vor dem Gestürzten der Stürzer gar nichts voraus hat.

Das „fluchwürdige“ alte Regiment, wie wurde es verlästert!! Vom neuen hingegen hatte man uns zugesichert, daß es durch freieren Geist und weiteres Herz alles, alles wenden werde. Der Pazifist und Demotrat Schücking hatte Gesichte wie Jesaja der Prophet: „O Gott im Himmel, welche Wunderblume wird jetzt vor allem unser Deutschland sein.“

„Zwei Sterne leuchten an meinem Himmel, Wilson und der Völkerbund“, beteuerte ein Fraktionsgenosse von ihm.

Wilson! Der obengenannte Burgeß spricht von dessen franko-britischer Südstaatlerneigung und der heimtückischen Propaganda zum Kriege, „die ihren Ursprung im Weißen Hause hatte“, also bei Wilson selbst. Unfre demokratische Partei hat ihm jedoch an ihrem Gründungstage telegraphisch gehuldigt. Die Antwort gab er in Versailles, wo er seine vierzehn Punkte verleugnete, den irrsinnigen Korridor

erfand und — nach Lloyd Georges Zeugnis polnischer als die Polen selbst — diesen noch viel mehr Schlessien zuschanzen wollte, als später die schamlose Völkerbunds-kommission tat.

Einer jener Illusionisten, die wir nach Versailles schickten, um über den Frieden zu verhandeln, — was an sich schon eine Illusion war, da die Feinde gar nicht verhandelten, sondern diktierten —, der Sozialdemokrat Leinert hat damals gesagt, die Internationale werde niemals zulassen, daß man uns unbillige Bedingungen auferlege. Aber natürlich ließ sie es dennoch zu und hat bei all den scheußlichen Wortbrüchen ebenso wenig mit der Wimper gezuckt, wie der Mann der vierzehn Punkte es tat.

Sie trägt es auch jetzt wieder mit männlicher Gefaßtheit, wenn die Tributkonferenz Deutschland wie eine Zitrone auf der Reibeschale ausquetscht. Daß dies unsre Wirtschaft erdroffeln muß, bereitet ihr wenig Kummer. Die internationale Brüderlichkeit des französischen, englischen, belgischen oder selbst holländischen Genossen bleibt nördlich gemäßigst genug zu dem Überschlag, daß sein Verdienst wächst, sobald der des Deutschen abnimmt.

„Her mit dem Geld“ so schreit es in Paris. „Ober das Leben“ fügt Genf hinzu durch die Beratung des Abrüstungsvorauschusses. Das Pistol sitzt auf unsrer Brust; man besteht darauf, daß es scharf geladen und entschert bleibt.

Der Völkerbund, diese zweite Hoffnung unsrer Sterngläubigen ist schon längst das Stellbichein der nichtsnuhgigsten Wortverdreher beider Halbklugeln geworden. Diese saubere Zunft hat sich jetzt auf das Gutachten geeinigt, daß das Versailler Abrüstungsversprechen am sinngemähesten dann erfüllt wird, wenn man es nicht erfüllt.

Hier allerdings hat sich Herrn Leinerts Internationale doch einmal ausladend ins Zeug gelegt. Der Kommissionsvorsitzende Loubon wies in der Eröffnungs-sitzung auf drei hinter ihm stehende Truhen. Sie enthielten, so teilte er mit, achttausend Zuschriften sozialdemokratischer Organisationen an den Völkerbund, die sämtlich die allgemeine Erfüllung des Abrüstungsversprechens fordern. Allein jene Handbewegung blieb die einzige Kenntnis, die man von den Truhen nahm. Gedöffnet wurden sie nicht. Man hat auch nirgends gehört, daß die Internationale sich verwahrt hätte gegen dieses bündige Ablappen ihrer wortreichen Friedfertigkeit.

Auch Paul-Boncour ist gar ein gewaltiger internationaler Sozialist vor dem Herrn. Er bewies dies dadurch, daß er als französischer Vertreter auf der Konferenz das Gegenteil dessen betrieb, was jene Achttausend fordern. Unter seiner Führung wurden alle deutschen Anträge niedergestimmt. Mit grimmigem, aber zutreffendem Spott stellt der Londoner „Sunday worker“ als der Genfer Weisheit letzten Schluß fest:

„Kriegsführen ist nach dem Kellogg-Pakt verboten, allein das Recht auf Bombenabwurf besteht ungeschmälert fort. Die allgemeine Wehrpflicht wird nicht abgeschafft. Man kann so viel Reserven haben, wie man will. Waffen und Munition werden auch nicht eingeschränkt, und endlich bleibt alles bestehen, was besteht, soweit Landheere in Betracht kommen. Die Hauptkonferenz wird also nur noch darüber zu beschließen haben, ob die Posten vor den königlichen Palästen verringert werden, die

Feldmarschälle nicht mit weniger Gold an ihren Uniformen auskommen können aus Sparsamkeitsrücksichten, und ob die Offiziere der Luftwaffen Sporen haben müssen oder nicht.“

Diese Abrüstungskonferenz ist der mit Teufelsfraken bemalte Deckel zum Sarg des Völkerbundes. Von dieser Seite beseht, erscheint sie sogar noch schätzbar. Es wird Zeit, daß man die Totenliste junagelt. Es geht von ihr ein Fäulnisduft aus, der die ganze Menschheit moralisch zu verseuchen droht.

Aber wer bringt dies den Leuten bei, die das hochgelobte freieste Wahlrecht der Welt an die Führerstellen des Reiches gehoben hat?

Der feindliche Ausländer sieht mit Schadenfreude, der unbefangene mit Beileid, wie dort ein Geist waltet, der immer wieder sich selbst betrügend sich betrügen läßt und was insolgebeßsen an Fehlgriffen geleastet wird.

Haben wir da zum Beispiel einen Austauschprofessor nach Amerika geschickt. Der macht Völkerverföhnung nach eigenem, längst als dumm erprobtem Rezept. Stellt sich nämlich auf das Columbia-Ratgeber und erzählt, die meisten Deutschen seien heilsfroh, daß der Krieg verloren sei. Auch den Verlust Elsaß-Lothringens bedaure man keineswegs; in der Erkenntnis nämlich, daß Frankreich „durchaus logischerweise“ der Herrscher dieses Gebietes sei. Das hat sich freilich Ludwig XIV., der militaristischste und selbstherrlichste aller Herrscher, selber nicht träumen lassen, daß nach 250 Jahren ein republikanisch-pazifistischer Professor erstehen könnte, der seinen Reunionsklammern eine andere Logik beimißt als die der frechsten Raubsucht.

Unser Austauschlogiker pries des weiteren das neue Deutschland an als das internationalste aller Länder; nicht nur durch seine natürliche Lage, sondern auch im Geiste und im Gemüt. Sorgsam verschwieg er jedoch, wie international es insbesondere als der Leibeigene von 23 Siegerstaaten geworden ist.

Es gilt als hochmodern, vom Recht der Persönlichkeit zu schwärzen; vom Recht des Säuglings, des Schuljungen, der Frau oder des Proletariats. In demselben Atem jedoch verleugnen diese Menschen das Recht ihres Volkes unter den Völkern; stolz sich rühmend, kein Vaterland zu kennen, das Deutschland heißt. Den Amerikanern müssen sie vorkommen wie Fanatiker der Selbstvernichtung, wie ein Narr etwa, der den Koppfsprung in ein Becken voll roter rauchender Salpetersäure für das gesündeste aller Heilbäder erklärt.

Wie die heutige Reichsregierung bloß derartige Menschen hinüberschicken könne, fragt Burgeß verzweifelt. In eine „lächerliche und verächtliche Lage“ bringe uns das. Wir sind eben in den Händen von Illusionisten, während man allüberall anderswo die scharfsinnigsten und bedenkenlosesten Realpolitiker mit der Wahrung seiner Volksbelange beauftragt. Demgemäß taumeln wir vom Fehlgriff zum Mißerfolg und vom Reinfall in die Knechtschaft.

Allerdings muß man heute selbst auf das Widersinnigste gefaßt sein. Sogar kein Bismarck hätte sich vorgestellt, daß eines Tages aus dem Lande des Kellogg-Pattes ein Gibson nach Genf kommen und in bezug auf die Heeresreserven der Pöster-Partner werden könne von einem Paul-Boncour.

Es fällt überhaupt auf, daß dort der jähe Umfall alltäglich ist wie der Fünfuhrtee. Dem erlesensten Sachverständigen verschlägt es gar nichts, heute mit demselben

Renner-Brustton das Gegenteil dessen zu behaupten, was er gestern als unumstößlich hingestellt.

Das macht, weil der Gutachter dort eine bloße Maske ist. Hinter ihr steht allemal der Politiker. Der aber ist käuflich nach dem Grundsatz der einen Hand, die sich von der anderen waschen läßt. Mitunter versteift sich der vorgeschobene Fachmann zuerst gerade nur deshalb, damit der Politiker seinen Umfall desto fruchtbringender austauschen kann.

Auch hinter Amerikas sinnvoller Belehrung zum Unsinn steht natürlich ein hinterbühnischer Kuhhandel. „Keine Geheimpolitik mehr“ hatte der politische Heiland vom Potomac zugesichert; es müßte doch schnurrig zugehen, wenn gerade dieser Programmpunkt als einziger von den vierzehn auch wirklich gehalten würde.

Leute wie Schacht und Bernstorff haben daher das trostloseste Amt. Sie sollen gegen einen Feind kämpfen, der wie ein Proteus stetig die Gestalten wechselt, überdies bei seiner Machtfülle den Teufel tanzen lassen kann.

Dabei gibt ihnen zur Abwehr die Heimat noch nicht einmal festen Boden unter den Fuß. Da techeln und mecheln die Besserwisser; die Breitscheide, die durch ihr unverantwortliches Dreinreden Wirrwarr stiften; die zwischen Berlin, Paris, Genf vielgeschäftig immer unterwegs sind wie das Eichhörnchen Ratatöstr zwischen Wurzel und Wipfel der Weltesche.

Man denke sich einmal an Bernstorffs Platz. Er sitzt unter Leuten, deren Stimm eines Errötens nicht mehr fähig ist. Es wird ihm abgeschmacktes Zeug vorgeschwätzt; bewußter Rechtsgallimathias zum Verdummen der Welt. Dahinter aber grinsen Wortbruch, Habgier, Herrschsucht. Muß ihm nicht der Ekel hochsteigen bis zum Hals? Wäre es nicht das natürliche Gefühl, die Faust auf den Tisch zu schmettern und herauszuschreien wie Pilsubski im Sejm? „O ihr —!“

Litwinow, wenn er grob wird, hat seinen Rückhalt im Kreml. Hätte ihn Bernstorff in Berlin?

So rechne ich es keineswegs dem Grafen persönlich zu, wenn er die Nerven verlor. Es ist völlig begreiflich, daß ihn gegen Schluß die Schwäche übermannt hat. Er enthielt sich der Stimme, statt zu erklären, das deutsche Volk verbitte sich, daß ihm auf der Nase getanzt werde, und dann abzulehnen, wie Rußland und China tat.

Was hat wohl größeren Eindruck in der Welt gemacht: Deutschlands Stimmenthaltung oder der Storthingantrag der norwegischen Arbeiterpartei, als das schmutzige Ergebnis der Abrüstungskonferenz bekannt wurde, auszutreten aus diesem Völkerbund?

Unser ewiges Höflichkeitsein, wenn man Fußtritte erhielt, unser untertäniges Sichbücken ist so wider alle gesunde Natur, daß es uns nichts anderes einträgt als den üblen Ruf des Dackmäusers.

Allein wir sind es seit zehn Jahren nicht anders gewohnt. Der Feind hat Macht über uns, das wissen wir leider nur zu gut. Wir verdoppeln jedoch diese Übermacht, indem wir noch nicht einmal Gebrauch zu machen wagen von dem natürlichen Recht eines Volkes, Charakter zu haben. Wie dadurch gar nichts erreicht, die Lage vielmehr nur verschlimmert wird, zeigt sich an dem Zwischenfall von Oppeln.

Vor ein paar Wochen hat die polnische Regierung einigen Mitgliedern der Berliner

Staatsober ein Cassspiel in Rattowitz glatt verweigert. Es gehörte polnische Unverschämtheit dazu, daß unmittelbar danach die Rattowitzer Sänger nach Oppeln kamen, und zwar mit einem polnischen Nationalsinglied.

Schon die Anzeige hat die dortige Bürgerschaft daher erregt. Ein sachliches Wägen mußte ohne Frage vorbeugen durch ein Verbot des Cassspiels. In Berlin glaubte man jedoch völkerveröhnenderweise auf die deutschfeindlichen Heßwede der Polen größere Rücksicht nehmen zu müssen als auf das deutsche Gefühl der Oppelner, ließ demnach die Vorstellung zu.

Es hat also an Zivilcourage gefehlt. Man fühlte sich einem kleinen Zwischenfall nicht gewachsen und hat dadurch einen großen verursacht. Wer den Funken nicht austritt, der ist schuld, wenn ein Hausbrand wird.

Nationalsozialisten warfen nunmehr Stinkbomben. Das Rechte war dies natürlich auch nicht. Aber im Innenministerium entstand darob eine furchtbare Angst. Polnischen Beschwerden zuvorzukommen, wurden sofort der Oppelner Polizeipräsident, der selber Sozialdemokrat ist, und zwei Polizeioffiziere versetzt. Als ob man durch diese Eilfertigkeit den polnischen Größenwahn nicht nur noch mehr entfachte!

Dieser erklärte auch sofort solche Sühne, die weit mehr als ausreichend war, für noch lange nicht genug. Zwar hatte man selber vor einigen Jahren in Königshütte eine deutsche Vorstellung gestört und die Besucher mit Totschlägern und Gummiknüppeln derart bearbeitet, daß der Zuschauerraum von Blut schwamm. Allein gegen den Oppelner Vorfall, der sich zu dem Königshütter Blutbad verhielt wie ein Floh zum Mammüt, wurde ein ohrenbetäubender Zwedrummel aufgemacht.

Mit dem Verruf deutscher Waren begnügte man sich nicht. Das polnische Diebsgeloß benutzte vielmehr den bequemen Vorwand, um den Raub alles deutschen Eigentums auf polnischem Gebiete zu fordern; dazu Ostpreußen und alles Land bis zur Ober. Für jedes Stinkbömchen so ungefähr fünfzig deutsche Quadratmeilen Schadenersatz.

Bei unserer Ohnmacht war der Versuch, unsere Sicherheit auf vertraglichen Wegen zu gewährleisten, zunächst naturgemäß und notwendig. Aber wir wollen uns nichts weismachen. Die Locarno-Politik ist gescheitert, und der Kellogg-Pakt ein Messer ohne Klinge, an dem der Griff fehlt. Der Pole wird uns ins Land fallen, sobald es ihm paßt, und niemand hindert ihn. Man hat uns noch keinen Vertrag gehalten, wird es auch ferner nicht tun. In acht Monaten ist die Räumung der zweiten Rheinlandzone fällig. Man merkt noch nicht, daß das französische Kabinett oder der französische Generalstab sich irgendwie darauf einstellt. Wir müssen auf alles gefaßt sein. Daß Dawes das Pfandergreifen schwarz auf weiß verbietet, das hilft uns gar nichts. Man hat ja erprobte Leute, die haarscharf nachweisen, daß erstens die Tinte nicht schwarz sei, zweitens das Papier nicht weiß.

Wir sind eben die Vogelfreien Europas. Man lese doch einmal über die Lage Karthagos zwischen dem zweiten und dritten Punischen Kriege nach, dann erschrickt man über die Ähnlichkeit.

Die Liga für Menschenrechte sieht die Deutschen offenbar gar nicht für Menschen an. Denn für unsere Rechte verliert sie nie ein Wort. Hingegen begeistert sie sich für die deutsch-polnische Verständigung, was, ins Zoologische versinnbildlicht, etwa

dem Bruderbund des Kaninchens mit der Ratte gleichkommt. Die Friedensgesellschaft aber eifert für Kriegsdienstverweigerung; es gibt Abgeordnete unserer größten, unserer regierenden Partei, die mit Herrn v. Schönaich völlig eines Sinnes sind. Das macht unsere Lage noch trostloser, als die Karthagos war, das wenigstens heldisch unterging. Wir hingegen bereiten uns zu der Rolle des Lammes auf der Schlachtbank vor.

Versailler Diktat und Weimarer Verfassung sind desselben Sommers Frucht, derselben Koalition Kind. Hat sich der Linkskurs im Innern etwa besser bewährt?

„Nun erst recht Sozialpolitik“ rief man damals aus. Schon um des Stimmzettels, also der Fraktionsstärke und damit der Ministerstellen willen, mußte man den „Mäßen“ zu halten suchen, was man ihnen gelobt.

Mit der Sozialisierung im Großen saß man freilich rasch fest. Wer spricht denn noch von der damals so eifertig begonnenen „Erfassung der lebensnotwendigen Betriebe?“

Im Kleinen hingegen beschloß man allerlei. Dazu gehörte ja auch nicht mehr als eine Reichstagsmehrheit. So wurde das Reich, dessen Rückgrat ja schon unter der Dawes-Fron krachte, auch noch mit verdoppelter sozialer Fürsorge belastet.

Der Vater unserer Sozialpolitik ist Bismarck. Das sagt, daß sie an sich etwas Gesundes ist. Er war es, der den Arbeiter gegen Krankheit, Unfall und Altersunbill gesichert hat. Eine Gewähr gegen Erwerbslosigkeit lehnte er hingegen ab. Er war nämlich ein zu genauer Volkswirt und Volksseelenkennner, als daß er nicht die Klippen erkannt hätte, zwischen denen dies Schifflein, dem Wind der Konjunktur preisgegeben, ziemlich hilflos schaukelt.

Das war damals, als es uns immer besser ging. Seine Nachfolger übertrafen jedoch den Wagestrolchen noch an Wagemut; sie führten nämlich die Arbeitslosenfürsorge frischweg dennoch ein; jetzt, wo kaum noch das Haar auf dem Kopfe unser ist.

Übrigens haben alle Parteien zugestimmt. Die Rücksicht auf die Masse zwang sie in gleicher Weise dazu. Auch der jetzt eingetretene Rückschlag ist also eine Sünde des parlamentarischen Systems.

Gewiß ist dem guten Kern unseres Volkes die Arbeit auch heute noch Lebensfreude und Lebenszweck. Allein wie viele sind schon da, denen das „Bete und arbeite“, das über Hindenburgs Schreibtisch mahnt, zur ersten Hälfte lachhaft, zur zweiten lästig erscheint.

Diese Minderbrüder hatten bald die Lücken der wohlwollenden Neuerung heraus und schlüpften durch. In den Vollzugsbehörden, bis oben hinauf, aber saß jetzt schon mancher, der das Zudrücken beider Augen für eine edle Betätigung sozialen Sinnes hielt.

Ein ganzes System von Schlichen bildete sich aus. Man hatte es sehr eilig mit dem Stempelngehen, aber mit der Annahme neuer Arbeit war man äußerst behutsam. Man begann das Fürsorgegeld als feste Rente einzuschätzen und kalkulierte: „Tußt du nichts, so bekommst du deine zwanzig Emmchen. Arbeitest du, dann vielleicht dreißig. Also schuften die ganze Woche für zehn Mark? Nicht in die Hand!“

Denen wurde also das Arbeitslossein zum Lebensberuf. Da die Bedürftigkeit gar nicht geprüft wurde, gab es Empfänger, die zugleich Jagdpächter waren; andere, die sich ein Auto hielten. Motorräder haben Tausende im Besitz. Manche arbeiten zwar



Arbeit

Ernst Müller

(Kunstbeigabe zum Türmer)

auch, allein nur nebenbei! erst von neun Uhr ab, da um acht erst noch gestempelt wird.

Was da gesündigt wurde, das läßt sich ermessen an einem lehrreichen Versuch des Wiesbadener Stadtrats. Er wies nämlich jedem Erwerbslosen, der sich zur Fürsorge meldete, Arbeit zu. Ein gutes Viertel weigerte die Annahme sofort. Ein kleines weiteres schützte Krankheit vor. Der Arzt hingegen erklärte von sechsen im Durchschnitt fünf für völlig gesund. Auch von denen, die zur Arbeit wirklich antraten, hat ein Fünftel sie binnen einer Woche wieder niedergelegt. Somit hat diese kleine Stichprobe über die Hälfte aller Stempelgänger als bloße Drückeberger bloßgestellt.

Das üble Beispiel steckt immer weitere Kreise reizend an. Man weiß auch von Beamtentöchtern, die nur deshalb sechs Monate ins Büro gingen, um dann die angenehme Rente als Taschengeld zu beziehen. Bauern tauschten ihre Söhne für ein Weibchen zu demselben Zweck als Knechte aus. Auch die Unternehmer hatten bald spitz, wie man sich der Fürsorge nützlich bedient. Früher zwang sie eigener Vorteil, in flauer Zeit den Betrieb offen zu halten, weil ihnen sonst ihre eingearbeitete Belegschaft auseinander lief. Sie hielten also selbst mit Verlust durch. Heute legen sie gefassten Gemütes still, weil das Reich ihnen ja diese Ausgabe abnimmt.

So wurde er zu einem Zeichen unserer Zeit; der risikolose Mensch, der auf Staatskosten lebt, wie einst im alten Rom der Mann des Brotes und der Zirkusspiele. In diesem schlimmen Winter sammelten sich zwei Millionen Erwerbslose an; sie haben eine halbe Milliarde gekostet.

Das riß ein klaffend Loch in den Reichsfädel. Finanzminister Hilferding dachte sich daher etwas leichtfertig ein hübsches Angebinde neuer Steuern aus. Scharfes „Unmöglich“ verlegte ihm diesen Weg. Allein selbst die strammsten Streichungen deckten den Fehlbetrag nicht einmal annähernd. So entschloß man sich zu einer stattlichen Reichsanleihe, also einem neuen Pump. Damit ist aber nicht das mindeste getan. Denn bliebe es so, wie es ist, dann fehlte die halbe Milliarde auch künftig Jahr für Jahr, und das ruft den Pleitegeier aufs Dach.

Deshalb beschloß das Kabinett ein Sofort-Programm auf Umbau der Fürsorge, da die weitere Inanspruchnahme öffentlicher Mittel im bisherigen Ausmaß unmöglich sei.

Den drei sozialdemokratischen Ministern muß dies bitterschwer geworden sein. Denn es war das Zugeständnis, daß man ins Blaue hinein gewirtschaftet hatte; daß man auf den Holzweg geraten ist mit seiner Sozialpolitik.

Ganz anders wird es jetzt, als das Programm versprach. In diesem Punkte und in einem weiteren auch. Herr Hilferding, der Kabinettsortorene aus der kapitalfeindlichen Partei; der Finanzminister, der nach seines Vorgängers Erzberger Ausspruch der wahre Sozialisierungsminister ist, muß kapitulieren vor dem Kapital. „Alle Lasten auf die Schultern der Besitzenden“, rief man zuerst, und die Genossen, sie hörten es gerne. Jetzt aber, um das Kapital nur anzuloden, gibt man dem, der da hat, auf daß er die Fülle habe. Der Käufer der neuen Anleihe wird ein bevorrechteter Mann in dem Staate, der da verkündete, daß alle Vorrechte abgeschafft sind. Weber Kapitalertrags- noch Einkommens-, Vermögens- und Erbschaftsteuer braucht er zu entrichten für die Stücke, die er zeichnet; er ist also für diesen Bereich etwa das, was

früher ein Standesherr war. Dazu sieben Prozent Zinsen im verelendeten Reiche, wo das alte wohlhabende nur die Hälfte gab, seine Papiere aber dennoch pari hielt.

Im „Vorwärts“ wurde neulich die russische Rätewirtschaft mit zutreffender Schärfe durchgehehelt. Das ganze System erweise sich als verderblich. Um das Gesicht zu wahren, nennt er es freilich einen unechten Sozialismus. Das ist falsch. Denn es ist ja im Gegenteil völlig und unbedingt auf Karl Marx aufgebaut. Daher viel echter als das deutsche, das vom kommunistischen Manifest nur die Schlagwörter beibehielt. Daher ja gerade der brennende Haß unseres russisch-roten Kommunismus gegen die „Verräterbande“ der Sozialdemokratie, deren Rot oben mit einem schwarzen, unten einem goldenen Randstreifen eingefäkt ist. Bei den Berliner Maitumulten kam er zum blutigen Ausbruch. Das hat die beamteten Führer der Mehrheitspartei abermals zu einer Verleugnung ihrer alten Grundsätze genötigt.

Neununddreißig Jahre lang wurde für den ersten Mai das Recht auf die Strafe verkündet. Nun man selber an der Macht ist, wird es im vierzigsten verneint. Der sozialistische Polizeipräsident Börgiebel ließ genau so gegen die Kommunisten einschreiten, wie einst gegen die Sozialdemokraten der so viel beschimpfte Polizeipräsident v. Jagow.

Bloß genau so? Ich muß mich verbessern. Unter Jagow setzte es schlimmsten Falles ein paar blutige Durchzieher mit dem Schuzmannsfäbel; diesmal jedoch in mehrtägigen Barrikadenkämpfen 24 Tote und mehrere hundert Verwundete.

Börgiebel wird nun als „Bluthund“, als „Sozial-Faschist“ ausgebrüllt, weil er das allermindeste dessen tat, was seines Amtes war. Höchstens könnte ihm der Vorwurf erwachsen, daß mehr Schneid von vornherein zu rascherem Erfolg geführt hätte. Bei Straßenkämpfen spart der am meisten Blut, der im Entstehen am wenigsten davor zurückscheut. Mit den befohlenen Schredschüssen in die Luft hat man nichts erreicht als droben an den Fenstern den Tod einiger unbeteiligten Zuschauer.

Und abermals ein vollständiger Umfall. Wenigstens bei der Parteipresse. „Die Staatsautorität muß unter allen Umständen gewahrt werden.“ Hieß es nicht so, wenn Schupo in die Seebäder geschickt wurde zum nächtlichen Schutz der schwarz-rotgoldenen Strandfahnen? Jetzt finden dieselben Blätter, die Schupopolizisten hätten die Staatsautorität viel zu sehr aufrechterhalten. Es ginge doch nicht an, daß sie mit dem Gummiknüppel dreinschlagen, wenn man sie bloß ein bißchen brüderlich beschimpfe, anspeie und mit Steinen werfe.

Niezsche spricht von der Anarchie der Instinkte, die das erste Anzeichen des Niederganges sei. Hier haben wir's. Es gibt ja keine Logik mehr, nur noch ewigen Widerspruch mit sich selbst. Man predigt das eine aus Prinzip und verlangt das Gegenteil aus Instinkt.

Eine Krisis bahnt sich an. Man fühlt es. Sie liegt in der Luft. Ob sie die Umkehr bringt oder den völligen Niederbruch? Man achte scharf auf den sozialdemokratischen Parteitag in Magdeburg. Er kann entscheidend werden; für diese Partei wie für das deutsche Volk.

Dr. Fritz Hartmann, Hannover

(abgeschlossen am 23. Mai)

Auf der Warte

Völker- und Volksversöhnung

Seit zehn Jahren steht die Verfassung der Deutschen Republik in Kraft. Hat sie sich bewährt? Hat sie sich eingelebt? Nirgends wird man geneigt sein, diese Fragen ohne Vorbehalt zu bejahen. In verschiedenen Bestimmungen zeigte sich die neue Verfassung abänderungsbedürftig. Manche Bestimmungen sind nicht durchführbar, andere überflüssig, wie z. B. die Bestimmungen über die Aufgabe der Schule: „Erziehung im Geiste der Volksversöhnung und der Völkerversöhnung“. Unausführbar ist diese Bestimmung deshalb, weil Völker- und Volksversöhnung in den Schulen nur gelehrt werden können, wenn Wille und Stimmung dafür auch bei den anderen Völkern vorhanden sind. In Wirklichkeit stehen die besiegten Völker unter dem Druck eines unerträglichen Haß- und Rachefriedens den sogenannten Siegern feindseliger als vor dem gegenüber. In den sogenannten Siegerstaaten wird noch immer die Kriegslüge von der Alleinschuld Deutschlands aufrechterhalten, nicht nur in Warschau, Prag usw., sondern ganz ernsthaft auch von den leitenden Kreisen in London und Paris. Noch hält man dort an den üblichen Kriegsgreuelmären gegen Deutschland fest. Der Haß der Franzosen, Belgier, Polen, Tschechen, Slowenen usw. gegen Deutschland ist nicht erloschen, tritt immer wieder scharf hervor und bedrückt die Deutschen, die unter der Herrschaft dieser zumelst rückständigen Völkerstaaten wohnen. Die Völkerversöhnung bleibt so fern wie die Volksversöhnung im Innern, wo Marxismus und Kommunismus niederreißen und zerstören wollen. Wo es fortgesetzt wettert und stürmt, kann der Lehrer in der Schule nicht die Vorzüge des Frühlings veranschaulichen und den ewigen Frühling mit Völkerversöhnung nicht schildern, zumal äußere und innere Feinde drohende Kampfestrufe erschallen lassen.

P. D.

Befürchtungen von ehemals für heute

In einem Briefe vom 12. April 1866 aus der Preussischen Konfliktzeit (veröffentlicht in der „Deutschen Revue“, Jahrgang 1902) schrieb Lothar Bucher, dessen Autorität nicht mehr bestritten wird, an seinen Freund Ehrenthal: „Es herrschen immer nur reale Mächte, das Lehnswesen, als es noch Leben hatte, die absolute Monarchie mit ihren Beamten und Soldaten, der Pflasterstein und die Pile, nie der Telegraph und das Parlamentsgeschwätz.“ Bucher fügte hinzu: „Wenn die Fortschrittspartei an die Regierung käme, so würde der Selbsthaß herrschen und Euch Idealisten ausbeuten und im stillen auslachen. Es würde eine Zeit der scheußlichsten Barbarei anbrechen, weil man alle Mittel der Kultur für die Schachermacherei (Barnat und Genossen) verwenden würde. Du hast wahrscheinlich nie mit der reichen Bourgeoisie verkehrt, ich viel, ich kenne sie. Rummere dich ein bißchen darum, wie es in Aktiengesellschaften zugeht und denke Dir den Staat als Aktiengesellschaft (mit Ministern und Abgeordneten als Verwaltungsräten) behandelt.“ Bilden nicht gegenwärtig in Deutschland und in Preußen die Minister mit den Fraktionsvorständen den Verwaltungsrat? Das Parlament wird zur Börse, wo man die hohen Staatsämter nach Maßgabe des Besitzes an Mandaten und Stimmen verhandelt und verteilt. Das Parlamentsgeschäft blüht, auch der Welken der Verwaltungsgeräte, der Minister, Staatssekretäre, Abgeordneten und so weiter. Aber mit dem Reiche und mit Preußen geht es abwärts, vielleicht bis zum bolschewistischen Chaos. P. D.

Zwanzig Millionen zuviel!

Nachdem von den Pariser Friedensmachern von 1919 Wilson gestorben ist und Clemenceau sich völlig zurückgezogen hat, steht nur noch Lloyd George im politischen Leben, schriftsteltet fleißig und verdient nach

seiner eigenen Angabe mehr als sein Ruhegehalt mit Hilfe eines Geschäftsführers, der seine Aufsätze in die Weltsprachen übersetzen läßt und sie den großen Zeitungen verkauft. Selbst einige deutsche Zeitungen ließen sich herbei, Arbeiten Lloyd Georges abzudrucken, obschon sich Lloyd George noch immer gegen Deutschland wendet und an der englischen Kriegeschuldbüße festhält. Mitte März behauptete er in den „Evening News“ aufs neue, Deutschland habe für die Katastrophe, d. i. für den Weltkrieg, allein die Verantwortung gehabt. „Die Rechnung mußte bezahlt werden, damit ein Vandalismus sich nicht wiederholt, der beinahe ganz Europa in Sklavenketten gelegt hätte.“ So zeigte sich Lloyd George wieder einmal in seiner wirklichen Gestalt. Wie er hinzufügte, ließ man sich in Paris damals nur von dem einen Gedanken leiten, daß die Zahl der Deutschen verringert werden mußte. Es dürfe nicht mehr Deutsche als Franzosen geben. Zweihundzwanzig Millionen zuviel! So hatte Clemenceau gesagt. Um diese Zudiel aus der Welt zu schaffen, sollte ganz Oberschlesien den Polen preisgegeben und das ganze linke Rheinufer unter französischen Schutz gestellt werden. Aber selbst dann hätte Clemenceau sein Ziel noch nicht erreicht, und es wird auch in Zukunft nicht erreicht werden können. Inzwischen ist Frankreichs Volkszahl auch von Italien überholt worden und wird mit der Zeit von Italien eine ähnliche Überlegenheit wie von Deutschland zu befürchten haben. Durch Zwangsmilitarisierung der farbigen Einwohner seiner Kolonien konnte Frankreich schon im Weltkrieg seine Heere verstärken und ist darauf bedacht, in Zukunftskriegen noch weit größere Massen farbiger Soldaten als Kanonensfutter heranzuziehen. Allein eine Vermehrung seiner Bevölkerung durch farbige Zuwanderer kann es nur im kleinen durchführen durch Erleichterung der Nationalisierung. Schon jetzt erwirbt ein Neger oder sonst ein Farbiger aus den Kolonien durch Verheiratung mit einer Französin ohne weiteres das französische Staatsbürgerrecht. Aber die Aufmischung der Bevölkerung durch farbige Rassen hat naheliegende Bedenken, über die sich die Franzosen, trotz ihres

hochentwickelten Nationalgefühls, vorläufig unbedünktet hinwegsetzen.

Paul Dehn

Neue englische Kriegsverleumdung

Im Maiheft des „Fürnere“ Jahrgang 1928 (XXX, 8) hatte ich am Schlusse eines Aufsatzes über Presse und Völkerveröhnung als Voraussetzung für Völkerveröhnung eine öffentliche Rücknahme aller der Erfindungen über deutsche Greuel verlangt, die die ehemaligen Feinde während des Weltkrieges den Deutschen in der Absicht andichteten, sie bei allen Völkern in Verruf zu bringen und alle Völker zum Krieg gegen Deutschland aufzureizen. Insbesondere sollte die englische Regierung erklären, daß ihre Erfindungen über angebliche deutsche Untaten nur Verleumdungen waren, und sie ernstlich bedauern. Wie berechtigt diese Forderung war, hat das erneute dreifache Auftreten englischer Verleumdungen gegen Deutschland gezeigt.

Ende Februar behauptete der Vorsitzende des englischen Ärztekollegiums, Sir Berteleyn Moynihan, vor einem Londoner Schriftstellerklub, daß Deutschland im Kriege Pestbazillen in Bomben auf englische Truppen abgeworfen hätte. Schon 1916 seien Gerüchte darüber aufgetaucht. Im Februar 1918 habe man entdeckt, daß deutsche Bomben mit Krankheitsbazillen auf das Gebiet abgeworfen wurden, das vom fünften Heer besetzt war. In den Bomben habe man tatsächlich Bazillen gefunden. Etliche Londoner Zeitungen veranstalteten Umfragen, doch konnten Beweise nicht geliefert werden.

In einem Briefe an die „Times“ wiesen der deutsche Botschafter in London namens der deutschen Reichsregierung und in einem Briefe an eine Londoner medizinische Fachzeitschrift die beiden Breslauer Professoren Pfeiffer und Prausnitz nachdrücklich die neueste englische Kriegeschuldbüße zurück. Auf eine Anfrage im Unterhause erklärte Anfang April der englische Kriegsminister, es sei kein Beweis dafür erbracht worden, daß Pestbazillen benützt wurden.

Trotz alledem beharrte der genannte eng-

lische Arzt auf seiner Verleumdung und wiederholte sie in derselben Wochenschrift mit dem Hinzufügen: Das stehe in der amtlichen englischen Kriegsgegeschichte und dabei bleibe es. Bisher sei die amtliche Darstellung nicht enträfftet worden. Nur interessierte Personen, die vielleicht auf Anweisung handelten, hätten eine scharfe allgemeine Ablehnung veröffentlicht. „Es bleibt dabei, daß mein Kollege in Breslau, wenn auch zögernd, zu der Überzeugung gekommen sein muß, daß die Entdeckung von Pestbazillen nicht mehr bezweifelt wird. Ich fordere die beiden deutschen Professoren auf, ihr Vorurteil endlich fallen zu lassen und zuzugeben, daß das deutsche Heer schuldig war, Pestbazillen als Kriegsmittel angewendet zu haben.“

Die Verleumdungen des Londoner Arztes wurden durch die Londoner Blätter in Millionen mit großer Schrift über das ganze britische Reich verbreitet, dagegen die deutschen Berichtigungen versteckt oder gar nicht mitgeteilt. Die neueste englische Kriegsverleumdung wird haften bleiben, wenn nicht von deutscher Seite einstimmige Verwahrung dagegen erhoben werden sollte. Deshalb traten nur zwei Breslauer Professoren dagegen auf? Die großen ärztlichen Vereine und Gesellschaften Deutschlands hätten Stellung nehmen und die englische Kriegsverleumdung zurückweisen müssen. Trotz der zahlreichen Presseschefs und Pressebezeugten in den Berliner Ämtern war in der Presse nur wenig, in der linksgerichteten gar nichts über einen Zwischenfall zu lesen, der weltweit hörbare Klärung erheischte. Paul Dehn

Französischer Verfolgungswahn

Eine der ältesten und gebiegensten französischen Wochenschriften, „L'Illustration“, ein Blatt im Stil der „Leipziger Illustrierten Zeitung“, bringt in ihrem ersten Februarheft die photographische Wiedergabe des deutschen Gänsemarktstückes mit folgendem Kommentar:

„Germanische Allegorie“

„Es ist eine ziemlich merkwürdige Entdeckung, die uns soeben ein französischer Feldgeistlicher der Besatzungsarmee im Rheinland mitgeteilt

hat, und die, nach unserer Kenntnis, bis jetzt noch nie an den Tag gekommen ist. Diese Entdeckung betrifft das deutsche Gänsemarktstück, welches vor kurzem in Deutschland in Umlauf gesetzt wurde. Es handelt sich um ein äußerst schönes Silberstück ungefähr von der Größe unseres einstigen Gänsemarktstückes, welches auf der Vorderseite den deutschen Reichsadler zeigt, auf der Rückseite, neben der Jahreszahl und dem Wahlspruch „Einigkeit und Recht und Freiheit“, eine wundervolle Eiche mit mächtigen Wurzeln und dichtbelaubten Zweigen. Wenn man indessen diese Zweige näher betrachtet, und das ist es gerade, wozu unser Gewährsmann uns veranlassen möchte, gewahrt man ohne Mühe, daß in dem reichlichen Laub, womit der Stamm geschmückt ist, drei Läden kaffen. So unauffällig sie auch angedeutet sein mögen, zeigen sie klar an drei Stellen, links oben und rechts je einen kahlen Zweig, während der Baum sonst seine volle Belaubung hat. Ist das ein Spiel des Zufalls? Gerade durch ihre Anordnung entsprechen diese drei entlaubten Äste der geographischen Lage des Elsaß im Westen, Schlesiens im Norden und Schlesiens im Osten. Warum sollte man nicht vermuten, daß dies eine gewollte Anspielung ist, und daß selbst die Deutsche Republik (1) sich beeifert hat, symbolisch und fast versteckt ihren Schmerz über die „Amputation“ von Gebieten auszudrücken, worüber sich die Nationalisten noch nicht beruhigt haben? (...auxquelles les nationalistes n'ont pu se résigner?)“

Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß die sattem bekannte „Republikanische Beschwerdestelle“ dieser grausigen Entdeckung nachgeht, zunächst eine offizielle Entschuldigung beim Quai d'Orsay veranlaßt, die Einziehung dieser berüchtigten Heftstücke in die Wege leitet, vor allem aber dafür sorgt, daß dem abscheulichen Chauvinisten, der den Entwurf fertigte, ein für allemal das Handwerk gelegt wird.

Daß vorliegendes Zeugnis von Verfolgungswahn ausgerechnet einen französischen Feldgeistlichen zum Verfasser hat, gibt der Sache noch eine besonders geschmackvolle Note. W. G.

Prinz Heinrich †

Zweieunddreißig Offiziere unserer neuen kleinen Reichsmarine zogen auf einer Lafette den mit der alten Seekriegsflagge bedeckten Sarg dessen nach der Gruft, der einer der Mitkämpfer der alten großen gewesen ist. Eine Menge Prinzen schritt im Gefolge, allein auch Vertreter aller Kommandostellen der heutigen Reichswehr, und der Reichspräsident von Hindenburg hatte seinen Sohn als Vertreter gesandt. So tat sich bei diesem Begängnis die Vergangenheit mit der Gegenwart zusammen. Aber nicht einmal die patentierte Krümelchenfucherin der Demokratie, die Republikanische Beschwerdestelle, hat sich darüber aufzuregen gewagt.

Was ließ sich auch selbst von deren Standpunkt einwenden gegen den Prinzen Heinrich? Höchstens, daß er als Hohenzoller geboren war und, wie jeder andere General, vom Reiche — oder wie sie verschiebend sagen — von der Republik die ihm zuständige Pension bezog, was nämlich nach der Ansicht mancher Leute nur verfassungsgläubigen Republikanern erlaubt ist.

Wer hätte ihm sonst etwas anhängen können; etwa seinem Charakter oder seiner Leistung? Er machte wenig Aufsehens von sich und nie viel Worte. In seinem schlicht bleibenden Wesen lag etwas, was an seinen Großvater erinnerte, den alten Kaiser Wilhelm, dessen Lieblingsenkel er in der Tat gewesen ist.

Politisch trat er nur wenig hervor. Innenpolitisch überhaupt nicht.

Nach außen hat ihn sein kaiserlicher Bruder, mit dem ihn herzliche Liebe verband, allerdings mit einigen diplomatischen Aufträgen betraut. Bei der politischen Rundreise durch die Vereinigten Staaten wurde er sehr gefeiert, und er sprach damals das geflügelte Wort, die Eheschlechteure großer Blätter verdienen den Rang eines kommandierenden Generals. Als er mit dem Kreuzergeschwader Ostasien besuchte, durchbrach er das bis dahin starre chinesische Hofzeremoniell und erzwang sich den Empfang sowohl bei dem jungen Kaiser wie bei der viel halsstarrigeren Kaiserin-Mutter. Das hob das deutsche Ansehen im fernen Osten um

so kräftiger, als selbst angelsächsische Rücksichtslosigkeit bisher an solchen Versuchen gescheitert war.

Noch zwischen dem Morde von Serajewo und dem Ausbruch des Weltkrieges wollte Prinz Heinrich zu Besuch in England. Hinter gleichender Gasfreundschaft verbarg man ihm dort, was sich anspann. Er war daher erschüttert, als er heimkehrend die wahre Sachlage erfuhr. Das konnte doch nicht wahr sein, nach dem, was er soeben erst erlebt. Erschrocken wandte er sich noch einmal vermittelnd an den soeben verlassenen Vetter und Freund, den König. Dieser aber wich aus. Bald schämte er sich sogar seiner deutschen Verwandtschaften und änderte den Geschlechtstnamen seines Hauses Sachsen-Koburg in Windsor um. Als ob Blut sich umtaufen ließe!

Was hingegen den Verstorbenen ganz erfüllte, das war sein Beruf als Seemann. Er war Marineoffizier nicht bloß durch verliehene Uniform, sondern von Seele und Herz.

Ob schon Leutnant des Landheeres, hat er noch einmal ganz unten als Seelabett begonnen und sich gleich jedem anderen Anwärter hinaufgearbeitet. Jede neue Leiterprosse auf dieser Laufbahn war erklüftet; Sachkennner überall, nicht nur auf der Kommandobrücke, sondern auch bei der Ruderpinne und im Maschinenraum, hat er unsere blauen Jungens, unsere Kapitäne und Admirale, ein Menschenalter lang geschult auf den Siegestag von Stagerrat.

Längst Großadmiral, wurde er im Weltkriege gleichwohl nur Befehlshaber unserer Streitkräfte in der Ostsee. Das war ein Nebenkriegschauplatz, daher ihm nur eine bescheidene, zum Teil sogar veraltete Flotte zugeteilt. Dessenungeachtet hat er damit das Baltische Meer bis zum Zusammenbruch beherrscht. Auch er litt schwer unter der verfehlten Taktik unserer Seeführung, die unsere Schlachtschiffe in den Häfen hielt und dadurch den bolschewistischen Maulwürfen das Feld freigab.

Unsere Rabitalen malen so gern das Zerbild des prinziplichen Heerführers, der bloß den Namen herleiht, aber dafür die Lorbeeren nimmt, derweil sein Stabschef alles macht. Auf keinen paßte es weniger als auf den Prin-

zen Heinrich. Er war ein rechter Mann für jeden Posten, den er bekleidete, ein schlichter Arbeiter am Wehrstand des alten Deutschen Reiches; ein hochherziger, feuriger Vaterlandsfreund. F. H.

Der „neutrale“ Kultusminister

Neulich hieß es, Herr Becker, der preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, beabsichtige seinen Anschluß an die Sozialdemokratie. Niemand wunderte sich darob. Man kennt ja den anpassungsfähigen Mann. Freund wie Gegner sah darin bloß den letzten förmlichen Abschluß einer längst zwangsläufigen Entwicklung. Von dem „Deutschland und sein Kaiser sind eins“, das Herr Becker 1916 ausrief, bis zu seinem: „Unser Vaterland, das ist doch die Republik“ im Jahre 1929 ist zwar ein weiter Weg, allein er wurde zurückgelegt.

Nur er selber hat sich eifrig gegen das einleuchtende Gerücht verwahrt. Er wolle auch ferner neutral bleiben wie bisher, so wehrte er ab.

Neutral wie bisher. Hm! Der Ausdruck ist zum mindesten seelentüchlich lehrreich. Wie blindlings doch der Mensch mitunter daneben tappt, sobald er sich selber beurteilt!

Bei der Beratung seines Haushalts im preußischen Landtag wurde Herrn Becker ein Spiegel aufgestellt. Jeder andere wäre erschrocken vor dem Konterfei, das ihm daraus entgegensah. Man erhob den Vorwurf, daß er einen Erlaß herausgebracht, um die weltliche Schule auf dem Verwaltungswege einzuführen, was wider die Reichsverfassung verstößt. Er schwieg. Man fragte den Minister, wo es denn noch hinaus solle mit seiner hartnäckigen Politisierung der Schule. Ob er es denn für richtig halte, daß alle leitenden Unterrichtsstellen der Provinz Brandenburg durch ihn mit Sozialdemokraten besetzt sind. Er schwieg.

Er hatte auch gar nichts zu berichtigen an der Feststellung, daß in seinem Amtsbezirk junge beflissene Parteistreiber rasend schnell hochkommen; alte bewährte Fachleute wie ein Raketenauto überholen, die kein Parteibuch aufweisen können, sondern bloß Kennt-

nisse, Erfahrung und Rückgrat. Er hätte sonst seine Ansicht aus dem Hauptausschuß wiederholen müssen, daß die Parteien den Anspruch hätten, in allen Behörden nach Maßgabe ihrer Stärke vertreten zu sein. Aber dann wäre ihm erwidert worden, daß er ja gerade dieses Recht den Gegenparteien vorenthält.

Also Politik selbst in seinem, dem unpolitischsten aller Ämter. Was doch zur Folge hätte, daß nach jeder Wahl in jedem Ministerium ein prozentuales Umstellen erfolgen müßte mit mehr oder minder republikanischen Grundsätzen für Ab- und Zeichenunterricht. Offenbar hält er dies für sehr demokratisch und sehr neutral. Der einzige Erfolg war freilich bisher, daß man das Ministerium des Geistes seit längerer Zeit schon eine politische Stabsstelle nennt.

Noch ist unvergessen, wie Herr Becker als pflichtbewußter Ausführungsbeamter der Republikanischen Beschwerdestelle es mißbilligte, daß in einem Berliner Gymnasium das Hoch am Verfassungstage nicht der deutschen Republik ausgebracht wurde, sondern „bloß“ dem deutschen Vaterland. An den Gühnefeiern für diesen Frevel haben sich seine höheren Beamten mit Inbrunst beteiligt.

Gingegen sehen sie und er mit olympischer Ruhe zu, wenn allerwärts Schulräume zur Verfügung gestellt werden zu wußten, geschmacklosen Festveranstaltungen gegen die Kirche und das Christentum. Offenbar liegt ihnen also am lieben Gott weniger als an der Republik.

Eine „Sozialistische Schülervereinigung Westend“ tagte in der Aula der Berliner Biernard-Schule. Der Referent forderte seine jugendlichen Hörer auf, für die sozialdemokratische Weltanschauung die höhere Schule zu erobern, „diese stärkste Machtposition des verrotteten Bürgertums“. Das deutsche Proletariat, so fuhr er fort mit der Beredsamkeit des Papageis, der das eingelernte Sprüchlein plappert, so abgeschmackt es auch längst geworden ist, denke nicht daran, mitzubezahlen an den Wiedergutmachungen für einen Krieg, den die Bourgeoisie planmäßig entfesselt habe. Für die freihetliche Schülerschaft, so schloß er, sei die Sozialistische Republik unter

roter Fahne das Endziel. Die 13—16jährigen Klassentämpfer und -tämpferinnen, letztere, wie der Bericht erzählt, meist in Seidenstrümpfen und Lackschuhen, tobten natürlich ihren bereits gefinnungstüchtigen Beifall.

Man hat nicht gehört, daß eingeschritten worden wäre. Die schwarzweißrote Fahne gehört zu den Todsünden, allein für die rote darf geworden werden im Reiche des neutralen Kultusministers.

Zu Königsberg arbeitete in der Aula ein „Bund der Freidenkerjugend“ für den Kirchenaustritt. Es wurden Lichtbilder vorgeführt, die alles Kirchliche dem Gelächter preisgaben. Ein Genosse Friedmann brachte als Vorpruch ein Freidenker-Vaterunser zu Gehör, dessen geistlose Rohheit sich die Verachtung unserer Leser durch seinen Wortlaut selber zu ziehen mag: „Vater unser, der du nicht bist im Himmel, nicht auf der Erde, nicht unter der Erde. Unheiligt ist längst dein Name. Dein Reich, deine Herrlichkeit, sie kam, ein stinkender Pfuß, darin sich in Häufen die Ermordeten wälzten. Dein Wille geschah, dein Wille, der gebot, der eine soll Herr, der andere Knecht sein. Ja, aber in Versuchung hast du uns oft geführt, in die Versuchung, Milbe angebeißten zu lassen unseren Peinigern. Erlöst hast du uns zwar vom Abel nicht, sonst hättest du in einer Stunde, du Allmächtiger, hinweggerafft durch eine Seuche, du, alle Menschenbedrücker. Wir beten nicht: Vergib uns unsere Schuld, wir werden uns unsere Schuld selbst vergeben.“

Wer verspottet, was anderen heilig, der ist ein ungechliffener Wicht. Genosse Friedmann gehört aber obendrein noch zu denen, deren Oberstüßchen dürftig ausgestattet ist. Er schwägt, allein er denkt nicht. Zuerst verneint er nämlich den Vater im Himmel; gleich hinterher jedoch wirft er diesem also gar nicht baselenden Gott alle möglichen antipazifistischen und antisozialen Schandtaten vor. Leute solcher Art hält ein wirklicher Erzieher gleich Ausfälligen von der Jugend ab. Geschah dies etwa? Ist es nicht sinnlos, wenn der Kultusminister in der Schule eine Freistätte demselben Volksweltismus öffnet, den der Innenminister vor Barrikaden bekämpfen muß?

Eine Zeitung, „Die Trommel“ genannt, ist für die Arbeiter- und Bauernkinder Deutschlands bestimmt. Es macht ihnen seine Weltanschauung durch folgende Fabelwesen mundgerecht:

„Der Pfaffe will die Schule haun,
Ihr müßt ihm auf die Pfote haun.“

Oder auch:

„Arbeiterkinder zaubert nicht,
Melbet Euch ab vom Religionsunterricht.“

„Das letzte Lied vom lieben Gott“ verspottet den alten „Großpapa“. Er hat lange geschlafen, kommt aber wieder einmal zur Erde. Sie wollen ihn ins Wasser werfen. Einer rät, man solle ihn doch arbeiten lassen. Er wird daher zu einer Maschine geschleppt. Allein deren Transmission packt ihn an seinem langen Bart und

„er stirbt mit Pulvermiene
als Opfer der Maschine“.

Das Kultusministerium, das in Sachen des Vaterlandshoches Mühen seht, hat bisher alle diese Ramele stillschweigend verschluckt. Der Herr Minister erklärt sich eben für neutral. Er ist es; ganz so wie Wilson war, als er ruhig zusah, wie Pierpont Morgan unseren Feinden Granaten zuschickte; 2400 in jeder Minute des Tages und der Nacht. F. S.

Republikanisches Motorradeln

Bei Mafseiern rühmt sich die Sozialdemokratie, „völkervereinend“ zu sein. Leider haben zehn Jahre innerer Vorkerrschaft und pazifistischen Nachlassens hinter unseren Knechtern her ihr Recht dazu noch keineswegs einwandfrei erhärtet.

Allein daß sie umgekehrt unser Volk, das staatlich und religiös ohnehin zerklüftete, auch noch obendrein parteipolitisch und sozial spaltet, dafür liegen die Beweise zur Hand.

Ein völliges Kastenwesen bildet sie aus. In den Zeiten dunkelhaftesten Abelschismus hat sich der Junter so streng nicht von der „Rotüre“ abgeschlossen, wie es heute der sozialdemokratische Arbeiter vom Bourgeois tut.

Man hat gesagt, die Schützen, Säger und Turnfeste seien es gewesen, die den Boden bereiteten für die deutsche Einheit. Heute wäre

das unmöglich, denn der sozialdemokratische Arbeiter ist grundsätzlich nicht dabel.

Seine Schreier haben ihm eingehämmert, er müsse sich in Gegensatz stellen zu der „reaktionären Masse“. Es gehe nicht an, daß er in der Klege zwischen zwei Völkern die Bauchwelle übe, daß er im Liebertranz des Basses Grundgewalt tönen lasse, wo der Chormeister den Stahlhelm auf der Rockklappe trägt.

Um solche Verührungen auf neutralem Boden zu unterbinden, schuf man Arbeiter-Turn-, Arbeiter-Gesang-, Arbeiter-Fußballvereine. Sie sind dem Bourgeois verschlossen, denken also unsreier als die Bürgerlichen, die keine andere Beschränkung der Aufnahme kennen, als daß der Anwärter ein anständiger Kerl ist. Gleichwohl nennen sie sich „freie“ mit auspochenem Stolz. Noch nicht einmal den großen deutschen Dachverbänden gehören sie an. Vielmehr haben sie sich eigene Arbeiter-Turn- oder -Sängerbünde gegründet. Sogar im Gegensatz zu den Olympiaden, die schon im Altertum der Griechen Völker froh vereinten, ein sonderbändlerisches Arbeiter-Olympia. Je mehr man es wagen zu können glaubt, desto mehr wird Zwang geübt. Man hat Beispiele, daß Arbeiter, die sich von den alten Vereinen und den bürgerlichen Vereinsbrüdern nicht losagen wollten, durch angebotenen Verruf ihrer Geschäftskollegen zum Beitritt in den „freien“ Arbeiterverein gepreßt worden sind.

Desto lächerlicher wird der Absonderungsummel, je politischer er sich aufzieht. In Leipzig wurde jüngst ein Reichsverband republikanischer Motorradfahrer gegründet, und er hat gesinnungstüchtig Herrn Hörsting, dessen Verdienste ums republikanische Motorrad offenbar erheblich sind, zum Ehrenvorsitzer gemacht.

Da bleibt der Spott natürlich nicht aus. Die „Dt. Allg. Ztg.“ behauptet, aus sicherer Quelle zu wissen, daß weitere machtvolle republikanische Bünde ähnlicher Art in der Bildung begriffen seien. So ein „Reichsverband republikanischer Kreuzworträtsellöser“, ein „Reichsverband republikanischer Schwiegermütter“ und ein „Reichsverband republikanischer Trapezkünstler“. Sämtlich neutral; sämtlich unter dem Ehrenvorsitz des Oberpräsidenten a. D. Otto Hörsting.

Man lacht, aber der Hintergrund ist ernst. Der scharfsichtige Bernard Shaw hat vor einem Menschenalter schon gesagt, die deutschen Sozialdemokraten seien die fürchterlichsten Philister von der Welt. Hier bewährt sich sein Scharfbild.

Diese Partei behauptet, die Todfeindin jedes Partikularismus zu sein. Treibt sie nicht vielmehr einen parteipolitischen Partikularismus kindischer Art? Sie fördert in der deutschen Gesellschaft jene Kleinstaaterei, die einst einem Napoleon den Fußtritt so leicht machte, worunter das Heilige Römische Reich zusammenbrach. In den Köpfen jener republikanischen Motorradverbändler steckt von politischem Geiste und für das eine, was nottut, kein Gran mehr, als einst unter den staubigen Perücken von Regensburg. F. H.

Ein Holzweg

Lenin und Trozki sind der erst wirklich zu Ende gedachte Marx. Sie tun sich sogar viel darauf zugut. Auch die Geschichte wird ihnen dermaleinst, wenn der Rätestaat wie ein Mitternachtspul verweht ist, das eine Verdienst wenigstens beimessen, den Marxismus durch unbedingte Folgerichtigkeit zum Umklipp gebracht zu haben. Sie werden, indem sie dadurch der Welt die Augen öffnen, dastehen als Zeil von jener Kraft, die das Böse verübte, allein gerade dadurch letzten Endes doch das Gute geschafft hat.

Schon Karl Marx hat beide Geschlechter nach Recht und Pflicht völlig gleichgestellt. Kein Unterschied nach körperlicher oder geistiger Anlage wurde der Theorie nach anerkannt. Daß er aber auch praktisch daran gedacht hätte, der Frau im Gleichheitsfanatismus den Tornister aufzuschnallen und den Schießprügel auf die Schulter zu packen, davon verrät keine Stelle seiner Schriften etwas.

Allein Trozki, der erste Kriegskommissar des Kreml, ein talmudistischer Konsequenzmacher bis ins Hirnverbrannte, ist auch vor diesem Schritte nicht zurückgeschreckt. Er hat weibliche Regimenter aufgestellt mit weiblichen Unter- wie Oberführern bis zum Obersten hinauf. Natürlich trugen sie dieselbe Uniform wie die Männer; Hosen und Langschäftige,

dieselben Waffen und dasselbe Gepäd, wie denn auch von ihnen dieselben Leistungen beim Marsch und Felddienst verlangt wurden.

Die Soldatinnen konnten verheiratet sein und Kinder kriegen. Das Räteheer war das einzige der Welt, in dessen Lazaretten eine Wochenstube nicht fehlte. Als jenem General Tauenzien unterm alten Friß die Belagerer drohten, wenn er Breslau nicht übergäbe, dann werde man beim Sturm selbst der hoffenden Mutter nicht schonen, erwiderte er lachend, das treffe ja auch weder auf ihn noch auf seine Grenadiere zu. Ein Trotzkli-General hätte diese Abtrumpfung nicht gehabt.

Die seines Nachfolgers aber streben wieder danach. Sie bauten ihre weibliche Armada zunächst in aller Stille ab. Gegenwärtig gibt es nur noch einige hundert Gemeine in aktivem Dienst, dazu 72 Offiziere, darunter eine Fliegerleutnantin.

Jetzt aber ist auch der grundsätzliche Schritt getan. Der Revolutionskriegsrat hat nämlich verfügt, daß Frauen künftig nur noch in die Heeresverwaltung, nicht mehr in die Kampftuppen eingestellt werden dürfen. Das ist das Ende der Räte-Amazone.

Eine Zeitung war unwillig über diesen Bruch mit dem doch alleinseligmachenden Leninismus. In Form einer Umfrage forderte sie daher die Mitglieder des Kriegsrates zur Rechtfertigung auf.

Sie blieben alle bei ihrem Votum. „Warum gibt es Textilarbeiterinnen, jedoch keine weiblichen Bergknappen? Warum Wäscherinnen, doch Heizerinnen nicht?“ fragt Oberbefehlshaber Woroschilow. „Weil man Berufe nach der körperlichen Eignung wählt. Frauen taugen nichts zum Heeresdienst.“ Der kühne Reiterführer Bubjenny ist kurz und bestimmt: „Als Kavalleristen sind Frauen selbsttendend unmöglich.“ Der Chef des Admiralsstabs stellt fest, „daß Frauen gewöhnlich keine guten Seeleute sind.“

Man hat also den Versuch gemacht, er ist mißglückt. Man hat klüger sein wollen als die Erfahrung; es zeigte sich, daß man dümmter war. Die Natur hat sich nicht meistern lassen, vielmehr ihre Meisterer gemästert.

Der nachdenkliche Mensch zieht seine Schlüsse daraus. Auch bei uns hat man seit dem Um-

sturz mit Eifer, ja mit Überheblichkeit niedergelassen, was sich in Jahrtausenden als Summe gespeicherter und ausgenützter Erfahrung herausgebildet. Was alt war, galt schlechthin als überholt; was neu und anders schon darum als besser, ja als gut. Wer wird auch rückständig sein? Daß das, was man als Fortschritt anpreist, unter Umständen das rückschrittlichste Ding von der Welt sein kann, dazu reicht die Einsicht nicht aus. Offenbar ist dazu erst noch ein gerüttelt Maß von Mißerfolgen nötig.

So ist auch die Außerachtlassung der naturgegebenen Geschlechtsunterschiede durch unbedingtes Gleichsetzen von Mann und Weib nichts als ein roher Rückfall in den Zustand ursprünglicher Barbarei. Es war nicht Herrschsucht, sondern Rücksicht, also ein Kulturempfinden, wenn der Mann der Frau allmählich solche Tätigkeiten abnahm, denen sie körperlich nicht gewachsen war.

Kultur macht den Mann männlicher, die Frau weiblicher. Auch körperlich. Die Männer von heute sind kräftiger als die Männer des Mittelalters, deren Harnisch uns die Brust einpreßt. Allein die Frauen von damals waren robuster als die der Jetztzeit. Es ist schon lange aufgefallen, daß es immer weniger tiefe Altstimmen gibt, und immer weniger hohe Sende. Wir haben da einen Wind der Natur, auf den man achten soll.

Die Frau ist wahrlich nicht dem Manne minderwertig. Allein anderswertig ist sie. Wohl hat sie dasselbe Maß von Rechten und Pflichten gegen das Gemeinwesen, aber dieselben Rechte und Pflichten sind es nicht. Das wäre in dummer Gleichmacherei ein Verbrechen sowohl gegen sie wie gegen den Staat. Man kann ihr besondere Aufgaben zuweisen kraft ihrer körperlichen, geistigen und seelischen Eigenart; wichtig und heilsam, von denen der Mann ebenso ausgeschlossen ist, wie sie von dem, was eben nur männlicher Art zusteht. Gerade diese reinliche Scheidung der Obliegenheiten — das ist wahrer Fortschritt; da sie auf feiner Erkenntnis gegebener Unterschiede beruht. Gleichmacherei hingegen vergewaltigt die Natur und bedeutet Rückfall in höhlenmenschlichen Urstand. F. H.

Tschechische Fälschung

Außerhalb des tschechischen Sprachgebiets ist das Tschechische so unbekannt, daß tschechische Verleger es unbedünktet wagen können, deutsche Bücher und Theaterstücke ohne Genehmigung des deutschen Verfassers ins Tschechische zu übersetzen, ohne Sorge, zur Rechenschaft gezogen zu werden. Von Zeit zu Zeit werden dabei aber auch gröbliche tschechische Fälschungen verübt. Nur einem Zufall ist es zu verdanken, daß eine solche Fälschung ermittelt wurde, und zwar nachdem sie jahrelang unbeanstaltet verbreitet werden konnte. Ein tschechischer Übersetzer hatte die Dreistigkeit, dem beliebten Werk von Karl May „Durch Arabistan nach Schinnistan“ u. a. folgende bössartige Sätze gegen die Deutschen einzuschleiben: S. 74: „... du denkst von deinem Pferde genau so, wie unsere deutschen Militäristen von Menschen.“ S. 78: „Der Scheit sprach, als ob er unsere Deutschen aus Böhmen kennen würde: ein Räuber wie der andere!“ S. 351: „In Deutschland war das Urbild eines ähnlichen Ungeheuers der feige deutsche Held Kaiser Wilhelm.“ Inzwischen hat der tschechische Verleger Seba erklärt, ihm seien diese Fälschungen unbekannt, sie bedauert und sich gegenüber dem Karl-May-Verlag verpflichtet, „den Vertrieb seiner tschechischen Ausgabe von „Arabistan und Schinnistan“ so lange einzustellen, bis die beanstandeten Stellen in einwandfreier Weise ausgemerzt sein werden“. Wenn der tschechische Verleger gänzlich strafflos ausgeht, wird er bei seinen Volksgenossen betriebfame Nachahmung finden.

Diplomatenstreit um Neuland

Als sich herausstellte, daß Spitzbergen ohne eingeborene Bevölkerung kein totes, wertloses Land sei, sondern als Mittelpunkt des Walfischfanges Bedeutung habe und Kohlenreiche Berge (Ausbeute von 1914 bis 1922: 876000 Tonnen), entstanden Zwistigkeiten um die Staatshoheit über diese Insel. Nach längeren Verhandlungen wurde im Vertrag von Sèvres 1920 Spitzbergen militärisch neutralisiert, wirtschaftlich für Freiland

erklärt und politisch den Norwegern zugesprochen. Deutschland durfte erst 1925 dem Vertrag beitreten. Durch seine Teilnahme an der wissenschaftlichen Erforschung Spitzbergens und durch sein Observatorium zur Vorbereitung von Luftschiffahrten hatte es die Bedeutung der Insel bekräftigt.

Wie um Spitzbergen, so entstanden Zwistigkeiten wegen der Oberhoheit auch über den Südpol, nachdem sich herausgestellt hatte, daß dort außer großem Walfischreichtum auch Mineralschätze vorhanden waren. Auf Grund früherer Entdeckungen englischer Forscher erhob England Hoheitsansprüche über das ganze Südpolgebiet von etwa 8 Millionen Quadratkilometer. In Washington anerkannte man nicht diese grenzenlosen Ansprüche Englands und wies darauf hin, daß auch amerikanische Forscher viele unbekannte Gebiete des Südpols entdeckt hatten. Außerdem könne auf gewisse Gebiete um den Südpol, soweit sie der westlichen Halbkugel angehören, die Monroelehre angewendet werden. Dieser Zwist ist noch nicht beigelegt worden. In Washington wird man keinesfalls zulassen, daß England (wie nach dem Weltkrieg die sämtlichen deutschen Schutzgebiete) das ganze Südpolarland an sich reißt.

Filmkunst

Einer der amerikanischen Film-Millionäre galizischer Herkunft namens Goldwyn (eigentlich Goldwein) verbringt, wie er zu dem Vertreter eines Wiener Blattes äußerte, sein Leben in der Jagd nach „Stars“ und läßt Agenten in der ganzen Welt, von Grönlands Eisgebirgen bis Indiens Märchenstrand, nach „Stars“ suchen. Woran erkennt er, daß der „Star“ Erfolg hat? An der Zahl der Briefe, die mit der Bitte um Photographien eingehen! Was ist eine gute Handlung? Darauf antwortet der Filmspekulant: Notwendig sind gute Beweggründe dafür, daß zwei sich verlieben, getrennt werden und wieder zusammenkommen, dazu als Hintergrund die Börse oder das Meer oder Dschungel oder Vorkämpfe. Was befriedigt die Massen der Lichtspielbesucher? Die wollen nichts anderes,

sagt Goldwyn, als lachen und weinen; sie wissen nicht, was sie sehen möchten, sind aber beifallslustig, wenn sie Silber sehen, die ihren Instinkten entsprechen!

Die internationalen Film-Millionäre in Amerika, vom Schläger der Goldwyn, Lammle, Cohners usw. sind raffinierte Geschäftsleute und lassen die Kunst nur da gelten, wo sie sicheren Gewinn bringt.

R. D.

Die Gemeinnützigkeit der parlamentarischen Korruption

Mit Moral kann man keine Politik machen und keine Reichtümer erwerben. Das werden selbst die größten Schrottstapler bestätigen. Vermutlich sind sie sogar der Meinung, daß Moral geradezu schädlich ist. Eine merkwürdige Auffassung der Moral als verfeinerter Korruption entwickelte ein New Yorker Unternehmer aus den Kreisen der Automobilindustrie im Gespräch mit dem deutschen Ingenieur Otto Moog, der darüber in einer eben erschienenen Schrift „Drüben steht Amerika“ (Braunschweig bei Westermann) als Ergebnis seiner Reise durch die Vereinigten Staaten berichtet hat. Man sprach über die deutsche Automobilsteuer, und der Amerikaner sagte, eine solche dumme Steuer wäre in Amerika niemals Gesetz geworden. Selbst eine sozialistische Parlamentsmehrheit hätte das nicht durchgesetzt. Man würde einfach von selten der Automobilindustrie die Führer und Abgeordneten mit Geld umgestimmt haben; sie hätten bestimmt eines Tages Aktien der Autofabriken in ihrem Schreibtisch gefunden. Moog machte dazu ein bedenkliches Gesicht und fand diese Art der parlamentarischen und politischen Korruption strafbar. Der Amerikaner lächelte dazu und sagte: Das wäre doch nicht unmoralisch, wenn ich eine Menge, die sich nicht belehren ließe, in dieser Weise davor bewahrte, Dummheiten zu machen und sich selbst zu schaden; denn die Automobile brächten in Amerika den Arbeitern die meiste Arbeit und das meiste Geld.

So wird durch die verfeinerte Korruption das Unmoralische gemeinnützig und in höherem Sinne moralisch! Mit anderen Worten: der Zweck heiligt das Mittel. Paul Dehn

Amerikanische Stiftungen

Nach einer Zusammenstellung der vielgelesenen „Saturday Evening Post“ in Philadelphia (Preis für die Anzeigenseite 33600 Mark) wurden während des Jahres 1927 in den Vereinigten Staaten 2256,5 Millionen Dollar (über 10 Milliarden Mark) von reichen oder wohlhabenden Leuten für gemeinnützige Zwecke gespendet, davon 1080 Millionen Dollar für religiöse Stiftungen, 257 Mill. Dollar für einzelne Persönlichkeiten, 257 Millionen für organisierte Wohltätigkeit, 214 Millionen für das Ausland, 204 Millionen für medizinische und gesundheitliche Zwecke, 187 Millionen für Erziehungsanstalten, 26 Millionen für schöne Künste, 19 Millionen für Spiel und Erholung und 134 Millionen für verschiedene Zwecke. Diese Spenden waren größer als je zuvor. Im Jahrzehnt 1914—1924 beliefen sie sich nur auf insgesamt 2,5 Milliarden Dollar. Überwiegend flossen die Spenden religiösen und erzieherischen Zwecken zu.

Soweit es sich um die Pflichten des Reichtums handelt, um seine Verwaltung und Verwendungs, stehen die Reichen in den Vereinigten Staaten allen Reichen anderer Völker weit voran. Freilich soll der Reichtum auch in gerechter Weise erworben sein. Inwieweit diese Voraussetzung auf die Reichen in den Vereinigten Staaten zutrifft, mag dahingestellt bleiben. In dem großen, an Naturschätzen überreichen Neuland entstanden die großen Vermögen aus dem Steigen der Bodenwerte, aus der Bodenbebauung, aus Eisenbahn und Industrie und ihrer erstaunlichen Entwicklung, aus Geschäften mit dem Staat und in den letzten Jahrzehnten hauptsächlich aus riesigen Spekulationen in Effekten, Waren, Industrie und Verkehr.

Ein Denkmal der Verlogenheit

Dem Generalstabchef des englischen Kabinetes im Weltkriege, Lord Northcliffe, will sein Leibblatt, die „Daily Mail“, noch heute voll von Verdächtigungen und Verleumdungen gegen Deutschland, im Londoner Zeitungsviertel ein öffentliches Denk-

mal setzen. Zu diesem Zweck hat sich ein Ausschuß gebildet unter Beteiligung von Lord Reading (früher Israels) und Lord Beaverbrook (früher Blumenfeld). Das geplante Denkmal wird dem eifrigsten und erfolgreichsten Vertreter der Lüge und Verleumdung im Kampf gegen Deutschland verherrlichen. Lord Northcliffe starb im Irrenhause. Sein Konkurrent Bottomley, der das schändliche Gewerbe noch etwas derber betrieb, wurde wegen Unterschlagungen zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Vielleicht errichtet man auch ihm ein Denkmal. P. D.

Das Spiel

Noch immer blüht das Spiel im Verborgenen. Einen Beleg dafür erbrachte eine Berliner Gerichtsverhandlung Mitte April. Dort standen drei Geschäftsführer des Norddeutschen Sportklubs wegen erwerbsmäßigen Glückspiels unter Anklage. Hauptsächlich wurde *Ecarté* gespielt. Die Umsätze müssen sehr groß gewesen sein, denn die Überschüsse des Klubs beliefen sich auf 20000 bis 30000 Mark monatlich. Der erste Geschäftsführer bezog an Gehalt 1000 Mark und an Repräsentationskosten 3000 Mark monatlich! Der grobe Unfug wird flott weiter betrieben werden. Denn die Angeklagten wurden freigesprochen, weil *Ecarté* kein Glückspiel sei.

Wertvolle Einsicht

Aus Südslawien wird uns geschrieben: Der Rechtslehrer L. Krajinčanin in Aštúb (Stopje) schrieb ein Buch unter dem Titel „Die Slawen in der Gegenwart und der Charakter ihrer Vereinigung“. Mit diesem Buch beschäftigt sich das dritte Heft des Bandes 319 des Jahrbuches der Neufager „*Matica Srpska*“ und unterzieht es einer geradezu vernichtenden Kritik. In der „*Matica Srpska*“ gipfelt die kulturelle Spitzenorganisation des Serbentums. In ihr vollzog sich die Vorbereitung der völkischen Wiedergeburt des Südslawentums schon viele Jahrzehnte vor dem Kriege. Aussagen von dieser Stelle sind also von grundsätzlicher Bedeutung. Nicht

nur, daß dem jungen Verfasser absichtlich irreführende und unwahre Daten nachgewiesen werden — so gibt er die Zahl der Polen mit 48 Millionen an, die der Lausitzer Wenden mit 350000 —, sondern es wird ihm auch oblige Untermitnis der einschlägigen Materien, ja selbst der Grammatik der serbischen Sprache vorgeworfen. Schließlich sagt der Kritiker wörtlich folgendes: „Man kann nicht davon sprechen, daß die Slawen eine Sprache haben, wenn man beim Zusammentreffen mit einem Tschechen, um sich verständigen zu können, deutsch oder französisch sprechen muß. Man kann keine Behauptungen über die kulturellen Aufgaben der Slawen gegenüber dem ‚bedauerten Europa‘ aufstellen und dabei die europäischen Wertmesser und die europäischen Arbeitsmethoden nicht kennen. Man kann nicht ewig auf einem hohen Diebsteil stehen, das uns nicht zukommt, und zugleich keine Maschine ohne einen deutschen Monteur in Bewegung setzen können, keinen Waggon Hopfen an Brauereien im westlichen Europa verkaufen können ohne einen fremden Vermittler.“

Französische Kulturschande

Im nächsten Jahre wollen die Pariser Machthaber die hundertste Wiederkehr des Jahres der Besiegergreifung Algiers durch französische Truppen feierlich begehen lassen. Die Geschichte der französischen Kolonialpolitik in Algier ist blutig und nichts weniger als rühmlich für Frankreich. Nahezu dreißig Jahre benötigten die Franzosen, um die Algerier, die um ihre Freiheit kämpften, mit allen Mittel barbarischer Kriegsführung niederzuschlagen, Abdelsader und andere Führer der Algerier waren Helden, die französischen Generale dagegen mit ihrer Übermacht bloße Menschenschlächter. Seit einigen Jahren setzen die Franzosen ihre blutige Kolonisationsarbeit in Marokko fort. Kulturwidriges wurde oft genug darüber berichtet. Die französischen Unterdrückungslämpfe in Marokko dauern fort. Die letzte Großtat französischer culture war das Bombardement von Damastus.

Ein deutscher Pazifist und Franzosenfreund äußerte Mitte März in einem Vortrage vor

einem Hamburger Verein, die Strafkolonie von Guyana sei eine Kulturschande, die einzige Kulturschande des französischen Volkes. Aber außer Guyana gibt es noch andere Strafkolonien wie Cayenne und die kaledonischen Inseln, wo nicht weniger entsetzliche Zustände herrschen wie in Guyana. Eine jede dieser Strafkolonien ist eine Hölle auf Erden, wo die Verbrecher, auch politische, seelisch und körperlich entkräftet, zu schwersten Fronarbeiten unter heißester Sonne gezwungen und durch unmenschliche Strafen zu Tode gemartert werden. Diese französischen Strafkolonien fügen den Verbrechern, die dorthin verfrachtet werden, ärgere Qualen zu als die einstigen Folterungen des Mittelalters.

„Muß i denn . . .“

In Stettin tagte die „Pommersche Bauernschaft“. Das ist auch so ein Gebilde der Notzeit. Ob richtig oder nicht, das soll uns hier nichts angehen. Sie ist da als eine Bauernorganisation und hielt ihre Generalversammlung ab. Unter Mitwirkung hoher und höchster Herrschaften. Die Schupotapelle von Stettin blies die Musik dazu. Und der Herr Reichsernährungsminister Dietrich schwang die große Rede, in der er alles das feststellte, was auch im „Türmer“ zu der Landvolknot-Frage schon gesagt ist. Es war also durchaus ernsthaft soweit. Die Zahl der 1,050 Milliarden Zinsen im Jahr stand drückend im Saal der Urania.

Nach der Rede Dietrichs sprach der Landwirt Bethle-Nemik als Vertreter einer befreundeten Organisation. Er sagte nun in dieser auch von zahlreichen Landbündlern besuchten Tagung, die zu der „Bauernschaft“ als landwirtschaftlicher Sonderorganisation im Gegensatz stehen, daß es dem Landbund nach zehnjährigem Bestehen noch nicht gelungen sei, die Not der Landwirtschaft zu heben und aus diesem Fiasko heraus die Gründung des „Pommerschen Bauernbundes“ erfolgt sei. Das nahmen die Landbündler, die die Mehrheit der Versammlung bildeten, übel, standen auf und verließen den Saal.

Das war ihr gutes Recht als Nichtmitglieder

der von Bethle-Nemik vertretenen und Mitglieder der von ihm angegriffenen Organisation. Ebenso wie es in dieser Versammlung Bethles Recht war, seine Meinung zu sagen. Die Gegensätze sind sachlicher Natur, wirtschaftlicher und organisatorischer Art. Sie gehen lediglich das Landvolk etwas an.

Aber die Nichtlandleute in der Versammlung waren offenbar anderer Meinung, die lieben Gäste und getreuen Republikaner an der Spitze. Und so geschah denn folgendes: Als die Landbündler den Saal verließen, spielte die Schupotapelle im Angesicht ihres ebenfalls anwesenden höchsten Vorgesetzten, des Herrn Polizeipräsidenten Maier, das schöne Lied „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus . . .“

Das war Hohn. Häßlicher Hohn. Ob er bestellt war und von wem, ist gleichgültig. Hohn bleibt Hohn, selbst wenn eine preußische Schupotapelle in musikalischer Allegorie ihn auszugießen sich bemüht. — Von wem bezieht denn eigentlich diese Schupotapelle ihr Gehalt? Etwa aus der Privatschatulle des Herrn Polizeipräsidenten? Oder nicht vielmehr auch aus den Steuerleistungen der Männer, die sie so geschmackvoll zur Tür hinausgeblasen hat, bitte?

Landvolk in Not — das Thema scheint man noch als Vorwurf für schlechte Wiße anzusehen! Die Lage ist aber doch wirklich zu ernst, als daß selbst neupreußische Behörden zu solchen parteiischen Einmischungen in die höchst eigenen sachlichen Angelegenheiten der Organisationen des Landvolkes stillschweigen dürften. Daß der anwesende Polizeipräsident von Stettin nicht im Augenblick die Geschmacklosigkeit der ihm unterstellten Kapelle energisch unterbunden hat, läßt leider wiederum die Befürchtung nicht ungerechtfertigt erscheinen, daß im Kleinen wie im Großen der Satz der Reichsverfassung „Alle Deutschen sind vor dem Gesetz gleich“ wie jeder andere Gleichheitssatz dieser Verfassung in der Wirklichkeit ergänzt wird durch die Einschaltung: „soweit sie in ihrer parteiischen Einstellung uns nahe stehen.“

Im übrigen — es ist nicht bekannt, daß die Stettiner Schupotapelle schon jemals mit

dem schönen Abschiedslied zur Stelle war, wenn ein Landwirt mit dem weißen Stab von seinem Hofe mußte. Dr. D.

Die Not des Geistesarbeiters

Wem dräuend sitzt die Faust der Not im Nacken, der strebt schaffend zur Höhe, falls er nicht vom Schicksal überrannt werden will. Literaten, bildende Künstler, aber auch Beamte in Zeiten unzureichender Bezahlung haben dies am eigenen Leibe erfahren. Und erfahren hat's dann die Welt: an ihren Werken!

Wer satt und ohne Sorgen, schafft selten etwas Großes. Aus der Not wird die Tugend geboren, die im Reichtum lächelnde Selbstverständlichkeit ist. Bitterste Not trieb unterdrückte Völker zum heroischen, siegreichen Befreiungskampfe. Not bringt Veredelung dem Gemüt, weckt Talente und begünstigt ihre Entfaltung. Was ein Goethe geschaffen hätte, wenn er um die Butter aufs Brot hätte schreiben müssen, wissen wir allerdings nicht. Vielleicht aber wäre er, das geborene Genie, ein noch viel Größerer geworden. Doch vom anscheinend normalen Durchschnitt sei nur die Rede! Der durch die Not gerüttelt und geschüttelt, sich aufrafft zum besonderen Schaffen über das Grau des Alltags hinaus.

Die Tage von jetzt zeigen ein trasses Auseinanderklaffen von Hoch und Tief an Einkommen und wirtschaftlichen Reserven. Ganz unten, kaum bis zur mittleren Linie reichend, der Geistesarbeiter. Und darum kommt von dort die Beseelung, der geistige Reichtum für alle. Vergewaltigungserfolge ungeheurer Trübsal sind keine Großtaten. Staunen erweckende Filmtanzgenie werden wieder zerflattern. Weil auch mit noch so viel Dollars wahre Kunst weder aus der Erde zu stampfen, noch vom Himmel herabzuholen ist. Weit eher schwebt Lorbeer herbei dem in ungeheizter Dachkammer Geborenen, wo edlerer Rhythmus schwingt, als in südlicher Sommervilla lässig zu Papier gebrachten Künsteleien Mode-Gewodener.

Wie Direktoren von Großbanken besoldete Richter und Staatsanwälte würden wohl kaum den Drang in sich fühlen, bedeutende Kom-

mentare und Lehrbücher zu verfassen. Die Monographien armer Privatdozenten sind oft durchdachter und wertvoller, als die biden Wälzer berühmter Professoren. Große Erfindungen zulezt wurden meist nicht von Milliardären, sondern von armen Schludern gemacht. Neulich lächelte ein junger Chemiker schmerzlich, als ich ihm zu einer Radio-Vortragsreihe gratulierte, die den Mann über Nacht berühmt gemacht hat: „Ich habe zu Hause eine kranke Frau und einen Sohn, der aufs Gymnasium soll; man will doch nicht untergehen!“

Nein, Deutschland wird deshalb nicht untergehen, weil Deutschland in Not ist und weil es seine geistigen Arbeiter hat!

Dr. Otto Goldmann.

Der Teufel und das Fremdwort

Der Teufel, der mit dem gedruckten Wort seine Possen treibt, ist der bekannte und gefürchtete „Druckfehlerteufel“. Und derjenige, der die Menschen reitet, gute deutsche Wörter durch Fremdwörter zu ersetzen, das ist der Fremdwörterteufel. Wenn diese beiden nun gar zusammenkommen und sich die Hand geben, wird's schlimm.

In einer Berliner Zeitung geschah das kürzlich mit dem Erfolg, daß aus einer „Exzentriktänzerin“ in der Besprechung eine — „Kontorplanistin“ wurde. Der Kritiker, Dr. F., wollte gedruckt haben: Kontorfonistin und fügte der Berichtigung in aller Harmlosigkeit zu: „So der Fachausdruck; früher sagte man Schlangenmensch.“

Das ist wohl nicht ganz richtig. Umgekehrt wird ein Schuh draus. Früher sagte man alles mögliche fremdwörtlich. Aber heute sind wir schon ein gut Stück weiter. Wir sagen ganz selbstverständlich Bahnsteig statt Perron, Abteil statt Coupé, Anzeige statt Inserat, Geschäftsstelle statt Expedition, Umschlag statt Kuvert und — Schlangenmensch statt Kontorfionist.

Ein deutscher Schriftsteller, der vor dem Kriege ein Buch schrieb, änderte in der Nachkriegszeit für eine Neuauflage dessen Fremdwörter: formulieren, ethisch, Astele, phlegmatisch, parallel, Dialekt, zitieren, Karikatur und so weiter in: prägen, sittlich, Enthaltam-

zeit, schwerblütig, gleichlaufend, Mundart, anführen, Zerrbild.

Hermann Rasch, ein Rundfunkgewaltiger, bewißelt das zwar und findet es „drollig“. Aber es entspricht unserm Wesen. Die Fremdwörter liegen uns nicht, wir mißbrauchen sie zudem oft. Sie rutschen wohl noch einmal durch, aber allmählich büßen sie ihren Einfluß auf die deutsche Schriftsprache ein.

Menschen, die vom Fremdwörterteufel befallen sind, wirken heute nicht mehr „gebildet“, sondern leicht lächerlich. Besonders dann, wenn der Fremdwörterteufel und der Druckfehlerteufel zusammenkommen und sich die Hand geben.

Siehe oben: Kontorplanistin . . . Dr. D.

Schiller und die Gegenwart

Im fünften seiner Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen an den damaligen Herzog von Holstein-Augustenburg, geschrieben bald nach der Enthauptung Ludwigs XVI. in Paris nach den Auswüchsen der Französischen Revolution und veröffentlicht im Jahre 1795, äußert Schiller einige Gedanken, die noch heute beherzigenswert sind. Da heißt es: „In den niedern und zahlreichern Klassen stellen sich uns rohe gefühllose Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln und mit unlenkbarer Wut zu ihrer tierischen Befriedigung eilen . . . Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück. Auf der anderen Seite geben uns die zivilisierten Klassen den noch widrigern Anblick der Schlawheit und einer Depravation des Charakters, die desto mehr empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist . . . Aus dem Natursohne wird, wenn er ausschweift, ein Rasender; aus dem Zögling der Kunst ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im ganzen so wenig einen ver-

edelnden Einfluß auf die Gefinnungen, daß sie vielmehr die Verderbnis durch Maximen befestigt.“

Zur Wiedereinführung von Orden

Nach der Reichsverfassung sollen Titel, Orden und Ehrenzeichen nicht mehr verliehen werden. Diese Auszeichnungen galten den leitenden Parteien als Kennzeichen der alten monarchischen Gewalt und hätten zu verschwinden. Aber die neuen republikanischen Regierungen konnten die Kennzeichen der alten monarchischen Gewalt auf die Dauer nicht entbehren. Einige Regierungen verließen nach wie vor Titel in ansehnlicher Zahl. Die sozialdemokratisch regierte Republik Hamburg beglückte sogar einige Opernmitglieder mit dem Titel „Kammerjäger“, obwohl die Republik niemals eine Kammer besaß. Nunmehr sollen auch von Reichs wegen Orden, Titel und Ehrenzeichen wieder eingeführt werden. Zu diesem Zweck müßte die Verfassung geändert werden, was nicht ganz einfach ist. Ordensbedürftig scheint man besonders im Berliner Auswärtigen Amt zu sein, obgleich es nicht bekannt ist, daß fremde Diplomaten sich um Deutschland besondere Verdienste erwarben und deutsche Orden beanspruchten könnten oder daß deutsche Diplomaten bemerkenswerte Erfolge erzielten. Trotzdem klagt man darüber, daß man nicht imstande ist, Orden zur Verfügung zu haben und gewisse Dienste zu belohnen. Bismarck hat sich über den Ordenshunger deutscher und fremder Vertreter und Diplomaten gelegentlich lustig gemacht. In der Opposition waren einige unserer gegenwärtigen Machthaber gegen Orden. Heute als Regierungsmänner sind sie anderer Ansicht und werden verlegen, wenn man ihnen das Epigramm vorsetzt, das Herwegh oder Freiligrath um 1848 dichtete: Nur Anmerkungen sind die Herren im Buch der Geschichte,

Darum hat man sie auch alle mit Kreuzen versehen.

Verantwortlich geleitet von Karl August Walther. Alle Zusendungen und Manuskriptsendungen sind nicht persönlich, sondern an die Schriftleitung des *Zämers, Wismar, Wargitz*, 24, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart



Indianischer Fischer

Max Vollberg

Der Türmer

Monatschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Begründet von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß
Fortgeführt von Friedrich Lienhard
Beleitet von Karl August Walther

31. Jahrg.

Juli 1929

Heft 10

Zwischen Europa und Amerika

Von Paul Dehn

Unter dem alten Griechentum und dem Römerreich war das Mittelmeer der belebteste Platz, der Brennpunkt der Verkehrswelt d. h. der damals bekannten und befahrenen Erde, die man sich als eine Scheibe dachte. Noch lange nach den Kreuzzügen blieb das Mittelmeer der Mittelpunkt des Welthandels zwischen Abend- und Morgenland mit Amalfi, Genua und Venedig als Haupthäfen. Als die Türken in Vorderasien vorrückten und allmählich alle levantinischen Küsten (Konstantinopel 1453) besetzten, stockte der ansehnliche Handel mit Indien. Man mußte andere Wege dorthin suchen und fand sie, als der Güterverkehr sie dringend benötigte.

Die Entdeckung Amerikas, die noch heute die Alte Welt beschäftigt, gab den europäischen Völkern neue Wege und Ziele und drängte das Mittelmeer zurück in die Lage eines Sackmeeres, das erst nach Eröffnung des Suezkanals wieder belebt wurde.

Im Mittelpunkt des heutigen Weltverkehrs steht das Atlantische Meer mit den meisten und größten Häfen, mit den befahrensten Schifffahrtsstraßen und mit den größten Mächten als Anrainern. Noch auf Jahrhunderte hinaus wird es eine übertragende Bedeutung behalten. Oder sollte wirklich in absehbarer Zeit, wie man mehrfach vorausgesagt hat, das Stille Meer zum Hauptschauplatz des Weltverkehrs werden? Das Stille Meer ist erheblich größer als das Atlantische, es bedeckt ein volles Drittel der Erdoberfläche, wirkt aber wegen seiner Breite nicht völkerverbindend. Auch sind die Völker an den Ufern des Stillen Meeres durch Rassen-gegensätze getrennt. Die von Nordamerika vordringende, von Südamerika und Australien unterstützte weiße Rasse behauptet ihre Vormachtstellung, stößt aber auf steigende Abneigung der farbigen Völker, der Chinesen und Japaner, seitdem ihre

Auswanderung nach Amerika und Australien zurückgedrängt wurde. Doch wird es darüber in absehbarer Zeit nicht zu kriegerischen Auseinandersetzungen kommen.

Wo sich allenfalls künftig ein lebhafterer Gütertausch entwickeln könnte, wie zwischen San Francisco und Schanghai, erweitert sich das Stille Meer bis zu einer Breite von 10000 Kilometern. Im Seeverkehr sind Entfernungen nicht gerade von Belang. Aber 10000 Kilometer, fast doppelt so viel wie zwischen Bremen und Newyork, erfordern doch erheblich größeren Aufwand an Kosten und Zeit.

Anders das Atlantische Meer. Alexander von Humboldt verglich es einmal mit einem gewaltigen Kanal, der sich durch die Erdteile hindurchschlängelt und sie aufs innigste verbindet. Es verengt sich zwischen Monrovia (Liberia) und Pernambuco (Brasilien) bis auf 2500 Kilometer. Zwar ist es eine nahezu insellose Wasserstraße, aber von der Schifffahrt leicht zu durchqueren. Fast die gesamte Welthandelsflotte ist im Atlantischen Meer zu Hause. Von dem Verkehr der bedeutenderen Häfen der Vereinigten Staaten entfielen 1923 rund 42 Mill. Tonnen auf das Atlantische und nur 6,3 Mill. Tonnen auf das Stille Meer. Der Panamakanal war von Vorteil für den Verkehr der amerikanischen Westküsten mit dem Atlantischen Meer, nicht aber für das Stille Meer. Von Hamburg nach Australien ist der Weg durch den Suezkanal nur 4000 Kilometer kürzer. Was aber für die Schifffahrt wichtiger ist, auf dem Wege über Suez findet sie zahlreiche und wertvolle Zwischenstationen: Barcelona für Spanien, Marseille für Frankreich, Genua und Neapel für Italien, Alexandrien für Ägypten usw. Alle diese Zwischenstationen haben einen mehr oder minder bedeutenden Handel mit kaufkräftigen Hinterländern und liefern den Schiffen erhebliche Zwischenfrachten.

Dagegen ist der Weg zwischen den deutschen Häfen und Australien durch den Panamakanal verkehrsarm. Da beschränken sich die Zwischenstationen auf die zahlreichen aber kleinen Inseln des Stillen Meeres mit dünner Bevölkerung ohne nennenswerte Erzeugung, ohne erheblichen Verbrauch, ohne Hinterland. Auf diesem Wege fällt von vornherein der wichtige Zwischenfrachtverkehr aus. Nur für den Verkehr mit den westlichen Küstenländern Amerikas eröffnete der Panamakanal eine neuere kürzere und vorteilhaftere Straße, aber nicht mit dem Stillen, sondern mit dem Atlantischen Meer.

Der Völkerverkehr auf dem Atlantischen Meer wird durch die zahlreichsten größten und schnellsten Dampfer vermittelt. Fast täglich kann man von Hamburg oder Bremen in neun bis zehn Tagen nach Newyork gelangen, während die Postdampfer auf dem Stillen Meer kaum wöchentlich verkehren und zwischen Vancouver und Yokohama durchschnittlich fünfzehn Tage unterwegs sind. Zwischen Europa und Amerika werden jährlich über 500 000 Personen befördert. Die Ausgaben der amerikanischen Europareisenden in Europa dürften auf etwa 4 Milliarden Mark jährlich gestiegen sein. Die Auswanderer haben infolge der nordamerikanischen Einwanderungsbeschränkungen abgenommen, dagegen die Reisenden, besonders von Nordamerika nach Europa erheblich zugenommen. Ein Luftverkehr ist durch die beiden Fahrten der Zeppelin-Schiffe und durch die Flugzeugüberquerungen angebahnt worden und wird mit größeren Schiffen und stärkeren Maschinen so gesichert und beschleunigt werden, daß regelmäßige, tägliche Luftpostverbindungen nicht mehr

lange auf sich werden warten lassen. Von Amerika nach Europa wird man in etwa 40 Flugstunden, von Europa nach Amerika in etwa 50 Flugstunden kommen können.

Noch früher wird vielleicht eine Luftverbindung zwischen Europa und Südamerika eingerichtet werden, etwa von San Sebastian über Madeira, die Kanarischen und Kapverdischen Inseln nach Pernambuco, Rio de Janeiro und Buenos Aires. Hierbei würden die weitesten Seestrecken ohne Landungsmöglichkeit zwischen den Kanarischen Inseln und der brasilianischen Fernandoinsel nur 2500 Kilometer breit und leicht zu überwinden sein.

Amerika ist noch lange nicht entdekt. Im Norden erhebt sich ein großes Reich von 130 Millionen Bewohnern, reich an Getreide und Fleisch, an Rohstoffen, wie Erdöl, Eisen, Baumwolle, Holz, Kupfer und Kohle. Die Vereinigten Staaten könnten mehr als 200 Millionen Menschen ernähren. Nur Kautschuk, Wolle und Kaffee fehlen ihnen. Das Volksvermögen wird auf 2000 Milliarden Mark geschätzt. Diesem Reich sind fast alle europäischen Staaten verschuldet, besonders England, Frankreich, Italien, Polen und nicht zuletzt auch Deutschland. Das Guthaben von Angehörigen der Vereinigten Staaten in fremden Ländern beläuft sich auf über 60 Milliarden Mark. Seit Ende des vorigen Jahrhunderts hat dieses Reich die mittelamerikanischen Republiken unter seine Gelbherrschaft gebracht, großen Einfluß auf die südamerikanischen Staaten erlangt, die größte Kriegsflotte zu erbauen beschlossen und merken lassen, daß es Englands Oberherrschaft nicht mehr anerkennt. Ohne Zweifel sind die Vereinigten Staaten gegenwärtig das am meisten vom Auslande unabhängige, das mächtigste Reich der Erde. Interessen hat es auch in Ostasien, doch sein Schwerpunkt liegt am Atlantischen Meer und seine Aufmerksamkeit ist hauptsächlich auf Europa und auf dessen weltwirtschaftliche und weltpolitische Zeitläufte gerichtet.

Von größter Wichtigkeit für das Atlantische Meer ist auch die Entwicklung der südamerikanischen Staaten, die zum Teil noch gar nicht aufgeschlossen sind. Brasilien ist fast so groß wie Europa und liefert Kautschuk, Tabak, Baumwolle, vor allem aber Kaffee. Argentinien sendet in großen Mengen Getreide und Fleisch nach Europa. Chile ist das Land des Salpeters, Kupfers und Jods. Alle diese Staaten haben noch eine große Zukunft. Kein Zweifel, das Atlantische Meer, dieses Meer der weißen Rasse, ist ein Mittelpunkt des heutigen Weltverkehrs, der Weltwirtschaft und Weltpolitik.

In der Tagespresse liest man allerlei über ein Allamerika und über ein Alleuropa. Diese Gestaltungen könnten, wenn überhaupt, erst in fernster Ferne festere Formen annehmen.

In Europa sind die Regierungen uneinig, auch die der kleinen Staaten, so daß selbst die habsburgischen Nachfolgestaaten sich über ein Zusammengehen zunächst in wirtschaftlicher Beziehung nicht einigen können. Für ein Alleuropa wären England und Rußland wegen ihrer außereuropäischen Beziehungen nicht leicht zu haben. Auch würde man in Washington und Newyork alles tun, um eine Einigung Europas zu verhindern, und dabei leichtes Spiel haben. Ein Alleuropa könnte zu einem großen Zollverband führen und zu einer gemeinsamen Abwehr gegen die Hochschutzzollpolitik der Vereinigten Staaten. Auch deshalb wird der alleuro-

päische Gedanke von den Vereinigten Staaten bekämpft werden. Vorläufig sind Europa und Amerika auf einen gegenseitigen Güteraustausch angewiesen und müssen ihn fördern, anstatt ihn zu bekämpfen. Das sollten auch die Hochschützölnner in den Vereinigten Staaten einsehen.

Bei dem Übergewicht der Vereinigten Staaten scheint ein Allamerika unter ihrer Obervormundschaft in näherer Aussicht zu stehen, doch erheben sich dagegen schwer überwindliche Hindernisse. In Amerika bestehen zwischen den Völkerschaften ernste Rassengegensätze, besonders in Mittel- und Südamerika, wo Einheimische und Mischlinge die Mehrheit bilden. In Washington übt die Newyorker Hochfinanz weitgehenden Einfluß und wird ihre Auffassung zur Geltung bringen, wonach die Vereinigten Staaten von einem Allamerika eher Nachteile als Vorteile zu erwarten haben und deshalb am besten fahren, wenn sie sich als Großgläubiger der amerikanischen Staaten mit der ungeschriebenen Obervormundschaft begnügen.

Im übrigen greift der Imperialismus der Vereinigten Staaten weiter hinaus über die Grenzen Amerikas nach der Alten Welt, sucht sich in Vorderasien, im Sudan und anderweit Interessen zu schaffen und will vor allem Schutzherr Chinas werden. Dieser nordamerikanische Imperialismus zieht auch Europa in seine wirtschaftlichen und politischen Kreise, unter Umständen zugunsten Deutschlands, da seine Interessen an der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens groß sind und ihn zwingen, gegen jeden Friedensstörer Stellung zu nehmen, auch gegen Frankreich, wenn es etwa auf Grund der sogenannten Sanktionen in Deutschland einrücken oder aber im Falle eines russisch-polnischen Krieges Deutschland hereinziehen und zu einem Durchmarschland oder gar zu einem Kriegsschauplatz herabdrücken wollte. Die Vereinigten Staaten können den Friedensstörern in den Arm fallen, auch ohne Waffengewalt, mit Hilfe ihrer Hochfinanz durch entsprechenden Druck auf die verschuldeten Staaten, deren Währung von Newyork aus sich ebensogut stützen wie erschüttern läßt.

Der Atlantische Ozean, über den völkerverbindend zwischen Europa und Amerika ungezählte geheime Fäden gesponnen werden, ist die Schicksalsstraße der Weltgeschichte im zwanzigsten Jahrhundert.

Seele

Von Richard von Schaufal

Gast in deinem Leibe,
der dein Sehnen hemmt,
daß es Fluten bleibe,
strandempor geschwemmt,
harrest du gefangen,
bis die Stunde schlägt,
die dein Wegverlangen
aus den Grenzen trägt.

Scheidend noch belebst du
sinkende Gestalt,
aber schon entschwebst du
ihr mit Sturmgewalt,
aufwärts dich zu schwingen,
flügelbreit entspannt,
über dich zu dringen
in dein Heimatland.

Der Wundervogel

Roman von Franz Karl Ginzkey

(2. Fortsetzung)

VII. Befreiung und Gefangenschaft

Der frühe Morgen tastete noch kaum mit fahler Blässe um die höchsten Felsenzinken, als Gursu bereits die Augen aufschlug, die Schwingen mächtig dem Schlaf entriß und als erstes von allen Lebewesen, wie er es gewohnt war, den jungen Tag willkommen hieß. Sein nächster Blick fiel auf Palitschari, der es sich am Rande des Nestes bequem gemacht hatte, so gut es eben ging. Gursu, der Sinn für Humor hatte, ließ es sich nicht nehmen, den Schlafenden angelegentlich zu betrachten. Eine ärmliche Sache war das, wie das geschätzte Symbol, das doch vormals so viel Würde und Selbstbewußtsein zu verkörpern gehabt hatte, nunmehr mit geknickten Flügeln und verdrehten Hälsen einem unruhigen Morgenschlummer sich hingab. Der Ärmste schien von unangenehmen Träumen geplagt zu sein, was ihm auch nicht weiter zu verdenken war. Belastet mit der Glorie von Jahrhunderten, die in seinen Träumen immer wieder Gestalt gewannen, wuchs altes Hochgefühl in ihm empor und stürzte doch vor dem Jammer der Wirklichkeit bald wieder zusammen, die gleicherweise mit Raubtierkrallen in sein Unterbewußtsein hereinbrach. So kam es, daß er zuweilen im Schlafe sich streckte, zuweilen wieder zusammenknickte, in Größe und Wichtigkeit stetig wechselnd gleich dem Atem der Weltgeschichte.

Gursu betrachtete diesen Vorgang geraume Zeit und wurde dabei recht nachdenklich. Wenn er hier Zusammenbruch sah — und was auf Erden endet nicht mit Zusammenbruch? — hatte er selbst noch das Recht, sich darüber erhaben zu dünken? Wie stand es denn bei ihm und seinesgleichen? Drohte baldiger Untergang nicht auch dem Adlergeschlecht? Waren die Nester der Brüder nicht längst verlassen auf den Gipfeln hier und dort? War die spärliche Adlerjugend nicht längst verweicht und dem Daseinskampf kaum noch gewachsen? Unterlag sie den Schlichen, den Fallen, den Büchsen der wächsernen Erdschleicher nicht ungleich leichter als in früherer Zeit? Nein, es gab keine Täuschung mehr, die Welt war nicht mehr adlergemäß, das Kleinzeug unter den Vögeln, das Krähen-, Hühner- und Spazenvoll bekam jetzt krächzend, gackernd, frechlich fordernd die Oberhand. Was galt noch ein einsamer Adlerstreich? Man feiert den Sieg der Masse.

Als Gursu dies erwog, indes er den schlafenden Palitschari betrachtete, ergriff ihn ein leichtes Frösteln vor der tieferen Deutung von dessen Erscheinung überhaupt. Palitschari, das Jammergeschöpf, war heimatlos geworden und suchte Zuflucht bei ihm, seinem Ursprung, gewiß. Doch war er am Ende auch als Mahner gekommen, daß es mit den Adler nun selbst ans Sterben ginge? Ach ja, es war wohl nicht anders, die neue Zeit, sie rückte heran als eine völlig adlerlose Zeit!

Und Gursu lächelte wehmütig. Es war das Lächeln des Wissenden, daß das Nichtsein am Ende nicht schwerer wiege als das Sein. Ihm konnte ja schließlich kaum noch viel geschehen. Und er breitete die Schwingen gewaltig aus und hob sich stolz empor in die klare, kühle Morgenluft.

Er umkreiste vorerst die näheren Felsen, wie es allmorgendlich seine Art war, und erinnerte sich plötzlich des seltsamen gestrigen Geschehnisses. Was mochte, so fragte er sich, mittlerweile aus den beiden sonderbaren Erbschleichern geworden sein, die mit dem zerbrochenen Vogel so unsanft niedergegangen waren? Er hatte gestern ihr Tun, solange es anging, mit Argwohn und einiger Neugier betrachtet, doch hatte sie schließlich die Dunkelheit verschlungen. Nun verlockte es ihn, neue Aussicht nach ihnen zu halten.

Er hatte nach wenigen Flügelschlägen den Ort entdeckt. Sieh da, sieh da, da hing der zerbrochene Vogel noch immer an der Felsenkante! Schade, daß er nicht abstürzte, dachte Gursu. Das könnte ein wohliger Anblick sein! Welch verdientes Schicksal wäre das für den gefälschten Vogel, als zerschmettertes Gerümpel tief unten im Grunde der Schlucht zu liegen, wohin er auch gehörte! Doch gab es noch Gerechtigkeit zwischen Himmel und Erde? Nein, es gab sie nicht!

Indes er dies eben empfand, bedachte, gewahrte er aber nun etwas anderes, ihm völlig Unerwartetes, was sein Interesse in erhöhtem Maße in Anspruch nahm. Es trock da etwas an der Felsenwand herum, griff tastend hierhin und dorthin, ließ sich kühnlich herab, hielt prüfend ein, um aufs neue sich fallen zu lassen — beim Himmel, das Menschenweibchen war es, das diese erstaunlich tapfere Kletterei über dem schwindelnden Abgrund verübte. Es hoffte offenbar, einen gangbaren Wild- oder Jägerpfad ins Tal hinab zu entdecken und so der Gefangenschaft aus dem Fessengrab zu entinnen.

In Gursu brach aber höhnisches Gelächter auf, als er das gewahrte. Mochte die kühne Erbschleicherin nur weiterhin sich mühen und auf Rettung hoffen! Auf dem Wege, den sie da einschlug, war nichts für sie zu erreichen. Denn immer dräuender und steiler stürzte sich tödliches Fessengemäuer dem finsternen Abgrund zu, nirgends gab es, wie Gursu wußte, eine Möglichkeit des Abstieges.

Das Menschenweibchen aber kletterte und mühte sich und suchte immer zu und schund sich gewiß die zarten Hände blutig, und in Gursus, des Ergrimmtten, Seele brach jauchzender Triumph auf über die Not seiner Feindin, der Erbschleicherin. Endlich war wieder ein Tag gekommen, der von langersehnter Vergeltung sprach! Oben hing, wie er wußte, das wehrlose Männchen in seiner zerbrochenen Vogel-falle; hier unten rang und kämpfte das Weibchen um beider Rettung und Leben. Not war es, die er sah, süße Not des Feindes, zwiefach aufgetürmt, Vergeltung für die einstige eigene Not, an der er so grimmig gelitten, Not um Gursina, sein Weib!

Und plötzlich kam Erleuchtung über Gursu wie ein blutiger Rausch: war hier nicht Rache möglich für das tödliche Verbrechen, das der wächsernen Erbschleicher Ge-wissenlosigkeit einst an ihm und seinem Weibe begangen? Warum nur Zuseher bleiben in diesem entscheidenden Augenblick? War hier nicht Möglichkeit geboten, in diesem, was er sehnlichst wünschte, entscheidend einzugreifen? Und was wünschte er jetzt am sehnlichsten? Was konnte er sehnlicher wünschen als Vergeltung nach dem großen ehernen Gebot: Klaue um Klaue, Aug' um Aug'? Nein, nicht Zuseher wollte er bleiben, nicht auf des Schicksals Entscheidung warten, selbst wollte er Entscheidung sein! Genügte nicht ein Schlag seiner ehernen Schwingen, um das

schwache Geschöpf, das hilflos am Felsen klebte, in den gähnennden Abgrund zu schleudern! O wie süß kann Vorgefühl der Rache sein!

Und so begann nun Gursu, immer seinem Opfer, das ihn nicht gewahrte, hoch zu Häupten schwebend, seine stillen, furchtbaren Kreise zu ziehen, sich immer drohender verdichtend auf den Zielpunkt seiner Tat. In den gespreizten Fängen zuckte es gierig, sein Schnabel öffnete sich unheilverkündend, sein Auge ward feuerrot und schleuderte blutige Blicke auf seine Beute hinab. Es war, als sammelte sich ungeheuer ein innerer Sturm in ihm, um sich gewitterhaft zu entladen. Und eben fühlte Gursu, ihm kredenzet von des Schicksals Hand, den Augenblick zur entscheidenden Tat gekommen, als ihn plötzlich ein scharfer Schlag durchzuckte, ein dumpfer Knall sein Ohr traf und er die entsetzliche Wahrnehmung machte, daß sein rechter Flügel ihn heftig schmerzte und ihm nicht mehr gehorchen wolle.

Stumm vor Wut und Empörung peitschte Gursu die Luft. Er, der Erfahrene, blickartig Denkende erkannte im Augenblick, daß er das Opfer eines Jägers geworden, der sich offenbar in den Felsen verborgen und ihn tückisch beschlichen hatte. Es half nichts, sich dieser letzten furchtbaren Erkenntnis zu verschließen, seine Flügel trugen ihn nicht mehr, er sollte in Menschenhände fallen!

Eine einzige Rettung nur gab es noch, erwog Gursu im Bruchteil von Sekunden. Es galt den unvermeidlichen Sturz nicht ins belebte Tal hinab, sondern in die finsternen Tiefen der Schlucht zu wenden. Dort konnte er, dem tückischen Feinde unauffindbar, in Ruhe den unvermeidlichen Tod erwarten.

Doch dies königliche Denken half ihm nichts, es reichten die Kräfte nicht mehr, um es auszuführen. So verzweifelt er auch seinen Schmerzen zum Trost mit den erlahmenden Flügeln um sich schlug, es wurde immer nur ein hilfloses Flattern daraus, das ihm nichts mehr nützte. Sein angestammtes Element, die Luft, verriet ihn kläglich, denn er beherrschte sie nicht mehr.

Und so geriet er, ob er wollte oder nicht, immer tiefer ins Tal hinab, die heimatischen Felsen schwand an ihm vorbei, Wald türmte sich hoch, grellgrüne Matten blühten ihm entgegen, Vieh lief darauf herum, Menschen sprangen hin und her. Es war nur noch ein einziger wildverzweifelter Schrei in Gursu: Nun teile ich dein Schicksal, Gursina!

Ein wütender Kampf auf der Erde begann, Knüppel schlugen auf ihn ein, berbe Fäuste packten schmerzhaft zu, man riß und zerrte ihn, so sehr er sich auch wehrte und den grimmigen Schnabel in Menschenfleisch vergrub. Dann wurde es plötzlich Nacht vor ihm, er fühlte sich in irgend etwas gewaltsam eingehüllt, gefesselt und umschnürt, er war gefangen!

* * *

Der Schuß in den Bergen, der Gursus Schicksal entschieden hatte, er war auch von Ullia gehört worden. Laut ließ sie ihre helle Stimme um Hilfe ertönen, daß vielfaches Echo sich in den Felsen jagte. Und siehe, sie hatte nicht geirrt, Rufe tönten zurück, sie waren kein Echo mehr. Deutlich vernahm sie jetzt das „Ja—ho—hü“ des Jägers, der ihr näher kam und sie offenbar zu erspähen suchte. Und so riefen sich die beiden Stimmen, die eine voll Jubels über die nahekommende Hilfe, die andere tröstend

und zur Tat bereit. Und endlich entdeckte Eillia den Rufer hoch über sich in den Felsen. Sie winkte und winkte, und er winkte zurück. Da brach in Eillia Seligkeit auf, denn ihre und Bernolds Heimkehr ins Menschenland war nun gesichert. —

Es hatte aber noch ein Dritter den Schuß in den Bergen vernommen, das war Palitschari. Jäh war er aus dem Schläfe aufgeschreckt, denn er wußte, was Schüsse bedeuten. War nicht sein ganzes langes Leben mit solch gewaltamen, explosiven Geräuschen zusammengehangen? Was war nicht alles geschossen und verpulvert worden in seiner langen ruhmreichen Dienstzeit! Es hatte sich nicht so sehr um Schüsse nach irgendeinem Feinde gehandelt, dergleichen pflegt ja vor Kasernen, und an einer solchen war Palitschari, wie wir wissen, angebracht gewesen, sich im allgemeinen nicht zu vollziehen. Es hatte sich vielmehr, wir kennen das, um jene friedlich-feierlichen Anlässe gehandelt, bei denen eine plötzliche starke Lärmentfaltung den Menschen offenbar Bedürfnis ist, so am Geburtstag des Landesvaters, an hohen kirchlichen Festen, besonders auch bei Prozessionen und Paraden, und das kindlich-vertrauensvoll Spielerische, das in solcher Übung liegt, hatte unsern guten Palitschari stets erfreut und gerührt. Er konnte sich zugleich auch der Zweckmäßigkeit des schönen Gebrauchs nicht ganz verschließen, denn ein Schuß war auf jeden Fall die kürzeste Art, um innere Gefühle und Überzeugungen auszudrücken. Wie war das schön gewesen, in seiner einstigen großen Zeit, da er stolzbeseligt hoch unter dem Kasernendach gehangen war, indes eine strahlende Feiertagssonne ihn wärmlich umschien und lieblicher Pulvergeruch ihn himmelwärtsstrebend umsäuselte. Ach ja!

Noch bleiben wir schön bei der Sache! Palitschari war also aus seinem Schläfe jählings aufgefahren und hatte erschrocken um sich geschaut, denn irgend etwas schien ihm plötzlich nicht geheuer. Daß er Gursu im Neste vermißte, betraf ihn nicht so sehr, denn dieser pflegte ja stets viel früher als er auf den Flügeln zu sein. Was Palitschari jedoch nicht wenig beunruhigte, das waren die wüß verworrenen Töne, die nun von Zeit zu Zeit aus dem Tale durch die Morgenstille zu ihm heraufdrangen. Was ging da unten vor? Es klang bald wie Geschrei, bald wie Gesang, gewaltsam und hilflos zugleich und ähnelte mit seinen Trillern und Goldriotadenzen am meisten den abendlichen Soldatengesängen, die er, Palitschari, von der Kaserne aus genugsam kannte.

Besorgt und neugierig raffte er sich auf und flog, so gut es gehen mochte, mit den knarrenden Flügeln ein gutes Stück talwärts. Er nahm zuletzt auf einem Felsenvorsprung Platz, der ihm gute Aussicht gewährte, und nun sah er auch, um was es sich da unten handelte. Ein Trupp Bauernburschen sprang singend und tanzend um etwas Dunkles, reglos im Grase Liegendes herum, und Palitschari erkannte zu seinem Entsetzen, daß es Gursu war, der dort als wehrloses Bündel inmitten des schmählichen Ringeltreibens lag und derart dem Hohn und Spott seiner siegreichen Feinde ausgeliefert war.

Dieser traurige Anblick ging Palitschari derart zu Herzen, daß ihm geschah, was einem Manne in seinen Jahren eigentlich nicht mehr geschehen sollte, es rannen ihm, und zwar an beiden Köpfen, dicke Tränen über die Waden herab. Du lieber Gott, es war ja nicht zu verwundern, daß nach allem, was er in letzter Zeit erlebt hatte, sein Gemüt etwas angegriffen war! Mußte es ihn nicht zutiefst erschüttern,

daß das Letzte, an das er noch glaubte, daß der Ursprung seines Begriffes, so schmachlichen Untergang erlitt? Verlassen, verachtet und abseitsgestellt von jenen, die ihn einst mit großem Gepränge erzeugt, hatte er, Palitschari, Zuflucht gesucht und gefunden bei Gursu, der ihm, dem zwecklos gewordenen Begriffe, Heimkehr bot in die Realität der Natur. Wie gut und sicher, allem Zwiespalt, aller Lüge, aller Wandelbarkeit entronnen, hatte es sich nicht in Gursus spartanischem Neste geruht! Hier konnte er, im Schutze des väterlichen Freundes, an dessen raubes Wesen er sich längst gewöhnt, das große Leid seines Untergangs und seiner Zwecklosigkeit vergessen. Er hatte, sich von trügerischen Dingen abwendend, selbst wieder Natur zu werden begonnen und sich fast schon darüber gefreut. Er hatte erkannt: das Holz, aus dem er eigentlich bestand, vom Laß und dem übrigen unwesentlichen Anstrich abgesehen, war ja immerhin Holz, und war als solches keine üble Sache. Hatte es in seiner guten getreuen Gegenständlichkeit nicht das ganze, einst so gewichtige Getue vom staatlich symbolischen Begriff überdauert? Konnte man vom Holze jemals sagen, es sei nicht mehr Holz? Holz bleibt immer Holz; man kann sich drauf verlassen! Aber was man so den Menscheng Geist nennt, das ist das Traurige, darauf kann man sich nicht so leicht verlassen! Nein, er wollte damit nichts mehr zu tun haben! Er wollte Holz sein, sonst nichts, so wie Gursu Adler war und sonst nichts. Nur die Menschen wissen eigentlich niemals recht, was sie unter Menschlichkeit verstehen sollen. War das etwa menschlich, was sich jetzt da unten auf der Wiese begab? Das edelste, das stolzeste aller Tiere, Gursu, den König der Lüfte, hatten sie gebunden und wehrlos gemacht und quälten und verhöhnten ihn, indem sie ihn quiekend und grölend umtanzten. Hat je ein Tier, welch immer es sei, seine Beute ähnlich behandelt? Es tötet und verzehrt sie, gut, das hat Natur so gewollt und hat es zu verantworten. Aber Hohn? Wo in aller Natur gibt es Hohn gegenüber Besiegten? Das blieb dem Menschen und seinem Geiste vorbehalten.

Wundern wir uns also nicht darüber, daß Palitschari, indem er dies alles bedachte, bitterlich zu weinen begann.

Noch kam es leider noch schlimmer. Palitschari traute seinen Augen nicht!

Jetzt brachten nämlich die wildgewordenen Männer lange Stangen herbei und hoben das wehrlose Bündel auf, das zuweilen nur noch ohnmächtig zuckte, und banden es zwischen den Stangen fest und schulterten das Ganze — es war schändlich!

Und dann nahmen sie, noch immer singend und in bester Laune, den steilen Weg ins Tal hinab. Palitschari konnte den Abstieg deutlich verfolgen.

Je länger er jedoch den bitteren Anblick in sich trank, um so weniger möglich erschien es ihm, sich von Gursu, seinem Herrn, zu trennen. Er wußte, es war ein schlimmer Weg hinab ins Menschenland, und doch, er mußte gegangen sein! Was sollte er oben allein auf den Bergen? Vermochte er überhaupt allein zu bleiben?

Nein, sagte sich Palitschari, er vermochte es nicht! Allein mit Gott und der Natur zu bleiben, vermochte ein Wesen wie Gursu. Dieser war vollendet in sich als Begriff, er konnte in sich allein beruhen, er genügte sich selbst.

Er aber, Palitschari, er trug, er fühlte es betrüblich, das Erbteil seiner Schöpfer in sich. Er mußte gleich ihnen immer irgendwie „wirken“, in den Augen anderer vorhanden sein, von ihnen bestätigt werden. Er brauchte Lebendiges um sich herum,

auf daß ihm Kunde werde von der eigenen Lebendigkeit. Im Grunde genommen — eine etwas beschämende Tatsache, denn sie wies auf Mangel an Selbstständigkeit hin, doch galt es, sich damit abzufinden.

Und so breitete er ächzend und stöhnend, dem dunklen Orange seines Herzens folgend, die ungelenten Schwingen aus und begleitete den Leidensweg Gurfus, den jener nun auf Erden ging, hoch oben in den Lüften. Er flog dabei in solcher Höhe, daß selbst ein geübteres Auge seine Wesenheit als Doppeladler und seine seltsame Formung als Ornament kaum noch hätte erkennen können. Man ist ja auch zudem nicht mehr gewohnt, die Luft wie einst aufs einzelne zu prüfen und jegliches, was da geschäftig in ihr herumschwimmt, allzu genau aufs Korn zu nehmen. Sie ist ja längst, wie man so sagt, dem allgemeinen Verkehre preisgegeben und hat seither erheblich an Einfalt und guter Reinheit eingebüßt.

VIII. Girtus Brior

„Fünzig Mark können Sie für den alten Burschen haben,“ sagte Direktor Brior, „keinen Pfennig mehr! Sie müssen doch bedenken, wie schäbig er schon ist!“

„Der da,“ wandte der Jäger sachkundig ein, „der lebt Ihna noch hundert Jahren! Sie müssen do wiss’n, wie selten man so was fangt! In meiner ganzen Dienstzeit ist dds bei mir der zweite. Na, na, Herr Direktor, hundert Markin, oder er kommt ins Landesmuseum.“

„Also sagen wir siebzig und damit Schluß!“ diktierte der Direktor energisch, „das ist mein letztes Wort! Was können Sie übrigens vom Museum bekommen! Sie wollen ja alles geschenkt! Und dann — bedenken Sie den Transport! Nützen Sie, mein Lieber, den guten Umstand, daß ich mich gerade hier in Ihrer Landeshauptstadt befinde. Ich nehme das Scheusal übrigens nur, weil es ein Männchen ist und weil wir bereits ein Weibchen von der gleichen Sorte haben, das sich übrigens auch schon im kanonischen Alter befindet. Nur ist sie eine seltene Intelligenz und hat Temperament und ist daher für uns höchst brauchbar, was mir bei dem alten Herrn hier durchaus fraglich erscheint. Sehen Sie doch nur, was für einen müden Blick er hat und wie er das linke Auge eintrübt, der alte Lebemann. Na, warte nur, mein Burschlein, wenn Meister Lomborfski erst mit dir ein Wörtlein spricht, der wird dir schon Kultur beibringen!“

Der Jäger aber hatte einen dicken Schädel, erst bei achtzig Mark sah sich Herr Brior am Ziel. Dieser zählte das Geld mit Getnurre auf, indes er innerlich lächelte. Hatte er doch kaum jemals ein ähnlich gutes Geschäft gemacht! Wenn der alte Gebirgler wüßte, daß er vor Jahren zehnmal so viel für das Weibchen hatte ausgeben müssen! Allerdings war da ein Agent im Spiel gewesen, ein geliebener Halunke. Da ist es schon besser, man hat’s mit der Einfalt des Volkes zu tun!

Der Jäger empfahl sich, nun auch seinerseits zufrieden, und Direktor Brior klingelte.

„Im Falle Herr Lomborfski hier ist, lasse ich bitten“, befahl er.

Der Erwartete trat alsbald ein. Er war ein Hüne an Gestalt und überdies das, was man in manchen Kreisen einen ganzen Mann nennt. Erscheinungen wie Lomborfski entwickeln sich organisch, sie werden geboren, nehmen stetig an Bedeutung

zu und strömen sie demgemäß auch wieder aus. Sie sind ein Triumph an Vitalität, es fügt sich alles wie von selbst an ihnen, Zelle an Zelle schießt wonnig zu, es formt sich herrlich in Muskeln und Saft, es gedeiht zu einem Prachteremplar. Die Stirn ist niedrig, doch weiß sie, was sie will. Die stehenden Augen liegen auffällig nahe beisammen, sie sagen nicht viel, doch dulden sie keinen Widerspruch. Das Ganze ist eine menschliche Riste, lebiglich mit Willen geladen, einseitig, aber furchtbar. Anschauungen, Meinungen, Widersprüche gibt es nicht. Wozu auch. Ein Abtreten vom Wege ist ausgeschlossen. Was gewollt wird, wird erreicht. Das ist nur selbstverständlich.

„Lomborfsli,“ begann Direktor Brior, ihm eine Zigarre anbietend und sich auch selbst damit bedenkend, „sehen Sie sich einmal die neue Ware da an. Was ist Ihre Meinung?“

Lomborfsli stellte sich vor dem kleinen provisorischen Käfig auf, worin Gursu wie in einer Hühnersteige kauerte und ließ seinen stehenden Blick geraume Zeit um ihn herumgehen.

„Linker Flügel hängt, haben Sie das bemerkt“, warf er lässig hin.

„Der Älger meinte, das werde sich geben, wenn der Durchschuß ausgeheilt ist“, betonte Brior.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht!“ verbesserte Lomborfsli. „Im übrigen errate ich Ihre Absicht, lieber Direktor. Sie denken an Gesellschaft für unsere patente Adlerin. Nämlich nicht im Käfig, sondern in der Manege, nicht wahr? Könnte sich machen lassen! Hätte jedenfalls seinen Reiz! Sie wissen, mich lockt jede neue Schwierigkeit. Übrigens kommt mir da ein guter Gedanke! Wir werden da einen kleinen Schwindel vornehmen müssen, im Falle es gelingt, die beiden gemeinsam auftreten zu lassen. Von unserem lieben Publikum nämlich, wir kennen es ja, weiß kaum jeder Tausendste, daß das Adlermännchen kleiner ist als das Weibchen. Also werden wir wohl die Rollen vertauschen müssen. Was sagst du dazu, alter Knabe?“

Lomborfsli bohrte seinen Blick, indes er derart sprach, starr in Gursus Augen ein. „Dann wirfst du Adelaide heißen, die Königin der Lüfte, und wirfst das Mädchen schwingen, und Adelaide werden wir Höschen geben und ein Zylinderhütchen. Ich denke, am besten wird Biedermeier sein. Freust du dich, mein Kleiner?“

Es läßt sich nicht feststellen, ob Gursu Lomborfslis übrige Rede zur Gänze verstand. Sicher aber ist, daß der völlig entseelte, ins Platt-Gewaltsame mechanisierte Blick des Dompteurs ihm allmählich unerträglich wurde. Und er wandte daher den Kopf mit etlicher Müdigkeit von ihm ab.

Auf Lomborfslis Schädel schwellen, als er dies bemerkte, die Stirnadern zu knorrigen Wurmern an. Jede Muskel seines Körpers prallte sich. Seinen dicken Lippen entrang sich ein leiser Pfiff.

„Huit!“ zischte er hervor, „ich gewahre Renitenz! Wir werden sie beseitigen!“

Direktor Brior hatte indessen schweigend seine Zigarre geraucht und nur hin und wider zustimmend zu Lomborfslis Worten genickt. Es war, als täte ihm die Gewalttätigkeit des furchtbaren Menschen irgendwie wohl, er schien sie zu benötigen.

„Ist ein brauchbarer Käfig vorhanden?“ fragte er dann.

„Ich denke, wir nehmen den Käfig des Kapuzineraffen, der uns unlängst ein-

gegangen ist“, erwiderte Lomborfski nach einiger Überlegung. „Er ist zwar recht klein, aber gerade deshalb für unsere Zwecke trefflich geeignet. Wir können nämlich diesen vermessenen alten Burschen hier zu Anfang gar nicht klein genug kriegen, das gehört zur Sache. Später, wenn wir bemerken, daß beide Tiere sich vertragen, lassen wir sie als Pärchen haufen im Käfig der Adelaide.“

„Tun Sie, was Sie für gut befinden, Lomborfski“, nickte Prior wohlwollend. „Sie nehmen das Tier wohl gleich mit hinüber, nicht wahr?“

„Ich denke, ja!“ bestätigte Lomborfski. „Sie haben wohl die Freundlichkeit, dem Wärter zu läuten. Nummer 36. Doch bevor ich mich jetzt empfehle, möchte ich noch in Sachen des Termines mit Ihnen ein Wörtlein reden, Herr Direktor.“

„Sie meinen, meiner Tochter wegen“, bemerkte Prior, indes seine Stirne sich umdüsterte.

„Smith and Brothers in Chicago schreiben neuerdings, sie böten das Dreifache von dem, was Sie mir zahlen, lieber Direktor“, betonte Lomborfski mit vielsagendem Lächeln. „Sie wissen, der Termin läuft Ende August ab. Wir haben noch drei Wochen bis dahin. Smith and Brothers aber drängen. Wäre es nicht möglich, die Sache schon jetzt perfekt zu machen. Es läge, wie Sie wissen, in Ihrem eigenen Interesse.“

„Mensch, Sie quälen mich“, fuhr Prior heraus. „Und gerade jetzt stellen Sie die Forderung, da Eillia erkrankt ist. Der nächtliche Ausflug in den Bergen hat ihr scheinbar nicht gut bekommen. Das Ganze war ja auch keine Kleinigkeit. Nun, von der Fliegerei wird sie jedenfalls genug haben, das ist noch das Beste daran. Die Sache mit ihrer Rettung hat Staub aufgewirbelt genug in der Öffentlichkeit. So sehr mir jede Kellame willkommen ist, in der Familie paßt sie mir nicht. Es ist noch ein Glück, daß der Oberleutnant ein anständiger Kerl zu sein scheint. Wissen Sie, was er getan hat? Er ist gestern hier gewesen und hat glattwegs um Eillias Hand angehalten. Verrückter Kerl, nicht? Er beteuerte, er könne sein Ehrenwort geben, daß sich in jener Nacht zwischen ihm und Eillia nichts ereignet habe, was ihre Ehre irgendwie beschatten könnte, doch wollte er für alle Fälle für ihren guten Ruf einstehen, indem er sie zu heiraten bereit sei.“

„Großartig!“ sagte ich, „und lieben Sie etwa meine Tochter auch?“ Wissen Sie, Lomborfski, was der Mann drauf erwiderte? Er unternahm es, mir zu sagen: „Ich erwähnte das nicht, da ich nicht wußte, daß Sie Wert auf Gefühlsdinge legen!“

Offen gestanden, diese Frechheit imponierte mir. Ihr hatte er es zu verdanken, daß ich ihn nicht sofort hinauswerfen ließ. Doch ließ ich ihn im übrigen nicht im Zweifel darüber, welch verrücktes Huhn er eigentlich sei.“

„Was gaben Sie ihm zur Antwort, wenn ich bitten darf?“ fiel Lomborfski lauernd ein.

„Ich sagte ihm, daß Eillia bereits verlobt sei, und zwar mit Ihnen, und daß es daran nichts zu ändern gäbe.“

„Und wie nahm er das auf?“

„Er sagte gar nichts. Verbeugte sich und ging.“

Lomborfski fuhr mit der Hand durch die Luft, als führte er einen Peitschenhieb.

„Unangenehmer Kerl, das! Nun, Sie wissen, Sie haben zu wählen, lieber Direktor! Illia oder Smith and Brothers in Chicago! Sie kennen mich zur Genüge.“

* * *

Gursu fühlte sich gehoben und fortgebracht. Der enge Käfig umschloß ihn wie die Faust des Schicksals. Gut, dachte er, daß es jetzt zu sterben gilt. Es hat keinen Sinn mehr, zu leben.

Er fühlte sich durch schwüle dämmerige Räume getragen, durch stidig beklemmende Luft, das Schwanken bekam ihm nicht, ihm wurde übel über die Massen. Und doch, er hatte vielleicht noch niemals so deutlich gefühlt, wie gut es sei, in solchem letzten Elend auf sich selbst gestellt zu sein. Ihm gehörte das Leben, denn ihm gehörte sein Tod. Die wächsernen Erdschleicher sollten sich wundern! Ganz königlich wollte er ihnen entgleiten. Sie waren machtlos gegen ihn. Er wußte, wo die Befreiung lag. Er wollte verhungern.

Es gab jetzt aber ein Geschehen auf seinem Wege, das selbst ihn, den Abschiednehmenden, plötzlich wieder irdisch empfinden ließ. Es weitete sich der Raum, niemals wahrgenommener Geruch befiel ihn ungeheuerlich, sein Ohr betrafen Laute, die er nie gehört, sein altes Jägerherz erzitterte. Was sah er da? Was hörte er da? Was roch er da? Fremde Tierheit tat sich hundertfältig vor ihm auf, in niemals geahnter Gestalt, in niemals wahrgenommener Bewegung, ihm völlig neu an Farbe, Art und Wesenheit. Gursu, der Herr der Berge, er kannte die Tiere seines großen Revieres allesamt, er kannte die Herden im Tal und das Wild auf den Höhen, er kannte sie alle, den Fuchs und den Luchs, den Dachs und die Gams, die Vögel und Schlangen, die Mäuse und Murmeltiere, alles, was da kreucht und fleucht, die Großen, die Mittleren und das Kleinzeug, alles war ihm wohl vertraut, seinem niemals irrenden Blick verfallen. Doch was er nun erschaute, indes er auf den Schultern des Wärters schwankend, an der endlosen Reihe düsterer Käfige vorbeizog, was alles da hinter Gittern herumschlich, sich dehnte und reckte, aufbrüllte und wimmerte, heulte und mederte, schrie oder pffte, das war ihm völlig neu und wirkte zunächst ein wenig verwirrend auf seine sonst so klare Erkenntnis ein.

Was war das für eine seltsame Welt, überlegte er, die da hinter Gittern sich plötzlich auftrat, indes es doch für ihn ans Abschiednehmen ging? War sie in Wirklichkeit vorhanden, war sie ein Traum? Er, der Klare, Rühle, ganz auf Einsamkeit Gestellte, er fühlte sich seltsam bedroht und verwirrt von diesen farbig zusammengebrängten Massen, von denen jedes einzelne schon eine Welt für sich bedeutete. Und auf Augenblicke zuckte sogar sein altes Jägerherz wieder auf, es gab ja hier ganz neue Möglichkeiten, blitzartig erwog er Sieg oder Niederlage, schon hoben sich seine Krallen, doch stieß er, indes er den Hals zu strecken versuchte, schmerzhaft an die Decke seines Käfigs an, womit er sich des ganzen Jammers seiner Lage wieder bewußt ward.

„So, da sind wir“, sagte der Wärter und stellte den Käfig höchst unsanft nieder. Gursu hatte Mühe, im engen Käfig festen Fuß zu fassen. Hierauf begann er um sich zu spähen, um festzustellen, wo er sich befand.

Er sah sich am Ende des langen Raumes, durch den er eben gekommen. Endlos reichte vor ihm sich Käfig an Käfig, worin sich überall Lebendiges regte. Sein eigener

Behälter stand als letzter an der Zeltwand. Neben sich aber sah er ein zweites bedeutend größeres Gefängnis, und er nahm darin zu seinem höchsten Erstaunen ein Wesen seinesgleichen, ein Adlerweibchen, wahr.

Es saß auf einem dünnen Ast, der durchs Gitter gesteckt war. Es hielt die Augen geschlossen, es schien zu schlafen.

Je länger Gursu nun aber den Leidensgefährten betrachtete, um so wunderlicher wurde ihm zumut. Betrogen ihn seine Augen nicht? Sollte es möglich sein? Er spähte, prüfte, wühlte in Erinnerung. Nein, er täuschte sich nicht, es gab keinen Zweifel mehr — sein Weib Gursina war es, die seit langen Jahren von ihm Vermißte und Betrauerte, die da neben ihm gefangen im Käfig saß!

IX. Von Stufe zu Stufe

Gursu war nicht der Mann, nunmehr das Gleichgewicht zu verlieren. Gewiß, die Entdeckung war ungeheuer, daß dieses Geschöpf seiner Gattung, das da ahnungslos neben ihm schlummerte, Gursina, sein Weib, war. Da saß sie in ihrem Käfig auf der Sitzstange, die eigentlich ein dünner Ast war, und hielt wie einst den Kopf ein wenig zur Seite geneigt — er, Gursu, hatte diese kindlich-hilflose Gebärde immer an ihr geliebt —, da saß sie und ahnte nicht, daß ihr Gatte nun neben ihr weilte und das furchtbare Schicksal mit ihr teilte, Gefangener der wächsernen Erdschleicher zu sein, ein Schicksal, wie es schmähhcher, wie es erniedrigender nicht gedacht werden konnte.

Aber so sehr dies unverhoffte Wiedersehen ihn sonst auch erschüttert hätte, nun, in dieser tragischen Stunde, da es vom Leben Abschied zu nehmen galt, verwunderte es ihn selbst, wie ruhig er sich seiner bewußt ward. Du lieber Gott, man sitzt auch nicht zehn Jahre lang in letzter Einsamkeit auf einem Felsgipfel, ohne nicht vom göttlichen Ausgleich in aller Natur, von der Fügung in alles Gewordene ein erhebliches Teil in sich aufzunehmen!

So war nun Gursu, und das sah ihm ähnlich, vorerst darum bemüht, sich still zu verhalten, um die Schlafende nicht zu stören. Was konnte ihr in ihrer schauerlichen Lage willkommener sein, als der Schlaf, als das Nichtwissen um ihre entsetzliche Gegenwart?

Er blinzelte zu ihr hinüber. Wie schön sie immer noch war! Alle Qual, alle Schmach der Gefangenschaft, sie hatten ihr äußeres Wesen, den Adel ihrer Erscheinung nicht zu zerstören vermocht. Noch immer leuchtete ihr Gefieder wie herbstliches Laub, wenn die scheidende Sonne es vergoldet, und der hellere Fleck am Halse, dem Glänzenden reifen Getreides gleich, war auch noch vorhanden. Ja, und auch das sehnige, sehnsuchtsvoll Ragende ihrer hohen schlanken Gestalt hatte sie sich in erstaunlichem Maße bewahrt, es schien wie ein Wunder! Fast kam ein Schatten in Gursus Herz — wie war es möglich, fragte es drohend in ihm, daß Gursina zehn Jahre dieser schmähhchen Gefangenschaft ertragen konnte, ohne daran gestorben zu sein? Bedeutete das nicht Fügung in ein völlig unwürdiges Schicksal? War es nicht Verleugnung dessen, wozu sie einzig nur geschaffen war, zur freien, stolzen, unbeflegbaren Adlerin?

Gleich darauf aber schämte er sich solcher harten, ungütigen Betrachtung. Nein, sagte er sich, das ist nicht edel gedacht! Was mochte die Ärmste indessen gelitten haben unter den Krallen der wächsernen Erdschleicher, zehn grausame Jahre lang,

indes er, Gursu, zwar unaussprechlich einsam, aber doch in königlicher Freiheit, auf seinem Felsen gegessen war! Nichts als Mitleid geziemte sich hier und auch Bewunderung ihrer hohen Kraft und daß sie in Ehren sich treu geblieben.

Da schreckten ihn eilige Schritte auf. Der widerliche Kerl stand wieder vor ihm, der zu Anfang hier mit ihm gesprochen hatte. Lomborsti war es.

Er schien sich aber vorerst um Gursu nicht zu kümmern. Er streifte ihn nur mit einem drohend verächtlichen Blick, seine Aufmerksamkeit galt Gursina allein.

Er stellte sich breit vor die Schlafende hin und betrachtete sie eine Weile, wobei ein grausam tödliches Lächeln auf seine breiten Lippen trat. Dann hieb er plötzlich mit einer langen eisernen Gabel auf das Gitter, daß es dröhnte. Gursina fuhr auf.

„Guten Morgen, guten Morgen, Allerschönste!“ schrie Lomborsti. „Wie geruhten Sie geschlafen zu haben? Erwachen Sie schnell, erwachen Sie gut! Hoppla! Wie tanzt Abelaide? Kultur! Kultur!“

Er schob dabei die eiserne Gabel ganz nahe an Gursina heran, schon tauchten ihr die spitzigen Zinken ins weiche Gefieder. Zugleich jedoch entnahm er mit der andern Hand seiner Tasche ein buntverziertes Päckchen. „Opera Flora, Zitronbonbons“ stand in Goldbuchstaben darauf. Dieses schwenkte der Unhold nun vor Gursinas Augen hin und her, indes er zugleich mit der schrecklichen Gabel sie tödlich bedrohte. „Hoppla, wie tanzt Abelaide? Kultur, Kultur!“ schrie er unaufhörlich dazu, indes von Räfzig zu Räfzig sich die wimmernden, heulenden, fauchenden, brüllenden Stimmen der geängstigten Tiere erhoben und seine hohnvollen Rufe gespenstisch begleiteten.

Gursu betrachtete, an die Hinterwand seines Räfzigs gedrückt, das Ungeheure, das da vor ihm sich abspielte. Seine Federn sträubten sich vor Wut und Empörung. Was wagte der feige, wächserne Erbschleicher hier gegen Gursina, sein Weib? Er unterfing sich, die wehrlos ihm Ausgelieferte mit Stichen zu bedrohen und sie zugleich zu verhöhnen mit flimmerndem armseligen Tand, den er ihr lockend vor den Augen schwenkte? O wie niedrig, wie erbärmlich war das, wie allem Höheren, Geraderen, Adlerischen so durchaus abgewandt! Zum Glück, sagte sich Gursu, weiß Gursina, die Stolzge, Unnahbare, was sie sich schuldig ist. Sie ist mein edles Weib, Adlerblut aus ältestem Geschlechte pulst in ihr, das hohe Geseß der einsamen Gipfel ist ihrer Seele Weiser und Weg, wir Adler thronen am höchsten von allen Geschöpfen, der Sonne sind wir näher als den Niederungen der Erde, unser Leben ist groß, unser Sterben nicht minder, es liegt nichts dazwischen an Kleinheit und Unzulänglichkeit!

So dachte Gursu, und es überkam ihn nun inmitten allen Leides wie ein hohes einsames Glücksgefühl, daß er Gursina, sein Weib gefunden, um nun bald im Adler-tode, dem Königtode aller Ungebeugten, selig mit ihr vereint zu sein.

Er dachte so. Doch betraf ihn nun plötzlich ein Anblick, der ihn im Tiefsten erschauern ließ. Gursina, täuschten ihn seine Augen nicht? war vom Aste, auf dem sie bisher gesessen, mit zierlichem Flügelschlag herabgesprungen und begann nun, sich langsam im Kreise drehend, bald das eine, bald das andere ihrer edel geformten Beine erstaunlich hoch zu heben, indes sie mit emporgesträubten Federn ihre schmalen Hüften in einer tänzerischen Hingebung schwang, welche Gursus zuckendes Herz mit purpurner Scham erfüllte.

„Bravo!“ schrie Lomborsti dazu und klatschte gierig in die Hände, „bravo Abelaide!

Eins und zwei und drei! Eins und zwei und drei! Das nenn' ich getanzt! Immer nur wacker! Nicht geflaucht! Fort mit den Hemmungen! Eins und zwei und drei! So ist es gut! Immer nur rascher, immer nur höher! Kultur! Kultur!"

Gursu glaubte, vor dem, was er sah, zu Stein zu erstarren. Eine Welt versank. War das, was da so schamlos vor ihm im Kreise sich drehte, war das noch Gursina, sein Weib? War das die einstige Gefährtin seiner königlichen Einsamkeit? War das die Mutter seiner armen, so qualvoll verstorbenen Kinder? Wie war solch ein schmählicher Niedergang möglich? Er wußte keine Antwort darauf.

Indessen tanzte die Unglückselige immer noch fort, und es hatte fürwahr den Anschein, als geschähe es nicht mehr aus Angst vor der Gabel des wächsernen Erdschleichers, nein, sie schien nun allmählig selbst Gefallen an ihren selbstverlorenen Ekstasen und wußten, so gänzlich unablässigen Bewegungen zu finden. Das machte wohl auch, daß Lomborsti, der Verruchte, ihr von Zeit zu Zeit aus seiner Schachtel ein bräunliches, rätselhaftes Etwas zuwarf, das Gursina mit ganz unwürdiger Gier verschlang, worauf sie nur noch leidenschaftlicher und rückhaltloser dem abscheulichen Tanze sich hingab.

In Lomborstis harten Zügen leuchtete es teuflisch auf. „Nun, was sagen Sie dazu?“ wandte er sich plötzlich an Gursu. „Gedenken Sie das auch zu erlernen, Verehrtester? Wird es Ihnen leicht sein oder schwer? Wünschen Sie mehr gestochen oder mehr gefüttert zu werden? Sie haben die Wahl!“

Gursu sah mit eisigem Blick an dem Unhold vorbei, keine Feder regte sich an ihm, er saß wie aus Bronze gegossen im Hintergrund seines Räfigs.

Lomborsti stuchte. „Huitt!“ piffte er durch die Zähne und schidte sich an, seine furchtbare Gabel durch das Gitter zu stecken, um sie dem Körper Gursus zu nähern.

Doch hielt er plötzlich vor dem sonderbaren Anblick ein, den jetzt das Adlerweibchen bot. Es hatte zu tanzen aufgehört und stand wie erstarrt, das eben vom Tanz noch flammende Auge war entsetzensweit und wie verglast auf den Nachbarläufig gerichtet, in dem sie Gursu offenbar erst jetzt wahrte.

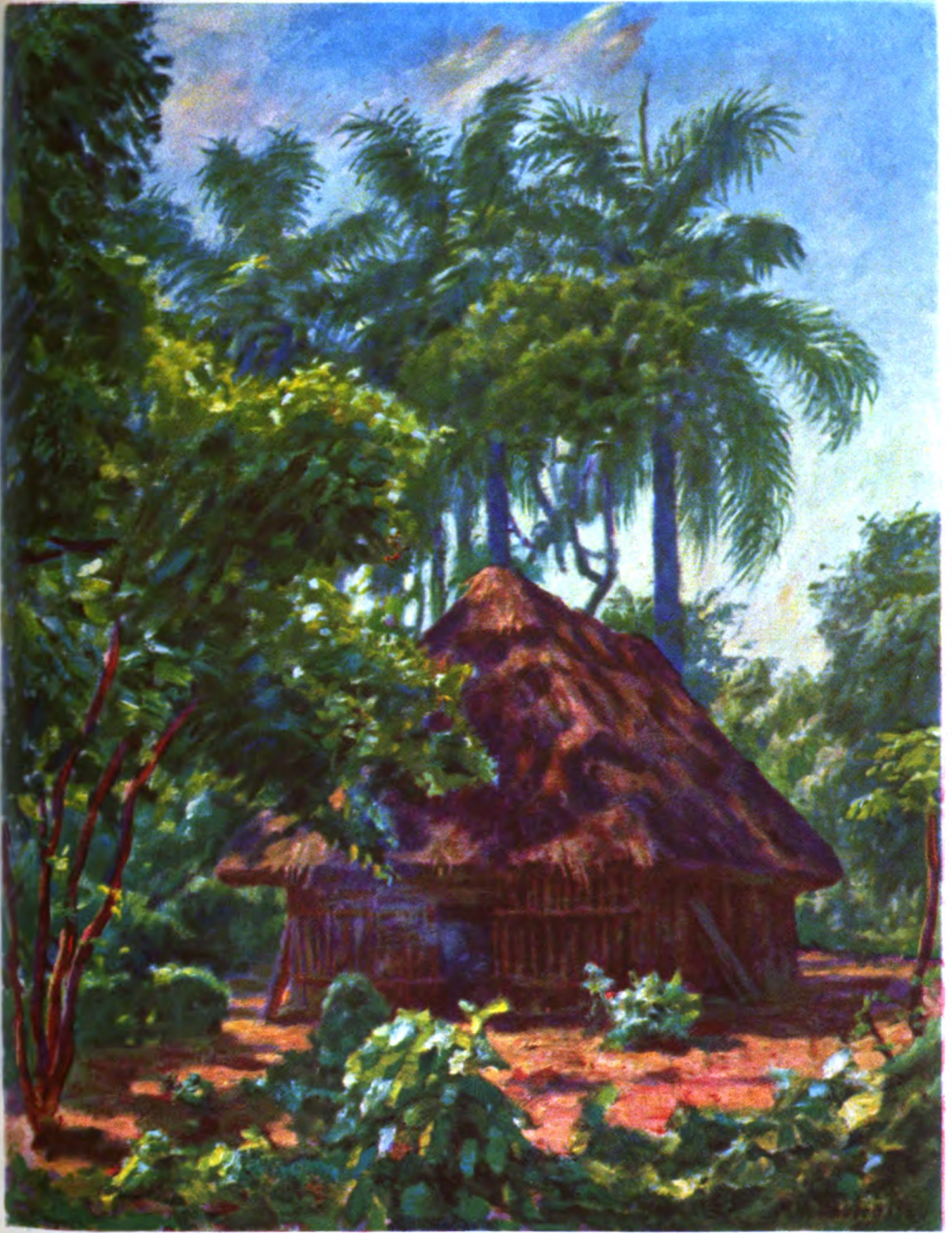
Und nun saßen die beiden lange sich regungslos gegenüber, Gursu und Gursina und sahen sich unverwandt an. Und auch Lomborsti, von der Wirkung dieser Begegnung selbst verwundert, verhielt sich vorerst ruhig und wartete ab, was da noch werden wolle.

Es geschah aber nichts. Gursu rührte sich nicht, und Gursina rührte sich nicht. Sie saßen beide wie verstorben da, die Blicke schweigend ineinander gebannt.

Lomborsti war der erste, der sich wieder auf sich selbst besann. Die Sache begann ihm langweilig zu werden. Und es reizte ihn, seine Gabel neuerdings durch Gursus Gitter zu stecken. Er wollte doch sehen, wie der steife, freche Gefelle sich dem ersten einladenden Stich gegenüber benehmen werde.

Gursu fühlte plötzlich einen hellen scharfen Schmerz an seiner Brust, wie Feindesklaue bis es ihm ins Fleisch hinein. Doch blieb er äußerlich völlig unbewegt und sah nur immer auf Gursina.

Diese aber stieß nun plötzlich einen wilden gellenden Schrei aus: „Hiäh! Hiäh!“ Gebrüll der aufgeschreckten Tiere antwortete ihr, es war wie Furcht und Drohung zugleich, es schwoll immer lauter, immer klagender an.



Indianerhütte

Max Vollmberg

(Aus dem Türmer)
Offsetdruck Greiner & Pfeiffer

So seltsam war das, so elementar geschah es, daß selbst Lomborfski einen Augenblick stutzte. Dann aber warf er den wutgeröteten Kopf zurück, es war, als lauschte er dem letzten Sinne dieser vielen drohenden Stimmen. Was bedeuteten sie? War das nicht Aufruhr des Gehorsams, war es nicht Revolution? Wagte sich stumpfe Natur, wagte sich unvernünftiges Vieh zu empören gegen den Geist des Menschen? „Ruhig, ihr Bestien!“ schrie er in den Raum hinein, und wirklich war es einen Augenblick, als duckte sich alles unter der Stimme des Bändigers, wie unter dem Schlag seiner Peitsche.

Doch schon schrie Gursina aufs neue: „Hiäh! Hiäh!“ und aufs neue setzte hundertstimmig die klagende Stimme der Tiere ein.

„Na warte!“ brüllte Lomborfski, „du sollst erkennen, wo dein Herr ist!“

Er lief zu einem Kasten in der Ecke, worin sich allerlei Geräte für die Dressur befanden, Peitschen, Stöcke, Haken, eiserne Stäbe. Von letzteren riß er einen heraus und reichte ihn dem Wärter, der eben herbeigekommen war. „Laß das vom Schlosser glühend machen und bring es wieder, aber rasch!“

Dann stellte er sich wieder vor dem Käfig Gursinas auf. „Heißa Abdelaide!“ schrie er, „nun gibt's ein Feuertänzchen! Verdammtes Weibervolt, so sind sie alle! Litörbonbons fressen, ja! Doch Treue und Gehorsam halten, nein! Verraten wird man an jeden Laffen! Gefällt dir der Bursche da nebenan? Heißa, dafür wird nun getanzt, mein Liebchen, ein feuriger Tanz, ein glühender Tanz, ein Liebestanz für deinen Herrn!“

Der Diener kam mit der Stange herbei, deren Ende rötlich glühte. Er war die Käfige entlang gelaufen, und da war es überall still geworden, wo immer er vorüberkam. Sie kannten alle Lomborfskis Feuer, die großen und die kleinen Tiere, die Helden und die Feiglinge, und alle zogen sie scheu die Hälse ein und verkröchen sich.

Lomborfski aber schwang nunmehr das Eisen im Kreise, es zischte begehrtlich auf, Funken warf es um sich, einen feurigen Ring umschrieb es. Durch diesen hindurch sah der Mensch Lomborfski starren Auges auf das Tier Gursina. Sein ganzes wüstes Gesicht schien nur ein einziges Auge zu sein, rot umrandet vom Feuerkreise, den er immer drohender um sich zog.

Und jetzt ereignete sich das Entscheidende. Gursina wartete nicht erst ab, daß das furchtbare Feuer, wie früher schon so oft, ihr die Fänge grausam versengte. Sie fing von selbst zu tanzen an, um das unvermeidbar Scheinende vielleicht doch noch abzuwenden, sie sprang wie beseessen von einem Wein aufs andere, es war kein Tanz mehr, es war ein Rasen in Verzweiflung, ein Wüten gegen sich selbst, ein jammervolles Sichergeben in den Satanswillen ihres Herrn.

Als Gursu dies gewahrte, schloß er die Augen. Er wünschte nichts mehr zu sehen. Er empfand: eine Welt, die solches zu bieten hatte, verbiente, ausgelöscht zu sein!

Lomborfski aber war nicht gesinnt, sich durch Gursinas plötzliche Fügung um seine Hentkerfreude bringen zu lassen. Er tat, als gewahrte er ihre Ergebung nicht. Nun da das Eisen glühend war, sollte es auch wirken! Vielleicht ergaben sich neue unerhörte Tänze dieser ersten gebändigten Adlerin, dem Besten, was seine Kunst der Dressur bisher zum Staunen der Welt vollbracht hatte.

Und so stieß er nun die glühende Stange in Gurfinas Käfig hinein und schwenkte sie am Boden hin und her, indes die also Gepelnigte wie rasend um sich sprang, um der tödlichen Glut zu entgehen.

Doch plötzlich fühlte Lomborsti sich von rückwärts am Arm umfaßt, die Stange wurde ihm entrisßen, klirrend flog sie in den Sand.

Lomborsti fuhr auf. Wer sollte es wagen? Cillia stand vor ihm.

Sie zitterte am ganzen Leibe und brachte zunächst kein Wort hervor. Ihr Antlitz war wie eine weiße Flamme, aus den tränenerfüllten Augen loderte wilde Entrüstung.

Lomborsti lächelte. „So schön sind Sie noch niemals gewesen, Fräulein Cillia!“ sagte er, halb spöttisch, halb bewundernd.

Cillia erbehte. Sie fühlte maßlosen Ekel aufsteigen und Angst zugleich vor der Unerträglichkeit dieses Menschen.

Lomborsti nahm seine Wirkung wahr. „Wessen Geschäfte betreibe ich hier, Fräulein Cillia?“ fuhr er herausfordernd fort. „Für wen arbeite ich? Was würde Ihr Vater zu Ihrem Benehmen sagen?“

Noch immer wußte Cillia keine Antwort. Ihr schien hier jedes Wort Vergeubung und Beschmutzung ihrer selbst. Sie fühlte, wie Lomborstis Blicke sie musterten, von ihr Besitz ergriffen. Vor ihren Augen wurde es finster. Sie empfand plötzlich: Dieses Untier von einem Menschen zu töten, wäre ein gottgefälliges Werk, vor den Menschen und vor den Tieren. Das Ungeheure des Gedankens brachte sie wieder zur Besinnung. Sie sah die Tiere in ihren Käfigen ängstlich gebückt, sah das ihr wohl-bekannte Adlerweibchen, „Abelaide, die Königin der Luft“ hieß es auf den Programmen, noch immer, wie irrsinnig vor Angst, von einem Bein aufs andere hüpfen, sah hier überall Zerstörung, Brutalisierung, Vergewaltigung der wehrlos gemachten Kreatur. Das Herz krampfte sich ihr zusammen. Gab es keinen Ausweg, keine Rettung für alles, was hier unschuldig litt, keine Möglichkeit, das immer aufs neue drohende Unheil abzuwenden? Unerträglich schien es ihr, hier noch länger zusehen, noch länger Zeuge all dieser Unmenschlichkeiten zu sein.

Und es brach ein kühner Entschluß als Blüte unbezähmbaren Mitleids in ihr auf. Sie wollte ihren Ekel überwinden, die Stimme ihres Selbstgefühls niederzwingen und versuchen, was sie noch niemals getan: mit Lomborsti im Guten zu reden. Vielleicht war noch ein Restchen Einsicht in ihm, ein Stückchen Herz, an das sie sich wenden konnte. Das Opfer war groß, das sie ihrem Selbstgefühl zu bringen hatte, doch war der Lohn wohl seiner wert.

Und so sagte sie, sich selbst überwindend: „Sie hatten einmal eine Mutter, Herr Lomborsti. Ich weiß, sie ist schon lange tot. Sie waren auch einmal ein Kind. Hatten Sie damals kein Lieblingstier, keine Kreatur, der Sie zugetan waren?“

Cillia fühlte, wie sie dabei errötete. War, was sie eben gesprochen, nicht allzu ungeschickt, nicht allzu naiv gewesen? Fast empfand sie es als Trost, daß Lomborsti diesmal nicht sein anmaßendes Lächeln zur Schau trug.

Sein stechender Blick schien sie erstaunt zu prüfen. Ihm war dieser Ton an ihr ganz ungewohnt. Er schien sich zu fragen: Wo will sie hinaus?

„Ich meine,“ fuhr Cillia bekümmert fort, „es gibt auch einen Weg der Güte. Er

muß nicht aus Sentimentalität, er kann auch aus Vernunftgründen gegangen werden. So zum Beispiel in unserem Berufe!“

Da stockte sie abermals. Lomborskis eisige Miene war wenig ermunternd. Auch ließ er jetzt wieder sein molantes Lächeln spielen, das er offenbar auch für weltmännisch hielt.

„Ich meine es durchaus sachlich“, wiederholte Ellia, sich aufs neue überwindend. „Es mag gewagt sein, einem Meister der Dressur, wie Sie, Herr Lomborski, es sind, von den andern, neuen Methoden zu sprechen. Ich will es aber doch nicht unterlassen. Ich weiß, Sie sind ein Schüler Battys, der die wilde Dressur als die einzig richtige betrachtete, schon, wie er immer sagte, um ganze, das heißt das Publikum ehrlich aufregende Arbeit zu leisten. Ich erkenne auch an, daß gewiß mehr Mut zu Ihrer Methode gehört, als ihn die Erziehung mit Geduld und Güte erfordert. Aber, wenn es möglich ist, wie die neue Dressur erweist, den Tieren unsäglich Angst und Qual zu ersparen, und dabei doch das gleiche Resultat zu erreichen, weshalb soll dieser Weg nicht betreten werden? Sie kennen ja die neuen Methoden Ihrer Kollegen Mehrmann und Veierling, Sie wissen auch von den wunderbaren Erfolgen Hagenbeds, das alles kann man doch nicht unbeachtet lassen?“

Ellia hatte sich im Eifer der Sache allmählich warm gesprochen und sich um Lomborskis spöttisch abwehrende Miene auch nicht weiter gekümmert.

„Ich sage das“, versuchte sie versöhnend, fast bittend, zu schließen, „aus einer inneren Pflicht heraus, aus einer Pflicht des Herzens, wenn wir sie so nennen wollen. Es hätte mir keine Ruhe gegeben, wenn ich geschwiegen hätte.“

Lomborski zog die Brauen hoch. „Hier höre ich endlich ein Wort, Verehrteste, das mir gefällt. Nämlich das von der Pflicht des Herzens. Sie wissen, was es mir bedeutet, wenn ihr Herz spricht. Verweilen wir hier einen Augenblick.“

Ellia zuckte unwillig auf. Nun nahmen die Dinge doch die Wendung, die sie befürchtet hatte.

Lomborski suchte ihre Hand zu fassen, die sie ihm jäh entzog.

„Sprechen wir gerade heraus“, setzte er ironisch an. „Sie werfen mir vor, daß ich die Tiere quäle? Ich könnte ebensogut fragen: warum quälen Sie mich? Sie finden, daß das nicht zur Sache gehört? O gewiß, es ist jetzt sogar der springende Punkt. Was die Dressur anbelangt, so erscheint sie mir, ehrlich gesagt, als ein Unding, als gar nicht der Mühe wert, wenn nicht Gewaltanwendung, wenn nicht der Sieg des menschlichen Willens dabei ist. Sie, als Mädchen, als Weib, mögen anders darüber denken. Ihr Weg mag bedingungslose Güte sein. Wobei ich Sie aber fragen könnte: Warum sind Sie zum Beispiel nicht gütig gegen mich? Ich aber als Mann muß den Willen und das Ziel als das Höchste schätzen. Diese unbedingte Ausstrahlung des Willens, jeder Kreatur gegenüber, ist mir Lebensbedingung, den Willen anderer zu brechen, ist mir Leidenschaft. Es gibt für mich nichts Schöneres“, fuhr er in steigender Erregung fort, „als zu sehen, wie mein Wille Form annimmt, wie das Objekt sich wehrt und windet, wie es mir Qualen als Opfer entgegenbringt, wie sein Herzblut strömt als Beute meines Willens. Je heftiger der Kampf, um so schöner der Sieg. Es ist herrlich, zu wissen, dieses Geschöpf ist nun mein, meine Kraft lenkt es allein, sein eigener Wille ist versiegt. Und lebt einmal mein Wille in den Tieren,

lebt auch ihr Leben in mir. Es ist berauschend, diese schwindende Kraft der Tiere, auch der stärksten und wildesten, in sich zu trinken, es ist Sieg des menschlichen Willens, wie es gewiß keinen höheren gibt. Nur muß er im Sturm, mit wilder Gewalt sich kundtun. Geduldstrümpfe stricken mit Rührwolle, wie manche der heutigen Dresseure es üben, das ist meine Sache nicht. Ich bin Jäger durch und durch, Seelenjäger, Blutjäger, Schmerzensjäger, und ich kann darauf nicht verzichten!"

Sein Geständnis war immer heftiger, immer rückhaltloser geworden. Das Weib in Ellia glaubte verstört zu fühlen, er meine mit diesen wildaufbrechenden Worten nicht die Tiere allein, er meine bereits sie selbst, und doch war ihr dabei verwunderlich, daß sie nun etwas wie Verständnis, wie Mitgefühl fast empfand, seit er sich so unverhüllt bekannte.

"Sie sind das einzige Wesen, Fräulein Ellia," fuhr Lomborfski ungestüm fort, "dem ich zeitlebens ein solches Geständnis ablegte. Und, sehen Sie, seit einiger Zeit empfinde ich zuweilen, es gäbe auch die andere Möglichkeit für mich, nämlich Ihren Wunsch zu erfüllen und den Weg zur neuen Dressur wenigstens versuchsweise einzuschlagen. Sie wissen, was ich meine: Werden Sie meine Frau! Ich habe das Gefühl, sobald ich Sie besäße, ein anderes Verhältnis zu aller Kreatur zu haben. Ich weiß, wie sehr Sie alle Tiere lieben. Sie erlösen mich vielleicht und die Tiere zugleich, wenn Sie ja sagen!"

Ellia starrte in Lomborfskis Gesicht, das ihr völlig anders schien. Es zuckte darin eine Angst, ein Betümmertsein, das fast etwas Rindliches hatte und ihr bei diesem Unmenschen völlig neu war. Und sie wunderte sich, über seinen ganz unmöglichen Antrag nicht empörter zu sein. Es war jetzt plötzlich nicht mehr Ekel oder Abscheu wie vorher, es war wohl eher Mitleid, was sie nun in Ruhe sagen ließ:

"Wir hätten uns vielleicht verstanden, wenn Sie in früherer Zeit so mit mir gesprochen hätten. Jetzt aber ist es zu spät, ich liebe einen andern, ich bin bereits verlobt!"

Lomborfskis Mienen versteinerten sich. "Sie sagen mir hier nichts Neues!" stieß er heiser hervor. "Ich weiß es längst von Ihrem Vater. Ich lasse aber trotzdem nicht von Ihnen. Sie wissen, ich scheue keinen Kampf, ich vertraue auf meinen Willen, und er hat bisher noch stets gesiegt. Lösen Sie Ihre Verlobung, es gibt keinen Ausweg für Sie! Ihr Vater kennt meine Bedingungen!"

Ellia reckte sich hoch. "Sie betrachten mich wieder als Ware, Herr Lomborfski! Ich bin nicht durch Drohungen zu zwingen und auch nicht durch Dressuren. Wenn Sie den Kampf wollen, ich nehme ihn an!"

Lomborfskis Augen flackerten. Jetzt war er wieder ganz Dresseur. "Sehen Sie dieses Adlerweibchen," schrie er, auf den Käfig Surfinas deutend, "zäher und eigenwilliger als dieses Geschöpf es war, das bisher vor aller Welt als undressierbar galt, vermögen auch Sie nicht zu sein! Jetzt aber tanzt es nach meinem Willen, und Sie, Fräulein Ellia," er lachte häßlich auf, "auch Sie werden es noch tun!"

War er, indes er dies sagte, sich der Ungeheuerlichkeit, der Lächerlichkeit seiner Drohung bewußt?

Ellia hatte den Raum verlassen, noch ehe er mit seiner Rede zu Ende war.

(Fortsetzung folgt)

Chinesische Reise

Von Erich von Salzmann

1. Unter dem heiligen Omi-Berg

Omihsien, im Gasthaus „Zur Himmlischen Eintracht“, im Februar 1929.

Im Westen der Provinz Szetschuan, unweit der tibetanischen Grenze, liegt auf dem ersten Gürtel hoher Berge einer der fünf heiligen Gebirgstempelorte Chinas, der Omihsien. Sein Gipfel erreicht fast 4000 Meter. Er ragt jetzt drohend, schneebedeckt aus seinem gewaltigen Gebirgsblock heraus. Er ist die erste Abwehrreihe der Tibeter gegen die vordringenden Chinesen. Mit seinen Tempeln und heiligen Stätten ist der Omi einer der berühmtesten Pilgerorte Asiens, in dem sich die Buddhisten und Lamaisten friedlich begegnen, die Chinesen und die Indier, die Tibeter und die Japaner, die Mongolen und die Siamesen, Leute aus Birma und aus Korea. Wie wenig ist doch noch über die Wanderungen der asiatischen Gläubigen bekannt. Wie stark muß die asiatische Internationalität einer solchen Pilgerbasis wie die der Stadt Omi sein.

In einem breit hingelagerten, lieblichen Tal, in dem jetzt die gelben Rapsfelder in prächtiger Blüte stehen, so daß das Intensive ihrer Farbe gegen die mächtigen, schweigenden immergrünen Feigenbäume stark kontrastiert, liegt, von nicht sehr hohen, altersgrauen, zerfallenden Mauern umgeben, die von der Neuzeit in ihrem Geist noch wenig berührte Altbürger- und Pilgerstadt Omi. Sie hat enge, mit Steinplatten gepflasterte Straßen und Gassen. Sie hat zahlreiche, in einem natürlichen Verfall befindliche Tempel. Sie hat viele Gasthöfe und Herbergen und tausend Läden für Pilgerbedarf. Einfache Kleider und Strohsandalen, Pilgerstäbe und Heiligenbildchen, rote Kerzen und natürlich allerhand Eßwaren werden da allorts verkauft. Als einziges Hausprodukt fiel mir eine Art Weberei aus Grasfasern auf, aus denen Säcke und Beutel für die Reise zusammengenäht werden.

In Omi feierte man gerade Chinesisch-Neujahr oder vielmehr, wir plakten als ganz ungewöhnliche Reisende in den chinesischen Neujahrstrubel hinein. Hier herrscht noch ganz der alte Stil. Neujahr feiert man tagelang; man reist nicht. Wer zu Neujahr im Lande in der Sänfte herumgetragen wird oder auf Schusters Rappen die sehr schmalen Steinwege entlang pendelt, der verliert sein Gesicht, denn er verflucht sich gegen das heiligste Gebot Chinas, gegen die seit Jahrtausenden von den Ahnen überkommene Sitte.

Als wir in unseren Sänften durchzogen, war es kaum möglich, durch das Gewühl voranzukommen. Die Vorderleute der Sänften schrien ganz verzweifelt: „Macht Platz, macht Platz, Sänften kommen.“ — Die Leute kümmerten sich nicht darum. Tausende von Verkaufsständen säumten die Gassen. In allen Tempelhöfen wurden Märkte abgehalten. In fast allen Häusern und vor den Türen brannten bereits die Neujahrslichter. Sorgsame Hausväter wuschen die Türen ab, um sie mit den Figuren der Torwächter zu beleben. Alle Ritzen zwischen den Pfosten wurden mit auf rotem Papier gemalten Sprüchen geziert, damit die bösen Geister nicht durch-

schlüpfen können, denn diese sind gerade um Neujahr sehr rührig. Songs und Trommeln wurden allerorts geschlagen, um die Geister fernzuhalten, und wo das nicht half, da zischte das Feuerwerk krachend in die Höhe. Murrend und übel gelaunt lagerte schließlich das böse Volk der Geister um die halbgeschlossenen Türen, eingeschüchtert durch den Höllenlärm. Ununterbrochen hörte man den melodisch weithin hallenden Ton der Klanggefäße aus den Tempeln. Männer und Frauen drängten sich in Mengen, um auf Strohtellern vor den Altären der Götter zu knien, Gebete zu murmeln, etwas Geld hinzuwerfen und dann die Weihrauchstäbchen in die überquellenden Aschenschalen zu stecken. Silberschuhe aus Papier wurden verbrannt. Hellauf loderte das Feuer im abendlichen Dunkel. Die Jugend hatte eine große Zeit. In kleinen Kapellen mit Zimbeln und Trommeln, mit Flöten und Songs zogen sie, schreckliche Musik machend, herum, belagerten die Häuser der Reichen, bis diese, um sich auszulösen, zahlten. Aber dem ganzen bunten Gewirr, dem Glanz der vielen Lichter, über dem schwelenden Rauch der Opfer lag jener freundliche Frieden Altchinas, der in den durch den Bürgerkrieg durchtobten anderen Niederungsprovinzen heute so gut wie verschwunden ist. In allen Häusern wurde in großen Becken Heißwasser gemacht zur Neujahrswäsche, denn der Durchschnittsbürger Szetshuans badet sich nur ein einziges Mal im Jahre gründlich. Das ist zu Neujahr. In allen Küchen wurde gebadet und gepuzzelt, Reis- und Gesamtkuchen, Zuckerwerk jeder Art in hübschen Formen, Erdnüsse in Sirup und andere leckere Sachen mehr, die leidlich wohlschmeckend sind. Jeder kaufte Fleisch. Reis dampfte in ungeheuren Bergen. Zu Neujahr läßt man es sich wohl sein, arm und reich. Zu Neujahr kimpert alle Welt mit den großen Kupferstücken in der Hand und in der Tasche, denn zu Neujahr wird überall öffentlich gespielt, auf den Gassen und in den Tempeln, in allen Herbergen und sogar im Wachhaus der Soldaten, die zur Neujahrsfeier zwei funkelnagelneue Fahnen der Republik herausgehängt haben. Auf den Tischen stehen die Öllämpchen, denn elektrisches Licht kennt man hier noch nicht. Petroleum ist teuer und Talgkerzen sind auch nicht für jedermann.

So beging die gute Stadt Omi, berühmt über alle Lande, das Neujahrsfest, wie wir es noch aus jenen fast sagenhaft gewordenen Zeiten der Vorerunruhen um 1900 herum in den Niederungen oft genug gesehen haben in jenen Teilen Chinas, die sich mit Schnellzugsgeschwindigkeit heute in ihrer Art modernisieren und vom Alten abwenden.

Auf dem gewaltigen heiligen Berge ist es unterdessen still, denn der Strom der Pilger kommt erst im zweiten Monat nach Neujahr, also Ende März herangetrochen, um sich als vieltausendköpfige Schlange zu einem einzigen, mächtigen Heereswurm durch das Westtor der Stadt über die einen halben Meter hohe Schwelle hinweg ins Tal des „Weißen Drachen-Tempels“ zu ergießen. Da sind zuerst alte schöne Ehrenbogen und bald darauf ein Tempel, dessen Gründung in sagenhafte Vorzeit zurückreicht, der „Turm des jungfräulichen Juwels“. Es ist nicht viel übrig geblieben von dem alten Tempel, dessen Gründung in die Tang-Periode zurückreicht. Aber was da ist, das ist wunderschön. Zuerst die Bäume, die zwanzig Männer mit ausgestreckten Armen sicher nicht umklammern können, dann die ungeheure Glocke, die sehr selten angeschlagen wird, und schließlich die wunderbare alte, acht Meter hohe Bronze-

pagode, die über und über mit Relieffzenen aus dem Leben Buddhas bedeckt ist, in winziger Kleinarbeit ausgestaltet. Diese Pagode ist ein Juwel ihrer Art und ein wenig bekanntes dazu.

Bergauf, talab und wieder bergauf geht dann die Pilgerstraße. Noch sind die vielen Rasthäuser geschlossen. Schließlich landen wir am Tempel der „Zehntausend Jahre“, der Hauptetappe zum Gipfel, der zugleich ein großes Pilgerasthaus darstellt, ein Kloster mit zahlreichen Menschen. Wir haben uns daran gewöhnt, zu glauben, daß die Alten, die Ägypter, die Perser, die Griechen, die Römer, die Chinesen ihre Tempelgründe in peinlichster Ordnung und Sauberkeit gehalten haben und daß unser auf Heißwasser und Seife beruhender Schönheitsbegriff durch das Drum und Dran der Anlagen jener alten Kulturvölker sicher nicht beleidigt worden wäre. Ich glaube, das ist falsch gesehen und ein Irrtum. Diese zum Teil ungeheuren, zyklischen Anlagen dieser Völker haben geduldig viele kleine, schmutzige Zutaten getragen, sind immer irgendwo so ein bißchen in Verfall gewesen, haben dort an bequemer Stelle ein kleines Feld gehabt und hier eine Stelle für das liebe Viehzeug, ohne das es nun einmal nicht geht. So ist es auch in Wan Nien Sse, dem Tempel der Zehntausend Jahre, berühmt über den ganzen großen Kontinent Asia. Wo der friedlich lächelnde Mlefo, der Buddha Mitreja, in der ersten Halle der zweiten Tempelanlage thront, da ist eine Schneiderei und Wäscheanstalt eingerichtet. In der Haupthalle des vorderen neueren Tempels ist eine Schreinerel und Malerei im Gange, die nicht nur dem Tempel dient, in der auch für den provinzialen Lokalexport allerhand Heiligtümer fabriziert werden. Doch das tut der Liebe keinen Abbruch. Es gehört nun mal zum Orient, und nur die orthodoxen Ägyptologen von heute und die Griechenanbeter glauben, daß die Tempelstufen immer alle in makelloser Reinheit weiß gescheuert in den erbarmungsvollen Himmel starren.

Die beiden vereinigten Klostertempel auf dem Omi bergen berühmte Heiligtümer. In dem einen ist es der einen halben Meter hohe Buddha aus weißem Jade, vor dem viele Räucherstangen brennen. Der andere, der hintere, merkwürdigerweise baulich innerlich und äußerlich viel mehr vernachlässigte Tempel birgt den „Auf dem Elefanten reitenden Buddha“, dessen sitzende Figur der Überlieferung nach wirklich auf einem Elefanten von Indien hierher gebracht ist. Dies ist eine fromme Egge. Aber die nicht sehr schöne Holzschnitzerei des Guatama Buddha auf dem mächtigen Holzelefanten, mag aus der Ming-Periode, das heißt, etwa aus dem 16. Jahrhundert stammen. Die Formen und die Malereien um den Elefanten, der Türen, des Altars, der Altargeräte lassen darauf schließen. Die heilige Stätte selbst ist natürlich sehr viel älter.

Erstaunlich ist bei allen diesen Szechuan-Tempelanlagen, festzustellen, daß sie noch alle vollkommen intakt sind und daß sie weder räuberische Heere noch altertums-süchtige Händler ausgeplündert haben und daß ferner der fromme Glauben der 60 Millionen Einwohner des Landes Szechuan stets bereit ist, so viel zu opfern, daß die Anzahl der Tempel, große und kleine, aus einem möglichen Verfallzustand in die Normalität chinesischer Tempel durch Reparaturen zurückgebracht werden können.

Die Mönche, mit dem Abt an der Spitze, bewillkommneten uns sehr freundlich.

Von den Dächern tropfte der Schnee. Wir hatten einen Sonnentag. Die Aussicht von der nach Westen auf den Hauptgipfel zu neu angebauten Gasthalle, in die man uns bat, war sehr schön. An allen Wänden hingen die Photographien von Sebern, und zwar vieler asiatischer Nationen. Gruppenbilder waren da und dazwischen lamaistische Tempelfahnen und Buddhadarstellungen des Lamaismus, so daß man diesen berühmten Tempel als eine friedfertige Mischung der verschiedensten asiatischen Religionsformen ansprechen kann. Unter den Mönchen waren solche aus dem äußersten Südasien, ebenso wie aus Nordchina. Dann aber auch einige tibetische Lamas, die mir ausdrücklich als solche bezeichnet wurden. Die Mönche machten alle einen besonders freundlichen, friedfertigen Eindruck. Sie waren gut genährt, sauber gekleidet und nicht so zänkisch, wie man das meist in den heruntergekommenen Klöstern der Niederungen findet.

Auch ich opferte zwanglos vor den großen Altären, wie das Landesbrauch ist, gab etwas Geld und zündete Weihrauch an. Unsere Träger wurden gut gefüttert. Sie saßen dann schwägend beim Tee auf den Haupttempelstufen, und da es ein schöner Sonnentag war, lauschten sie ihre zerlumpte Kleidung. Auch das gehört dazu.

Am Abend zogen wir wieder in Omi ein. Es war chinesischer Silvestertag und ganz ruhig geworden. Alle Häuser waren geschlossen. Lange Reihen von Lichtern brannten davor. Straßen waren leer. In der Nacht ging dann der Höllenlärm des Feuerwerks los, das bis zum Morgen in die Helligkeit hinein andauerte, um den bösen, lauernden Geistern den Rest zu geben, das heißt, um die zahlreichen gierigen Marischälle der Niederungen von der reichen unabhängigen Provinz Szechuan möglichst weit entfernt zu halten, denn diese Provinz hat ihre eigenen Marischälle und braucht keine fremden.

II. Räuber, Marischälle und Opium

In der Herberge „Zum Glücklichen Eintritt“, den 18. Februar 1929. An der Grenze zwischen den Provinzen Szechuan und Yuennan.

Ich marschiere zur Zeit mit einer Karawane von zwanzig Köpfen auf der auf allen Chinarten mit „Großer Straße“ verzeichneten Verbindung Suifu—Yuennanfu. Das Papier ist geduldig, denn sonst würde es sich den Ausdruck „Große Straße“ für diesen Spezialfall nicht gefallen lassen. Die Stadt Suifu am oberen Jangtse ist das letzte wichtige, bei hohem Wasser von Dampfern erreichbare Warenverteilungs- und Einschiffungszentrum an der gewaltigsten Verkehrsader der Welt, dem Strome Jangtse. Ich kam nach Suifu auf einer teilweise recht aufregenden Bootsfahrt von zwölf Tagen von der Provinzialhauptstadt Szechuans Tschengtu her über den berühmten Seidenort Riating fahrend. Der Minschuß durchströmt ein an sich landschaftlich wunderbar schönes Tal. Er bildet aber eine Unzahl von Stromschnellen, die zu passieren eine sehr geübte Schiffsmannschaft erfordert. Ich hatte eines der landesüblichen, äußerst flach gehenden, durch die Leichtigkeit seiner Bauart fast elastischen Boote gewählt, das mir neun Tage als Wohnung diente, denn drei Tage machte ich von Riating aus einen Abstecher zu dem in seinen oberen Regionen noch in Eis und Schnee liegenden, sich bis zu fast viertausend Metern erhebenden

heiligen Pilgerberg Omishan. Die Pilgerzeit setzt erst in einigen Wochen ein, wenn es wärmer wird, die Schneemassen sich lösen und damit die Besteigung des Berges ungefährlich wird. Der Berg trägt eine Reihe von Klöstern und Tempeln, von denen ich besonders den Wan Nien Sse, den „Tempel der Zehntausend Jahre“, besuchte, wo mich die Mönche sehr freundlich aufnahmen. Auch in Kiating feierte man Neujahr, und ich mußte froh sein, daß ich durch die freundliche Vermittlung der chinesischen Postbeamten Sänftenträger bekam, denn es ist gegen jede gute Sitte, gerade zu Neujahr über Land zu reisen. Wir erlebten es dann auch, daß wir in größeren Orten vollkommen boykottiert wurden und nicht einmal heißes Wasser zum Tee bekamen, was hier im Westen Chinas sehr ungewöhnlich ist. Meine Sänften- und Gepäckträger schämten sich fast meiner, daß ich die alten Gewohnheiten brach, denn sie selbst gaben sich dadurch das Zeugnis, daß sie infolge entsetzlicher Armut sogar zu Neujahr und dann auch noch für einen „fremden Teufel“ arbeiten mußten, womit sie ihr Gesicht und ihr Ansehen in der ganzen Umgegend verloren. Ich konnte es nicht ändern, trotzdem ich sonst wirklich gewillt bin, das altbekannte chinesische Sprichwort zu beherzigen: „Wenn du in einen Staat kommst, frage nach den Sitten! Wenn du in eine Stadt kommst, frage nach den Polizeiregeln.“ — Mich drängt nämlich die Zeit. Ich marschiere dauernd nach Süden und trete bald in die Tropen ein. In diesen beginnt die Regenzeit im Anfang Mai. Was es heißt, mit einer Träger- oder Maultierkarawane in die tropische Regenzeit zu kommen, das habe ich schon einmal im Jahre 1911 geschmeckt, als ich infolge der Faulheit und Unzuverlässigkeit der tropischen Träger auf einer Expedition von Siam nach Birma wochenlang in den fürchterlichsten tropischen Regenschlamm kam und zuletzt wirklich glaubte, an Überanstrengung und Klimafieber den letzten Seufzer getan zu haben. Dieses Mal befinde ich mich wieder auf dem Wege nach Birma, werde das berühmte, schöne, friedliche Land allerdings nicht an seinem Südostende, sondern an der Nordede betreten. Aber die Regenzeit dürfte auch im Jahre 1929 ebenso wenig barmherzig sein wie 1911, und ich bin mittlerweile achtzehn Jahre älter geworden, bin oft schwer verwundet gewesen und fühle die zerstoßenen Kriegsknochen hier sehr viel mehr als zu Hause.

In Suifu stellte ich die Karawane zusammen. Das amerikanische Ehepaar Robert Taylor, Architekt der Baptisten-Mission, war mir in geradzue rührender Weise behilflich, so daß trotz der hier im Westen Chinas vierzehn Tage in Permanenz erklärten Neujahrsfeier alles verhältnismäßig schnell ging. Auf einem großen roten Bogen wurde mit einem Trägerhaufe ein Vertrag für die Gestellung von Kulis gemacht. Alles ist genau darauf verzeichnet, was die Leute zu leisten haben und wie ich sie zu bezahlen habe. Daß ich meinen Teil erfülle, ist wohl eine Selbstverständlichkeit, denn sonst laufen sie mir alle fort. Ob sie mich aber entsprechend dem Vertrage die 1000 Kilometer über sehr hohe Pässe bis zu 3200 Meter durch infolge der Miswirtschaft verödetes Land, in dem die Räuber als Landplage an den Straßen sitzen, durch die Gebiete der unabhängigen Miaos- und Lolo-Stämme glatt durchbringen werden, das ist eine ganz andere Frage. Die chinesische Gewissenhaftigkeit in dieser Hinsicht, die früher berühmt über die ganze bewohnte Erde war, von der ich aus den alten Chinatagen noch ein hohes Lied zu singen weiß, hat sehr bedenklich

nachgelassen. Die Achtung vor dem Fremden ist so gut wie auf den Nullpunkt gesunken. Die Autorität des Karawanenführers über seine eigenen Leute ist sehr gering, und heute nach beendigem dritten Marschtag muß ich leider feststellen, daß sie fast alle schwer Opium rauchen. Ich marschierte nämlich gerade durch das Gebiet Chinas, in dem der Mohn hauptsächlich gebaut wird. Hier in diesen abgelegenen Winkel, 3000 Kilometer von den reichen und bequemen Küstenorten, kommt sicherlich nie eine fremde Kommission, um nach Opium zu schnüffeln. Hier kann jeder Marschall so viel Opiummohn anbauen lassen wie ihm gefällt, um damit die Hundertmillionen-Ebenen des unteren China zu erfrischen. Das füllt dann die Rassen der allmächtigen Marschalldespoten in den chinesischen Hinterwalprovinzen. Es bringt zugleich all den anderen Marschällen entlang des Jangtsestromes eine Rieseneinnahme durch den Zwischenhandel. Es füllt die Rassen aller Regierungsgewaltigen in der Zentrale Nanking, worüber hier im sicheren Westen jeder Kuli auf der Straße offen hohnlacht, und letzten Endes freut sich gerade die angenehme und berühmte Lasterstadt Schanghai über das Opium. Dort wird es nicht zum wenigsten geraucht. Angesichts der dortigen Volksstimmung in der Chinesenstadt wird keine fremde Senf-Opium-Kommission wagen, nachzuschüffeln. Dort in der Chinesenstadt Schanghai ist man beinahe so sicher wie in den fremden Niederlassungen Schanghais, denn die haben den aller schlimmsten Ruf. Hier aber, wo ich lange marschierte, wird das tödliche Gift gebaut. Hier hinter den gewaltigen Gebirgsbarrieren, durch die der Jangtse in den weltberühmten Schluchten bricht, die zugleich aber den hundert Millionen Menschen des westlichen China ein Sonderdasein garantieren. Wenn man hier beim Offiziosus, beim Marschall oder beim Räuberführer über Nanking spricht, dann lachen die herzlich. Nanking? Was geht uns Nanking an? In Nanking werden die Fremden genasführt über das moderne China. Auch das ist notwendig. Wir helfen Nanking so 'ein bißchen mit Geld, damit es dieses Geschäft recht gründlich übe. — All das sind so Gespräche, die ich schon in Sulfu mit denen führte, mit denen ich die Kuliverträge machte. Hinzu kam noch der Roch Lu, eine höchst bedeutende und gewichtige Persönlichkeit. Er ist die Rückenperle des einzigen Deutschen in Tschengtzu, eines treuen und aufrechten Schwaben, des Herrn Karl Eger, der früher angesehener deutscher Lehrer war und heute als Einkäufer chinesischer Kunst ebenso angesehen ist. Karl Eger hat mir in China Wildwest seinen Roch abgetreten. Das ist eine Tat, die eigentlich mit goldenen Lettern verewigt werden müßte. So besteht meine Karawane aus mir, dem in jedem Fall Leidtragenden, aus meiner treuen und bewährten Mitarbeiterin Fräulein Gusta Ehlers, aus dem Karawanenführer, dem Roch Lu, zweimal je vier Sänftentulis und acht Trägetulis, die das Gepäck, sorgfältig verteilt zu je 30 bis 35 Pfund, immer je zwei Lasten an einer Tragstange balancieren. Die sehr leichten Bambusänften gab mir der gute Robert Taylor. Sie sind historisch, denn in ihnen kam Mr. Ring und seine Gattin von Tibet heruntergereist. Mr. Ring ist ein sehr fähiger englischer Konsul, der in Tatsienlu saß. Seine Gattin ist eine Tibetanerin, was immerhin in den Annalen des Londoner Foreign Office ungewöhnlich ist. Man schlug die letzten tausend Bände nach, um einen Vorgang zu der englisch-tibetanischen Ehe zu suchen, fand keinen, konnte sich nicht helfen und setzte Mr. Ring erst mal auf die Warteliste.

Meine Karawane zottelte einen Tag am Jangtse entlang und marschierte sich ein. Der Strom hat sicherlich schon sehr viele Karawanen seit Jahrtausenden gesehen, aber eine so schlecht eingefädelte sicher noch nicht. Am Abend, als uns die Läuse in einem elenden Quartier bißen, nebenan, hinter einer ganz dünnen Bambuswand das riesige schwarze Hauschwein in dem bewußten Ort grunzte, den es sein Leben lang bewacht, als mir von der anderen Seite liebliche, süße Opiumdünste in die Nase flogen, da kam Lu melden, daß die Gegend von morgen ab unsicher sei. Die Karawane würde von jetzt ab zusammen marschieren. Jedes asiatische Ding hat eben auch zwei Seiten. Die Räuber haben mehr Verständnis für deutschen Disziplinierungswahnsinn als die Chinesentullis. Ich marschiere nun schon ein Menschenalter in diesem Lande herum und habe mich an den chinesischen Schlenbrian immer noch nicht gewöhnt. Wir kreuzten den Jangtse. Dann saßen wir im Gebirge. Es kennzeichnet sich durch Ziegenpfade, die irgendein geographischer Euphemist als Hauptstraßen auf die chinesischen Landkarten gemalt hat. Einen ganzen Tag wadelten wir hübsch geschlossen an einem klaren, dunkelgrün dahinschießenden Nebenstrom des Jangtse dahin, dem Kwangfluß. Wir logierten im Stadttempel des Städtchens Heng Kiang Tscheng, in dem Milizsoldaten und Bürger den Rest der Jahresseinnahme zu Ehren des Neujahrfestes nächtlich verspielten. Und jetzt geht es bergauf, bergab ins Räuberland. Das sind nicht etwa lange Ketten, zwischen denen man, wie im Norden Chinas, tage-, wochenlang dahinzieht, bis einmal ein höherer Paß kommt. Nein, es geht dauernd rauf und runter und meist auf Treppen. Vorne marschiert jetzt der langsame Träger. Hinten marschiere ich mit gefechtsbereiter Rugelspriz. Seit einem vollen Jahr ist hier kein Europäer mehr langgezogen. Der letzte war ein französischer Missionar, der verzweifelt seinen Posten verließ, weil ihn die Räuber ausgeplündert hatten und weil es ihm nicht gelingen wollte, die Opiumfreunde zu einem normalen Lebenswandel zu bekehren. Opium muß sein. Wer es baut, verdient gut. Der kleine Beamte verdient gut. Der Räuber, der hier lokalisiert und fest angestellt ist, verdient gut, und der Marschall verdient gut. Wenn Sie das lesen, so bitte ich, das nicht nach Genf mitzuteilen, denn es wäre doch sehr unfreundlich, wollte ich die hohe Opiumkommission, die in China reiste und feststellte, daß in China kein Opium mehr gebaut wird, desavouieren. Der Chineser ist bekanntlich ein sehr kluger Mensch. Er weiß so viel von Pflanzenkunde, daß der Mohn im Herbst nicht gedeiht. Das hat er, schlau wie er ist, seinem lokalen Marschall verraten. Der flüsternte es der Zentralregierung in Nanjing zu. Diese legte den Finger an die Nase, sagte „aha“, denn sie hatte den Stein der Weisen gefunden. Man lade die Opiumkommission im Herbst ein. Das war die Lösung. Die Opiumkommission war botanisch nicht genügend vorgebildet, um zu wissen, daß die Mohnblume im Frühjahr und nicht im Herbst blüht. Sie meldete, daß in China alles in Ordnung sei. Und hiermit sind alle glücklich, Kulis und Bauern, Räuber und Beamte, Marschälle und Regierung und natürlich auch Genf.

Als ich den Roch Lu soden interviewte, was er von Genf und dem Völkerbund hielte, meinte er: diese Speise hätte er bisher noch nicht gehabt, ich wäre aber sicher der geeignete Mann, ihm das Rezept beizubringen.

Amerikanismus als Schlagwort

Zunächst mußte man gerechter- und von Anfang an aufklärenderweise von einer Amerikanisierung nicht Deutschlands allein, sondern Europas reden, denn alle Kulturländer haben reden davon und alle mit demselben Groll und Neid und einem immer mehr nach sauren Trauben schmeckenden überheblichen Spott. Es ist kein erquickliches Bild, das Europa auf diese Weise bietet, und es ist dabei kein Wunder, daß die kraftstrotzende, selbstbewußte „Neue Welt“ immer selbststärker und ihrerseits überheblich spöttischer wird. Sie ist lange genug „von oben herab“ angesehen worden von der Alten Welt und hat Spott und Verunglimpfung aller Art über sich ergehen lassen müssen, muß es noch heute. Gerecht und gerechtfertigt ist das nie gewesen, und ist es heute ebensowenig. Was für ein vernichtendes Urteil liegt nicht allein in der heutigen allgemeinen, empörenden Verwahrung gegen unsere Amerikanisierung! Man wende nicht ein, daß man doch damit nur eine Überfremdung von Westen her meine, wie man sich denn in Deutschland ebenso gegen die östliche Invasion stemme. Gewiß, Deutschland ist als Land der Mitte stets mit — zur Hauptsache — östlichen und westlichen Einflüssen beglückt und bedrückt worden, und es hatte alle Zeit genug zu tun, den Segen davon richtig zu verarbeiten und den Fluch wieder aus sich auszustoßen. Es hat in den Wellenbewegungen seiner Geschichte manchmal mehr mit dem einen, manchmal recht viel mehr mit dem andern zu schaffen gehabt, aber diese besondere Aufgabe immer sehr brav geleistet, so brav, daß es sich stets den Besten der Welt an die Seite hat stellen können.

Warum sollte es denn plötzlich heute seine altgewohnte Arbeit nicht mehr leisten können? Weil es einmal einen tüchtigen Sturz nach unten gemacht hat nach einem solchen Krieg, den keine Zeit und kein Volk vor ihm durchmachte? Können wir denn wirklich nicht mehr objektiv und geschichtlich denken, daß wir uns heute derart ins Bodenhorn jagen lassen wegen der „fürchterlichen Überfremdung“, die ein wahrer Tag- und Nachtsput bei uns geworden ist? Wird es etwa besser, wenn man beständig den Teufel an die Wand malt? Man kann übrigens ganz gewiß lange malen! Wer Amerika und Deutschland beide gründlich kennt, weiß, daß Deutschland durch Tod und Teufel nicht amerikanisiert werden kann. Die Farbe ist echt. Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Aber es ist Zeit, daß diese Gewißheit des Ländertüchtigen nun auch den deutschen Landeuten nähergebracht wird, denn der Spul tut auf die Dauer nicht gut, weder politisch für haben und drüben, noch für die deutsche Konstitution im ganzen. Wir haben es gerade ohnedem schwer genug und haben allen Grund, uns die Nerven nicht auch noch mit überflüssigem Spul herunterzuwirtschaften. Überfremdung ist tatsächlich etwas sehr Böses, und ich würde gern alle unsre Energie auf die Abwehr der östlichen, überaus üblen Einströmungen und auf die direkte Not unsrer Grenzländer gerichtet sehen und uns zu diesem Zweck die amerikanischen Einflüsse recht scharf bei Licht betrachten, um die Angst davor loszuwerden!

Das, was man mit „amerikanisch“ bezeichnet, was uns veramerikanisieren soll oder amerikanisiert haben soll, ist gar nicht so leicht zu fassen. Im allgemeinen meint man wohl damit eine kraß materielle Lebensauffassung, die zuerst und zuletzt auf den Dollar, das Geld eingestellt ist. Solche Lebensauffassung gilt für uns „amerikanisch“ gegenüber dem deutschen Ideal, als Dichter und Denker, Musiker oder Maler im eiskalten Dachstämmerchen halb zu erfrieren, halb eines langsamen Hungertodes zu sterben, d. h. eine Sache nicht um Geld, sondern um der Sache selbst wegen zu tun.

Gewiß ist es im besten Sinne deutsch, sich mit ganzer Seele und ganzer Kraft an das Werk,

das man sich erwählt hat, hinzugeben. Wir können mit Recht stolz sein auf unsre großen Männer und Frauen, die so gearbeitet und gestanden haben, und wir durften und dürfen auch heute noch sagen, daß Wahrhaftigkeit und Tüchtigkeit ein Grundzug des besten deutschen Wesens ist. Aber dürfen wir uns mit solcher durchaus gerechtfertigten und notwendigen Anerkennung des Guten bei uns selbst über alle anderen Völker stellen und hier im besonderen über das eine Volk, das amerikanische, das überwiegend rassenverwandt, millionenfaches deutsches Blut in sich trägt? Ist es nicht wieder einmal der Beweis einer sehr unguten und überaus gefährlichen deutschen Eigenart, sich — statt einander zu stützen und zu fördern — gegen die eigenen Landsleute zu kehren, sich gegenseitig mit Kleinlichem, oft nur zu giftigem Neid und Groll zu bekämpfen, so daß niemals ein dauerndes, feststehendes und deshalb starkes und unüberwindliches Zusammenhalten in Erscheinung tritt? Muß unser ganzes Land jetzt widerhallen vom schlechten, verächtlichen, verderbenbringenden Amerikanismus, ausgerechnet diesem Kampfgesfrei, das sich gegen Stammverwandtes richtet?

Wir sollten uns doch recht ernstlich befinnen und fragen, ob wirklich und was und wieso das Volksverderbliche aus Amerika über uns kommt?

Also die Dollargier. Der Materialismus. Die Oberflächlichkeit. Der Feminismus. Die X.X.-Girls. Das kurze Frauenhaar. Der Jazz. Die allgemeine Vergnügungssucht und lockere Moral. Die Lockerung der Familie durch Verselbständigung der Frau und der Jugend. Die Massenproduktion. Die Rivalierungs- und Normierungstendenzen.

Wenn alles dies aus dem einen bestimmten Land auf der anderen Seite des Atlantik wirklich zu uns herüber käme und also den Hauptcharakter dieses Landes ausmache — was für ein Land und Volk müßte das sein? Man stelle sich das nur ein einzigesmal ernstlich vor! Was für ein fürchterliches, unglaubliches, unmögliches Land!

Und was ist Nordamerika in Wirklichkeit? Ein Riesenland, von dessen Ausmaßen wir Europäer uns nur einen Begriff machen können, wenn wir selbst und wenn wir lange genug drüben waren, um nicht bloß halb schwindelig, halb verdutzt und deshalb gerade so klug wie vorher wieder zurückzukommen. Ein Riesenland, das sich in wenigen Jahrhunderten aus einer absoluten Wildnis und Wüstenei zu dem reichsten, fortgeschrittensten, mächtigsten Kulturreich der Erde entwickelt hat. Ein Land, in dem ein kräftig national fühlendes, kulturell in jeder Beziehung ernst und zielbewußt strebendes, ein hochbegabtes, blühendes Volk lebt, das zum größten Teil stammverwandt, zu einem großen Teil deutscher Art ist. Deutscher Fleiß und deutsche Tüchtigkeit, deutsche Begabung, deutscher Ernst, deutsche Gründlichkeit und Ehrlichkeit und Frömmigkeit, alles, alles lebt mit in Amerika, hat es mit geschaffen, wirkt weiter, ist dort zu finden, nicht allein in den Millionen Deutschamerikanern, sondern überall in den unendlich vielfachen Mischungen der ganzen Menschheit drüben.

Auf welche Weise sollte denn auch dies Land zu dem geworden sein, was es ist, wenn nicht durch Tüchtigkeit und Fähigkeit und Ausdauer und alle guten Eigenschaften, die es gibt? Fassen wir nur einmal nach bei dem einen der Schlagworte, dem Feminismus. Glaubt man wirklich, daß die Riesenarbeit der Schaffung Nordamerikas, daß heute die Riesenarbeit seines geistigen und materiellen Ausbaus von einem durch Feminismus verseuchten Volk geleistet worden wäre und jetzt geleistet wird? Es wäre eine faktische und praktische Unmöglichkeit. Der „Feminismus“ ist überhaupt meistens ein Schrecksgepenst, mit dem die Menschheit vollkommen unnütz aufgeregt wird. Im Fall Nordamerikas kann man das sehr leicht nachweisen, wenn man sich an die große Linie der Tatsachen hält und sich nicht auf einzelne moderne Auswüchse verkrampft. Wo der Mann von den ersten Pionierzeiten her so stark durch die gröbere Arbeit — vom Wälderroden und Blockhausbauen an bis zum Ausspinnen des ungeheuren Eisenbahnnetzes und der Errichtung der Wollenträger — in Anspruch genommen war, daß die Frau den allergrößten Teil der eigentlichen Kulturpflege übernehmen mußte, da verschoben sich die Lasten und Pflichten der Geschlechter auf eine in Europa ungewohnte Weise, stellten die Frau viel mehr auf sich

selbst, machten sie innerlich unabhängiger, zwangen ihr intellektuelle Aufgaben auf, die sonst Männer Sache gewesen waren. Und die Pionierin in der Neuen Welt löste diese Aufgaben genau so selbstverständlich und tüchtig, wie die Frauen im Weltkrieg ihre plötzlich über sie kommenden Aufgaben lösten, wobei die Amerikanerin ebensowenig ihre Welt feminin machte, wie die Europäerinnen von 1914 bis 1918 es taten. Im Gegenteil heilte sich die amerikanische Frau bei ihren männlichen Aufgaben selbst vom Feminismus und machte erst durch ihre Mitteilung als voller Mensch, durch die Inanspruchnahme und Auswirkung aller der ihr innewohnenden Kräfte das Werk „Nordamerika“ möglich.

Gewiß ist diese Mehrleistung — und jahrhundertelange Mehrleistung — der Frau eine Überlast für sie gewesen und hat dadurch Schäden im Leben der Nation gezettelt, die sich überall verfolgen lassen. Es würde hier zu weit führen, sich damit auseinanderzusetzen. Jedenfalls ist unter solchen Schäden kein Feminismus zu entdecken, sondern eher eine reichlich intellektuelle, kühsachliche, also männliche Einstellung der Frau dem Leben gegenüber. Wovon aber hätte der Mann in Amerika feminin werden sollen, wenn die Frau sogar das Feminine ablegte? Wir reden natürlich überhaupt nicht von der männlichen und weiblichen Gesellschaft moderner Millonäre und Milliardäre, die wieder ihre Art für sich bilden, sondern vom amerikanischen Volk, in dem Mann und Frau auf allen Gebieten tüchtig arbeiten. Stand man jahrelang unter diesen arbeitenden, schaffenden Menschen mit ihren Freuden und Leiden, wie sie die Menschen allüberall auf dem Erdenrund haben, dann muß man über das Schlagwort vom Feminismus ebenso lächeln wie über die Vorstellung, daß diese Amerikaner dem unschuldigen Europa all das Schlechte herüberschicken sollen, was man hüten unter „amerikanisch“ versteht, wenn man sich mit Händen und Füßen gegen die bitterböse „Veramerikanisierung“ wehrt.

Aber die Geldgier! Die Oberflächlichkeit! Die Massenkultur. Die Pietätslosigkeit. Kommt denn das etwa nicht aus Amerika?

Nein!

Wir haben z. B. in Deutschland vor vierzig Jahren genau so geschrien über die immer größere Frechheit der Jugend, den Leichtsinns der jungen Leute, die ganze Nächte vertanzten, die Sittenlosigkeit von jungen Mädchen, die sich mit ihren Liebhabern — o, Entsetzen — abends in dunklen Alleen trafen. — Und es kam noch viel Schlimmeres vor, und die Welt wurde von Jahr zu Jahr schlechter, und die Waren wurden massenhaft angefertigt und dadurch weniger gut und haltbar, und die Dienstboten wurden unzuverlässiger, und man konnte mit den Leuten nicht mehr auskommen, und die Puffsucht, und die Oberflächlichkeit der Nachbarn und der jeweiligen Gesellschaftskreise wurde so groß, daß die echte Kunst und die wahre Literatur dabei zugrunde gehen mußten, und von wahrer Frömmigkeit blieb auch nichts mehr nach, der Unglaube erfaßte sogar schon Kinder usw. usw.

Das war vor vierzig Jahren, als man selbst noch mit Entsetzen den „Alten“ ins Gesicht starrte, wenn über solche schrecklichen Dinge geklagt wurde. Vor 80 und 180 Jahren ist es nach alten Chroniken dasselbe gewesen. Wir sahen im vorigen Jahr einen reizenden Königin-Luise-Film, in dem die junge Kronprinzessin Luise mit ihrer Schwester Friederike beim Ball im königlichen Schloß in Berlin einen der „neuen“ Tänze — einen Walzer! — tanzte und die alte Königin-Großmutter das als „schamlos“ bezeichnete und den Tanz verbot.

Und damals war doch Amerika gewiß noch nicht schuld, und vor vierzig Jahren sprach man bei solchen Dingen auch noch nicht vom Amerikanisieren.

Ich glaube, das sollte uns zeigen, daß es nicht Amerika ist, das uns das bringt, was wir lieber nicht hätten. Es ist ganz gewiß immer etwas da, gegen was man sich mit allem Guten in seiner Seele sträuben muß, über was man mit Recht klagt und was man mit allem sittlichen Ernst zu bekämpfen hat. Aber das ist zuallermeist das Ungute, Unsolide, Untüchtige, Un sittliche, überhaupt das „Un“ dem positiven Guten gegenüber, das allüberall und noch zu allen Zeiten in der Menschennatur hochzukommen sucht. Materielle, berechnende, oberflächliche, leichtsinnige,

vergünstigungsflüchtige Leute hat es auch in Deutschland allezeit massenhaft gegeben, und ob der Tanz nun Walzer oder Forttrott hieß: die Alten waren immer empört über das Neue und nannten es zur Sicherheit immer erstmal unschön und unsittlich. Und war es nicht ein Deutscher, der sagte: „Am Golbe hängt, nach Golbe drängt doch alles. — Ach, wir Armen?“

Wenn also so vieles, was wir mit „ameritanisch“ bezeichnen, gar nicht besonders ameritanisch, sondern ebenso gut deutsch, weil allgemein menschlich ist: bleibt dann überhaupt nichts nach, was wirklich ameritanisch ist? O doch, aber es ist sehr viel Gutes dabei, was uns nicht schaden kann, sondern manchmal durchaus not tut. Und es ist einigles Ungute dabei, das aber von keinerlei Bedeutung ist, wenn wir es nicht selbst mit aller Gewalt dazu machen. Und eben dieses Aufbauschen gewisser, nicht wünschenswerter Einflüsse aus Amerika dünkt mich so unsäglich klein und erbärmlich für ein Deutschland, das vier Jahre einer ganzen Welt von Feinden getrotzt hat und schließlich nicht einmal dieser ganzen Welt, sondern dem eigenen Unfrieden unterlegen ist. Ich glaube nicht, daß unsere Jugend es zugeben wird, daß sie durch Amerikanismus verseucht und ihr Deutschtum untergraben ist. Ich glaube, daß diese Klagen von Nachkommen der Königin-Großmutter stammen, der alten Königin, die den Walzer unsrer prachtvollen deutschen Rüsse „schamlos“ fand.

Was ist es nun in aller Kürze und Klarheit, was außer allem möglichen guten, beherzigenswerten Praktischen und Fortschrittlichen an schlimmen ameritanischen Einflüssen zu spüren ist bei uns? Es sind einzig und allein die Auswüchse, die Übertreibungen, die alle neuen Lebensbewegungen im Gefolge haben, und die nur um Schattierungen heftiger, krasser in Amerika auftreten, weil naturgeboten dort die Bewegungen selber sich rascher, stärker und ungehemmter auswirken können. Das scharfe Extrem ist es, was wir als undeutsch empfinden und selbstverständlich ein Recht haben abzulehnen. Aber da es tatsächlich nur das Übermaß eines an sich Vernünftigen und Notwendigen und Guten ist — — sollten wir Deutschen denn nicht damit noch fertig werden können?

Zum Beispiel die Tanzerei zum Jazz. Seit dem Krieg werfen wir unsrer Jugend und unserm Mittelalter vor, daß sie tanzen. Ganze Jahre hatten ganze Städte ein Tanzverbot. Als ob man legend etwas Vernünftiges damit erreicht hätte. Getanzt wurde heimlich doch, und wo nicht getanzt werden konnte, saß man und trank Schnäpse und rauchte wie ein Schlot. Und warum sollten eigentlich Deutsche nicht tanzen? Was ist das alles für eine vertehrte Psychologie! War in Deutschland nicht Schmerz und Qual, Verzweiflung, Verlassenheit genug nach all dem Verlust von teurem Gut und Blut? War es da nicht eine Selbstrettung, sich irgendwie auf-, herauszureißen, sei es denn auch manchmal — durch Tanz? Höhere geistige Mittel kann man nicht beständig anwenden und sind auch nicht so einfach zugänglich für alle. Und war da nicht außerdem immer wieder eine unwissende, harmlose, lebenshungrige Jugend, deren natürliches Recht es war, zu tanzen? Es wurde übertrieben, gewiß. Aber ist es schon jemals in der Weltgeschichte gelungen, das Leben von Übertreibungen zu befreien?

Wir sehen, selbst das übertriebene Tanzen kam uns gar nicht aus Amerika. Es hatte viel tiefere Wurzeln in der kranken deutschen Psyche. Und jetzt, da unbedingt ameritanische Einflüsse dabei sind, mögen wir uns nur kräftig gegen das Extrem stemmen. Aber ein Grund zu besonderer Unruhe ist sicher nicht da.

Weiter ist da so etwas wie die berühmte „Vermännlichung der Frau“. Auch hier geht beides ineinander. Zuerst setzte eine gewisse Entwicklung ein, die die Not der Kriegszeit hervorgerufen hatte. Die Frau übernahm männliche Aufgaben, wurde in hohem Grade berufstätig, dadurch selbständig, brauchte andere Kleidung dafür, schaffte sich die hinderlichen langen Röcke und Haare ab. Dann kam auch noch der ameritanische Einfluß dazu. Aber beides ist — wie wir sahen — aus demselben Geist geboren, wie denn auch die immer größere Industrialisierung, die Massenproduktion, die Normierungstendenz viel mehr ein Zeichen des allgemeinen Weltfortschritts sind als des Amerikanismus. Alle diese Entwicklungen hatten lange vor dem

Krieg angefangen und in Deutschland schon eine hohe Stufe erreicht, die nur durch die Kriegsfolgen wieder unter die Errungenschaften Amerikas herabgedrückt und dann von drüben her neu angefaßt wurden.

Was die „Vermännlichung der Frau“ betrifft, so ist — wie in Amerika selbst — hier nur das Unmaß vom Abel. Im Grunde sind wir doch alle die sentimentale Frau mit der rührenden Lebensunkenntnis, der schlechten Mathematik-Nummer, der süßen Hilflosigkeit bei Regenwetter-überschwemmungen auf der Straße und sonstigen Katastrophen, die Frau der endlosen Raffetklätsche und Strickstrümpfe herzlich gern los und sind seelenfroh zu unserer neuen, flotten, fleißigen, klugen, frischen, vermännlichten Kameradin des deutschen Mannes, auch wenn sie die Haare kurz trägt und einige Zigaretten raucht. Die wirkliche Gefahr der überintellektuellen und deshalb besonders nervösen Frau ist viel größer in Amerika selbst als bei uns, weshalb wir allerdings ruhig aufpassen und an gesundem Gegengewicht ins Feld führen sollen, was es nur irgend gibt. Freilich keine Maßnahmen, die wieder dem natürlichen Weltfortschritt hemmend in den Weg treten! Reaktion ist noch viel heillosler als das über schnelle Tempo des Fortschritts. Möchten wir Deutschen vor solcher Reaktion mit ihren tausend zerstreuten Mächten bewahrt werden! Wir haben es schwer genug ohnedem, und unsere wirklich ernststen Probleme und Gefahren erfordern alle unsere Kraft bis zum letzten Tropfen, damit wir uns unserer Haut wehren in einer Welt, die uns immer noch völlig zu erdroffeln sucht. Eben darum sollten wir aber auch keine unnötigen Gegensätze und Reibungen zu dem mächtigsten Land der Welt schaffen, das uns unbedingt verwandt ist und von dem wir bei richtigem Verständnis unsererseits doch manche Hilfe und Stütze haben können. Darum fort mit dem unwahren und ungerechten Schlagwort der Veramerikanisierung Deutschlands! Wir können weder von uns noch von Amerika Vollkommenheit erwarten. Nehmen wir dankbar das Gute und Praktische von drüben an und seien wir in einem würdigen deutschen Selbstbewußtsein wieder gewiß, daß wir etwaige fremde Schädlinge schon von uns abstoßen werden!

Toni Harten-Hoende

Amerika und die Kriegsschuldfrage

Wohl nichts kann die wachsende Bedeutung der sogenannten „Kriegsschuldfrage“ besser zeigen, als die Tatsache, daß nicht nur europäische Historiker, sondern auch nordamerikanische Gelehrte sich in zunehmendem Maße mit diesem brennenden Problem der modernen Geschichtsforschung befassen. Diese Tatsache ist besonders wichtig, wenn man bedenkt, daß Amerika die Entscheidung des Krieges herbeigeführt und damit den Schuldparagraphen 231 des Versailler Vertrags überhaupt erst ermöglicht hat. Die Ungeheuerlichkeit des Vertrages, der auf dem Schuldparagraphen wie auf einem Eckstein ruht, hat zunächst dazu geführt, daß der amerikanische Senat den Vertrag nicht ratifiziert hat. Unter den später einsetzenden amerikanischen Untersuchungen über die Vorgeschichte und die Ursachen des Weltkrieges, die sich auf ein immer reicheres Material von europäischen Veröffentlichungen stützen konnten, verdiente die wichtige und umfangreiche Darstellung von Professor Barnes hohe Beachtung. Ihr folgt, durch neueres Material ergänzt, und umfangreicher und gründlicher, das Werk von Sidney B. Fay „The Origins of the World War“, Macmillan, Newyork 1929. In zwei Bänden von je fast 500 Seiten werden hier die mittelbaren und die unmittelbaren Kriegursachen untersucht. Das Ergebnis der Untersuchung wird einleitend vorausgenommen: „Auf der Grundlage dieser neuen dokumentarischen Klärung erkennen ernsthafte Historiker nicht länger das Diktat der alliierten Sieger von 1919 an, daß Deutschland und seine Verbündeten allein verantwortlich waren“ (I, 14). Fünf mittelbare Kriegursachen werden im ersten Bande („Before Sarajevo“) des Fay'schen



Morgenarbeit (Sibianischer Pflüger)

(Aus dem Gärtnert)

Max Vollberg

Wertes aufgezählt: das System der geheimen Bündnisse, der Militarismus, der Nationalismus, der Wirtschaftsimperialisismus und die Zeitungspressen.

Aber wichtiger noch als diese allgemeinen und unpersönlichen Entwicklungstendenzen sind die verhängnisvollen Einflüsse der leitenden Staatsmänner der Entente gewesen, die schließlich zum Kriege führen mußten. Während Bismarcks Bündnisse den Frieden sicherten („Sogar der Dreibund machte den Ring von Verträgen, durch welche Bismarck den europäischen Frieden zu sichern wünschte, nicht vollständig . . .“, I, 88), wurde das französisch-russische Bündnis durch Jawlowski und Poincaré „von seinem ursprünglich defensiven Charakter zu einer der Möglichkeit nach aggressiven Kombination zur Unterstützung der russischen Ansprüche auf dem Balkan umgebildet“ (I, 37).

Grey, Poincaré und Jawlowski waren es, die den Krieg schließlich „unvermeidlich“ machten, wie sich der Zar einmal zu dem serbischen Ministerpräsidenten Paschitsch äußerte, und die Serbien den letzten Anstoß zur Entfesselung des Weltbrandes gaben. — Grey, durchaus im Fahrwasser Eduards VII. segelnd, verband England im geheimen mit seinen früheren Feinden Rußland und Frankreich, er gab dadurch Englands früher so glänzende Rolle der splendid isolation aus den Händen und wurde mehr und mehr auf der Bahn „russischer Angriffslust und Intrigen“ (I, 221) mitgerissen.

Sattfam bekannt ist durch die Veröffentlichungen der Sowjets sowie die Untersuchungen von Stieve die überaus verhängnisvolle Rolle, die Jawlowski — seit der Annexion Bosniens 1908 ein unverföhllicher Feind Österreichs — in der Kriegsvorgeschichte, besonders durch seine Zusammenarbeit mit Sazonow und Poincaré gespielt hat. Fay betont, daß niemals ein deutsch-russischer Krieg ausgebrochen wäre, wenn unvoreingenommene Persönlichkeiten, die die finanzielle Lage Rußlands richtig abzuschätzen imstande waren, wie Rotowzew und Witte, am Ruder geblieben wären: „Es war ein unberechenbares Unglück für Rußland und die Welt, daß Rotowzew sich wenige Tage nach dieser Konferenz (wegen der Utman von Sanders-Affäre, Ende 1913) zurückzog und Sazonow sowie den russischen Panflawisten und Militaristen das Feld überließ. Hätte Rotowzew, wie ursprünglich beabsichtigt, Jawlowski in Paris ersetzt oder hätte er als Ministerpräsident im Juli 1914 seinen maßgebenden Einfluß in Petersburg weiter ausüben können, so wäre wohl der Lauf der Geschichte ein anderer geworden“ (I, 536/7).

Auch hätte Rußland gewiß nicht losgeschlagen, wenn sich nicht das russisch-französische Bündnis, wie unter anderem auch der französische Sozialist Michon in seinem Werk „L'Alliance franco-russe“ erwiesen hat, im Gegensatz zu den Bismarckschen Bündnissen von seinem ursprünglich defensiven zu einem immer offensiveren Geist hin entwickelt hätte, und wenn nicht Poincaré, der entschiedenste Exponent des französischen Kriegswillens, zum Oberhaupt der Republik erwählt worden wäre. Poincaré, der zunächst (1912) Rußland vor einem zu schroffen Auftreten zugunsten Serbiens gewarnt hatte, erkannte nach den Balkankriegen, daß der neue Balkanbund einer Großmacht gleich sei, und er ermutigte nunmehr Rußland zu einer schroffen Haltung: „Mit diesem (d. h. dem Balkanbund) auf seiten Rußlands, waren die Aussichten für eine französische Revanche sehr günstig, wenn Österreich Rußland angreifen sollte und dieser Angriff Frankreich und Deutschland in einen allgemeinen Krieg hineinziehen würde . . . Er (Poincaré) hielt einen europäischen Krieg für ‚unvermeidlich‘, durch Festigung der Entente und durch Versprechungen an Rußland ging er in der Tat darauf aus, ihn unvermeidlich zu machen. Hierin liegt seine Verantwortlichkeit“ (I, 442 und 25).

Dieses waren die allgemeinen Elemente, welche die Atmosphäre von 1914 schufen. Der zweite Band Fays („AFTER Sarajevo“) ist ganz der Frist zwischen dem Attentat von Serajewo und dem Kriegsausbruch gewidmet. Die Legenden des angeblichen Potsdamer Kronrates und der angeblichen kriegerischen Abmachungen zwischen Wilhelm II. und Franz Ferdinand werden als unhistorisch zurückgewiesen. Deutlich wird dagegen die Mitschuld der serbischen Regierung an dem Attentat betont, d. h. ihr durch Jowanowitschs Enthüllungen („Das Blut

des Slawentums“) bekannt gewordenes Vorwissen von dem geplanten Mord. Die unvergleichlich verwerfliche Rolle der serbischen Regierung in der Vorkriegszeit wird im übrigen auch mit erstaunlicher Klarheit durch die neue Veröffentlichung von Boghittschewitsch „Die auswärtige Politik Serbiens 1903—1914“ beleuchtet, aus der hervorgeht, daß Serbien seit zehn Jahren bewußt auf den Krieg hingearbeitet hatte, der nur deshalb nicht früher ausbrach, weil Rußland nach den Niederlagen im japanischen Krieg 1905 noch nicht wieder imstande war, einen europäischen Krieg zu führen.

Eine ganze Reihe von Entstellungen der Vorkriegsgeschichte durch die Entente werden von Fay zusammenfassend beleuchtet. So ist z. B. die damals gut geheuchelte, angeblich vollkommene Überraschung der Ententediplomaten durch das österreichische Ultimatum an Serbien, wie aus dem Telegramm des englischen Botschafters in Wien, Bunsen, an Grey vom 16. Juli 1914 hervorgeht, unwahr. Mit Recht bezeichnet daher Fay die Ausführungen Greys in seinen Denkwürdigkeiten über seine angebliche Unkenntnis der österreichischen Forderungen als Lüge. Mit ebensoviel Entschiedenheit als Genauigkeit wird auch die weitere Entstellung der Grey'schen Denkwürdigkeiten entkräftet, daß Deutschland den Zusammentritt einer Konferenz, die Grey angeregt und befürwortet habe, verhindert hätte. Wenn auch Grey nicht in dem Maße als Kriegstreiber erscheint, wie seine Kollegen in Paris und Petersburg, so ließ er sich doch in unverzeihlicher Schwäche in den Strudel des Kriegswillens hineinreißen. Er hat in keinerlei Weise ernstlich mäßigend einzuwirken versucht; geradezu zum Kriege getrieben wurde jedoch von Frankreich und Rußland, die nunmehr den Augenblick zur lange aufgesparten Rache ihrer beleidigten Eitelkeit gekommen glaubten. In der literarisch ungewöhnlich glanzvollen Darstellung, die Palasologue in „La Russie des Tsars“ vom Besuch Poincarés in Rußland im Juli 1914 gibt, tritt dieser aggressive französische Geist mit äußerster Schärfe hervor. Die größte Sorge Poincarés war es nicht, Rußland zu mäßigen, sondern sich der Hilfe Englands zu versichern. —

Wohl am unbetümmertsten, mit wahrhaft asiatischer Gewissenlosigkeit, haben die Russen den Krieg begonnen. Rußland wollte den Krieg, und alle seine angeblichen Versuche zu dessen Verhütung sind als pure Heuchelei zu bewerten: „Rußlands Verantwortung lag ebenfalls in den geheimen militärischen Vorbereitungen, welche es traf, während es gleichzeitig diplomatische Verhandlungen fortsetzte“ (II, 555). Nicht die Warnungen des deutschen Botschafters Pourtales in Petersburg, nicht die angebliche Wirkung des irrtümlichen Mobilisationsextrablattes des *Localanzeigers* haben die russische Mobilmachung ausgelöst, sondern der Kriegswille der russischen Militaristen, die den Augenblick für den lange ersehnten Waffengang mit dem Germanentum für gekommen erachteten: „Es war die hastige allgemeine russische Mobilmachung, und nicht irgendeine ‚militärische Abmachung‘ zwischen Moltke und Conrad . . ., welche Deutschlands Entscheidung für die Proklamierung ‚drohender Kriegsgefahr‘ bestimmte und welche Deutschlands Ultimaten und Mobilmachung auslösten . . .“ (II, 514).

Ganz allgemein erkennt Fay an, daß Deutschland in den kritischen Tagen dauernd in Wien und Petersburg mäßigend gewirkt hat, während Paris und Petersburg mehr oder weniger verschleierte zum Kriege drängten und London sich mit hineinziehen ließ. Fay erkennt vollkommen an, daß sich Deutschland seiner Bündnispflicht Österreich gegenüber im kritischen Augenblick nicht entziehen konnte: Wenn es auch klüger gewesen wäre (wie die späteren Ereignisse bewiesen haben), Österreichs Vorgehen im letzten Augenblick zu verhindern, so hätte dies doch zugleich bedeutet, daß der Dreibund gegenüber der immer stärker und enger werdenden Entente noch mehr geschwächt worden wäre. Die innere Auflösung Österreichs würde durch die dadurch erfolgte Ermütigung der unruhigen slawischen Untertanen beschleunigt und Österreichs erlöschendes Ansehen auf dem Balkan völlig verschwunden sein. Rußland würde sodann mit seiner wachsenden Bevölkerung und seinem wachsenden Ehrgeiz den Balkan endgültig beherrscht und den Tag beschleunigt haben, an dem es Konstantinopel und die Meerengen beherrschen konnte. —

Alles in allem ergibt sich also aus der umfangreichen, tiefschürfenden und objektiven Arbeit Fays, daß von einem Kriegswillen Deutschlands ebensowenig mehr gesprochen werden kann wie von einer deutschen „Kriegsschuld“: „Das Urteil des Versailler Vertrages, daß Deutschland und seine Verbündeten am Kriege schuldig waren, ist auf Grund der jetzt gewonnenen Erkenntnisse historisch unhaltbar. Es müßte daher revidiert werden . . .“ (II 558).

Dr. Kurt Pieper

Um die Reichsreform in China

In China ist die Fadel des Bürgerkrieges wieder hell aufgeflammt. Nachdem der Siegeszug des Südens mit der Anerkennung der auf Sun Yat-sens Grundlagen aufgerichteten Regierung in Nanking gekrönt worden war, schien es einen Augenblick, als ob die Einigung Chinas erreicht worden sei und die politische Entwicklung im Reiche der Mitte nun in ruhigeren Bahnen verlaufen würde. Der große Gegner der aufstrebenden Demokratie, Tschang Tso-ling, war auf der Flucht von Peking einem Attentat zum Opfer gefallen, sein Sohn Tschang Hsü-liang hatte in Mulden die Flagge der Kuomintang gehißt, und seines Parteigängers Tschang Tschung-tschang Bemühungen, seine alte Provinz Schantung wieder in seine Hand zu bekommen, schienen zur Erfolglosigkeit verurteilt. Sogar Feng Yu-hsiang hatte seinen Frieden mit Nanking gemacht und war mit dem „Mustersouverneur“ von Schansi, Yen Hsi-shan, in die Zentralregierung in Nanking eingetreten. Nur die Kommunisten waren noch nicht zur Ruhe gekommen, doch waren verschiedene kleinere Aufstände, die sie hervorgerufen hatten, ohne große Mühe von den Truppen Tschiang Kai-scheks niedergeworfen worden.

So war der Winter in verhältnismäßiger Ruhe vergangen und hatte der Nantlinger Regierung eine Reihe schöner Erfolge, besonders auf außenpolitischem Gebiete, gebracht. Da nahte der Frühling heran und mit ihm, wie schon so oft in der chinesischen Geschichte, die Zeit neuer innerer Unruhen. Um den Gang der Verhandlungen des Kuomintang-Kongresses nicht von verantwortungslosen Elementen stören zu lassen, hatte Tschiang Kai-schek den radikalen Flügel der Partei von der Teilnahme an der Nantlinger Zusammenkunft ausgeschlossen. Das führte zu der Revolte in Hankau, die jedoch bald durch das energische Vorgehen Tschiangs ein Ende fand. Ein gefährlicheres Zeichen war aber der Austritt Fengs und Yens aus der Zentralregierung. Und als nun gar die Generale der Kwangsi-Gruppe, die in Wuhan den überlegenen Streitkräften Nankings hatten weichen müssen, einen starken Vorstoß nach Nanton unternahmen, bestand kein Zweifel mehr, daß der Sommer 1929 von neuen Kämpfen ausgefüllt werden würde. Sie haben im Mai eingeseht und erhalten ihre Bedeutung dadurch, daß Feng Yu-hsiang sich auf die Seite der Aufständigen gestellt und Tschiang Kai-schek offen den Krieg erklärt hat.

Der Bürgerkrieg ist also wieder da. Nur das Feldgeschrei ist ein anderes geworden. Handelte es sich bis zum vorigen Jahre um den Kampf der Ideen Sun Yat-sens gegen das alte konservative China, so stehen heute sowohl Tschiang Kai-schek wie seine Gegner durchaus auf dem Standpunkte der programmatischen Erklärungen Sun Yat-sens. Den Streitpunkt bildet die Frage, ob China unitaristisch oder föderalistisch verwaltet, ob es Einheitsstaat oder Bundesstaat werden soll.

Tschiang Kai-schek hat allen Grund, den föderalistischen Neigungen der Feng-, Yen- und der Kwangsi-Gruppe zu mißtrauen. Was diese Generale Bundesstaat nennen, ist nichts anderes als ein in einzelne Machtbereiche aufgeteiltes China, in dem die Generalgouverneure der Provinzen selbstherrlich herrschen und der Bundesregierung in Nanking nur das Maß von Macht und Einfluß zubilligen wollen, das ihnen paßt. Vor allem sind es die Steuern, die sie nicht aus der Hand geben wollen, deren aber Nanking im Interesse des Ganzen unbedingt bedarf. Sollten

die großen Seehäfen — Kanton, Schanghai, Hankau, Tientsin — in die Hände einzelner Gruppen fallen, so dürften auch die Auslandszölle der Zentralregierung zum größten Teil entzogen und diese daher zur völligen Ohnmacht verurteilt werden. Um diese Häfen mit ihren großen Zolleinnahmen gingen auch früher die Kämpfe. Es würde sich gegen die bisherigen Zustände, wenn auch beide Seiten unter der Kuomintangflagge kämpfen, somit nur in der Theorie etwas ändern. Praktisch hätten wir daselbe China vor uns, wie es nach dem Lok Jüan Schih-tais bzw. dem Aufhören der unbestrittenen Macht Peking bis vor kurzem bestand, ein zerfallenes China, mit dem die auswärtigen Mächte kaum verhandeln könnten, da sie nicht sicher wären, daß die Vorschriften Nankings von den Provinzgouverneuren befolgt würden. Wenn China aber eine Großmachtsstellung erreichen will, wie sie ihm nach seiner Größe und Wichtigkeit unbedingt zukommt, muß es eine starke Zentralregierung haben, auf die die fremden Mächte sich verlassen können. Man sieht also, wie wichtig der augenblickliche Kampf nicht nur für China selbst, sondern auch für das Ausland ist, und kann es begreifen, daß Nanking unter der Führung Tschang Kai-scheks alle Mittel in Bewegung setzt, um die Macht der aufrehrerischen Generale zu brechen.

Es stehen sich in China jetzt gegenüber: die Zentralregierung in Nanking, die ihre Hauptstütze in den Provinzen am unteren Yangtse, Kiangsi, Anwei, Tschekiang und Fukien hat, die Kwangsi-Gruppe, deren Machtbereich von Hupeh über Hunan und Kwangsi bis Kanton reicht, die Provinzen Kansu, Schensi und Honan, die Fung Yu-hsiang militärisch beherrscht, weiter Schansi, die Provinz des „Mustergouverneurs“ Yen Hsi-fan, und die Mandschurei unter Tschang Hsi-liang. Was zwischen diesen Provinzen liegt, ist umstritten, vor allem auch Schantung, in dem die Kämpfe zwischen Nanking und Tschang Tschung-tschang noch immer nicht völlig beendet sind. Mit dieser Gegenüberstellung soll nicht gesagt sein, daß alle nicht zum unmittelbaren Einflußgebiet der Nankinger Regierung gehörenden Provinzen dieser direkt feindlich gegenüberstehen. Getämpft wird vorläufig nur zwischen Nanking, der Kwangsi-Gruppe und Fung Yu-hsiang. Die anderen Landesteile stehen Gewehr bei Fuß. Ihre Politik wird von den Erfolgen der jetzt im Kampfe Begriffenen abhängen. Auf jeden Fall ergibt sich für dieses Jahr eine sehr kritische Lage des Reiches, und die Schnelligkeit der Aufwärtsentwicklung Chinas wird durch den Ausgang des neuen Bürgerkrieges stark beeinflusst werden.

Nun darf man nicht glauben, daß die Chinesen eine Verlangsamung der Entwicklung ihres Reiches allzu tragisch nehmen. Wer in China längere Zeit gelebt hat, ist immer wieder von neuem erstaunt über die Großzügigkeit des Denkens der Chinesen in Raum und Zeit. Man ist im fernen Osten an das Rechnen mit langen Zeiträumen gewöhnt. Schon im täglichen Leben ist der Begriff der Zeit ein anderer als bei uns, und trotz der Einführung mancher amerikanischen Methoden spielt die Zeit in China noch keine ausschlaggebende Rolle. Ein dreißigjähriger Krieg wird nicht als anormal angesehen, zumal wenn es sich um den Wechsel einer Dynastie oder, wie jetzt, einer Staatsform handelt.

Sun Yat-sen, der Schöpfer des neuen China, hat selbst längere Zeiträume in seine Rechnung eingestellt. Er hat drei Perioden vorgeesehen, die durchgewandert werden müssen, ehe das chinesische Volk das ihm gesteckte Ziel erreicht. Die Revolution muß nach Sun drei Stadien bis zu ihrem vollständigen Siege durchlaufen: 1. die militärpolitische Zeit, also ein Zerstörungstadium; 2. die erziehungspolitische Zeit, die ein Übergangstadium bedeuten soll, und 3. die verfassungspolitische Zeit. Weiter stellte Sun Yat-sen das dreifache nationale Problem auf. Es zerfällt in 1. das Nationalitätsproblem — Befreiung des chinesischen Volkes und Gleichstellung der verschiedenen Völker, die den chinesischen Staat bilden; 2. das Nationalsovereignitätsproblem, das besagt, daß die Hoheit des Landes dem Volke gehören soll — Parlament; und 3. das Nationallebensproblem — gleichmäßige Verteilung von Grund und Boden und Begrenzung der Kapitalebildung. Das alles braucht zu seiner Durchführung Zeit und läßt sich nicht übers Rnie brechen. Augenblicklich befindet sich China noch im ersten Stadium. Der Kampf

gegen den Macht Hunger einzelner ist noch nicht beendet, und ebenso wenig ist China frei im Sinne Sun Yat-sens.

Natürlich lassen sich diese Stadien nicht völlig einzeln gegeneinander abgrenzen. Sie durchdringen sich mehr oder weniger, und deshalb hat die Nanking Regierung auch nicht gezögert, spätere Fragen bereits in Angriff zu nehmen, wenn andere auch noch nicht völlig gelöst sind. So hat das neue, auf den Grundsätzen der Kuomintang aufgebaute Parlament schon mit seiner Verwaltungstechnischen und juristischen Arbeit begonnen; vor allem ist man aber schon an die Ausarbeitung neuer Verträge herangegangen, die mit den auswärtigen Mächten abgeschlossen werden sollen. Hier fällt der Fortschritt der Dinge in China besonders in die Augen. Es galt in erster Linie die Anerkennung des Auslandes zu erreichen, dessen Vertreter noch bis vor kurzem in Peking saßen und von Nanking erst Beweise seiner Macht verlangten, bevor sie das neue China anerkannten. So war der englische Gesandte bereits zwei Jahre lang in China, ohne sein Beglaubigungsschreiben in die Hände eines chinesischen Regierungsvertreters gelegt zu haben. Das ist am 20. Dezember des vorigen Jahres in Nanking endlich geschehen, was einen großen diplomatischen Sieg der Regierung Tschiang Kai-scheks bedeutete. Vorangegangen waren den Briten in demselben Jahre (1928) in der Anerkennung der Nationalregierung die Vereinigten Staaten von Nordamerika am 25. Juli, Deutschland am 17. August und die übrigen europäischen Staaten, einschließlich Frankreich und Italien im Laufe des November und Dezember. Gleichzeitig hatte die Nanking Regierung die bisherige Hauptstadt Peking zu einer Provinzialhauptstadt Peiping degradiert und den Ländern Plätze für ihre Gesandtschaftsgebäude in Nanking angewiesen. Es ist dies ein ähnlicher Vorgang, wie er sich seinerzeit in Rußland abgespielt hat, wo die Bolschewisten die neuere Residenzstadt Petersburg fallen ließen und die Regierung in das ältere Moskau zurückverlegten.

Wenn man will, kann man überhaupt eine ganze Reihe von Übereinstimmungen finden zwischen dem Vorgehen der Sowjets und dem der Kuomintangregierung. Trotzdem darf man nicht die gleichen Ziele bei ihnen voraussetzen. Sun Yat-sen ließ sich die Unterstützung Moskaus bei der Erreichung seines ersten Zieles, der Revolutionierung Chinas und der Schaffung eines revolutionären Heeres, recht gern gefallen. Als aber die Russen freie Hand zu haben glaubten und den Chinesen ihre Politik aufdrängen wollten, um ein Sowjet-China zu schaffen, trennte er sich von ihnen. Und Tschiang Kai-schek hat diesen Trennungsstrich noch unterstrichen und den Kampf gegen alle kommunistischen Umtriebe in China aufgenommen.

Feng Ju-hsiang hat den Zwiespalt, der dadurch in den revolutionären Kreisen Chinas entstand, jetzt ausgenutzt und Tschiang das Recht, im Namen des ganzen chinesischen Volkes zu reden, abgesprochen. Feng hat sich vor einigen Jahren in Moskau aufgehalten und dort das Sowjetsystem studiert. Trotzdem darf man ihn nicht für einen Anhänger der kommunistischen Ideen halten. Wenn er sich heute zum Anwalt des radikalen Flügels der Kuomintang aufspielt, so tut er das nur, um eine breitere Unterlage für seine persönlichen Zwecke zu gewinnen. Sein Ziel ist die Alleinherrschaft in den von seiner Soldateska beherrschten Provinzen, vielleicht sogar die Herrschaft über ganz China. Nun wäre es an sich ja schließlich einerlei, wer an der Spitze der Nanking Regierung steht, wenn es nur eine fähige, starke Persönlichkeit ist. Aber Fengs Macht beruht nur auf seinen Soldaten, seine Herrschaft würde in einen ähnlichen Militarismus ausmünden wie die Tschang Tso-lins. Und deshalb ist es eine Lebensfrage für das bürgerlich-friedliche Ziele verfolgende Nanking, ihn auszuschalten. Man ist in chinesischen Regierungskreisen entschlossen, dem Rombottiersystem ein für allemal ein Ende zu bereiten.

Länger als Amerika und die europäischen Großmächte hat Japan gezögert, China die politische und wirtschaftliche Anerkennung zu gewähren, die ihm gebührt. Erst Ende März dieses Jahres ist es zu einem Abkommen gekommen, das wenigstens den Abzug der japanischen Besatzungstruppen in Schantung gewährleistet. Die Politik der starken Hand, die von dem japanischen Ministerpräsidenten Tanaka seit seinem Amtsantritt verfolgt wurde, hat sich als erfolglos

erwiesen. Man versucht es in Tokio jetzt wieder mit einer weichenen Tonart, nachdem man eingesehen hat, daß ein allzu scharfes Vorgehen gegen China an dem boykottfreundigen Abwehrwillen des chinesischen Volkes scheitern muß und zudem keine Resonanz bei den Mächten findet. England wäre vielleicht immer noch geneigt, aus imperialistischen Gründen eine entschiedene Politik Japans gegen China zu stützen. Aber Amerika hat deutlich abgewinkt, und Rußland ist ein zu unsicherer Faktor. Die japanische Politik gegenüber seinen Nachbarn auf dem Festlande hat immer in ihren Methoden geschwankt. Japan ist nun einmal auf die chinesischen Rohstoffe angewiesen und braucht Abflußkanäle für seine überschüssige Bevölkerung. Die hat es nach Korea, der Mandschurei, Schantung und dem Yangtsetale abgelenkt, wo die Japaner in beträchtlichen Mengen beieinander sitzen. Zwischen den kriegerischen bzw. unfreundlichen Handlungen Japans gegen China — dem japanisch-chinesischen Kriege, dem russisch-japanischen Kriege um die Mandschurei und Korea, der Besitzergreifung Schantungs sowie der Aufstellung der 21 Forderungen im Weltkriege und der bewaffneten Intervention gegen den Vormarsch der Kuomintangtruppen auf Peking — lagen immer Zeiten einer milderen Politik. Das Ziel blieb aber stets dasselbe: die Hegemonie in Ostasien. Das Charakteristische dabei ist, daß Japan, wenn es allein war, sich nie durchzusetzen vermochte, sondern daß es stets der Rückenbedeckung der Großmächte bedurfte, um das Eroberte festzuhalten. Da Japan diese Rückenbedeckung jetzt fehlt, ist es wieder in eine friedfertige Politik eingeschwenkt. Als ein Hauptgegner hat sich immer mehr Amerika erwiesen. Sollte es einmal zu einem japanisch-amerikanischen Kriege kommen, aus dem Japan als Sieger hervorginge, so würde der nächste Schlag China gelten. Das wissen die beteiligten Mächte sehr genau, und deshalb liegt die Entwicklungslinie im fernen Osten in einer immer stärker werdenden Verbundenheit des Reiches der Mitte mit den Vereinigten Staaten. So war Amerika die erste Großmacht, die das nationale China anerkannte, wobei die Politik der offenen Tür von neuem betont wurde.

Fassen wir die Lage, wie sie Ostasien augenblicklich bietet, zusammen, so sehen wir ein stetiges Wachsen der nationalen, auf den Einheitsstaat zustrebenden Bewegung in China, eine Abschwächung der imperialistischen Bestrebungen Japans und eine Neuinstellung der Großmächte zu den ostasiatischen Fragen, die in der Aufgabe der alten Vorzugsstellung der Weißen im fernen Osten gipfelt und damit China den Weg zu einer anerkannten Großmacht ebnet.

Eduard Rhode

Spaniens Wiederaufbau

Spaniens Geschichte verläuft in einer steil ansteigenden und senkrecht abfallenden Kurve. Künstlich zu einer Höhe hinaufgepeitscht, zu der es innerlich noch keine Reife hatte, sank es schnell wieder hinab zu seiner ursprünglichen Anonymität, ohne einen wesentlichen Einfluß ausgeübt zu haben auf die Entwicklung der übrigen Länder. Daran ist nicht nur die ungünstige, geographische Lage allein schuld, sondern auch die große Passivität Spaniens überhaupt. Es vergeudete seine Kräfte in Explosionshandlungen und zweckloser Energieentfaltung. Darum fehlt der Geschichte dieses Landes jede Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit, darum wurde es Tummelplatz für eroberungslüsterne Nationen. Auf eine spanisch-römische Zeit folgte eine spanisch-visigotische und nach dieser die spanisch-maurische, und jeder dieser Abschnitte hat seine Spuren hinterlassen. Die aufgezwungenen Kriege rüttelten das Volk auf, es erkannte die drohende Gefahr, aber es handelte nicht danach.

Von tiefeinschneidender Bedeutung für den ganzen weiteren historischen Verlauf Spaniens war die maurische Epoche. Mehr als fünf Jahrhunderte beherrschten die Mauren die iberische Halbinsel, und wenn sie ihre Selbständigkeit nicht endgültig verlor, so verdankt sie es nur ihrem

großen Unabhängigkeitsgefühl und dem inneren Zerfall der fremden Machthaber selbst. Wie die Blume vor ihrem Tode noch ihren süßesten Duft verströmt, so hatten die Mauren ihr Bestes an Spanien gegeben. Sie schufen Werte der Kunst, die noch heute mit an erster Stelle in der Welt stehen, kultivierten den Boden, machten die Ebene zu fruchttragenden Feldern, bauten Bewässerungsanlagen und Mühlen und erhoben das Land zum Kulturgebiet. Maurische Denkmalsart verschmolz sich so mit spanischer, daß sie zur vorbereitenden Grundlage für die späteren Erfolge der katholischen Kirche wurde. Aber dieser Aufschwung, geschaffen von fremden Händen, wurde Spaniens langsamer Niedergang. Sie setzten das Werk, an dem sie keinen Anteil hatten, nicht fort, und alles geriet in Verfall. „Erwirb es, um es zu besitzen“, dieser Leitspruch blieb dem Volke immer fremd. Dann kam Columbus und entdeckte für Spanien Amerika. Das Rad, das schon im Rollen war, bekam einen letzten Aufschub. In diese Zeit fällt Spaniens Stellung als Weltmacht. Es stand im Brennpunkt der Politik, und es hätte seine Position für alle Zeiten festigen können. Nichts geschah. Alles war berauscht von Siegesstolz und ruhte sich aus auf den neuen Vorbeeren. Das neuentdeckte Land, unter spanischer Oberherrschaft, entglitt langsam und unwiederbringlich seinen Eroberern.

Der inneren Konstitution Spaniens fehlt zielbewußte Organisation und Zusammenschluß der einzelnen Provinzen. Alles fällt auseinander, jeder ist sein eigener König und Richter. Ein ungezügelter Individualismus hemmt und schwächt jeden Fortschritt. Der Wirtschaftsmarkt ist ohne Impuls, ohne die notwendigen, treibenden Kräfte. Ein sogenannter „Maldigismus“, von dem das ganze Volk befallen ist, läßt durch seine souveräne Verachtung jede Betätigung; Arbeit ist ein notwendiges Übel, das man so gut wie möglich zu umgehen sucht. Es fehlt das Schöpferische und der Wille zur Aktion. Eine Ausnahme bildet die Provinz Katalonien.

Spaniens Charakter ist unmilitärisch, ist kriegerisch. Die Pyrenäen, einem Isthmus vergleichbar, schließen das Land ab vom übrigen Kontinent und geben einen natürlichen Schutzwall für Invasionen. Im Falle eines Krieges kann die kleine Front an der Landseite mit dem bestehenden Heere verteidigt werden. Die Ausbildung eines großen Landheeres im Umfange des übrigen Festlandes mit großen Angriffsflächen ist deshalb nicht notwendig. Eine Entwicklung der Seestreitmächte wäre vielleicht zweckmäßiger, aber in diesem Falle könnte das England als eine Herausforderung ansehen und seine Angriffslust reizen. Spaniens Zukunft wäre in einer weisen, umsichtigen Mittelmeerpolitik zu suchen; die günstige, maritime Lage Kataloniens und sein reger, wirtschaftlicher Geist würden ein Gelingen unterstützen. Aber dazu fehlen die nötigen Mittel. Spanien ist reich, aber der größte Teil des Besitzes liegt in fremden Händen. Die Eisenbahnen, Bergwerke, Minen, Fabriken, landwirtschaftlichen Unternehmungen sind Eigentum von Privatgesellschaften und ausländischen Großindustriellen. Der Staat muß daher einen Ausgleich schaffen für die fehlenden Finanzen, die außerhalb des Staatsadels kursieren. Dies geschieht durch Monopolisierungen, hohe Einfuhrzölle und Lotteriegeschäfte. Diese sind für das Reich eine besonders lohnende Einrichtung, da die Spielwut des Spaniers mit Hinblick auf die mühelosen Gewinnmöglichkeiten sehr groß ist. Der fehlende Arbeitswille des Volkes steht analog zu seiner Anspruchslosigkeit und geringen Luxusbedürfnis. „Jo tengo quo me basta“, sagt ein spanisches Sprichwort, ich habe, was ich brauche. Der umfangreiche Import, bedingt durch die Industriearmut, verteuert die allgemeine Lebenshaltung.

Katalonien ist sich seiner Stärke als wirtschaftliches und industrielles Zentrum Spaniens bewußt, aber es allein kann die fehlende Aktivität des Landes nicht ersetzen. Die separatistischen und autonomistischen Bestrebungen haben ihren Grund darin, daß Kataloniens Gedankenwelt nach Europa neigt, also unspanisch ist. Der Ausgangspunkt aller politischen Strömungen hat seinen Ursprung in Katalonien, und es gärt und siedet unterirdisch schon seit vielen Jahren. (Blasco Ibañez.) Aber alle reaktionären Bewegungen werden ängstlich geheimgehalten, und es ist schwer, hinter die Kulissen zu sehen. Die ausländische Presse übertreibt die Tatsachen, die inländische schweigt alle verübten Attentate auf den König und unterdrückt Aufstände

tot. Die neue Bewegung ist noch zu schwach, um Stoßkraft zu besitzen oder das Volk weill zu durchdringen. Die Unfreiheit der Presse, ihre scharfen Zensuren hindern sie daran. Erschwerend kommt dazu, daß der Spanier nicht das geringste Interesse an einer durchgreifenden Veränderung verspürt und aus seinem gewohnten Lebensrhythmus nicht leicht herauszubringen ist. Zunächst mißtraut er dem Neuen, Fremden einmal gründlich. Dies zusammen läßt die Durchführbarkeit eines Umsturzes bezweifeln.

Und was würde in der jetzigen Lage Spaniens erreicht werden? Durch äußere Aktion wird die frühere Größe Spaniens kaum zurückzugewinnen sein.

Spanien liegt in einer tiefen, intellektuellen Erschlaffung. Das Geistesleben muß neu belebt werden, die latent schlummernden Kräfte geweckt werden. An einem geistigen und sozialen Wiederaufbau, einer Restauration zu arbeiten ist notwendiger als Umstürze und Revolutionen inszenieren. Das Fundament zur Wiederherstellung Spaniens muß kulturelle Arbeit am Volke sein. Den Studienanstalten fehlt ein Leitmotiv, sie übermitteln Wissen, ohne Freude und Interesse an der Wissenschaft einzufußeln. Eine Erneuerung der Schulreform ist zu wünschen, der bestehende Schulzwang in Anbetracht der 40 Prozent Analphabeten ist utopisch. Bei einer Buchstatistik aller europäischen Länder stand Spanien an letzter Stelle. Der Schwerpunkt des Niederganges liegt im Volke und kann deshalb nur ein Aufbau am Volke Erfolg bringen. Spaniens Ehrgeiz und Ruhmbedürfnis muß gesteigert werden, sein Blick über die heimatischen Grenzen hinaus, auf fremde Kulturen gerichtet werden, damit es einen Maßstab bekommt für seinen eigenen, kulturellen Stand.

Ein Umsturz bedeutet noch kein Aufwärts, er muß die Verwirrung vergrößern, die Umgestaltung ist möglich, wenn Spanien sein inneres und wirtschaftliches Gleichgewicht wiedergefunden hat.

Florentin Mann

Heinrich von Treitschke in Spanien

Vor mir liegt mein spanisches Reisetagebuch aus dem Jahre 1886. Die alten, vergilbten Blätter reden von Jugend und Eitelkeit, von lockigem Haar und blühenden Augen, von den Schönheiten der spanischen Landschaft und der schimmernden Patina des Alters, die ihren Ruinen und Bauwerken die Sprache vieler Jahrhunderte verbürgt.

Während ich das Büchlein durchblättere, hastet das Auge im Gewirr hastig hingeworfener Zeilen an einem Namen: Heinrich von Treitschke! ... Ja, so war es: auf spanischem Boden hatte mich der Zufall wieder mit ihm zusammengeführt, der vordem den jungen Studenten der Berliner Universität durch die sprühende Macht seines Vortrages für immer in Fesseln schlug. Und nun erinnerte mich das Tagebuch lebhaft an eine ernst-hellere Episode im schönen Spanien, wo dem jungen Doktor der Philosophie sein verehrter Lehrer aufs neue und leider zum letztenmal entgegentrat.

Treitschke war bekanntlich vollkommen taub. Von Berlin her wußte ich, wie man mündlich mit ihm verkehrte: er führte stets einen Papierblock in der Westentasche mit sich, und wer ein Anliegen hatte, dem hielt er ihn sofort zu schriftlicher Mitteilung entgegen. Wenige andeutende Worte genügten meistens, um ihn sogleich in den Zusammenhang zu versetzen. Und nun sah ich zu meinem Staunen, wie dieser Mann mutterseelenallein durch Spanien zog. Wie mochte er das durchführen? Genügte auch in der Fremde sein Papierblock? Schwerlich. Nur einmal durfte ich selbst ihn zu Ehren bringen, wie sich zeigen wird.

In Madrid hatte ich den einsamen Mann nur einmal flüchtig an der Wirtsbaustafel gesehen, ohne ihn sprechen zu können. Aber in S. Sebastian bot sich dazu eine unerwartete und eigenartige Gelegenheit. Wir waren beide mit unserer Reise fertig; er hatte offenbar vor mir Madrid

verlassen und war auf der Fahrt nordwärts in S. Sebastian ausgeflogen, um der berühmten Geseftse einen kurzen Besuch abzustatten. Als ich einige Tage nach ihm, am Morgen des 25. April, den Bahnhof des Ortes erreichte, fesselte mich auf dessen Gehsteig eine seltsame Gruppe. Dort im klaren Frühlingsmorgen stand Treitschke in seiner ganzen imponierenden Größe, den gewohnten Schlapphut auf dem schwarzbehaarten, mächtigen Haupte, und vor ihm ein Rubel Arbeiter, die ihm abwechselnd ihre Fäuste unter die Nase hielten. Die Lage schien kritisch. Ihm beizuspringen, war mir das Wert eines Augenblicks: Vorstellung als alter Schüler mit Hilfe des Papierblocks und dann kurze Verhandlung mit den Leuten, die sein Gepäck besorgt hatten. Eine Entlohnungsdifferenz, bei dem gehörlosen Manne leicht erklärlich, war die Ursache des Streites. Ein Ausgleich wurde leicht gefunden.

Von ihm eingeladen, stieg ich mit in sein Abteil, und hier dankte er mir für die „Rettung“ in dem mir vertrauten, leicht pathetischen Tonfall: „Da erkennt man doch gleich den Germanen, der den Landsmann nicht im Stiche läßt.“ Leicht kam dann ein Gespräch in der bei ihm gebotenen Form zustande. Ich tastete bescheiden fragend nach seinem Reisezweck. Ob er vielleicht auf den Spuren Karls V. oder Philipps II.? „O nein,“ war die rasche Antwort, „nur im allgemeinen sehen, verstehen und lernen!“ Dann nach kurzer Pause: „Ein eigenes, ein schönes Land, aber das Volk“... und dann eine bedeutungsvolle, ablehnende Handbewegung. Ich erfuhr ferner noch einiges über seine damalige große Arbeit, die „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“. Der dritte Band sei eben fertig geworden. Ein tiefer Seufzer begleitete die Feststellung, als sei ihm eine schwere Last von der Seele genommen. Kein Wunder; denn damals, in der Zeit angeftrengten Schaffens, war ihm der einzige Sohn gestorben und die Gattin unheilbar erkrankt. „Es gibt Erfahrungen,“ so gestand er in jenen Tagen einem Freunde, „die schlimmer sind als die Schreden des Todes“... Und doch duldete die Arbeit keinen Stillstand; die deutsche Geschichte war auf sechs Bände berechnet, eine „Politik“ wollte er schreiben, und Möchte wünschte den Krieg von 1870/71 aus seiner Feder. Wie hart ihn das Schicksal enttäuschen werde, konnte damals niemand ahnen.

Währenddem fuhren wir durch die lachende Landschaft des Baskenlandes, dessen Helbenwoll er sehr hoch einschätzte, überschritten die Bidassoa-Grenze, sahen die Fasaneninsel in Erinnerung an den Pyrenäenfrieden von 1659 und hielten endlich auf der französischen Grenzstation Hendaye, wo ich ihm bei der Gepäckrevision behilflich sein konnte. In Biarritz stieg ich aus, er fuhr über Angoulême und Paris der Heimat entgegen, wohin die Pflicht rief. Ein kräftiger Händedruck und Gruß, als sich der Zug in Bewegung setzte. „Denken Sie in Biarritz an den letzten Napoleon und seine Eugenie, aber auch an Bismarck!“ waren die letzten Worte, die ich noch erhaschen konnte...

Ich habe Treitschke nicht wiedergesehen. Als er 1896 mit 62 Jahren allzu früh ins Grab sank, war einer unserer Besten dahingegangen, und oft hat mich seitdem in des Tages Fron die Frage ohne Antwort gepeinigt: „Was mag für Treitschke wohl das Ergebnis jener spanischen Reise gewesen sein?“ Die flüchtige Begegnung mit ihm hatte mir nur eine leise Ahnung davon gegeben; Gewißheit konnte nur aus der Literatur und seinen eigenen Werken entnommen werden. Wie weit sie mir zuteil geworden, soll hier gesagt werden.

Es klingt fast verwunderlich zu hören, daß Treitschke trotz seiner Taubheit über eine ausgesprochene Reisesfertigkeit und Reiseleust verfügte. Schon dem jungen Bonner Studenten stärkten die rheinische Landschaft und ihre Geschichte den Wandertrieb; die Nibelungen wurden ihm dort lebendig, die Rheintöchter lockten, Berg und Burg und Tal leuchteten in rosigem Schimmer ewiger Jugend. Des Dichters Wort: „Vaterland, ich muß versinken — Hier in deiner Herrlichkeit!“ wurde später durch die Schönheiten der Welt erweitert, in die sie auch den gereiften Mann immer wieder hinauslockten. Oft an Freundes Hand, noch öfter allein, wie auch in Spanien, hat er so fast ganz Europa durchstreift. Wie das bei seinem Gebreften möglich war, grenzt fast ans Wunderbare. So will es uns wenigstens erscheinen, ihm damals nicht. Be-

sondere Gefahren? Nun, die waren auch in der Heimat vorhanden. Nicht ohne Humor pflegte er zu erzählen, wie er einmal in Berlin fast einem edlen „Berbertrasse zweiter Klasse“ zum Opfer gefallen sei. Schlimmer könne es ihm auch in der Fremde nicht ergehen. Er wollte also trotz aller Taubheit als ein vollwertiger Reisender angesehen werden, wie es übrigens auch viele Lichtlose für sich in Anspruch nehmen. Zu dem blinden Milton als einem Schicksalsgenossen von ungewöhnlich geistiger Größe fühlte er sich daher lebenslang besonders hingezogen.

Aber mehr noch: Treitschke als Historiker betrachtete das Reisen als notwendige Ergänzung seiner Buchgelehrsamkeit; es belebte ihm die Anschauung, gab Richtlinien und Augenmaß. Daher das freimütige Geständnis: „Vieles Rätselhafte der französischen Geschichte begreift man erst in dem Pariser Getümmel...“ Diese Erkenntnis läßt sich auch aus der spanischen Reise nachweisen.

Er hat sie vom 1.—26. April 1886 durchgeführt, zunächst allerdings aus Erholungsbedürfnis. „Ich bin zu müde!“ seufzte er vor der Abreise. Das besserte sich bald während der Fahrt. Bei Portbou am Ostabhange der Pyrenäen überschritt er die Grenze. Es war 4 Uhr morgens. „Da stand“, so lautet sein Bericht, „der junge Mond und dicht darüber die Venus am Himmel, hoch über dem Mittelmeer — ein wund erbarer Anblick, und dies Zeichen des Islams ist auch ein Zeichen der spanischen Geschichte. Man könnte hier zum Mohammedaner werden... alles, aber auch alles menschlich Schöne und Gute ist durch die Mauren geschaffen.“ Doch auch die Schwächen des Islams entgingen ihm keineswegs, wie wir sehen werden.

Auf der Fahrt längs der Ostküste machte ihm Barcelona den stärksten Eindruck; hier allein, wie nirgends sonst in Spanien, sah er den großen Schwung moderner Arbeitsweise. Das halbmaurische Valencia, tief in die lieblichsten Orangen- und Feigenwälder eingebettet, schien ein lachendes Paradies. Aber daneben die ruinenhaften Millionenstädte des Altertums, das römische Tarragona an der Küste und Cordoba landeinwärts kalifischen Anteils! Überall Zerfall und Niedergang, armselige Gäßchen, wo einst der Rhythmus weltstädtischen Verkehrs erklang. Unter diesem Eindruck allein versteht man Treitschkes herbe briefliche Äußerung: „Spanien ist, ganz anders als Sie denken, ein Land der Toten!“

Die Geschichte eines Landes ist das Erzeugnis seines Bodens. Sehr wohl, aber mit Ausnahmen. Diese kam ihm so recht in der öden Mittellandschaft der Halbinsel zum Bewußtsein. Mit Händen zu greifen, daß es nur der harten Faust des Kastiliers möglich war, hier ein staatliches Kerngebilde zu schaffen, das mit dem Untergange des maurischen Kulturreiches gewaltsam erkaufte war. Auch die neuere Geschichte umfaßte der geschärfte Blick des Historikers lesend und deutend. Der Karlistenkrieg tauchte auf. So sah er die „Felsabhänge der Mota, der meerumrandeten Hafenseite von S. Sebastian“, erblickte, an den steinigten Gehängen zerstreut, jene britischen Soldatengräber, die Englands Teilnahme an dem verheerenden Kriege und seine Schande verkündeten. Und wenn er die Straßen der Städte durchstreifte, so fiel sein scharfes Auge auf die Firmenschilder der spanischen Kaufleute und Gasthöfe, die nur geschichtlich zu deuten waren. Inschriften, wie *de las quatro naciones*, waren da öfter zu lesen, Zeugnisse für die Zeiten „westeuropäischen Größenwahns“, als Lord Palmerston im Jahre 1834 die Quadrupel-Allianz Spanien, Portugal, Frankreich und England ins Leben rief.

Eine Ergänzung zur Geschichte eines Landes bildet vor allem seine Baukunst. Zwei Welten stehen sich da in Spanien gegenüber: Sieger und Besiegte, Christentum und Islam. Oft stoßen sie an derselben Stelle aufeinander. Mit Staunen nahm Treitschke wahr, wie einst ein fanatischer christlicher Herrscher eine Kirche mitten in die große Moschee von Cordoba hineingebaut hatte, jenen „wunderbaren Bau mit gegen 1000 Säulen, 19 Langschiffen und 26 Querschiffen“. Dieser endlos scheinende Säulenwald mit seiner reizlosen Einförmigkeit machte ihm denn doch die engbegrenzte Kultur des Orients anschaulich, wie sie auch die Reime der Ghasale und die Bilder der Psalmen beweisen — eine ermüdende Wiederholung ohne einen Abschluß. — Em-

pörend fand Treitschke jene Barbarei Karls V., mit der er diese Moschee wie die Alhambra verunstaltet hat.

Die Stadt Granada, am Fuße der alten Maurenburg und auf dem Hintergrunde der Sierra Nevada gelegen, für Treitschkes Jugenderinnerungen „ein Heidelberg des Südens“, hatte seine Erwartungen aufs höchste gespannt. Zwar war auch sie eine „Totenstadt“ in seinem Sinne, aber dort auf der Höhe über der tiefen Schlucht des rauschenden Genil, erwartete ihn die „Rote“, die strahlende Alhambra. Andachtsvoll, zu gläubiger Bewunderung bereit, saß er auf einem maurischen Balkon, im Angesicht des Prachtbaus, und las im Koran gleich einem alten Mohammedaner, der das Heil seiner Seele sucht. Als er dann die weiten Gänge und Hallen leuchtenden Auges durchschritt, da kam ihm doch so recht deutlich die schmerzliche Erkenntnis, daß nur Reste und Trümmer ehemaligen Glanzes vor ihm standen. Aber wie entzückend die geringen Überbleibsel! Fast mußte man auch dafür noch aufrichtig dankbar sein. Und so schrieb er in die Heimat: „Das alte Maurenschloß mit seinen Bögen und Decken, die bald wie Tropfstein, bald wie steinernes Spitzengewebe erscheinen, ist wunderbar.“ Diese stille Begeisterung nahm er auch mit ins Vaterland; in seiner „Deutschen Geschichte“ ist davon zu lesen, und seine Hörer in den Vorlesungen durften teilnehmen an den Huldigungen, die er dem ewig Schönen darbrachte. Nur eine Fähigkeit bestritt er den Orientalen, „die künstlerische Komposition großen Stils“, die nur der „massiven Kraft der Arier“ gelinge.

Auch an der christlichen Kunst in Spanien ging Treitschke natürlich nicht vorüber. Sie fand er vor allem in den Kirchen verkörpert. Der Dom in Sevilla, gewaltig, erhaben, nicht frei von orientalischer Stilbeeinflussung, stand ihm im Mittelpunkt. Er verglich ihn unwillkürlich mit dem Kölner und fand ihn ebenso groß, aber im Innern „barbarisch verunstaltet“. Der Überblick fehle gänzlich, weil das Mittelschiff durch Seitenwände von dem übrigen Raum abgetrennt sei; dort throne denn auch die Geistlichkeit auf ihrem Coro in bewusster Isolierung, die Masse der Gläubigen aber sei auf die Seitenschiffe beschränkt. Darin sah er eine für den Protestanten unverständliche „Selbstverherrlichung des Klerus“, und wo er ähnliche Bestrebungen im Staatsleben geißeln will, zieht er immer wieder, fast genau mit denselben Worten, jene Beobachtung in der spanischen Kirche zum bildhaften Vergleich heran. Er sah darin den Gipfel einer unerträglich überheblichkeit, die den Widerspruch herausfordere. „Man muß nach Spanien gehen,“ schrieb er grollend, „um dies römische Wesen völlig kennenzulernen.“

Treitschke war gewiß überzeugter Protestant, aber fern von religiöser Unduldsamkeit. Nur die übertriebenen Außerlichkeiten, die überladenen Zeremonien des Katholizismus stießen ihn ab und der dumpfe und stumpfe Aberglaube der Massen. So besonders auch in Spanien. Ähnlich wie einem Marquis Posa bei Schiller kam es ihm da auf die Lippen: ein gutes, ein ritterliches, begabtes, ja „verschwenkerisch begabtes Volk“, aber voll von Fanatismus und jener „finster brütenden Wildheit“, die wie einst in den Flammensäulen der Autos da Fe so noch heute in den blutigen Helatomben der Stiergefechte bedrückend offenbar wird. Er meinte noch überall die Luft der Inquisition zu atmen und war entsetzt über den bigotten Irrglauben des Landes, in „dessen Wallfahrtskirchen die wächsernen Ohren, Nasen, Brüste, die Weihgeschenke eines heidnischen Götzendienstes in biden Bündeln hingen“. Man kann seine Empörung förmlich mit Händen greifen, wenn er im vertrauten Briefwechsel bekennet: „Mein Hustenblut kommt hier täglich in Wallung; ich hätte oft Lust, mit den Fäusten dreinzuschlagen in diesen dummten und verdummenden Götzendienst...“ Gleichwohl gesteht Treitschke, er habe sich dieser spanischen Reise „herzlich gefreut“, da „alles in höchstem Grade lehrreich“ gewesen sei. Nur wohl könne sich in dem Lande „niemand fühlen, der Sinn hat für freies, geistig bewegtes Volksleben“. Dazu weiter: „Froh werde ich sein, wieder in die freie protestantische Welt zu kommen.“ Damit nahm er Abschied von der Heimat des Eid, um nie wiederzukehren.

So sehen wir auch in diesen Reiseerinnerungen den ganzen Treitschke, wie er einst lebte und lebte: groß in Begeisterung und Liebe wie in flammendem Zorn.

Prof. Dr. Franz Wiedemann

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkt des „Lektors“

Zwischen Zeit und Ewigkeit

Die Frage des persönlichen Fortlebens nach dem Tode schien der Materialismus der letzten Generationen endgültig im negativen Sinne beantwortet zu haben. Die Naturwissenschaften glaubten festgestellt zu haben, daß das Leben ein chemisch-physikalischer Prozeß sei, der Mensch eine Maschine, ein Ofen, die Seele nur eine Funktion oder ein Produkt dieser Lebensprozesse. Waren sie im Tode erloschen, dann war als notwendige Folge dieser Lehre sie selbst auch in das Nichts aufgelöst. Die das individuelle Fortleben lehrenden Religionen wurden mit ihrem Jenseitsglauben zum Troste für alte Leute oder harmlose, furchtsame, mit der Wissenschaft eben nicht schritthaltende Gemüter degradiert. Auch heute gibt es noch diese Denkweise. Aber die Rollen sind vertauscht. Nunmehr sind die Antimaterialisten befugt, ihnen den Vorwurf zu machen, daß sie selbst nicht auf der Höhe ihrer eigenen Wissenschaft stehen!

Das klingt recht gewagt und läßt sich doch leicht beweisen. Und zwar auf Grund der Forschungen des großen Biologen und sicherlich ebenso großen Philosophen Hans Driesch. Dieser hatte die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß beim Halbieren der Eier von Seeigeln stets ein ganzes Exemplar sich bildete, nur von halber Größe des normalen. Möchte die Schnittnlinie wie immer laufen, er erhielt aus seinen zwei Eierhälften auch zwei Seeigel. Nun ist aber Driesch nicht nur ein großer Gelehrter schlechthin, sondern auch wie jeder wahrhaft tiefe Denker ein frommer Mann, und so wußte er, daß jedes Sonderproblem nur ein Teil des Gottesproblems ist, und daß das Schicksal ihm mit seiner Beobachtung einen Schlüssel in die Hand gedrückt hatte, der noch ganz andere Türen sperren sollte, als nur die zu den Lebensvorgängen bei Seeigeln.

Driesch sagte sich: Wenn das halbierte Seeigelei sich ohne Rücksicht auf die Schnittnlinie stets zum ganzen Exemplar auswächst, dann kann der treibende Faktor unmöglich ein physikalisch-chemischer sein. Vielmehr muß etwas Geistiges, zum Ganzen Strebendes, das sich nur der chemisch-physikalischen Prozesse bedient, das nicht ein Resultat dieser materiellen Vorgänge sein kann, sondern vielmehr über ihnen stehen muß, diesen geheimnisvollen Naturvorgang bewirken. Er nannte in Anlehnung an Aristoteles diese geistige, teleologische wirkende, nicht quantitativ bestimmbare, vor den chemisch-physikalischen Lebensprozessen vorhandene, Ordnung schaffende metaphysische Wesenheit „Entelechie“. Man möge Drieschs geniale „Philosophie des Organischen“ (Wilhelm Engelmann, Leipzig) studieren, um zu erkennen, was ein schöpferischer Geist alles aus einer scheinbar nebensächlichen Beobachtung herauszuholen vermag. Uns würde es hier viel zu weit führen. Immerhin müssen wir mit Staunen feststellen, daß jemals eine Zeit so töricht war, den Menschen — wie jeden anderen Organismus — für eine Maschine zu halten. Wo hätte man je eine gesehen, die sich selbst repariert, wie wir Wunden ausheilen oder andere Lebewesen gar ganze Gliedmaßen neuschaffen?

Unser Leben ist zwar mit chemisch-physikalischen Prozessen verbunden, aber so wenig mit ihnen identisch, daß deren freies Walten gerade das ist, was wir tot nennen! Denn dann verdaut sich der Magen selbst und wir verwesen! Zu Lebzeiten sind diese Prozesse reguliert und gebremst, und zwar durch die Entelechie. Da diese, wie wir schon sahen, schon im Ei die Lebensvorgänge reguliert, also bereits vor dem körperlichen Individuum vorhanden war, kann sie auch unmöglich mit dem körperlichen Tode zerstört werden. So liefert gerade die Biologie einen unwiderlegbaren Beweis für die Prä- und Postexistenz und vernichtet selbst den Materialismus, den sie einst mit schuf!

Die vorstehenden Ausführungen sind für das Folgende insofern von unschätzbarem Werte, als sie den gegen ein Fortleben von den — rückständigen! — „exakten“ Naturforschern erhobenen Einwänden die Klinge aus der Hand schlugen. Weit entfernt mit Argumenten aus der Biologie einen Gegenbeweis führen zu können, legt gerade diese den uralten Glauben der Religionen dem wissenschaftlichen Denken nahe, um nicht zu sagen, sie fordert ihn.

Sind nunmehr die einem individuellen Fortleben entgegenstehenden theoretischen Bedenken, wie sie ein primitiver und irregeleiteter Materialismus erhob, aus der Welt geschafft, muß es nunmehr unsere Aufgabe sein, Beweise für die Tatsache zu erbringen. Die Vernunft würde ja den umgekehrten Weg vorschreiben, d. h. fordern, daß nicht Tatsachen an Theorien, sondern Theorien an Tatsachen gemessen werden. Aber da es ein Erbfehler der Wissenschaft zu sein scheint, mit dem Dogma der Unmöglichkeit ungeprüft alles abzulehnen, was ihr nicht in den Kram paßt, wollen wir diesem Umstande Rechnung tragen. Und so wiederholen wir denn: Nach dem Stande der heutigen Biologie, die ja in erster Linie zur Entscheidung der Frage berufen wäre, insoweit sie überhaupt den Naturwissenschaften zugänglich ist, kann das persönliche Fortleben nach dem körperlichen Tode nicht nur nicht als unmöglich abgelehnt werden, sondern liegt im Gegenteil in der Richtung ihrer Entwicklung!

Welche Beweise stehen uns nun zur Verfügung? Welche Wege führen aus dem religiösen Glauben an ein persönliches Fortleben zum beweisbaren Wissen, zur unwiderlegbaren Feststellung der Tatsächlichkeit?

Deren gibt es drei: den Beweis durch psychische Phänomene, den durch Materialisationen und den durch Gespenster- und Spukerscheinungen. Bei allen dreien ist das Kernproblem daselbe und besteht im Nachweis der Identität des Verstorbenen mit seinen supranormalen Aufregungen. Die Ausschaltung der Fehlerquellen bietet eine außerordentlich große Schwierigkeit.

Es erscheint nicht unnötig zu bemerken, daß wir nicht etwa deshalb uns der okkulten Forschung zuwandten, weil wir wundergläubig wären oder uns gerne gruseln ließen, sondern lediglich weil unserer geschärften Kritik das mechanistisch-materialistische Weltbild nicht genügte. Nicht dem Glauben, sondern dem echt philosophischen Zweifel haben wir es zu danken, wenn wir uns durch die angeblichen Feststellungen der „exakten“ Wissenschaften nicht blenden ließen, sondern die tönernen Füße ihres Gebäudes erkannten. Und diese kritische Einstellung zwingt uns auch so lange jede überfinnliche Erklärung abzulehnen, bis nicht in jedem einzelnen Falle ein zwingender Beweis für die Unzulänglichkeit einer materialistischen oder mechanistischen Deutung erbringbar ist. Würden wir wunderföchtig und unkritisch an die supranormalen Phänomene herantreten, dann hätten wir den Anspruch darauf wissenschaftlich ernst genommen zu werden verloren. Wir würden alten Weibern in Vorstadtvierteln gleichen, die in jedem umgefallenen Regenschirm das Walten einer Geisterhand erblicken und im „Gott zum Gruß“ des Mediums einen Identitätsbeweis für Goethe oder Luther.

Das beste und durch dreißig Jahre am gründlichsten untersuchte psychische Medium unserer Zeit ist Frau Piper, über die eine ungeheure Literatur existiert. Neben Beweisen für räumliches und zeitliches Fernsehen in ungezählter Menge schlen sie auch Identitätsbeweise für die Anwesenheit Verstorbener zu liefern. So etwa, wenn ein Mr. Pelham durch sie einem Sitzungsteilnehmer sagt: die Manschettentümpfe, die dieser trägt, seien von seiner Leiche genommen worden, oder ein von rückwärts dem mit geschlossenen Augen in Ekstase daisenden Medium genähertes Buch stamme aus seiner Bibliothek und den Titel richtig anzugeben vermag. Oder wenn er einem Sitzungsteilnehmer Dinge von seinem Vater berichtet, die er selbst nicht wußte und die erst durch genaueste Nachforschungen als richtig festgestellt werden mußten. Ich persönlich halte diese psychischen Identitätsbeweise gegenüber Personen, die Frau Piper gänzlich unbekannt waren, bereits für stichhaltig, möchte jedoch nicht verfehlen, auch die Gegenargumente bekanntzugeben.

Eine Reihe ernst zu nehmender Gelehrter, etwa Professor Oesterreich, geben offen zu, daß

die spiritistische Deutung unwiderlegbar sei, bestreiten aber ihre zwingende Beweiskraft. Denn da das Medium ganz unbestreitbar im höchsten Grade hellseherisch veranlagt sei, bestünde keine Möglichkeit des Beweises dafür, daß es auch die scheinbar zwingenden Identitätsbeweise nicht durch die Anwesenheit des Jenseitigen, sondern eben durch ihre Hellsehgabe erbracht habe. In seinem sehr lesenswerten Buche „Der Okkultismus im modernen Weltbild“ (Sibyllenverlag, Dresden) geht dieser Animist sogar so weit, anzunehmen, daß ein Hellsehemedium im Unterbewußten irgendeines Menschen, der jemals gelebt habe, lesen könne und es darum gar keine Möglichkeit gäbe, die Fehlerquelle des Hellsehens auszuschalten. Denn die Identifizierung jeglicher Angabe sei nur möglich auf Grund von Dokumenten, die ja auch hellseherisch erschlossen werden könnten.

Uns geht diese Ausdehnung der Gabe des Hellsehens und des Lesens im Unterbewußten viel zu weit. Wer die Dürftigkeit der experimentell erzeugten Hellsehhänomene kennt — man vergleiche etwa Rudolf EiseNER, „Telepathie und Hellsehen“ (Bergmann, München) im Unterschiede allerdings zu den Spontanphänomenen, wer gar das Werk „Okkultismus und Verbrennen“ des Landgerichtsdirektors Albert Hellwig (P. Langenscheidt, Berlin), mag es auch unzulässig negativ eingestellt sein, studierte, wird Oesterreichs Hypothese ablehnen müssen. Während die grundsätzlichen Gegner des Okkultismus die erstaunlichsten Vorher sagen auf Zufall zurückführen, d. h. leugnen, überspannen die Animisten die Fähigkeit des Hellsehens, wohl wissend, daß sie sonst den Spiritismus betennen müßten. Uns scheint der einzig zulässige Modus der zu sein, in jedem Einzelfalle zu prüfen, was sich auf Grund unserer derzeitigen Kenntnisse noch animistisch erklären lasse, was aber nicht, und dann auch den Mut aufzubringen, den Rest animistisch nicht deutbarer Phänomene den Jenseitigen gutzuschreiben. Immerhin sei zugegeben, daß die psychischen Identitätsbeweise Fehlerquellen in sich schließen. Zunächst, wie erwähnt, die Unmöglichkeit, die äußersten Grenzen der Hellsehgabe mit Sicherheit zu ziehen. Dann die weitere selbst bei grundsätzlicher Anerkennung des Eingreifens eines Jenseitigen — etwa bei den Piper-Phänomenen — die Erübung der Mitteilungen durch das Medium auszuschalten. Denn angenommen, ein Jenseitiger manifestiere sich durch ein Medium, so ist dieses doch sein Instrument, das er vielleicht nicht vollkommen beherrscht, oder dessen Klaviatur geringer ist als die Töne, die er anschlagen möchte. Der Jenseitige redet oder schreibt eben nicht selbst, sondern durch ein Zwischenglied — daher der Name Medium — und dadurch sind Fälschungen der Mitteilungen möglich, wo nicht gar wahrscheinlich. Aber wir bestreiten, daß diese Bedenken ausreichend sind, die jenseitige Herkunft psychischer Phänomene grundsätzlich zu leugnen, nur gebieten sie, in jedem Einzelfalle die Geister zu prüfen.

Was nun die Materialisationen betrifft, so ist in den letzten Jahrzehnten und unter ausreichenden Kontrollbedingungen kein einziger Fall mit der erforderlichen Sicherheit nachgewiesen worden. Es scheint, daß die Brüder Willy und Rudi Schneider handartige Gebilde erzeugen konnten, aber das würde für unsere Zwecke nicht genügen. Gerade das Materialisationsproblem ist durch die Machinationen eines jüngst verstorbenen Münchner Gelehrten, der Filzpantoffel, Zeitungsillustrationen und Chiffonsetzen dem staunenden und unkritischen Publikum aufstischte und dann jene verfolgte, die den Schwindel aufdeckten, in solchen Mißcredit geraten, daß man gut tun wird, ohne die Möglichkeit der Neuschaffung organischer Materie zu leugnen, doch größte Zurückhaltung zu üben.

Besser steht es mit den „direkten Stimmen“, über die H. Dennis Bradley unter dem Titel „Den Sternen entgegen“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) in deutscher Übersetzung ein hochinteressantes Werk erscheinen ließ. Der halbgebildete Mr. Valentine, kleiner Fabrikant von Toilettenartikeln in Amerika, läßt in seiner Nähe als Medium Stimmen hören, genau als sprächen Lebende. Mr. Bradley, der anfänglich alles für Schwindel hielt, war schließlich davon überzeugt, mit seiner verstorbenen Schwester zu sprechen. Der Ton ihrer Stimme, Saßbau, Inhalt ließen ihn nicht mehr daran zweifeln. Sie gab in schneller Wechsel-

rede Antwort genau wie zu Lebzeiten. Durch Valentines Vermittlung traten große Sänger auf, Bass und Sopran, fremde Sprachen bis zu sechs wurden gesprochen, die Mitteilungen hielten inhaltlich jeder Prüfung stand. Wenn Kritiker einwandten, daß Valentine sich einer Art Trompete bediene, so ist das ein kindliches Gegenargument, da hierdurch zwar die Mächtigkeit der Stimmen, niemals aber die Verschiedenheit der Sprachen und Dialekte, die des Sachbaues und Gedankeninhaltes oder die Richtigkeit der tatsächlichen Angaben erklärt werden könnte.

In meinem heimumstrittenen Buche „Brücke zum Jenseits“ (Albert Langen, München), das ich nummehr nach zweijährigen Prozessen gegen Reider und Verleumder endlich freibekam, trage ich alles an einschlägigen Zeugnissen aus Vergangenheit und Gegenwart zusammen. Den Hauptakzent der Beweisführung lege ich auf die Spulphänomene mit Einschluß der direkten Stimmen, die sozusagen zwischen Materialisation und Spul stehen und zugleich psychische Phänomene einschließen.

Wir unterscheiden Gesichts- und Gehörspul. In beiden Fällen haben wir die Telepathie unter Lebenden bzw. das Wirken des Astralkörpers als Fehlerquellen auszuschalten. Denn in zahlreichen Fällen glaubte man die Gegenwart eines Verstorbenen feststellen zu müssen, während tatsächlich nur Fernwirkung eines Lebenden vorlag. Daß nicht alle Anwesenden etwas wahrnehmen, beweist nichts, da die Empfänglichkeit für diese feinsten Reize außerordentlich verschieden ist.

Ist nun schon der Umstand, daß eine Erscheinung entsprechend den Gesetzen der Perspektive wahrgenommen wird, d. h. vom einen Beschauer im Profil, vom andern aber von vorn, ein sicheres Merkmal dafür, daß wir es nicht mit einem telepathisch erzeugten Phänomen zu tun haben, sondern mit der persönlichen Anwesenheit eines „Gespensites“, so sind von besonderer Beweiskraft gewisse Fälle von ortagebundenem Spul, die sich durch Generationen, ja durch Jahrhunderte nachweisen lassen. Darüber hat Johannes Illig ein ausgezeichnetes Werk unter dem Titel „Ewiges Schweigen!“ (Union, Stuttgart) auf Grund persönlicher Erfahrungen publiziert. Wenn eine solche Wesenheit sich in ihren Gewohnheiten durch so lange Zeiträume treu bleibt, wenn jedermann ihre Anwesenheit wahrnimmt, dann fallen die Hypothesen der Halluzination, der telepathischen Übertragung oder der schwindelhaften medialen Erzeugung in sich wie Kartenhäuser zusammen. Nur eine einzige Erklärungsmöglichkeit bleibt über: das Wirken eines Verstorbenen!

Den naheliegenden und einleuchtenden Einwand, das Verhalten der Spulenden sei so eintönig, trivial, sinnlos oder einfältig, daß wir es nicht mit unseren Vorstellungen von einem jenseitigen Leben zusammenreimen können, weiß Illig sehr überzeugend zu widerlegen. Jene Spulgestalten sind eben noch nicht im Jenseits, sie sind sozusagen im Zwischenreich, auf der Brücke, im „Fegefeuer“, oder wie wir es nennen wollen. Es sind durch irgendeine Zwangsvorstellung oder Schuld ans Diesseits gebundene Seelen, bei denen das Unterbewußtsein oder Traumleben die Handlungen beherrscht. Sie sind Nachtwandler und darum täppisch. Gar mancher weiß noch nicht einmal, daß er „tot“ ist! Er will darum Organe des Diesseits benutzen, die er doch gar nicht mehr besitzt, und denkt nicht an die jenseitigen, die er gebrauchen könnte, wenn er sich in seine neue körperlose Situation eingelebt hätte.

Es kann kein Zufall sein, daß der Spul so häufig an einen plötzlichen tödlichen Unfall, einen Mord oder Selbstmord anknüpft, niemals aber an Schlachtfeldern haftet. Denn wer hier starb, war auf seinen Tod vorbereitet und handelte bzw. litt in höchster aufopfernder Pflichterfüllung. Im Unterschiede zum Selbstmörder, der seiner inneren Spannungen nicht Herr wurde und dessen Seele sozusagen zerrissen war, ist der sterbende Krieger in Harmonie mit sich selbst.

Die zahlreichen Fragen, die hier noch zu erörtern wären, können wir um so mehr unberücksichtigt lassen, als ich ja in der „Brücke“ die Materie wohl erschöpfend behandelte. Desto mehr sei das Resultat des Vorstehenden unterstrichen:

Die Tatsache des Fortlebens nach dem Tode, und zwar als Persönlichkeit, ist unwider-

legbar bewiesen. Es gibt inkorporierte Seelen, das sind wir Lebenden, und es gibt extorporierte Seelen, das sind die Verstorbenen. Den feinen Leib, den sie besitzen, kennt bereits die Bibel, die überhaupt eine unerlöschliche Fundgrube okkulten Wissens ist. Was es aber nicht gibt, das ist der Tod!

Vom Jenseits, vom „Himmel“ wissen wir nur ganz außerordentlich wenig. Wir wissen aber, daß es existiert. Die okkulte Forschung bringt nur ins Zwischengelände vor, in jenes halbmaterielle Übergangsreich der Seelen, die ihr Ziel noch nicht erreichten. Damit sei durchaus nicht bestritten, daß auch geläuterte Jenseitige die Möglichkeit hätten sich zu manifestieren. Aber abgesehen von den Bedenken, die wir gegenüber allen ausschließlich psychischen Phänomenen oben äußerten, kann es sich hier nur um ein freiwilliges Hierherwirken handeln, niemals aber um erzwingbare Experimente. Denn sonst müßten die Abgeschiedenen den Juridagebliebenen untertan sein, eine Annahme, die jeder Begründung entbehrt. Denn wer im Geiste auferstanden ist, der ist jeglicher Erden schwere und jeglicher Einwirkung aus der irdischen Finsternis, in der wir leben, entrückt.

Dr. Max Kemmerich

Abschaffung der Todesstrafe?

Die Bibel enthält nicht nur das Gebot: „Du sollst nicht töten!“, sondern auch die Bestimmung, wie seine Übertretung geahndet werden soll: „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll auch wieder durch Menschen vergossen werden!“ Und kein Geringerer als Jesus hat einmal an diese Verordnung erinnert und sich damit für ihre Fortdauer ausgesprochen: „Wer das Schwert nimmt, der soll auch durchs Schwert umkommen.“ Ja, die Bibel sagt auch, wer das Richtschwert führen soll — (Röm. 13 v. 1 ff.) S. R. im „Fürmer“ Jan. 1929, S. 379 wird hier nach wohl zugeben, daß die Anhänger der Todesstrafe die Bibel für sich haben, nicht aber ihre Gegner, und daß es überraschend wirkt, wenn er gerade für diese religiöse Beweggründe in Anspruch nimmt, jenen aber nur „hauptsächlich praktische und rechtliche Gesichtspunkte“ zugesieht. Übrigens wurzeln auch die Erwägungen, die mit der Bezeichnung „praktisch und rechtlich“ etwas geringschätzig behandelt erscheinen, schließlich religiös. Denn in der Sorge um „die öffentliche Sicherheit wie das Rechtsgefühl im Volk“ äußert sich doch im Grunde — wenn auch manchem unbewußt — die Ehrfurcht vor einer göttlichen Schöpfung, als welche man doch in der jüngsten Vergangenheit das Volk mehr und mehr erkannt und würdigen gelernt hat. Bei denen, die Mord und Todesstrafe in ihrer Wirkung auf den Volkstörper und auf die Volksseele einschätzen, kann man also wohl eher auf Religiosität — wenn auch, wie gesagt, zuweilen unbewußte — schließen als bei denen, die in übertriebenem Individualismus ihre fürsorgende Aufmerksamkeit ganz und gar auf den Mörder zusammenbrängen — so sehr, daß man von „einer tieferen Empfindung für die Schrecklichkeit des Mordes“ gar nichts merkt. Eine solche würde doch vor allem den Opfern des Verbrechens zugute kommen. Ja, die sind ja tot, denen kann man nicht mehr helfen! Ach so? Und die Hinterbliebenen?

Zu welcher Frage die Humanität, „das Mitleid mit den Mitleidlosen“, sich bereits entwickelt hat, zeigt die Gegenüberstellung, zu der eine Berliner Zeitung sich zur Rettung des Massenmörders Schlesinger erstreckte: die Mörder — die ärmlich gekleideten, hungernden, frierenden Stiefkinder des Glücks; die Gemordeten — die Reichen, Satten im Speisewagen vor den reich gedeckten Tischen. Öffnet denn diese Ungeheuerlichkeit nicht wenigstens denen, die aus Religion und Humanität Gegner der Todesstrafe sein zu müssen glauben, die Augen? Sie zeugt doch deutlich davon, daß der Abscheu vor der verbrecherischen Vernichtung von Menschenleben, vor der Bestialität an Frauen und Mädchen, vor der frevelhaften Zerstörung von Familienglück, vor der Schädigung des Volkstörpers erschreckend geschwunden ist. Denn jene gemeine Gegen-



Max Vollmberg

(Aus dem Türmer)
Offsedruck Greiner & Pfeiffer

Beim Rinderfang (Mexikanischer Cowboy)

überstellung kennzeichnet doch nicht nur den, der sie gemacht hat, und die Schriftleitung, die schamlos genug war, sie in ihr Blatt aufzunehmen, sondern auch die Lesergemeinde, die sich solche geistige Kost gefallen läßt.

Noch eine Tatsache sollte denen, die aus religiösen Beweggründen ihren Standpunkt einnehmen wollen, zu denken geben. Ein Teil der Gegner der Todesstrafe hängt der Euthanasiebewegung an, verlangt also von denen, die produktiv nicht tätig sein können, wie die, die sich für uns zu Krüppeln haben schießen lassen, Selbstmord, weil sie ja für unser Wirtschaftsleben nur eine Last sind. Auf die Kennzeichnung dieses Nebeneinander von zärtlicher Fürsorge für Mörder und rohester Zumutung an die Unglücklichen verzichte ich. Sie ist überflüssig. Nicht aber ist es überflüssig, auf diese Schutztruppe der Humanität besonders aufmerksam zu machen.

Nein! Religion und Humanität sollte man doch lieber aus dem Spiele lassen, wenn man den Staat von seiner Pflicht abwendig machen will. Denn es ist nach den Bibelworten, die ich vorhin angeführt habe, unbestreitbar und es ergibt sich aus dem Wesen und dem Zwecke des Staates, daß die Vernichtung des Mörders nicht ein Recht des Staates ist, sondern seine heilige Pflicht gegen das in ihm organisierte Volk und gegen Gott. Mit der lebenslänglichen Freiheitsberaubung würde sich der Staat um diese Pflicht nur herumdrücken — wie wir zum Schluß noch sehen werden, zu seinem und des Volkes Schaden. Hier sei nur auf das zum Nachdenken geradezu zwingende Zusammentreffen aufmerksam gemacht, daß der „Türmer“ unmittelbar nach G.R.s Ausführungen, in denen jenes Verfahren empfohlen wird, die Schilberung eines im Bau befindlichen Zuchthauses bringt, das in Wahrheit mehr ein Feierabendhaus zu werden verspricht. Die Hamburger marschieren ja übrigens bereits an der Spitze der Humanität mit ihren Strafanstalten Fußlabüttel. Denn diese sind so humanitär ausgestattet, daß Tausende ehrllicher, pflichttreuer, schwer um ihr und der Ihrigen Dasein ringender Volksgenossen ihre Insassen beneiden können. Und es ist sehr wohl denkbar, daß die Fortentwicklung des Strafvollzuges in dieser Richtung manchen Verbrecher auf den Gedanken bringen wird, sich durch einen Mord einen gesicherten Lebensabend zu verdienen, wie er Tausenden Rechtschaffener immer verfaßt bleiben wird.

Da man bei solchen Gegenüberstellungen immer Gefahr läuft, des Pharisäertums geziehen zu werden, so sei einmal auf Goethe hingewiesen! Er hat zwar erklärt, es gebe kein Verbrechen, dessen er sich nicht für fähig halte. Er ist aber trotzdem ein Verteidiger der Todesstrafe gewesen. Es ergibt sich also nebenbei noch, daß diese Stellungnahme sich sehr wohl mit dem „Geiste von Weimar“ zu vertragen scheint.

Mit Bewunderung, ja Ehrfurcht sehen wir empor zu dieser kernhaft gesunden Männlichkeit, die klaren Blicks hineingeschaut hat in die Abgründe des eigenen Ich und doch darum das Gesetz des Ewigen in seiner ehernen Größe gewahrt wissen will.

Wir sind eine seelisch-krankte Generation und haben gar keine Ursache, uns mit unserer Humanität aufzuspielen. Statt einer Aufzählung von Symptomen, an denen es wahrlich nicht fehlt, nur eine Frage. Die empörend milde Strafe, ja, die Freisprechung notorischer Mörder scheußlichster Entartung im Frühjahr 1920 im Ruhrgebiete, andererseits die Verurteilung der Femerichter von dem Schrot und Korn eines Oberleutnants Schulz, die Freilassung Bölg', dagegen die Behandlung Schulz' — ist das Humanität? Nein! So etwas kann sich nur in einem Volke abspielen, das seelisch ruiniert ist. Wegen ihrer seelischen Erkrankung aber dürfte unsere Generation gar nicht die Hand an das Strafgesetzbuch legen.

Ja, wenn wir einen Reichstag hätten, beherrscht von dem Gedanken, den Peel einmal im englischen Unterhause ausgesprochen hat: „Wir sollen den Ruhen und keineswegs den Willen des Volkes im Auge behalten!“ wenn unsere Regierung von der „öffentlichen Meinung“ ebenso dachte wie Napoleon: „Drei schreiende Weiber machen mehr Lärm als tausend schweigende Männer“, dann könnte eine Reform des Strafgesetzes sogar zur Genesung unseres kranken

Volles beitragen. Denn dann bestände die Reform in einer Verschärfung der Strafen und in der Ausmerzung so abstruser Bestimmungen, wie sie u. a. der § 214 trifft.

Heute ist es anscheinend ganz vergessen, daß dieser Paragraph vor fast 20 Jahren Gegenstand sehr erregter Presseerörterungen war. Bei einem Einbruchsdiebstahl von dem zurückkehrenden Ehepaare überrascht, hatte ein junger Bursche zuerst die ihm ahnungslos mit ihrem Kinde auf dem Arm entgegentretende Frau durch einen Kopfschuß ermordet und dann auch den entsetzt herbeistürzenden Mann. Die auf diese Schüsse herbeieilenden Leute fanden zwischen den Leichen der Eltern das wimmernde Kind. Als bald gerieten zahlreiche juristische Federn in Tätigkeit, um den wissenschaftlich nicht verbildeten Teil des Volkes dahin zu unterrichten, daß hier nicht etwa Mord, sondern Totschlag vorliege und auf den Verbrecher jener § 214 anzuwenden sei: „Wer bei Unternehmung einer strafbaren Handlung, um ein der Ausführung derselben entgegenstehendes Hindernis zu beseitigen oder um sich der Ergreifung auf frischer Tat zu entziehen, vorsätzlich einen Menschen tötet, wird mit Zuchthaus nicht unter 10 Jahren oder mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft.“ Es war sogar zu fragen, ob der Einbrecher „vorsätzlich“ getötet hatte. Soweit die Presse auf Ordnung im Staate und auf Sicherheit aller Rechtlichen Gewicht legte, urteilte sie damals, daß der Gesetzgeber zwar beabsichtigt habe, die Strafe für bestimmte Fälle der Tötung zu erschweren, daß aber, wie das ja oft geschieht, in der Praxis das theoretisch Ausgeklügelte ganz anders wirke — hier strafmildernd — wenigstens für das natürliche Empfinden des gesunden Menschen. Eine der angesehensten Zeitungen jener Tage diente den Juristen u. a. mit Folgendem. „Vor einigen Jahren brach ein Kerl in den Zigarrenladen einer Witwe ein, ward von der heimkehrenden Frau überrascht, 'tötete' sie durch Beileibe, beileibe 'ermordete' er sie nicht — er wußte in seiner peinlichen Überraschung natürlich gar nicht, wo ihm der Kopf stand — und wurde in Würdigung der peinlichen Überraschung, welche ihm die törichte Frau durch ihre unzeitige Heimkehr bereitet hatte, nicht zum Tode verurteilt, sondern nach § 214 — natürlich, wer sollte ihm das Moment der Überlegung nachweisen? — zu Zuchthaus. Von dort ist er inzwischen ins Irrenhaus avanciert, von wo das Ausbrechen für intelligente Irnsinnige erfahrungsgemäß leichter ist als aus dem Zuchthaus. Einige Zeit nach diesem brach ein anderer Bursche bei einem Gastwirt ein, hatte das Pech, zwei schlafende Kinder aufzuwachen, bearbeitete sie mit dem Messer, verletzte das Mädchen schwer, 'tötete' (beileibe nicht, 'ermordete') den Knaben und wurde ebenfalls nicht als Mörder zum Tode, sondern nach § 214 als Totschläger zu Zuchthaus verurteilt.“

Kranke Geschlechter tun gut, an der Hand anerkannter „Männer“ aus ihren „differenzierten“ Gefühlen hinauszustreben zu einem gesunden natürlichen Denken, das in der heute nur gering bewerteten Welt des Jenseits wurzelt. Da nimmt sich denn doch vielleicht einmal einer, der aufrecht nach religiöser Bestimmtheit seines Standpunktes in dieser Frage trachtet, in unserer ruhelosen, hastenden Zeit ein Stündchen für Luthers nicht sehr umfangreiche Schriften: „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei“, und: „Ob Kriegsleute auch im seligen Stande sein können“. Hier nur ein Wort des Mannes, dem manche es ja geradezu zum Vorwurf machen, daß er alles, aber auch schlecht hin alles vom religiösen Standpunkte aus beurteile! „Nicht der Mensch,“ sagt Luther einmal, „sondern Gott hängt, rädert, enthauptet, würgt und krieget; es sind alles seine Werke und seine Gerichte.“ In überraschender Weise berührt sich gerade hier mit dem großen Reformator der große Staatsmann. Bismarck hat am 1. März, am 23. und 24. Mai 1870 im Reichstage über die Todesstrafe Reden gehalten, die ebenfalls noch heute sehr lesenswert sind, und zwar gerade für die vorhin gekennzeichneten Gegner der Todesstrafe. Bismarck erklärt u. a., daß die Ablehnung dieser Strafe in einer Überschätzung des irdischen Lebens wurzele. Bei den Juristen insbesondere erklärt er sie sich aus der Scheu vor Verantwortung, „einer der Krankheiten unserer Zeit“. Er zeigt aber auch den Erkrankten den Weg zur Gesundung — und hier eben berührt er sich mit Luther —: „Ich möchte an die Herren Juristen die Aufforderung richten: schrecken Sie angesichts der hohen Aufgabe, die

Ihnen von der Vorsehung auferlegt ist, nicht vor Erfüllung derselben in ihrem höchsten Stadium zurück und werfen Sie das Richtschwert nicht von sich, Sie können sich dazu nur gedrungen fühlen, wenn Sie Ihrem Arm in seiner Handhabung lediglich menschliche Kraft zutrauen. Eine menschliche Kraft, die keine Rechtfertigung von oben in sich spürt, ist allerdings zur Führung des Richtschwertes nicht stark genug.“

Nach dem von Bismarck gemeinten „Oben“ wird im heutigen Deutschland wenig mehr gesehen. Und die Krankheit der Verantwortungsscheu hat deshalb noch mehr um sich gegriffen. Das stolze Wort des Paulus: „Wenn ich noch Menschen gefiele, wäre ich Christi Knecht nicht mehr“, hat einem andern Platz gemacht: „Besser, mit der Masse irren, als allein die Wahrheit wissen.“ Und das Ende? Wohin führt der Weg? „Die Kommunisten sind grundsätzliche Gegner der Todesstrafe im kapitalistischen Staat. Wenn zwei daselbe tun, so ist es nicht daselbe. Denn in Sowjetrußland ist die Todesstrafe ein Unterdrückungsmittel der ungeheuren Mehrheit des Volkes“, hat der Kommunist Höllein zweimal im Reichstage erklärt.

Das sollte auch denen zu denken geben, die sich von religiösem Denken bereits ganz befreit haben.

Prof. Hans Haefde

Das Recht der Todesstrafe

Im Januar-Heft des Türmers 1929 lese ich in dem Beitrag über die Abschaffung der Todesstrafe auf Seite 380 den Satz: „Der tiefste Beweggrund, für die Abschaffung der Todesstrafe Stellung zu nehmen, ist jedenfalls der religiöse, für den das göttliche Gebot: Du sollst nicht töten, unbedingt bindend ist.“

Es ist hierzu auf folgendes hinzuweisen: Das göttliche Gebot „Du sollst nicht töten“, steht im Gesetz Moses. In diesem Gesetz wird aber durchaus die Todesstrafe für verschiedene Verbrechen befohlen. Man wolle sich nicht durch das deutsche Wort „töten“ täuschen lassen. Gott hat das hebräische Wort gebraucht. Er hat sich damit keineswegs in Widerspruch zu den übrigen Gesetzen Moses, die ja doch auch göttlichen Ursprungs sind, gesetzt. Ferner wolle man beachten, daß Jesus sich niemals gegen das Recht des Staates, die Todesstrafe zu verhängen, gewendet hat. Wer die Bergpredigt so ausdeuten wollte, der müßte nicht nur die Todesstrafe, sondern überhaupt das Gericht („Richtet nicht . .“) abschaffen. Weder Paulus, noch die katholische Kirche, noch später Luther sind auf den Gedanken gekommen, daß das Recht des Staates, die Todesstrafe zu verhängen, gegen ein „göttliches Gebot“ verstoße. Darf ich, um an das Allertiefste und Heiligste zu rühren, darauf hinweisen, daß die Erlösung des Menschengeschlechtes durch Christus ohne die Todesstrafe, welche von der staatlichen Gewalt verhängt wird, gar nicht möglich gewesen wäre. Das führt uns in allertiefste Probleme vom Wesen des Rechts und der Gemeinschaft, die hier aufzurühren mir fern liegt. Es genüge, darauf hinzuweisen, daß es ein „göttliches Gebot“, das die staatliche Todesstrafe verwehrt, nicht gibt und daß „die Heiligkeit des Lebens in jeder Form“ eine völlig unchristliche Vorstellung ist. Das Leben als solches ist nicht heilig. Heilig ist nur die erlöste Seele. Man sollte die tiefsten Wörter der Sprache wie „göttlich“ und „heilig“ nicht unbedacht verwenden.

Dr. Wilhelm Stapel, Hamburg

Monarchisch=republikanische Annäherung

Bei den Ausführungen Paul Dehns über Monarchie und Republik (Oktoberheft 1928) überrascht es, daß der Verfasser des Buches „Bismarck als Erzähler“ sich für den Gedanken, daß Monarchie und Republik, auf die tatsächlichen Verhältnisse gesehen, ineinander übergehen, nicht auf die Ansicht bezogen hat, die Bismarck am 26. November 1884 im Reichstage über den Unterschied zwischen beiden Staatsformen vorgetragen hat. Es wird ja für Dehn nichts verschlagen, daß Bismarck damals hervorhob, daß es sich um seine persönliche Auffassung handelte. Denn der treueste, tatkräftigste und erfolgreichste Monarchist konnte schon mit berechtigtem Selbstbewußtsein hinzufügen: „Ob sie in eine wissenschaftliche Theorie paßt, ist mir gleich, sie paßt in meine staatsrechtliche Auffassung.“ Sie paßt aber auch in Dehns Anschauung. Wie Dehn in seinem Aufsatz Monarchien, die tatsächlich Republiken sind, Republiken mit monarchischen Zügen gegenüberstellt, so stellt Bismarck in jener Rede der polnischen Republik mit ihrem Könige, der „unter Umständen erblich“ war, die englische Republik mit ihrem „erblichen Präsidenten“ gegenüber. „Ich unterscheide“, bemerkt Bismarck dann, „zwischen Monarchie und Republik auf der Linie, wo der König durch das Parlament gezwungen werden kann, irgend etwas zu tun, was er aus freiem Antriebe nicht tut. Ich rechne eine Verfassung diesseits der Scheidelinie noch zu den monarchischen.“

Diese Wesensbestimmung der Monarchie ist auch deshalb wertvoll, weil in ihr das heute und in Zukunft den monarchischen Gedanken gefährdende Legitimitätsprinzip keine Rolle spielt. 1851 hatte Bismarck zwar noch im Hinblick auf Frankreich an L. v. Gerlach geschrieben: „Gott zeigt uns, wohin das führt, wenn ein Volk das Festland der Legitimität steuerlos verläßt, um sich dem Malfstrom der Revolution anzuvertrauen.“ Aber in den „Gedanken und Erinnerungen“ wird in der Einleitung zu dem Briefwechsel mit L. v. Gerlach das „Wort Legitimität“ mit dem faktastischen Zusatz versehen: „das in dem modernen Sinne von Talleyrand geprägt und 1814 und 1815 mit großem Erfolge und zum Vorteil der Bourbonen als eine täuschende Zauberformel benutzt worden ist.“ In der Tat! Talleyrand, der Vater des von Gott selbst gewissermaßen autoritativ geschaffenen christlichen Legitimitätsprinzips! Talleyrand, der dem Bürgerkönige nach der Eidesleistung zuflüsterte: „Das war der erste!“ *Difficile est, satiram non scribere.*

Aber auch von dieser Vaterschaft abgesehen, ist es ein eigen Ding mit der Legitimität. Es ist, soviel ich sehe, noch nie hervorgehoben worden, daß das Deutsche Reich als selbständiges Staatswesen durch eine Verletzung dieses Prinzips in die Erscheinung getreten ist. Auch nach der Teilung zu Vortzen (843) galt das Ostfränkische Reich wie die anderen Teilreiche als Glied eines Leibes. Um so mehr hätte es nach dem Aussterben des hier herrschenden Zweiges des karolingischen Hauses ohne weiteres an Karl den Einfältigen von Westfranken fallen müssen. Aber diesem Gedanken gab man, wie es scheint, nicht einen Augenblick Raum. Vielmehr brach man jetzt mit jener Vorstellung von den Gliedern eines Leibes, machte Ostfranken selbständig und wählte einen Mann aus dem eigenen Volke. Da gerade der Episkopat, die damals noch mächtigste Partei, die Wahl des Herzogs Konrad betrieben hat, so kann man als sicher annehmen, daß er in erster Linie dadurch empfohlen war, daß seine Familie stets zu Hatto von Mainz, dem Regenten zur Zeit Ludwigs des Kindes, gehalten hatte. Daneben wird gewiß auch seine Verwandtschaft mit dem alten Königshause ins Gewicht gefallen sein. Und so können die Anhänger des Legitimitätsprinzips darauf pochen, daß die Krone immerhin bei einem Sprößlinge der legitimen Familie blieb, d. h. der Familie des Thronräubers Pipin.

Wirklicher Legitimität kann sich nur — wie jedes Volk — das deutsche Volk rühmen. Es sollte das freilich auch tun, d. h. sich fühlen und betätigen als den von Gott berufenen Träger des deutschen Geistes.

J.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Wider den Begriff der Generation

Wer in der letzten Zeit am öffentlichen geistigen und insbesondere am literarischen Leben unsres Volkes teilnahm, der wurde immer wieder von einer bestrebenden und unangenehmen Betriebsamkeit, die um die sogenannte „jüngste literarische Generation“ sich entfaltet, abgestoßen. Wir haben alle noch in Erinnerung, wie vor nun zehn Jahren plötzlich die sogenannte expressionistische Generation sich vorstellte, wie eine Schar Menschen völlig verschiedenen geistigen Ursprungs, ganz verschiedener geistiger Haltung, Begabte und Unbegabte, zusammen in einem Atemzug genannt wurden, als ob einer des andern bedurft hätte, um zu bestehen. Es ließe sich vieles nennen, was die Menschen zusammenbinden konnte, aber ebenso vieles mußte sie, sahen sie sich unvoreingenommen ins Angesicht, trennen. Damals aber wurden sie als eine sogenannte literarische Generation ausgerufen. Es ist nicht einfach festzustellen, wer solch eine Propagierung, solch einen Generationszusammenschluß in Szene setzt, sicher ist nur, daß er nicht im Wesen des echten Schrifttums, am wenigsten im Wesen des Dichterischen beschlossen liegt. Sicher bleibt auch, daß neben vielen andern Dingen, die wirtschaftliche Betriebsamkeit, sei es der Verleger, sei es der Presse, um wenige bedeutende Menschen eine Schar unbedeutender Mitläufer und Mitrufer stellt und aus dieser Sammlung eine Generation macht. Je mehr nun die Verquickung von Geist und Ökonomie fortschreitet, um so mehr muß solche Massenpropagierung des Geistes um sich greifen, um so mehr scheinen geistige und künstlerische Menschen gezwungen, sich einander anzuschließen, um ihre Werte und Werte, die nicht mehr die Kraft haben, sich einzeln durchzusetzen, auf dem Wege der mehr oder minder betonten Organisation wirksam zu machen. Welch verhängnisvolle, geradezu katastrophale Wirkung solche Organisation auf der geistig-künstlerischen Ebene hat, zeigt unsre Gegenwart. Wir sehen, wie die allerjüngsten Literaten sich mit viel größerer Sicherheit als jene vorangehenden Scharen von Schreibenden zusammenfanden, um sich als Generation auszurufen oder ausrufen zu lassen. Wir, die wir selbst jung sind, aber uns nimmermehr mit diesen kleinen Problemen und Problemchen solcher Großstadtliteraten begnügen, die wir nicht an dieses literatenhafte Gebaren, dem alle und jegliche Haltung geistigen Dingen gegenüber abgeht, glauben, sehen uns gezwungen, mit einigen Worten gegen diesen irrtümlichen Begriff von „Generation“ zu sprechen.

Wohl darf zugegeben werden, daß die Zeitgenossen eines und desselben Schicksals gemeinsame Erlebnisse haben, aber diese gemeinsamen Erlebnisse machen im schöpferischen Leben noch keine Generation, die eine Zeit bestimmen oder sich anmaßen dürfte, Ausdruck der Zeit zu sein. Denn das bleibt ja wohl das Ärgerliche an solcher Propagierung, daß einzelne Gruppen und Grüppchen für sich immer wieder den Anspruch erheben oder erheben lassen, nicht nur die bestimmende Generation, sondern gar der Ausdruck des Zeitwollens zu sein. Vergessen denn diese Verantwortungslosen so völlig, daß nie und nimmer die Gestalt einer Zeit durch eine Schar organisierter Jünglinge bestimmt wird, sondern durch einzelne aus dem Tiefsten schöpferische Männer? Vergessen diese Kuxer so ganz und gar, daß das Schicksal der Menschen nicht im Sein liegt, sondern im Werden? Würde man nicht, daß die Zeit immer über solche Versuche, das organische Werden zu vergewaltigen, gesiegt hat, man müßte verzweifeln über dieses Gebaren. Es wäre ja auch nicht notwendig, dagegen das Wort zu ergreifen, würde man nicht erkennen, wie diese Seuche der Generationsbildung immer verheerender um sich greift.

Wer es vermag eine Generation zu schaffen, das ist allein die Zeit: die Dauer des Werdens, nicht aber wie nun unsre jüngsten Literaten glauben, die Propagandisten der Verlagshäuser, die Redakteure gewisser Literatenblätter oder die Literaten selbst. Nein, wir fürchten, eine bittere Enttäuschung werde die Antwort auf all diese Betriebsamkeit sein. Es ist schön und gut, daß jüngeren Menschen die Möglichkeit gegeben werde, zu Wort zu kommen; aber man zerstöre doch diese Jugend nicht in ihren zartesten Reimen, indem man sie zur Generation organisiert, indem man sie über alle Märkte, alle Bühnen schleppt, indem man ihr und den Zeitgenossen einredet, daß die Gegenwart in diesen Jünglingen die Erfüllung sehe und nicht die Verheißung einer Erfüllung. Wir selbst schrieben an anderer Stelle (Einleitung zu unsrer „Anthologie junger deutscher Lyrik“ Reclam-Verlag, Leipzig): „Jugend an sich soll nicht als Verdienst bezeichnet werden, wie es eine Mode dieser Zeit leider tut, wir fassen Jugend als eine Gnade auf, als ein Geschenk des Lebens, das verpflichtet, dem seine Weihe gegeben wird durch die Leistung.“ Daß noch junge Menschen leben, ferne dem Betrieb der Großstadt-Literaten, daß einzelne sind, die gegen diesen Generationsbetrieb sich verwahren und, auf ihr eigenes Selbst gestellt, an sich selbst und damit an einem Werte formen, das soll hier gesagt werden. Nicht um nun unsrerseits eine Reihe dieser Stillen an die Öffentlichkeit zu zerren, um nun eine Schar solcher wahrhaft Schöpferischen in ihrer Arbeit durch lauten Zuruf zu stören, nein nur um jenen, die den Glauben an solche Einsamen und doch dem tiefsten Lebensstrom Verbundenen aufgeben möchten, die tröstliche Gewißheit ihres Daseins zu geben. Mögen die Besten unter unsern Zeitgenossen den Glauben nicht aufgeben, daß die Träger jener zeitbildenden und zeitbauenden Kräfte nicht in diesen Wirbel der Betriebsamkeit verstrickt sind, sondern als schöpferische Einzelne das Schicksal tragen, wie das immer war und immer sein wird. Denn so frage ich, welcher Generation gehören denn die großen Schöpfer an? Waren nicht sie vielmehr Einzelne und Einsame, aber auch zugleich jene, die die Welt formten nach ihrem Eigengesetz? Es soll nicht geleugnet werden, daß der Begriff der Generation, von ernsten Forschern als wissenschaftliches, heuristisches Prinzip verwertet, manchen neuen Einblick in den geschichtlichen Ablauf bot, aber wie er nun, sei es als Prinzip der geschichtlichen Darstellung, sei es als Umschreibung und Propagierung im literarischen Betrieb der Gegenwart, gebraucht wird, zerstört und verwirrt er mehr als er nützen kann. Jedenfalls wenden wir uns mit allem Nachdruck gegen die apodiktische und anspruchsvolle Annahme gewisser jüngster Literaten, die in dem von ihnen gebildeten Kreis den Ausdruck einer ganzen Zeit sehen möchten, die sich als Vertreter und Repräsentanten der Nation geben. Wir verhehlen nicht, daß wir den schöpferischen Einzelnen, die allzuoft auch noch in diesen Wirbel gezogen werden, mit Ehrfurcht nahe sind, wir hoffen, daß ihre Kraft groß genug sei, diesem Treiben zu trohen und unser Schrifttum aus der Wirrnis, darin es durch das verantwortungslose Treiben gewisser Kreise gebracht wurde, zu lösen. Otto Heuschke, Waiblingen bei Stuttgart

Hans Frand

Am 30. Juli wird der mecklenburgische Dichter Hans Frand fünfzig Jahre alt. Grund genug, einmal den Blick über sein umfangreiches Werk schweifen zu lassen, um Klarheit über seine Bedeutung zu gewinnen. Wie so mancher Schriftsteller der Gegenwart ist er aus dem Kreise der Lehrer hervorgegangen, hat später als Dramaturg dramatische Erfahrungen sammeln können, sich dann aber von Ämtern freigemacht und lebt nun seinem eigentlichen Beruf als Dichter in Frankenhorst bei Schwerin in Mecklenburg. Es gibt kaum ein Gebiet der Dichtung, auf dem er sich nicht mit dem oder jenem Werk versucht hätte, aber seine Haupterfolge hat er als Erzähler und Dramatiker aufzuweisen. Seine Begabung verweist ihn an die Seite Hebbels. Man hat ihm das nahezu zum Vorwurf gemacht, wenn man, übrigens ungerecht, tabelte, daß

er zu sehr Grübler, zu wenig Gestalter sei. Dieser Vorwurf konnte nur von Kreisen ausgehen, die dem Brauch folgend, der seit der Blütezeit des Naturalismus herrscht, das Kunstwerk im wesentlichen als ein Problem der Form und des Stils ansehen. Frand gehört aber zu den wenigen Dichtern der Gegenwart, die es weder als ein Problem der Form noch als eins des Gehaltes fassen, sondern der „altmodischen“ — so denkt man drüben — Auffassung huldigen, daß es eins der Form und des Gehaltes sei. Darin liegt schon ein Gleichnis für seine Weltanschauung, den Dualismus, der bereits vom Naturalismus totgeschlagen worden sein soll. Der Mensch ist für Frand als kosmisches Wesen Leib und Seele, also ein in sich gegensätzliches Wesen, überhaupt sieht er als Kennzeichen der Welt das Neben- und Gegeneinander an. So liegt die Aufgabe des Menschen darin, diese Gegensätze als Gegebenheiten hinzunehmen und die gestörte Harmonie in ihrer Anerkennung zu finden. Da der Mensch im allgemeinen nicht die Reigung hat, auf diesem Wege zur Einheit zu kommen, sie viel öfter in Betonung der Einseitigkeit sucht, ist äußerer und innerer Kampf die notwendige Folge. Er endet entweder mit dem Unterliegen des Menschen solcher Ausschließlichkeit, oder aber mit der Erkenntnis, daß in der Ausschließlichkeit die Ursache seiner Friedlosigkeit liegt, er dringt dann schon auf dieser Erde zu innerer Harmonie durch. Wollte man versuchen, das dichterische Wesen Frands auf knappste Formel zu bringen, so müßte man feststellen, daß es in allen erzählenden und dramatischen Werken Frands um dieses Grundproblem der Welt des Menschen geht und er als Erzähler daher stark dramatische Handlungen liebt. Denn das Drama steht und fällt mit dem Kampf, wobei aber noch darauf hingewiesen werden muß, daß der Kampf keineswegs nur einer von Mensch gegen Mensch sein muß, sondern oft sogar und bei Frand notwendigerweise ein Kampf in der Brust eines Menschen ist; denn jene kosmischen Gegensätze machen nicht Halt vor dem Ich des Einzelmenschen.

Am allerwenigsten scheint Frand zur Lyrik vorbestimmt. Und doch besitzen wir von ihm drei lyrische Bücher: „Eiderische Sonette“ (1920), „Kränze, einem Kinde gewunden“ (1921) und „Gottgesänge“ (1924). Sie gehören alle drei in die letzte Entwicklungszeit des Dichters, sind nicht Lyrik im engeren Sinne, sondern Weltanschauungsichtung. In den Sonetten handelt es sich um das Erlebnis des Gegensatzes Erde und Gott, Körper und Seele, um das Aufstreben des Menschen aus der Unvollkommenheit in die einheitliche Allheit zusammen mit der Erkenntnis, daß erst durch den Tod das Ziel voll erreicht werden kann. In den Gottgesängen, die an Gottesringer der Bibel angeschlossen sind, erleben wir sinnbildhaft den ewigen Kampf des Menschen um Erlösung zu und durch Gott. In dem zweiten Büchlein steht das Problem des Todes im Mittelpunkt und wird von einem Vater und einer Mutter, die ihr Kind haben hergeben müssen, im Sinne der Weltanschauung des Dichters überwunden, die keine Furcht vor dem Tode kennt, für die er viel eher der Erlöser aus zwiespältiger Welt ist, die im Schmerz so gut wie in der Freude ein notwendiges Erleben sieht, unter das der Mensch sich demütig beugen muß. So sind uns die Gedichte Frands gerade dadurch wertvoll, daß sie in der ichbetonten Form, die aller Lyrik, auch der Gedankenlyrik, eignet, um so unverhüllter den Kern der Weltanschauung des Dichters offenbaren.

Die erzählenden Werke Frands lassen das gesamte Erleben des Menschen auf dem Hintergrund der oben gekennzeichneten Lebensdeutung nach und nach vor unserm geistigen Auge vorüberfluten. Da stehen zunächst die vier Romane: „Thief und Peter“ (1911, in neuer Bearbeitung als „Tor der Freundschaft“ sieben erschienen), „Das dritte Reich“ (1923), „Meta Roggenpoorb“ (1925) und „Minnermann“. Im ersten handelt es sich um das Problem der Freundschaft, das in den beiden Titelhelden sichtbare Gestalt wird. Beide sind typische Ausschließlichkeitsmenschen. Thief verlangt schrankenlose Hingabe des Freundes an seine Persönlichkeit, Peter gewährt sie, geht aber seelisch dabei zugrunde, bis er an der Seite einer stärkeren Frauenseele sich des Rechtes der eigenen Persönlichkeit bewußt wird. Darüber zerbricht die Freundschaft. So ist die Handlung ein charakteristisches Beispiel dafür, daß Ausschließlichkeit zugrunde richtet. Erst der Tod der Freundschaft gibt beiden das Leben. Man könnte nicht nur über diesen Roman des

Dichters, sondern über sein gesamtes Werk das Goethewort: *Stirb und Werde!* als Motto setzen. Der zweite Roman führt uns das Problem des deutschen bildenden Künstlers vor, der in der Heimat die Sehnsucht nach der Fremde, in dieser die Sehnsucht nach jener leidend erlebt und so entwurzelt ist, bis der Tod seiner Seele den Frieden gibt. So ist hier geradezu an ein Kernstück der deutschen Seele geführt, das bisher nur wenigen Deutschen erlaubt hat, zur Harmonie zu gelangen. Damit verbindet sich episodenhaft das Künstlerproblem, Kunst und Leben zu einer Einheit zu gestalten, durch die Kunst nicht dem Leben, durch das Leben nicht der Kunst entfremdet zu werden. Der Held ist auch ihm nicht gewachsen. Im „Meta Roggenpoord“ wird dieses Problem Mittelpunkt der Handlung. Meta scheitert an dem Lösungsversuch deshalb, weil sie im Gegensatz zu dem Helden des vorigen Romans ein Ausschließlichkeitsmensch ist, der nur eins von beiden zu sein vermag, vollkommener Künstler oder vollkommener Mensch. Im „Minnermann“ aber wird das Problem des deutschen Volkes im Weltkrieg Gegenstand einer vollendeten Charakteristik des deutschen Menschen in der Zeit des Krieges und der Revolution. Daß in unserm Volk äußeres und inneres Leben auseinanderklaffen, daß die Gegensätze zu Kämpfen gegeneinander führten, statt sich wie Licht zum Schatten zu fügen und in derselben Richtung zu wirken, erscheint hier als der metaphysische Grund für den Tod, den wir als Volk erlebt haben. Wir waren zu einem Ausschließlichkeitswesen geworden. Der Glaube an die Macht der Materie hatte die deutsche Seele getötet, längt bevor sie vor ihre Probe gestellt wurde. Deshalb mußte das errichtete Gebäude zusammenbrechen. Wir konnten ihm keinen dauernden Inhalt geben, weil wir an die ewigen Güter nicht mehr glaubten. So erscheint mir unter den zahlreichen Romanen über das Kriegserleben dieser einer der wertvollsten, weil er den tiefsten Grund unseres Verfallens, die Entseelung, erbarmungs-, aber nicht hoffnungslos darstellt. Unser Volk hat im Krieg und in der Revolution das Stirb erlebt und wird darauf das Werde folgen lassen müssen.

Neben diesen Romanen stehen sechs, z. T. sehr umfangreiche Novellenbücher, jedes aber um nur ein Problem gestaltet, so daß es eine inhaltliche Einheit darstellt. In den fünf Novellen „Das Pentagramm der Liebe“ (1918) ist es das der Liebe. Niemals wird es im Sinne bloßer Erotik gefaßt, sondern sein metaphysischer Sinn etwa in der reistlosen, auch seelischen Hingabe an das geliebte Wesen gesehen; aber wieder nicht so, daß durch sie das eigene Ich ausgelöscht werde, sondern nur so, daß es mit dem andern zusammen erst die Einheit bildet, die erstrebt wird. In den drei Erzählungen „Das Glodenbuch“ (1921) hat der Dichter drei wundervolle Kindererzählungen geschaffen, die Knaben in der Tragik ihres Andersseins darstellen. Sie gehen daran zugrunde, weil sie sich gegen den Sinn des irdischen Lebens, das Ausgleich will, nicht von ihrer Sonderkraft zu lösen oder sie nicht in den Dienst der Gesamtheit zu stellen vermögen. In den fünf legendarischen Novellen „Mutter, Tod und Teufel“ (1925) wird im Ton der Legende die Furcht des Menschen vor dem Tode, die ihn so oft zu Bündnissen mit dem Teufel verführt, Problem und in ihren Auswirkungen geschildert. Die vier Novellen „Septaktord“ (1926) greifen auf das Problem Liebe zurück, haben aber dadurch ihren besonderen Ton gegenüber denen des Pentagramms bekommen, daß die Frage der Fernwirkung von Seele auf Seele und die okkulten Kräfte herangezogen werden, so daß sie vielfach einen mystischen Ton erklingen lassen. Etwa dieselbe Stellung unter den Novellen wie „Minnermann“ unter den Romanen nimmt das neunundvierzig kürzere oder längere Novellen umfassende Buch des deutschen Volkes im Zeitalter der Mythe, des Mittelalters, der Lutherzeit, Friedrichs des Großen, der Befreiungskriege, des Friedens nach 1870 und der Wirrnisse der Gegenwart unter den Novellenbüchern ein. Es trägt den Titel „Der Regenbogen“ (1927) und versucht aus dem Sonderwesen jedes dieser sieben Zeitalter so etwas wie den Kern der deutschen Volkseele herauszuschälen, wie sich der Regenbogen aus seinen sieben Farben zum Symbol des Lichtes gestaltet. Nicht immer gleich geglättet, in einzelnen Abschnitten sogar nicht frei von Tendenz, kann das Werk als Ganzes doch zu den eindringlichsten Schöpfungen dieses Dichters ge-

rechnet werden, zeigt es ihn doch auch als meisterhaften Beherrscher der Form der anekdotischen Novelle, während das bisher letzte Novellenbuch „Recht ist Unrecht“ (1928) mit seinen neun Novellen größeren Umfangs erweist, daß er auch die Form der Charakternovelle künstlerisch und psychologisch einwandfrei zu handhaben versteht; denn hier ist jedesmal ein bedeutungsvolles, nicht alltägliches Erlebnis zum Spiegelbild eines ganzen Menschenlebens geworden. Das Problem ist im Titel deutlich ausgedrückt. Es ist eins der wichtigsten im Menschenleben überhaupt und wieder ein schlagkräftiger Beweis für die Berechtigung der dualistischen Weltanschauung; denn darin, daß Recht zugleich Unrecht ist, zeigt sich deutlich, wie eine monistische Deutung den Erscheinungen des praktischen Erdenlebens nicht gerecht zu werden vermag. In dieser Sammlung sehe ich den Höhepunkt der Novellenkunst Frands.

Das Drama Frands — es liegen bisher acht Werke vor — geht abseits der großen Heerstraße unserer Gegenwartsdramatik. Es kann sich bei der grundlegenden Weltanschauung Frands nicht auf die Einseitigkeiten des Naturalismus oder Expressionismus, aber auch nicht auf die der Neuroromantik einlassen, kann ebensowenig als bloße Stil- und Formfrage gelten. Es knüpft vielmehr an Hebbel unmittelbar an und steht dem Wesen des Neuklassizismus näher als allen anderen Richtungen des modernen Dramas. In der Form hält es sich im allgemeinen an das Vorbild der klassischen Zeit, nur im *Fredericus-Drama* „Geschlagen“ (1923) löst es die Handlung in sieben Bilder auf. Grand faßt theoretisch das Drama als ein wesentlich architektonisches und konstruktives Gebilde auf, was sich wieder aus seiner Weltanschauung ergibt, die das Leben als Kampf kosmischer Gegensätze auffaßt. Wir sehen, daß er das Problem der Hebbelschen Individualisation nicht wie dieser Dramatiker ausschließlich tragisch deutet, sondern seine Lösung in freundlichem Sinne für möglich hält, weil der Mensch, wenn er jene Gegensätzlichkeit als gegeben ansieht, sich ihr beugt und dadurch zur Harmonie gelangt. So sind denn unter den acht Dramen nur zwei Tragödien, denen fünf Dramen und eine Komödie gegenüberstehen. Die beiden Tragödien sind die *Brudertragödie* des schon genannten *Fredericus-Dramas* und das *Struensee-Drama* „Ranzler und König“ (1926); die Dramen: das des Gegensatzes zwischen äußerlicher Machtgier und innerlicher Herrscherart „Herzog Heinrichs Heimkehr“ (1911), das Liebesdrama „Sodiva“ (1917), das ein Drama der Selbstüberwindung ist, das Kriegsdrama „Freie Knechte“ (1918), das im Titel schon sein Problem andeutet und den Untergang der Mutter als eines Ausschließlichkeitsmenschen neben die gläubige Kraft des Vaters und das Pflichtgefühl des Sohnes stellt, das zweite Liebesdrama „Opfernacht“ (1921), das das Problem der Liebe vom Gesichtspunkt der Vereinigung von tierischem Trieb und göttlicher Kraft behandelt, die Komödie „Martha und Maria“ (1922), die das biblische Problem dahin löst, daß nicht die Trennung in Martha und Maria, sondern die Vereinigung in einer Gestalt das erstrebenswerte Ziel darstelle. „Klaus Michel“ (1923) endlich gestaltet das deutsche Problem des Niederganges im Weltkrieg und begründet die Notwendigkeit des Unterganges mit der Ausschließlichkeit, mit der sich das deutsche Volk auf die Seite des Materialismus gestellt hat. Keins von allen Dramen verleugnet die schon in Frands Weltanschauung begründete dramatische Bewegtheit. Keins gibt bloße Wirklichkeit, sondern erstrebt, was Grand theoretisch als die Aufgabe jeder Dichtung, jeder Kunst bezeichnet: Überhöhung der Wirklichkeit, Steigerung zum Typischen, zum Allgemeinen. Er schildert im Irdischen das Göttliche und zeigt den Weg aus dem Kampf zur Harmonie.

So erkennen wir, daß hier ein Dichter sein Werk zu wundervoller Geschlossenheit entwickelt hat. Daß er das konnte, hat seine Ursache darin, daß hinter dem Gestalter eine starke geistige Kraft steht, die ihn das Leben nicht als Spiel des Zufalls ansehen läßt, sondern als Auswirkung höherer Gesetze. So wird ihm Dichtung zu geistiger Führerschaft. Wer das erkannt hat, weiß auch, daß Grand damit nicht in der Reihe der Dichter steht, die man wohl als die repräsentativen unserer Zeit zu bezeichnen pflegt, sondern neben ihnen als ein Fortsetzer jener Reihe, die mit Schiller, Goethe, Kleist, Hebbel genügend gekennzeichnet ist.

Ernst Lemke

Streit um ein Buch

Selten wird um ein Buch so heiß gestritten, wie um das Kriegsbuch Remarques, zu dem der „Türmer“ im Aprilheft auf Seite 87 bereits Stellung genommen hat. Mit welcher Leidenschaft dieser Kampf geführt wird, zeigt sich in vielen Zuschriften an die Schriftleitungen von Blättern, die das Buch entweder empfehlen oder ablehnen. Auch der „Türmer“ hat solche Zuschriften bekommen. Die einen fordern schärfste Zurückweisung dieses „raffiniert ausgeflügelten Tendenzwerkes pazifistischer Miesmacherei“, widrigenfalls mit Abbestellung der Zeitschrift gedroht wird. Die anderen verlangen ebenso energisch entschiedene Bejahung dieses „Denkmals unseres unbekannten Soldaten“.

Der Streit zeigt auf das deutlichste, daß es um etwas anderes geht, als allein um dieses Buch. Dabei muß zunächst festgestellt werden, daß viel zuviel leeres Stroh gedroschen wird, daß man den Kern der Sache nicht klar erkennt. Auch mit Schlagwörtern kommt man da nicht weiter. Es handelt sich vielmehr um die Entfesselung einer Auseinandersetzung zwischen der alten und der neuen Zeit, die durch das Buch „Im Westen nichts Neues“ erfolgte. Es ist der Auslöser der Debatte, ein Katalysator. Und mit diesem Buch werden viele andere Kriegsbücher — sonst schnell vergessen — in den Brennpunkt des Interesses gerückt.

Der Krieg war zu Ende. Die Soldaten lehrten in die Heimat zurück, schweigend die einen, revolutionär die anderen. Beide sprachen nicht vom Kriege als persönlichem Erleben. Der Schrei „Nie wieder Krieg“ schwängerte gefährdend die politische Atmosphäre. Die Antikriegsbewegung setzte ein und beherrschte mit ihrer Forderung die öffentliche Meinung. Inzwischen schrieben Heerführer und hohe Offiziere ihre Kriegserinnerungen. Das waren militärische Dokumente, die sich in strategischer und taktischer Hinsicht mit dem Kriege befaßten. Das rein Menschliche trat darin naturgemäß zurück. Die Furchtbarkeit und das entsetzliche Grauen des Kampfes sah der Generalstabler als etwas Unabänderliches und zum Wesen des Krieges Gehöriges an, weshalb diese Dinge gegenüber den militärwissenschaftlichen Fragen zurücktraten. Daneben aber brandfackelten Bücher, graphische Mappen und Photographien, alles Befehmsmittel, die den Krieg von einer anderen Seite zeigten: furchtbar, grausam, unmenschlich, unsinnig. Anfangs verboten, dann freigegeben, aber nur mit Einschränkung. Viele, die den Krieg nicht mitgemacht hatten, lehnten solche Darstellungen entrüstet ab. Sie sahen ihn aus der Perspektive des traditionellen Heldentums, der Phrase. Sie konnten nicht wissen, wie er in Wirklichkeit war, sie konnten nicht ermessen, mit welcher Gewalt, Grausamkeit und Härte er die Seelen erschütterte, daß die alten Ideale beim ersten Granateinschlag vielfach zertrümmert wurden. Die Heeresberichte meldeten Siege oder verdeckt die Rücknahme der Truppen (nicht Rückzug!) in die frühere Stellung, sonst aber latonisch: „Nichts Neues — Ruhe“. Die Heimat flaggte und feierte Siege, und war ein Tag ohne Sieg, wunderte sie sich, war unzufrieden, murrte sie. Fronturlaubler kamen. Mochten viele, zumal anfangs, noch von Heldentaten erzählen, gar bald wichen sie den Fragern aus, sprachen höchstens von der Stellung ihres Regiments, mutmaßenderweise von bevorstehender Offensive und von den Kameraden. Das Gespräch mied den Kernpunkt: von der Seele des Soldaten sprach man nicht. Die Frager ließen dennoch nicht loder; sie spürten, daß irgend etwas nicht stimmte. Aber der rechte Frontsoldat schwieg.

Und auch nach dem Kriege noch, ängstlich hütete sich jeder, die Wunde, die zu vernarben schlen, aufzureißen. Zehn Jahre schwieg man. Deutschland tanzte, und es war vielleicht gut so. Historische Filme tauchten auf und der Großfilm „Der Weltkrieg“ (mit Zensurstreifen). Die Beschönigung wurde fortgesetzt. Dann erschienen mehrere Bücher, die den Krieg oder das Fronterleben zum Vorwurf hatten. Wir nennen hier: Grabenhorst, „Fähnensjunger Vollenborn“ (leider ganz zu Unrecht in der Kritik nicht genügend gewürdigt); Schaweder, „Der feurige Weg“; Beumelburg, „Douaumont“; Jünger, „Feuer und Blut“ und „Das Wäldchen

125"; Hans Carossa, „Rumänisches Tagebuch“; Stefan Zweig, „Der Streit um den Sergeanten Grischa“; Rudolf G. Binding, „Krieg“; von der Dring, „Soldat Suhren“; Wilhelm Schreiner, „Der Tod von Ipern“; Henri Barbusse, „Das Feuer“. Hierher gehört auch das „Grabmal des unbekannten Soldaten“ von Paul Raynal.

Da plötzlich wird ein Buch auf den Markt geworfen: Erich Maria Remarque, „Im Westen nichts Neues“. Fast gleichzeitig mit diesem erscheint Ludwig Renns „Krieg“; aber das Rennen machte Remarque. In die Hirne der Menschen haben sich Zahlen eingemeißelt. 300 000. 400 000. ½ Million. Aber gelesen haben das Buch schätzungsweise mindestens zwei Millionen. Die Zahlen haben verwirrt und Spannungen ausgelöst, die dem Empfinden ungewohnt waren. Es ist etwas Außergewöhnliches geschehen. Auf dem Büchermarkt und im Deutschen selbst. Sehen wir darüber nicht hinweg. Es handelt sich um ein ernstes Buch. Das muß gesagt werden, ganz gleichgültig, ob man ihm zustimmt oder ob man es ablehnt. Der Literaturstreit begann mit der Frage: Renn oder Remarque. Aber die ultimative Fragestellung ist falsch. Wir haben es nicht mit einem guten und einem schlechten Buch zutun. Nicht ein Wert-, sondern ein Wesensunterschied trennt die beiden Werte. Bei Renn werden wir bis ins kleinste informiert, in einer Prägnanz des Ausdrucks, der keine Kürzung verträgt. Nichts vergißt er, tausend Dinge sieht er fast gleichzeitig; aber er bleibt Beobachter, der uns als Künstler mit peinlichster Genauigkeit Entwicklung und Verlauf eines Vormarsches oder Angriffes bewußt macht. Er läßt uns noch nachdenken; wir können das Buch mit Unterbrechungen lesen. Remarque aber kommt es gar nicht auf Einzelheiten so sehr an, wiewohl er dem Wort nach auch kaum etwas vergessen hat, was zu sagen war. Er verbietet uns nachzudenken; wir lesen sein Buch von Anfang bis zum Ende durch. Während wir bei Renn jede Handlung, jeden Handgriff verfolgen, bleiben wir doch Beobachter, und der Krieg erscheint uns trotz allem als ein grandioses Schauspiel von Einmaligkeit. Remarque schildert, reflektiert, sein Redefluß reißt uns mit. In Remarque steckt zweifellos mehr Menschlichkeit. Die Kreatur bäumt sich auf gegen das Unsinnige des Krieges, obgleich er unvermeidbar ist. Auch bei Remarque tun alle ihre Pflicht, ebenso ohne Begeisterung wie entscheidend bei Renn.

Wilhelm Müller Scheld nennt Remarques Buch in seiner Studie „Im Westen nichts Neues — eine Täuschung“ (Verlag Georg Brandpierre, Jbstein i. Taunus, 1929), die Schilderung des „grauen Elends“. Als Ursache des großen Erfolges gibt er die „vorzügliche Komposition, den dramatischen, von Kapitel zu Kapitel mit erstaunlicher Artigkeit gesteigerten Aufbau“ an, trotz aller Mängel, die er auf 54 Seiten nachzuweisen versucht. Graues Elend. Stimmt es nicht? So grauenhaft und furchtbar war nie zuvor ein Krieg gewesen. Die Erfindung immer neuer Mittel, mörderischer als die noch soeben angewandten, machten auch das stärkste Gemüt müde. Jeder Anruf des Gewissens und der Verantwortung wurde unmöglich gemacht durch die Methode des Kampfes. Vergessen wir doch nicht, daß durch den Stellungskrieg und die moderne Kriegstechnik die persönliche Regsamkeit auf ein Minimum herabgedrückt, daß jede Betätigung zum Beweise der Tapferkeit so gut wie ausgeschaltet wurde, zungunsten der Unterordnung und Pflichterfüllung. Diese vom militärischen Standpunkt aus durchaus notwendige Ausschaltung der persönlichen Einzelkraft, die Entziehung der Mitverantwortung mußte die psychologische Wirkung zur Folge haben, daß Unterordnung sich in Oublung, in fraglosen Einsatz verändern mußte. In der Schilderung dieses Zustandes ist Remarque wie kein anderer objektiv, und gerade diese Darstellung ist typisch für die Jugend, „die vom Kriege zerstört wurde — auch wenn sie seinen Granaten entkam“. Paul Raynal in seinem „Grabmal des unbekannten Soldaten“ sagt ähnlich: „Es gibt Generationen, die kein Glück haben.“ Das ist etwas übertrieben gesagt; aber das tut nichts zur Sache. Dem innerlich Starken wird dieses Bekenntnis, sofern er es begriffen hat, Ansporn werden; es ist die namenlose Aufforderung zur Tat. Für uns heute. Für damals der Ausdruck tatsächlicher Stimmung. Haben wir schon vergessen, wie schwer es im Durchschnitt dem Frontsoldaten nach der Heimkehr wurde, sich wieder an geordnete Verhältnisse zu gewöhnen?

Der Grundirrtum der meisten, Remarque gemachten Vorwürfe scheint mir der zu sein, daß man die Hauptgestalt seines Buches, Paul Bäumer, mit ihm, Remarque, identifizierte. Obwohl der Verfasser in dem Vorwort unzweideutig sagt, daß das Buch „weder eine Anklage, noch ein Bekenntnis“ ist. Weil Bäumer kein Draufgänger und Patriot ist, muß Remarque dafür mit Unflat beworfen werden? Und obwohl es noch nie anders gehandhabt wurde, als daß man die Person von der Sache trennte — denn wenn man das nicht getan hätte, dann wäre Friedrich Schiller eben ein Räuber gewesen! — bei Remarque tut man es nicht. Daraus ist schon die ganze Verlogenheit derartiger Anwürfe zu erblicken. Und selbst wenn es wahr wäre, daß Remarque z. B. nicht Frontsoldat gewesen ist, was wollte das wohl schon bedeuten? Es spräche nicht gegen das Buch; am allerwenigsten gegen Remarque. Es spräche in unerhöhterem Maße für ihn; denn es ist ihm eine Dichtung gelungen, die an suggestiver Macht nichts einbüßte, selbst wenn sein Buch weniger Erfolg gehabt hätte. Denn Remarque hat ein Bild der Vernichtung, der Großartigkeit, der Dämonie gezeichnet, in Szenen, kurz wie das Ausblitzen der Granaten. Denn er hat eine Diktion gefunden, gleich dem Frontfleber und der Unbeständigkeit fliegender Granatsplitter. Was will es dann schon besagen, wenn man bei strengerer Kritik einige Übertreibungen feststellt, wenn ein paar Szenen unwahrscheinlich sind, nicht in ihrer äußeren Realität, sondern in der Darstellung, wie z. B. die Rede Bäumers an den toten Franzosen im Granattrichter (Seite 222), die auch Rudolf G. Binding in seinem Aufsatz „Krieg für genügsame Leute“ in „Die Literatur“ XXXI, 9. anführt: „Diese ganze unnötige Übertreibung macht so viele (Binding weist vier nach) Stellen des Buches wahrhaft anrüchig. Es riecht nach Unwahrheit. — Da wird man denn auch gegen alles andere mißtrauisch.“ Anders gesehen, stellt doch gerade diese Szene heraus, daß das menschliche Gefühl, das Mitleiden, trotz der Erleidungen, nicht erstorben ist; daß vielmehr das christliche Gebot, seinen Feind zu lieben, hier erfüllt wird. An einem Toten! Das ist kein Vaterlandsverrat, keine Feigheit. Und wäre er sentimental gewesen, er wäre übergelaufen ohne Zweifel (Gelegenheit gab es immer). Binding macht einen schweren Vorwurf. Und was wollte Remarque? Erhob er irgendwelchen Anspruch? Nein, als höchstens den, „den Versuch zu machen, zu berichten“. Ich denke, das Geschrei um Remarque ist doch recht unnütz, und die Fechter benehmen sich recht unbeholfen. Es hat tatsächlich den Anschein, als ob man nicht Remarque alle die Vorwürfe machen wollte, sondern den „Bejaßern“ des Buches, aber zu feige ist, diesen zu antworten.

Eine Zeitung zitiert Remarque wie folgt: „Wir sind Flüchtende. Wir flüchten vor uns. Vor unserm Leben. Wir waren achtzehn Jahre und begannen die Welt und das Dasein zu lieben. Wir mußten darauf schießen. Die erste Granate, die einschlug, traf unser Herz. Wir sind abgeschlossen vom Tätigen, vom Streben, vom Fortschritt. Wir glauben nicht mehr daran. Wir glauben an den Krieg“, und meint dann: „Das ist der Mut, der sich zur Feigheit bekennt, der die Ratlosigkeit der Nachkriegsjahre in den Krieg zurückverlegt. Die das breite und übertriebene Verweilen in der Sphäre der Zote, des Magens und der Latrine erklärt.“ Es bedarf keiner Erklärung des Remarque'schen Zitats, um das Mißverständnis des „Kritikers“ zu erhellen. Und was die Sphäre der Zote, des Magens und der Latrine betrifft, so seien hier aus dem Buch „Kriegsbriefe gefallener Studenten“ (Verlag Georg Müller, München 1928) zwei Stellen angeführt, beide von 1914: „Die Rede dreht sich nur noch um solche materiellen Dinge (Essen) und um die Doktorfrage, ob wir morgen noch leben werden.“ „Unsere Tätigkeit besteht im wesentlichen aus Schlafen, Essen, Rauchen, Schachspielen, die anderen spielen Karten, Briefeschreiben, Zeitungslesen.“ Sympathisch ist das Urteil des Generalleutnants a. D. Salzenberg in der „Wehrmacht“ vom 14. März 29. Er schreibt: „Weder die Mutlosigkeit Bäumers zum späteren Leben noch seine zeitlich durchaus verständlichen pazifistischen (?) Anwandlungen dürfen post festum bekräftigt werden. Gerade diese scheinbaren Unvollkommenheiten unseres Helden heben, richtig verstanden, das Buch auf die höchste Stufe. Man mache es besser als Bäumer! — Dieser tapfere Frontsoldat ist gar kein Pazifist im heutigen politischen Sinne,

sondern nichts als ein ehrlicher und innerlicher und daher echter deutscher Mann der Front.“ Das bestätigt auch „Der Jungdeutsche“ vom 14. April 1929: „Die Front lebt auf und nicht ein pazifistisches Gefühl.“ Auch wenn, wie spitzfindige Leser herausfanden, Remarque niemals das Wort „Vaterland“ gebraucht, so ist auch das kein Mangel des Buches. Es bleibt trotzdem ein deutsches Buch. Die Frontkämpfer werden sich nur zu gut erinnern, wie schnell unter dem Trommelfeuer alle Ideale verschüttet wurden. Einige Beispiele wieder aus den „Kriegsbriefen gefallener Studenten“ erhärten das: „14. September 1914. Das (Bergung eines Schwerverwundeten) sind solche einzelne Erlebnisse, die mehr Eindruck auf einen machen, als der Kampf gegen ein ganzes französisches Armeekorps.“ „18. September 1914. Es kommt keiner aus dem Krieg, der nicht ein anderer geworden.“ „28. Oktober 1914. Mit welcher Freude, welcher Lust bin ich hinausgezogen in den Kampf, der mir als die schönste Gelegenheit erschien, Lebensdrang und Lebenslust sich austoben zu lassen. Mit welcher Enttäuschung sitze ich hier, das Grauen im Herzen.“ Wenn ein Kritiker schreibt, daß Remarque das „Frontsoldatentum zu Tode feuilletonisiert“, und den Erfolg des Buches aus dieser Schreibweise erklärt, so sagt er damit nichts Wesentliches, sondern wirft dem Buch ein Schlagwort entgegen. Wäre der Stil Remarques feuilletonistisch, dann müßte er schon außergewöhnlich gut sein, wenn er eine solche Wirkung, wie sie der Erfolg des Buches darstellt, verursachte. Und sind nicht alle guten Schriftsteller zugleich auch Feuilletonisten? Die guten Zeitungen beweisen es täglich. Die Leserschaft einzig und allein hat dem Buch zu dem großen Erfolg verholfen, in erster Linie die Frontsoldaten, denn sie mußten, viele erst unter dem erschütternden Eindruck dieses Buches, zugeben, daß das ihr Erlebnis war. Der Krieg, der sie alle mit Furcht und Grauen erfüllte, daß langsam ihr Gefühl abtumpfte und sie langsam verrohten. Ein „Gefallener Student“ schrieb schon am 14. Oktober 1914: „Eines bedrückt mich von Tag zu Tag mehr, ich fürchte mich so vor der inneren Verrohung.“ Der Krieg ist allen als etwas Schreckliches erschienen, und sie rechneten kaum damit, daß sie heil aus ihm hervorgehen würden. Diesen Eindruck vermitteln durchweg die „Kriegsbriefe gefallener Studenten“ in hohem Maße. Das Zerstörende und Sinnlose dieses Krieges tritt klar hervor, wofür noch folgende Stellen angeführt werden sollen: „27. Oktober 1914. ... Nicht feige braucht man zu sein, aber das Menschliche empört sich gegen diese Unkultur, dieses grauenhafte Schlachten. Weg, weg mit diesem Krieg! So schnell wie möglich zu Ende!“ „27. November 1915. ... Was haben wir eigentlich alle verbrochen, daß wir hier schlimmer als Tiere herumgehetzt werden, frieren, verlausen, mit zerlumptem Zeug laufen wie Zigeuner und zum Schluß umgebracht werden wie Ungeziefer? Warum machen sie nicht endlich Frieden?“ „Bei einer größeren Schlacht sind die Nerven durch die anhaltende Kanonade so abgestumpft, daß man sich der ungeheuren Größe der Gefahr gar nicht voll bewußt wird ... 22. September 1914.“ (Beim Schanzeng): „26. Dezember 1914. Und dabei doch die Gewißheit: Ein Volltreffer auf die Deckung, und alles ist umsonst.“ Und was will eigentlich der billigte Vorwurf besagen, daß Remarque sich auf das „Mischen kostbarer Schnäpse“ verstehe oder wenn eine Berliner Zeitung folgenden Ballbericht zum besten gibt: „Die Jury der nächtlichen Schönheitskonkurrenz erkannte einstimmig der graziosen Frau Remarque den ersten Preis, die in besonders apartem Kostüm, den Rücken freilassend, sofort die Blicke auf sich lenkte.“ Was hat das Buch damit zu tun?

Wir haben noch nicht das Buch des Krieges. Und darum kann es nicht heißen Remarque oder —, sondern und Renn. Ebenso aber auch die anderen obengenannten Kriegsbücher. Erst alle zusammengenommen ergeben ein einheitliches Gesamtbild. Denn ob es je einem einzelnen gelingen wird, dieses größte Geschehen der Weltgeschichte inhaltlich wie formal zu bändigen, ist sehr fraglich. Denken wir nur an die Wallenstein-Trilogie, und wie einfach lagen die Verhältnisse da. Gelänge es einem, ein solches Monumentalwerk zu schaffen, dann hätten wir ja den Genius erlebt, wie er uns Menschen zuletzt in der Doppelgestalt Goethe-Schiller offenbar und wirklich wurde. Nicht zuletzt darum wollen wir also die gesamte Kriegsliteratur lesen, um zu ihr Stellung nehmen zu können.

Paul Burghardt

Kaiserin Friedrich

Die Briefe der Kaiserin Friedrich an ihre Mutter sind nun auch in deutscher Sprache heraus (Verlag für Kulturpolitik. Berlin W 50). Unsere Lintsblätter haben sich sofort darüber gestürzt, ganz wie die englische Rechtspresse nach Erscheinen des Urtextes. Es steht ja so manch häßliches Wort über den Kaiser darin, was sich politisch auswerten ließe. „Seine eigene Mutter sagt von ihm —“

Auch der Herausgeber Sir Frederick Ponsonby hat sicher geglaubt, er führe gegen den Mann von Doorn einen stromenden Reitgertenstreich. Allein der Angegriffene ist offenbar klug beraten gewesen. Niedriger hängend wie sein großer Ahnherr hat er die unveränderte Ausgabe selber dem deutschen Volke vorgelegt. Die Schmähungen seiner Mutter sind eingeleitet durch eine Vorrede, die verstehen will und dadurch verzeiht.

Kaiserin Friedrich war die Tochter eines Vaters, der sie zu selbständigem Urteil in Staatsdingen schulmeisterlich heranzubringen sich vermaß. Das mißlang. Nur zu politischer Neigung führte es, aber nicht einmal zu politischem Sachverstand, geschweige denn politischem Schatzbild. Die preußische Kronprinzessin erfuhr doch allerhand; sie schaute in die Staatsmänner und deren Welt. Allein erfasst hat sie beide nicht. Zwar redet sie äußerst selbstischer, leider immer jedoch sehr frauenzimmerlich.

Ihr Gefühl in die Politik hineinträgt, der schlägt sich damit alle Wertmesser entzwei. Nun hatte sie sogar erheblich heißeres Gefühl, als gut war. Außerdem einen harten Willensstopp, der durch Wände wollte. Der Gipfel politischer Weisheit schien ihr offenbar immer etwas anderes zu wollen, als was der Nächste will. Daher war sie in Deutschland englisch, aber in England deutsch; nirgends klug. Auf ihre Meinung verbiß sie sich; gegen Andersdenkende wurde sie gehässig. Sie nennt sich selber eine Sanguinikerin, die mit Zahn und Nagel kämpfe. Offenbar sieht sie einen Vorzug, eine Charakterstärke in etwas, was eine Schwäche ist.

Wohl ist ihr auch bei uns Unrecht geschehen. Man hat sie sogar des Landesverrats bezichtigt, und dies ist nicht wahr. Gerade in den drei Einheitskriegen hatte sie, von den Wellen der Volksbegeisterung getragen, ihre beste patriotische Zeit.

Aber im ganzen bleibt sie der Mensch der Widersprüche, weil sie in allen Farben schillert. In der Konfliktzeit ist sie gegen die preußische Heeresvermehrung; stets aber dafür, daß das englische Heer und die englische Flotte so mächtig als möglich würden. Sie verdammt den „deutsch-chauvinistischen Unsinn Willys“, ist aber selber weit mehr englisch-chauvinistisch, als ihre Mutter, die Queen. Heute verabscheut sie den Krieg, als ob sie der Friedensliga angehörte, morgen wünscht sie, daß England Ägypten annectiere und fügt hinzu: „Wie sehr sehne ich mich nach dem lauten Gebrüll des englischen Löwen und dem Donner einer britischen Breitseite.“

Die Queen ist entsetzt über diesen Vorschlag. Sie findet, das wäre ja eine schmutzige Handlungsweise. Wer könne ihn der Tochter anders eingeflößt haben als ihr Gottseibeius Bismarck?

Ein anderes Mal spielt die deutsche Kronprinzessin mit dem Gedanken, daß der Großtürk aus Europa verjagt und am Goldenen Horn ein neues Reich gegründet werden solle; „sei es unter Alfired oder Arthur“. Das waren ihre jüngeren Brüder, die Herzöge von Edinburgh und Connaught.

Ihr Rechtsgefühl, das feiner als ein Bebenmesser gegen Bismarck ausschlägt, versagt völlig gegenüber England. Da freut sie sich über den Erfolg „unserer“ Waffen und meint damit Ritzeners fürchterliche Schlächtereier von Omdurman. Sie hat einen Widerwillen vor den „scheußlichen“ Buren, deren ganze Scheußlichkeit doch bloß in ihrem Abwehrwillen gegen britische Raubsucht bestand. Ohm Paul ist ihr nichts als ein alter Heuchler; während nach ihrer naiven Voreingenommenheit dem englischen Charakter Falschheit selbsttendend völlig fremd ist. Immer wieder mahnt die Kriegerseindin, beileibe nicht nachzugeben, sondern diesen Kampf durchzuführen bis zum Knocout.

Sie war eine Frau, die sich selber nicht nur für eine kluge, sondern auch für eine edle und freisinnige Politikerin hielt. Gleichwohl hätte sie um des gefühlvollen Herzens ihrer Tochter willen das deutsche Volk unbedenklich in Haber und Streit verwickelt.

Es handelte sich um die jehige Frau Goubloff. Diese sollte damals den Fürsten von Bulgarien heiraten, den als heftigen Seitenprinzen geborenen Alexander Battenberg.

Aus Rücksicht auf unser Verhältnis zu Rußland, das sich dadurch bis zum Zusammenstoß verschlechtern könnte, erhob Bismarck unerbittlichen Einspruch. Ihn unterstützte der alte Kaiser Wilhelm, ja sogar der Prinz Alexander von Hessen, des Battenbergers eigener Vater. Die Kronprinzessin hatte am ganzen Berliner Hof keinen auf ihrer Seite als ihren Gemahl, dem ihr eisenhartes Wollen die eigene Willenskraft schon längst geknickt hatte. Ja, wir wissen heute, daß sogar der Erbkönig selber mehr gewonnen wurde, als warb. Weit näher als die Kaisertochter stand seinem Herzen nämlich eine Schauspielerin Namens Loisinger, die er dann, als alles gescheitert, gleich hinterdrein unter dem Namen eines Grafen Hartenau auch munter geheiratet hat. Wie stuhig liest man da die Behauptung der Briefschreiberin von dem armen Sandro, der zur Verzweiflung getrieben sei!

Den bereits verworfenen Plan holt die eigensinnige Frau noch einmal hervor, als ihr Gemahl für hundert Tage Kaiser und Hauschef geworden ist. Jetzt aber droht Bismarck mit seinem Rücktritt, und in der deutschen Presse erhebt sich ein gefährliches Murren. Aus den Briefen erhellt die beschämende Tatsache, daß dieser deutschen Kaiserin erst ihre Mutter, die Königin von England klarmachen mußte, was sie dem deutschen Volke schuldig sei.

Man hat volles Verständnis dafür, daß das Todesleiden des Gemahls die zärtlich Liebende auf das furchtbarste erschüttert hat. Welche andere Frau hätte nicht ganz wie sie lieber dem Arzte geglaubt, der im Gegensatz zu den deutschen Sachverständigen behauptete, es handle sich nicht um Krebs, sondern um ein binnen acht Wochen ausheilbares gutartiges Geschwür? Nicht, daß Madenzie Engländer war, sondern die sich an den letzten Strohalm klammernde Gattenliebe gab da den Ausschlag. Auch hat nicht etwa die Kronprinzessin Madenzie herbeigeholt, wie behauptet worden ist, sondern die deutschen Ärzte schlugen ihn vor, als Bismarck das Gutachten auch eines Ausländers für nötig hielt. Völlig unsinnig gar ist die Rederei, Vittoria habe die Operation auf Leben und Tod hintertrieben, weil sie erst noch Kaiserin werden wollte. Woher wußte sie denn, daß ihr kaiserlicher Schwiegervater nicht noch hundert Tage länger leben würde? (Vgl. Septemberheft des „Fürmers“ 1926; S. 430.)

Aber eine andere Frau wäre doch unsicher geworden bei dem tiefsten Einspruch der deutschen Ärzteschaft. Sie nicht. Mit Starrsinn hält sie an ihrem falschen Laienurteil fest und beschimpft jeden, der zur Vernunft redet, in den Briefen an ihre Mutter als roh, grob, arrogant und schamlos. Der Chirurg von Bergmann, der aus deutsch-baltischem Geschlecht stammt und in seiner Ausdrucksweise von derbem Grabsinn war, wird dafür, daß er ihr die unantastbare Wahrheit gesagt, zum „russischen Intriganten“. Hingegen hält sie an ihrem „zartfühlenden“ Madenzie fest, der doch ganz einwandfrei auf das Gröblichste geirrt hat. Als ihre viel vernünftigeren Mutter zur Vorsicht rät, da sie über diesen Günstling Absprechendes gehört, legt sie das so aus, als habe Onkel Ernst von Roburg, auf den sie einen grimmigen Haß hat, die Schwägerin gegen den Arzt ihres unbedingten Vertrauens aufgehetzt.

Der „arme Madenzie!“ Immer wieder liest man diesen Ausruf. Wie wird ihm Unrecht getan! „Ich darf ja nichts gegen die unfehlbare Weisheit der deutschen Autoritäten einwenden. Bergmann hat zu Willy gesagt, sein Vater könne nur noch sechs Monate leben“, schreibt Vittoria am 7. März. „Natürlich ist das Unsinn!“ so fügt sie selbstlicher hinzu. Tatsächlich lag ihr Gemahl bereits nach der Hälfte dieser fachärztlich noch gesetzten Frist in den letzten Zügen. Allein selbst sein Hinscheiden gibt die gesunde Einsicht noch nicht zurück. Auch da hat Madenzie immer noch recht gehabt, der inzwischen unter dem Fluche des deutschen Volkes bei Nacht verduftet und vom Ehrengericht seiner englischen Berufsgenossenschaft wegen schweren Rufs

fehlers mit einem verschärften Tadel belegt ist. Schuld trägt lediglich der Tod Kaiser Wilhelms, der den kranken Thronfolger das milde Klima San Remos mit dem nordischen Berlins zu vertauschen zwang. „Sechs Wochen hätten ihn gesund gemacht.“

Diese Frau ist eben völlig unbelehrbar. Selbst der Herausgeber, so beschränkt auch sonst sein englischer Inselstandpunkt ist, spricht ihr das für eine solche Stellung erforderliche Feingefühl ab. Aber Bismarck hat selten einer verbohrt geurteilt. Ich habe mir die schmückenden Beiworte über den Reichsgründer vermerkt. Er ist ein mittelalterlicher, völlig prinzipienloser Mensch, herzlos, niedrig, verräterisch, falsch und ehrvergessen. Dazu rach- und herrschsüchtig, unverträglich, rücksichtslos, brutal, zynisch, ohne Anstand und Ehrlichkeit. Die Schreiberin ist fest überzeugt, daß er sie durch ihren eigenen Hofftaat bespitzeln läßt. Alles, was er tut, ist grundfalsch. Seine Sozialgesetze, seine Kolonialpolitik. In seiner Beschlagnahme des Welfenfonds erblickt sie eine verworrene Logik, sogar einen Anschlag auf England, was in einem Briefe an dessen Königin einem Anstacheln zum Einspruch gleichkommt.

Selten, daß einmal ihn zu verstehen ein leiser Anlauf gemacht wird. Erst nach seinem Abgang nähert sie sich ihm, weil er nun ja der Gegner ihres Sohnes ist. Selbst da noch ist ihre Meinung, es werde zehn Jahre dauern, bis das Unheil, das seine Politik angerichtet, wieder gutgemacht sei.

Aber sogar den alten Kaiser, ihren ehrwürdigen ritterlichen Schwiegervater, der mehr Herzgentakt im kleinen Finger trug, als sie im ganzen Körper, nennt sie töricht. Für sie gibt es eben nur einen, der immer das Richtige wollte. Das ist ihr geliebter Fritz, will sagen, seine Brautgählerin, also sie selbst!

Ihr Sohn, der Kaiser, ging andere politische Wege als sie. Das war sein kaiserliches Recht, bei ihren merkwürdigen Ansichten sogar seine kaiserliche Pflicht. Sie aber legt es ihm als kindlichen Ungehorsam aus und stellt auch an ihm wie an jedem politischen Gegner die schwersten Charakterfehler fest. Er ist völlig gewissenlos, frech, unverschämte, von empörender Rücksichtslosigkeit. Auch die Kaiserin, „Dona“ genannt, besitzt angeblich weder Takt, noch Freundschaft, noch Dankgefühl.

Dem kritischen Geschichtsschreiber ist dies alles nichts mehr als überstiegener Zornesausbruch einer hartköpfigen Rechthaberin. Als Urteilsquelle lehnt er diese Briefe ab.

Man wäge doch bloß. Die Kaiserin jammert, wie allein sie stehe. Alles halte zu ihrem, von ihr so angeschwärmten Sohne. Ein paar von dessen Parteigängern werden auch aufgezählt und natürlich gleichfalls geschmäht. Nämlich Bismarck, die Kaiserin Augusta, der König von Sachsen, der Großherzog und die Großherzogin von Baden, der Herzog von Koburg. Dazu ihr zweiter Sohn, der Prinz Heinrich, und ihre älteste Tochter, die Erbprinzessin von Meiningen, nebst deren Gemahl. „Jeder,“ so schreibt sie wütend, „den ich treffe, will mir beweisen, daß Willy recht hat.“ Daß ihn sogar die englische Presse lobt, das entlockt ihr die einzigen Ausdrücke des Argers gegen England im ganzen Buche.

Keiner hält zu ihr als ihre drei Töchter; Mädchen im Alter von 22, von 18 und 16 Jahren. Schon aus dem Vergleich dieser Gefolgschaften zeigt sich also, wo die klügere Einsicht steht. Sie aber schiebt ihre völlige Vereinzelnung vielmehr auf Ränke Bismarcks, auf die Lieblosigkeit ihrer älteren Kinder; nennt sich eine Henne, die Eulen ausgebrütet hat.

Was wäre aus Deutschland geworden, wenn diese verbohrt, leidenschaftliche Frau länger als hundert Tage Kaiserin geblieben wäre? England hätte uns zunächst in eine Reihe von Festlandskriegen verstrickt. Einem siegreichen und trotz dieser Abertausende aufstrebenden Reiche hätte es jedoch den Weltkrieg schließlich nicht erspart.

Dr. Fritz Hartmann



Felsensee (Mexikanische Landschaft)

Max Vollberg

(Aus dem Türmer)

Offseidruck Greiner & Pfeiffer

Max Vollmberg

Ein deutscher Maler amerikanischen Lebens

(Zu den Kunstbeilagen dieses Heftes)

Max Vollmberg steht als Mensch und Künstler im Zeichen des Dynamisch-Motorischen; sein äußeres Leben: ein überraschender Ablauf kraftvoller Bewegung; sein künstlerisches Schaffen: bewegte Linie, bewegte Farbe, bewegtes Licht, bewegte Fläche, bewegte Gestalt, bewegte Seele. Bei sehr vielen Malern ist Bewegung Pose, leere Scheinbewegung. Bei Vollmberg ist sie Lebenselement und damit sein eigentlicher ihm angeborener Stil. Was verschlägt es, daß seine Ausdrucksmittel impressionistisch sind, beeinflusst vielleicht von seinem Pariser Lehrer Aman Jean, bei dem er 1907/08 studierte. Gerade aus seiner Pariser Zeit stammt ein vielausgestelltes und vielveröffentlichtes Bild „Travail“, Arbeiter an einem umgekipperten Kohlenkarren darstellend, das von einer geradezu hertulischen Bewegung ist. Wer ein solches Bild malen konnte, der durfte Schüler von Louis Corinth werden. Als Dreißigjähriger geht Max Vollmberg 1912 mit Porträtaufträgen nach Mexiko.

Der Eindruck des tropischen Amerika auf diesen Vollblutmaler ist so stark, daß er zunächst einmal sechzehn Jahre „drüben“ bleibt, nur um das Wesentlichste künstlerisch zu verarbeiten. Das Ethnographische reizt ihn fast noch mehr als das Landschaftliche. Er reitet mit den Vaqueros auf die Viehweide, um zu sehen und zu malen, wie dem flüchtenden schwarzen Stier der gelbe Lasso des Schimmelreiters um Kopf und Vorderbeine fliegt, wie das Pferd in diesem Augenblick auf der Hinterhand herumgeworfen wird und der „Loro“ zusammenbricht. Er reitet allein in den Urwald, um bis dahin unbekannte Überreste der Majakultur zu malen. Er fischt mit den Halbindianern, die von ihren Einbäumen aus merkwürdige Netze werfen. In Indianerdörfern lebt er, um ihre Mimustänze zu studieren und in zahlreichen Aquarellen festzuhalten. Während des Krieges findet er Zuflucht in San Salvador, und nur seinem Einfluß ist es zu danken, daß dieser Staat nicht mit in den Ring unserer Feinde tritt. Der aufrichtige entschlossene Deutsche hätte es dem Präsidenten San Salvadors angetan. 1917 wirft der Ausbruch des Salvadordulkans die Trümmer des einstürzenden Hauses über seine Bilder, deren Reste er sich mühsam aus dem Schutt wieder hervorsuchen muß. Und dieses Mißgeschick trifft Vollmberg noch einmal in Guatemala und ein drittesmal wieder in Salvador. (Er selbst hat seine Ergebnisse im Oktoberheft des „Türmers“ vom Jahre 1928 auf Seite 48 erzählt. — Vgl. auch die Skizze „Der Rajual“ von Vollmberg, die im Augustheft des „Türmers“ 1928 veröffentlicht wurde.) Seine Schaffenslust wird dadurch nicht beeinträchtigt. Unter dem Protektorate der mexikanischen Regierung kann er bald darauf eine Ausstellung in der Staatsakademie von Mexiko veranstalten. Auch in San Francisco stellt er aus, als erster deutscher Maler nach dem Kriege mit offenem Bistier sich als Deutscher bekennend. Als er seine Werke in den Babco-Galerien in Newyork zeigt, erwirbt das Städtische Kunstmuseum in Louisville seine „Symphonie in Rot“, das Roerich-Museum Newyork seine „Pflügenden Ochsen“.

Seit kurzem ist Vollmberg wieder in seiner Heimatstadt Berlin. In der Kunsthandlung Schulte konnte man eine große Zahl seiner Werke sehen, deren Farbdynamik und kraftvolles Leben in der müden Resignation des modernen Kunstschaffens geradezu erlösend wirkten.

Inzwischen sind eine Reihe sehr charakteristischer Porträts im Berliner Atelier des rüstig schaffenden Meisters entstanden und prachtvolle Entwürfe zu Mfrestogemälden.

Es wäre zu wünschen, daß Vollmberg durch einen Lehrauftrag Deutschland erhalten bliebe. Wir brauchen Künstler, die sich zum Leben bekennen.

Dr. Konrad Dürre

Spanische Kunst auf der Internationalen Ausstellung in Barcelona

Schon lange bevor die Ausstellung, mit der Barcelona jetzt den Blick des Auslandes auf sich zieht, zur Wirklichkeit geworden war, verlautete in eingeweihten Kreisen, daß man dort Ungewöhnliches an spanischen Kunstschätzen zu sehen bekommen würde. Es sollten insbesondere Privatsammler bewogen werden, die Kunstwerke aus ihrem Besitz auszustellen und so dem Besucher ein Bild der spanischen Kunst zu geben, das dem sonstigen Reisenden nicht in dieser Vollständigkeit dargeboten wird. Und ferner hat man die Kirchen auch gerade abgelegener, kleinerer Städte oder geistliche Körperschaften, die ihren Besitz sonst eifersüchtig hüten, bewogen, diese nun auch der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. So ist eine Fülle von Kunstwerken zusammengebracht worden, die fast unbekannt bisher waren und zugleich durch diese Gesamtschau interessante Vergleiche erst ermöglichen.

Ferner aber hat man von seiten der Ausstellungsleitung Sorge getragen, eine ganze Reihe von nicht transportablen Kunstwerken, wie Kirchenportale, Grabmäler, Kapitelle usw. durch getreue Reproduktion dieser stolzen Überschau spanischer Kunst, insbesondere kirchlicher Art, einzuverleiben, und man hat dabei Mühe und Kosten nicht gespart.

So steht man in den hohen, geräumigen Sälen des „Palacio Nacional“, der den Mittelpunkt der Ausstellung bildet, jetzt z. B. das ganze reiche Portal der berühmten Wallfahrtskirche St. Jago de Compostela (Portico de la Gloria), oder, um ein vielleicht noch Interessanteres zu nennen, das Hauptportal der Kirche San Vicente in Avila, das mit seinen überstülpten, fein empfundenen Figuren an die besten Werke der Kathedrale von Chartres erinnert. Den Grabmälern sei das Grab des S. Vicente aus Avila mit seiner reichen Legendenabildung erwähnt, das Grab von Karl von Navarra und Leonore von Kastilien aus der Kathedrale von Pampelona und die herrliche betende Gestalt des jungen Infanten Alfonso, eines Bruders von Isabella von Kastilien — ein Werk des Gil de Siloe aus der Kathedrale von Burgos —, dessen zugleich strenge und liebevolle Jugend in reichem Mantel kniend dargestellt ist. Nicht weniger als gegen 150 Werke größerer und kleinerer Art sind auf diese Weise in Barcelona vertreten!

Zugleich treten eine Reihe von Privatsammlungen mit meist sehr bedeutenden Kunstwerken hervor, so in Barcelona Don Romulo Bosch Catarineu; besonders ein Eoco Homo von dem Meister Vermejo, der auch mit einer herrlichen Grablegung aus dem Besitz des Domkapitels von Barcelona vertreten ist, sei genannt, neben einer Reihe großer Altarwerke von hohem Wert, vor allem katalonischer Kunst, und eine Fülle von gotischen Holzskulpturen, mit der ganzen Eindringlichkeit und Lebendigkeit dieser in Spanien so besonders reich vertretenen Kunstgattung. Von dem Meister Berruguete sind nicht weniger als sechs größere und kleinere dieser Holzskulpturen von fabelhafter Lebendigkeit in einem Saal vereint, meist aus Valladolid stammend, neben Gemälden desselben Meisters. Die Sammlungen von Miguel Maffot in Barcelona, Valderreys in Madrid, Ruiz in Madrid u. a. mehr haben eöstliche Stüde hergegeben; das archäologische Museum in Madrid hat sozusagen seinen halben Bestand beigeüeuert, darunter die so sehr interessanten archaischen Statuen iberischen Ursprungs, die insbesondere aus Cerro de los Santos stammen und in den immer wiederkehrenden Figuren der weiblichen Opfernnden oder Priesterinnen die phöniatischen, punischen und griechischen Einflüsse spiegeln, die im Lauf des ersten Jahrtausends v. Chr. diese iberische Kultur immer neu modelten. Die Grundsilhouette jener merkwürdigen Frauentracht kehrt noch heute in der Linie der spanischen Frauentracht mit dem turmartigen Kopfsuß von Ramin und Mantilla und dem

gestaffelten Falbelrock wieder (ursprünglich ging diese Staffellung von Kopf bis zu Fuß, wie noch an einigen alten Figuren ersichtlich). Es ist von dieser uralten Tracht bis zur toletten Frauensilhouette bei Goya und der modernen Andalusierin gar kein so weiter Schritt! Der Konservatismus Spaniens ist erstaunlich auch in dieser Hinsicht!

Von Goya sehen wir übrigens eine Reihe von Repräsentationsgemälden von Fürstlichkeiten und, neben einem Bilde seiner Mutter, das kaum bekannt ist, eines seiner feinsten Werke, das Bildnis des Augustinerbruders Juan Fernandez Rojas von 1790, aus dem Besitz der Königl. Academia de Historia in Madrid, welche ebenfalls reiche Schätze beisteuerte: eine ihr gehörige Madonna und ein Johannes in naturfarbenem Holz, von stärkster Ausdruckskraft bei ganz einfacher Linie, zu Füßen eines sehr merkwürdigen bärtigen Christus am Kreuz, stellen vielleicht einen Höhepunkt der kirchlichen Skulpturen dieser Ausstellung dar, neben einer wunderschönen Madonna, ebenfalls naturfarbener Holz aus der Kathedrale der aragonischen Stadt Sigüenza.

Der Schwerpunkt der Ausstellung liegt in der kirchlichen Kunst; was an kostbaren Kreuzfixen, Truhen, kirchlicher Kleinkunst und Paramenten aller Art dort versammelt ist, grenzt ans Unglaubliche, ebenso der Reichtum an Gobelins und Teppichen, die ein Kapitel für sich bilden.

So sind denn auch von Greco vor allem vier Apostelgestalten, zum Teil sehr eigenartig schön in ihren grünen und schwärzlichen Tönen und der vornehmen Durchgeistigung, aus dem Dom von Toledo stammend, vertreten, neben einem kreuztragenden Christus von dem bekannten jarten, vergeistigten Typ und einem Petrus in der Gefangenschaft. Von den sonstigen großen Malern der Blütezeit spanischer Malerei kommt fast nur Ribera zu Wort. Hier hat der Prado in Madrid die entscheidende Überschau der bekannten großen Maler jedem zugänglich gemacht. In der Kunstausstellung von Barcelona haben vor allem die Kirchen das Wort, und von allen Seiten, aus den verlorensten Provinznestern wie aus den reichen Kathedralen, sind die Schätze hier zusammengeführt. Die Kathedrale von Tarragona sendete z. B. nicht weniger als 14 Teppiche aus dem 15. Jahrhundert; die Collegiatskirche San Isidor in Leon 29 Stücke an Gewändern, Truhen und Silberschätzen usw. Aber auch die bereits erwähnten Privatsammlungen haben sich mit Kunstwerken bis zu 30 Stücken, wie z. B. die Sammlung Bosch-Catarineu, beteiligt. Diese Zahlen geben, da ein näheres Eingehen nicht möglich, einen ungefähren Begriff von dem Eifer und der Liebe, mit der an dieser Ausstellung die verschiedensten Instanzen sich im ganzen Lande beteiligt haben. Ganz Spanien hat sozusagen daran gearbeitet, diese Ausstellung zu einer eindrucksvollen Schau seiner künstlerischen Reichtümer, vor allem seiner kirchlichen Kunst, zu machen. Denn seine Kultur ist, wie kaum eine andere, mit dem Leben der Kirche auf das engste verwachsen und hat ihr den Glanz hoher Kunstübung durch die Jahrhunderte verliehen.

Dr. Lenore Kühn

Zurück zur Kunst

Zu den Noten von Wilhelm Rinkens

Wilhelm Rinkens ist ein Repräsentant modernster deutscher Tonkunst, in dem sich ihr Ausdrucksgrund am ehrlichsten bewahrt hat. Die Musik muß daher ihre kulturpsychologisch bedingte Krise in ihm hellbewußt leben, leiden und — schließlich überwinden. Doch der Drang nach Überwindung jener so verhängnisvollen Krise ist eben gerade der kraftvolle, echte, urwüchsige, aber bei dem festen Stand auf den Schultern der Tradition ins Problematische getauchte Rückschlag der deutschen Künstlerseele. Problem künstlerischen Schaffens geworden ist heute die Spannung zwischen Harmonie und Melodie. Allerfeinste Kleinarbeit harmonischer Spitzfindigkeiten, eine zu Atonalität gesteigerte Kunstlei musikalischen Denkens

hält den Urlaut der naiven Seele nieder, denn die vererbte Kulturform darf vom Komponisten der „Schule“ nicht ungestraft verlassen werden. Das ist die Fessel, die auch den starken Musiker zum Spaziergang auf wohlgebütenen Parkwegen verpflichtet, während draußen das arme Volk sich wundert, daß es nichts „versteht“ vom fürstlichen Tun der „Fachleute“, und angewidert vom Geplär der Gassenhauer nach dem Künstler dürstet, der seiner, des Volkes Melodie begeisterten Ausdruck gibt. Hier liegt der tiefe Grund des musikalischen Problems. Wer kann sagen, welches die „Melodie“ unseres Volkes heute ist? Von Zwiespalt zerrissen, weiß unsere Volksseele noch nicht wieder, was sie will. Sie braucht noch Entwicklung zu sich selbst zurück. Aber volkstümliche Kleinarbeit und stückweise Selbstbefinnung wird es gehen müssen, ehe der einheitliche Pulsschlag wieder da ist. Das spürt die Musik am deutlichsten, wo sie noch volkstümlich geladen ist.

Wilhelm Röntgen ist einer von denen, dessen Musik dieses ganze Problem in seiner Schwere und möglichen Tragik ahnt. Er hat die Voraussetzungen dazu: das Verwurzelte im deutschen Volkstum mit allen Herzfasern und das überragende Können des schulgerechten Virtuosen und Kontinuitäts. Er hat die ekstatische Kraft dazu, die auf dem Vulkan sanguinischen Temperaments wachsende nimmermüde Stoßkraft, die von Begeisterung getragen jederzeit neues Leben in verholende Formen pulsen kann, die ihn nie zum Sklaven eines Schemas, eines traditionellen Gewandes oder einer Mode werden läßt, sondern die Form übersteigert und, wenn es sein muß, zerbricht. Er hat die kindliche Ehrlichkeit des deutschen Musikers, die aus unmittelbarem Erleben schöpft und gibt und alles gern tut, was das Volk ist. Sein festes Stativ ist die Wirklichkeit, das pulsende Leben, die Gegenwart, das Jetzt; aus den Augen leuchtet ihm des Rheinländers fröhliche Art, das Lachen des unverbesserlichen Optimisten, die Tugend der Jugend: Hoffnung. Als Künstler wie als Mensch aus einem Guß, charakterisiert ihn sein köstlicher Humor auch als Kontinuitäts am besten: wenn er vor einem sechstausendköpfigen Männerchor als bequemes pädagogisches Mittel einen Trompeter zu sich ans Dirigentenpult heraufholt und ihn die Melodie erst einmal „ins Unreine“ blasen läßt. Das Fehlen jeder ängstlichen Reflexion entlastet sein Schaffen und ist auch der Grund, weshalb für ihn der Gegensatz musikalisch: musikalisch nicht besteht, im letzten Grunde überdies der Angelpunkt seiner noch wenig erkannten und benützten dramatischen Begabung. Auch schwere Schicksalschläge, die den in diesen Tagen fünfzig Jahre alt gewordenen Künstler im Laufe seines arbeitsreichen Lebens nicht verschonten, haben seine „Jugend“ nicht verhärten können. Jung und zukunftsfröhlich lebt er dem Fortschritt deutscher Kontinuität. Ob er in die Tiefen des Volkstums greift und den Wünscheuhler Bauern für ihre urwüchsigen Tänze charakteristische Musik schreibt; ob er das deutsche Lied weiter von Fesseln befreit und neue, erleichternde „Schlüssel“ erfindet; ob er dem Instrument die Gattung musikalisch feiner stellt, damit es mehr und mehr zum individuellen Medium werde; ob er endlich von hoher künstlerischer Warte aus den Weg erkundet, den deutsche Musik seither gegangen ist, und ein Zurück aus unheilvoller Sackgasse erklärt, von dem sich Steigerung erhoffen läßt. Entwicklung ist ein Merkmal von Gesundheit. Aber kein Bruch darf es sein, wenn es gilt, im Rahmen der Kultur musikalisch weiterzukommen. Der natürliche Instinkt sichert sich durch Rückkehr. Jahrhunderte müssen übersprungen werden. Wir sind ganz anders geworden. Ein Schreiten auf Verästelungen würde in neue Sackgassen führen. Wen haben wir auf alter, goldener Basis, bei dem wir haltmachen können? Wessen Urlaute auch in uns noch gleichgestimmt Widerhall finden? Wack könnte es kaum sein, denn wir sind vorläufig noch ganz und gar „unbackisch“. Wir Menschen mit „roter Aura“ brauchen eine weltlich begeisterte Polyphonie. In Handel sieht Röntgen die Wiederverknüpfung von Kunst und Volk für unsere Zeit und für das, was er selbst als Kontinuitäts zu sagen hat, am klarsten vorgezeichnet, Handel sei mehr Renaisancemensch als etwa Bach, hänge mehr an der Erde. Seine, Handels, Inspiration sitzt im Künstler auf verwandte Impulse und treibt sie schöpferisch vorwärts. Was wir besonders seit Reger kennen, das Chromatisieren und die

harmonische Atonalität, wird überwunden durch eine gesunde Polyphonie, die den modernen musikalischen Anschauungsformen nicht ins Gesicht schlägt. Das bedeutet eine gewaltige harmonische Rechtschwenkung, ein Rückgang zum Klareren, Monumentaleren und auch zum Barockeren. Überall wieder weht in seinen Werken klare, melodiegetränkte Luft, in der das einfache musikalische Gemüt kräftig atmen kann. Hier kann Rinkens mit vollem Register komponieren; er schafft im Element seines ureigensten Wesens. Bekenntnis zum Leben heißt sein Schaffen, Rhythmus und Melodie der Lebensfreude, ein harmlos-weltlich Sezuitischer aus Liebe am Lied, kindlich froh und frei wie das Waldböglein, unbeschwert vom Rationalen und vom Todesernst religiöser Meditation. Jede musikalische Größe wird ihm Organismus, Persönlichkeit; jedes Instrument erhält seine eigene Seele, wird „auf Melodie gestellt“, die seiner Klangart entspricht, in psychologisch seiner Ergänzung zu Bachs Kontrapunktieren. Jede Stimme der Chormusik wird „charakterisiert“; aus der Ursprünglichkeit der Empfindung entsteht eine neue Freiheit des Liedes, eine ungefesselte Melodie, die sogar die Taktstriche entbehren kann, denn alle Stimmen sind melodischer Organismus geworden und geben architektonischen Halt durch sich selbst, d. h. durch ihren eigenen Stimmungsgehalt, wie etwa auf dem Gebiet der Lichtkunst der sogenannte „Sagvers“ in den Liedern der Edda. Das neueste op. 52 („Ein Lied in alter Villanellenart“) zeigt diese Kunst auf virtuoser Höhe; es erntete bei seiner Uraufführung in Erfurt begeisterten Beifall. (Vgl. die Notenbeilage in diesem Heft!)

Der neue musikalische Kraftausbruch des Künstlers mit dem Register der Ursprünglichkeit hat Klänge geweckt, die schon in seinem früheren Schaffen hin und wieder stark gehört wurden, Klänge dramatischer Begabung. Ehedem sprangen sie aus religiösem Denken. Rinkens ist kein Mystiker. Er denkt auch nicht dogmatisch, im Schema des fertigen Christen. Seine Religiosität ist gestaltender Natur, etwas werdendes, sich dauernd entwickelndes, ist ideegeladen. Nicht umsonst war er acht Jahre bei Pfarrer Jatho Organist. Die Fröhllichkeit am Bekenntnis ist auch Rinkens' religiöser Seelengrund, aus dem der nach vorwärts gerichtete Sinn sich ständig neu erzeugt. Sein Kraftzentrum ist der Glaube an den Sieg des Lebens, ein echt dramatischer Trieb. Starkes dramatisches Können entströmt der „Deutschen Hymne 1918“, einem selbstgedichteten Bekenntnis zu dem Wort „Herr Gott, du bist nicht tot!“ Hier steigt der religiöse Glaube aus abgrundtiefer Demütigung durch des Schicksals Gewalt zuversichtlich empor zu der Gewißheit, daß Gott uns einst aus dem Staub erretten wird. Alles ist dramatisch empfunden und geschildert mit einer Greifbarkeit und Wucht, daß man die Begabung überzeugend spürt. Die neue Inspiration hat dem Künstler anscheinend Mut geschenkt, sein Talent nun auch einmal an einer Oper zu erproben. Seit kurzem schreibt er an einer dreiattigen Oper, deren Text von Martin Pläher nach einer Kellerschen Legende geschaffen wurde. Soweit sich bis jetzt sehen läßt, wird das Ganze ein anschauliches Bild von seiner heutigen musikalischen Stellung. Die Atonalität ist aufgegeben. Melodie und dramatische Linienführung bilden ein organisches Ganzes. Teilweise kammermusikalisch gehalten, in der Art etwa, wie sie auch einem Händel lag, ruht das Werk auf dem vokalen Stil. In Abwandlung von der orchesterlichen Malerei laufen Gesang und Text nicht mehr nebeneinander her; die Singstimme ist nicht mehr in das Orchester hineincontrapunktiert, sondern es herrscht auch hier organische Einheit. Der fünfzigjährige Wilhelm Rinkens steht — im Zeichen der Rückkehr zur Kontinuität — auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens. Die musikalische Welt wird noch viel Schönes von ihm erwarten dürfen.

Dr. Heinrich Alexander Winkler

Die Schallplatte in der Kunst

Vor Jahren noch hätte wohl kaum ein Mensch daran gedacht, daß Tagespresse und Zeitschriften einmal ihr Interesse der Schallplatte zuwenden würden. Man neigte dazu, die Musik- oder Sprechplatte sowie alle maschinellen Künste (Film, Photographie usw.) zwar als technische Kuriosa anzustaunen, keineswegs sie jedoch nach künstlerischen Gesichtspunkten zu beurteilen. Und in der Tat, was wir da auf der Schallplatte zu hören bekamen, war nicht gerade dazu angetan, eine künstlerische Begeisterung über diese Erfindung in uns zu erwecken. Ein mehr oder minder mißtönendes Geträusch schallte uns entgegen; wir mußten aufrieben sein, wenn wir den Rhythmus des Musikstückes aufnehmen oder wenn wir ein scheinbar undefinierbares Geräusch schließlich als Stimme eines menschlichen Rehltopfes erkennen konnten. Von einer Klangreinheit oder Schönheit konnte nicht die Rede sein. Es ist merkwürdig, daß es der Schallplattenindustrie in all den langen Jahren bis etwa 1926 nicht gelungen ist, eine hochwertige Qualitätsware herzustellen. An Verbesserungen wurde zwar ständig gearbeitet, aber diese paktten, von heutiger Warte aus gesehen, das Problem nicht im Kern an. Da begann 1923 der Rundfunk seine überraschend schnelle Weltgeltung anzutreten, er wurde der Retter und Förderer der Schallplatte. Das heißt, zuerst schien das Gegenteil der Fall zu werden, der Platte schien im Rundfunk ein übermächtiger Konkurrent und Erdrücker entstehen zu wollen. Es hat daher auch nicht an voreiligen Pessimisten gefehlt, die den Plattentonzernern den baldigen Untergang prophezeit haben. Wirklich waren diese vor die Wahl gestellt, entweder vom Rundfunk verdrängt zu werden oder ihre Fabrikation von Grund auf umzustellen. Sie entschieden sich für die letztere Möglichkeit, das Ausland (Amerika) ging auf diesem Weg voran, die deutschen Betriebe folgten in seinem Fahrwasser. Heute ist klar nachgewiesen, daß die Plattenindustrie dem Rundfunk nicht nur eine technische, sondern, durch die ständigen Schallplattenkonzerte an den einzelnen Sendern, auch eine wirtschaftliche Förderung verdankt. In keinem Jahr hat z. B. der Weihnachtsabsatz eine derartige Rekordziffer erreicht wie im vorigen. Die moderne Plattenherstellung bezeichnen wir heute mit dem Begriff der sogenannten Raumaufnahme und verstehen darunter jene Aufnahme unmittelbar im akustischen Konzertsaal, in der Kirche, im Opernhaus; ein Verfahren, dessen Methode man erfolgreich vom Rundfunk übernahm. Die ungeheure vervollkommnung, die in den Ausdrucksmöglichkeiten dadurch erreicht wurde, leuchtet ohne weiteres ein: die Stimme des Sängers im bisherigen engen Aufnahmezimmerchen lief sich tot, Klang gepreßt, unpersönlich und weifenlos. Die Raumaufnahme dagegen setzte uns in den Stand, durch die Weite des Saales das gesamte Klangvolumen zu erfassen. Jetzt erst wurde es möglich, eine Beethovensche Symphonie, die so ungeheure Forderungen an den Klangkörper stellt, das tiefgrabenbe Spiel einer Konzertsorgel, das zu seiner Wirkung die Größe und Erhabenheit notwendig erfordert, Ehöre, auftrauschend ans Mystische, gegenwartsnah wiedergugeben. Diese Platten, deren Klänge aus der Weite des Aufnahme-raums gewaltig braufend in uns eindringen, lösen ein ganz eigenes musikalisches Ergriffensein aus, wie wir es in dieser Art beim wirklichen Hören im Konzert nicht empfinden würden. Die Schallplattenmusik ist heute eine Kunstart für sich geworden, d. h. sie strebt nicht mehr danach, Klänge möglichst naturgetreu einfach zu kopieren, sondern sie sucht eine eigene Klangfarbe, ein eigenes musikalisches Empfinden hervorzubringen. Und ich glaube, das ist ihr heute bereits gelungen. Es ist hier ein Prozeß vor sich gegangen, dem wir in ähnlicher Weise in der Photographie begegnen: auch ihr letztes Ziel war ursprünglich, eine möglichst gute Kopie der Wirklichkeit geben zu wollen; dann begann sie, sich ihren eigenen Stil zu bilden, Stilleben und künstlerische Gruppen nach ihren Gesetzen aufzustellen. Und wenn wir heute eine künstlerisch-erwandfreie Aufnahme etwa einer modernen Heiligengruppe anschauen, vermag dieses Bild auf uns, den Menschen des 20. Jahrhunderts, denselben Eindruck der Geistigkeit auszustrahlen.

den eine Madonna-Plastik auf den mittelalterlichen Katholiken ausgeübt hat. Wir kennen für diesen eigenen Stil bei der Schallplatte sowohl als bei der Photographie den modernen Begriff der „Geistigkeit der Technik“. Mit diesem Wort von der „Geistigkeit der Technik“ sind wir heute über die Auffassung von Frank Thiel hinausgelangt, der vor etwa sieben Jahren in einem geistvollen Buche: „Das Gesicht des Jahrhunderts“, Kultur und Technik als unvereinbare, als ewig feindliche Pole dargelegt hatte. Die Technik hat einen neuen Weg künstlerischer Offenbarung geschaffen, die Schallplatte marschiert seit der Umstellung ihres Verfahrens in der Reihe ihrer ersten Pioniere. Seit jener Zeit, so dürfen wir mit Hans Lebede sagen, ist die Platte sozusagen presse- oder literaturfähig geworden.

Dr. Herbert Leisegang

Joseph Pembaur d. J.

In einer Zeit wie der gegenwärtigen, wo Unsinn und Ratlosigkeit, Zweifelsucht und Mammonismus in glerigem Streite liegen, blüht auch die Kunst — die wahre, heilige, große Kunst — nur mühsam durch die geilen Schlinggewächse eifertigen und gewissenlosen Machertums. Wo sind jene romantischen Tage, als der junge Wadenroder mit inbrünstiger Liebe die Worte schreiben konnte: „In dem Spiegel der Eöne lernt das menschliche Herz sich selber kennen; sie sind es, wodurch wir das Gefühl fühlen lernen; sie geben vielen in verborgenen Winkeln des Gemüts träumenden Geistern lebendes Bewußtsein und bereichern mit ganz neuen zauberischen Geistern des Gefühls unser Inneres“? Wo E. L. A. Hoffmann in frommer Scheu die Musik als „die geheimnisvolle, in Eönen ausgesprochene Sanskrita der Natur“ zu preisen verstand? Ist sie nicht heute zu Raufsch, Theater, Überredung, Gewalt entartet? Immer ummachgiebiger stellt sich die Forderung: du sollst keine anderen Gefühle haben als ich! Vielleicht: überhaupt keine Gefühle? Nur unzweideutige Vorstellungen? . . .

Und wenn nun ein ergriffener, zutiefst überzeugter Künstler dennoch die Flamme unverseht und hell durch das Gedränge feindlichen Übermutes trägt — wie sollen wir ihm danken, wie ihn loben? Aber bedarf es äußerer Anerkennung für einen, der zwingt und heiligt? Ist sein Werk nicht Lohn in sich selber? Wahrlich: wer es nicht empfindet, daß in Joseph Pembaur mehr ist als nur pianistisches Können (ach, wie allzu vielen ist es heute geglückt!), wer nicht erkennt, daß es der Geist ist, der hier lebendig ward — der bleibe abseits und suche die geschickten Lastierer und ihre leichtsinnigen Erfolge! Dieser eine wenigstens will nicht das Hinfällige und Verfängliche; in ihm ist noch Heimweh und Ahnung, Aufrichtigkeit und Glauben — lauter Werte, die heute anrücklich geworden sind, die man „überwunden“ hat. Und dennoch fand er seine Gemeinde, dennoch jubelt man ihm zu, lauscht und träumt und vergißt! Hat man also Grund, nicht völlig zu verzagen; dämmert noch irgendwo ein Morgenschein? . . .

Nun einige biographische Angaben. Joseph Pembaur der Vater, akademischer Musikdirektor in seiner Vaterstadt Innsbruck, namhafter und tüchtiger Komponist, hat seinen Sohn gleichen Namens zuvörderst selber unterrichtet; dann aber zog der junge Künstler hinaus nach München und studierte bei Rheinberger und Schullie und Abel, fleißig und hingebend, so daß er bei der Anfangsprüfung die goldene Medaille als verdiente Auszeichnung einheimfen durfte. Bald ward er als Lehrer an die Münchener Akademie der Tontunst berufen und konnte auch bei seinen ersten öffentlichen Konzerten die unbestrittene Teilnahme der zahlreichen Hörer für sich in Anspruch nehmen. In demütiger Unzufriedenheit jedoch wanderte Pembaur noch einmal hinaus zu erneuter Ausbildung; in Leipzig gab er sich bei Alfred Reisenauer, dem Liszt-Schüler, jener letzten steigenden Selbstopferung hin, welche der unbedingten Meisterschaft entgegenführte. Als Nachfolger Reisenauers unterrichtete Pembaur späterhin am Leipziger Konservatorium, folgte jedoch, da ihm die Möglichkeiten freier Entfaltung besser gewährleistet schienen,

einem erneuten Rufe nach München, wo er nunmehr, allgemein geliebt und geachtet, einen Kreis dankerfüllter und getreuer Schüler um sich versammelt wuß. Und so hat denn Joseph Pembaur, der Vierundfünfzigjährige, seinen Namen und seine Kunst weit hinausgetragen in deutsche Gauen und ins Ausland; man kennt ihn allerorten und nennt ihn heute nur mit Ehrfurcht und freudiger Bestätigung.

Als eine der zahllosen, heute gar so beliebten Rundfragen an Pembaur erging: „Wie setzen Sie sich durch?“, erteilte er die kennzeichnende Antwort: „Das Erwachen, die Entwicklung und die Auswirkung meiner Begabung vollzog sich in mir — durch die Tätigkeit eines ‚Andern‘ — mit solch innerlicher Notwendigkeit, daß ich mir eines selbständigen Eingreifens meines Ich vollkommen unbewußt geblieben bin und darüber auch nichts aussagen kann.“ Das ist es, was einmal der Romantiker Wadenroder, der „Kunstliebende Klosterbruder“, so ausgesprochen hat: „Die Kunst ist über dem Menschen.“ Und auch Pembaur ist ein solch inniger Einsiedler; mag ihn sein Weg auch in die Fremde führen, in die hellen, gefüllten Säle, in Weltstädte mit ihren Verleumdungen — er bleibt in sich beschloffen; er lauscht allein den inneren Stimmen, dem Rufe des „Andern“. Diese inbrünstige Frömmigkeit — wer dürfte hier nicht wiederum an Wadenroders und Hoffmanns ergriffene Musikdeutungen? — durchglüht den ganzen, beweglichen Künstler immer wieder, unvermindert. Und das ist seines Wesens stete Erfüllung: nicht sich selber, sondern das Unnennbare zu künden, von dem einst die ahnungsreiche Bettina gewußt: „Das Unendliche im Endlichen ist Musik.“ Dieses Ewige und Letzte aber, das im Werte sich entfleget, löst im Reproduzierenden „die Wahrnehmung des In-Gott-Verschiedenseins und kehrt so selbst als Echo zu Gott zurück, der sie ins Leben gerufen“. So meint es Pembaur und reißt sich mit dieser Erkenntnis den romantischen Dekttern unzweideutig ein.

Man muß ihn gehört haben, wenn er Chopin spielt, als ob unter seinen Fingern die fremden Schöpfungen phantasierend sich formten. Wie er die Steigerungen erklimmt und abtönt! Wie er träumt und betet! Hier ist er völlig eines mit dem Komponisten, den er besonders innig zu eigen erkoren. Oder Liszt, dessen A-Dur-Konzert eine unverhoffte Darlegung erfährt; dessen Totentanz zu im wahrsten Sinne erschütternder Gewalt aufersteht; dessen Legende vom heiligen Franziskus, der auf den Wogen schreitet, in gläubiger Sicherheit sich auftürmt. Wer solches einmal mit durchleben durfte, wird es niemals wieder aus der Erinnerung verlieren können. Diese unwandelhafte Überzeugtheit bricht wie ein Blitzfeuer durch die anwühlenden Stürme der Gegenwart. Daneben etwa die Balladen von Brahms oder Schuberts Wanderfantasie! Immer weiter spannt Pembaur seine Kreise, rastlos arbeitend mit leidenschaftlichem Willen.

Er hat sich auch schriftstellerisch mehr als einmal betätigt und in den beiden Büchern „Von der Poesie des Klavierspiels“ und „Beethovens Sonaten op. 31 Nr. 2 und op. 57“ seine Anschauungen vom Wesen der Tontkunst ausführlich dargelegt (beide Bücher im Wunderhorn-Verlag, München). Und hier bedeutet namentlich das erstgenannte Heft mit seiner anregenden Fülle einen unverächtlichen Gewinn. Dagegen läßt sich wider die Ausbeutung der beiden Sonaten von Beethoven wohl mancher Einwand geltend machen; vor allem jener, daß hier das Unendliche in endliche Kreise, das Unfägliche ins deutlich Ausgesprochene eingespannt wurde. Diese Programme mögen für Pembaur maßgebend sein, verlocken jedoch dazu, die Selbständigkeit aufzugeben zugunsten fremder Einfühlungen. Wenn Schumann erklärt: „Die Musik redet die allgemeinste Sprache, durch welche die Seele frei, unbestimmt angeregt wird“; wenn Rossini daselbe mit den gleichen Worten dartut; wenn auch E. T. A. Hoffmann betont, daß die Musik eine Welt erschließt, in welcher der Mensch „alle bestimmten Gefühle zurückläßt, um sich einer unaussprechlichen Sehnsucht hinzugeben“; wenn sich Wadenroder gegen die „jaghaften und zweifelnden Vernünftler“ wendet, „die jedes der hundert und hundert Tonstücke in Worten erklärt verlangen und sich nicht darin finden können, daß nicht jedes eine nennbare Bedeutung hat wie ein Gemälde“ — so ist dies jene mystische Einsicht, welche das Ungemeine scheu verehren, es aber niemals in menschliche Enge herunterzwingen möchte. Vielleicht hat Pembaur

hier, trotz all der guten und feinen Bemerkungen, die bei ihm selbstverständlich erscheinen, lediglich seine sehr persönliche Auffassung, welche gerade in Beethovens Sonaten bemerklich ist, zu rechtfertigen für wichtig erachtet. Musik redet wahrhaft nur dem Eingeweihten, dem Bereiten; den anderen nützen noch so sorgsame Programme nichts, sie bleiben taub und oberflächlich, durchaus unselbständig.

Indessen: diese grundsätzlichen Abweichungen, die zu bezeichnen hier nötig waren, verfangen wenig angesichts jener frommen Unmittelbarkeit, die immer und immer wieder, überzeugend und heiligend, den Fingern dieses gesegneten Künstlers zu entquellen vermag. Ja, wahrlich: es ist ein Quellen; ein uner schöp flich spendender Brunnen lautersten Wassers!

Leider sind von den Kompositionen Pombaurs bisher nur wenige im Druck erschienen; die meisten hat der bescheidene Künstler noch im Schreibtisch verschlossen. Und doch verdienen sie keineswegs diese unfreiwillige Klausur. Die drei „Marienlieder“ (Wunderhorn-Verlag, München) für hohe Stimme und Klavierbegleitung weisen auf den katholischen Mystiker hin; sie buhlen nicht um felle Gunst; sie bleiben keusch und versonnen abseits, ganz nur in sich selbst gesammelt. Und dann die kostbare Sonate für Violine und Klavier in A-Dur (Otto Halbreiter, München), ein frühes Werk, das so „modern“ anmutet. Die Linien klar und doch schwebend; die Harmonien voll bebender Zwischenlichter. Der erste Satz in stürmender Begeisterung, von seligen Bitten durchschauert; der zweite Teil schlicht und warm, eine Träumerei am Sommerabend; im Schlusssatz aber ist auf durchaus eigene und gütliche Weise Chopins Trauermarsch-Sonate weitergebildet, auch hier die Fekertlänge der Klage und zuletzt das huschende Wehen und Flüstern über Gräber hin. Mit diesem Werk hat sich Joseph Pombaur auch als Komponist erwiesen und bestätigt; hoffentlich läßt er noch andere seiner Schöpfungen in die Öffentlichkeit gelangen. Man wartet bei ihm so gern auf das Neue, weil man überzeugt sein darf, daß seine Hände, mögen sie nun über die Tasten gehen oder die Feder führen, nichts Unwertes und Gleichgültiges zu geben imstande sind. Denn auch für ihn gilt Wadenroders innige Sehnsucht: „Dein ganzes Leben muß eine Musik sein.“

Ernst Ludwig Schellenberg

Spiel der Najaden am Meeresstrand

Von Franz Stegmeyer

Die Erde dampft. Am Himmel schwellt der Brand;
Die Wellen, wie Smaragde grün, sie spülen
Durchsichtig klar mit ihren reinen, kühlen
Wogen den gelben, heißen Uferstrand,

An dem, bis an die Brust im feinen Sand,
Najaden ihre weißen Leiber wühlen
Und dort mit Trollen um die Wette spielen
Manch Liebespiel, den Menschen unbekannt.

Wie seid Ihr schön! O sieh — dort ungeschlacht
Naht der Zentaur, das wilde Menschenpferd
Und schnaubt gar brünstig nach den Wasserweibern.

Sieht schäumt ihm in den Bart. Die Rote lacht
Und ausgelassen jeh, dem Wasser zugekehrt,
Peißt sie die Wellen mit geschuppten Leibern. . .

Turners Tagebuch

Das Young-Abkommen / Bögler und Schacht / Undankbares
Geschäft / Rheinlandräumung? / Umschwung in England /
Chamberlain, Lloyd George, Macdonald / Britische und deutsche
Sozialdemokratie / Hilferdings Fehlschlag / Die Erwerbslosen-
fürsorge / Das preußische Konkordat

Die „New York World“ brachte ein Bild; einen Zeichner-Einfall aus der Zeit für die Zeit. Auf seinem Stuhle sitzt der Deutsche. Er hat sein Morgenblatt sinken lassen, dessen grelle Schlagzeile uns „Der Young-Vertrag unterzeichnet“ entgegenschreit. Sinnierend-wehmütig blickt er auf sein hübsches Kind, das vor ihm arglos mit der Puppe spielt. Und leise murmelt seine Lippe: „Also sechzig Jahre wirfst du alt, bevor alles bezahlt ist.“

Die Skizze ist schmissig und prägt sich ein. Der Eindruck erhöhte sich noch, wenn ihr Schöpfer dem Blatte das Datum des 28. Juni gegeben hätte. Das würde sagen: So etwas erpreßt man dem deutschen Volke zehn Jahre nach dem Frieden von Versailles, der doch zugleich den Völkerbund schuf; nach einer Überfülle schwülstiger Reden über Völkerglück und Völkerversöhnung. Auch in deutscher Sprache. Wir sind nun einmal so. Je weniger man uns sein Wort hielt, desto fester haben wir uns auf den Boden der Tatsachen gestellt. Wir lehnten ja sogar den Antrag, die zehn-jährige Erinnerung an Versailles in Volkstrauer zu begehen, ab. Die Schulkinder sollen beileibe nichts erfahren von der damaligen Schandtat. Das könnte ihre Gesinnung so ungünstig beeindrucken, daß sie später einmal dem Stahlhelm beitreten, statt der Friedensliga und den Schönaichschen Bündnen zur Verweigerung des Kriegsdienstes, selbst bei gerechtester Feindesabwehr.

Der Young-Pakt füllt nur einen offengelassenen Paragraphen des Versailler Diktates aus. In seinen Mitteln und seinem Geiste hat er die innere Einheit mit diesem jäh gewahrt.

Ein Stück neuen Büttenpapiers; mehr nicht. Aber das Ziel, das Englands Kriegserklärung erstrebte, scheint völlig erreicht. Der gefährliche Nebenbuhler bleibt für zwei Menschenalter derart belastet, daß er an Wettbewerb mit der britischen Wirtschaft nicht denken kann.

Wir sind des einstigen Vielverbandes und seiner Nutznießer wehrloser Tributstaat. Jeder erhält von unserer Jahresleistung seinen wohlbemessenen Satz. Einen Bruchteil benutzt er zur Schuldentilgung; der Rest hingegen istbarer Gewinn. Der Krieg war ihnen ein Geschäft, das sich blendend verzinst.

Weitaus am besten kommt Frankreich fort, dem es — immer nach Abzug seines Schuldendienstes — jährlich fast eine halbe Milliarde Goldmark in bar einträgt. Es folgen Jugoslawien mit 72, Belgien mit 71, England mit 53, Rumänien mit 21, Italien mit 43, Portugal und Japan mit je 13, Griechenland mit 7 und Polen mit einer halben Million Goldmark.

Man stugt. Diese Tribute sind mit unserer Schuld am Kriege begründet. Es sind „Wiedergutmachungen“ für angeblich angerichtetes Unheil. Aber was haben wir denn zum Beispiel den Portugiesen angetan, in deren Land keine deutsche Granate fiel? Auch unser Verbrechen an Japan beschränkt sich darauf, daß dieses uns Kiautschou wegnahm. Zur Sühne erhält es 37 Jahre lang je dreizehn Millionen Mark. Ferner Polen. Als unsere Truppen einrückten, wurden sie als die Befreier vom russischen Joch angejubelt. Wer war es überhaupt, der dem weißen Adler den Käfig öffnete zu neuem Flug? Dafür sind wir ihm nun tributpflichtig. Die Denkart unserer Feinde ist so viel höher als alle Vernunft, daß sie in den Gefilden höchster Halsabschneiderei gipfelt.

Ein Leibeigener sind wir, der einem Duzend Herren zugleich hörig ist. Sie lassen es sich für unseren Schweiß wohl sein. Frankreich hat seine Steuern um anderthalb Milliarden Papierfranken gesenkt. Bei uns hingegen werden die Vaseinsmöglichkeiten immer dürftiger. Im Mai ist durch Einfuhrüberschuß über die Ausfuhr unsere Bilanz schon wieder um 9 vom Hundert schlechter geworden als sie schon im Vorjahre war. Bei den Berliner Finanzämtern machte sich ein ebenso starker Rückgang am Steuerertrag gegenüber dem April bemerkbar. Wir werden ausgepowert, damit das Land des Kriegsstifters Poincarés herrlichen Tagen entgegengeht.

Diese Lage war es, die Vögler zum Ausscheiden veranlaßte; mit dem Bekenntnis, sein Sachverstand halte die erpreßte Bindung für untragbar.

Da geschah aber, was nur im heutigen Deutschland möglich ist. Er wurde angesauht. Man sprach von einem Putsch der Ruhrindustrie, von „Torpedisten“ des Young-Abkommens, die bei einem Essen in der Krupp-Villa Hügel den von ihnen abhängigen Vögler derart in die Mache genommen, daß er sich dieser Zwangslage nur habe entziehen können durch seinen Rücktritt.

„Vögler durch Hugenberg zur Strecke gebracht.“

Die ganze Geschichte wird für ein Märchen erklärt. Aber setzen wir doch einmal ihre verbürgte Wahrheit voraus. Worin besteht denn dann das ungeheure Verbrechen der angefeindeten Ruhrmagnaten? Daß sie überzeugt sind, wir würden uns an Young die Zähne ebenso ausbeißen wie an Dawes? Darin stimmen ihnen doch alle wahren Sachkenner rundweg bei.

Wenn sie ihre Stimme warnend, abwehrend erhoben, vertraten sie da nicht den Vorteil des gesamten deutschen Volkes? Steht in unseren Tributeu nicht ebenso der Groschen des demokratischen Steuerzahlers?

Die Parteischuttlappe hat jedoch diesen Ausblick völlig verhängt. Sobald es hieß: Die Schwerindustrie ist gegen das Abkommen, da war die Linkspresse auf einmal begeistert dafür. Damit wurde der starke Eindruck, den Vöglers Entschluß im Ausland gemacht, völlig ins Gegenteil abgedreht. „Sie wollen ja zahlen, also laßt sie doch!“

In bezug auf den Tribut ging übrigens Schacht mit Vögler glattweg überein. Auf dem Zweckessen der deutschen Zeitungsvertreter in Paris hat er betont, es werde uns damit eine finanzielle Bürde von unerhörtem Ausmaß und nie gekannter Zeitdauer auferlegt. Wenn er gleichwohl unterschrieb, dann verdient er indes die Angriffe von rechts ebensowenig wie sein Kampfgenosse die Gehässigkeiten von links. Auch sein Standpunkt ist verständlich. Er faßte eben das Abkommen, ganz wie das nach Dawes

benannte, als bloße Zwischenlösung auf. So wurden ihm die kleinen Vorbehalte wichtiger als der große Ziffernschwall.

Er sagte sich, daß der vorläufig herabgesetzte Jahrestribut für uns ein Spaß in der Hand sei, die längere Zahlungsdauer für die Feinde hingegen eine Taube auf dem Dach. 58 Jahre sind lange Zeit, und in ihrem Laufe ändert sich viel. Man schaue doch einmal ebenso weit zurück. Damals waren soeben der Frankfurter Friede geschlossen, das deutsche Kaiserreich gegründet. Beide für immer gedacht und doch schon seit einem Jahrzehnt tot.

Auch Senator Borah und mehrere Newyorker Blätter, wie „Times“ und „World“, fassen den Plan nur als deutsche Atempause auf. Er helfe wenigstens über den nächsten Notstand hinweg. Dann aber werde vielleicht der Augenblick da sein, wo die Gläubiger „im Interesse der Wahrheit und moralischen Verständigung“ ein Ende machen mit dem auf der Lüge von der deutschen Kriegsschuld aufgebauten Versailles Diktat.

Wenn Schacht ebenso denkt, dann ist das keineswegs, wie man ihm vorwarf, Helotengedinnung. Ebenso wenig seine Unterschrift für etwas, was er für unerfüllbar hält, eine Unehrllichkeit. Er war eben in Erpresserhand, und alle moralische Verantwortung fällt nicht ihm, sondern dem einsichtslosen Widerpart zu.

Man mache sich doch endlich von der unglückseligen Verbohrtheit frei, die dem deutschen Unterhändler, wenn er nicht gerade von unserer eigenen Partei ist, sobald er gegen den übermächtigen Feind klein beigeben mußte, brusttönig Charakterstärke und Stumperei vorwirft. An dem mildernenden Umstand unserer jetzigen Lage wird immer völlig vorbeigedacht.

Ein Major, der, von einer frischen, wohlversehenen Division eingekesselt, sein abgekehrtes Bataillon mit leeren Patronentaschen und Brotbeuteln durchschlug, würde er nicht als Held gepriesen werden, trotz schwerer Verluste und zurückgelassenem Gepäck? Unsere Diplomaten haben Anspruch auf denselben Maßstab.

Was soll also das Kritteln, daß Stresemann in der Minderheitenfrage nicht mehr erreicht hat? Liegt es an ihm, daß in dem Gutachterausschuß Chamberlain aus irgendwelchen hinterhältigen Gründen einen ausgesucht deutschfeindlichen, überdies einfältig-rohen Standpunkt vertrat?

„Erfolge hängen eben nicht bloß von der eigenen Geschicklichkeit ab, sondern noch mehr von den Umständen, die man gegen sich hat.“ Auch der Große Kurfürst mußte, mit seinem schmerzlichen Vergil-Zitat auf den Lippen, schmähliche Verträge unterzeichnen, weil es just nicht anders ging. Vor 120 Jahren hatte Preußen Männer wie Stein, Hardenberg, Scharnhorst. Gleichwohl trug es in allen Verhandlungen über die Kriegssentschädigung von Tilsit gegen Napoleons blutaugerischen Intendanten Daru nur Schlappen davon. Vergestalt, daß Hardenberg bloß um sich loszuweisen, Frankreich an Stelle der Tribute die Provinz Schlesiens preiszugeben drauf und dran war. Was wohl heute mit Stresemann geschähe, wenn er in gleicher Weise Saarland oder andere Teile des Linksrheins anböte? Hardenbergs Name aber steht heute noch in Ehren unter denen aus Deutschlands Befreiungszeit.

Wenn heute Bismarck aufstünde, ob er wirklich wieder Bismarck-Erfolge hätte? Man vergesse doch nicht, daß das erste, was er tat, die preußische Heeresverfärkung

gewesen ist. Erst, als er Roon und Moltke hinter sich hatte, erst dann konnte er Bismarck sein.

Auch der Gerissenste macht nur mit guten Karten ein gutes Spiel. Was aber haben denn unsere Leute bei all diesen Konferenzen in der Hand? Lediglich durch zähes Beharren kommen wir vorwärts und durch schmiegsame Klugheit.

Freilich, was ist klug? Gerade in der Politik ist dies ein umstrittener Begriff. Der Oberpräsident von Oberschlesien hielt es gewiß für hochgeschätzt, sogar pfißig, wenn er dem polnischen Theater in seiner Provinz eine Unterstützung von 5000 Mark auswarf. Offenbar rechnete er darauf, daß die Polen jenseits der Grenze, durch sein hochsinniges Beispiel gerührt, nun auch ihrerseits den deutschen Minderheiten die Arme öffnen und sie ausgesöhnt drücken würden an das edle sarmatische Bruderverg. Das war ein falscher Anschlag. Die Antwort von drüben bestand erstens darin, daß Selewski den Madrider Völkerrundrat und die spanische Presse gegen uns aufzuheizen versuchte. Zweitens in einer schamlosen Hekrede des Weihbischofs von Gnesen bei der Einweihung eines dortigen Denkmals, und drittens darin, daß eines schönen Sonntags ein Haufe betrunkenen Soldaten unter Führung von Offizieren in die deutschprotestantische Kirche von Graudenz drang zur Verübung von Störung und Unfug.

Zur Politik gehört eben Völler- und Seelenkenntnis. Der Erfahrene weiß, daß der Pole, allen Dantgefühls bar, wenn man ihm das Weihwasser reicht, auch gleich die ganze Kirche haben will. Er wird daher die ihm einmal bewilligten Gelder fortan jährlich verlangen; bei ihrem Wegfall drüben ein paar deutsche Schulen schließen und in Gensf Klage führen wegen deutscher Kränkung polnischer Minderheitenrechts. Was eine kluge Diplomatie sein wollte, das ist in Wahrheit ein schadenstiftendes Anbiedere.

Wenn nur endlich unsere Linke aus dem Hirngespinnst heraustäme, daß draußen um uns herum lauter uneigennützig gute Freunde säßen, die nur durch Vorheiten des Kaisers gereizt, den Weltkrieg führten, mit einer deutschen Demokratie jedoch in brüderlicher Liebe zu leben beflissen sind. Auch der Young-Patt sticht den Ewigblinden noch nicht den Star. Sie sehen ihn als großen Erfolg an. Ihr Wert sei er, so heißt es ruhmredig. Unter einer Rechtsregierung hätte man sich in Paris nicht geeinigt, und die Aussicht auf Räumung der Rheinlande wäre wieder einmal dahin. „Das Verdienst, diesen Volksgenossen die Freiheit gebracht zu haben, wird den Sozialdemokraten gebühren.“

Hier schmückt man sich also gleich auf Vorschuß mit einem Verdienst, das allenfalls von anderen erworben wird. Denn unter unsern Pariser Unterhändlern war bestimmt kein Sozialdemokrat, und Stresemann ist ja auch weit davon entfernt. Wenn man sich aber darauf beruft, daß doch Reichstanzler Müller einer ist, so kommt dies auf die Unsitte verfloßener Zeit hinaus, daß hinten beim Stab der prinzliche General ein Großkreuz erhielt, weil vorn eins seiner Bataillone ein Fort erstürmt hatte.

Ob es überhaupt zur Rheinlandräumung kommt? Briands Verhalten spielt wieder in allen Farben seiner augenblenerischen Hinterhältigkeit. Zwar werden jetzt sogar ein paar französische Stimmen dafür laut. Die sozialistische Kammerfraktion

hat sie verlangt. Jules Sauerwein vom „Matin“ befürwortet sie, allerdings mit Vorbehalten, die schwerer wiegen als das Zugeständnis. Das Saargebiet müsse unter dem Versailler Diktat bleiben, das Rheinland unter ewiger Kontrolle einer „Versöhnungskommission“, die nach der französischen Kunst, häßliche Dinge hübsch zu umschreiben, ihren Namen wohl daher hat, weil sie ein Ausdruck herrschsüchtiger Unversöhnlichkeit ist.

Die Generalsstäbler gar machen wieder ihre böswilligen Aber und Wenn. Sechzigtausend Mann, die zögen sich nicht so von heute auf morgen zurück. Das verlange weitschichtige Vorbereitung und sei nur ganz staffelweise möglich.

Wir haben ihnen schon früher empfohlen, sich unseren Kriegsminister Groener auf ein paar Tage auszubitten. Der hat vor elf Jahren auf Verbandsdiktat drei Millionen deutscher Soldaten aus ganz Nordfrankreich, Belgien und dem linksrheinischen Deutschland binnen zehn Tagen fortgeschafft. Mit sechzigtausend Mann und einem Viertel des Gebietes wird er daher natürlich in 24 Stunden spielend fertig.

Wenn das Rheinland wirklich demnächst geräumt werden sollte, dann hat dies nicht unsere deutsche, sondern die englische Sozialdemokratie geschafft.

Bei den britischen Neuwahlen erging über das Kabinett Baldwin gerechtes Gericht. Hauptsächlich um seines Außenministers Chamberlain willen; dieses kleinen Sohnes eines großen Vaters, bei dem auch der eingeschworensste Konservative „einmal und nie wieder“ ausruft.

Ich habe bei Sir Austen immer an Ebenezer Scrooge in Dickens Weihnachtsmärchen gedacht: „Die Kälte in seinem Herzen machte seine Züge starr. Auf seinem Haupt, auf seinen Brauen lag frostiger Reif. Er schleppte seinen eigenen Eletscher mit sich herum, in Hundstagen kühlte er seine Stube wie mit Eis.“

Was hat dieser Mann uns in fünf Jahren geschadet! Er war's, der den Vertrag von Locarno schloß, aber er selber machte ihn auch sofort wieder zum Fetzen Papier. Jeder Anlaß fand ihn auf unserer Gegenseite; stand er nicht von Anfang an dort, dann fiel er sicherlich im Verlauf der Sache dahin um. Briand hatte ihn an der Strippe, wie der Zigeuner seinen Tanzbär am Nasenring. Er bleibt auch der einzige, der ihm Tränen nachweint.

Es ist nicht die liberale Partei, die jetzt, wie es jahrhundertlang umschichtig geschah, die konservative ablöst. Lloyd George besitzt das englische Wählervertrauen so wenig wie Chamberlain.

Das unsere auch nicht, so lauthäufig er, seit er in der Opposition stand, gegen Versailles wettete und für die Rheinlandräumung ist. Es hat sich öfter gezeigt, daß seine Ansicht umschlägt, sobald sein Platz im Unterhaus von links nach rechts hinüberwechselt. Wir vergessen ihm nicht, daß er dem englischen Volke versprach, uns niederzuboxen, den Kaiser in Highgate hängen zu lassen und den Deutschen „die Taschen auszutehren“; daß er auch nach dem Waffenstillstand die ebenso mörderische wie völkerrechtswidrige Blockade aufrechterhielt und selbst nach dem Frieden noch bei jedem verbändlerischen Ultimatum unbedenklich mithalf.

Freilich setze man auch bei Ramsay MacDonald keine Liebe für Deutschland voraus. Er ist viel zu klug, als daß er etwa um unsretwillen Frankreich zu Englands Feind macht. Allein mir scheint, als ob ihn vor seinen konservativen und liberalen Vor-

gängern ein feinerer Sinn für politische Billigkeit auszeichne. Als ob in ihm das sichere Gefühl lebe, daß sein Ideal eines Völkerfriedens nur erreichbar sei durch geradsinnigen Ausgleich. Ist dem so, dann erscheint ihm Lloyd Georges wie Chamberlains Politik als törichte Stümperei und seine gewiesene Aufgabe als die eines ehrlichen Mädlers der Verständigung.

Die Wünsche der Einsichtigen seines Landes weisen ihm diese Pflicht zu. Das englische Volk, so schreibt die „Daily News“, warte mit Besorgnis darauf, daß das britische Außenamt an die Beseitigung der tödlichen Gefahren herantrete, die aus den Fehlern der Friedensverträge entstanden sind.

Auch wir stehen erwartungsvoll. Allein unsere Hoffnung jagt und traut sich nicht recht. Gar zu oft schon sind wir durch Irrwische ins Moor gelockt worden. Wir wissen auch, daß der Diehard-Geist in England immer noch eine Macht ist, wogegen ein besserer nur langsam aufkommt.

Immerhin: Wenn wir doch bloß bei uns schon eine Arbeiterpartei hätten, wie die englische ist; maßvoll, bedacht und vaterländisch!

Man hat auf den Magdeburger Parteitag gehofft, allein das trog wieder einmal. Die schroffen Gegensätze wurden nicht ausgelämpft, sondern durch eine geschickte Leitung überkleistert. Das Wehrprogramm, das ein Bekenntnis zur Landesverteidigung ist, wurde zwar angenommen, allein nur in vergällter Form. Jener radikale Flügel, der sich 1922 der mehrheitssozialistischen Partei angeschlossen, mit dem ausgesprochenen Hintergedanken, sie durch Übertritt zu erobern, ist trotz aller Zettelung nicht ausgemerzt, sondern bleibt als Sauerteig, der den ganzen Teig versäuert.

Die Reichswehr, so heißt es jetzt, solle umgewandelt werden zu einer Schutzwaffe für die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Errungenschaften der Arbeiterklasse. Man setzt sich also das Ziel, sie dem Dienste des Gesamtvolkes, des Vaterlandes zu entfremden, damit sie fortan nichts sei als ein Werkzeug der Partei. Wie denn überhaupt letztes Ziel ist — der Pressedienst sprach es unverblümt in seinem Schlußwort aus —, „die Republik unter den Machtwillen der Sozialdemokratie zu bringen“.

Mit gewaltigen Mitteln arbeitet man darauf hin. Der Jahresbericht verrät es. Man nahm 1928 über zehn Millionen an Mitgliederbeiträgen ein. Gegen zweihundert Zeitungen werden herausgebracht. In Reichs-, Land-, Provinzial- und Kreistagen, in Stadt- und Landgemeindevvertretungen sitzen 44000 organisierte Sozialdemokraten. Ferner verfügt die Partei über 889 Bürgermeister, 897 Gemeindevorsteher und 520 Stadträte. Wie viele Leute man bereits in die Landratsämter, Regierungen, Ober- und Polizeipräsidien hineingefingert hat, wie viele Ministerstellen mit Beschlag belegt sind, das blieb, wohl um keine Paritätsgefühle zu stoßeln, ungesagt. Wer das Kreuz hat, der segnet sich; man ist an der Macht und nützt sie rücksichtslos aus im Streben nach Über- und Alleinmacht. Ganz wie Mussolini, der unserer Linkspresse ein Weltheiland wäre, hätte er sich nicht mit schroffem Rud vom Marxismus ab- und dem Vaterland zugewandt. Er sah eben ein, daß jener die Völker nur verderben kann.

Unsere Radikalen hingegen kommt diese Einsicht immer noch nicht, trotz aller Zeichen der Zeit.

Sie haben voriges Jahr Hilferding abermals zum Reichsfachkassiermeister gemacht, obgleich seine Kunst schon einmal zerschellt war.

Nun ergab sich ein Fehlbetrag in der gewaltigen Höhe von einer halben Milliarde Goldmark.

Hilferding wußte keine andere Deckung als eine Inlandsanleihe von mehrjähriger Laufzeit; lockend verbrämt freilich mit steuerlichen Vorrechten und hohem Zinsfuß.

Man hat daher auf mehrfache Überzeichnung gerechnet. Allein nicht viel mehr als die Hälfte der aufgelegten dreihundert Millionen kam ein. Es wurde ein völliger Fehlschlag; einem Vorgänger Hilferdings in der alten, der kaiserlichen Zeit hätte er unfehlbar das Amt gekostet.

Die sozialdemokratischen Blätter waren schnell fertig mit ihrem Vorurteil „Sabotage der Großbanken.“ So sieht der Kapitalismus aus; so wenig Vaterlandsliebe besitzt er, daß er dem Reiche noch nicht einmal in schwierigster Stunde beispringt!

Wer von hinterhältigen Verschwörungen faselt, der lenkt allemal von der Wahrheit ab, die stets viel einfacher liegt. Das deutsche Volk hat kein Geld gezeichnet, weil es eben kein Geld hat. Unsere Wirtschaft ist durch die Last der fremden Tribute, der gehäuften Umlagen und der Sozialfürsorge sowie durch den schlechten Geschäftsgang völlig erschöpft. Die Ersparnisse, die man jetzt anruft, sind den Leuten bereits durch verschwenderische Ausgabenwirtschaft der Parlamente weggesteuert. An Hilferdings Geldklemme ist in erster Reihe seine eigne Partei schuld mit ihren ewigen Schröpfköpfen an dem Geldbeutel des Besitzes. Sie erweist sich als ein praktischer Lehrgang für die Tatsache, daß alle Kultur nur aus Überproduktion, also aus Ersparnis, somit dem von Marx verfluchten Kapital entsteht.

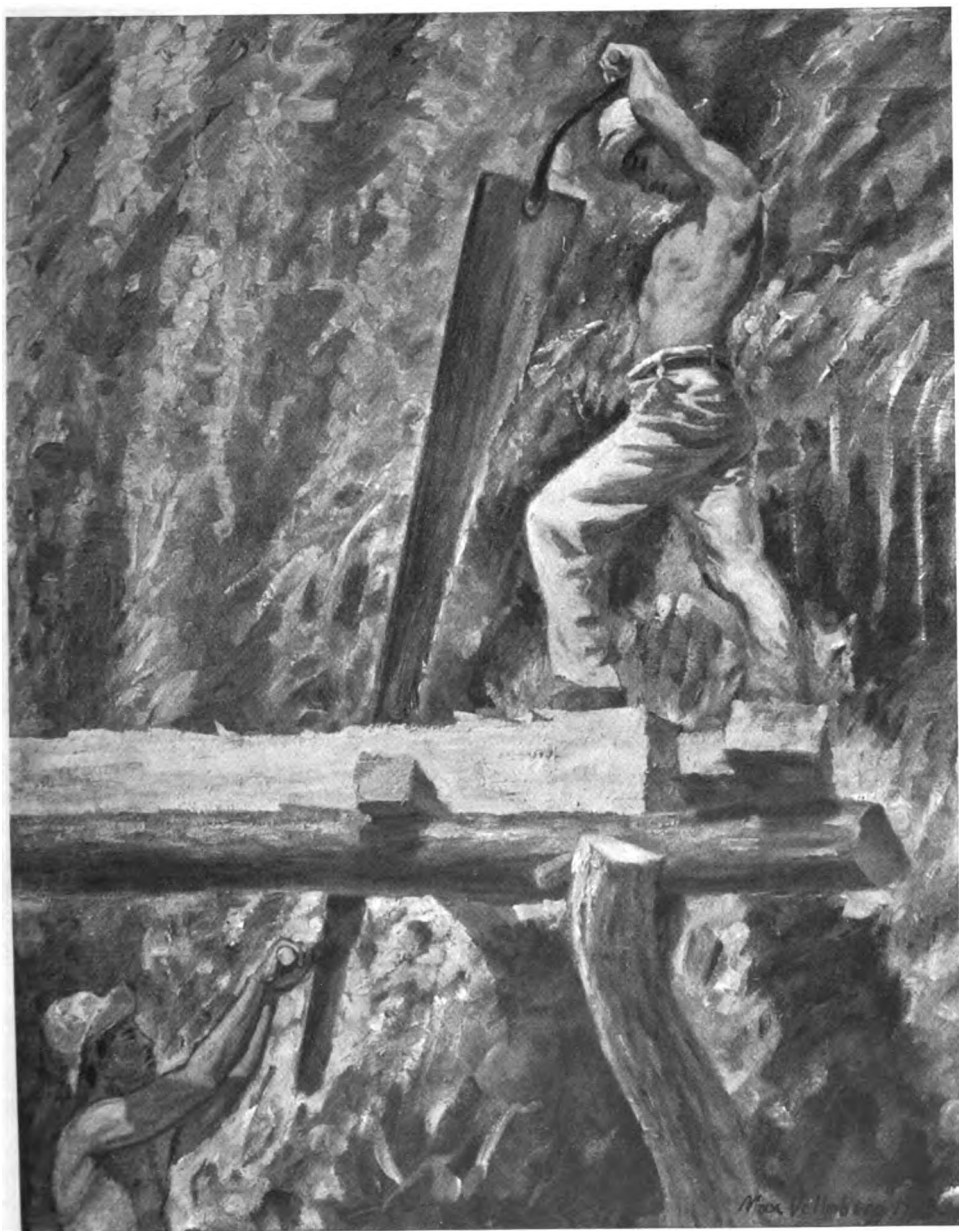
Natürlich streitet sie das ab. Nicht das mindeste will sie wissen von der dringend nötigen Einschränkung. Sie bringt es fertig, zugleich die Erhöhung der Bahnarbeitertarife zu verlangen, es jedoch für eine Unverschämtheit zu erklären, für einen Kniff, gegen die Arbeiter Stimmung zu machen, wenn die Reichsbahn daraufhin eine weitere Tarifierhöhung beantragt. Als der Wirtschaftsminister Curtius im Reichstag einen verbilligenden Umbau der Erwerbslosenfürsorge forderte, wurde er grob angefahren, wie er derart angehen könne gegen den Beschluß „der führenden Regierungspartei“.

Man möchte nämlich diese Anstalt möglichst so beibehalten, wie sie ist. Trotz ihrer schrecklichen Mißstände, von denen ein so gut demokratisches Blatt wie die „Frankfurter Zeitung“ schreibt, sie machten sie zu einer Einrichtung der sozialen Ungerechtigkeit „mit mancherlei demoralisierenden Wirkungen, für die sauer verdientes Geld nutzlos vertan wird“.

Die einzige größere Reform, die man zulassen will, ist eine Erhöhung der Versicherungsprämie von 3 auf 4 vom Hundert. Sie wird als ein Opfer des Arbeiters hingestellt. Als ob nicht auch dessen Anteil beim nächsten Tarifablauf wieder auf den Arbeitgeber abgewälzt würde!

Was „die führende Regierungspartei“ für Staatswirtschaft ausgibt, ist ein kurzfristiger Raubbau mit Staat und Wirtschaft; so unsozial wie möglich.

Aber auch die demokratischen Grundsätze schwinden bei diesen Demokraten mehr



Säge im Urwald

Max Vollmer

(Aus dem Lürmer)

und mehr dahin. Mit dem preußischen Konkordat warf der Ministerpräsident Braun ihrer gleich ein halbes Duzend über Bord.

Ist die Sozialdemokratie nicht für den straff zentralisierten deutschen Einheitsstaat? Wie kommt sie denn auf einmal dazu, sich für einen preußischen Sondervertrag mit der Kurie zu erwärmen? Daß der bayrische Staat voranging, beruht auf dessen leider sehr partikularistischem Eigenwillen, der aber bisher immer gerade an Herrn Braun einen scharfen Widersacher fand. Nun folgt dieser also dem einheitstündenden Beispiel.

Zum zweiten wird jede Geheimpolitik als ein Laster der alten Kabinettsdiplomatie verdammt. Aber die Konkordatsverhandlungen jedoch hatten Braun und Beder den Schleier tiefsten Kabinettsgeheimnisses gebreitet. Das sei gar nicht anders möglich, hat ersterer in Magdeburg versichert.

Erst wenige Tage vor der Unterzeichnung wurden die preußischen Fraktionen auszugsweise unterrichtet und aufgefordert, Stellung zu nehmen zu einer Vorlage, deren Wortlaut ihnen immer noch vorenthalten blieb. Das ist eine Beschränkung der Kritik, also ein Verstoß gegen den Parlamentarismus, und er geht aus von einer Partei, die zum Beispiel in Sachen der Reichswehr und des Auswärtigen Amtes immer die unumschränkste Öffentlichkeit verlangt.

Es wird ferner eine ganze Reihe wertvoller Staatsrechte, an denen die Monarchie festhielt, an die Kirche preisgegeben von Leuten, denen nach ihrem Programm der Staat alles, die Kirche eine bloße Privatanstalt ist. Endlich widerspricht es jeder löblichen Gleichheit, wenn man der katholischen Kirche einen vorteilhaften Vertrag einräumt, dessen gleichzeitigen Abschluß mit der doppelt so starken evangelischen man hartnäckig verweigert hat.

Gleichwohl ist die sozialdemokratische Partei bei all ihrer religionslosen Einstellung für dies Konkordat begeistert und der Zentrumsführer hat den Evangelischen, die so frei sind, in den Tagen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ebenso frei sein zu wollen, in grober Drohrede einen unbrüderlichen Kulturkampf angedroht.

Als der Ministerpräsident Held, als Mussolini ihre Konkordate mit der Kurie schlossen, da fiel ihr und ihrer Länder katholischer Glaube ins Gewicht. Was aber steckt hinter einem, dem Vatikan so günstigen Abkommen des dissidentischen Herrn Braun für das zu zwei Dritteln evangelische Preußen?

Die Frage liegt nahe und hat sofort das schärfste Mißtrauen erweckt. Namentlich bei der Volkspartei; nicht trotzdem, sondern gerade weil man ihr durch ein Angebot zum Eintritt in die preußische Regierung die Hände binden wollte. Auch die demokratische Partei blickt mit gesteigertem Argwohn auf dieses geheim betriebene Gib-und-Nimm-Geschäft ihrer beiden Koalitionspartner.

Wenigstens der Teil von ihr, der nicht dem „Berliner Tageblatt“ oder der „Vossischen Zeitung“ nachbetet. Gerade in ihm sind namhafte evangelische Theologen tätig und der Geist Naumanns wirkt noch nach. Es könnte sein, daß man den großen Schlag Otto Brauns, der in der Allstein-Presse jetzt als ein Staatsmann genialen Ausmaßes gepriesen wird, in Bälde schon auch bei seinen eignen Leuten einen verhängnisvollen Streich nennt.

Dr. Friß Hartmann

(Abgeschlossen am 20. Juni)

Auf der Warte

Aufstieg der Vereinigten Staaten

Wenn Frobenius recht hat und v. Böckmann, so begann die Kultur in der Sübsee, gewann Ausbreitung im westlichen Mittel- und Südamerika, wanderte nach dem Abendland und eroberte sich ein wichtiges Reich bei den Atlantiern, und zwar vorzugsweise in Westafrika. In der Folge wurden Ägypten und Mesopotamien mächtig. Das Schwergewicht der Kultur blieb jahrtausendlang zwischen Nil und Tigris, verschob sich dann nach Griechenland und Rom, kehrte zum Orient zurück und haftete zeitweilig an Ktesiphon, Bagdad, Delhi, Sianfu. Nun riß das romanisch-germanische Europa die Führung an sich; das Schwergewicht pendelte weiter nach Norden. Die Mongolen sicherten noch einmal die Führung, zwar nicht in Kultur, wohl aber in Krieg und politischer Macht und, nachdem sie ganz China besetzt, auch in Reichthum dem fernen Osten. Seit Kolumbus stiegen unaufhaltsam die Europäer und brachten neun Zehntel der festen Erdoberfläche an sich und die Herrschaft auf allen Meeren.

Der Schüler wächst über den Meister, der Sohn, wie einst Zeus den Kronos, schwächt oder erschlägt den Vater. Die Abendländer gründeten sechs Neu-Europas als Vorwerke: das romanische und das angelsächsische Amerika, Sibirien, Südafrika, Australien, Nordafrika, Transkaukasien. In der Gegenwart machen sich die heranwachsenden Kinder selbständig, und der Riese Onkel Sam übertagt durch seinen Wuchs alle seine Geschwister. Er wird durch den Weltkrieg auch stärker als Europa. Das Schwergewicht der Macht und des Reichthums liegt jetzt in Nordamerika.

Der Aufstieg der Vereinigten Staaten, die jetzt wieder, für vier Jahre, sich ein neues Oberhaupt gesetzt haben, ist schwindelnd rasch gewesen. Er hat nicht mehr als 150 Jahre erfordert. Freilich hat die transatlantische Republik auch sehr viel Glück gehabt. Wenn man auf dem Globus Umschau hält, so ist, da wohl das tropische, rassenbunte Asien ausseidet aus dem Wettbewerb, nur China der Lage

und Ausdehnung nach zu vergleichen. Nun wohl, das himmlische Reich hat seit seines langen Lebens, das sich auf drei Jahrtausende erstreckt, so gut wie ohne Unterbrechung immer die schwersten, lebensgefährlichsten Kämpfe gegen die nördlichen Nachbarn führen müssen, einerlei ob das Hunnen, Tungusen, Tataren, Mongolen oder Russen waren, und mehr als einmal ist China entweder zum Teil oder vollständig von den Nordvölkern, von den Hingnu, den Sienpi, den Kitai, den Mantschu, den Mongolen Kublai-Khans unterworfen und ist von der russischen Politik, deren Träger Fürst Uchomski ein slawisch-tibetisch-chinesisches Weltreich anstrebte, ernstlich bedroht worden. Nicht so die Schöpfung Washingtons! Sie hatte von den Rothhäuten Kanadas (das an Ausdehnung die Union ganz erheblich übertrifft) und von den paar Weißen dort, die zur Zeit Washingtons keine Viertelmillion ausmachten und die heute nur ein Zwölftel der Zahl der Unionsbürger darstellen, nicht das geringste zu befürchten. Das allergrößte Glück aber für das Wachstum der Vereinigten Staaten war die dauernde Uneinigkeit Europas. Washington konnte sich nur behaupten, weil England gleichzeitig von Frankreich und Spanien besetzt wurde und außerdem die bewaffnete Neutralität Rußlands und Hollands wie Scandinaviens gegen sich hatte, und trotzdem geriet der Virginier an den Rand des Abgrunds und ward nur durch die Hilfe Steubens gerettet. Die napoleonischen Erschütterungen, der Gegensatz der Haren gegen die Westmächte, 1848, der Krimkrieg, 1870, der russisch-türkische Krieg, die Spannungen zwischen London, Paris, Berlin und Rom wegen der Kolonien, wegen des Burenkrieges und vollends der Weltkrieg — all das waren Feuer, an denen die Nordamerikaner ihre Suppe kochen konnten. Am folgenreichsten wurde die eine schicksalsvolle Auswirkung europäischer Zwiethracht, daß stets unsere Wirren, vom Hambacher-Fest, irischen Unruhen, polnischen Aufständen, Bewegungen von 1848 bis zur Inflation von 1923, den Anlaß zu starker Auswanderung gaben, zu

einer Reihe von Springsluten, die Millionen von Europäern an die transatlantischen Gefilde warf. Man rechnet, daß seit dem Sturze Napoleons 35 Millionen nach Nordamerika zogen.

Schwer ins Gewicht fallen die ungeheuren Bodenschätze, über die U.S.A. verfügen. Die Union erbohrt 73% des für Friedens- wie Kriegsbetriebe unentbehrlichen Erdböls; sie hat das meiste Kupfer und Zinn der Erde; sie erschmilzt mehr Roheisen und erzeugt mehr Stahl und Rohle als Deutschland, England und Frankreich zusammengekommen. Sie hatte zeitweilig gegen zwei Drittel der Goldvorräte unseres Planeten und hat jetzt noch die Hälfte. In ihr wird mehr Baumwolle und mehr Mais geerntet als auf dem Rest des Globus. Das Vermögen der Vereinigten Staaten beträgt 340 Milliarden Dollars + 16 Milliarden Anlagen (ohne die Kriegausgaben) im Ausland, besonders im lateinischen Amerika, gegen vielleicht 130 Milliarden Großbritanniens, 65 Frankreichs und 40 Deutschlands, endlich geschätzte 25 (wohl viel zuwenig) Chinas. Genug, Wallstreet und nicht mehr Throgmorton-Street, um von Paris und Frankfurter Börse in früheren Jahrzehnten zu schweigen, beherrscht heute die Welt!

Man sprach früher von Weltbritannien. Es ist heute noch viermal ausgebehnter als die großmächtige Union nebst Kolonien. In dessen es traut sich nicht mehr, allein den Kampf ums Dasein gegen Onkel Sam auszufechten. Es verbindet sich mit Frankreich und neuerdings wiederum mit Japan. Es sucht einen eurasiatischen Block gegen Nordamerika zu schaffen. Es ist immer noch, schon kraft seiner politischen Erfahrung, der beachtlichste Nebenbuhler der Vereinigten Staaten.

Inzwischen ist Onkel Sam, zum Teil durch unsere jüngsten Flugtriumphe, erschienen drauß und dran, sich deutschfreundlich einzustellen.

Dr. Albrecht Wirth

Amerikanische Kultur

Es ist nicht zu leugnen, daß die ganzen Lebensgebarungen und insolgedessen auch die Bildung des Erziehungswesens in den

Vereinigten Staaten unter dem Druck einer weltgehenden Einförmigkeit stehen. Es gibt eben drüben keine Stämme, wie Sachsen, Thüringer, Bayern, Schwaben bei uns, und daher keine Stammeskultur von scharf ausgeprägter Eigenart. Auch ist die Geschichte der Vereinigten Staaten, die eigentlich erst seit rund 1850 ihren territorialen Abschluß erreichten, noch zu kurz, um eine gefestete bodenständige Überlieferung herauszugestalten. Trotzdem gibt es Verschiedenheiten genug, eine bunte Fülle von scharfen Gegensätzen, durch die das Leben doch wieder mannigfaltig und vielseitig wird. Das Klima bietet tropische Wärme und tropische Pflanzungen mit allen damit verknüpften sozialen Erscheinungen; der Norden bringt nicht selten eine Kälte, die an subarktische Striche gemahnt. Dazu waltet noch ein auffallender Kontrast zwischen geräumigen Steppen und zum Teil hochalpinen Gebirgen, endlich die farbige Gegenüberstellung von Binnen- und Küstenland, wozu letzteres hier an Norwegen, dort an die Riviera erinnert.

Die Erziehung und die gesellschaftliche Unterhaltung hat ohne Zweifel in den Vereinigten Staaten mancherlei Oberflächliches. Das kommt aber auch daher, daß drüben Worte überhaupt nicht viel gelten, daß der Grundsatz Goethes gilt: Sei dein Leben Tat um Tat! Deshalb bieten die Unterrichtsanstalten Nordamerikas auch manches, was unsere vermissen lassen. Besonders die Werkstudenten haben aus den verschiedensten Berufen allerlei zu erzählen. Im übrigen erfreut sich die Union einer Anzahl von Universitäten und Colleges; man zählt deren nicht weniger als 600, davon stehen acht vollkommen auf der Höhe der besten europäischen Hochschulen. Dort und auch sonst in der Vanteegeellschaft, bei Rechtsanwälten, Architekten, Industriellen und selbst Politikern trifft man oft genug eine bewegte abwechslungsreiche und vor tieferen Fragen durchaus nicht zurückschauende Unterhaltung. Glorreich zeichnet sich in dieser Beziehung Washington aus, in das freilich das europäische und orientalische Diplomatencorps eine besondere Abwechslung bringt. Einzigartig ist ferner die heitere, durchweg

auf einen künstlerischen Ton gestimmte Geselligkeit Kaliforniens.

Zum Schluß darf man nicht vergessen, daß im höheren Erziehungswesen drüben die Deutschen eine maßgebende Rolle spielen, und daß überhaupt der belebende Einfluß der Einwanderer, ungeachtet der Einschränkungen in den letzten Jahren, sich doch in allen Gesellschaftsschichten der Union noch immer bedeutsam geltend macht. Ob allerdings eine wahrhaft schöpferische Kultur von stolzem Wurf und fruchtbarer Eigenart entstehen werde, wird die Zukunft erweisen müssen. Dr. A. W.

Heiligenkult in Sowjetrußland

Wie russische Blätter melden, hat man bei der Feier des 1. Mai einen besonders eindrucksvollen Charakter dadurch zu geben versucht, daß man Lenin, den toten Vater der Sowjetrepublik, in einem gläsernen Sarg in Uniform mit dem Orden der Roten Fahne ausstellte und vierzigtausend Soldaten der Moskauer Garnison an ihm vorbeieffilieren ließ. Wie einst vor den Fürsten und Heeresgewaltigen des zaristischen Rußland, beugten sich unter dem Kommando: „Augen rechts“ vor ihm die breiten Pallasche, die Fahnen und Standarten der Heerscharen. Lange, unabsehbare Kolonnen der Infanterie, der Kavallerie, geordnet nach der Farbe der Pferde, Artillerie mit Maschinengewehren, leichten und schweren Geschützen zogen feierlich vorüber. Ihnen folgten Automobile in ungeheurer Zahl, schwere Riesentanks, die das Straßenpflaster erdröhnen machten. Und selbst diese maschinellen Kriegsungeheuer leisteten dem Toten ihre Ehrenbezeugung, indem sie vor dem Eingang des Grabmals ein wenig haltmachten. Den maschinellen Riesen folgten Augenblicke, Arbeiter, Angestellte aller Art in nicht endenwollenden Reihen. Man schätzt die Zahl der Teilnehmer auf sechsmalshunderttausend Menschen. So viele Menschen hat kaum die alte Zarenmacht bei festlichen Gelegenheiten auf die Beine gebracht.

Aber es wimmelte nicht nur unten auf der Erde, auch oben im Luftreich herrscht buntes, reges Leben. Am Firmament erscheinen ganze

Geschwader von Flugzeugen, erheben sich hoch hinauf in den blauen Äther, so daß man die Propeller kaum noch hört. Dann senken sie sich plötzlich hernieder und rufen den Eindruck hervor, als stürzten sie hinab in die Tiefe. Aber sie stürzen nicht, sie neigen sich nur erschreckt vor dem ehemaligen Revolutionsgewaltigen und heben sich dann wieder schwierend empor hoch über die „geschweiften Schießscharten der Kremlbrüstung, über Zarenabier und Kirchentuppeln“. — Es ist vieles anders geworden im alten Zarenreiche. Die Revolutionäre haben sich redlich bemüht, die Dinge zu ändern und das Unterste zu oberst zu lehren. Und doch, sieht man den Dingen auf den Grund, dann merkt man, daß eigentlich alles beim alten geblieben ist. Die Volksseele hat sich jedenfalls nicht geändert. Es zeigt sich immer wieder, daß Revolutionen, die nur mit äußeren Gewaltmitteln herbeigeführt wurden, trotz aller Änderungen doch nichts änderten. Auch hinter der russischen Revolution, der blutigsten der Weltgeschichte, steht das semper idem. Die Massen im sowjetischen Rußland fühlen und empfinden noch genau so wie früher, als Fürsten und Heeresgewaltigen des Zarenreichs den Trübsal gaben, als man ihnen Kränze flocht und Ehrenpforten baute, als die Truppe im Parademarsch an Väterchen vorbeisritt und das Volk sich alleruntertänigst die Beine in den Leib stand, um einen gnädigen Blick des vorbeifahrenden Herrschers aller Reußen zu erhaschen. Die neuen Gewalthaber wissen das; sie kennen die Volkspsyche und arbeiten deshalb genau mit denselben Mitteln militärischen Gepräges, wie es das alte Rußland tat. Nur wird der alte Most heute in neue Schläuche gefüllt. Es sind heute nicht mehr Zarenabier, Zarenstandarten, Heiligenbilder u. a., an denen sich die Begeisterung entzündet, heute trägt man den Sowjetstern, rote Fahnen und Standarten, Embleme und Attrappen mit revolutionären Aufschriften vor der Menge her, läßt man die rote Armee mit klingendem Spiel aufmarschieren, um die Massen anzufeuern und zu Ergebenen des neuen Staatsgebildes zu machen. Also: semper idem in neuen Mitteln und Methoden.

Auch den Heiligentum hat man als Mittel zum Zweck nicht vergessen. Zwar hat man den religiösen Heiligentum dadurch lächerlich zu machen gesucht, daß man die Gräber und Gräfte der Heiligen öffnete und dem Volk ihre Gebeine zeigte, um es davon zu überzeugen, daß es einem Wahn- und Aberglauben gehuligt habe, als es annahm, die Leiber der Heiligen seien gegen Verwesung geschützt und ihren Knochen entströme Wohlgeruch. Aber der Heiligentum ist *mutatis mutandis* geblieben. An Stelle des alten religiösen hat man einen neuen, mysterienlosen treten lassen. Dem verdrängten Volksinstinkt ist eine neue Erleuchtung gegeben, ein neues Strombett gegraben worden. Lenin bedeutet heute, psychoanalytisch geurteilt, Ersatzbefriedigung, verkappte Erfüllung eines alten Bedürfnisses. Lenin ist im neuen Rußland der Gegenstand einer neuen Heiligenverehrung auf atheïstisch-nihilistischer Basis.

Ob es freilich gelingt, die Bedürfnisse des russischen Volkes auf die Dauer mit diesem Ersatz zufrieden zu stellen, muß fraglich erscheinen. Revolutionen, die bloß mit Gewalt gemacht wurden, schaffen, wie gesagt, nichts Neues und haben auch keine Dauer. Revolutionäre müssen innerlich befreite, zu höherem Denken erprobene Menschen sein. Wenn sie das nicht sind, dann können sie Menschen nicht revolutionieren, Völker nicht befreien. Der Atheïst und Nihilist Lenin war dieser innerlich befreite, in höheren Kategorien denkende Mensch nicht. Wie kann ein Mensch Befreier, Revolutionär im eigentlichen Sinne sein, der sein Wert auf das Blut von Hunderttausenden unschuldiger Menschen gründete, der sein Reich durch eine Schreckensherrschaft zu befestigen suchte. Rußland wird, wenn es Bestand und Dauer haben will, sich nach einem andern Gestirn, nach einem andern Heiligen umsehen müssen. Der Mann, der an Paralyse zugrunde ging, der, wie bestimmt berichtet worden ist, in den letzten Tagen seines Lebens verblödet in seinem Gemach herumtrotz und die Möbel darin ansah, sie möchten ihm die zahllosen Blutopfer vergeben, mit denen er sich belastet habe, ist kein Heiliger, der Verehrung verdient.

W. R.

Bolschewismus und Kirche

Auf die Dauer lassen sich die seelischen Bedürfnisse der Völker nicht unterdrücken, auch nicht durch Regierungen, die zuversichtlich allgemeine Glückseligkeit und den Himmel auf Erden verheißen. Diese Erfahrung machen immer unangenehmer die Moskauer Kirchenfeinde. An dem sozialrevolutionären Feiertag, am 1. Mai, beherrschten die Bolschewiken die Moskauer Straßen. Faschingsartig war ihr Umzug. Man sah kostümierte Vertreter der Zarenzeit mit politischen gefesselten Gefangenen, von Kosaken bewacht. Ein schwarzer Sarg mit einer Riesenflasche Wodka, darauf gepfropft ein silbernes Kreuz. Dazu ließen Kommunisten in Priestergewändern Sassenhauer als Grabgefänge erschallen. Bewaffnete Weiber, weiß gepudert, die Lippen rot geschminkt, folgten usw.

Einige Tage später, am 6. Mai, feierte das russische Volk sein Ostern. Alles erschien in Festgewändern auf den Straßen. Viele trugen in sorgfamer Einhüllung die Osterspelse, die in den Kirchen geweiht werden sollte. Am Abend zuvor hatten die Glocken geläutet. Die Kirchen waren überfüllt. Nicht Lenin, sondern Christus herrschte. Mitternacht schlug, und viel tausend Stimmen riefen: „Christ ist auferstanden!“ Alles küßte sich.

Da rasten Kraftwagen heran und umzingelten die Kathedrale. Bajonette glitzerten im Scheine der Osterkerzen. Trommelwirbel. Militärmusik spielte Sassenhauer. Eine Puppe als Leiche Christi wurde in den Schmutz gezogen. Plötzlich öffnete sich das Kirchenportal, und der greise Kirchenfürst rief bebend: „Rechtgläubige, Christ ist auferstanden!“ Brüllendes Gelächter schlug ihm entgegen. Im Chor schrien hundert Stimmen: „Lüge nicht, altes Schwein! Der Teufel ist auferstanden!“ Bajonette beschückten das Pad. Die Menge schwoll an — Glocken, Blechmusik, Flüche, gellende Schreie, Lachen und Weinen klingen ineinander. Der Kapellmeister der Gottlosen bricht zusammen, ein Messer zwischen den Rippen. Knochnige Bauernsäufte zerfahmetern den Längern Nase und Mund. Schüsse trachen. In gestrecktem Galopp wirft sich berittene

Milß mitten in die brüllende Menge, und in wenigen Minuten ist alles erlebt — der neue Staat hat gefiegt.

So schildert ein Beobachter aus Riga, was er in Moskau sah und erlebte. Hat aber der kommunistische Staat wirklich gefiegt? Ein neuer Erlaß seines obersten Ausschusses gegen alle Kirchen und Sekten deutet auf ernste Beunruhigung der Moskauer Herrscher über die aufsteigende Religiosität und Kirchenfreundlichkeit des Volkes. Nach dem neuen Erlaß kann die Regierung zu jeder Zeit jede Kirche oder Sekte zerfchlagen dadurch, daß sie den eingetragenen Besitzer des Kirchengebäudes auf Grund einer wirklichen oder willkürlichen Beschuldigung verhaftet und sein Eigentum beschlagnahmt, wie das oft genug vorkommt. Von den Vorschriften gegen die seelsorgerische und soziale Tätigkeit der Religionsgemeinschaften außerhalb des eigentlichen Gottesdienstes werden vor allem die Baptisten, Adventisten und römischen Katholiken, aber auch die alte orthodoxe Kirche betroffen. In Rußland hat fast jedes Dorf seine eigene Kirche, aber viele Dörfer können keinen eigenen Popen halten, und oft muß ein Pfarrer mehrere Kirchen versorgen. In ihrem neuen Erlaß hat die Regierung die Versorgung mehrerer Dorfkirchen durch einen Popen verboten in der Hoffnung, dadurch den Kirchenbesuch der Bauern zu bekämpfen. Fortan müssen sie oft meilenweit zum Gottesdienst gehen, während früher der Pape zu ihnen kam. Ähnliche Zwangsmaßnahmen waren bisher zu jeder Zeit und unter jeder Regierungsform wirkungslos, stärkten vielmehr die kirchlich Gesinnten. Diese Erfahrung wird auch die Sowjetregierung machen. Aus der Geschichte scheint sie nichts gelernt zu haben.

Die Wolgadeutschen

Einzelne deutsche Politiker, die für ein Zusammengehen mit der Sowjetunion eintreten, verbreiten geflistentlich die Anschauung, daß die dortigen Deutschen eine bevorzugte Stellung einnehmen, und berufen sich dabei auch auf die Verhältnisse in der deutschen

Wolgarepublik, in der es den Deutschen angeblich recht gut gehe.

Dadurch erklärt es sich, daß in weiten Kreisen die Überzeugung herrscht, daß diese wirtschaftlich vorwärtstommenden Wolgadeutschen sich nicht nur eine gewisse Selbstständigkeit bewahrt hätten, sondern sogar einen Damm gegen den Bolschewismus bildeten.

Wie irrtümlich diese Darstellung ist, erhellt aus nachstehendem: Auf der letzten Rätekonferenz hat der Präsident des Rats der Volkstommiffare der Wolgarepublik offen eingestanden, daß die ökonomische Lage der Wolgadeutschen eine denkbar traurige wäre. Die Ausaatfläche hätte sich im Vergleich zum Jahre 1927 um volle 8% verringert, und der Viehbestand sei wiederum um 1,3% gesunken, während zur Bearbeitung der Felder mindestens 340 Traktoren erforderlich waren, seien diesem Gebiete nur 36 überlassen worden. In den Sowjetwirtschaften sei bereits ein zehnstündiger Arbeitstag eingeführt worden, und die Arbeiter erhielten einen äußerst geringen Lohn: Männer 30 Rubel und Frauen 25 Rubel monatlich. Die wirtschaftliche Lage dieser Wolgatolonisten ist also eine recht trübe, und neuerdings werden auch die Großbauern unter ihnen von der Sowjetregierung hart verfolgt.

So wird es verständlich, daß der Bolschewismus auch hier eindringen konnte. — Auf einer Versammlung aller Werktätigen, die in dem in „Marxstadt“ umbenannten Hauptorte der Republik stattfand, wurde ein flammender Protest gegen die gewaltsame Unterdrückung der Berliner Mainrupen verlaubart, und eine Resolution angenommen, in welcher dem „roten Berlin“ feierlich jede Unterstützung in seinem Kampfe gegen die „Bourgeoisie“ zugesagt wird.

Wenn auch diese Resolution wohl zweifellos auf die Initiative Moskaus zurückzuführen ist, so bleibt es immerhin bedeutsam, daß so weite Kreise der deutschen Wolgarepublik sich ganz offen zum Bolschewismus bekannt haben.

H. v. F.

Serbische Anerkennung der führenden deutschen Kultur

Besuche südslawischer Persönlichkeiten in Deutschland, die an dem Werte des Kulturaufbaues im neuen Südslawenstaate tätig mitwirkten, haben bisher noch immer gute Früchte gezeitigt. Die durch die Entente-Propaganda erzeugte Kriegspsychose gegen Deutschland beginnt langsam einer wachsenden Einsicht von dem hohen Werte Deutschlands für die Weltkultur zu weichen, indem verantwortungsbewußte Männer des Serbentumes, die mit eigenen Augen das hohe Wunder des wiedererstandenen Deutschland aus dem tiefen Niederbruche nach dem Weltkriege mitansehen konnten, sich nicht mehr scheuen, ihrer Bewunderung offen für dieses mannhafte Wiederaufstehen Ausdruck zu geben.

In der Vortragsreihe der Neusager Volksuniversität hielt kürzlich der Direktor des Neusager Knabengymnasiums, Mirkó Balubdzic, einen Vortrag über die Eindrücke, die er auf einer Reise durch Deutschland gewonnen hatte.

In klaren Bildern stellte der Redner das Leipziger Völkerschlachtdenkmal, dieses riesige Monument außergewöhnlicher Kraft, und den modernen technischen Apparat der Dresdener Hochschulen einander gegenüber. Er sieht in jenem das Deutsche Reich vor dem Kriege, in diesen hingegen das neue Deutschland.

Vor dem Kriege, so erklärte Direktor Balubdzic, glich Deutschland einer riesigen Kaserne; alles schien nur fürs Militär geschaffen zu sein. Nun sind die gewesenen Kasernen Fabriken, Ausstellungen u. a. m. geworden. Die Menschen haben ihren Platz getauscht. Die einst führenden Schichten sind etwas in den Hintergrund getreten, der Arbeiter, das Rückgrat eines jeden Staates, steht im Vordergrund.

Eines aber hat sich nicht geändert: Disziplin waltet in den Ämtern, auf der Straße, im geselligen Verkehr, ja selbst bei kommunistischen Straßenkundgebungen. (Hier sieht der fremde Beobachter doch zu rosig — oder er ist Schlimmeres in den Balkanländern gewohnt, als die blutigen Ausschreitungen, von denen oft

genug aus deutschen Großstädten berichtet wird. D. L.)

Den Grundstein, auf dem man das verjüngte Deutschland aufbaute, erblickt der Vortragende in der Schule. Man hat ein neues, nachahmungswertes Schulsystem geschaffen. Die heutige deutsche Schule hängt aufs engste mit dem Leben zusammen. In diesen Schulen wachsen nicht Bücherwürmer heran, sondern Tatmenschen, Arbeiter auf den verschiedensten Gebieten. Darum hat die deutsche Schule auch der praktischen Betätigung, dem Bastelbetrieb, einen großen Raum eingeräumt.

Den günstigsten Eindruck machte auf den fremden Schulmann das neue System der Landerziehungsheime, die von Wiesen und Waldungen umgeben sind, in denen der heranwachsenden Jugend neben der geistigen Bildung die Liebe zur Natur, die Pflege des Körpers und des Sportes auf vorbildliche Weise vermittelt wird.

Im weiteren Verlaufe seines Vortrages hob Direktor Balubdzic die schönen reinen Straßenbilder, die musterhafte Verkehrsordnung in den Städten, die hervorragend gepflegten Landstraßen u. a. m. mit hohem Lobe hervor. Überwältigend aber wirkte auf ihn ein Besuch im Goethe-Hause in Weimar und in Schillers Sterbezimmer. Ergriffen stand er in den Zimmern und vor den Schreibtischen dieser großen Männer und mußte dort eine wehmutsvolle Parallele ziehen mit den kümmerlichen Verhältnissen seiner Heimat.

Aus den Worten dieses serbischen Schulleiters sprach eine hohe Achtung vor dem Ausdruck des deutschen Wesens, wie er sich ihm auf seiner Rundreise bot. Die fast nur serbische Zuhörerschaft dankte dem Vortragenden mit begeistertem Beifall.

Der Deutsche aber glaubt aus diesem Beifall ein Wachsen der Sympathie für seine bisher arg verkannte und von einer ganzen Welt angefeindete Art zu erblicken. Möchten doch diese kulturellen Wechselbeziehungen von maßgebender Stelle im Deutschen Reiche in Zukunft auf das kräftigste gefördert werden! Nicht einem, nicht Duzenden, sondern Hunderten gebildeter Serben wie auch anderer Ausländer müßte alljährlich die Gelegenheit

gebieten werden, im Deutschen Reiche gründlich Umschau zu halten. Das Volk im Südslawenstaate ist dem Deutschtum im allgemeinen nicht schlecht gesinnt. Die südslawische Staatspolitik, die wegen der riesigen Heereskredite noch am Gängelbunde Frankreichs hängt, ist einem Wandel der Gesinnung im Volke kein Hindernis. Die Umstimmung einer im südlichen Mitteleuropa so wichtig gewordenen Nation, wie es die Serben heute sind, — noch dazu eines Volkes, das knapp vor den Toren des deutschen Volksbodens lebt — diese Umstimmung zu einer dauernd freundlichen Haltung sollte mit mehr Eifer als bisher gepflegt werden; tief im serbischen Volke verankert ist die allergrößte Hochachtung vor den deutschen Mannestugenden, die sich im Weltkrieg so unvergänglich groß auszuwirken vermochten. Der Serbe selbst ist ein tapferer Krieger. Sollt er jemandem wegen seiner Kriegstaten Bewunderung, so ist wohl die beste Grundlage für ein künftiges freundliches Verstehen geschaffen, dies um so mehr, als der Serbe Deutschland nicht als seinen geborenen Feind betrachtet. Der Waffengang der Serben im Jahre 1914 galt den Habsburgern und nicht dem deutschen Volke.

B. R.

Das Burgenland

Burgenland, ein noch junger Name in unserer jüngsten Geschichte und dennoch als lebendiger Begriff festverwurzelt in unseren Herzen als etwas, das zu uns gehört. Hier, an der Ostgrenze Österreichs, zwischen Wien und Budapest, zwischen den Nord- und den Südslawen, hier ist alter germanischer Boden, der nicht nur den Durchzug der Quaden, Vandalen, Ostgoten und Langobarden gesehen, hier sind die Spuren der germanischen Urbewölkerung verankert, wo das Imperium Karls des Großen seine Ostmark hatte, hier erblickte Theodorich der Große das Licht der Welt. Und später, nach wechselreichen Jahrhunderten, in denen Namen wie Matthias Corvinus, Andreas Baumkircher u. a. aufleuchteten, in der Reformationszeit kommen flüchtige Protestanten, Schwaben

vom Bodensee, ins Land und werden tüchtige Siedler. Aber, nachdem die Habsburger auch die ungarische Stephanskrone 1526 sich aufs Haupt gesetzt hatten, und keine ethnographischen, sondern nur noch dynastische Interessen galten, ging das kleine, urgermanisch gebliebene Grenzland 1647 an Ungarn verloren. Erst die Zerstückelung Ungarns durch die Siegerstaaten des Weltkriegs brachte das Gebiet, ohne Oedenburg und sonst noch ziemlich beschnitten, wieder an Österreich.

Eine Autostunde von Wien liegt dieser nord-südlich schlangengestreckte Streifen Landes, ein waldbetränktes Berg- und Hügel-land, ein reiches Weizen- und Weinland, dessen 35 km langer Neusiedlersee mit Recht das „Meer der Wiener“ genannt wird. Aus Pöttelsdorf bezog einst Bismarck seinen geliebten Ungarwein. Der Name Burgenland ergab sich aus den zahlreichen, mit stolzen Schlössern und Burgen, auch Ruinen, geschmückten Hügeln der „buddigen Welt“. Hier saßen und sitzen zum Teil noch meist magyarische Herren, denen der deutschstämmige Bauer hörig geblieben bis in eine nahe Zeit. Und heute, da das Burgenland als selbständiges Bundesland mit eigenem Parlament und verantwortungsreicher Selbstverwaltung dem österreichischen Bundesstaat sich eingegliedert findet, ist der Bauer wieder frei geworden, als Deutscher auf deutschem Boden. Innerhalb der urdeutschen Bevölkerung von 300 000 Deutschen leben zerstreut etwa 40 000 Kroaten und nur 15 000 Ungarn. Diese Fremdstämmigen sind aber keine Minderheiten im politischen Sinn, denn aus der ihnen freiwillig zugestandenen Selbstbehauptung wünschen sie im deutschen Staats- und Kulturgefühl weiterzuleben. So sehen wir in Alldeutschlands Südostmark einen wertvollen, willkommenen Zuwachs an tüchtiger deutscher Art, deren ordnender Genius berufen erscheint, das tausendjährige Kulturwert der Deutschen wieder aufzunehmen und fortzusetzen. Dann wird auch der über den Verlust des ihm vor Jahrhunderten zugeteilten Landes noch schmollende Ungar erkennen, was Graf Julius Andrássy vor Jahren verkündet — „Deutschland wird die Fadel der Zivilisation im Osten, wir aber die Träger

ein.“ So ist das Burgenland ein Lichtbild im Osten in den schmerzvollen Tagen, da unsere gegen ihren Willen uns gewaltsam entrissenen Brüder zwischen Rhein und Vogesen bis zur Mosel in einem kaum begonnenen, erbitterten Kampf um ihre deutsche Stammesart stehen, auf Leben und Tod.

Dr. Eduard Scharrer

Der Lateran-Vertrag

Rom, seit dem Mittelalter Hauptstadt des päpstlichen Kirchenstaates, war am 20. September 1870 von den Truppen König Viktor Emanuels II. erobert worden. Mit der Einnahme Roms waren die Jahrzehnte hindurch währenden Kämpfe um die nationale Einheit Italiens endgültig beendet. Das damalige Oberhaupt der katholischen Kirche, Papst Pius IX., verblieb, unter hartnäckigen Protesten gegen den Gewaltakt, in seinem Palast auf dem Vatikan und betrachtete sich von nun an dort als Gefangener. Der italienische Staat suchte die äußere Stellung des Papstes zu regeln durch das sogenannte Garantiefgesetz vom 13. Mai 1871, durch Gewährung von lediglich persönlichen Hoheitsrechten einer Quasihouveränität statt der ihm entzogenen weltlichen Souveränität. Pius IX. und seine Nachfolger erkannten dieses Gesetz nicht an, das demgemäß nur den Wert eines Staatsgesetzes ohne völkerrechtlichen Charakter besitzen konnte. Den schier unüberbrückbaren äußeren Gegensatz zwischen dem Heiligen Stuhle und dem parlamentarisch regierten italienischen Staate in dieser sogenannten „Römischen“ Frage auszugleichen, erschien — trotz gelegentlicher, zunächst inoffizieller Annäherungsversuche während fast sechs Jahrzehnten — allmählich aussichtslos, bis die Umwandlung des parlamentarischen Staates Italien zur faschistischen Diktatur unter Benito Mussolini eintrat. Zwischen ihm, als Leiter der italienischen Regierung, der durch Gewinnung der ausgeprochen katholischen Elemente im Volke seine faschistische Staatsorganisation noch stärker konsolidieren, sich selbst den Ruhm, der größte italienische Staatsmann zu sein, er-

werben will, einerseits — und dem national italienisch empfindenden Papst Pius XI., der als oberster Seelsorger den Gewissenskonflikt so vieler, unter dem Zwiespalt zwischen Kirche und Staat leidender Katholiken italienischer Nation endgültig beseitigen will, andererseits — ist es nun zur Beilegung und Lösung der Römischen Frage im sogenannten Lateran-Vertrage vom 11. Februar dieses Jahres gekommen, zu dem kürzlich die Ratifikations-Urkunden ausgetauscht wurden. Der Vertrag gliedert sich in drei Teile:

I. Hinsichtlich seiner lang umstrittenen Ansprüche auf Wiederherstellung des in den Jahren 1860 bis 1870 dem Königreich Italien einverleibten Kirchenstaates — tatsächlicher Verzicht des Papstes. Er behält den von ihm in anderen Formen teilweise bereits innegehabten Vatikanpalast, die Gärten und die Peterskirche (als 44 Hektar umfassende) Città del Vaticano. Seine Souveränität auf diesem nunmehr als international geltenden Gebiet wird, der kirchlichen Tradition gemäß, von Italien ausdrücklich anerkannt, unter Aufhebung des Garantiefgesetzes. Benachbarte, kirchlichen Zwecken und geistlicher Verwaltung dienende Gebäude, weitere dieser Art in und bei Rom, darunter der Lateran und die beiden anderen patriarchalen Basiliken erhalten den Charakter internationaler Immunität, sie sind Eigentum des Heiligen Stuhles und, wie noch ein weiterer geistlicher Gebäudebereich, vor Steuern und Enteignung geschützt. Der Heilige Stuhl erkennt das Königreich Italien, unter der Dynastie Savoyen und mit Rom als Hauptstadt, an. Tatsächlich dürfte er sogar in eine starke Abhängigkeit von diesem heute faschistischen Staate geraten, der seine Verkehrsangelegenheiten, seine Gerichtsbarkeit und seinen Polizeidienst zu versehen hat. Zudem verzichtet der Heilige Stuhl auf die Teilnahme am Völkerbund und an sonstigen internationalen Kongressen, sofern er nicht in Friedensfragen ausdrücklich angerufen wird. —

II. Als finanzielle Abfindung sagt Italien dem Hl. Stuhle 750 Millionen Lire in bar und eine Milliarde Lire in fünfprozentigen Rententiteln der Staatsanleihe zu. —

III. Durch den Abschluß eines Konkordates — vornehmlich hinsichtlich der kirchlichen Eheschließung, die nunmehr als gesetzmäßig mit allen zivilrechtlichen Folgen gilt, hinsichtlich des Religionsunterrichts für die Jugend, der nicht bloß, wie bisher in den Elementarschulen, sondern auch in den Mittelschulen, mehr und mehr durch Geistliche versehen werden wird, hinsichtlich der Tätigkeit der Azione Cattolica, jenes weitverzweigten Erziehungsbundes zur Betätigung katholischer Grundsätze — hat sich der St. Stuhl Jugend und Zukunft Italiens gesichert. Hier — trotz einzelner Zugeständnisse, wie der Vereidigung der Bischöfe auf den säkularisierten Staat und seine Verfassung — wogegen andererseits Anerkennung der religiösen Kongregationen als juristische Personen — der moralische Sieg des Heiligen Stuhles in diesem weltgeschichtlich bedeutsamen Verständigungsvertrage!

Archivrat Dr. Jean Lulofs

„Der Staat bin ich“

Umsturz und Weimarer Verfassung haben uns bisherige „Untertanen“ bekanntlich erst frei gemacht. Jeder Genosse Redner belehrt uns darüber an jedem Verfassungstage durch unsere Sendergruppe des bekanntlich parteipolitisch streng neutralen Rundfunks. Wir schelten uns stumpsinnig, wenn man uns so mit der Nase drauffstoßen muß, daß wir selber von der gewonnenen Freiheit so gar nichts gemerkt haben.

Besonders, wo doch, seit die vorigen Wahlen so hübsch links ausgefallen sind, die Regierungen auf dem Wege immer weiterer Freimachung so zielsicher vorschreiten.

Wie zum Beispiel die preussische in Stolz. Da wurde ein Reichsbannerfest gefeiert. Also eine Parteiache, wie sie im Buche steht. Das Staatsministerium machte jedoch mit geschickter Umnennung einen „Republikanertag“ daraus. Damit verlieh es sich einen Scheingrund zum Flaggen seiner Dienstgebäude. Der Volksparteiler von Eynern hat darauf im Landtag festgestellt, daß der alte „Obrigkeitsstaat“, gerade weil er Obrigkeitsstaat sein und bleiben wollte, also oberhalb der Par-

telen zu stehen sich befließ, niemals Fahren gelßt hätte zu einer Parteilichkeit.

Das Preussische Ministerium ging aber noch weiter in seinem hohen Amt. Es verlangte sogar von den städtischen Behörden von Stolz einen entsprechenden Flaggenzettel. Diese aber lehnten es rundweg ab. Man kann gespannt sein, ob gegen sie eingeschritten wird. Ich bezweifle es, denn dann käme es zum Streitgang, und vor Gericht wäre der Reinsfall der Regierung gewiß. Sie ist in dieser Hinsicht an schmerzlichen Erfahrungen reich.

Es besteht also die Tatsache, daß man eine rechtsgerichtete Stadt zwingen wollte, Feierkleid anzulegen zu Ehren einer linksgerichteten Parteiorganisation.

Nimmt es wunder, wenn jetzt auf Städtetongressen und Landgemeinbetagen die Regierungsvertreter einfach ausgelacht werden, wenn sie die übliche Begrüßungsrede loslassen mit dem schönen Wort von dem „hohen Gut der Selbstverwaltung“, das zu hüten man sorgsam bestrebt sei?

Gewiß ist sie ein hohes Gut. Geschenk hat sie aber dem preussischen Volk nicht etwa die Demokratie, sondern auf Rat eines weitlichen und weitherzigen Staatsmanns aus freiem Willen ein unumschränkter König. Die Demokratie hingegen sucht, seitdem sie am Ruder ist, diese Selbstverwaltung immer mehr abzubauen zugunsten ihrer parteibeflügelten Beamten-Autokratie, wobei die Tat vergißt, was der Mund soeben gelobt.

Wie ist die alte Konservative Partei verhöhnt und beschimpft worden, weil sie sich die Stütze von Thron und Altar nannte. Jetzt nennt sich das Reichsbanner die Stütze der Republik, und der Staat, der doch in keiner Weise mit der Republik identisch ist, zieht ihm Flaggen auf.

Kraßer hat sich der Schaden des Parlamentarismus, der zu machtstolzen Übergriffen der Mehrheit führt und den Minderheiten kardinalische Joche baut, selten ausgeprägt. Für einen, der die Geschichte kennt, bestand kein Zweifel, daß es so kommen würde. Eine Demokratie, deren Radspiegel zufällig oben steht, wird genau ebenso selbstherrlich, wie

ein König, der sich's leisten kann. Beide sagen ganz in gleicher Weise: „Der Staat bin ich.“

Es ist sehr leicht, Freiheit für sich zu fordern; sehr schwer hingegen, sie anderen zu gewähren. An dem Maße wie sich einer dazu versteht, wie er die Grundsätze, auf die er strebend sich berief, auch regierend gelten läßt, erkennt man, ob er Charakter besitzt. Nur durch Charaktere werden Staaten aufgebaut. „Wir müssen uns Charakter anschaffen“, rief daher Fichte aus, als er in seinen Reden das deutsche Volk zur Selbsterneuerung aufrief. F. H.

Von Jesus zu Casanova

Durch die Presse geht eine neue Selbstreichigkeit Emil Ludwigs. Sie ist Antwort auf eine Anfrage, die ein befreundetes Blatt an ihn gerichtet hat. Was er schaffe und wie er sich zu seinen Arbeiten stelle. Wer schaut nicht gern in eine Schriftstellerwertstatt?

Darauf löste sich aus seiner schönen Seele folgendes Bekenntnis: „Sie können sich gar nicht vorstellen, wie froh ich bin, daß ich nun den Menschensohn hinter mir habe! Wie Sie aus dem Wäschzettel wissen, lebe ich mich in die Biographie meiner Personen immer so intensiv ein, daß ich beispielsweise bei Bismarck lahl, bei Napoleon genial und bei Wilhelm großenwahnsinnig wurde! Außerdem störte mich beim letztenannten Werk ein kaum unterdrückbarer Erieb zum Holzhaden und Heiraten. Malen Sie sich aus, wie ich beim Menschensohn gelitten habe! Dafür habe ich auch noch höhere Prozente verlangt. Zur Erholung werde ich mich jetzt in Casanova erleben. Sehen Sie: die Kleine da drüben winkt schon.“

Zu Ludwigs Verehrern habe ich nie gehört. Eine tiefe Kluft trennt mich von seiner Welt. Ich möchte Botschafter schon deshalb nicht sein, weil ich dann den reiselustigen Mann an fremden Höfen und Akademien auf Berliner Befehl als deutsche Geistesgröße vorstellen müßte; stets in Gefahr, von der Linkspresse eins auf den Hut zu bekommen, wenn nicht das Rauchfaß mit gewaltigen Wolken seine Wohlgerüche dampft.

Alles, was neuerdings von ihm herauskam, hat diesen Gefühlsabstand nur noch vergrößert.

Ich sage mir, daß ein feiner Takt sich auch für erhöhte Prozente nicht an den Mann von Nazareth gewagt hätte. Welcher Christ lehnt es nicht ab, sich über die heiligste Gestalt seines Glaubens von jemanden belehren zu lassen, dem Stamm und Anlage den Sinn dafür verschließt?

Ein feiner Takt hätte auch nie sich selber so bloßgestellt, wie es durch obige Mißhelei geschieht, die sogar im äußeren Stile schon ganz Heinrich Heine nachempfunden ist.

Möchte sich allerbings Ludwig sein Anempfindlern selber und verspottet es daher. Wenn er behauptet, er sei bei seiner Napoleon-Biographie genial geworden, so haben wir hier offenbar nur, ärztlich gesprochen, eine Metastase, eine Umstellung des angeblich bei Kaiser Wilhelm geholten Größenwahns. Wer indes bei der Betrachtung Bismarcks nichts weiter davonträgt als einen kalten Kopf, der liefert damit den Beweis für ein höchst äußerliches Erleben dieses Problems. Ludwig hat sich eben an mehr gewagt, als seine Natur hergibt. Um so vortrefflicher wird ihm Casanova gelingen. Hoffentlich hat er sich auch dafür schon erhöhte Prozente ausgemacht. Ans Werk denn! „Sehen Sie, die Kleine da drüben winkt schon!“

Schnäde wie der obige, kennzeichnen ihren Schöpfer allerbings, keineswegs aber zu dessen Vorteil. Man wird abermals an Heine erinnert, von dem Börne einmal schreibt, es komme ganz auf den Torsfall im Sake an, ob er die Monarchie für die bessere Staatsform erkläre oder die Republik. Wer sich von Jesus bei Casanova erholt, der schillert bloß. Wie soll man einen ernst nehmen, der weder sich selbst noch seine Helben ernstnimmt? F. H.

Das tausendjährige Meissen

Eine der ältesten Städte Ostdeutschlands, die älteste Stadt Sachsens überhaupt, ist Meissen, zwei Stunden elbavwärts von Dresden gelegen. Der Bischof Thietmar von Merseburg, der erste Geschichtsschreiber der mittleren Elblände, berichtet um 1010: „König Heinrich

(919—936) rodeten einen an der Elbe liegenden, mit höchstem Walde bedeckten Berg, baute dort eine Burg, gab dieser von einem an ihrer Nordseite vorbeifließenden Bache den Namen Misi und schützte sie durch eine Besatzung und Befestigungsbauten.“ Diesen Vorgang verlegt der bischöfliche Chronist in das Jahr 929. So kann also die alte Stadt, die zugleich die Keimzelle des ganzen, Jahrhunderte nach ihr benannten deutschen Siedlungsgebiets darstellt, in diesem Jahr ihren 1000. Geburtstag feiern.

Sie, die schöngelegene, malerische, lebenswürdige, hat es getan, indem sie Anfang Juni in einer bunten Festwoche die Wechselfälle ihrer Vergangenheit bedachte und die Erinnungschaften ihrer Gegenwart ausbreitete.

Ihre Vergangenheit wird in gedrängter Kürze etwa durch folgende Tatsachen gekennzeichnet: Von der 929 gegründeten Grenzfestung aus wird das von Slawen bewohnte Walmland kolonisiert. (Vor diesen Slawen haben schon einmal Deutsche hier gehaust.) Aus den Kämpfen mit den slawischen Sorben und stammverwandten Polen und Eschechen ragen die gepanzerten Gestalten reißiger Mark- und Burggrafen. Ihnen gesellt sich als dritter im Bunde deutscher Kolonisation sehr bald ein geweihter Sendbote der Kirche mit Krummstab und Mitra. Schon nach 120 Jahren wird der Grund zu einem ersten romanischen Dom gelegt, dem drei Menschenalter später ein zweiter, frühgotischer folgt, der durch Arnold von Westfalen, den genialen Erbauer der Albrechtsburg für den Wettiner Albrecht den Beherzten, bedeutungsvoll erhöht wird, bis er um die Wende des 19. Jahrhunderts durch den Ausbau der Türme seine heutige Gestalt erhält. Schon ein früher Wettiner führt eine Meißner Blütezeit heran, der Minnesänger Heinrich der Erlauchte. Dann wirken sich Humanismus, Renaissance, Reformation aus. Der letzte Bischof tritt in den Ehestand. Die Fürstenschule wird gegründet. Der 30jährige Krieg wirft noch einmal alle Kultur darnieder. Erst August der Starke bewirkt mit der Gründung der berühmten Porzellanmanufaktur unter dem Alchimisten

Johann Friedrich Böttger eine zweite vollgültige Blütezeit. Die porzellanenen Götter und Helben, Kavaliere und Krinolindamen, Schäser und Schäserinnen, der rote Drache, das Zwiebelmuster, die gekreuzten blauen Schwerter erobern sich friedlich die Welt. Die noch folgenden Kriege können diese Tatsache wohl zeitweise unterdrücken, aber nicht völlig verhindern.

Die neue Zeit hält ihren Einzug in die alte Stadt mit der Eisenbahn. Sie bringt die Industrie. Und wenn auch die ehrwürdigen Gestalten der Kaiserin Elisabeth und des Kaisers Otto über der Sakristei des hohen Domchors, die Bronzeprofile der toten Kurfürsten in der Begräbniskapelle, die kostbaren Hallen und Wendelsfliegen der Albrechtsburg, die Treppensteine, Erker, Türme und Zinnen der greisen Häuser, die bemooften Mauern, kletternden Treppen und verwinkelten Gassen keine Beziehung zu dem neuen Wesen gewinnen, so weist doch die neue Industrie etwas wie einen Berechtigungschein vor, indem sie sich teilweise aus der alten entwickelt; sie verharrt in ziemlichem Umfang im Keramischen: sie erzeugt Rachein, Fliesen, Platten, Ziegel aus Porzellan; sie bläst Glas und brennt Steingut; vor allem aber formt sie vielbegehrte Körnerne Öfen. Auch Maschinen, die für die keramische Industrie erforderlich sind, entstehen hier. Dazu drehen sich Räder, rauchen Schornsteine, schrillen Dampfpiessen in zahlreichen anderen Werkbetrieben. Und mit der Eile ihrer Lastautos tobt der Puls der Gegenwart oft so rücksichtslos durch die engen Gassen, daß die alten Häuser leise erschauern.

Nur in den Tagen, wenn von den Sonnenhöhen ringsum der neue Wein verschenkt wird (er ist besser als sein Ruf), erscheinen späten Beschern zuweilen noch erlauchte Schatten von einst: Sellert und Lessing, die Schüler von Sankt Afra gewesen sind, Otto Ludwig, der die romantische Stadt und ihre Umgebung geliebt hat, Ludwig Richter, der ihre Seele in hundert kleinen vielgeliebten Blättern festhielt. Im übrigen blickt heute auch der Geist des tausendjährigen Meißner gläubig und beherzt in die Zukunft.

Rurt Arnold Findeisen

Kölnner Ausstellungen 1929

Zunächst prominente Stichproben aus Kölner Museen: Plastik der Naturdörfer, Gläser und Keramik aus der Römischen Abteilung des Wallraf-Richartz-Museums, Dekoratives aus Adolf Fischers Ostasien-Sammlung, religiöse Kleinplastik (niedliche Objekte mit durchaus monumentaler Wirkung) aus der Halle des berühmten Schnitzgen-Besizes. Schließlich auch Glas und Textilien aus Kölns Kunstgewerbe-Museum, — indessen sucht man die „zeitgerechten“ Überraschungen in den Sälen des Deutschen Künstlerbundes! Allzuviel Ungültiges macht sich neben subtiler Römerarbeit breit, im Porträtierten, im Landschaftlichen, im Plastischen. Als Kurt Schwitters seine Hymne an Anna Blume und seine Silbergäule in die Drahtgestirbe pathologischer Merzbilder losließ, durfte man gesundermaßen noch lachen. Daß aber dilettantische Impotenz immer noch für Kunst ausgemünzt wird, belegt ein Dessauer „Bauhäus“-Vertreter mit dem Opus „Pfahl im Garten“; hier zweifelt man, ob ein Maler am Werke war oder doch ein Gastronom mit besonderer Vorliebe für Heringsalat. Ein ähnliches Meißersüß stellt der „Seelenvogel“ eines Hallenser Malers dar. Diese intellektuell gemeinte Gipsplastik hat mitnichten eine Seele, dafür aber einen gewaltigen Vogel, den sich die maßgebliche Kritik bestimmt nicht aufdrängen läßt. Beglückend hingegen Altmeister Raldreuths tiefgründige Offenbarungen und eine große Hoffnung Karl Fahbender (Rote Anker, Neue Brücke), der als begnadeter Bädergehilfe aus dem Volke kommt und bestimmt immer Vollgültigeres für das Volk schaffen wird. Wenn diesem genialen Schüler Richard Seewalbs der von Max Klinger gestiftete „Villa-Romana-Preis“ zuerkannt wurde, darf man solcher Entscheidung reinen Gewissens zustimmen. — Die Russische Abteilung unterwarf sich merkwürdigerweise nicht einer politisch-propagandistischen Diktatur, wie sie Moskau gerne auf ausländischen Ausstellungen anwendet. Verblüffend aber, daß der bolschewistische Osten eine für europäische Detadenz

„reaktionär“ anmutende Maltechnik als „revolutionär“ bezeichnet; Lenin selber forderte von seinen schöpferischen Geistern strenge Beobachtung des Volkstümlichen, der einfachste Proletarier soll die Kunst als gestaltetes Leben kapieren können. Immerhin, was die Russen hier ausstellen, ist ausfühelichstes Können, ist ein Naturalismus, wie er vom egoistischen Snob Europas zu Beginn der Somus-Epoche höhnisch verpöht wurde. Der politische Osten ist ungar und unreif, seine künstlerische Blüte aber darf (nicht nur im Bildnerischen) hierzulande getrost bejaht werden. Seltsames Erkennen, daß der deutsche Kulturbolschewismus (es trifft in diesem Falle gottlob nur einzelne!) sich im Nebenraum mit seinen akrobatischen Gehirnmäßen vom Kollegen aus Neurupland so schlagend zur Ordnung rufen läßt! — Und dies, bitte schön, dürfte das große, überraschende Ereignis der Kölner Ausstellungen von 1929 sein!

Heinz Steguweit

Estrafende Wohlfahrt

Die Inflation hat Millionen fleißiger Menschen die letzten Sparspfennige genommen, Reiche arm gemacht. Sie hat Herzen gehärtet, weil sie nicht mehr, wie gewohnt, geben konnten. Verwehrt blieb ihnen, Freude zu machen, Not zu lindern; denn sie sind selbst in Not. Damit sie, die unverbienterweise ihr Geld verloren, nicht gänzlich verhungerten, gab ihnen der Staat durch Gesetz eine kleine Rente — und die Bezeichnung Kleinrentner. Das sind durchweg alte Leute, gute Menschen, die nie in Versuchung gerieten, das Recht ihrer Mitmenschen zu verletzen, des anderen Gut zu schmälern oder gar sich fremden Besitz anzueignen, also sich strafrechtlich zu vergehen. In den Augen der Behörde sind das aber durchaus nicht so brave Staatsbürger, die um Kleinrentnerbeihilfe nachsuchen. Zwar wird ihnen die Rente — nach der Formel: zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel — bewilligt. Etwa so:

„Ihrem Antrag vom . . . gemäß sind Sie in die Kleinrentnerfürsorge aufgenommen worden. — Die Rente beträgt monatlich . . . Mark

und ist am . . . gegen Vorzeigung des beiliegenden Ausweises in Empfang zu nehmen.“

Damit wäre nach Recht und Billigkeit die Sache erledigt. Unterschrift und Stempel würden den Wortlaut bestätigen und dem Bescheid Rechtskraft verleihen. Weit gefehlt! Erst kommt da noch ein neuer Abschnitt, der lautet:

„Falls sich Ihre Verhältnisse ändern, haben Sie uns sofort davon Mitteilung zu machen. Eine Unterlassung dieser Mitteilung kann nicht nur die Entziehung der Rente, sondern auch noch strafrechtliche Verfolgung zur Folge haben.“

Man bewilligt die Rente. Demnach hat der Antragsteller Anspruch auf sie. Er ist Kleinrentner. Von einer Veränderung der Verhältnisse soll er sofort Mitteilung machen. In der Regel wird es wohl ausgeschlossen sein, daß der alte Kleinrentner wieder zu Vermögen kommt. Die behördliche Aufforderung bezieht sich sonach nur auf einen an den Haaren herbeigezogenen Eventualfall. Wessen ungeachtet, droht sie. Wittert sie Verbrecher? Dann gibt es einen anderen Weg. Solches Mißtrauen ist mindestens taktlos. Einen moralischen Anspruch auf die Rente haben jene Armsten der Armen ohne Zweifel. Darüber hinaus wäre es Pflicht der Gesetzgebung, ihnen einen vollgültigen Rechtsanspruch zu geben. Solange das aber noch nicht der Fall ist, muß wenigstens eine anständige Behandlung der Antragsteller gewährleistet werden. Die Parlamente und Verwaltungen hätten Anlaß, hier nicht nur nach dem Rechten, sondern auch nach dem Guten zu sehen. D. B.

Auch eine Revolution

Wir stehen mitten drin, ohne es noch recht begriffen zu haben. Zwar bemerkt man, daß rings um uns etwas Neues sich vorbereitet und wohl auch schon vollzieht, aber man tut es teils mißbilligend, teils achselzuckend mit einem bequemen „Zug der Zeit“ ab. Es ist aber weitaus mehr! Es ist eine auf eine gewaltige Umwälzung abzielende Volksbewegung; es ist der Beginn einer Umwertung aller Werte; es ist eine nationale, eine seelische und sittliche Revolution!

Weder die Regierungen noch die wirtschaftlichen, gewerkschaftlichen, vaterländischen usw. Verbände scheinen zu bemerken, daß die Eigenheim-Bewegung in ihrem tiefsten Sinne ein elementarer Ausbruch gefunden Volksempfindens ist, eine schroffe, einmütige Absage an das bisherige Nomadenleben, das in den Massengräbern der Großstädte von fast drei Fünfteln aller Deutschen hat geführt werden müssen. Das Volk ist dieses letztlich zur Heimatlosigkeit führenden und verdamnenden Zigeunertums müde! Es will nicht länger in Miethäusern ein von oft unberechenbaren Faktoren abhängiges, ungewisses Dasein hinnehmen, immer in Gefahr, das just bezogene Quartier in kürzester Frist wieder räumen zu müssen; ein Quartier, zu dem man in den seltensten Fällen ein innigeres Verhältnis gefunden, das immer „Fremde“ blieb; es will nicht länger auf Ründigung in der jeweiligen Wohnung sitzen, immer zwischen Tür und Angel stehen, bereit, dem Inhaber des Hausrechts zu gehoramen und den Wandersteden weiterzusehen. Es will in seinen eigenen vier Pfählen endlich einmal heimisch werden, will bodenständig und sehaft werden!

Und das ist nicht nur das Verlangen von einzelnen, das ist ein Schrei, der aus Millionen Herzen steigt! Es ist die Sehnsucht des ganzen Volkes! Es ist deutsche Sehnsucht.

Keine Spekulation spielt da mit. Keine Berechnung und keine Profitgier. Nicht der kalte Verstand stellt die Forderung auf, sondern das Herz! Und das ist das Entscheidende, was der Eigenheim-Bewegung ihren Wert verleiht und was sie zu einem in ihren Folgen noch gar nicht abzusehenden Umsturz macht!

Diese Sehnsucht nach der eigenen, wenn auch noch so beschelbenen Scholle, ist urdeutsches Erbgut. Ist deutsches Volkstum schlecht hin. Immer galt es den Deutschen als höchstes Wunschziel: eigener Herr zu sein auf eigenem Grund! Unabhängig zu sein von allen Macht habern und Menschengewalten wenigstens auf ein paar Fuß deutscher Erde. Das Gefühl für die Heiligkeit des Heims, das für die Lebensführung des Germanen geradezu bestimmend war und als unangefochtener Rechtsgrundsatz galt, ist im deutschen Volke bis tief in alle

Schichten hinein in unsern Tagen wieder lebendig geworden und ist die stillste und sicherste Verheißung einer deutschen Wiedergeburt und glückreichster Zukunft.

Nichts verbindet enger und dauerhafter mit Heimat und Vaterland als die eigene Scholle, die immer neue Lebenskräfte schenkt und immer neuen Lebensmut.

An dieser deutschen Sehnsucht nach einem eignen Heim, das wirklich Heim ist, in dem man sich wirklich zu Hause fühlt, das man in immer neuer tiefbefriedigender Freude schmückt und sich nach eigenem Geschmacke traulich macht, in dem man sich vor den Stürmen des Lebens geborgen weiß im Kreise der Seinen, in das die Zufälligkeiten von „Mehrheitsbeschlüssen“, die Willkür fremden Willens, die Auswirkungen der Börsenkurse und die Randher der Profitmacher nicht reichen, an dieser Sehnsucht zerfällt die eingebildete Macht der Parteilgewaltigen, an ihr erstarrt das Zusammengehörigkeitsgefühl und die Volksbewußtheit.

Dieser „Zug der Zeit“, der die Sinne auf das Eigenheim richtet, deutet aber auch auf eine deutliche Abkehr von der alles vermassenden, alles nivellierenden Großstadt. Man ist es müde, bloß eine Nummer zu sein, ein Gemächte anderer. Man will endlich los von der Masse und damit los von dem undeutschen, keinerlei innere Befreiung mehr gewährenden Materialismus. Man will heim ins Heim, zum Individualismus und Idealismus, der eben in dem Gewühl der Menge nicht gedeiht und nur im Frieden des Zuhause wachsen und werden kann. Unbewußt vielleicht, aber unzweifelhaft ringt sich aus dem Chaos unserer Zeit der Wille zur Persönlichkeit hervor, für deren Entstehen das eigne Heim, die eigne Scholle unerläßliche Voraussetzung ist, wie das Massengrab der Großstadt ihr Tod war. Unbewußt vielleicht, aber unzweifelhaft, ist die Eigenheim-Bewegung eine Heimkehr zu Heimat und Vaterland, denn aus der Liebe zur eignen Scholle wächst die Liebe zu Volk und Reich am ehesten und stärksten.

Wir stehen mitten in einer gigantischen Revolution der deutschen Volksseele, ob wir es erkennen oder nicht. Die schon weitem

Tausende und Hunderttausende mitreisende Bewegung wird kein Hindernis mehr achten und über Parlamentsbeschlüsse und Polizeiverbote sieghaft hinweggehen, um ihr mit elementarer Wucht erstrebtes Ziel zu erreichen. Die Reaktion der deutschen Seele auf ihre bisherige Verleugnung und Knechtung ist schon ihr Sieg! Das Aufbegehren des deutschen Volkstums gegen seine Vergewaltigung durch fremden Romabengels und materialistisch versinterte Profitmacher ist schon die Aufrichtung des neuen Reiches deutscher Menschen. Es wäre klug von den Regierungen, Parlamenten und sonstigen „Berufenen“, wenn sie sich fügten und auch ihrerseits dem „Zug der Zeit“ folgten. Wir alle können unserm Volk und Vaterland nicht besser dienen, als wenn wir, die Zeichen der Zeit verstehend, dem Ruf der deutschen Volksseele willig Gehör schenken und also dem Volke geben, wonach es aus tiefsten Tiefen seines Seins sich sehnt: Freiheit, Reinheit, Frömmigkeit, Selbsttreue, Adel, Glück und allen Reichtum der Erde — im Eigenheim. Leonhard Schrödel

Nachschrift: Die deutsche Eigenheimbewegung fand nach dem Kriege in Georg Kropf einen der tatkräftigsten Förderer, der mit einer kleinen Schar opferwilliger Männer eine Pionierarbeit leistete, für die ihm das deutsche Volk den größten Dank schuldig ist. Er gründete die „Gemeinschaft der Freunde“ in Wästenrot, die den Hauspargeanken als Grundlage der Bewegung aufstellte und damit eine praktische Basis zur Verwirklichung der Ziele schuf. Wir haben im Oktoberheft des „Tümmers“ 1927, Seite 33, über die Wästenroter Gemeinschaft ausführlich berichtet. Am 14. und 15. Juli d. J. wird in Stuttgart eine Rundgebung der Eigenheimbewegung stattfinden, deren Besuch wir dringend empfehlen. Es sind Vorträge vorgesehen von Georg Kropf, Präsident Josef Andre, Prof. Gastpar, Heinrich Haas, Frau Dr. Lübers, Prof. Schmidt, Halle, Justizrat Müller-Hein, Prof. Stefan Schä und Dr. Michael aus Gag sowie Staatspräsident Neus, Anhalt, und Karl August Walther. Nähere Auskunft erteilt die „Gemeinschaft der Freunde“ in Wästenrot, Würt. D. T.

Der Rundentag

Eine Romantik der Landstraße gibt es nicht mehr. Sie ist in dem Benzingestank der fließenden Autos erstickt. Auch der fahrende Schüler ist dahin; ebenso wie Bruder Straubinger, der walzende Handwerksburfch. Heute

kostet ja auch mehrtägiger Fußmarsch, den Zeitverlust ungerechnet, an Zehrgeld und Stiefelsohle doppelt so viel wie die Eisenbahnfahrt. Freilich kamen die Wandervögel auf, aber diese reisen nicht, sondern schweifen in ziellosem Genuß. Gerade weil sie noch Romantik suchen, meiden sie die Straße und suchen den Waldpfad. Auch sind sie wie Gesell und Scholar nur Zwischenformen; scheiden nie aus dem bürgerlichen Leben aus, kehren vielmehr nach kürzester Frist wieder dahin zurück.

Anders bei den fahrenden Begarden des Mittelalters. Das waren Pilger von Beruf. Ihr Grundsatz war, loszulassen allen Halt der Kreatur, völlig hingegeben an Gott und seinen durch den Zufall sprechenden Willen. Sie verschmähten darum Arbeit und Eigentum, hatten weder Stätte noch Ziel; die ewigen Juden oder Verwische der christlichen Frömmigkeit; den Bettelmonchen daher als Nebenbuhler verhaßt. Christus, der große Heimatlose, der doch auch nichts hatte, wo er sein Haupt hinlegen sollte, war ihnen der Fürst ihrer Zunft; es erfüllte sie daher ein echter hochgepannter, entsagungsfroher, religiöser Drang.

Auch bei dem „Vagabundentreffen“, das Ende vorigen Monats in Stuttgart veranstaltet war, erschienen einige Gustav-Nagel-Gestalten, die sich begardenartig aufgepußt hatten. Sonst aber lebte, was sich da zusammenfand, in einer ganz abgekehrten Welt.

Ein gewisser Gregor Sog hatte sie herangeholt. Er soll früher Missionar gewesen sein, jetzt ist er das Gegenteil. Seine Zeitschrift „Der Runder“ strotzt von Angriffen auf Kirche, Gesellschaft und Staat. Sogar die sozialdemokratische Presse spricht den Verdacht aus, er sei ein räuberischer Sendling.

Der Verlauf seines Tages verstärkt ihn und die Reden, die dabei gehalten wurden über „das vagabundische Schicksal von heute, das

mehr denn je geistig und existentiell in Frage gestellt ist“, wie sich Leonhard Stard, „der König der Runden“, ausdrückte, waren nichts weniger als tippelgängerischer Urwuchs.

Es gehe hin, wenn die Landstreichelei verherrlicht, der Runder als ein Mann gefeiert wurde, der, weil bedürfnislos, reicher als die Reichen sei. Aber widerspricht dem nicht völlig das gleichzeitige Geschimpfe auf die bürgerliche Gesellschaft, die ihre Pflicht gegen ihre „Enterbten“ schmählich veräume? Woher nehmen denn diese Hezer das Recht, einen proletarischen Umsturz zu verlangen, auf daß endlich das Zeitalter der vollendeten Gerechtigkeit erstehen? Zum mindesten muß es somit mit der Herrlichkeit ihres Genießerdaseins so weit nicht her sein.

Darf soziale Rechte fordern, wer soziale Pflichten ablehnt? Gerade der kommunistische Staat beruht auf der Lehre, daß jeder gewerbetätig sein soll. Die Stuttgarter Runden haben aber wie Sehnsüchtigkeit so auch Arbeit einmütig abgelehnt; ihre Sache einzig auf Tappel und Bettel gestellt als „ewigen Generalsstreit gegen die verrottete bürgerliche Gesellschaft“. Allein wovon leben sie denn als von ihr?

Mag mancher sein, den die Schuld der Gesellschaft auf die Landstraße gestoßen hat. Es ändert gar nichts, wenn man dies zugibt. Dafür weigert sie auch keinem, der zu ihr zurück will, die rettende Hand. Niemand braucht zu stromern, der es nicht will. Überall findet man Arbeitskolonien nach dem großartigen Muster von Bethel bei Bielefeld. Dessen gesegneter Schöpfer, der Pastor v. Bodelschwingh hatte für die Brüder von der Walze ein unvergleichlich wärmeres Herz; für das eine aber, das ihnen nottut, unendlich mehr klaren Blick und Tatkraft als Gregor Sog und Leonhard Stard.

F. H.

Verantwortlich herausgegeben von Karl August Walther in Eisenach.

Alle Zusendungen sind nicht persönlich, sondern an die Schriftleitung des *Värners*, Eisenach, Burgstraße 24, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.

Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart



Dame in Gelb

Hanns Hanner

(Aus dem Türmer)

Der Türmer

Monatschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Begründet von Jeannot Emil Freiherrn von Brothaus
Fortgeführt von Friedrich Lienhard
Geleitet von Karl August Walther

31. Jahrg.

August 1929

Heft 11

Der deutsche Mensch

Von Walter Bloem

Weltwende ist über unserm Haupt. Aus einer fast frevelhaften Sicherheit wurden wir in einen Zusammenbruch hineingeschleudert, der ohne Vorgang ist in der Geschichte des Menschengeschlechts.

Diese Katastrophe ist nicht eine deutsche, nicht eine europäische — sie ist eine terrestrische. Sie zertrümmert alle geprägte Form des vergangenen Abschnitts der Menschengeschichte. Wir Deutsche fühlen diesen Einsturz, diese Weltdämmerung deutlicher und wehvoller als ein großer Teil der übrigen Nationen, aus denen die Menschheit sich zusammensetzt. Einzig Rußland und China sind in ihrem politischen wie seelischen Bestande noch weit stärker erschüttelt als wir.

Zwar das Deutsche Reich, Bismarcks „geniale, aber unsystematische Schöpfung aus Altem und Neuem“ (v. Loeßch), hat den militärischen Ansturm der vier schrecklichen Jahre überdauert — unter Einbuße seiner Staatsform, seiner Wehrmacht, eines großen Teils seiner Grenzmarken. Aber wir wissen es alle, und das Erlebnis jedes Tages bestätigt es uns schmerzlich: die politische Erschütterung ist noch längst nicht das ärgste, was die Weltkatastrophe uns eingebracht hat. Staat und Nation sind ja doch nur die äußere Erscheinungs- und Betätigungsform des geistig-seelischen Inhalts eines Volkstums als einer besonderen Ausprägung menschlichen Wesens.

Wir Deutsche, seit 2000 Jahren das problematische Volk der Erde, sind der Welt und uns selber heute wieder einmal problematisch geworden wie niemals seit der letzten dunklen Tiefstandsepoche deutscher Geschichte: seit den Tagen des Westfälischen Friedens. Wir haben eigentlich nie oder doch nur in ganz kurzen Glücks- und Aufstiegsepochen das fröhliche, naive Daseinsbehagen genossen, das glücklicher veranlagten Völkern vergönnt war und ist. Und heute leben wir inmitten einer

Völkerwelt, die vier Jahre lang gegen uns in Waffen stand unter dem Ceterum censeo, Germaniam esse delendam (Deutschland muß zerstört werden). Wir haben zusammenbrechend das gellende Halali der Jäger vernommen, die schon um den zuckenden, ausgebluteten Leib unserer Volkheit herumstanden und uns im sogenannten Frieden von Versailles den Genickschlag zu versetzen glaubten. Zum grenzenlosen Staunen der Jäger hat das umstellte, verendende Wild sich wieder aufgerichtet. Aber in seinem Blick ist noch etwas von dem Grauen des zu Tode Gekehrten — von dem großen, schrecklichen Staunen: warum mir, dem All-Liebenden, dieser All-Haß?

So unsanft gewedt aus dem Glückstraum unserer Vorkriegesherrlichkeit stehen wir Deutsche vor dem unerbittlichen Zwang der Selbsterkenntnis. Wir können nicht mehr naiv in den Tag hinein leben im Vertrauen, die hohe Obrigkeit werde für unser politisches Wohlergehen sorgen. Wir haben die Leitung unserer nationalen Geschichte den Händen der Dynastien entwunden und in eigene Regie genommen. Der Selbstregierung eines Volkes muß Selbstbesinnung vorausgehen.

Über der Entwicklungsgeschichte des deutschen Menschen schwebt das Grundgesetz der Verworrenheit. Der tiefere Grund dieser Tragödie ist die verhängnisvolle Veränderung, welche die deutsche Seele durch die Berührung mit der alten und überlegenen Kultur des Südens erfahren hat. Zwei ungeheure Massen seelischer Formwelten sind in das junge, formlose Seelentum des nordischen Menschen eingeströmt und haben in ungefähre gleichem Verhältnis von ihm Besitz ergriffen.

Die Verstandesseite der deutschen Seele wurde beschlagnahmt durch die Einwirkung der Antike. In immer neuen Renaissance und Rezeptionen überfluteten die Formprinzipien und Gedankensysteme der hellenisch-römischen Kultur die widerstandlose transalpine Welt. Früheste Folgeerscheinung: der Zerfall des einheitlichen deutschen Volkstums in Gebildete und Ungebildete.

Der Gemütsseite des Deutschen aber bemächtigte sich das Christentum. Ehe noch die nebelhafte Götterwelt des Nordens Umriß und Plastik gewann, zwang die süblich klar herausgestaltete Bilder- und Gedankenfülle der Religion des Kreuzes und der vergöttlichten Mutterschaft den langmähnigen, trohigen Barbaren in die Knie. Sie ist ihm in einigen tiefsten Zügen verwandt, in anderen wieder bis zur Unangleichbarkeit wesensfremd.

Hinfort ist die Seele des Deutschen dreigeteilt: drei unver söhnbare Erbschaften seiner Vorgeschichte ringen in seinem Blut um die Vorherrschaft: angestammtes germanisches Rechtentum, die Jenseits-Religion der leidenden und opfernden Liebe und die ganz diesseitige griechisch-lateinische Kultur. Noch heute gelang es uns nicht, diese drei wesensfremden Grundelemente unseres Seelentums zu verschmelzen. Nur in ganz wenigen Einzelercheinungen kam der Ausgleich zustande. Nicht umsonst erscheint uns Goethe als der Inbegriff und das Ideal des deutschen Menschen.

Zu den fünf Stämmen, welche die Völkerwanderung übrig ließ, sind durch unsere Osterpanfion drei neue, auf kolonialen Voraussetzungen erwachsene Stammes-typen hinzugekommen: der Preuße, der Schlesiener und der freilich aus dem Reich verstoßene Österreicher. Die konfessionelle Spaltung überschneidet zwar die Stammesgrenzen, aber in der großen Linienführung trägt sie doch zur Verschärfung des

Gegensatzes zwischen Nord und Süd bei. Zu der noch uneingeebneten vertikalen Spaltung nach Stämmen und Bekenntnissen tritt die horizontale Schichtung in Besitzende und Nichtbesitzende, deren Spannung sich täglich verschärft.

Geographisch ist das Reichsgebäude sehr schlecht ausbalanciert. Der führende Staat war exzentrisch entstanden und gelegen, den echten Zentren der deutschen Kultur und damit dem geheimnisvollen Urweben des deutschen Geistes entrückt, in der Treibhausatmosphäre kolonialen Lebens erwachsen, vom Geiste des Slawentums stark beeinflusst, kurz, den Altdeutschen fremdbartig und unsympathisch. Alle Merkmale des Preußentums erreichten ihren Gipfel im Berlinertum. Die Reichshauptstadt, seit dem Versailler „Frieden“ noch weit exzentrischer als früher gelegen, entbehrt der bluts- und gefühlsmäßigen Verbindung mit dem deutschen Mutterboden. Seit sie zur Weltstadt emporgewachsen ist, wurde sie die internationalste, modernste aller Hauptstädte der Erde, aber auch die wurzelloseste, die am wenigsten für ihr Volsaturn repräsentative. Die Folgen liegen vor unser aller Augen.

Als das Preußentum, etwa von den Tagen des Großen Kurfürsten an, ganz allmählich die politische Führung der Nation in seine Hände nahm, da begann es, ebenso langsam und unmerklich, auch Einfluß zu gewinnen auf die Haltung der deutschen Seele. Unter Vortritt seiner Könige wurde Preußen der große Erzieher des Deutschtums, der wahre *praeceptor Germaniae*. Die schöne, schmerzliche, tragisch-süße Verworrenheit der deutschen Seele — in der scharfen Luft des Eroberungsfreudigen Märkertums wurde sie geklärt von ihrer Trübung, freilich verlor sie auch von ihrer Fülle, ihrem schillernden Glanz, ihrer unausschöpfbaren Tiefe.

Vollends als nun zu Anfang des 19. Jahrhunderts Preußen die militärische und wenig später die politische Hegemonie Deutschlands an sich riß, da gingen von ihm auch geistig-ethische Strebungen und Strömungen aus, welche die deutsche Seele in ihrem innersten Wesen veränderten. Um bekannte Formeln zu gebrauchen: der Geist von Potsdam siegte über den Geist von Weimar — oder, nicht minder zutreffend: aus dem Deutschland Goethes wurde das Deutschland Bismarcks.

Die Erhärtung, Ernüchterung, Vereinfachung, die dieser Vorgang vollzog, haben wir Älteren noch mit wachem Bewußtsein erlebt. Wir wurden stärker — aber wir wurden innerlich ärmer und nach außen hin nicht etwa liebenswürdiger. Es entstand in der deutschen Seele eine neue Spaltung: man kann in allem Ernst von einem Kampfe zwischen der deutschen Kultur und der preußischen Zivilisation reden — manche sprechen gar von preußischer Barbarei. Ich bin der letzte, die preußische Erziehung zu lästern. Ich weiß, was die Nation ihr verdankt. Wir wissen aber auch dies: was diese Erziehung uns gekostet, uns genommen hat.

Kann man angesichts solcher Zersahrenheit und Zersplitterung überhaupt von dem deutschen Menschen als einem Typus reden?

Vielleicht ist es möglich, zu einer Antwort auf diese Frage zu gelangen, wenn wir von einem Zuge des Deutschen ausgehen, der alle deutschen Stände umfaßt, einschließlich des Proletariats, und dem die ganze Welt ihre Anerkennung mehr oder weniger gezwungen nicht ver sagt: der deutschen Leistung und ihrer Quelle: der deutschen Tüchtigkeit.

Was ist der innere Grund dieser unserer Tüchtigkeit? Doch wohl eben die furcht-

bare Schwere der tragischen Geschichte, gegen deren ewiges Verhängnis wir uns zweitausend Jahre behaupten mußten und behauptet haben. Die schonungslose Härte unseres nationalen Schicksals ist eben doch nicht ohne tiefgreifende Erziehungswirkung vorübergegangen. Sie hat uns hart gemacht gegen äußere Erschütterungen, Fehlschläge, Rückschläge — sogar von der Härte der jüngst und noch lange nicht zu Ende durchlittenen. Sie hat uns die Relativität und Vergänglichkeit gerade derjenigen Güter erkennen lassen, denen die heutige Zeit am eifrigsten nachtrachtet: der materiellen. Welches Volk der Erde hätte nach so viel Verlust an Blut, Ansehen und Machtfülle auch noch die Einbuße seines gesamten Privatvermögens mit so unerschütterlicher Gelassenheit überstanden wie das unsrige?!

Unsere Leidensfähigkeit und verhältnismäßige Geringschätzung der Erdengüter ist es ja auch, was uns die Zumutung der Welt ertragen läßt, wir allein mühten die Kosten der Riesendummheit tragen, welche die Völker des Abendlandes sich vier Jahre lang bis zum Weißbluten zerfleischen ließ. In dieser Geduld und Leidenswilligkeit steckt natürlich neben der Kraft zum Ertragen auch ein gut Stück des unausrottbaren Micheltums, das Unerträgliches lieber stumm duldet als in Verzweiflung um sich zu schlagen und zu explodieren. . .

Diese unerschütterliche Tüchtigkeit ist nur der praktische Ausdruck eines Lebensgrundgefühls, das den Wert, Inhalt und Sinn des Daseins nicht im Genuß, in der Freude, in der Ruhe erblickt, sondern in der Arbeit. Der Urtrieb des deutschen Menschen ist Schaffenslust.

Nur ein Beweis aus der Spruchweisheit des Alltags: „Ein gutes Pferd,“ sagt der Deutsche, „stirbt in den Selen.“ Nicht das beschauliche, sondern das tätige, bis zum völligen Erlöschen der Lebenskraft schaffende und innerlich wachsende Alter ist das Ideal des Deutschen, sein ärgstes Schreckbild das „Abgebaut-Werden“, der Zwang, ein Pensionär zu sein, solange man sich noch arbeitskräftig und schaffensmächtig fühlt. Man erinnere sich als Gegensatz an das französische Ideal des fünfzigjährigen Rentners. Immer wieder steht in der deutschen Geschichte an Führerstelle der majestätische Greis, der völlig Vollendete, von Karl dem Großen über Friedrich Barbarossa bis zu Goethe, Wilhelm I., Bismarck und Hindenburg. Derselbe Typus, dem wir auf den Höhen unserer Volkheit immer wieder begegnen, ist uns aus dem Leben unseres Alltags gegenwärtig. Ihm entspricht auf der Frauenseite die rüstige, allberehrte Greisin, die Vertraute von Generationen, die Schützerin der Armen und Bedrängten, die fröhliche, verständnisvolle Beraterin frischer Jugend. Diese Männer, diese Frauen bleiben bis in ihr höchstes Alter in Denken und Tat Verfechter der urdeutschen Gesinnung:

„Nur der verdient die Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.“

Aber freilich: die zunehmende Industrialisierung unseres Wirtschaftsapparates stellt diese eingeborene Arbeitsfreudigkeit des Deutschen für viele Millionen unserer Volksgenossen auf allzu harte Proben. Arbeit kann Lebensinhalt und -inbegriff nur sein, wenn sie schöpferische Kräfte der Seele weckt und betätigt. Die immer wachsende Mechanisierung und Rationalisierung der wirtschaftlichen Gütererzeugung entwürdigt immer mehr Menschen zu Maschinenteilen. Und dazu eignet sich keine

Menschenart weniger als der Deutsche. Eine der wichtigsten Zukunftsaufgaben wartet da: der Handarbeiter muß für die Entseelung seiner Arbeit irgendwie entschädigt werden. Etwa durch ein System, wie ich es in Detroit in den Ford-Betrieben beobachtet habe. Hier ist es dem Arbeiter gestattet, wenn er eine bestimmte Verrichtung „leid ist“, nach freier Wahl und Vereinbarung, ohne Genehmigung irgend-eines Vorgesetzten, seinen Posten mit einem Kollegen auszutauschen. Wo das nicht angängig ist, muß dem Arbeiter mindestens die Möglichkeit geschaffen werden, seinen Mußestunden einen Inhalt zu geben, der ihm das Leben lebenswert macht.

Das gilt für den deutschen Handarbeiter mehr als für seinen Kollegen aus jeder anderen Nation. Denn wenn auch der deutsche Proletarier international fühlt und sich seines Deutschtums noch wenig bewußt ist — so trägt doch auch er in seinem Blute die Erbschaft unendlicher Generationen deutscher Menschen. Und so teilt er mit ihnen allen außer dem Schaffensdrang die zweite grunddeutsche Eigenschaft: nämlich, daß wir das Leben nicht *naiv*, sondern im Schillerischen Sinne des Wortes „*sentimentalisch*“ leben wollen und müssen.

Dieser eigentliche Grundzug des deutschen Wesens ist eine spezifisch deutsche Eigenschaft. Man hat uns einstens das Volk der „Dichter und Denker“ getauft. Dies Wort ist natürlich entstanden als Kennzeichnung einer bestimmten, längst vergangenen Entwicklungsstufe unserer Volkheit. Um jene Zeit, als es geprägt wurde, war der Deutsche noch nicht auf tätige Erfassung des Lebens eingestellt. Alle Völker ringsum waren auf Erraffung von Lebensgütern und Lebensraum bedacht, auf Gewinnung eines Anteils an dem spanisch-englischen System der kolonialen Ausbeutung minder zivilisierter Nationen. Der Deutsche war, wie Schillers Poet, bei der Verteilung der Erde zu kurz gekommen, zufrieden, im Völkentumsheim seiner künstlerischen und wissenschaftlichen Träume zu Hause zu sein. Nun, diese Zeit ist lange dahin. Wenn man das heutige deutsche Tagesgetriebe von außen anschaut, bekommt man wenig mehr vom Volk der Dichter und Denker zu sehen.

Die positive Seite des deutschen Idealismus ist vielleicht auch zur Zeit in einem Schlummerzustande befangen. Die negative ist leider deutlich in uns wirksam geblieben. Der Deutsche lebt das Leben gleichnishaft: er lebt es sozusagen als einen Einzelfall der Idee. Darum stellt er sehr hohe Anforderungen an das Leben und auch, wo nicht an sich selbst, so doch bestimmt an seine Mitmenschen. Da nun aber in Wirklichkeit die Idee sich immer nur sehr unvollkommen darstellen kann, so ist er leicht enttäuscht im Einzelfall und neigt, wenn diese Enttäuschung sich wiederholt, zur Verbitterung. Er verwechselt das Ideal nur zu gern mit seinen eigenen höchst persönlichen Wünschen und Sehnsüchten. Er ist sich selbst das Maß aller Dinge, und von diesem übersubjektiven Standpunkt aus neigt er zur Verurteilung des anders Denkenden. Da er alle Dinge am Ideal mißt, so kommt er dazu, von der einzelnen Tat auf die Gesinnung zu schließen. Alle Lebenseindrücke empfangen in seiner Seele alsbald eine weltanschauliche Betonung. So wird ihm der Mensch, der anders als er selber empfindet, leicht zum unbegreiflichen Rätsel: wer nicht denkt und handelt wie ich, der kann nur eines von diesen beiden sein: entweder ein Dummkopf oder ein Schuft . . . Bedarf es des ausdrücklichen Hinweises, daß dies der typische, kennzeichnende Standpunkt des Philisters ist? Und erklären sich nicht aus diesem falschen,

weil rein subjektiven Idealismus unzählige beklagenswerte Erscheinungen unseres öffentlichen, zumal unseres politischen Lebens?

Der deutsche Mensch der Gegenwart und nächsten Zukunft ist auf die schwankende, einsturzdrohende Grundlage einer fast unmöglichen und unerträglichen äußeren Situation gestellt. Von den 100 Millionen lebender deutscher Menschen sind nur wenig über 60 auf dem verengten Boden des Reichs vereinigt. Die trostlose Lage der übrigen 40 Millionen ist bekannt. Wir Reichsdeutschen haben im Weltkrieg und durch seine Folgen an Blut und Kraft mehr eingebüßt als irgendeiner unserer Feinde. Und die muten uns nun zu, auch noch ihre sämtlichen Kriegskosten und den gesamten Schaden, der auf sämtlichen Kriegsschauplätzen, außer den russischen, von sämtlichen Kriegsführenden in gemeinsamem Übermaß angerichtet wurde, mit unserer Hände Arbeit abzuwerdienen. Wird diese wahnsinnige Forderung sich selber ad absurdum führen? Oder ist es unser Schicksal, uns an dem Unsinn dieser Überlastung in ertragloser Sklavenarbeit zuschanden zu schufte?

Wie immer die Lösung dieses Problems gefunden werden möge — uns bleibt nichts, als mit zusammengebißnen Zähnen uns durchzukämpfen in trotzigem Selbstbehauptungswillen!

Aber mit diesem Hinweis auf die äußere Bedrängnis unserer Lage ist die Fragwürdigkeit der deutschen Zukunft noch nicht erschöpft. Viel dräuendere Sorgen tun sich im Innern auf. Ist der deutsche Individualismus zum Abbau reif? Gehört die Zukunft dem Massenmenschen, sei er nun russischer oder amerikanischer Prägung? Ist der geistige wie der wirtschaftliche Kultus der Persönlichkeit, der alles Große schuf, das jemals auf deutschem Boden entstand, ein überwundenes Ideal? Mit der Persönlichkeit selber würden ja auch jene beiden Urtriebe, die unsere Betrachtung des deutschen Menschen aufgewiesen hat, zum Aussterben verdammt sein.

Wir brauchen eine große Einkehr und einen großen Rehraus, wir müssen unterscheiden lernen zwischen solchen eigentümlichen Elementen des deutschen Menschen, welche für die Zukunft noch bedeutungsvoll sind, und solchen, welche ihre geschichtliche Rolle ausgespielt haben. Wir müssen uns durchringen zur nationalen Selbstkritik.

Wie auf dem wirtschaftlichen Gebiete, so gilt auch auf dem geistig-seelischen der Leitsatz: der Wert der nationalen Leistung besteht nicht in Hervorbringung solcher Güter, welche die anderen auch machen können — vielmehr solcher, die unnachahmlich sind.

Solche unnachahmlichen Erzeugnisse deutschen Schaffens gibt es wie auf dem wirtschaftlichen so auf dem seelischen Gebiet. Ihr Inbegriff ist jene Weltanschauung, die der deutsche Geist in der Zeit seiner tiefsten Entfaltung geschaffen hat, damals, als wir das Volk der Dichter und Denker waren. Wir nennen sie den deutschen Idealismus. Jenes Lebensgrundgefühl, das dem Einzelschicksal und Einzelerlebnis nur insoweit Wert beimißt, als in ihm die Idee Gestalt gewinnt.

Es ist meine tiefste Überzeugung, daß die künftige Entwicklung des deutschen Menschen abhängt von der Rückbesinnung zu diesem Höhepunkte seiner seelisch-geistigen Leistung.

Wird unser Volk die Kraft besitzen, diesen Weg zu erkennen und zu beschreiten?

Den Rückweg aus der vollenbeten Verpreßung des 19. Jahrhunderts, der angebahnten Typisierung und Normalisierung des 20. Jahrhunderts, aus der gefährlich drohenden Ausrottung der Persönlichkeit?

Die Antwort auf diese Frage kann Erkenntnis und logische Ableitung nicht geben. Sie ist eine Sache des Glaubens, eine gleichsam religiöse Angelegenheit.

Ich glaube an unser Volk, ich glaube und bin gewiß, daß dieses deutsche Volk, der Träger der deutschen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, der Hüter seiner Überlieferungen, die Verkörperung seiner Hoffnungen, im großen Verbande der sich langsam formenden Allmenschheit ein notwendiges, ein unentbehrliches Glied ist. Die Erde würde ärmer, die Menschheit als Ganzes um unersehbliche Werte beraubt werden, wenn das deutsche Volk unterginge oder verkäme.

Darum, weil wir nicht untergehen dürfen, wollen wir nicht untergehen, weder als wirtschaftliches, noch als staatliches, noch als seelisches Gebilde. Wir wollen und werden uns behaupten, nicht ohne innerliche Wandlung und Entwicklung. Wir werden uns für neue Aufgaben, neue Ziele umschulen, umzüchten müssen, auf Ziele allmenschlicher Gemeinsamkeit. Aber unsere nationale Persönlichkeit werden wir aufrechterhalten. Denn eben die und die allein ist es, die unseren einzigartigen Wert für die gesamte Menschheit darstellt. Wir wollen bleiben, was wir durch zwei Jahrtausende waren: schaffensfreudig und deutungstief!

Unsterbliches Land

Von Will Deder

Heulender Sturm über stöhnendem Land,
Wolken wälzen sich schwer;
Wie eine würgende Windsbraut hand
Kommen sie über das Meer.

Sonne vertrock sich vor saufender Wut,
Leuchtfener blinken vom Turm,
Drohend drängt die bleckende Flut,
Über die Dünen der Sturm.

Land, um das deiner Söhne Schweiß
Floß in Tagen voll mühevollen Fleiß,
Land, sie beten für dich.

Land, du trugst ihnen Ernte und Dank,
Machtest den Kindern die Augen schon blank,
Land, ertrink ihnen nicht!

Land, du siehst heute in Herzen hinein,
Die nur um dich, um dich ganz allein,
Land, zu beten verfehn!

Und wenn die Gebete im Winde verwehn
Und die Flut deine Dämme bricht,
Dann laß deine Kinder von dir gehn,
Aber eines nimm ihnen nicht:

Laß ihnen die Weihe ihres Gebets
Und mache unsterblich das Band,
Das auch in Not und in Fremde stets
Sie leitet ans Heimatland!

Der Wundervogel

Roman von Franz Karl Ginzler

(3. Fortsetzung)

X. Ein Selbstgespräch und ein Zwiegespräch

Eine Stunde ungefähr nach diesem Auftritt, der Abend dämmerte schon, trat Cillia abermals in den Zeltaal der Tiere ein.

Sie wußte, daß Lomborsti um diese Zeit stets anderen Geschäften oder Vergnügungen nachging, und sie pflegte dann so oft als möglich hereinzukommen, um nach ihren Lieblingen zu sehen. Die Wärter wußten davon, und sie wußten auch, daß Cillia nicht begleitet sein wollte, daher sie sich auch nicht weiter um sie bekümmerten.

Cillia fühlte sich noch erregt von der schlimmen Aussprache mit Lomborsti. Wenn die Form seiner Drohung auch lächerlich war, ihr Inhalt beängstigte sie doch. Sie sah hier Leidenschaft und wüste Verirrung ins Dämonische gesteigert, sie fühlte etwas Elementares, Schicksalhafteres über sich und zugleich auch über den armen, wehrlosen Tieren schweben, dem zu enttrinnen ihr gleichfalls nur noch Frage des Schicksals zu sein schien.

Ihre Weigerung, Lomborstis Frau zu werden, würde sich nun von neuem, das wußte sie, in Orgien und Ängsten und Qualen umsetzen, die er den Tieren bereiten würde. Wieviel Leid hintanzuhalten, wieviel Schmerzen zu verhüten, lag eigentlich in ihrer Hand! Und doch gab es hier keinen Ausweg. So triumphierte, fühlte sie, die Grausamkeit des Lebens in ihrer ganzen Blindheit und Unerbittlichkeit. Und nicht nur Lomborsti, der einzelne, war schuld daran. Die Menschen insgesamt, mit ganz wenigen Ausnahmen, waren hier mitschuldig, da sie die Gefangenschaft und die Drossel der Tiere guthießen und in Massen herbeiströmten, um sie zu bewundern.

Die Menschen insgesamt! Wie oft hatte Cillia über diese nicht wegzuleugnende Tatsache nachgedacht. Wie war es möglich, fragte sie sich, daß im Menschenherzen so wenig Raum war für das Mitleid mit den Tieren? Es waren immer nur einzelne, die das brüderlich Lebendige im Tiere erkannten und das grauenhafte Unrecht nicht billigten, das ihm angetan wurde. Immer nur wenige!

Und die Frage quälte sie immer wieder: war das nun ein trostloser, verabscheuungswürdiger Zustand aller übrigen, der großen Masse der Menschen nämlich, oder war es der natürliche, gesunde, ganz unsentimentale Zustand, in dem sie sich zu Recht befanden? Und war vielleicht nur ihr eigenes Fühlen angekränkt, schwächlich versponnen in Überempfindsamkeit?

Wenn aber die Menschheit im Recht war, erwog sie wieder, warum war sie unterdessen nicht weise und klug geworden mit ihrem künstlich verfinsterten Herzen? Warum verstand sie es nicht, sich wenigstens selbst zu schonen, mit ihresgleichen im Frieden zu leben, und die Hinschlachtung ihrer selbst, den Brudermassenmord, den sie ausweichend Krieg zu nennen liebte, als etwas ihrer ganz Unwürdiges zu vermeiden?

Der Mensch war also, erwog sie weiterhin, nicht nur grausam gegen das Tier

allein, er war auch mörderisch grausam gegen sich selbst? Und konnte dies der Weg des Rechtes und der Vollenbung sein?

Nein, es konnte nicht der Weg der Vollenbung sein. Es war, wie immer man es nehmen wollte, Verleugnung der letzten Güte um irdischer Vorteile willen, und da es auch Verleugnung der Stimme des Herzens war, war es auch Verleugnung der Stimme der Weisheit, denn diese beruht ja nicht im Verstande allein.

Und so verleugnet die Menschheit, sagte sich Cillia, sich selbst in ihrem Wesentlichsten, in der Heilighaltung ihrer eigenen Lebendigkeit, und sie kann damit nicht im Recht sein!

Und also glaubte sie wohl annehmen zu dürfen, daß sie selbst im Rechte war, und sie schloß auf eigene Faust in ihrem Herzen den großen milden Frieden mit den Tieren, der vielleicht auch irgendwie zur letzten Weisheit führt.

Am meisten liebte sie es, indes sie von Käfig zu Käfig schritt, das Auge der Tiere zu suchen und hindurchzublicken, nicht etwa in überheblicher Betonung ihres Menschentums, vielmehr in demütig schweesterlicher Zugehörigkeit an alles Lebendige. Ihr schien es dann, als wäre ihre Seele vieltausend Jahre alt und jene der Tiere nicht minder, und als wäre sie im Urgefühl mit ihnen verbunden, unsagbar tief und ganz unlösbar.

Ou lieber Gott! War es möglich, fragte sie sich, daß es Menschen gibt, die dem Tiere die Seele absprechen wollen? Es wirbelt und glüht ja darin nur von lauter Lebendigkeit! Aus all diesen braunen und schwarzen, grünen und gelben, roten und bläulichen Lichtern und Lämpchen fladert die rätselhafte Flamme des Seins! Geheimnis der Natur spricht daraus und Offenbarung ihres Wirkens seit Jahrmillionen! Und jegliches scheint vollendet in sich und im Einklang mit sich selbst und erfüllt vom Zwingenden seiner Bestimmung! Unbegreifliches hat es gefügt, Unbegreifliches leitet seine Wege, Gottes Geist entströmt auch ihm! Man muß es nur zu fühlen wissen, dieses Wunder!

So ungefähr versuchte Cillia sich klarzulegen, was sie, mehr ahnend als wissend, auf dem Wege längs der Käfige empfand, und es war, als hätten auch die armen verschüchterten Tiere das schweesterlich Tröstende in ihr schon längst erkannt. Viele von ihnen standen, sobald sie sich ihnen näherte, aus den Winkeln, in die sie sich verkrochen hatten, auf oder hielten im Dreischrittlaufl inne oder im Ansturm an die hölzerne Wand und stellten sich ans Gitter und ergaben sich schweigend und großen Auges ihrem suchenden Blick.

Wie klar erkannte Cillia dieses: aus fremden, fernabliegenden, nicht zu erfassen- den Lebenstiefen schrie hier ein seelisch Unerlöstes nach Befreiung, so wie der schwachvoll eingetretete, urheiligen Rechtes froher Bewegung beraubte Körper nach seiner Befreiung schrie. Völlig unmenschlich, des Menschnennamens niemals würdig schien es ihr, Geschöpfe Gottes, denen einst die ganze Weite ihrer großen hellen Welt gehörte, zeit ihres Lebens qualvoll gefangenzuhalten, und um nichts anderes, als eine albern-lüsterne Schaulust zu befriedigen, die mit wahrer Kenntnissnahme der Natur und der Vielfalt ihrer Erscheinung so gut wie nichts zu tun hat!

Unter solchen, sie immer ärger quälenden Erwägungen war Cillia schließlich auch zum Käfig des von Lomborsti so unmenschlich mißhandelten Adlerweibchens gelangt.

Sie sah das Tier bewegungslos auf seinem Aste sitzen und unablässig nach dem jämmerlich engen Affentäsig hinüberstarren, worin der andere neugekaufte Adler saß.

Es lag etwas Ergreifendes, nahezu Gespenstisches in der Bewegungslosigkeit der beiden Tiere, die die Blicke nicht voneinander ließen und wie durch eine innere stumme Beziehung miteinander verbunden schienen.

Auch auf Eillias zärtlichen Zuruf reagierte die Adlerin nicht. Und sie blieb auch völlig unbewegt, als sie ihr kleine Fleischstücke reichte, ein Lederbissen, den sie sonst niemals verschmähte. Mit dem andern, dem Adlermännchen, versuchte es Eillia gar nicht erst. Seine Haltung war so verschlossen, so unsäglich abweisend, daß hier, das fühlte sie deutlich, nichts zu erreichen war.

Eillias gütiges Herz war dem Weben der inneren Dinge stärker zugewandt, als sich dem Verstand des Menschen gemeinhin ergibt, und so wurde ihr ahnend offenbar, es könne nicht nur Neugier oder prüfende Abschätzung sein, was die beiden gefangenen Tiere so unablässig sich ins Auge blicken ließ.

Doch konnte sie nicht ahnen, was wir andern längst schon wissen, die wir von Anfang an am Räderwerk dieser seltsamen Geschichte sitzen. Und wir verstehen auch was Gursu und Gursina, die nur scheinbar Schweigenden, sich sagten.

Sie führten ein Gespräch, so tiefsinnig und entscheidend, als heutzutage eines nur sein kann. Die Welt, ach die Welt von heute, ist längst bereit, insofern sie Menschenwerk ist, in ihrem äußeren Bau aus den Fugen zu gehen; doch hat sie sich, wir wissen es genau, gar sehr auch in ihrer inneren Art geändert. Darunter ist vor allem wohl das Verhältnis zwischen Mann und Weib zu verstehen. Hören wir also, was Gursu und Gursina sich sagten.

„Welche Schmach, Gursina, welche Schmach! Ich glaubte dich tot, das tat mir weh! Doch tiefer schmerzt es mich, dich derart gesunken zu sehen!“

„Geliebter, was war zu tun? Es galt zu leben!“

„Nein, es galt zu sterben, Gursina!“

„So jung und schon sterben, Gursu?“

„Es ist schamlos, wie du sprichst! Du warst einst eine stolze Adlerin, was bist du jetzt?“

„Man nennt mich: Abdelaid, die Königin der Lust!“

„Da bist du was Rechtes! Ich sähe dich lieber tot!“

„Es ist bitter, das zu hören, Geliebter!“

„Du hast deine Seele geopfert, um deinen Leib zu retten, Gursina! Warum starbst du nicht für unseren Adlerglauben?“

„Man stirbt nicht mehr für einen Glauben, o Gursu!“

„Du sprichst wie eine Dirne, Gursina!“

„Sei nicht beleidigend, Gursu! Ich bin doch nur ein schwaches Weib.“

„So hast du früher nie gesprochen, Gursina! Was haben die wächsernen Erdschleicher aus dir gemacht?!“

„Sie jubeln mir zu Tausenden allabendlich zu, Geliebter.“

„Welche Schmach, Gursina, welche Schmach! Und du gibst dich ihnen preis?“

„Die Welt ist anders geworden, Geliebter. Man lebt jetzt nicht mehr für sich, man lebt für die Öffentlichkeit!“

„Dann verstehe ich die Welt nicht mehr, Gursina.“

„Fast scheint es so, Geliebter.“

Diese Antwort aus dem Munde seines Weibes war für Gursu derart niederschmetternd, daß er schweigend die Augen schloß und vorläufig nichts mehr erwiderte. Das eine aber war ihm furchtbar klar: seine Todfeinde, die wächsernen Erbschleicher, ihm verächtlich von Anbeginn und in alle Ewigkeit, sie hatten ihm nicht nur Gursinas Leib, sie hatten ihm auch ihre Seele geraubt!

XI. Was ist mit Palitschari?

Ja, was ist mit Palitschari? Wir entsinnen uns: er war Zeuge von Gursus Gefangennahme gewesen und hatte sodann, immer in großer Höhe fliegend, den Zug der wilden Männer verfolgt, die ihm den Freund mit Gejohle entführten.

Der Abstand, den er von der Erde hielt, war derart groß, daß er nur beiläufig erkennen konnte, was weiterhin geschah.

Man hatte Gursu in ein Haus am Rande eines Waldes gebracht, es mochte wohl ein Försterhaus sein. Palitschari kannte dergleichen, denn es war ja vormals kaiserlich und hatte gewiß auch sein eigenes Abbild auf seinen Ranzleipapieren geführt. Gursu verschwand in jenem Hause, kam aber bald wieder zum Vorschein, diesmal in einen engen Käfig gepreßt. Ein erbärmlicher Anblick, soweit Palitschari das bei dieser Distanz beurteilen konnte.

Der Käfig wurde sodann auf einen einspännigen Karren geladen, und nun ging es über Berg und Tal und in die weite Ebene hinab, bis in die bunte Stadt hinein, die mit Hügeln und Türmen an einem silberig schimmernden Flusse lag. Palitschari erkannte sie mit einiger Sorge, es war ja die gleiche, in der noch immer seine Kaserne stand, und her er damals in der entscheidenden Mondnacht entflohen war.

Doch beruhigte er sich bald, er hatte ja kaum noch etwas zu verlieren. Wer hätte sich um ihn bekümmern, wer ihn bedrohen sollen, da man doch längst auf seine Dienste verzichtet hatte? Ob er nun als altes Gerümpel auf dem Dachboden stand, ob er jetzt, von jeder Verbindung losgelöst, nur noch als vager historischer Begriff in der blauen Luft herumsegelte, der Unterschied konnte kaum noch in Betracht kommen.

Wichtiger schien ihm, die Spur Gursus nicht zu verlieren, was aber im Gedränge der engen altertümlichen Gassen nicht so leicht war. Es gab darin so vielerlei an Menschen und an Fuhrwerk, an Verwirrung und Geschiebe, daß Gursus Karren immer wieder verschwand und nur schwer aufs neue zu entdecken war.

Schließlich aber sah er ihn die Stadt am andern Ende wieder verlassen, wo auf breitgelagerter Wiese eine zweite kleine Stadt aus Zelten, Hütten und allerlei Fuhrwerk sich aufgetan hatte, deren Zweck und Wesen sich Palitschari vorerst nicht zu erklären vermochte.

Darin entschwand nun Gursu und kam nicht wieder hervor, und Palitschari beschloß, es sich zunächst an dieser Feststellung genügen zu lassen. Er hielt es doch für besser, sich jetzt, am hellen Tage, einem etwaigen Entdecktwerden für alle Fälle zu entziehen, und er wandte sich daher einem unfernen waldigen Gelände zu, in dessen

bergendes Grün er sich mählich und bedachtsam mit eingezogenen Flügeln niederließ.

Er hatte, wie sich zeigte, auf dem Wipfel einer uralten ehrwürdigen Fichte Platz genommen. Es war allüberall eine große feierliche Stille, die nur hin und wieder von einem bescheidenen Vogelruf oder einem leisen Rascheln im Laube unterbrochen wurde.

Merkwürdig war das! Je länger Palitschari also auf seinem würzig duftenden Hochsitz saß und den Atem des Waldes in sich trank, um so befreiter und heimatseliger wurde ihm zumut. Und am Ende schien ihm alles, was er im Laufe der vielen Jahrzehnte von Anbeginn an erlebt, an Begeisterung und Ernüchterungen, an Ekstasen und Depressionen, das alles schien ihm zwecklos und gering gegen einen einzigen tiefen Atemzug voll von dieser lieben, kräftigen und unbestreitbaren Wahrheit des Waldes.

Es kam das aber wohl auch daher, daß er selbst gleich dem Walbe aus Holz war, und zwar immer bewußter aus Holz, denn vom Öl und Lack, mit dem man ihn einst so reichlich bestrichen, war nicht mehr viel vorhanden. Ja, er mußte sich gestehen, es gab darüber keinen Zweifel mehr, er hatte in seiner ganzen langen glorreichen Dienstzeit kein so gutes, in sich selbst beruhigtes Behagen empfunden wie eben jetzt.

Und in seiner Freude darüber gefiel er sich, ganz seiner einstigen hohen Würde und Zurückhaltung vergessend, in einem fröhlichen Schauteln und Wiegen auf seinem lustigen Sitz, wozu er, da er nichts anderes wußte, mit seiner gutgeschulten Stimme, das heißt eigentlich doppelstimmig, die alte österreichische Volkshymne zu singen begann.

Und es war, als gefiele dem staunenden Walbe diese alte eble Melodie des braven Joseph Haydn gar nicht übel. Sie war ja auch die Melodie des jungen neuen Deutschland, und so ließ er, da er ein deutscher Wald war, nun seinerseits Wipfel an Wipfel rauschen, daß es wie das Wogen eines grünen endlosen Meeres war, worüber unser Palitschari sich nicht wenig verwunderte. —

So verging ein schöner Nachmittag, und es kam der Abend, und mit ihm erwachte in Palitschari nun doch die Sehnsucht nach Gursu, seinem Freunde, denn man braucht auch etwas fürs Herz, und von der Begeisterung allein kann man nicht leben.

Und so hob er nun im Schuß der blauen Dämmerung seine knarrenden Flügel und flog aufs neue zur Stadt zurück, die sich eben in allen Gassen und Plätzen mit unzähligen glitzernden Lichtern und Lichtchen zu schmücken begann.

Palitschari freute sich des erbaulichen Anblicks, der ihn an allerlei nächtliche Feste und Illuminationen seiner einstigen bewegten Dienstzeit erinnerte. Er hielt, die Stadt überfliegend, guten Mutes auf das neuerbaute Gewirr von Zelten und Häuschen zu, worin er Gursu, seinen Freund, vermutete. Es strahlte aber, besonders vom Eingang des größten der Zelte, das wie ein runder Dom sich festlich in den Himmel schraubte, ein derart grelles und buntes Geleuchte aus, daß Palitscharis des Lichtes ein wenig entwöhnte Augen arg geblendet wurden und er zu seinem Pech den gespenstisch dunklen Fabrikshornstein nicht wahrte, der ihm geradewegs im Kurse lag.

Die Folge war, daß Palitschari, der sich eben im besten Schwunge befand, derart heftig an das wüste Hindernis anrannte, daß ihm der eine seiner Flügel jämmerlich

getnickt wurde und er, des richtigen Haltes in den Lüften beraubt, immer tiefer und tiefer zur Erde zu sinken begann, bis er am Ende, verflört und etwas unsanft, auf dem Dache eines kleinen einstöckigen Hauses landete, das dunkel und bescheiden in einer der äußeren Vorstadtstraßen lag.

Palitschari, in der Seele nicht minder gebrochen als am Leibe, versuchte vergeblich, auf dem stark abschüssigen Dache Fuß zu fassen. Es half ihm nichts, er rutschte über die Rinne ab und war am Ende froh, an einem an der Hauswand angebrachten Schilde einen kümmerlichen Halt zu finden. So, da hing er nun! Das Tragikomische seiner Lage brachte es mit sich, daß er mit dem einen Kopfe ein wenig weinen, mit dem andern aber lächeln mußte. War das nicht seltsam? Hatte sich sein früheres Schicksal nicht wieder erfüllt? Hing er jetzt nicht wieder an einer Wand, so wie er einst, so viele Jahrzehnte lang, unter dem Dachfirst seiner Kaserne gehangen hatte? Nur schien es ihm jetzt eine etwas bescheidenere und noch nicht klarzustellende Wand zu sein, was ihn einigermaßen beunruhigte.

Es war ein Glück für ihn, daß die große Erschöpfung, die nach allem, was er an diesem Tage erlebt hatte, nicht weiter zu verwundern war, ihn bald in einen tiefen traumlosen Schlummer sinken ließ.

XII. Oberst Helbenwang

Am nächsten Morgen, die Sonne stand schon hoch, weckte ihn lautes menschliches Stimmengewirr. Was gab es? Wo befand er sich? Er brauchte einige Zeit, sich die Lage wieder zu vergegenwärtigen.

Gleich da, sieh da, er gewahrte unten auf der Gasse einen Haufen Männer und Frauen, welche alle in lebhafter Erregung nach ihm deuteten und sich offenbar mit ihm beschäftigten. Doch war dabei von der einstigen Ehrfurcht und Zurückhaltung, an die er mit Recht gewöhnt war, weder im ganzen noch im einzelnen etwas wahrzunehmen. Es gab sich vielmehr eine durchaus unangebrachte, von Gelächter und Gejohle begleitete Heiterkeit kund, worüber unser Palitschari begreiflicherweise in einige Verlegenheit geriet.

Doch tat er, an Beherrschung gewöhnt und die Lage richtig erkennend, vorerst einmal das Beste, was er in diesem Falle tun konnte, er stellte sich tot.

Das hinderte ihn aber nicht, mit hoher Verwunderung zu vernehmen, was die Leute da unten sagten. Vor allem riefen sie immer wieder: „Wir gratulieren zum Hoflieferanten!“ und lachten dazu.

Was gab es darüber zu lachen? erwog Palitschari. Wenn dem so war, so war es doch eine durchaus ernste und würdevolle Angelegenheit.

Wie sehr hätte er sich aber erst gewundert, wenn er die kuriose Aufschrift auf der Tafel hätte lesen können, über der er, der eigentlich selbst so schußbedürftig war, nunmehr wie schützend, mit ausgebreiteten Flügeln, hing.

Es stand darauf in großen, schönen Goldbuchstaben: „Eiburtius Helbenwang, Damenschuhmacher, Oberst des Ruhestandes.“

Und siehe da, es ereignete sich eben, daß der Mann, der also hieß, gelassen aus der Türe trat und gleich den andern sich die wunderliche Bescherung ansah. Als

scharfer Denker, der er als einstiger Oberst des Generalstabes zu sein hatte, erkannte er sofort den Zusammenhang. Es konnte wohl nicht anders sein, als daß sich einige Spottvögel, denen er übrigens nicht weiter grollte, die Mühe genommen hatten, ihm diesen alten, verwitterten Doppelabler, den sie irgendwo aufgetrieben, in stiller, nächtlicher Stunde über den Schild zu hängen. Du lieber Gott, das war ein Spaß, den man den guten Leuten nicht zu verübeln brauchte! Wir sind ja alle schließlich nur Menschen, und jeder gibt an Humor, worüber er eben verfügt. Zudem war Oberst Heldenwang zeitlebens ein praktischer Philosoph gewesen. Er hatte das schon zur Zeit bewiesen, als die alte Monarchie zerfiel, damals, als auch unser Palitschari überflüssig geworden war. Zu jener Zeit nämlich hatte er erwogen, es sei jetzt nicht mehr stilgemäß, den Leuten etwas vorzutäuschen, wofür sie kein Verständnis mehr hatten. Er erwog das nicht so sehr der Leute als der Sache wegen, die ihm zu wertvoll schien, als daß sie es nötig hätte, sich irgendwie bezweifeln oder bespötteln zu lassen.

Also sprang er als ganzer Mann gleich mitten hinein ins Volle und entschied sich, da ihm dauernde Tragik nicht paßte, bei der Wahl seiner künftigen Lebensstellung lieber für den dauernden Humor. Es sollte damit nicht gesagt sein, er fasse den höchst ehrfamen und unanzweifelbaren Beruf eines Schuhmachers etwa humoristisch auf. Das lag dem Ernste seiner praktischen Erkenntnis durchaus fern. Das freundlich Originelle trat erst in der Verbindung beider Begriffe zutage, wobei er, indem er sie verständnisvoll vereinte, nichts anderes tat, als daß er sich als ein guter Bürger des neuen Staates bewährte, dem die Schätzung aller Berufe gleichermaßen am Herzen lag.

Nur in einem vermochte der kluge Oberst sich dem Geist der neuen Zeit nicht anzupassen, das war in seinem Verhältnis zu den Damen. Die neue These, daß Mann und Weib völlig gleichberechtigt seien und daher auch keines von beiden einer besonderen Vorzugsstellung bedürfe, vermochte er nicht anzuerkennen. Ihm wohnte noch aus der Jugendzeit, aus den Jahren der thesesianischen Militärakademie, jene romantisch ritterliche Gesinnung dem Ewig-Weiblichen gegenüber inne, die in galanter Demut den Mannesstolz keineswegs opfert und dabei den Lohn in sich selbst findet, wenn es auch nicht immer nur dabei zu bleiben braucht. Es war eben jene unbedingte, ernüchterungsstehe Verehrung, die sich in sich selbst beglückt und sich auf Enttäuschungen gar nicht einläßt, den weisen Worten Ulrich von Liechtensteins gemäß:

Manchem, der die Schönen sieht,
Wird viel Schlimmes offenbar.
Solcherlei mir nicht geschieht,
Nimm ich all ihr' Tugend wahr.

Und man mußte es nun einen geradezu genialen Schachzug in der Führung seines Lebens nennen, daß Oberst Heldenwang auch in seinem neuen Berufe jene ritterlichen Eigenschaften nicht unterdrückte, um wenigstens noch in diesem Sinne Cavalier nach alter Art zu sein. Ergaben sich in seiner neuen Kunst dadurch nicht auch ganz neue Möglichkeiten? Es konnte, erwog er, nicht gleichgültig sein, in

welcher Stimmung, unter welchen Perspektiven man ein zierliches Damenschühchen verfertigte. Was ihm besonders vorgezeichnet hatte, das war, insoweit es sich mit plumpen Worten sagen läßt, nichts weniger als die galante und ästhetische Verklärung des besagten Gegenstandes, den er übrigens nicht so sehr als Mittel zur Fortbewegung, wie als den Sockel, das entscheidende Postament alles lieblich und befeelt zur Höhe Strebenden aufsaßte, wobei er stets auch der Zustimmung seiner immer zahlreicher werdenden erfreuten Kundinnen gewiß war. Es gehörte bei den Damen der Stadt bereits zum guten Ton, sich verständnisinnig zu fragen: „Lassen Sie auch bei Heldenwang arbeiten?“ und der ritterliche Meister hatte nach der Art, wie er behandelt wurde, immer deutlicher das Gefühl, noch niemals so viel als Oberst gefeiert worden zu sein, als nun, da er Schuhmacher geworden war.

Bei diesem trefflichen Manne war nun also unser Palitschari einquartiert, und er konnte es wohl als eine gute Fügung des Schicksals nennen, denn es zeigte sich sofort, wie sehr er an den Richtigen geraten war.

Der lächelnde Meister ließ nämlich, unter den scherzhaften Protestrufen des Publikums, vorerst eine Leiter bringen und schickte zwei seiner Gesellen hinauf, den wunderlichen Gast herabzuholen.

Doch war das zunächst nicht so leicht, denn Palitschari hatte, trotz alledem, was er in letzter Zeit erfahren, noch immer ein sehr erhebliches Gewicht, und überdies hing ihm der gebrochene Flügel derart bedrohlich herab, daß er sich nur mit Mühe erhalten ließ.

Das Publikum verfolgte indessen den ungewöhnlichen Vorgang mit launigen Bemerkungen: „Oben lassen! Hoflieferant bleiben!“ rief der eine; „Nein, herunter mit ihm, hoch die Republik!“ rief der andere; „Hoch die kaiserliche und königliche Republik!“ rief ein dritter unter allgemeiner Fröhlichkeit, was Palitschari, der es hören mußte, begreiflicherweise nicht wenig verwirrte.

Hinter dem Hause des Obersten befand sich ein kleiner Garten, dorthin wurde Palitschari vorerst gebracht und an die Wand einer hölzernen Hütte gelehnt, worin sich allerlei verstaubte Figuren und Statuen aus Gips befanden, denn hier hatte früher ein Gipsgießer gehaust. Es waren teils Gestalten aus der christlichen Helden- und Heiligenzeit, teils solche aus der mythologischen Helden- und Götterwelt, und etliches von einst berühmt gewesenen Halbgöttern war auch dabei, so daß in dieser dürftigen Hütte so ziemlich alles versammelt war, was in den letzten drei Jahrtausenden die Menschheit der halben Erde bewegt und beschäftigt hatte.

Von einem kleinen Gipsgießer zusammengestellt, ergab das eine grandiose Versinnbildlichung der Vergänglichkeit alles Irdischen und Himmlischen, der aufgeklärten Volksseele von heute gegenüber, und Oberst Heldenwang pflegte hier gerne zu verweilen und erleichtert zu empfinden, wie wenig doch eigentlich der Wechsel seines eigenen Schicksals in Betracht kam, an dem gemessen, was hier an Bedeusamkeiten von drei Jahrtausenden so rasch und gründlich erledigt worden war.

Und so schien ihm nun auch unser Palitschari ein willkommenener Zuwachs zu dieser etwas gespensterhaften, aber sehr lehrreichen Versammlung zu sein, nur daß das doppelköpfige hölzerne Ungetüm seinem Herzen besonders nahestand, denn es hatte

ja in seiner jungen Akademie- und Leutnantszeit die denkbar wichtigste Rolle gespielt.

Mit Rührung entsann sich der Oberst, indes er vor dem wunderlichen Gaste stand und ihn angelegentlich betrachtete, wie stürmisch einst sein Glaube, seine bedingungslose Hingabe zu ihm gewesen war. Mit Freuden wäre er damals bereit gewesen und mit ihm auch mancher seiner Kameraden, sein Herzblut für dieses nun so plötzlich abgedankte Sinnbild hinzugeben, für den Begriff, den es verkörperte, für den großen, strahlenden Reichsgedanken, den es umschloß.

Es war für ihn, seinem Eide gemäß, das Höchste, das Entscheidendste gewesen, dem er und mit ihm Millionen seiner Staatsbrüder, Leib und Seele verpfändet hatten, und als es später ans große Kämpfen und Sterben ging, war, anfangs wenigstens, alles nur ein einziger großer Aufschrei gewesen: „*Dulce et decorum est pro patria mori!*“

Seltame Welt! Stammt der Spruch nicht von Horaz? Und wurde er nicht seit Jahrtausenden, von Volk zu Volk, von Staat zu Staat, immer wieder zu gleicher Wirksamkeit hervorgeholt?

So war er also unsterblich?

Wenn er unsterblich war, wie konnte immer wieder derart sterblich sein, was er doch eigentlich verkörperte? Allerdings, patria heißt Vaterland, und dieses und der Reichsbegriff sind nicht dasselbe. Doch floß das Blut von Millionen und aber Millionen nicht auch immer wieder für den Reichsbegriff, den Staat? Für die Form seines Zusammenhanges, Staatsform genannt?

Und immer wieder ward sie gestürzt und eine neue als die alleinseligmachende gepriesen. Und immer wieder ward ein neues Symbol gewählt und das alte geschlachtet, dachte der Oberst, und so geht es nun fort seit Jahrtausenden!

So ist also nicht unsterblich, was das Symbol verkörpert, sondern nur dieser, der Begriff des Sinnbilds, ist es seinem Wesen nach allein?

So weit war der Oberst in seinem Räsonnement gekommen, da mußte er plötzlich lachen, lachen über die Welt, über die Menschen, über sich selbst. Und es geschah, daß er unserm Palitschari fröhlich zurief: „Heil dir, der du unsterblich bist!“

Es war ein Glück, daß der Oberst sich im gleichen Augenblick entfernte, denn Palitschari fühlte sich über die große Hubigung, die ihm, dem längst nicht mehr Verwöhnten, damit widerfahren, er fühlte sich derart entzückt darüber, daß er mit dem einen Flügel, der ihm noch heil geblieben, dankbar zu flattern begann, zum Glück, ohne Lärm zu verursachen.

Er hielt aber gleich darauf erschrocken inne, denn es fiel ihm ein, er habe sich ja tot zu stellen, und das besorgte er nun auch allsogleich.

Und es war gut so, denn eben kam der Oberst mit einem Hafen heißen Leims, einem Hammer und einigen Nägeln zurück und begann nun unserm Palitschari mit Eifer und Geschick den lädierten Flügel wieder einzurenten. Er konnte sich dabei eines wehmütigen Lächelns nicht erwehren, denn es schien ihm im Augenblick, als versuchte er einen ganzen Staatsbegriff, den Verkörperer einer uralten, glorreichen Tradition, wieder ein wenig zusammenzuleimen, was ja gewiß nur mehr ein pietätvoll-historisches, kein in die Praxis umzusetzendes Spiel sein konnte.



Allee

Jos. Steiner

(Aus dem Türmer)

Palitjchari aber ließ in Demut alles mit sich geschehen, ließ an sich richten, hämmern und leimen und freute sich dabei, daß noch einer war, der ein Herz für ihn hatte und es gut mit ihm meinte. Er konnte ja auch unter diesen Umständen hoffen, bald wieder wohl auf zu sein und, wenn das Glück ihm hold war, seine Reise bald wieder fortzusetzen.

Denn unweigerlich stand der Entschluß in ihm fest, sobald als tunlich und womöglich schon heute nacht, zu seinem geliebten Gursu, seinem Urbegriff, zurückzukehren.

XIII. Gursus große Wandlung

Indessen saß dieser, Gursu nämlich, geschlossenen Auges in seinem Käfig und ließ die Welt an sich vorbeiziehen. Wenn es nur eine Möglichkeit gegeben hätte, an nichts, an gar nichts mehr zu denken!

Was soll überhaupt dieser ganze rätselhafte Apparat, den man Gehirn nennt? fragte sich Gursu. Hat er mir nicht zeitlebens mehr an Qual und Unzufriedenheit verursacht, als an reiner Freude? Was war es denn bisher, was mir wahrhaft Freude schuf? In meiner Jugend war es das Erwachen meiner jungen Kraft, die wunderbaren ersten Flügel, die Besitzergreifung der Luft. Sodann die Lust der ersten Beute, das gute Bewußtsein, sich selbst zu verköstigen, von den Eltern nicht mehr abzuhängen. Später, als die Liebe kam, nun, das kennt man ja, nichts ist dabei störender als das Gehirn! Und als dann die Familienorgen begannen, welchen Zweck hätte es haben sollen, auch noch darüber nachzudenken? Sie waren ja ohnehin da! Mit Gedanken konnte man sie nicht beseitigen. Es mußte gearbeitet werden, das war es!

Und dann, als ich einsam und verlassen war, immer nur denken, immer nur denken! Zuweilen glaubte ich, an irgendeinem besonders sich lohnenden Ziele der Erkenntnis angelangt zu sein, bis ich plötzlich, da ich dann weiter wollte, ärgerlich entdeckte, daß ich doch immer wieder nur im Kreise ging.

Und jetzt, überlegte er weiter, was ist denn jetzt? Nichts kann unangebrachter sein als das Denken, nun, da ich Gursina wiedergefunden habe.

Denke ich nämlich an nichts, so empfinde ich sie immer noch als mein Weib. Fange ich aber an zu denken, so zerdenke ich sie. Spurlos zerdenke ich sie! Es gibt keinen Anhaltspunkt mehr, um da irgendeine Beziehung, eine seelische Zusammengehörigkeit zwischen ihr und mir herauszufinden. Ihr Begriff hat sich mir erledigt, das ist es. Sie tut mir leid, aber ich kann sie mir nicht mehr denken!

Wäre es also nicht am besten, überlegte Gursu, diese armselige Denkmaschine zum Stillstand zu bringen? Sich selbst den Kragen abzdrehen oder das Herz aus der Brust zu reißen, kurzum ein Ende zu machen?

Doch da schoß es ihm heiß durchs Gehirn: er sollte sich also selbst zum Opfer bringen, sein großes erhabenes Adlertum auslöschen, nur damit diese schurkisch-erbärmliche Welt der wächsernen Erbschleicher auch ohne ihn höhnlachend weiterbestehe, sich weiter an sich selbst ergöße, vom Morgenrot zum Abendrot und die ganze schamlose Nacht hindurch? Nein, das schien ihm plötzlich ganz unmöglich.

Unbändiger Zorn übermannte ihn. Und mitten darin überkam ihn jählings, wie ein Stern vom Himmel zischt, aufleuchtende Erkenntnis dessen, was zu tun war!

Häh! Es war doch gut, daß man zu denken vermochte! Zum erstenmal im Leben erkannte er die gute Brauchbarkeit dieses merkwürdigen Apparates.

Solange man nämlich auf geraden Wegen ging, auf den Pfaden der Redlichkeit, empfand Gursu, bedurfte man seiner überhaupt nicht, denn es erlebte sich ja alles von selbst, indem geschah, was Natur eben wollte. Es liegt immer alles schon vorbereitet, dachte er, wenn man nichts als das Gerechte will.

Ging es aber auf krummen Wegen, was ja ihm, Gursu, eigentlich neu war, dann war man plötzlich genötigt, zu denken!

Machten es nicht die wächsernen Erdschleicher so? Und da es ihm nicht möglich war, mit seinen eigenen, schlicht ehrlichen Waffen, mit Krallen, Fang und Schnabel, mit ihnen abzurechnen, gut, so wollte er sich der Waffen bedienen, über die sie selbst verfügten und ihrer gefährlichsten vor allem, der Schlaueit und der Hinterlist!

Förmlich wohl wurde ihm, da er dies bedachte: man mußte sein wie sie selbst, um den wächsernen Erdschleichern gewachsen zu sein. Und nur so vermochte er zu erreichen, um was ihm einzig noch zu tun war, seine Rache.

* * *

Eine schlaflose Nacht war für Gursu vergangen. Gursina aber hatte neben ihm geschlafen, sie hatte wirklich geschlafen, er hatte es an ihren beruhigten Atemzügen bemerkt. Sie war wohl müde vom Tanz und von der Erregung gewesen und wohl auch von dem scheußlichen, betäubend riechenden Zeug, das ihr Lomborsti, der Veruchte, zur Nahrung vorgelegt hatte.

Nun war der Morgen da, und sie schlief noch immer, sie, die einst im ersten Grauen der Frühe immer schon auf war und vor Lebendigkeit nur so zitterte.

Gursu blickte die endlose Reihe der Käfige entlang und sah, wie es in diesem und jenem sich morgendlich zu regen begann. Wie unerhört fremd und neu, ihm kaum erfasslich, war hier alles! Was waren das für Laute, was für Farben, was für Bewegungen! Er hatte dergleichen niemals gehört noch gesehen! Von den Tieren hingegen, die er von früher kannte, war kaum eines hier, einen schäbigen alten Lämmergeier ausgenommen, den er aber keines Blickes würdigte.

Wie war das möglich, fragte sich Gursu, wie konnte man so ganz von fremdem Leben umgeben und doch so grenzenlos verlassen sein? Ob auch die andern Tiere so empfanden? Vielleicht erging es ihnen wie ihm? Was half ihnen alle Geselligkeit, da es jene nicht war, die ihnen zukam? Was hatten sie sich zu sagen, die hier beisammen waren? Es fehlte wohl jedem die Heimat, wie ihm, es fehlten der Wald, die Wiese, der Fels, die Luft, das schimmernde Wasser, es fehlte so gut wie alles. Jedes war nur da für sich allein, herausgeschält aus allem, was ihm lieb und unentbehrlich war.

Und keines konnte sich bewegen, wie es wollte. Der Läufer konnte nicht laufen, der Springer nicht springen, der Flieger nicht fliegen. Das Beste ihres Lebens, ja dessen eigentlicher Wert, war allen genommen und eigentlich taten sie nur so, als ob sie noch lebendig wären.

Und warum geschah dies alles, fragte sich Gursu? Was bezweckten die wächsernen Erdschleicher damit? Konnten sie die Tiere verzehren, hatten sie Nutzen von ihnen,

ließen sie sie Arbeit tun? Es war doch unsinnig über die Maßen, sie ihrer Freiheit zu berauben, ohne zu wissen, warum sie es taten? Oder sperrten sie sie nur ein, damit sie eben eingesperrt seien? Damit sie sich vor das Gitter stellen und sie betrachten konnten? Was sollte das, was hatte es für einen Zweck? Was ging in diesen grauenhaften Wesen vor, daß sie damit zufrieden waren? Und belamen sie nicht überdies ein völlig falsches Bild von dem, was sie sahen? War zum Beispiel er, der hier mit kläglich zerpreßten Flügeln in diesem engen Affentäfig hockte, war er noch Gursu, der Steinadler? Wo waren seine herrlich gebreiteten Schwingen, sein königlicher Flug, seine unerhörte Kraft, seine tolle Tapferkeit, sein unfehlbares Auge, wo war die wunderbare Kunst, auf die Beute wie ein jäher Blick herabzuschleßen, wo war das alles, dessen Inbegriff ja einzig nur bedeutete, was er in Wirklichkeit war? Eine leere tote Hülle saß im Affentäfig, und diese hielten die wächsernen Erbschleicher für Gursu, den Steinadler!

Schade, daß Palitschari nicht da war, dachte Gursu, denn dieser hätte ihn vielleicht darüber aufklären können, was die tollten Erbschleicher eigentlich mit all ihren Grausamkeiten bezweckten. Verrückt genug war er ja dazu, um es zu wissen. Er wußte zwar für sich selbst nicht ganz, wozu er auf der Welt war, aber darauf schien es offenbar nicht anzukommen.

In solchen Erwägungen erging sich Gursu, da er nun schon einmal im Denken war, noch geraume Zeit, als er plötzlich das Wesen daherkommen sah, um das ihm einzig noch zu tun war. Lomborfski nämlich, der Verruchte.

Man mußte es Lomborfski lassen, er war stets tüchtig hinter seiner Sache. Als erster kam er morgens stets hierher, die Wärter zitterten vor ihm nicht minder als die Tiere. Wehe, wenn da etwas nicht in Ordnung war, wenn er das Trinkwasser nicht erneuert, den Boden der Käfige nicht gereinigt und mit frischen Sägespänen bestreut und auch alles übrige nicht nach seinem Wunsche geordnet fand!

Betrachtete man Lomborfski, wie er so die Flucht der Käfige daherkam, so ließ sich eigentlich nicht mehr mit Bestimmtheit sagen, ob er noch ein Mensch war. Oder ob er nicht einem Tiere ähnlicher sei, allerdings keinem Tiere, wie seine zahlreichen unglückseligen Opfer hier waren, sondern einem schlimmeren, viel gefährlicheren, einem Menschentiere.

Er schien von aller Wildheit und Raubtierlust, die da hinter Gitterstäben in schweigenden Massen versammelt war, das Wildeste, Blutinnerste an sich gesaugt zu haben, um dann auch noch sein eigenes barbarisches Stüd Menschentum dazuzugeben, es sozusagen noch zu vergeistigen, damit am Ende das entstehe, was sich die Krone der Schöpfung nannte, Lomborfski, der große Dompteur.

Jetzt hielt er also eben, die Käfige wuchtig entlang schreitend, seine große morgendliche Musterung ab und schrie dazu, indes er mit einem eisernen Stöcke an die Gitter schlug: „Guten Morgen, ihr Bestien alle! Aufgewacht! Frisch an die Arbeit! Immer nur munter! Kultur, Kultur!“ worauf die erschrockenen Tiere jählings in ihre Schlupfwinkel fuhren, meist ohne einen Laut von sich zu geben oder doch nur, wenn sie sich dazu erkühnten, ärmlich und gebrochen winselnd, fauchend, aufheulend, als traurige Herrbilder ihrer selbst.

Lomborfski nahm aber diesmal, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, nicht viel

Notiz von dieser kläglichen Opposition. Sein ganzes Interesse schien seinem kostbarsten Stück, der Adlerin Abdelaide, zu gelten, denn er schritt an all den vielen Tieren in Eile vorbei und unmittelbar auf den Käfig Gursinas zu.

„Guten Morgen, Allerschönste!“ schrie er und hieb gewaltsam auf das Gitter. „Aufgewacht, mein Zuckerpüppchen, nur aufgewacht! Zeig schön, wie tanzt Abdelaide? Kultur, Kultur!“

Gursina fuhr entsetzt aus ihrem verspäteten Schlummer auf und wäre fast von der Stange herabgefallen. Mit Mühe nur erhielt sie sich. Das sah so komisch aus, daß Lomborski sich vor Lachen nur so schüttelte.

„O verzeihen Sie, Madame! Habe Sie wohl zu früh gestört? Was haben Sie Süßes geträumt — —“

Da hielt Lomborski jählings ein, das Wort erstarb ihm im Munde. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf den andern Käfig, den des Adlermännchens, hin.

Was geschah dort? War es Wahrheit, was er sah? War es ein Wahngelbde?

Das völlig undressierte, eben erst wild eingefangene Tier begann zu tanzen! Bei allen Teufeln der Hölle, es begann zu tanzen! Es hüpfte am Boden des Käfigs im Takte hin und her, hob einmal ein Bein und dann das andere und jetzt, ja tauschten ihn seine Sinne nicht? begann es sich auch im Kreise zu drehen, ganz wie Lomborski es wünschte und wie Abdelaide, die Adlerin, es nach unsäglich Mühe gelernt hatte.

Lomborski griff sich an den Kopf. Was ging hier vor? Zwei Möglichkeiten nur gab es. Entweder war das schon ein vormals dressierter Adler, Lomborski erblakte beim Gedanken an diese Konkurrenz, oder aber, und dieses war das Wahrscheinlichere, ja, es war das Gewisse: seine, Lomborskis, suggestive Dresseurkraft war so unerhört, daß dieses Tier bereits von innen heraus dressiert war, noch eh' er von außen damit begonnen hatte!

Lomborski reckte sich auf. Zeit seines Lebens hatte ihn ein ähnliches Hochgefühl nicht erfüllt, und er ließ es doch wahrlich daran nicht fehlen.

Wenn solches möglich war, erwog er, welch neue ungeheure Perspektiven der Dressur eröffneten sich da? Der menschliche Wille, kraft seiner unerschöpflichen siegreichen Stärke auf den Tierwillen übertragen, glatthin, ohne Widerstand, unmittelbar! Wer, wer konnte das leisten außer ihm?

Er hätte am liebsten vor Freude einen Luftsprung gemacht, wenn das seiner Würde nicht widersprochen hätte.

Indessen drehte sich Gursu in seinem Käfig gelassen fort und setzte ohne viel Mühe ein Bein vor das andere. Wenn die wächsernen Erdschleicher das durchaus wollten! Sollte das auch ein Kunststück sein? Es fiel ihm nicht sonderlich schwer, er hatte zeitlebens Schwereres zu leisten gehabt!

Wenn es nur nicht so dumm gewesen wäre, so unsäglich dumm! Doch es mußte vollbracht sein, es gehörte zu seiner Rache. Gursu wußte genau, was er tat.

Und in seinem Inneren sprach es scharf und klar: Wächserner Erdschleicher, jetzt hab' ich dich, wo ich dich haben will!

(Schluß folgt)

Am Oberrhein

Von Albert Roerber

Wo man an den Rhein kommt, spricht alles deutsch. Im schweizerischen Graubünden und im österreichischen Vorarlberg habe ich ihn seine hellgrünen Gletscherwasser schäumend zu Tal stürzen sehen, ich bin ihm mit dem Segelboot über den tiefen Spiegel des Bodensees nachgefahren wie einem verlorenen Freund, bis er in der Bischofsstadt Konstanz, der Stadt des Märtyrers Huß, gereinigt und neugeboren ans Licht des Tages kommt und langsam aus dem Untersee, der nichts als ein erweitertes Strombett ist, wieder zum Flusse wird. Nun eilt er, ein besinnlicher Jüngling, geklärt durch grüne Wälder und Wiesen, über die Schaffhauser Felsen, immer noch von den Bergen behütet, die ihn, wenn auch niedriger geworden und in weiterem Abstand, schützenden Mauern gleich, begleiten. Noch wird er öfters, wenn es durch Engen und über Felsen geht, rasch und hüpfend, bis er am Baseler Rnie die breite Ebene erreicht hat. Männlich und würdig strömt er nun dahin, Lasten, Schiffe und Menschen tragend. Aber auch jetzt wechselt er die Sprache nicht. Zwischen Vogesen und Schwarzwald, zwischen Eifel und Westerwald und auch auf der kurzen holländischen Strecke von Emmerich bis Rotterdam, überall hört er an seinen Ufern aus Burgen, Städten und Weinbergen, auf Dampfern und Schleppplätzen, überall, wenn auch wechselnd in mannigfaltigen Mundarten, die reiche, klingende tiefe deutsche Sprache. Nur an den Brückentöpfen im deutschen Rheinland sieht er verwundert bläuliche Rundhelme blinken; stählerne Geschützrohre, Gewehrläufe, Bajonette und Schwerter spiegeln sich in seinen Wellen, und er hört welsche Laute, aber sie gehören nicht zu ihm und an seine Ufer, sie sind ihm fremd, und empört schäumt er über sie hinweg, als wollte er den falschen Glanz tyrannischer Eindringlinge voll Scham zudecken. Nein, der Rhein ist ein deutscher Strom wie keiner in der Welt, er ist es von der Quelle bis zum Meer. Höchstes Gesetz der Natur, höchster Wille der Geschichte hat ihn dazu gemacht. Ewiges deutsches Schicksal rauscht in seinen Wellen, Schicksal und Befehl für die Deutschen, ihn zu hüten, Warnung und Verbot für die Welschen, ihn zu meiden.

Weil ich den Strom, so wie er ist und wie ich ihn von Kindheit an liebte, in seiner ursprünglichen Wesensform, sozusagen rein und unbefleckt, wiedersehen wollte, bin ich hierher zum deutschen Oberrhein gefahren. Dunkelgrün wie die Bergflüsse und Wälder ihm zur Seite fließt er stundenlang einsam wie einer, der in der Einsamkeit für den großen Werktag des Lebens Kräfte sammelt, leis rauschend dahin. Hierher in das Städtchen an der Stromenge habe ich mich gesetzt, um sein Lied zu hören, ohne daß ein fremder Laut es stört, das deutsche Lied von Berg und Wald, in dem die Eichen und Tannen, die Buchen und die Ahorne und die dunkeln Forellenbäche mitsingen, das Lied vom deutschen Ritter und Bauersmann, vom Mönch und vom Handwerksmeister, vom Fischer und Jäger, die schon vor zweitausend Jahren hier an den Strom kamen, siedelten und werkten, sangen und träumten so wie heute noch. Da sitze ich nun und mein Städtchen ist selbst ein Traum aus vergangener Zeit, aber ein Traum, der lebt, kräftig lebt in holz- und steingewordener Form und Farbe.

Ich werde seinen Namen nicht verraten, denn ich bin eifersüchtig auf seine Stille, seine Schönheit und Abgelegenheit, eifersüchtig, als wenn ich dies Städtchen selbst geschaffen oder entdeckt hätte, denn ich liebe dies Städtchen, ich liebe auch seine Spießer und seine Spiegigkeit und ich wünsche nicht das, was viele seiner Bewohner heiß und innig wünschen, nämlich daß viel mehr Leute hierher kommen und ihr Städtchen auch entdecken möchten. Ich wünsche auch nicht seinen „Aufschwung“, auf den die guten Leute dort, wie mir einmal einer seiner Krämer anvertraute, seit 25 Jahren schon warten. Mögen sie noch lange darauf warten, denn wenn er kommt, dann ist das Städtchen verloren, für mich verloren. Ich kann den ganzen Tag auf dem großen Balkon sitzen, der nach Schweizer Art im ersten Stock um drei Seiten des Hauses herumläuft, Glyzinen, blauviolett blühend, umspinnen ihn und ranken sich bis zum weitvorspringenden Dach hinauf, ihre Blätter stehen auf dem blauen Himmel wie breite Brüsseler Spitzen. Schon früh morgens kommt durchs Rheintal herunter ein frischer kühler Wind gefahren, der mit dem wachsenden Tag wohl wärmer und sanfter wird, aber nie eine böse Hitze aufkommen läßt. Von diesem Balkon aus kann ich im Rorbessel sitzend den ganzen Tag schauen und nichts als schauen. Über mir ist das hellblaue Dach des Himmels, der sich in der Nacht mit tausend Sternen bestückt. Dann sehe ich, wenn alles ringsum still geworden ist und der Rhein in der Tiefe unten aufschimmert, wenn die Türme und Giebelhäuser des Städtchens zauberhaft aus dem Rhein herausleuchten und er leise dazu sein Nachtlid singt, dann sehe ich Sternschnuppen, eine um die andere, und immer habe ich auch schon drei Wünsche bereit, um sie sogleich, wenn ein goldener Schwärmer lautlos über den Himmel zischt, zu ihm hinauffenden zu können. Ganz leise spreche ich meine Wünsche vor mich hin, keiner darf sie hören, sonst kommen sie nicht an und gehen nicht in Erfüllung.

Was ich aber tagsüber sehe, das ist so schön, daß ich es eigentlich nicht sagen kann. Das ist eben das Schöne: Schauen und Schweigen, und Friede zieht ins Herz. Menschenwerk und Gotteswerk ist hier zu einer solchen Harmonie vermischt, daß es mich zur Anbetung treibt. Harmonie der Farbe, der Form und Linie. In weitausholendem Bogen schwingt der Strom, der vor der Stadt geradezu Seesbreite gewinnt, aus, ehe er sich in die Felsenenge hineinzwängt, an deren beiden ansteigenden Seitenwänden sich mein Städtchen vor Jahrhunderten terrassenförmig aufgebaut hat. Die alten Stromschnellen zwischen den Felsen, die ich vor fünfzehn Jahren noch sah, sind heute verschwunden und mit ihnen die alte Brücke, halb aus Holz und halb aus Stein; man hat sie gesprengt und hat hinter der nächsten Stromkrümmung, zum Glück unsichtbar für mich auf meinem Balkon, ein riesiges Stauwerk mit Türmen und Mauern wie ein graues Wasserfloß quer über den grünen Strom gesetzt. Auch die neue Brücke, die sich jetzt ganz aus Stein in zwei leichten und eleganten Bögen an der schmalsten Stelle von Fels- zu Felsvorsprung über den Strom schwingt, paßt wieder vollkommen in das Bild. In der Mitte der Brücke sind rechts und links zwei Altane in den Strom hinaus gebaut, über dem einzigen Strompfeiler, der im Wasser steht. Auf dem einen Altan steht in Stein mit der Bischofsmütze der heilige Nepomuk, gegenüber stehen nebeneinander zwei Lindenzweige, gerade so wie einst auf der alten Brücke. Sie sind jetzt vierzehn Jahre alt; wie alt sie

noch auf dem Strompfeller werden können, weiß ich nicht, heute stehen sie in frischem Grün und sind kräftig. Zwischen diesen beiden Linden aber ist die Grenze, eine Grenze die man nicht sieht, sondern sich denken muß, die Grenze nämlich zwischen Deutschland und der Schweiz. Die eine Linde, größer und breiter, ist die deutsche, die andere ist die Schweizer Linde. Nun kann ich es nicht mehr länger verhehlen, daß ich bisher irreführenderweise von einem Städtchen gesprochen habe, denn in Wirklichkeit sind es zwei Städtchen, und jedes hat seinen eigenen Bürgermeister, Gemeinderat, Postamt und Kirche und alles, was dazu gehört, und zwischen beiden fließt der Strom, aber die Brücke hat diese Grenze kühn übersprungen, und wenn man hinübergeht, so merkt man auch gar nichts von einer Grenze, denn die Zöllner, die in hübschen, kleinen Häuschen auf jeder Seite am Brückenkopf sitzen, wollen, wenn du nicht schwer bepackt ankommst oder stolz im Wagen daherfährst, nichts von dir wissen. Hier gibt es keinen Paß mehr, und auch die Leute, die auf beiden Seiten des Stromes wohnen, sprechen fast ganz denselben alemannischen Dialekt, sie kaufen und handeln, sie trinken und essen, tanzen und musizieren hüben und drüben nach dem gleichen Takt und mit denselben Liedern. Nur gibt es zweierlei Geld, aber beides gilt auf beiden Seiten und jeder Kaufmann hat in seinem Ladentisch zwei Rassen, eine mit deutschen Pfennigen und eine andere mit Schweizer Rappen, und die Deutschen kaufen drüben in der Schweiz ihren Kaffee, die Schweizer aber in Deutschland ihr Papier, weils nämlich so billiger kommt. Fast ist es so, als wenn die Leute vergessen hätten, daß es wirklich zwei Städtlein sind, und sie haben auch Grund dazu, denn erst vor hundert Jahren hat der Franzosenkaiser Napoleon auch hier mit seinem Feldherrnbleistift die Grenze auf der Landkarte so gezogen, wie es ihm paßte. Damals schon fingen die Franzosen an, das unbequeme Habsburger Reich zu verkleinern, denn mein Städtchen gehörte im Jahre 1800 noch zu Vorderösterreich, das damals beinahe bis Basel reichte, und zwar auf beiden Ufern des Rheins. Was heute zwei Städtchen sind, war damals eine der vier österreichischen Waldfstädte am Rhein und sogar infolge seiner Lage auf den Felsen an der Stromenge eine österreichische Feste. Bei irgendetwas von vielen Friedensschlüsse aber, die Napoleon machte oder diktirte, ich glaube, es war im Frieden von Lunéville — aber das ist ja jetzt ganz gleichgültig —, da kam der linksrheinische Teil des Städtchens an die Schweizer Eidgenossenschaft und der rechtsrheinische an das junge Großherzogtum Baden. Da mußte man alles, was vorher eins und einfach war, doppelt machen. Jetzt brauchte man zwei Bürgermeister, zwei Pfarrer, zwei Nachtwächter und was weiß ich noch mehr! Und mit den Grenzsteinen kamen auch die Zöllner und schieden deutsches Land von Schweizer Land. So ging es also schon damals und so ist es geblieben, aber wenn abends oder morgens die Gloden läuten, dann antwortet der schweren, dumpfen Schweizer Glode die hellere und jüngere deutsche Glode und es gibt einen einzigen Klang, den der Strom weithin und bis hinauf in den Himmel trägt. Als am ersten August die Schweizer die Begründung des ersten Schweizer Bundes feierten, da flatterte überall im Rheinwind die Schweizer Fahne im Schweizer Städtchen und auch auf dem Turm, dem einzigen Überrest der alten Habsburger Festung auf dem grünen Hügel mitten in der Stadt stieg die rote Fahne mit dem weißen Kreuz zwischen den Baumwipfeln, die fast den

Turm überragen, hoch in die Luft empor, die Böller knallten, man jubelte und sang und am Abend brannten auf allen Schweizer Höhen die Freudenfeuer. Als aber am 11. August der Freistaat Baden in Preußens Gefolgschaft die Weimarer Verfassung der neuen-deutschen Republik mit einem staatlichen Feiertag beging, da war es ganz still und festlos auf der deutschen Rheinseite und man konnte im ganzen badischen Städtchen nur drei schwarz-rot-goldene Fahnen zählen, nämlich am Bahnhof, am Zollamt und am Rathaus. Die guten Bürger aber waren alle farblos, nur einer hängte seine badische Landesfahne heraus, die anderen aber sind alle, wie ich bald hörte, am ganzen Rhein als schwarz-weiß-rot bekannt. Als ich ankam, hatte mein Selbwylla auch gerade ein Kriegerdenkmal bekommen, das sicher seinesgleichen im weiten deutschen Lande suchen kann. Auf hohem Felsen neben der Rheinbrücke thront ein mächtiger Adlerablen in hellgrüner Bronze, er breitet die Schwingen aus und hält in den Fängen ein goldenes Kreuz, das weit über den Strom leuchtet. Darunter steht in großen goldenen Lettern „Für Gott, Glaube und Deutschland“. Sicher hätten meine braven Selbwyler dieses Denkmal nie aufstellen können, denn es ist ein Kunstwerk, das sich ebenso wie ihr ganzes Städtchen so wundervoll in die Landschaft einfügt, als hätte es immer dazu gehört. Aber zu oberst auf dem Hügel, an dem sich das Städtchen aufbaut, ist eine Villa mit großem Park und darin wohnt schon seit langen Jahren die „Schlößlesmadam“, das ist eine steinalte und feierliche Amerikanerin, die aber einen deutschen Namen hat und, wie es scheint, das deutsche Land und den deutschen Rhein über alles liebt. Sie hat auf ihre Kosten von einem der ersten deutschen Künstler das Denkmal erbauen lassen und alles so angeordnet, wie sie es haben wollte; besonders auch hat sie verlangt, daß der Adler schützend und drohend zugleich nach Westen gen Frankreich schauen müßte, weil von dorther schon öfters ein Gewitter gekommen sei und weil der Rhein ein deutscher Strom bleiben müsse. Solche und andere ganz altmodische Ansichten sind für die Schloßlesmadam bei der Aufstellung ihres Adlerdenkmales bestimmend gewesen. Auch der Felsen, auf dem der Adler thront und der durch gewaltige Granitblöcke aus dem Schwarzwald noch erhöht wurde, hat seine Geschichte. Früher hieß er nach einem edlen Geschlecht, das darauf seinen Sitz hatte, Oftringer-Felsen, dann bekam er vor 75 Jahren von der im badischen Lande allgemein verehrten Großherzogin Luise, der Tochter Kaiser Wilhelms I., die ihn besucht hatte, den Namen Luisen-Felsen, jetzt heißt er offiziell Kriegerfelsen, denn unten dran unmittelbar über dem Strom, ist eine Platte mit der Inschrift eingelassen: „Unseren Kriegen 1914 bis 1918.“ Am schönsten sehen die Schweizer den deutschen Adler und sie freuen sich sehr über ihn und kommen jeden Sonntag in Scharen, um ihn von der Nähe zu besichtigen. Sie sind auch damit einverstanden, daß er auch für sie den deutschen Rheinstrom beschützen soll, denn sie haben ihre alten Erinnerungen an die Franzosenzeit vor 100 Jahren und auch an das alte Reich noch nicht ganz vergessen. Maria Theresia hat ihnen ein schönes Gerichtsgebäude gebaut, als sie ihre Herrin war, und sie sind heute noch stolz darauf und heute noch wird darin Recht gesprochen, und auch ihre schöne, große Kirche, die im Schutze der alten Habsburger Feste steht, stammt aus der alten österreichischen, oder besser gesagt deutschen Zeit. In dieser Kirche habe ich auch einen Grabstein an der Wand mit ganz neuen vergoldeten Buch-

haben gefunden. Darauf steht zu lesen, daß hier im Jahre 1769 der Freiherr von Schönau Seiner kaiserlich-römischen Majestät wohllebter und getreuer Vogt und Hauptmann der österreichischen Waldfstädte am Rhein mit seiner Ehefrau begraben wurde und daß Gott seiner unsterblichen Seele gnädig sein möge. Und als ich unten im Schweizer Städtchen im behäbigen Gasthaus „Zum Meerfräulein“ einen Schoppen weißen Walliser trank, da fand ich an der Wand unter Glas und Rahmen schön gefaßt ein Zeugnis von der Villa Rietberg in Zürich, darin stand, daß der Wirt „Zum Meerfräulein“ dorthin wenige Jahre vor dem Krieg als weithin bekannter Kochkünstler gerufen worden sei, um für den deutschen Kaiser Wilhelm II., als er als Gast der Eidgenossenschaft zu den Schweizer Manövern kam und in Zürich Wohnung nahm, zu kochen. Später kam noch die Wirtin dazu und führte mich voll Stolz durchs ganze Haus vom Dach bis zum Keller, dann schloß sie feierlich ihren schönsten Schrank auf und zeigte mir in schönem Etui eine goldene Krawattennadel, die der letzte deutsche Kaiser ihrem Mann in Anerkennung seiner Kochkunst damals in Zürich zum Andenken beim Abschied geschenkt habe. Die Krawattennadel zeigte den deutschen Kaiserabler mit zwei echten Rubinen. Dankend verabschiedete ich mich vom Wirt „Zum Meerfräulein“ und schlenderte im Sternenschein langsam und in Gedanken versunken aus der Schweiz über die Rheinbrücke hinüber nach Deutschland, da leuchtete plötzlich gespenstisch, vom Mond bestrahlt, auf dem Felsen über der Brücke der deutsche Adler auf, mit dem goldenen Kreuz.

Um Mitternacht

Von Heinrich Leis

Durch das dunkle Schweigen dieser Stunden
Fühl' ich saßt den Hauch des Schlafes gehn,
Tages Hast und Mraft all' verwehn,
Da sich Wunsch und Sehnsucht heimgefunden.

In Vergessen will ich tief mich senken,
Niedertauchen in den schwarzen Schacht,
Bis die Morgenröte aufgewacht,
Mir die Welt in neuem Glanz zu schenken.

Die wird heller dann und heitrer schweben,
Wenn ich mich am Schlummerquell erquicke,
Und das Auge darf, das lichtentzückte,
Neuem Glüd des Schauens sich ergeben.

So will ich dem Schlaf entgegensprechen
Einst auch in des Lebens Mitternacht,
Froh gewiß des Morgens, der erwacht
Mit des Lichtes ewiger Schöpfermacht,
Eine neue Welt mir zu bereiten.

Lob der Blumen

Von Otto Heuschke

Mich erzog der Wohlstand des kaiserlichen Hains,
Und lieben lern' ich unter den Blumen.

Hölzerlin

Wir legen die braune Zwiebel in den dunklen Boden, streuen die Samen in die aufgebrochenen Furchen des Landes, decken mit Erde das ruhende Korn, die schwellende Zwiebel; Regen rinnt nieder, sickert durch tausend Adern ins Erdreich, löst aus ihm die Elemente; der Sonne goldne Strahlen fallen wärmend auf den Mutterboden, daß er fruchtend werde. Wurzeln bringen ins Unterreich, saugen Kräfte aus dem mütterlichen Schoße; Stengel und Blätter brechen, zart und gelb noch, aus dem braunen Lande dem Lichte der Sonne zu, das ihnen Farbe gibt und lebendige Kraft, so daß Leben durch alle Adern kreist und schwellend Zelle um Zelle sprengt in eblem Wuchse. Im Sonnenlichte steht die Pflanze, leise, laue Winde biegen die Stengel, machen die Blätter linde erzittern; doch die Wurzeln, tief der Erde verketten, bewahren sie auch in Stürmen noch vor Sturz und Niederfall; zur letzten Zelle führen sie die Säfte empor, ein Rauschen muß sein hier in diesen Adern und Stielen. Dort aber an der Grenze, wo feuchte Säfte dem Sonnenlichte begegnen, formen sich die Knospen, dort lockt aus ihnen der Sonne Gewalt, die Wärme, Blumen, diese blühen auf, sind da als die unfasslichen Geschenke des Himmels an die Erde, sind geworden aus dem leichtesten und schwerelosesten Elemente: dem Lichte, jenem Äther, von dem die Dichter in den alten, erhabenen Zeiten sangen, daß er das Heilige sei und daß in ihm die Kraft der Götter weile. Das Licht schuf sich Gestalt in den Blumen, aber es sind Gestalten ohne Wirklichkeit, denn diese Blüten der Pflanzen sind mehr als Wirklichkeit und minder als sie, zweideutig ist ihr Wesen, sie erscheinen wie ein Spiel des Lichtes, heiter und schwerelos, leuchtend und lockend zur Freude; dennoch ist es höchster Ernst, der sie dem Leben verbindet.

Licht muß um alle Blumen sein, und sie können ohne dieses nicht leben, wie die Frauen nicht leben können ohne die Liebe, aber sie bedürfen auch des Wassers, von dem Hölzerlin singt, daß es ein Heilignüchternes sei. Vergleichbar der Musik sind die Blumen ein Irdisches und doch kein Irdisches mehr, sie haben ihres Wesens Kern an einer Grenze und sind immer dort, wo uns Menschen die Dinge entschweben möchten in ein Reich des Unfasslichen. Sie umschließen unendliches Geheimnis und tun doch keines dem Menschen auf, lassen es nur ahnen, geben es nur denen hin, die sie lieben, gleich jenen edlen Frauen, die ihrer Seele Adel und Schönheit nur auf tun jenen, die ihnen ihre Liebe schenken, sie hinschenken ohne Zweck und Ziel, einzig um der Liebe willen, die eine Röstlichkeit ist im Leben und ihm Flügel gibt für das Ewige. So sind auch die Blumen. Kein anderes ist das Verhältnis des Menschen zu den Blumen als das durch die Liebe geschlungene, mit der er ihnen das Letzte, was sie umschließen, entlocken darf. Liebend lieh er ihnen eine Seele, liebend weihte er sie seinem Leben; ohne die Blumen kann er nicht sein, wie er

nicht Mensch sein kann ohne die Musik und den Besitz der Poesie, nicht ohne die Liebe und den Glauben an die Erlösung, die Hoffnung auf das Paradies. Er kennt keine Freude und keine Trauer ohne die Gemeinschaft der Blüten. Der Liebende geht und bricht eine Blume, mit ihr die Geliebte zu schmücken, eine heilige Handlung vollziehend, indem er die Blume einreicht in die Gemeinschaft eines großen Glückes. Die Feste sind umweht vom Anhauch der Blumen, selbst den Toten geben die Menschen als letzte Erbgabe die Blüten, des ewigen Lebens Zeichen, in die kalten erstarrten Hände, daß sie sie geleiten auf jener weiten Fahrt ins Namenlose. Es sind viele und seltene Sprachen, die die Blumen reden, und kein Mensch vermag, zu Ende zu lernen, was sie ausagen. Sie sind das Sinnlichste und das Unsinnlichste; wie jene seltenen und schönen Antilke gewisser von großer Seelenhaftigkeit durchdrungener Frauen, weden sie in uns zugleich die Sinne alle und die ganze Seele; darinnen liegt das Wunderbare, das Geheimnisreiche, das nicht zu enträtseln ist, das uns zu ihnen ruft allezeit, wie es uns zu des Lebens höchsten und göttlichen Dingen ruft. Dem Geiste sind sie das Fernste, indessen sie dem Herzen am nächsten sind, darinnen Schauer des Seligen zu lösen, gleich der Musik und der Liebe. Zwecklos ist ihre Schönheit, wer in ihnen nur die Zwecke erkennen wollte, die Pflanzen zu erhalten, die Samen zu zeugen, der hätte niemals der Blumen köstlichstes Geheimnis erfüllt, nie das geheime Leben eines Liebenden mit ihnen geteilt. Wäre so nicht auch des Menschen Liebe nur Zweck, das menschliche Dasein zu erhalten, niemals können wir solches glauben; wohnt doch in des Menschen erotischer Liebe, Kraft und Gnade irdisch-unirdischer Erlösung. So auch wohnt in den Blüten der Pflanzen die zwecklose Schönheit und diese ist es, die ihnen das Edle und Adelige ihres Daseins schenkt. Es ist eine jede Blüte mehr als Werkzeug der Zeugung, mehr als Hülle und Wohnung des Geschlechtes . . . sie umschließt ein Göttliches, Atem der Urerdkraft umhaucht sie und Gottes Geist spricht aus jeder einzelnen, der kleinsten wie der vollkommensten. Ein Wunder muß genannt werden, was mit diesen vielfältigen und herrlichen Blumenformen und Blütengebilden zusammenhängt, von denen keine der andern gleicht und jede ihr eigenes Leben lebt, jede einsam steht unter unendlichen, die mit ihr den Namen der Blumen gemeinsam haben.

Ist dies kein Märchen?

Daß sie aufbrechen aus grünen Knospen, in bunten Farben leuchtend stehen, Duft verspenden, sich der Sonne zu heben, die Blätter der Kelche ausbreitend, gleich Armen, gedehnt in großer Himmelssehnsucht; daß sie sich schließen, wenn der Abend kommt und der Nacht feuchte Kühle? Ist solches kein Wunder, das ergreifen muß auch das verstoffteste Herz, die stumpfste Seele? Und diese tausend Formen, darinnen sich offenbart eine Seele, und ein Lebenwollen, ein Offenes und ein Geheimnis, darinnen verborgen liegt, was uns erzittern machen muß: das Unwiderstehliche, das Gott in den Formen schuf. Daß solche sind, die Glocken gleichen, andere sich öffnen als purpurne Kelche und jene in den barocken Formen von Rippen und Sölden sich aufstun, während andere wetzeln mit Faltern und Schmetterlingen in der Farbe und in der Form! Das sind Wunder und auch Märchen! Denn diese Blumen alle leben und öffnen sich, nicht nur uns, den Menschen, die Pracht ihrer Schönheit zu offenbaren, uns ihren Duft zuströmen zu lassen, das unwahrscheinliche

Geheimnis ihrer Gebilde zu zeigen, nein, um zu empfangen die Käfer und die Bienen, die Falter und die Hummeln, die von uns beneidet, mit Eifersucht verfolgt, hinabsteigen dürfen ins Innerste dieser wunderreichen Gestaltungen göttlicher Schöpferkraft. Diese Tierchen dürfen wissen um das, was uns verborgen ist, was kaum unser Traum errathen kann. Sind aber nicht die Schönsten unter den Blumen wie Träume und wurden von der Menschen sorgender und liebender Hand gebildet zu dem Unwahrscheinlichen ihrer Formen?

Eine ungestillte und unstillbare Sehnsucht nach der Blumen Wunder und Röstlichkeit ließ den Menschen durch die Welt wandern, die Blumen zu besehen, sie zu lieben; er nahm viele aus dem Boden ferner Länder, nahm sie in seine Hut, gab ihnen seine Liebe, wie er sie nur noch den Kindern seines Blutes gibt; so schuf er die Fülle dessen, was wir nun als die Blüten unserer Sehnsucht um uns stellen, damit zusammenzuleben wie mit unsresgleichen, wie mit Brüdern und Schwestern des eigenen Stammes. Nahm er nicht aus dem fernen Japan die Chrysanthemen, aus den Ländern des Schwarzen Meeres die Azaleen, von den Ufern der Rapsischen See die Rhododendron Smirnovi; aus den tropischen Wäldern der heißen Zonen die herrlichen, unbegreiflichen, ewig von Rätseln erfüllten Orchideen; dort unscheinbar und zerrissen, gelang es ihm sie mit sorgender Kultur zu umgeben, bis sie sich offenbarten in diesen an der Grenze aller irdischen Form liegenden Blütengebilden, an die Menschen die innigste Kraft ihrer Liebe verschwenden. Der Mensch gab seine Pflege den unscheinbaren Pflanzen und es wurden jene harmlosen Alpenweilchen der Tiroler Bergrücken zu den herrlichen Zykamen; die wilde Felsennelke ist die Schwester jener unglaublichen Riesennelke, deren Form und Farbe uns ergreift, wie es uns ergreifen muß zu denken, daß jene wilden Rosen der Heiden, darinnen die singenden Vögel ihre Brut verbergen im hohen Sommer, die Aehren seien dieser unvergleichlich vollkommenen Formen, durch die der Rosen Pracht zu uns spricht.

Wer vermag an dieses Blumengeheimnis zu rühren anders als durch Liebe, die er jeder einzelnen spendet; dazu hat noch jeder seine Lieblinge, jede Nation ehrt eine besondere und pflegt sie als die ihr teuerste. Wer denkt daran, wie uns die Blumen umgeben mit ihrem Geheimnis, gleich als wollten sie dem Menschen das verlorene Paradies wiederschenten, wenn auch nur in ihrem undeutbaren und zweideutigen Schelne? Wer ahnt, ob nicht unseres eigenen Lebens tiefstes Geheimnis hineingeschlossen liegt in diese Blumenterter, ob sie nicht in sich fassen, wonach unseres Herzens Sehnsucht uns ruft?

* * *

Ist es nicht ein Märchen, das uns anblickt mit seinem Zauber, wenn um uns die Blumen stehen, von den Menschen gesammelt aus allen Zonen, gepflegt und gehegt durch die Jahrhunderte, Duft spendend, in Farben glühend, leise den Reiz neigend, halb nur sich entfaltend oder auch ihre Schönheit weisend und aufstrahlend in übermütiger Glut? Und der Mensch, er ergriff diese Wunder; Ungenüge empfindend an den einzelnen einsamen Blumen, schlang er ihrer zahlreiche zusammen zum Strauße, wand sie zum Kranz, flocht sie zum Reigen, füllte sie in Körbe und Schalen, stellte sie in Vasen und Becher, Kelche und Kristalle! Die Farbe zur Farbe gesellend

oder ihrem Widerspiel, den Duft zum Duft fugend, das Bunt schmückend durch grüne Ranten, des Laubes zartgrünem Hauch, so schuf der Mensch aus den einzelnen Blumen Blumen-Symphonien. Märchenzauber atmet, was so entstand; wunderbares Glück, solches zu genießen; tragischer Gedanke, zu spüren, wie all dies hinwelkt, auslöscht, wie der Tanz der Tänzerinnen hingeht mit ihres Leibes Schwinden. Herrlich dennoch diese Blumenliebe des Menschen, sie soll währen immerdar, weil ohne die Blumen der wahrhafte Mensch Armut empfindet; ungenügsam soll er sein in seiner Sehnsucht nach Blumen. Zwar soll er keine verachten, auch nicht die kleinste und unscheinbarste, auch nicht jene Genügsamen, die auf Felsen wachsen in Sand und Sonnenbrand; aber er soll die Sehnsucht in sich erhalten, die ihn begehren läßt nach dem letzten an Blumenschönheit, wie seine Liebe ihn suchen läßt die Schönste unter den Frauen. Wie ein Liebender nicht brechen soll das Herz der geliebten Frau, so soll der Blumenliebende die Blumen nicht brechen, um sie zu zerstören; sie brechend, soll er sie weihen, indem er sie erhöht in sein eignes Leben; wie man seltene Dinge erhebt, edle Steine, die man aus dem Sande des Meeres, der Grube nahm, durch einen meisterlichen Schliff ehrt, daß sie leuchtend und strahlend der Sonne Licht brechen, wie man Gold weicht, das man aus dem Unrat schmilzt und reinigt von niedrigem Gut der Erde, so auch sollen wir die Blumen weihen, indem wir sie hegen und pflegen, die niedern und kleinen immer herrlicher wachsen lassen zu vollkommener Pracht, die fremden und fernen zu uns holen, daß durch eine liebevolle Pflege sie, ihre Heimat vergessend und das hellere Leuchten der Sonne unter südlichem Himmel entbehrend, auch uns blühen. Denn es sind die Blumen der Menschheit gemeinsames Gut; wenn sie uns umstehen, aus allen Ländern Boten sind einer seltenen Schönheit, ehren wir in ihnen die spendende Kraft des Alls, ehren sie als Geschenke nicht nur des allumspannenden Himmels, sondern auch des fernen Landes, dessen glücklicher Himmel sie sprießen und erblühen ließ. Es nahm der Mensch die Blumen in seinen Schutz, nahm sie, darinnen ein Unbekanntes zu wecken. Er lebt mit den Blumen, stellt sie zur Sonne, leiht jenen, die unter einem glücklichen Himmel wachsen, die Wärme; nicht darf er ihnen den Tau der Nacht nehmen und nicht entziehen die reinen Wasser. Indem er sie hegt und pflegt, aus ihnen immer reinere Formen zu wecken, vollzieht er eine heilige Pflicht, hat er doch damit teil an der Erschaffung eines Schönen, das unser aller edelste Aufgabe ist, hier auf der Erde.

Unter den Liebenden der Blumen erstanden uns Meister, zwar sind ihre Namen nicht berühmt und genannt, gleich denen der andern Künste, aber was sie schufen, ist herrlich, und aus dem Geschaffenen ging Kraft der Beseligung und Bezauberung aus auf unzählige einzelne Herzen und Seelen. Nicht nur jene, die Blüten brachen, sie in Gewinde zu schlingen, mit ihnen die festlichen Gemächer zu schmücken, verdienen den Namen der Meister der Blumen. Meister der Blumen sind auch jene, die die blumenspendenden Pflanzen der Erde vertrauen, aus ihnen Beete und Rabatten, Ornamente und Wappen zu schaffen. Aus gepflegtem und gedüngtem Boden wachsen sie empor diese Blütengärten, die Märchengärten und Gärten des Zaubers sind, dort blicken uns die Blumen an, mitten unter ihnen stehen die Götter und die Göttinnen in Bildern aus Marmor, der Delphin wirft singend

seine Wasser in das Becken aus Porphyrt, Tau säubt den Hauch auf die Blüten, die auf schlanken Stielen stehen als hauchzarte Kelche, die an Rippen hängen als goldbrote Glöckchen. Duft spenden die dunkelblauen Volden der Heliotrop. Süßer Blumenatem und Leuchten goldener Sonne schwebt über den Blütengärten; Seligkeit, irgendwie schon paradiesisches Glück erfüllt den Raum, geht in die Menschen ein, die sich hingeben den Blumen, die sie anblicken alle voll Begehrens, doch ohne Begierde, alle voll Glücks, doch ohne Wollust, alle voll Lächelns und Huld, keine mit Haß und keine mehr fordernd als Liebe, keine andres gewährend als ein holdes schwebendes und schwereloses Glück. Wer kennt nicht dieses Glück mit Blumen?

Wer hat sie nicht erlebt diese seelenbildende Kraft, die aus ihrer Schönheit dringt? Die Menschen kennen das Glück, das die Liebe gibt, sie gehen hin und legen den Arm sanft um die Schulter einer geliebten Frau, das Gold der Haare leuchtet ihnen duftend entgegen, sie berühren das duftende Rot zweier Lippen und fühlen die Schauer des Unsterblichen in sich. Sie suchen in Mozarts und Beethovens Reich Glück und Erlösung, nehmen Seligkeit aus der Poesie, aber vergessen ihrer viele nicht allzuoft der Blumen, werden des Göttlichen nicht inne, das sie verschließen in dem Mantel ihrer wandellofen Schönheit?

Wer fühlt, daß sie offenbaren die vollkommensten Formen göttlicher Schöne, daß in sich ihnen die zahllosen Möglichkeiten irdischen Formverlangens Gestalt schufen, dennoch nicht völlig Gestalt wurden, nicht erstarrten, vielmehr schwerelos, schwebend blieben wie die Formen der Musik? Wer ahnt solches? Wie alle Schönheit der Erde nie ans Ende gelangt, so ist auch der Blumen Schönheit nirgendwo ein Letztes! Anschauen der Blumen gibt uns nicht das Letzte, immer noch lauert ein Tieferes, das sich nicht offenbart, es sei denn unablässiger Liebe. So ist uns der Blumen Möglichkeit gegeben, nicht daß wir sie genießen, sondern daß wir sie lieben. Wo eine Blüte steht hochstielig und schlank, leise im Windeshauch erzitternd, vom Duft umweht, in Farben aufglühend, vollkommen in ihrer Form, den Hauch des Taus auf ihren Blättern tragend, des Lichtes Kraft sammelnd; wo eine solche Blüte steht, unsere Sinne berührt, unsere Seele ergreift, unser Herz beglückt aufzittern läßt, sollen wir ihr unsere Liebe schenken, das Herrliche ahnend, das sich in ihrer Zartheit verbirgt, das Beglückende empfangend, das die Erde durch sie gibt.

Es ist um sie der Zauber des Jungfräulichen, und das Glück, wie es die Erde gewährt, wenn über sie der Frühling schwebt mit dem Singen hochaufliegender Vögel, dem Rauschen lautern Wassers über klaren Riesel und hellbesonnten Felsen, es ist um sie der Zauber der Unschuld und der des Märchens; wie ein aufgeblätternes Märchenbuch ist sie dem, der sich hingibt in allen Stunden ihres Werdens, Blühens und Weltens. Sie wollen geliebt werden um einzelner Stunden ihres Lebens willen, diese um des Zaubers willen, mit dem sie sich auf tun, jene um der Schwermut willen, die sie um sich breiten, wenn sie vergehen, diesen dunkeln schweren Blumen-tod sterben.

* * *

Dunkel und von Geheimnis umschattet ist des Menschen Seele, wir ahnen nicht, was das unsre ist und was das Fremde, das aus den andern kommt, dem Wesenlosen, Gott und dem Schicksal. Liebend werden wir gemahnt zu lauschen, was unser

sei, was des Geliebten; wo Musik und das Wunder echter Poesie uns berührt, ruft uns eine Stimme heim zu unserm Selbst. Mitunter kommt es die Seele an, sich hineinzuneigen in ein andres Sein, in der Liebe oder im Gesang zu suchen, was nicht in ihr weilt. Mitunter hebt sie sich von ungestillter Sehnsucht bewegt, hinauf zu einem höhern Sein, zu einem solchen Schönen, das auch ein Göttliches ist; ist es doch des Menschen Pflicht und Recht, das Göttliche zu suchen immerdar. Mitunter will die Seele das große Leid überwinden, das mit dem Menschsein hier auf Erden verbunden ist; da ist ihr geblieben die Hoffnung auf das Paradies, eine Hoffnung, die mit dem verbrieften Recht des Menschen auf sein Menschentum verbunden ist. Es sind noch mit diesem Recht verbunden die andern: das Recht auf die Liebe seines Herzens, jenes, das sich verbindet dem Besitz der Musik und der Poesie, von der wir seit Herder wissen, daß sie die Muttersprache der Menschheit sei, endlich dieses Letzte, das ihm zuerkennt den Besitz der Blumen, als der lichten Gabe des Himmels an das Dunkel der Erde, als die hehrste Offenbarung göttlicher Erscheinungsform in der kreatürlichen Welt nächst den Formen menschlicher Leibes-schönheit. Zwar kann es nicht sein, daß unsre Seele immer in jenen lichten Höhen verweile, darinnen sie schwerelos schwebt im göttlichen Genuß, denn der Erde Leben birgt dunkles Leid, und viel Bitternis liegt auf den Lippen, Schatten breiten sich düster über gebeugte Stirnen, Spuren des Kampfes, des Leidens graben sich in die Angesichte auch der herrlichsten der Menschen. Aber es kommt unsrer Seele zu, daß sie sich immer wieder zu diesen höchsten Dingen erhebe, die ihr durch jene verbrieften Rechte zukommen, daß ihr Glück werde und Seligkeit, daß sie verzaubert sich hebe in reinere Höhen. Da gebe sie sich hin den Blumen als den Trägern höchster irdischer Sinnenschönheit, lautersten Seelenzaubers. Sie gebe sich hin der Schönheit der Blumen, wie sie in den Gärten stehen an frühen Morgen im Frühling, wenn Tau auf ihnen liegt, der Duft der Erde sie umzieht, über ihnen eines Vogels Lied schwebt; oder an Abenden im Herbst, wenn die Sonne schon schied, ihre Wärme aber noch strahlt auf den flammenden, stark duftenden Blüten, die bereits um die Vergängnis ahnen, die sie bedroht.

Immer sehnt sich unsre Seele nach Blumen, sucht darinnen Glück und Erlösung, Verzauberung und Befeligung, sieht in ihnen die eigne Unsterblichkeit. Es bricht unsre Hand die Blüte von der Pflanze, stellt sie in den Raum an unsre Seite, daß sie unser Leben teile, uns Sinnbild sei des ewigen Lebens, Sinnbild des im Vergehen selbst wandellosen Seins. Schon im Augenblick, da wir Samen und Zwiebel der Erde vertrauen, grüßen wir in unsrer Seele mit aller Sehnsucht und wie im Traum, die Blüte, immer ist es Glück und Seligkeit der Blumen, die uns liebend unsre Pflege den Pflanzen hinschenken läßt.

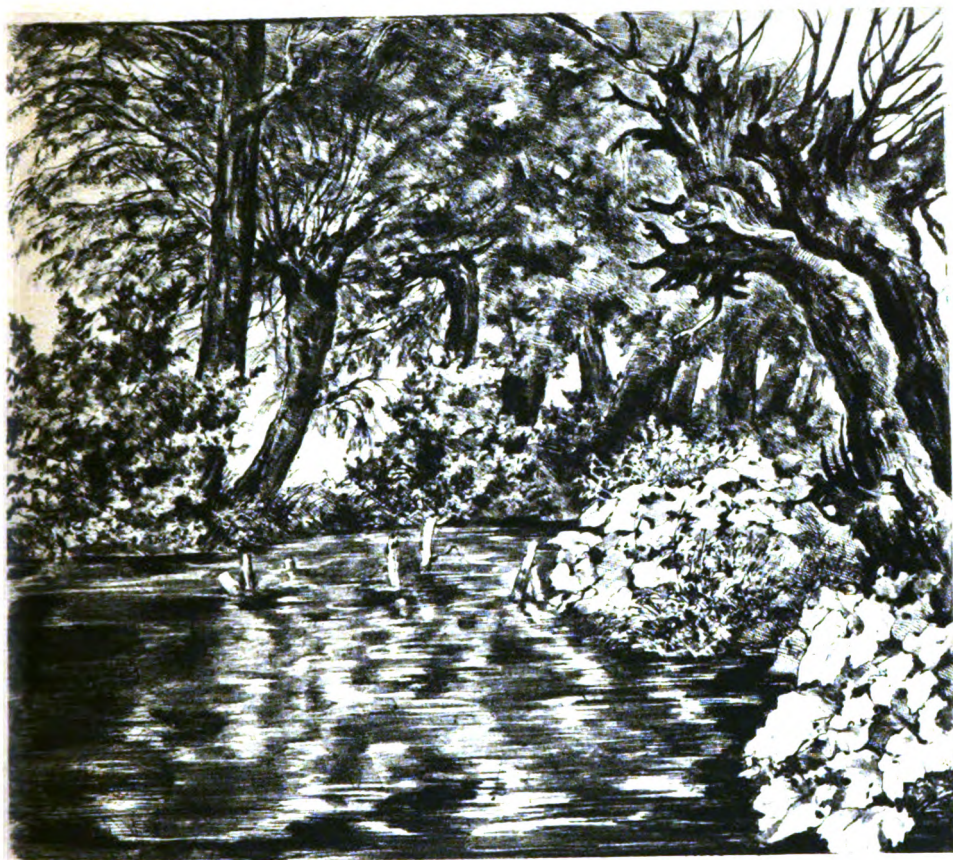
Des Bauern Not ist Deutschlands Tod!

Wir haben den Krieg verloren. Das: Wehe den Besiegten! wirkt sich aus. Es ist aber die Frage, ob unsere Not die Höhe erreichen mußte, die sie erreicht hat. Ohne Zweifel war manches zu vermeiden, anderes zu mildern, wären sich die einzelnen Stände des deutschen Volkes ihrer Schicksalsverbundenheit bewußt gewesen, und hätten wir Männer gehabt, die ihren Weg, den Blick auf das Ganze gerichtet, gingen und nicht um kleiner Teilziele willen das große Ziel aus den Augen verloren oder aber überhaupt nicht den Mut aufbrachten, sich zu einem solchen zu bekennen.

Dies Ziel konnte nur sein: Zusammenfassung und Mobilisierung aller geistigen und wirtschaftlichen Kräfte zur Erhaltung des Vaterlandes einerseits, Steigerung unserer Leistungsfähigkeit andererseits, um die uns aufgebürdeten Lasten erträglicher zu machen. Der Weg, den wir gegangen sind, ist aber ein anderer gewesen. Ein bestimmter Volksteil drängt, gestützt auf seine parlamentarischen Mehrheiten, vor, erzwingt eine Gesetzgebung, die dem Reiche allmählich untragbare Lasten aufbürdet, seine Finanzlage nicht nur verschlechtert, sondern ruiniert, und andere Volksteile verelenden. Wert oder Unwert einzelner Volksteile gegeneinander abzuwägen, wäre falsch. Richtig ist es, für alle erträgliche Lebensbedingungen zu erstreben, soweit das eben im Rahmen des Volksganzen heute möglich ist, allen das gleiche Lebensrecht zuzubilligen.

Auch wenn nicht von vornherein die Absicht vorlag, einen einzelnen Stand zu ruinieren, so wirkte sich doch schon der Versuch, neuzeitliche Theorien in die Praxis umzusetzen, dahin aus, daß zunächst der Nährstand bis in seine Fundamente hinein erschüttert wurde und heute mitten im Zusammenbruch steht. Den gleichen Weg gehen Industrie und Handwerk.

Von der Bedeutung des deutschen Bauernstandes für die geistige Struktur unseres Volkes sei zunächst abgesehen. Obwohl die Industrie beispielsweise durch zollpolitische Maßnahmen gegenüber der Landwirtschaft erheblich bevorzugt worden ist, war auch für sie die Krise nicht aufzuhalten. Doppelt fühlbar ist sie für das Bauerntum, dem gegenüber man bislang kaum über Redensarten, im günstigsten Falle über Almosen bei Wetterföhen oder der Überflutung mit Auslandszucker, hinausgekommen ist. Eine vorübergehende Besserung auf dem Schweinemarkt brachten die schiefen Notmaßnahmen. Wie weit sich das Viermännerprogramm Schiele, Brandes, Hermes, Fehr, die erste gemeinsame Maßnahme der gesamten Deutschlandwirtschaft auswirken wird, bleibt abzuwarten. An theoretischen Auseinandersetzungen hat es nicht gefehlt. Mehr oder minder Sachverständige haben die Schuld an der heutigen Notlage dem Bauern selber zuzuschreiben versucht und ihm die Heilmittel: Standardisierung, Rationalisierung und Technisierung empfohlen. Es sei ohne weiteres zugegeben, daß die deutsche Landwirtschaft auf allen drei Gebieten erheblich weiter kommen muß und kann, aber im gegenwärtigen Augenblick hier allein die Rettung suchen, das heißt, die Dinge unter falschem Gesichtswinkel sehen. Die Verelendung der deutschen Landwirtschaft hat ihre Grundursache weder in der nicht durchgeführten Standardisierung und Rationalisierung noch in der nicht genügenden Technisierung, sondern in der mangelnden Rentabilität aller landwirtschaftlichen Betriebe, die wieder in der Preisbildung der Produkte und deren Gegensatz zu den Preisen der Bedarfsartikel wurzelt. Die Folge davon ist eine Verelendung des Bauerntums, dessen Lebenshaltung fast allgemein unter die des Arbeiters herabgedrückt worden ist und für das beispielsweise die heutige überspannte Sozialgesetzgebung eine schwere Belastung bedeutet, ohne ihm auf irgendeinem Gebiete auch nur die mindeste Erleichterung zu gewähren. Solange das Grundübel nicht beseitigt ist, ist es müßig, Heilmittel zweiten Ranges zu empfehlen, zumal deren Anwendung und Durch-



Bach von Glottkau

Jos. Steiner

(Aus dem Türmer)

führung Summen erfordert, die eine mit bereits über 13 Milliarden verschuldete Landwirtschaft nicht aufbringen kann und die der Staat zu finanzieren sich weigert, ganz abgesehen davon, daß er ja auch dazu gar nicht in der Lage ist.

Um an die Dinge selbst heranzukommen, sei zunächst die Frage erörtert, ob denn die Notlage der Landwirtschaft wirklich so groß ist, wie sie in deren Blättern und auf den Versammlungen zum Ausdruck kommt. Ich gehe von zwei Erlebnissen in Thüringen aus. Kürzlich kamen zwei Landwirte aus der Nähe Arnstads zu mir, ein Dorfbürgermeister und ein mittlerer Bauer. Sie berichteten: Unser Gebiet ist zwei Jahre hintereinander Notstandsgebiet gewesen. In der letzten Woche sind allein in einem Dorfe drei Stück Großvieh in den Ställen wegen Futtermangel zusammengebrochen und mußten abgestochen werden. Aus anderen Ställen mußte Vieh, das für die Wirtschaft unentbehrlich war und zu günstigerer Zeit wieder nachgeschafft werden muß, verkauft werden, weil es der Besitzer nicht mehr durchhalten konnte. Der Preis für ein solches heruntergekommenes Stück beträgt etwa 150 RM., der einer vollwertigen Kuh 500—600 RM. Saatgut, Dünge- und Futtermittel haben wir auf Wechsel entnehmen müssen. Unsere Pferde sind so heruntergekommen, daß es uns selber in der Seele weh tut, die Tiere anspannen zu müssen. Die Verzweiflung ist so groß, daß der Plan auftaucht, das Vieh auf den Marktplatz der Kreisstadt zu treiben und dem Städter zu zeigen, wie weit wir sind.

Zweiter Fall: In einem der Höhenröder des Thüringer Waldes werden zwecks Erbaueinandersehung ein landwirtschaftliches Gehöft mit Gastwirtschaft, Kaufladen, Scheune, Stallung usw. und 61 Morgen Land gerichtlich verkauft. Zuschlag und Verkauf erfolgt mit 7000 RM. Da der Ersteher das Geld nicht hat und auch nicht geliehen bekommt, verkauft er den Gasthof ohne Scheune und Ländereien und erhält dafür 9000 RM. Er erhält also 61 Morgen Land und 2000 RM. geschenkt, weil niemand die Grundstücke haben will. Ohne Haus aber kann er nicht wirtschaften. Also muß er bauen. Das wird er mit Staatshilfe können, aber, vorausgesetzt, daß er sich überhaupt zu halten vermag und nicht schon in Kürze bankrott ist, wird er seines Lebens nie froh werden, denn er kann die Zinsen nicht aufbringen. Ergebnis: Bauernland will niemand haben. Es hat keinen Wert.

Noch deutlicher wird die Lage aus folgendem: Die deutsche Landwirtschaft ist seit 1924 mit über 8 Milliarden neu verschuldet. In Thüringen entwickelte sich die Verschuldung folgendermaßen, wobei bemerkt sei, daß die Zahlen nach Angaben der buchführenden Betriebe festgestellt sind: Die Hektarverschuldung betrug 1927 408 RM., 1928 519 RM. Die festen Schulden der Thüringer Landwirtschaft betrugen 1927 57 000 000 RM., 1928 63 500 000 RM., heute rund 70 000 000 RM. Das ist nur der Realkredit. Die Personalverschuldung bei den Genossenschaften betrug daneben 1927 32 000 000 RM., 1928 52 000 000 RM. Hierzu treten die laufenden Wirtschaftsschulden an Dritte.

Ist nun die Lage in irgendeinem Landesteil besser? Es genügt, auf den Winterprozeß in Bernkastel, die Bauernprozesse in Kyllik und Weidenfleth und die durch alle Blätter gegangenen Feststellungen über Ostpreußen hinzuweisen, um zu dem Gesamturteil zu kommen: Die deutsche Landwirtschaft steht mitten im Zusammenbruch. Die Frage, ob und inwieweit der Bauer selber daran die Schuld trägt, mag später gestreift werden.

Zunächst die Frage: Was bedeutet die Landwirtschaft rein volkswirtschaftlich? Ich entnehme ein paar Zahlen der ausgezeichneten Arbeit des Landrats a. D. von Herzberg, die er im Heft 6 des Jahrgangs 1927 von Deutschlands Erneuerung, Verlag J. F. Lehmann, München, veröffentlicht: In der Landwirtschaft sind rund 15 Millionen Menschen tätig, die insgesamt 1925 schon 13,8 Milliarden Reichsmark an Werten erzeugten, in der Industrie 24,5 Millionen, deren Erzeugnisse einen Wert von 13,3 Milliarden Reichsmark hatten. Ein Hauptberuflicher erzeugt in der Landwirtschaft 1396 RM., in der Industrie 1181 RM. Die Industrie förderte aus der deutschen Erde an Rohlen, Erzen und Salzen im Jahre 1925 insgesamt für 2,52 Milliarden Reichsmark Wert. Demgegenüber betrug allein der Wert der im deutschen Reiche erzeugten

Milch 4 Milliarden Reichsmark, der Schweine 2,5 Milliarden Reichsmark. Beide zusammen ergaben fast das Dreifache der industriellen Urförderung.

Also allein die Erzeugnisse der deutschen Schweinezucht übersteigen an Wert die Gesamterzeugung von Kohlen, Erzen und Salzen! Wem ist das bekannt, und wer denkt darüber nach?

Solange die Landwirtschaft gesund war, hat sie der Industrie etwa 70% ihrer Erzeugung abgenommen, während 25—30% in das Ausland gingen. Heute gehen etwa 10% in das Ausland, und die Landwirtschaft scheibet immer mehr als Käufer aus.

Der Zusammenbruch der Landwirtschaft als Produzent bedeutet restlose Abhängigkeit unserer Volksernährung vom Auslande, als Konsument schwere Erschütterung der Industrie, steigende Arbeitslosigkeit, Erhöhung der Kosten für Erwerbslosenfürsorge, steuerliche Mehrbelastung des arbeitenden Teils, Gefährdung des Staatshaushaltes. Was das heißt, wird deutlicher, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß wir 50% unseres Nationalvermögens verloren, durchschnittlich jährlich eine passive Handelsbilanz von 4 Milliarden Reichsmark haben, 2 Milliarden Reichsmark als Daves-Belastung aufbringen müssen, die Kosten der Verwaltung in Reich, Ländern und Gemeinden gegen 5½ Milliarden Mark im Frieden, heute 19½ Milliarden Reichsmark, nach anderen sogar 23 Milliarden Reichsmark, betragen und wir, alles in allem, uns seit Jahren überhaupt nur durch Kredite erhalten haben. So ist das: Landwirts Not — Deutschlands Tod! in der Tat mehr als ein Schlagwort. Der Wert unserer Industrie soll nicht im mindesten herabgesetzt werden, aber daran ist nicht zu rütteln: Stirbt der deutsche Bauernstand, stirbt Deutschland.

Und er steht im Zusammenbruch. Es ist nicht seine Schuld. Noch tiefer, als er es schon getan hat, kann er seine Ansprüche an das Leben nicht herabschrauben. Eine Reihe von Landbünden propagiert heute die Kaufenthaltung. Die Aussichten der Maßnahme sollen so wenig zur Erörterung stehen wie ihre Berechtigung. Nur ein Wort zu ihrem Verständnis sei gesagt: Seit Jahren zahlt der Bauer Steuern und Abgaben aus der Substanz, tätigt er seine Käufe aus der Substanz. Es ist eine langsame Enteignung, selbst wenn ihr der Landwirt mit allen Kräften das Gegengewicht zu halten sucht durch Sparsamkeit, Entsagung und Leistungssteigerung. Im letzten Augenblick versucht er das Letzte zu halten. Er weigert sich, seine Substanz noch weiter zu verringern. Wie es sich auswirkt, was dabei herauskommt, steht in zweiter Linie. So ist die Kaufenthaltung aufzufassen. Die Maßnahme will genau so psychologisch gewertet sein wie die Rundgebungen, die in Hunderten von Fällen friedlich verliefen und nur in einigen wenigen zu Zusammenstößen führten. Ich habe 36000 Thüringer Bauern vor mir gesehen, ich sah sie die Schwurhand heben, als ihr Führer sie dazu aufforderte, sah sie im langen Zuge, in dem schwarze Fahnen wehten, ernstest Angesichts vorüber marschieren. Tiefe seelische Not stand auf allen Gesichtern geschrieben. Man hat den Bauern um der Vorkommnisse in Bernkastel, Kyriß, Weidenfleth willen zum Revolutionär stempeln wollen. Wenn das nicht bewußt bösen Willen beweist, so beweist es mindestens die Unfähigkeit, bäuerliche Wesensart zu verstehen. Die Asphaltpresse steht dem Ringen der Landwirtschaft entweder ablehnend oder hilflos gegenüber. Ihr fehlt die Urteilsfähigkeit, und sie versucht das zu verbeden durch Schlagworte, die sie aus ganz anderen Lebensverhältnissen und Lebensbedingungen herleitet. Was den Bauern auf die Straße getrieben hat, das war in weit höherem Maße seelische Not als materielle. Daß die wirtschaftliche Not zum guten Teil Ursache der seelischen ist, ist selbstverständlich. Wie liegt die Sache? Der Bauer wird aus sich selbst hinausgeschleudert. Er hängt aber nicht nur fest an seinem Besitz, er hängt ebenso fest an seiner Wesensart. Der Stand, der sich nie ganz ausgab, hat heute weder seelische noch materielle Reserven. Der nie politisch war, mußte zum Politiker werden. Der sich immer auf sich selbst verließ, muß im Massengedanken denken lernen. Der stets den Staat bejaßt hat, ist hineingeworfen worden in innere Konflikte, die ihn zur Trennung zwischen Staat und Regierungssystem zwingen, eine Unterscheidung, die dem ein-

fachen Menschen wahrlich nicht leicht fällt. Das System verneint er, muß es verneinen. Wie lange will man ihm zumuten, den Staat zu bejahen, der auf diesem System aufgebaut ist? Wen beunruhigt es, daß der Gesundheitszustand des Landvolkes von Jahr zu Jahr schlechter wird, daß die Tuberkulose zunimmt, der Tierarzt eher geholt wird als der Menschenarzt? Wen stört es, daß der Friede auf unseren Dörfern infolge des Eindringens einander widerstrebender parteipolitischer Ansichten, deren Eindringen eben durch die wirtschaftliche Not begünstigt wird, aufs schwerste gefährdet ist? Was bedeutet es für unseren Beamtennachwuchs, daß nur selten noch ein Bauer seinen Sohn auf eine höhere Schule schicken kann? Immer mehr stößt das Land seine Menschen aus und wirft sie hinab in das Großstadtproletariat.

Gewiß, man erwartet von dem Bauern vergeblich eine Formulierung seiner tiefsten Not; noch ist kein Bauerndichter entstanden, der, ähnlich den Arbeiterdichtern, seinem Seelenschmerz, den furchtbaren Konflikten, in denen er steht, hätte Ausdruck zu geben vermocht. Das alles liegt nicht im Wesen des wortkargen, schriftungewandten Bauern. Daß er aber den Schrei seines Schmerzes vernimmt, daß er seinen Ader weinen hört, das beweisen tausend und tausend kleine Züge. Die Verzweiflung geht um. Die Uhr steht auf zwölf, der Bogen ist aufs äußerste gespannt. Der Bauer ist kein Revolutionär. Alle Verantwortung gehört auf die Schultern derer, die ihn — vielleicht — dazu machen.

Denn ich für den Bauern das Wort ergreife, so will ich nichts weiter, als das Volksgewissen schärfen, will wahrütteln, rufe auf zur Gerechtigkeit. Was steht auf dem Spiele? Deutschland, wir alle, du und ich. Nichts ist mir verhaßter als das Schlagwort. Ich rede nicht von dem Bauerntum als der „völkischen Kraftquelle“, rede nicht von dem „letzten Hort deutscher Art und Gesinnung“. Ganz nüchtern sei gesagt: Die erste Voraussetzung des Wiederaufstiegs ist die Nahrungsfreiheit. Und wir können unser Volk aus der eigenen Scholle ernähren! Alle Einwände dagegen lassen sich widerlegen. Die Großstädte sind Verzehrungsherde, Kraft wächst nur aus der Urfraft in unmittelbarer Fühlung mit der Erde. Niemand hindert das wenn auch langsame, so doch unbedingt sichere Vorwärtsschreiten des Volksewismus als einzig der erdgebundene Mensch. Nur er kann es noch.

Das das Volkstum vom Bauernstande zu verlangen hat, wissen wir genau. Es gibt auch keinen einzigen Führer, der sich dessen nicht bewußt wäre. Wir wissen ebenso, daß jeder gangbare Weg der Selbsthilfe gegangen werden muß, und er wird gegangen. Übermenschliches wird aus hartem Pflichtbewußtsein geleistet. Scheinbar interessiert sich jetzt alles für den Bauern. Es ist so weit, daß wir zuweilen aufstöhnen: Gott bewahre uns vor unseren Freunden. Die arme Landwirtschaft hat merkwürdigerweise nie soviel Freunde gehabt. Der eine schmelzt: Amerikanisierung, der andere: Industrialisierung.

Der Bauer braucht andere Freunde, solche, die das mitmachen, was Italien und Frankreich taten, als Amerika, das Land des Hochschuhzolls, seine Getreidezölle abermals erhöhte, Zollschutz; solche, die soviel Pflichtbewußtsein aufbringen, daß sie auf ausländisches Obst, Fleisch, Gemüse, auf fremdländische Milch und Milchprodukte, auf Brötchen aus zu 40% ausgemahlenem argentinischem Weizen verzichten; solche, die nicht jede unerfreuliche Einzelerscheinung — wo gäbe es die nicht? — verallgemeinern und den Nährstand in Bausch und Bogen verdammen, sondern ihm die Hand entgegenstrecken. Werde man sich doch klar darüber, daß die Notschreie des Bauerntums nicht erlogen sind, ja, daß die Not noch viel größer ist, als sie vor Augen liegt. Sei man sich aber auch klar darüber, daß der Bauer nie und nimmer allein stirzt, sondern daß sein Fall alle Stände ohne Ausnahme mitreißt. Das braucht nicht von heute zu morgen geschehen, braucht auch nicht nach Art eines Wollenbruchs aufzutreten, aber was will man machen, wenn wir eines Tages statt einer intensiven die extensive Landwirtschaft haben, wenn die heute überwundene Brachwirtschaft einen nie gekannten Umfang annimmt, wenn Hektar um Hektar, der Hunderte von Jahren unter dem Pfluge lag, aufgeforsiet wird?

Je größer unsere Abhängigkeit vom Auslande, um so leichter dann das Preisbittat, das das internationale Kapital ausübt.

Bauernschicksal ist Volksschicksal, materiell und auch geistig. Bei gegenseitigem Verständnis und gutem Willen sind eine Unzahl Fragen, bei denen es sich um das Zusammengehen von Stadt und Land, Landwirtschaft und Industrie, Bauer und Arbeiter handelt, ohne weiteres so zu lösen, daß praktische Ergebnisse für das Volksganze herauskommen. Theorien und Programme nützen uns nichts mehr. Parteipolitik auf Kosten des Vaterlandes ist ein Verbrechen. Deutschland muß leben, die Parteien mögen sterben. Nicht umgekehrt. Deutschland kann aber nur leben mit seinem Bauernstand, nicht ohne ihn.

Gustav Schröder

Bulgarische Erinnerungen

Hell und feierlich klangen die Glocken der bulgarischen Kirchen weithin durch Land und Stadt, als Mitte Mai die Jahrtausendfeier des Zaren Symeon und die fünfzigste Wiederkehr der Abschüttelung des türkischen Jochs im Bulgarenreiche festlich begangen wurde. Das ganze Volk nahm daran innigsten Anteil, alle Parteiunterschiede schienen für jene bedeutamen Tage verwischt, große Erinnerungen verbreiteten ihr wärmendes und erhebendes Licht, deren Wirkung in nationalem Sinne nicht ausbleiben wird, auch nicht auf die benachbarten Staaten, denen ein einmütiges und kräftiges Bulgarien von jeher verdächtig war, und das sie auch jetzt noch stets mit mißtraulichen und neidischen Blicken betrachten.

Der Bulgare ist ehrgeizig und vaterlandsliebend, und man versteht durchaus, daß er bei solchen Gelegenheiten mit Stolz der ruhmvollen Vergangenheit seines Landes gedachte, daß er freudig von den leuchtenden Taten seiner Vorfahren vernahm. Tausend Jahre waren es her, daß ein gewalttätiger, weltlichtiger Herrscher, Zar Symeon von Bulgarien, die Augen geschlossen, ein großes Reich hinterlassend, und fünfzig Jahre, daß das Land von den Türken befreit wurde, unter denen es fünf Jahrhunderte geseufzt. Und diese lange Zeit konnte nicht die starke Spannkraft und das nationale Bewußtsein dieser merkwürdigen Nation unterdrücken! Kurz nachdem mit russischer Hilfe jene Befreiung stattgefunden hatte, fand das Volk in überraschender Weise den Weg zu neuem Aufstieg und neuem Aufschwung. Über drei Jahrzehnte konnte ich dies des näheren beobachten auf vielerlei Fahrten kreuz und quer, die mich recht genau mit den Zuständen in den meisten Gebieten des Landes bekannt machten. Mein Gott, wie sah die Hauptstadt Sofia aus, als ich sie das erstemal besuchte! Weit draußen lag der Bahnhof, zwischen ihm und der eigentlichen Stadt dehnte sich das Türken- und Zigeunerviertel aus, mit elenden Hütten und Baracken, mit quetschenden Schweinen und blöden Schafen auf dem morastigen Boden zwischen den jammervollen Behausungen, deren morsche Dächer man mit der Hand berühren konnte, mit offenen Werkstätten, einigen winzigen Moscheen, ein paar Ausspannungen, so der echte und rechte Orient. Auch in der Stadt selbst fehlte es nicht an mancherlei Erinnerungen an die verfloßenen jammer- und kummervollen Jahre. Nahe dem fürstlichen Palais und dem Stadtpark lag ein Trümmersfeld, dessen zwischen den Steinen hervorprossende Gräser Pferde und Kühe abweideten. In der Nähe dehnten sich unglaublich enge und winzig kleine Gäßchen aus, deren beturbante Bewohner der Muezzin vom schlanken Minarett der großen Banjabaschi-Moschee zu den gewohnten Gebeten rief. In anderen Teilen aber sah man schon das Bestreben, mit dem Alten aufzuräumen und mit der neuen Zeit strebsam fortzugehen; breite und saubere Straßen ermöglichten prächtige Blicke auf die bergige Umgebung, in gefälligem Stil waren die neuen staatlichen Bauten errichtet, nahe sorgsam gepflegten Parkanlagen entstanden hübsche Villenviertel.

Seitdem bin ich häufig in Sofia gewesen, das damals 60000 Einwohner zählte, und immer

wieder war ich erstaunt über die raschen Veränderungen, welche diese Stadt in modernem Geiste durchgemacht, in einem zielbewußten Wollen und Können, das sich auf allen Gebieten leistungsfähig zeigte. Dieses unermüdlische Streben nach Vollendung verspürte ich auf meinen vielfachen Hin- und Herfahrten, von der serbischen und rumänischen Grenze an nach den verschiedensten Provinzen, im Frieden wie im Krieg, den die Bevölkerung schwer, aber geduldig ertrug. Tief waren stets die Eindrücke, die auf mich diese geradezu einzig dastehende Arbeitslust und Schaffenskraft machten, dieser eiserne Wille, vorwärtzuzukommen, das Versäumte nachzuholen, Neues und Erpriessliches zu leisten. Und damit in enger Verbindung die grenzenlose Hingebung an das Vaterland, Sparsamkeit, Nüchternheit, das Festhalten an patriarchalischen Ueberlieferungen und Sitten. Bewundernswert auf Schritt und Tritt die Bebauung des Bodens seitens des bulgarischen Bauern. Dieser bildet Kern und Mark des Landes; ihm ist zu danken, daß sich das Bulgarentum all die Jahrhunderte hindurch, trotz der schwersten Unterdrückungen, Ausaugungen, Quälereien, so lebensfrisch und widerstandskräftig, so urwüchsig und unvermischt erhalten hatte. An der Scholle mit einer Zähigkeit sondergleichen hängend, hegt und pflegt er sie liebevoll und gewinnt ihr einen hohen Ertrag ab. Fleißig, nüchtern, sparsam, sich selbst nichts gönnend, aber zu jedem Opfer bereit, wenn es sich um das Vaterland handelt, freiheitsliebend, ein ausgezeichnete Soldat, der sich der Disziplin willig fügt, so bildet dieser Bauernstand die Grundlage des Staates, ist seine Kraft, macht seine Bedeutung aus.

Haben die wenigen größeren Städte sich doch schon dem Einfluß der westeuropäischen Länder nicht entziehen können, so ist das Land von ihnen bisher recht wenig berührt worden. Hier vermischt sich das ursprünglichste, volkstümlichste Leben und Treiben mit einer oft großartig ernsten, oft anmutig weichen Landschaft. Von dem mit seinen drei Kühnen Felskuppen sich in einer gartenähnlichen Ebene, in der Trauben, Pfirsiche, Melonen neben Reis und Mais herrlich gedeihen, erstreckenden Philippopel gelangt man durch die duftenden Rosengebiete Razanys nach den blutgetränkten Balkanübergängen mit der goldschimmernden Gedächtniskirche am Schipta und von ihnen durchs romantische Jantratal, mit dem in brausenden Strubeln wildschäumend dahinschießenden Flüsse, zur uralten Zaren- und Königsstadt Eirnowo, die sich an und auf schroffen Felswänden aufbaut, mit Hunderten und aber Hunderten bunter Häuser und Häuschen, wischen und über denen Ruppeln und Türme ragen. Und dann wieder führt uns der Weg durch die weite Landschaft bei Plewna, mit den schaurigen Erinnerungen an furchtbare Kämpfe und an deren Leichenfelder in tiefem Schnee, zur Sommerszeit von wogenden Kornfeldern bedeckt; die Fluten der Donau spiegeln den frisch pulsierenden Handel und Wandel Russchuts wieder, und bei Varna mit seinem aufblühenden Hafenverkehr grüßen uns die schäumenden Wogen des Schwarzen Meeres.

In diesem von der Natur so mannigfach bedachten Lande widelt sich auch in mannigfachster Weise das Volksleben ab, denn fast völlig unberührt haben sich die nationalen Eigentümlichkeiten erhalten, genau wie die von den einzelnen Gebieten abweichenden Trachten, so auch die Einrichtungen der Häuser und Wohnungen, die Lieder und Gefänge, von denen einzelne bis in fernste Zeit zurückreichen. Überhaupt zeigt sich in den Gebräuchen noch manches von den Tagen der Urväter her, in denen die Bulgaren noch nicht den christlichen Glauben angenommen, was erst im Laufe des neunten Jahrhunderts erfolgte. Verschiedene heidnisch-alklawische Ueberlieferungen vereinten sich mit den christlichen, ohne sich ganz mit ihnen zu verschmelzen, und beeinflussen noch heute bei vielen Bulgaren den Erbgang von der Wiege bis zum Grabe; andere Sitten wieder hefteten sich an die christlichen Feiertage des Julianischen Kalenders. Daneben sind in ihrer Ursprünglichkeit noch einzelne völlig heidnische festliche Ueberlieferungen vorhanden, die unter andern den „Vilen“ gelten, den Feen, die Wald und Feld, Bäume und Quellen, Wiesen und Flüsse bevölkern, wie man sich auch gern noch zur Weihnachtszeit der alklawischen Fee Kaleda erinnert.

Inniges Zusammenhalten der einzelnen Familien — ich fand in Südbulgarien in einem von

einer einzigen Familie bewohnten Hause über dreißig Mitglieder in sechs Generationen vereint — und hohe Moralität, dabei eine bevorzugtere Stellung der Frau als bei anderen slawischen Völkern, sind in ganz Bulgarien zu finden. An den Familienfesten nehmen Verwandte und Bekannte regsam und frohsinnigen Anteil, besonders Verlobung, Trauung und Vermählung sind mit allerlei umständlichen Ceremonien verbunden, die wiederum in den einzelnen Provinzen verschieden sind. Eine große Reihe von Festtagen sorgt für Erholung der ländlichen Bevölkerung inmitten unermüßlich harter Arbeit. Bei Spiel und Tanz vereinigen sich alt und jung. Der Dudelsack, die Geige, Flöte und Schalmel ertönen, die Männer lassen sich den Raki, den Silbowiza, den Pflaumenschnaps und den Landwein munden. Schmuck und malerisch sehen die Mädchen und Frauen aus, die dann den Truhen ihre schönsten Gewänder sowie altertümliche Gold- und Silberzier mit Spangen und Münzen entnommen haben.

Neben diesem Bauernstande entwickelte sich langsam in den wachsenden Städten ein erst allmählich zur Geltung gelangendes Bürgertum, an welchem es dem einstigen Bulgarien unter türkischer Herrschaft fast gänzlich gefehlt. Auch dieses ist erfüllt von rastlosem Bildungsdrang. Da geht schon daraus hervor, daß jahrein, jahraus zahllose junge Bulgaren und Bulgatinnen ihre Kenntnisse an fremden Hochschulen vervollständigen, dort ihre Prüfungen ablegen und dann in ihre Heimat zurückkehren, um sich ihr und deren weiterer Entwicklung mit voller Hingebung zu widmen. Zwei Dinge waren es, die mir bei meinen Reisen immer und immer wieder auffielen: neue Mittel- und Volksschulen, neue Gymnasien und technische Lehranstalten, neue Kasernen und Krankenhäuser. Schule und Heer waren die feste Grundlage, auf der sich das heutige Bulgarien kraftbewußt emporhob, und bei einem Vergleiche mit dem früheren Preußen gebrauchte ich in einer vor mehr denn zwei Jahrzehnten erschienenen Schrift den Ausdruck, daß man die Bulgaren die „Preußen des Balkans“ nennen könnte, ein Wort, das seitdem oft zur Anwendung gelangt ist.

Außer Schule und Heer wurden jedoch auch die übrigen Erfordernisse eines modernen Staates nicht vernachlässigt, und hier übte Fürst, später König Ferdinand, der 1887 zur Regierung gelangt war, einen sehr merkbaren und wichtigen Einfluß aus. Als er, der kultivierte Wiener, nach Sofia kam, lag vieles von Kultur, Kunst, Wissenschaft noch recht im argen. Eine Geselligkeit nach unserer Begriffe gab es überhaupt nicht, und auch in politischer Hinsicht war die Lage des jungen Reiches eine durchaus unsichere. Aber mit dem ererbten diplomatischen Geschick und der keine Hemmungen kennenden Fähigkeit seines Geschlechts wußte Fürst Ferdinand langsam sein Ziel zu erreichen, das schließlich zur völligen Selbständigkeit des Staates und zu einer ungeahnten Machtenfaltung des Landes führte. Wie die Mutter des Königs, die kluge und feinsinnige Prinzessin Klementine, die ihrem Sohne bald nach Bulgarien gefolgt war, ihren Einfluß ausübte in geistiger und sozialer Hinsicht, wie sie ein gesellschaftliches Leben in der Hauptstadt mit feinem Takt sich entwickeln ließ, so war der Fürst darauf bedacht, Literatur, Kunst und Wissen zu fördern und aufmerksam zu hegen und zu pflegen. Von Jugend an der Natur und deren Erforschung mit voller Seele ergeben, gründete er botanische und zoologische Sammlungen, aus denen ein bedeutungsvolles Museum entstand, ließ, alles auf seine Kosten, einen zoologischen Garten entstehen, veranlaßte die Übersetzung wichtiger ausländischer Werke, u. a. des „Faust“, förderte junge Maler, Bildhauer und Musiker, die auf Grund seiner Stipendien in den großen europäischen Kunststätten studierten, veranlaßte wissenschaftliche Vorträge, die er und der gesamte Hof regelmäßig besuchten, und trug ungemein viel zu der geistigen Hebung des Volkes bei. Nicht minder beeinflusste er Handel und Wandel, denn er sah sofort ein, wie unbedingt erforderlich für das verkehrsarme Bulgarien neue Eisenbahnverbindungen und die Schaffung von Chaussees sowie eine Belebung der Schifffahrt auf der Donau und im Schwarzen Meere waren. Er darf als der große Reorganisator des neuen Bulgariens bezeichnet werden, dessen Verdienste erst später die richtige Anerkennung finden dürften.

Wie bei uns, so ist auch bei unserem einsigen Bundesgenossen nach den ungeheuren Anstren-

gungen und Opfern des großen Krieges vieles noch im Säen und Klären begriffen. Aber das Volk hat schon Schlimmeres überstanden, es ist in einem langen Leidenswege gehärtet worden und zur Einsicht gelangt, daß es nur durch eigenes Vertrauen auf seine Kraft und Einigkeit wieder zum Aufschwung gelangen kann. An seiner Spitze steht König Boris, den sein Vater in ernster Jugend für seinen Beruf umsichtig vorbereitete, und der nun schon seit zehn Jahren die wahrlich nicht leichte bulgarische Krone trägt. Wie einst seinen Urgroßvater, den französischen König Philipp, kann man auch ihn den Bürgerkönig nennen, der mit allen Schichten seines Volkes auf gleichem Fuße verkehrt und dem wenig an repräsentativem Prunk gelegen ist. Er führt das ehfache Leben eines Staatsbeamten, der sich seiner verantwortlichen Pflichten durchaus bewußt ist.

In schlichter Weise beging Bulgarien seine Gedenktage. Es kann versichert sein, daß Deutschland innigen Anteil an der bedeutsamen Feier nahm; harrten wir doch in prüfungsvollen Jahren Schulter an Schulter aus und hegen die Hoffnung, daß wir auch in besseren Zeiten treu zusammenstehen werden!

Professor Paul Lindenberg

Warum wir den Krieg verloren

Bisher war die Verteidigung des Staates und die militärische Durchführung des Krieges ausschließlich Privileg der Offiziere. Generalleutnant v. Moser hat aber bereits in seinem ausgezeichneten Buch „Ernsthafte Plaudereien über den Weltkrieg“ darauf hingewiesen, und neuerdings Dr. Hellmut Bauer im „Schwäbischen Merkur“ (Nr. 60 vom 5. Februar 1929), daß es heutzutage nicht mehr genügt, wenn nur die Offiziere allein sich mit den Dingen vom Kriege befassen, sondern daß auch der Zivilist hiervon eine gewisse Ahnung haben muß. Dies ist der Grund, weshalb alljährlich im „Türmer“ eine Übersicht der bedeutsamsten Neuererscheinungen auf dem Gebiete der militärischen und kriegsgeschichtlichen Literatur geboten wird. Der hierfür zur Verfügung gestellte Raum reicht natürlich nicht annähernd aus, um eine erschöpfende Darstellung des reichen Inhalts dieser Bücher zu geben, dieser kann nur in großen Zügen angedeutet werden, und ich muß mich darauf beschränken, nur besonders interessant erscheinende Momente herauszugreifen. Der Zweck der nachfolgenden Zeilen ist erreicht, wenn der Leser dadurch angeregt wird, das eine oder andere der besprochenen Bücher selbst zur Hand zu nehmen.

Unstreitig das bedeutendste Werk, das seit meinem letzten Bericht (November 1928) herausgekommen ist, ist Band V des amtlichen Weltkriegswerks „Der Herbstfeldzug 1914“, herausgegeben vom Reichsarchiv. (Verlag Mittler und Sohn, Berlin 1929. 660 S. Mit 18 Karten und 14 Skizzen. Geb. 24 RM.) Dieses meisterhaft geschriebene Werk hat bereits im Januarheft des „Türmers“ eine Würdigung gefunden. Wenn ich nochmals darauf zurückkomme, so geschieht es deshalb, weil ich besonders hervorheben möchte, daß dieser neue Band in seiner unübertrefflichen Art objektiver Darstellung und in seiner klaren stofflichen Gliederung und Sprache ein Meisterwerk kriegsgeschichtlicher Forschungsarbeit darstellt, für das kein Wort des Lobes zu hoch ist. Ausstattung, Druck und Kartenmaterial sind gleichfalls vorzüglich, wie man dies bei Mittler und Sohn ja nicht anders gewohnt ist. Auch dem mit der Geschichte des Weltkriegs Vertrauten bietet dieser Band eine Fülle neuer Tatsachen und ermöglicht ihm, sich ein klares Bild von den Ereignissen dieses Kriegsabschnitts zu machen, der eine ungeahnte Bedeutung für den Gesamttriegsverlauf gewinnen sollte. Man erkennt insbesondere klar, daß mit dem Marnefeldzug der Krieg für Deutschland noch keineswegs verloren war, sondern daß es bei entsprechender Führung sehr wohl möglich gewesen wäre, die operative Bewegungsfreiheit wiederzugewinnen und den Schlieffen-Plan, wenn auch in abgeschwächter Form, zur Durchführung zu bringen. Leider hat aber auch der neue Mann, Falkenhayn, völlig verfaßt,

und der Hauptinhalt des Bandes gipfelt in einer in der Form zwar maßvollen, in der Sache aber scharfen, und wie ich beifügen möchte, vollauf berechtigten Verurteilung der Kriegsführung Falkenhayns. Zum zweitenmal war wieder nicht der richtige Mann auf den verantwortungsvollen Posten des Generalstabschefs berufen worden, obwohl doch ein so ungewöhnlicher Mann wie von der Goltz, ausgestattet mit geistigen, moralischen und körperlichen Eigenschaften wie nur wenige, in nächster Nähe erreichbar, aber kaltgestellt in Brüssel saß! Falkenhayn war ebenso wie Moltke kein Vertreter der in strenger Schule unter Schlieffen strategisch durchgebildeten höheren Generalstabsoffiziere und hat diesen Mangel auch selbst empfunden und sich als „Autodidakt“ bezeichnet. Dieser Mangel gab seiner Führung eine gewisse Unsicherheit, die in einer raschen Wandelbarkeit der Ziele und Absichten und einem unruhigen Gehen und Laufen zum Ausdruck kam. Dies wurde für den Gesamtverlauf schließlich verhängnisvoll. Dazu kam noch, daß er den wahren Zustand der Truppe nicht kannte und von ihr Leistungen forderte, die diese mit dem besten Willen nicht erfüllen konnte. In der von Falkenhayn übernommenen, wie man billigerweise zugeben muß, schwierigen Lage, in der eine ganz neue, entscheidende Operation eingeleitet werden mußte, war eine sofortige Aussprache mit den Armeeführern, von denen insbesondere Generaloberst v. Bülow klar erkannt hatte, worauf es jetzt ankam, das erste Gebot der Stunde. Nun war vor allem der rechte Heeresflügel vom Feinde abzusehen, um wieder operative Bewegungsfreiheit zu gewinnen, es waren alle irgendwie nur verfügbaren Kräfte aus der Heeresfront herauszuziehen und zu einem mächtigen Stoßflügel hinter dem rechten Flügel aufzubauen und später zu einheitlichem Stoß einzusetzen, dergleichen war die gesamte Heereskavallerie (9 Kavallerie-Divisionen) aus der Heeresfront loszulösen und in Flanke und Rücken des Feindes zu entsenden. All dies gelang Falkenhayn nicht, der ungünstig beeinflusst von seinem Operationschef, sich zu keinem großzügigen Entschluß aufraffen konnte, keinen Fußbreit Boden aufgeben wollte, die Truppen in nutzlosen Angriffsstößen auftrieb, die nach dem Norden verschobenen Kräfte (6. Armee) verzettelt und tropfenweise einsetzte und schließlich die neu aufgestellten Jünglingskorps in Flandern nutzlos opferte. Letzteres war besonders bedauerlich, denn wertvollste Volkskraft, unerforschbares künftiges Führermaterial wurde hierbei nutzlos geopfert. Lord Ritscher hat in ähnlicher Lage am 1. November 1914 erklärt, daß es fast einem Mord gleichkommen würde, unausgebildete Mannschaften in den Kampf zu schicken. Zum entscheidenden Einsatz in Flandern waren vielmehr besonders kampferprobte Verbände zu bestimmen, die neuen Reservetruppen dagegen waren auf die ganze Westfront zu verteilen, was wohl durchführbar gewesen wäre. Warum es nicht geschehen ist, bleibt eines der vielen ungelösten Rätsel des Weltkriegs. An Warnern vor dem Einsatz in Flandern hat es wahrlich nicht gefehlt.

Auf die Operationen im Osten kann hier nicht näher eingegangen werden, so reizvoll dies auch wäre. Staunen und Bewunderung erregt dort die Kühnheit, mit der sowohl von Führung wie Truppe verfahren wurde und die ihren Eindruck auf die Russen nicht verfehlt und verhindert hat, daß diese ihre Übermacht, besonders in Ostpreußen, zur Geltung brachten. Am 30. Oktober gab der österreichische Heerführer, General v. Conrad, der Falkenhayn an Genialität weit überragte, diesem seine Auffassung kund, daß ein Erfolg im Westen nun nicht mehr zu erwarten, und daß die Kriegsentcheidung jetzt im Osten zu suchen sei. Wenige Tage später, am 4. November, traf ein Telegramm Hindenburgs ein, in dem dieser seine nach dem Rückzug aus Polen eingeleitete geniale Umgruppierung, die später zur Schlacht von Lodz führte, meldete. Diese Operation bot die Aussicht auf einen großen Erfolg, wenn sie mit „starken“ Kräften geführt wurde. Nach dem Mißlingen der Operation an der Pser und dem Erstarren der Front im Westen, mußte an dem Grundgedanken des Kriegsplans, die Feinde „nacheinander“ niederzujagen, festgehalten werden. Der 4. November konnte zu einem Wendepunkt in der Führung des Zweifrontenkriegs werden. An diesem Tage durfte kein Zweifel mehr bestehen, daß nun die Feldzugsentscheidung im Osten zu suchen war. Falkenhayn aber beharrte in alten Bahnen

und fand in jenen Novembertagen nicht die Kraft, die Führung des Zweifrontenkriegs auf völlig neue Grundlagen zu stellen. So kam auch im Osten infolge ungenügender Kräfteverteilung kein durchschlagender Erfolg über die Russen, der den Krieg auf diesem Kriegsschauplatz hätte beenden können, zustande.

Als einzige Glanzleistung deutscher Führungskraft, die diese in hellstem Licht erstrahlen ließ, bleibt in jenen schicksalsschweren Monaten somit eigentlich nur Tannenberg, das bereits in einem früheren Band des amtlichen Weltkriegswerks (vgl. Septemberheft 1926 und Novemberheft 1927 des „Kürmers“) geschildert ist. General Ludendorff liebt es, sich als Sieger von Tannenberg zu bezeichnen und feiern zu lassen, und auch General Hoffmann, sicher einer der fähigsten und geistvollsten Generalstabsoffiziere im deutschen Heer, hat die geistige Vater-schaft hierfür angemeldet, neuerdings erst wieder in den „Aufzeichnungen des Generals Max Hoffmann“, herausgegeben von R. F. Nowat (Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1929, 2 Bände. 243 und 387 S.), einem zweifellos außerordentlich fesselnden und interessanten Werk, das manchen Einblick hinter die Kulissen gewährt, aber infolge seiner stark subjektiven Färbung nur mit größter Vorsicht genossen werden darf. Bisher war es im alten deutschen Heer nicht üblich gewesen, daß die Chefs am Kriegsruf des Feldherrn teilnahmen, sie hatten bescheiden im Hintergrund zu bleiben; dafür trug aber auch der Feldherr allein die volle Verantwortung für eine etwaige Niederlage. So ist es auch im Westen stets gehalten worden, und nur wenige eingeweihte Leser werden die Namen der Chefs wissen, die dort ihre Führer bei den einzelnen Schlachthandlungen beraten haben. Es ist kein rechter Grund einzusehen, warum dies für den Osten anders gehandhabt werden sollte. Da kommt nun gerade zu rechter Zeit ein ganz vortreffliches Buch heraus: Dr. Walter Elze, „Tannenberg, das deutsche Heer von 1914, Seine Grundzüge und deren Auswirkung im Siege an der Ostfront“ (Ferd. Hirt, Breslau 1928, 370 S.; 12 M.), das die Verdienste Hindenburgs um den Sieg von Tannenberg in das rechte Licht rückt. Dr. Elze ist Privatdozent an der Universität Berlin und hat sich seiner Aufgabe mit Objektivität, größtem Fleiß und guter Sachkenntnis unterzogen, so daß ein wirklich gebiegenes und empfehlenswertes Werk zustande gekommen ist, das sich dem Besten, was über Tannenberg geschrieben wurde, getrost zur Seite stellen darf. Nichtsachleuten möchte ich das Werk ganz besonders empfehlen, nicht nur weil es von einem Zivilisten geschrieben ist, sondern auch weil in einführenden Abschnitten die in der deutschen Armee vor dem Krieg gültigen Führungs- und Ausbildungsgrundsätze klar und gut entwickelt werden, wodurch Nichtmilitärs das Verständnis des Ganzen außerordentlich erleichtert wird. Kleine Bemängelungen wie, daß der Verfasser der überragenden Bedeutung des Grafen Schlieffen nicht ganz gerecht wird, und seine etwas gekünstelte Unterscheidung von Siegen-Rönnen und Sieges-Wissen, der ich nicht recht zu folgen vermag, tun dem Gesamtwert des Buches nur wenig Eintrag. Für besonders verdienstvoll halte ich, daß Dr. Elze die Bedeutung Hindenburgs, die bedauerlicherweise vielfach unterschätzt wird, richtig gewürdigt hat. Die Schlacht von Tannenberg ist nicht, wie so viele glauben, nach einem im voraus bis ins einzelne erdachten Plan geschlagen worden, sie war vielmehr reich an Krisen, Irrungen und Wirrungen, die nur durch die unerschütterliche Ruhe und den überragenden Einfluß Hindenburgs überwunden werden konnten. Es gehörte Hindenburgs Unbeirrbarkeit und Kraft dazu, all diesen Einzelereignissen immer wieder die Richtung zum gemeinsamen Erfolg zu geben und sich durch Rückschläge und Zwischenfälle nicht beirren zu lassen. Dr. Elze deutet Meinungsverschiedenheiten mit Ludendorff in einer Krise am 26. August an, Nowat geht noch weiter und spricht von völligem Versagen der Nerven Ludendorffs, der im entscheidenden Augenblick die erlassenen Befehle nochmals umstoßen wollte, General v. François endlich, der am Sieg von Tannenberg wesentliche Verdienste sich mit erworben hat, spricht sich in einem Brief und in zwei Aufsätzen in der „Reichsflagge“ über die Tätigkeit Ludendorffs gleichfalls sehr abfällig aus. Demgegenüber tritt ein guter Kenner der Schlacht, Oberstleutnant Schäfer, in Nr. 35 des „Deutschen Offizier-Bunds“ für Ludendorff ein und erklärt

die Gerüchte über ein Versagen Lubendorffs in den Tagen von Tannenberg für unbegründet. Es wird schwer halten, in dieser Frage völlig klar zu sehen. Wie dem auch sein mag, fest steht jedenfalls, daß es bei Tannenberg wiederholt auf Spitz und Knopf stand und daß es einzig und allein Hindenburg zu danken ist, wenn dennoch schließlich der Sieg errungen wurde. Sein unbeirrtes Festhalten an dem großen operativen Gedanken und seine Beharrungskraft borgen die Elemente des Sieges in sich. Wir danken es Elze, dies gebührend hervorgehoben zu haben. Besonders erfreulich ist an Elzes Buch auch, daß es scharf zur Wehrhaftigkeit mahnt. Gerade in unserer heutigen, von schwächlichem Pazifismus angetrunkelten Zeit wirken solche Mahnungen besonders erfrischend. Möge das Buch auch aus diesem Grunde weite Verbreitung finden, die Geister stärken und die Schwächlichen aufrütteln!

Ganz anderer Art, nichts weniger als streng sachlich, vielmehr reichlich temperamentvoll und stark subjektiv gefärbt, dafür aber unterhaltbarer sind die oben erwähnten „Aufzeichnungen des Generals Max Hoffmann“, der einer der feinsten Köpfe im preussischen Generalstab war und an den Erfolgen im Osten jedenfalls einen nicht geringen Anteil hat. Nowak, der das Buch herausgegeben und mit einer längeren Einleitung versehen hat, ist als glänzender Schriftsteller bekannt; ebenso bekannt ist aber auch, daß seine Schriften stark tendenziös gefärbt sind. Die Aufnahme des Buches in militärischen Kreisen war daher geteilt. Man kann ihm aber jedenfalls nicht abstreiten, daß es eine sehr fesselnde Lektüre ist. Es enthält neben früheren Schriften des Generals unter anderem seine Tagebuchaufzeichnungen, die aber vielfach so scharf, boshaft und schonungslos sind, daß sie nur im Auszug aufgenommen werden konnten. Als frischer und ungefälschter Ausdruck der jeweils herrschenden Stimmung sind sie aber jedenfalls von Wert. Sie geben weiter Zeugnis von dem wenig erfreulichen Verhältnis, das zwischen Oberster Heeresleitung (Fallenhayn) und Oberbefehlshaber Ost bestand. Auch Hoffmanns Urteil über Fallenhayn lautet vernichtend. Mit Lubendorff dagegen verstand er sich sehr gut: „Mit Lubendorff arbeitet es sich famos. Er ist für die hiesige Aufgabe der richtige Mann mit seiner unglaublichen Rücksichtslosigkeit und Grobheit“, schreibt er wenige Tage nach Tannenberg am 4. September 1914. Eine Entfremdung zwischen beiden trat erst später (1917) wegen der Frage der Ostgrenzen ein. Auch sonst findet sich noch manches treffende Urteil, sowohl über führende Männer und Generale als auch über Fragen, die uns während der Kriege bewegten. Hoffmann war insbesondere ein warmer Verfechter des Gedankens, 1917 noch bis Petersburg vorzurücken und der dortigen Bolschewikenherrschaft den Garaus zu machen. Die uns von den Bolschewiken drohende Gefahr hat Hoffmann wie kein zweiter klar erkannt. In einer sehr beachtenswerten Schrift „An allen Enden Moskau“ (das Problem des Bolschewismus) fordert er den Zusammenschluß aller europäischen Staaten zur Vernichtung des Bolschewismus. Hoffmann hält eine Auseinandersetzung mit Waffengewalt zwischen den Völkern Europas und dem Bolschewismus für unvermeidlich, wenn Europa wieder gesunden will. Eine Abschüttelung der Bolschewikenherrschaft durch die Russen aus eigener Kraft hält er für ausgeschlossen. Diese Ausführungen eines klarschauenden Geistes und genauen Kenners des Ostens bilden vielleicht den wertvollsten Teil des Buches.

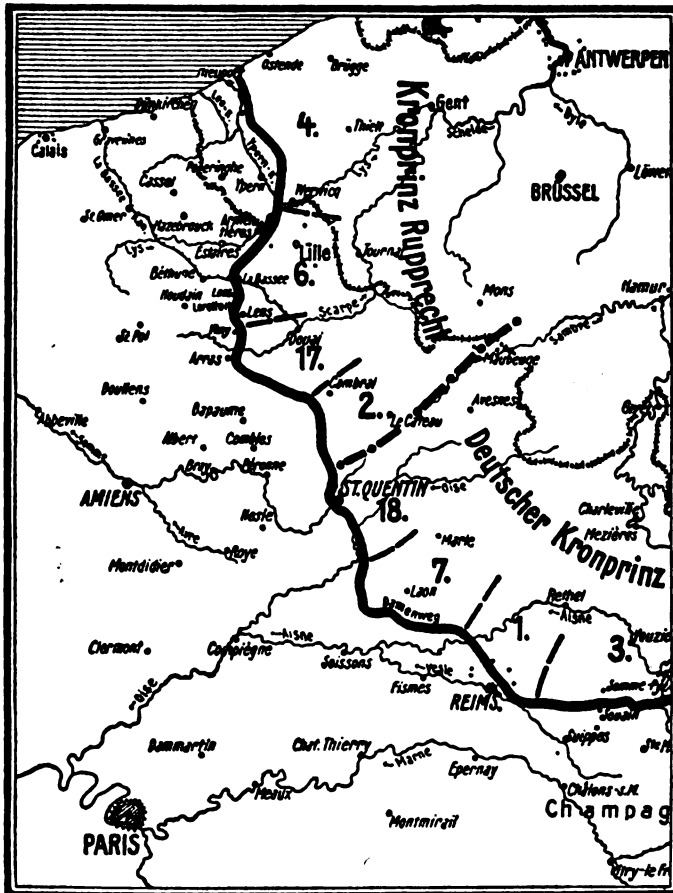
Über die Kriegseignisse im Osten in den Jahren 1914—1916 äußert sich auch der Bezwingen von Namur, General v. Gallwitz in „Meine Führertätigkeit im Weltkrieg 1914—1916“ (Mittler und Sohn, Berlin 1929, 540 S. 13 M.), wobei wir eine kraftvolle und sympathische Führerpersönlichkeit kennenlernen. Da General v. Gallwitz unstreitig zu den bedeutendsten Generalen im Weltkrieg zählt, verdient das Buch schon aus diesem Grunde mit Achtung und Anteilnahme gelesen zu werden. Neben manchen Längen und zu sehr in Einzelheiten sich verlierenden Schilderungen von Kämpfen untergeordneter Bedeutung enthält es doch wieder eine Fülle von spannenden Gefechts-handlungen, packenden Stimmungsbildern, persönlichen Eindrücken und vor allem kritischen Betrachtungen, die, aus solchem Munde kommend, unsere Beachtung verdienen, zumal der General das Glück hatte, auf den verschiedensten Kriegs-

schauplätzen und meist im Bewegungskrieg zu fechten. Am interessantesten ist der Abschnitt, der den geplanten Angriff auf Saloniki behandelt und vielfach völlig neue und bisher unbekannte Tatsachen bringt. Die Operation gegen Saloniki begann am 28. November 1915, wobei General v. Seeckt die treibende Kraft war, und wurde erst am 26. März 1916 endgültig aufgegeben. Nach Gallwitz gab es beim Vorgehen gegen Saloniki vor allem vier große Hemmnisse: die Rücksicht auf Griechenland, die trostlosen Wegeverhältnisse, den Mangel einer leistungsfähigen Bahn und endlich die Reibungen mit den Bulgaren. Im A.O.R. hatte man sich die Wegnahme Salonikis leichter vorgestellt, und der General bezweifelt, ob sie so rasch gelungen wäre.

Nachdem die Gelegenheiten, sowohl die Franzosen und Engländer im Westen als auch die Russen im Osten entscheidend zu schlagen, durch Falkenhayns mangelnde Führungskraft versäumt worden und beide Fronten im Stellungskrieg erstarrt waren, bot sich nach dem Zusammenbruch Rußlands im Frühjahr 1918 eine letzte Gelegenheit, durch einen großen Schlag im Westen den Krieg siegreich zu beenden. Die Vorbedingungen hierfür waren günstig, denn es war uns zum erstenmal seit Kriegsbeginn möglich, dem Feinde überlegene Kräfte gegenüberzustellen. Alle Vorbereitungen waren aufs sorgfältigste getroffen, Führer und Truppen waren für die ihrer harrende große Aufgabe besonders geschult, die Truppe brannte darauf, an den Feind geführt zu werden. Alle Vorbedingungen eines großen Erfolges waren somit gegeben, wenn nur die Führung entsprach. Die Verantwortung für die oberste Führung 1918, während der „Großen Schlacht in Frankreich 1918“ hat der erste Generalquartiermeister, General der Infanterie Ludendorff, zu tragen, dem bei Übertragung dieses Amtes, abweichend von bisheriger Gepflogenheit, ausdrücklich die volle Verantwortung mit übertragen war und dem Hindenburg in richtiger Erkenntnis der Tatsache, daß im Krieg nur „Einem“ verantwortlich führen kann, die Führung — man muß heute sagen leider — völlig selbständig überlassen hatte. Nachdem man sich zum Angriff entschlossen hatte, waren die Fragen zu beantworten: Wann soll der Angriff erfolgen, wo und wie? Klar war, daß der Angriff so bald als möglich erfolgen mußte, jedenfalls noch bevor das Eingreifen der Amerikaner wirksam werden konnte, also spätestens im Frühjahr 1918. Bezüglich der Angriffsfront gingen dagegen die Ansichten auseinander. Schließlich einigte man sich auf den Angriff gegen die Engländer, was zweifellos richtig war. Ziel des Angriffs mußte sein, die Engländer und Franzosen auseinanderzureißen und nach erfolgtem Durchbruch die Engländer aufzurollen und ins Meer zu werfen. Als Angriffsziele kamen Calais oder Boulogne oder Amiens in Frage. Der vom Kronprinzen Rupprecht empfohlene Angriff Richtung Calais erforderte die geringste Truppenmacht und bot die sicherste Aussicht auf Erfolg, die Offensiven Richtung Boulogne und Amiens dagegen boten die Möglichkeit weitergreifender strategischer Auswirkung. Ludendorff entschloß sich schließlich zu dem Durchbruchangriff in Richtung Boulogne, aber mit einem großen Einbruch in Richtung auf Amiens als Einleitung, weniger aus strategischen als aus taktischen Gründen. Zur Durchführung dieser Operation (Michael-Angriff) wurden die 17. und 2. Armee als Stoßgruppe bestimmt, die 18. Armee sollte die linke Flanke der an die Somme angelehnten Stoßgruppe gegen die Franzosen decken, hatte also eine mehr defensive Aufgabe. Diese Operation hätte zu einem Erfolg führen können, wenn man nur an dem ursprünglichen Plan — Aufrollung und Vernichtung der Engländer — konsequent festgehalten und alle Kräfte zur Erreichung dieses Ziels eingesetzt hätte. Das ist nun leider nicht geschehen und auch sonst sind von der obersten Führung schwerwiegende Fehler gemacht worden.

Der Feldzug 1918 in Frankreich ist neben dem Marnefeldzug vielleicht der interessanteste des Weltkriegs und bietet eine Fülle von Problemen. Die Literatur hierüber ist noch nicht sehr reichhaltig. Neben der ausgezeichneten kleinen Schrift des Majors a. D. Otto Fehr „Die Märzoffensive 1918 an der Westfront“ (Roehler, Leipzig 1921, 48 S.) ist wohl das beste hierüber die kürzlich erschienene Studie des französischen Generalstabmajors L. Roeltz, „La Bataille de France“ (Payot, Paris 1928, 263 S.), die unter reiflicher Ausschöpfung des

vorhandenen Quellenmaterials eine ausgezeichnete, feinsinnige und völlig objektive Darstellung der Großen Schlacht in Frankreich gibt. Angenehm berührt insbesondere die bei Franzosen sonst nicht häufig anzutreffende ritterliche Gesinnung des Verfassers, der den großen Leistungen des deutschen Heeres voll gerecht wird. Mit seinen in maßvoller Form vorgebrachten und eingehend begründeten kritischen Bemerkungen kann man sich fast durchweg einverstanden erklären. Sie zeugen von guter Schulung und gereiftem strategischen Urteil. Aus den scharfsinnigen Betrachtungen Roeltz' geht hervor, daß Lubendorff schon von Anfang an nicht mit vollem Herzen bei der Sache war und am Erfolge zweifelte. Ein Feldherr aber, der nicht den starken Willen zum Sieg hat und nicht auch den Glauben an den Sieg in sich trägt und bereit ist, diesen seinen stärkeren Willen dem Feinde aufzuzwingen, ist von vorn herein zum Mißerfolg verurteilt. In dieser Hinsicht war Marshall Foch, man mag sonst über seine Fähigkeiten denken, wie man will, wirklich vorbildlich. Was aber Lubendorff besonders vorzuwerfen ist, ist, daß er an seinem ursprünglichen Plan nicht zäh festgehalten und nicht alle verfügbaren Kräfte zu dessen Durchsetzung eingesetzt hat.



Aus „Foerster, Graf Schlessen und der Weltkrieg“
(Verlag von E. S. Mittler & Sohn in Berlin)

seht hat. Schon die erste Kräfteverteilung war wenig glücklich und barg den Keim zu weiteren Fehlern in sich. Die Kräfte der Stoßgruppe (17. und 2. Armee) waren zu schwach bemessen, jene der 18. Armee zu stark. Ein einheitlicher, klar erkennbarer Schwerpunkt fehlt, auch war keine genügend starke Heeresreserve ausgeschieden. Das Schlimmste aber war, daß wenige Tage nach Beginn der Offensive, als die 18. Armee raschere Fortschritte macht als die übrigen Armeen, Lubendorff seinen früheren guten Plan fallen läßt und der 18. Armee einen offensiven Auftrag Richtung Paris zuweist. Die verfügbaren Heeresreserven werden nach und nach zur 18. Armee nach Süden verschoben, und die ganze Angriffsbewegung flattert exzentrisch in drei Richtungen — St. Pol (17. Armee), Amiens (2. Armee) und Montdidier—Compiègne

gehend begründeten kritischen Bemerkungen kann man sich fast durchweg einverstanden erklären. Sie zeugen von guter Schulung und gereiftem strategischen Urteil. Aus den scharfsinnigen Betrachtungen Roeltz' geht hervor, daß Lubendorff schon von Anfang an nicht mit vollem Herzen bei der Sache war und am Erfolge zweifelte. Ein Feldherr aber, der nicht den starken Willen zum Sieg hat und nicht auch den Glauben an den Sieg in sich trägt und bereit ist, diesen seinen stärkeren Willen dem Feinde aufzuzwingen, ist von vorn herein zum Mißerfolg verurteilt. In dieser Hinsicht war Marshall Foch, man mag sonst über seine Fähigkeiten denken, wie man will, wirklich vorbildlich. Was aber Lubendorff besonders vorzuwerfen ist, ist, daß er an seinem ursprünglichen Plan nicht zäh festgehalten und nicht alle verfügbaren Kräfte zu dessen Durchsetzung eingesetzt hat.

(18. Armee) — auseinander. Nirgends ist mehr ein Schwerpunkt erkennbar, das strategische Gesetz von der Kräftevereinigung am entscheidenden Punkt wird mit Füßen getreten. Ludendorff wußte offensichtlich selbst nicht mehr, was er wollte, und man kommt zu der traurigen Erkenntnis, daß er von Anbeginn an kein festes strategisches Ziel gehabt hat, wofür auch noch andere schwerwiegende Beweise sprechen. Die Folge dieser Überspannung der Angriffsziele war naturgemäß, daß die mit so großen und auch berechtigten Hoffnungen begonnene große Offensive schließlich überall stedenblieb und am 5. April als ergebnislos abgebrochen werden mußte. Das Ergebnis der Großen Schlacht in Frankreich war zwar ein unbestreitbarer taktischer Erfolg, aber ein völliger strategischer Mißerfolg für die Oberste Heeresleitung. Ludendorff ist gescheitert, obwohl er für sich die Vorteile der Überlegenheit an Zahl, der Initiative und der Überraschung gehabt hat. Die Operation gegen die Engländer war durchaus durchführbar, Ludendorff hat sie aber anscheinend gar nicht gewollt. Seine Führung ist charakterisiert durch den fortgesetzten Wechsel des strategischen Ziels, eine andauernde Verzettelung der Kräfte und das Fehlen von Reserven an entscheidender Stelle. Dank dieser Fehler sind Frankreich und die Alliierten „gerettet“ worden, sagt Roelß, für uns ein schmerzlicher Beweis dafür, wie nahe wir nach dem Urteil unserer Gegner am Ziel gewesen sind. Die deutsche Führung in der großen Schlacht in Frankreich war kein Meisterstück! Wie ganz anders war doch die Führung eines Hindenburg bei Tannenberg, der trotz aller Hemmungen und Zwischenfälle mit unerschütterlicher Beharrungskraft an dem einmal gefaßten Plan und strategischen Ziel festhielt.

Es ist ein eigenartiges Zusammentreffen, daß die Vermutungen und Urteile Roelß' in den kürzlich veröffentlichten Kriegstagebüchern des Kronprinzen Rupprecht von Bayern ihre volle Bestätigung finden. („Mein Kriegstagebuch“. Herausgegeben von Eugen v. Frauenholz. Verlag Mittler und Sohn, Berlin 1929, 3 Bände. 524, 476, 394 S.) So schreibt Kronprinz Rupprecht am 1. April 1918 in sein Tagebuch: „Ich bedaure sehr diese Abweichung vom Operationsplan, der die Offensive lediglich nördlich der Somme vorgesehen hatte. Dadurch, daß die 18. Armee über den Kanal offensiv wurde, ist viel Unheil geschehen. So wurde der Angriff erzentratisch und vererbte allmählich.“ Und am 5. April 1918: „Daß die 17. Armee nichts erreichen konnte, lag daran, daß sie über keine ausreichenden Reserven verfügte. Das gleiche gilt für die 2. Armee. Die O.H.L. hatte fast alle Reserven zur 18. Armee verschoben. Es fällt auf, daß in allen Weisungen der O.H.L. eine eigentliche Absicht nie zu erkennen ist ... und es macht mir den Eindruck, wie wenn die O.H.L. sozusagen von der Hand in den Mund lebt, ohne sich zu bestimmten operativen Absichten zu bekennen. ... Im Frühjahr 1918 ließ ich bei der O.H.L. nach dem operativen Ziel anfragen. Die telefonische Antwort Ludendorffs lautete: „Das Wort Operation verbitte ich mir. Wir hauen ein Loch hinein. Das Weitere findet sich. So haben wir es in Rußland auch gemacht.“ Was soll man zu solcher Feldherrn-Auffassung sagen! General Hoffmann hat auf eine ähnliche Bemerkung Ludendorffs diesem die sehr richtige Antwort gegeben: „Erzählen, jeder Fähnrich, der diese Frage so behandeln wollte, rasst rettungslos durch das Examen.“

Kronprinz Rupprecht gibt in seinen Aufzeichnungen der Überzeugung Ausdruck, daß der Angriff gegen die Engländer unbedingt zu einem vollen Erfolg geführt hätte, wenn die O.H.L. der 17. Armee Reserven zugesührt hätte. Der 27. März 1918 war der Wendepunkt der Großen Offensive. An diesem Tag gab die O.H.L. der 17. Armee den Befehl, den Angriff gegen die Engländer einzustellen. Kronprinz R. schreibt hiezu: „Ich bedaure es lebhaft, daß wir nicht zuerst die Engländer völlig erledigen durften, die m. E. nicht mehr standgehalten hätten. Es wäre richtiger gewesen, erst den Engländern den Todesstoß zu versetzen, bevor man sich gegen die Franzosen wandte.“ Nach dem Mißlingen der großen Märzoffensive und der sich später weiter nördlich anschließenden Angriffe war sich der Kronprinz darüber im klaren, daß der Krieg nicht mehr zu gewinnen war. Die Fortsetzung der Angriffe an anderen Stellen führte

nur zu weiterer Schwächung der ohnehin nicht mehr allzu kampftüchtigen Truppe. Es wäre daher am richtigsten gewesen, das Heer vom Feinde loszulösen und in die rechtzeitig auszubauende Antwerpen—Maas-Stellung zurückzuführen, wo man hoffen durfte, auch überlegenem Feind ohne allzugroße Einbuße noch längere Zeit Widerstand leisten zu können.

Es versteht sich von selbst, daß die umfangreichen und gewissenhaft geführten Tagebücher des Kronprinzen R., die über 4000 Bogenseiten umfassen und vom Herausgeber nur im Auszug dargeboten werden, eine reiche Fülle interessantesten Stoffes für die Geschichtsschreibung bieten. Täglich unter dem frischen Eindruck der Ereignisse niedergeschrieben, lassen sie erkennen, wie die stets wechselnden Ereignisse auf den Führer einwirkten und seine oft schwerwiegenden Entschlüsse bedingen. Sie geben ferner Zeugnis von dem gesunden militärischen Urteil und der staatsmännischen Einsicht des Prinzen, der sich schon frühzeitig für die Erlangung eines annehmbaren Friedens unter Verzicht auf Belgien eingesetzt hat. Zahlreiche beigelegte Briefe an seinen königlichen Vater, den bayerischen Ministerpräsidenten und den Reichskanzler Grafen Hertling sowie weitere Dokumente erhöhen den Wert der Aufzeichnungen. Die Ausstattung des mit zahlreichen Bildern geschmückten Wertes ist in jeder Hinsicht mustergültig. Es ist nur schade, daß der verhältnismäßig hohe, durch den Umfang des Wertes bedingte Preis, weitere Kreise von der Beschaffung abhalten dürfte.

Dreimal während des Weltkrieges bot uns Fortuna die Hand und gab uns die Möglichkeit eines kriegsentscheidenden Sieges: im Marnefeldzug, im anschließenden Herbstfeldzug 1914 und zuletzt in der Großen Schlacht in Frankreich 1918. Dreimal haben wir die Gunst des Schicksals trotz glänzender Truppenleistung nicht zu nutzen verstanden und so infolge Ungenügsamkeit der obersten Führung letzten Endes den Krieg verloren. Es ist daher unbillig, wenn nur der tote Molke wegen des Verlustes des Marnefeldzugs getadelt und geschmäht wird; seine beiden Nachfolger haben in entscheidender Stunde nicht minder versagt. Ungerecht aber wäre es, diesen beiden Generalen hieraus einen Vorwurf machen zu wollen. Sie haben sich redlich bemüht und sicher das Beste gewollt; daß die Aufgabe über ihre Kraft ging, kann ihnen nicht als Schuld angerechnet werden. Die Tragik für uns liegt darin, daß wir in entscheidender Schicksalsstunde keinen genialen „Feldherrn“ besaßen! Unsere Feinde übrigens auch nicht. Sie verdanken den Endsieg einzig und allein der amerikanischen Hilfe.

Zum Schluß sei noch kurz eines Buches gedacht, das sich zwar nicht mit dem Weltkrieg befaßt, aber als Rundgebung eines unserer feinsten militärischen Köpfe allgemeine Beachtung verdient: ich meine das Buch des Generalobersten v. Seede, „Gedanken eines Soldaten“ (Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1929, 179 S., geb. 7,50 M.). Dieses geistreiche, formvollendete Buch ist in der Kürze und Eindringlichkeit, Gedankenfülle und Wucht der Sprache schlechthin ein Meisterwerk, das an Schlieffen gemahnt. Es bietet eine zwanglose Folge von Aufsätzen und Betrachtungen, die sich mit Fragen unserer Zeit beschäftigen. So werden die modernen Schlagworte Pazifismus, Imperialismus, Militarismus treffend gekennzeichnet, die uralten, ewigen Regeln des Kriegs und Grundsätze strategischen Handelns in drei knappen Sätzen aufgezeigt, es wird das Problem „Staatsmann und Feldherr“ in mustergültiger Weise abgewandelt und zur Frage der Abrüstung Stellung genommen. Zu letzterer wird der sehr richtige Standpunkt vertreten, daß eine Friedenssicherung weniger in der Rüstungsverminderung als im „Rüstungsausgleich“ liegt. Der stärkste Anreiz zum Krieg ist ein wehrloser Nachbar, was unsere Pazifisten und Sozialisten (Panzerkreuzerfrage) sich ins Stammbuch schreiben mögen. Eigenartig und in militärischen Kreisen umstritten ist die Stellungnahme v. Seedes zur Frage der modernen Heere. Er sieht die Zukunft der Kriegführung in der Verwendung hochwertiger kleinerer Berufsheere, deren Wirkung durch die Flugwaffe erheblich gesteigert wird, und in der gleichzeitigen Bereitstellung der gesamten Wehrkraft des Volkes, sei es zur Nahrung des Angriffs, sei es zur Verteidigung der Heimat. Als letztes Problem behandelt er dann in geradezu klassischer Aus-

führungen den „Chef des Generalstabs“, insbesondere dessen Stellung und Tätigkeit als Gehilfe des Feldherrn. In dem kurzen Schlußwort, das der Generaloberst „Das Wesentliche“ betitelt, kommt er zu dem Ergebnis: „Das Wesentliche ist — die Tat! Der Charakter ist für das Handeln entscheidender als der Geist. Geist ohne Willen ist wertlos, Wille ohne Geist ist gefährlich.“
 Franz Freiherr von Berchem

Die Lösung der Rechenaufgabe

Vom Dawes-Plan zum Young-Plan

Den Sachverständigen in Paris war zwar nicht nach deutschem Wunsch, aber nach dem Willen der Gläubiger (vgl. „Der Türmer“, Juniheft: „Die Rechenaufgabe von Paris“) eine Rechenaufgabe gestellt: Wie gestaltet man die Zahlungsweise der deutschen Leistungen zweckmäßiger für die Empfänger? Eine Lösung wurde zustande gebracht, der einer der deutschen Vertreter, Vögler, nicht zustimmte; er hielt den deutschen Vorschlag, 1650 Millionen Reichsmark jährlich 37 Jahre lang zu zahlen, für eine nicht zu überschreitende Grenze. Die andern, Schacht, Raftl — der an Vöglers Stelle Hauptvertreter wurde — und Melchior blieben am Verhandlungstisch. Der „Young-Plan“, in der Hauptsache nach dem Entwurf des Amerikaners Owen Young, erhielt auch die deutschen Unterschriften, im Einklang mit der „Mandatgeberin“, der deutschen Regierung. Der neue Plan weist einschneidende Änderungen gegenüber dem Dawes-Plan auf, Änderungen, die in sehr unterschiedlichem Maß Verbesserungen sein mögen. Mit der Ansicht, daß im ganzen der neue Plan besser als der alte sei, wird die Zustimmung der deutschen Sachverständigen begründet. Es ist eine Lösung für die gestellte Aufgabe; aber keineswegs eine Lösung der Reparationsfrage. Den Young-Plan sieht niemand in Deutschland, die Unterzeichner mit eingeschlossen, als „erfüllbar“ an. Nach wie vor soll Deutschland zahlen, was es nicht zahlen kann. Wer als Schuldner in einer solchen Lage ist, hat die Wahl zwischen zwei Entschlüssen: entweder er erklärt gleich, daß er die ihm zugemutete Verpflichtung nicht übernehme; oder er läßt es darauf ankommen, daß er sie später nicht zu halten vermag. Zu diesem letzteren Verhalten ist Deutschland in Versailles, in London 1921 und beim Dawes-Plan gezwungen worden. Heute ist es nicht anders, obwohl die Verpflichtung besonders feierlich abgegeben werden soll, und obwohl der Plan sich selbst als endgültig bezeichnet. Unmögliches kann niemals endgültig sein. Während die deutsche Wirtschaft ausdrücklich die Verantwortung dafür ablehnt, daß es möglich sei, den Young-Plan zu erfüllen, wird die Politik ihn in der heran nahenden Konferenz der Regierungen trotzdem zum geltenden Recht erheben. Hier scheiden sich die wirtschaftliche und die politische Betrachtungsweise.

Würde der Young-Plan nicht in Kraft treten, so müßte es beim Dawes-Plan sein Bewenden haben. Ob die Rückkehr zu ihm möglich wäre, ist heftig umstritten. Es wird gefragt, er sei so falsch angewendet worden, daß die Sicherungen in ihm keinerlei Wert mehr hätten — was noch kein Beweis dagegen ist, daß man ihn nunmehr „richtig“ anwenden könnte. Auch heißt es, die ganze Welt sei nun einmal auf die „Revision“ aufmerksam geworden. Sie werde nicht begreifen, wenn alles beim Alten bleibe. Dem deutschen Kredit werde damit eine „Katastrophe“ bereitet, wovon die Devisenpanik im April einen Vorgeschmack gegeben habe. Es übersteige das Maß der Verantwortung, das einem Menschen zugemutet werden könne, wenn er den Entschluß dazu fassen solle. Dem wird entgegnet, daß Börsenrisiken noch keine echten Krisen sind, und daß es erst recht jede Verantwortung übersteige, sein Volk auf sechzig Jahre mit so ungeheuerlichen Tributen zu belasten. Endlich wird auf den „Wohlfstandsindex“ verwiesen, der zu den $2\frac{1}{2}$ Mil-

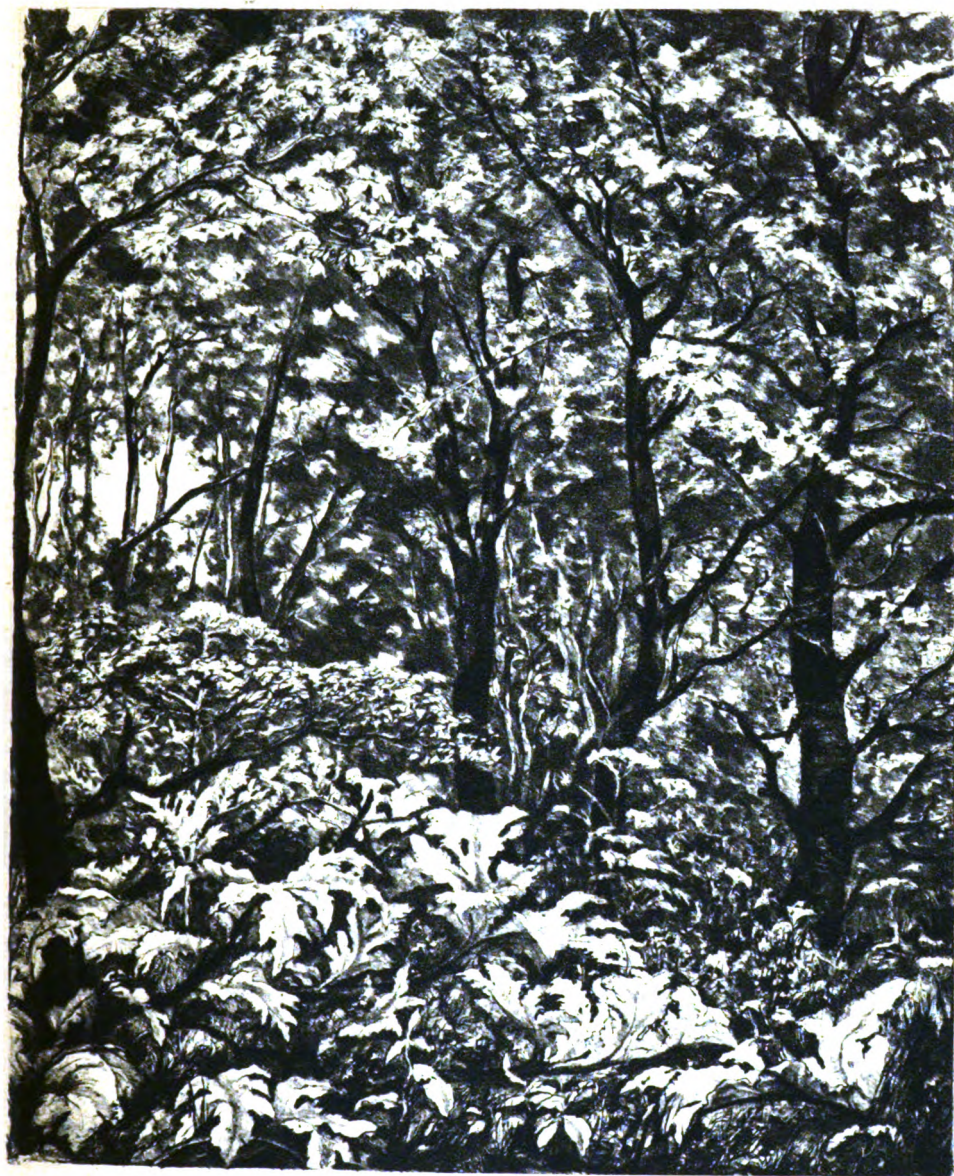
liarden Reichsmark des Dawes-Jahrs noch rund eine Milliarde hinzufügen werde; stellt doch sogar der Kohlenverbrauch im letzten harten Winter nach jenem Maßstab eine „Zunahme des Wohlstandes“ dar! Hiergegen ließe sich immerhin bemerken, daß gerade bei noch größerer Belastung die „Sicherungen“ des Dawes-Plans sich hätten bemerklich machen müssen. Aber zu solchen Betrachtungen ist es nun zu spät. Die „Revision“ ist zu früh erfolgt, und deshalb hat sie keine dauerhafte Besserung gebracht, sondern eine Umlagerung, die allerdings für eine Reihe von Jahren weniger als der Dawes-Plan verlangt; dafür nachher um so länger.

Ob der Young-Plan sonst besser ist als der Dawes-Plan, ist äußerst schwer zu entscheiden. Von den in krummen Summen anwachsenden Beträgen gelten jährlich 660 Millionen Mark, sowie, wie die Reichsbahn nunmehr also „Steuer“ aufbringen soll, als ganz besonders unwiderruflich endgültig. Sie sollen „kapitalisiert“ die Ausgabe von Schuldverschreibungen ermöglichen, die nunmehr also wirklich und tatsächlich „mobiliisiert“, d. h. verkauft werden sollen. Je nach dem Zinsfuß wird der Jahresbetrag für Wertpapiere im Nennwert von 8 bis 10 Milliarden Mark ausreichen. Hiemlich allgemein wird geglaubt, wenn diese Ansprüche in private Hand kämen, so sei insoweit keine neue „Revision“ jemals mehr möglich. All die Deutschen, denen ihre privaten Forderungen im Auslande geraubt wurden, werden daran doch einige Zweifel haben. In Frankreich sollen die deutschen Schuldverschreibungen die „Bons de la défense nationale“ ablösen, Anleihen aus der Finanzierung des Krieges. Dann wird der französische Rentner deutsche Wertpapiere besitzen, wie er einst russische besaß — auch eine Erinnerung daran, was vordem als „sicher“ galt; wenn man auch hoffen muß, daß die Ursache für eine neue Enttäuschung der Franzosen nicht derjenigen für die vorige ähneln möge.

Der Transferschuß für die Zahlungen über jene 660 Millionen hinaus ist im Young-Plan von betrübender Unklarheit. Zwar darf Deutschland selbst erklären, daß es die Verpflichtung nicht einhalten könne, in fremder Währung zu zahlen; und sogar, daß es auch in Reichsmark nicht alles aufbringen könne. Aber es wird nur ein Aufschub von höchstens zwei Jahren gewährt, wonach alles mit Zinsen nachgezahlt und transferiert werden muß. Vor allem soll die Ankündigung mit einer Frist von einem vollen Vierteljahr erfolgen. Bis dahin ist eine etwa erfolgende Währungskrise entweder längst vorüber, oder schon zu gewaltigem Unheil gediehen. Am soll allerdings eine neue Überbant heilsam und ausgleichend wirken. Aber von ihr läßt sich nicht reden, wenn das im Young-Plan aufgestellte Knochengestütz mit genügendem Fleisch umhüllt sein wird. Gewißheit über ihre Nützlichkeit wird man erst erhalten, wenn man sie am Werk sieht.

Soviel der Young-Plan an Einzelheiten enthält, meist abweichend vom Dawes-Plan, der Kern der Angelegenheit hat sich nicht geändert: auch in Zukunft bringt Deutschland Jahr für Jahr, unübersehbar für das lebende Geschlecht, gewaltige Summen im eigenen Gelde auf, die der Verwendung für das eigene Volk, seinen Wohlstand und seine Kultur, entzogen werden. Zu entbehren sind sie nicht, darum werden sie durch Schulden ersetzt. Unter dem Dawes-Plan wurden die Beträge tatsächlich in fremde Zahlungsmittel umgewandelt; unter dem Young-Plan muß es geschehen. Nach wie vor liefert die Ausfuhr mangels eines Überschusses diese Devisen nicht. Nach wie vor werden sie geborgt werden. Damit das Ausland die Devisen herleiht, ist ein höherer Zinsfuß in Deutschland notwendig als in anderen Ländern. Er wiederum verstärkt noch den Zwang, immer neue Schulden zu machen. Wo Schuldenmachen nicht mehr möglich ist, geht deutscher Besitz an das Ausland über. Wenn deutsche Kraftwagenfabriken, deutsche Elektrowerke dem Ausland verfallen, selbst wenn der Eisbe, wie es heißt, an Amerikaner verkauft wird, so sind diese Vorgänge Bruchstücke der Reparation. Der Dollar, der dafür herrollt, rollt zurück als „Transfer“; oft war er schon vorher dafür geborgt, und der Besitzwechsel des Sachwertes gleicht nur die Rechnung aus.

Die Frage, ob der Young-Plan angenommen werden soll oder nicht, beantwortet sich so, daß es immer dasselbe „Ja“ oder „Nein“ ist, um das es sich nun schon viele Male gehandelt hat.



Waldeinsamkeit

Jos. Steiner

(Aus dem Törner)

Es ist immer ein „Ja“ geworden, aus vielen Gründen, die hier nicht auseinandergelegt zu werden brauchen; und auch jetzt wird es wieder ein „Ja“ sein. Aber es ist doch wie eine Erinnerung an Zeiten, die fast vergessen sind, wie wenigstens ein Nachklang der verlorenen Mannhaftigkeit, wenn sich gegen die nun schon lang gewohnte Dienstbarkeit für Fremde Widerspruch und Widerstand erhebt. Daß Böglers dazu den Entschluß fand, wird ihm nicht vergessen werden. St.

Zeitgeschichte im Dienste nationaler Erziehung

Zur richtigen Erfassung des Geschehenen gehört, so sagt man, Abstand. Zeitgenossen sind noch zu befangen, mit ihren Meinungen zu sehr in jüngste Ereignisse verstrickt, als daß sie einen unparteilichen, streng wissenschaftlichen Standpunkt zu ihnen gewinnen könnten. Zum seelischen Fehlgrund gesellt sich der sachliche (der aber für unseren Zeitabschnitt bei der Fülle archivalischer und persönlicher Veröffentlichungen nur noch sehr eingeschränkt gilt): die Quellen sind lüdenhaft. So verschob sich Sybels Bild der deutschen Reichsgestaltung, obwohl ihm die Staatsarchive geöffnet waren, bald danach, als Denkwürdigkeiten Wissender einzelnen Teilen viel von ihrem tatsächlichen Wert und logischen Aufbau nahmen. Ebenso erscheint heute Treitschkes glänzende Darstellung erschüttert, da wir großdeutscher Einheit zustreben und den nationalen Kräften der Mitte und des Südens gerechter werden. Und wie sehr schwankt gar aus jüngster Zeit durch Günst und Haß das Heerführerbild Lubendorffs, das kriegspolitische Eberts oder Stresemanns!

Trotzdem Zeitgeschichte im Dienst nationaler Erziehung? Staatsbürgerliche Erziehung soll doch vor allem eindeutige Tatsachen in aufgehelltem Kommen und Werden, im klaren, gerechten Lichtbild der Hauptpersonen vermitteln! Hier kommt die kollektivistische Geschichtsauffassung im Sinne Lamprechts zu Hilfe; sie vermeidet die Einseitigkeit materialistischer Parteilehre und betont neben der wirtschaftlichen Breitenstreuung die Tiefenwirkung geistiger Triebkräfte. Man mag es bedauern, aber es ist doch so, daß in unserem Zeitalter die Einflußflächen sich gedehnt haben, daß der Führer deutlicher und bedingter denn früher als der Vollstrecker dessen erscheint, worauf der „Zeitgeist“, worauf große Gruppen hindrängen. Darum hoben sich auch im Weltkrieg die leitenden Personen von den geführten nicht mehr so scharf ab, wie in den Kämpfen Friedrichs, Napoleons und Bismarcks; tragische Helden waren nicht einzelne, sondern die Völker. Die Spezialisten haben seinerzeit Lamprecht viele Einzelsehler angetrieben. In der Synopsis, im Zusammensehen hat er dagegen, an Hegel anknüpfend, aber über ihn zeitgemäß hinausführend, viele wertbeständige Einsichten vermittelt und vor allem gelehrt, wie sie zu finden sind. In den großen Bügen der Gesamtströmungen ist eher eine Verständigung möglich als über einzelne Personen, die dem einen Abgott, dem anderen Verderber sind. Demnach kann Geschichte der neuesten Zeit für Jugendunterricht und Volkshochschule als staatsbürgerliche Bildungskraft nutzbar gemacht werden. Sie sollte es auch, weil sie nach Inhalt und Form sich erschließbar sehr fruchtbar gestalten läßt. Wir verstehen unsere Zustände, zu deren Mitbearbeitung jeder Mündige berufen wird, erst, wenn wir den Schlingenspfad verfolgen, auf dem sie nicht nur äußerlich, ereignismäßig wurden. Zwar hat Schopenhauer, gleichgültig für farbige Einzelheiten des Inhalts und auch wohl infolge seines Gegensatzes zu Hegel, die Geschichte für eine Halle der Wiederholungen erklärt. Es zeigt sich aber, daß anders als im Naturgesetz, trotz des Spenglerschen Schemas, die Folge von Ursache und Wirkung in der Geschichte mehrdeutig ist, weil die Variationen des menschlichen Charakters zahlreicher sind, in dem Natur- und Sittengesetz flatteren. So wiederholte sich unter Wilhelm II. das friederizianische Ergebnis nicht. Wir haben an der Geschichte eine logische Schulung, aber auch eine sittliche; der „Willensfreiheit“, der höheren Vernunft wird größerer Spielraum geboten. Neueste Geschichte ist in dieser Hinsicht am wirkungs-

fähigsten, weil ihre nachschütternden Ereignisse am unmittelbarsten zu uns sprechen, wir die Abhängigkeit unseres Lebens von ihnen am merklichsten spüren. Es erscheinen menschliche Fehler und Irrwege, die vielleicht hätten vermieden werden können und durch die stärkste Anspannungen zerbarsten; sichtbar wird Wert und Bedeutung nationalen Handelns, aber auch, wie es sich nicht ungestraft dem allgemein-sittlichen Maßstab entheben kann, sondern ihm unterworfen bleibt. Wir erleben noch, wie grausam Zwischenspiele und der Widerspruch vernichtender Verträge die Entwicklung zu veredeltem Zusammenleben der Völker und der Volksgenossen, diesen sittlich-geschichtlichen Blickpunkt, jäh abzureißen scheinen, und daß doch selbst hier das Böse ein Teil jener Kraft werden will, die das Gute schafft. Man lernt aber vom Ganzen, von Gesamtheiten her auch erkennen, daß und warum auf Grund gegebener Verkettungen zuweilen gar nicht anders gehandelt werden konnte. So wird der Verstand der Wachsenden vom schnellen Aburteilen abgewandt und erzogen, widerwärtige Strömungen und die Tragik des Ganzen gerecht zu beurteilen. Aus parteiischer Schulgeschichte wird Geschichte von höherer Erkenntniswarte, die sicherste Waffe gegen „Schulblügen“. Damit aber ist der Idee der Volksgemeinschaft, dem gegenseitigen Verstehen aus gemeinsamer geistiger Wurzel vorgearbeitet.

Aus diesen Gründen und Zielen erzähliger Zeitgeschichte leitet sich ihr Wie ab. Die höhere Warte erfordert Erzieher, die Selbstzucht zu üben wissen und nicht Parteimeinungen, sondern nationale Selbsterkenntnis ausbreiten sollen. Abirrungen beugt am ehesten gewissenhafte ur-sächliche Ableitung statt allzu „zielbewusster“ Eindrucksmacherei vor. Die frühere Geschichtspflege der Schulen, gegen die das Volkslesebuch der Zeitung seinen Vorsprung vergrößerte, litt nicht allein unter dem Herbartischen Grundsatz: Nur nichts von neuester Geschichte, sondern auch unter ihrer allzu konzentrischen Fassung. Brandenburg—Preußen—Deutschland hieß in den meisten deutschen Schulen bis in die Hochschule die Richtlinie für den Unterricht der neuen Geschichte, und als „Rückgrat“ herrschte der Mechanismus der Zahlen, Kriege, Grenzänderungen, selbst der winzigsten. Darum unterschätzten wir im Kampf gegen eine Welt die anderen und überschätzten den Einzelsieg, vor allem im Osten. Die Dinge sahen wir zu wenig geopolitisch. Man nennt die Deutschen zu „objektiv“. Für unsere Geschichtspflege galt das kaum, weil man Zweck und Mittel vertauschte. Tendenzpatriotismus von lodernen Wurzeln verstellte einen Horizont, in dem Gereifte geschickt und weitblickend die nationale Sache weiterzuführen hatten. Es wurden überraschende „Erfolge“ erzielt, indem der Jugend Entzündliches, helbische Jamben, begeisternde Hymnen mit gewollter Ausschließlichkeit geboten wurden. Aber der Wissensweg ist (entgegen H. S. Chamberlain) nicht die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten, und wirkliche Geschichte spielt sich nur scheinbar in raschen Rufen und schnellen Stößen ab. So wurde ein falsches Bismarck-Bild (der eiserne Kanzler im Rüraffierstiefel) französischer Verzerrung von uns geglaubt. Der wahre Bismarck, der politische Denker, der unermüdlich kombinierende Staatskünstler, trat in den Schatten. Und doch fällt gerade von ihm ein heller Strahl auf deutsche Staatsmänner nach 1918, die allen massenfeindlichen Hemmungen zum Trotz den Geduldsfaden nationaler Wiederentfaltung knüpfen. Die Erkenntnis, daß der Erfolg sich nicht von selbst versteht, sondern problematisch bleibt, wird der Achtung Enttäuschter vor dem Führer aufhelfen; er ist kein Zauberkünstler und sein „Handeln“ heißt heute mehr denn je „Verhandeln“.

Zeitgeschichte im Dienst nationaler Erziehung bedeutet als Aufgabe: ein Geschlecht heranzubilden, das aus den jüngsten Entwicklungen und Methoden das Buch seiner Gegenwart und nächsten Zukunft in vergeistigter statt bloß begeisterter Volksgemeinschaft zu lesen versteht. Dann wird das soldatische, wirtschaftliche, gelehrte Volk der Deutschen auch ein politisches Volk werden und diesen Vorsprung der Nachbarn aufholen.

Dr. Siegfried Braße

Karl Haushofer

Zu seinem 60. Geburtstag

Glückliche Vererbung und reiche, befruchtende Umwelt standen an der Wiege Karl Haushofers, als er am 27. August 1869 zu München den ersten Schrei in die Welt getan. Zwei Großväter wurden die Paten seiner Neigungen und Talente zur Geographie und von da zur geopolitischen Forschung. Der eine Ahn, Max Haushofer, gehörte als Landschaftsmaler der ludowizianischen Zeit zu den Entdeckern der Münchner und der bayerischen Landschaft, während Großvater Karl Nikolaus Fraas, Philhellene und Gründer des botanischen Gartens in Athen, dem Enkel den starken Naturfönn vererbte. Und endlich war es der Vater Max Haushofer, der als Nationalökonom und Professor der Handelsgeographie der Technischen Hochschule München den Sohn hinföhrte zur großen, unerföhplichen Welt der Tatsachen und Wirklichkeiten, an denen alle Erkenntnis menschlichen Förschens zu wachsen berufen ist. Und noch ein Name muß hier stehen: Friedrich von Ratzel, politischer und Anthropogeograph und Mittelpunkt des Münchner Geographentreises, der durch Namen wie Oskar Peschel, Oberhummer, Goetz u. a. bis über die Jahrhundertwende unserer Zeit hinaus maßgebend und richtunggebend gekennzeichnet geblieben.

Aber wie alles Leben, föhrte auch Karl Haushofers Bahn erst auf Umwegen zum Ziel. Der junge Naturwissenschaftler wurde Soldat und fand an der Artillerie- und Ingenieurschule zu München und später an der Kriegsakademie im geschichtlichen, geographischen und volkswirtschaftlichen Unterricht seine Gedankenrichtung bestärkt. Freilich, Mars regierte auch im Unterricht die Stunde, auch als er später von 1904 bis 1911 im Generalstab als Lehrer der neueren Kriegsgeschichte sich das ganze militärisch-geographische Werk von Moltke, Napoleon, Fösch und des britischen Imperiums zu eigen machte. In jene Zeit fallen die ersten wissenschaftlichen Arbeiten, gestöht auf Reisen durch ganz Europa, denen im Jahre 1908 die ersten außereuropäischen Reisen nach Indien folgen. Dort ist Haushofer persönlicher Gast des Lord Ritzghener, um hierauf nach längeren Reisen durch China, Sibirien und nach Tokio zum Dienststudium der 16. Japanischen Division und dem Feld-Artillerie-Regiment in Kyoto anzugehören. In Japan nahm Haushofer, der in seiner Gattin einen wertvollen Arbeitskameraden gefunden, Gelegenheit, durch regelmäßige Aussprache den föhrenden und aufbauenden Männern der Meiji-Zeit, Fürst Ratsuma, Ito, Yamagata, Baron Kituchi näherzutreten und dabei sein wachsendes geopolitisches Interesse gefördert zu finden. Diese Eindrücke und Lehren hat Haushofer nach seiner Heimkehr in dem wehrgeographischen Buche „Dai Nihon“ und in zahlreichen Einzelberichten niedergelegt. Während der unfreiwilligen Muße einer Erkrantung entstand die Doktor-Dissertation „Deutscher Anteil an der geographischen Erschließung Japans“.

Der Weltkrieg sah Karl Haushofer auf allen Kriegsschauplätzen, auf deren Fronten er erfolgreich kämpfend, u. a. im besonderen Auftrag des Kommandierenden Generals von Lismann von der Dorna-Watra-Ede bis zum Roten-Turm-Paß und zum Förbzburger Paß bis zuletzt an vorderster Stelle stand. Als Generalmajor föhrte er die 30. Bayerische Reserve-Division im November 1918 in die Heimat zurück. Der Soldat hatte seine mehrjährige vaterländische Pflicht erfüllt, nun stand Karl Haushofer am Ziel seiner Hoffnungen und Wünsche, der Geopolitiker durfte sein Werk frieblich: wissenschaftlicher Forschung beginnen. Mit einer Schrift „Geographische Grundrichtungen der Entwicklung des Japanischen Reichs“ habilitierte er sich an der Ludwig-Maximilian-Universität München. Bald folgte die auf den Ideen Ratzels und des schwedischen Forschers Rudolf Kjellén begründete „Zeitschrift für Geopolitik“, an der sich Otto Maull, Erich Obst, H. Lautensach, F. Termer und viele andere Mitarbeiter beteiligten. Von Haushofers Veröffentlichungen seien folgende wichtigen Werte genannt: „Das Japanische Reich in seiner geo-

graphischen Entwicklung“, „Japan und die Japaner“, „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“, „Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung“, „Bausteine zur Geopolitik“, ferner kleinere Arbeiten über Geopolitik, Geographie, Ostasienkunde, Selbstbestimmung der Monsunländer, Grenzfragen.

Neben eigener Forschung ist Karl Haushofer vor allem als Präsident der Praktischen Abteilung der „Deutschen Akademie, München“ tätig. Er bildet da den befruchtenden und erweckenden Mittler zwischen „den im reinen Äther der Wissenschaft schaffenden Geistern und denen, die deren Erkenntnisse in das einsbedrohte Lebenskreise, abgeschnittene Grenzlande, Oasen deutscher Kultur hinaustragen, und deren Wünsche und Räte wieder nach Hause zu den Arbeitsstätten der Wissenschaft bringen, — und den geistigen Quellen deutscher Art in Geschichte, Sprachforschung, Staats- und Naturwissenschaft“.

An der Schwelle des siebenten Lebensjahrzehnts steht Karl Haushofer als, sagen wir es ohne Überheblichkeit, Neugründer der geopolitischen Forschung und Wissenschaft und als Lehrer und Führer eines kommenden deutschen Geschlechts vor uns. Wer den von junger, ungeschwächter Kraft erfüllten Sechziger aus der Ferne wie in der Nähe schreiten sieht, die offenen Augen dem Lichte des Tages zugewandt, der weiß, daß dieser immer neu Erkennende und emsig am Werkstuhl der Zeit Schaffende ein verehrungswürdiger Träger seiner Wissenschaft ist und damit teilhaben wird am Neubau unserer vernichteten Heimat, unseres künftigen Deutschen Reichs. So wollen wir Karl Haushofer an der Schwelle eines neuen Jahrzehnts grüßen.

Dr. Eduard Scharrer

Die Öffentlichkeit

Zu den obersten Vorbedingungen des politischen wie des wissenschaftlichen, künstlerischen, kulturellen und sozialen Lebens der Neuzeit gehört die Öffentlichkeit. Diesem Leben ist sie so unentbehrlich wie dem körperlichen Leben die Luft.

Die Öffentlichkeit ist eine Errungenschaft der Neuzeit, der liberalen Weltanschauung und in den Verfassungskämpfen durchgesetzt worden.

Vordem war die Öffentlichkeit von heute nicht vorhanden. Wie Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit erwähnt, schrieb man zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Frankfurt über eine unerträgliche Entweihung des Privatlebens, als der Rat der Stadt den Unternehmern des Intelligenzblattes erlaubte, Listen der Getauften, Getrauten und Gestorbenen zu veröffentlichen. Bis zum Jahre 1779 durfte die englische Presse über die Parlementsverhandlungen nicht berichten.

Die Öffentlichkeit des Staatslebens wird gewährleistet durch die öffentlichen Verhandlungen der Volksvertretung und sonstiger Vertretungskörper und durch das öffentliche Gerichtsverfahren. Praktisch verwirklicht wurde die Öffentlichkeit erst durch die Zeitung und ihre Berichterstattung. Ohne die Zeitung keine Öffentlichkeit. Was geschieht oder gesprochen oder verhandelt oder verkündigt wird, verbreitet am raschesten und weitesten die Zeitung in Wort und Bild. Ergänzend sind in neuerer Zeit hinzugegetreten die Lichtspieltheater mit ihren bilderreichen Wochenberichten und der Rundfunk mit seinem Vortrags- und Nachrichtenwesen.

Bismarck legte größten Wert auf die Öffentlichkeit. An der Regierungsart der Neuzeit schätzte er nichts so sehr wie die unbedingteste Öffentlichkeit. Nach seiner Auffassung soll kein Winkel des öffentlichen Lebens dunkel bleiben.

In einem Anhang zu seinem Traktat vom ewigen Frieden sagte Kant: „Ohne Publizität gibt es keine Gerechtigkeit, die nur als öffentlich kundbar gedacht werden kann. Wo Öffentlichkeit verfaßt ist, ist auch kein Rechtszustand.“

Noch wird die Öffentlichkeit nicht überall durchgeführt. Nicht öffentlich sind die Sitzungen der meisten Staatsverwaltungen. Vor der Öffentlichkeit verschleiert sich das Ministerium des Auswärtigen. In Preußen dürfen die Einkommensteuerlisten nicht veröffentlicht werden. Auch die Börsen scheuen die Öffentlichkeit. Die Höhe der täglichen Umsätze darf an der Berliner Börse und wohl auch an anderen deutschen Börsen nicht bekannt gegeben werden, wird aber in New-York Tag für Tag veröffentlicht.

Der Öffentlichkeit entzogen bleiben soll das häusliche Leben. Nur soweit Gerichtsverhandlungen auch da hineinleuchten, sollte die Presse darüber berichten. Die italienische, französische und amerikanische Presse behandelt das gesellschaftliche und persönliche Leben eingehender als die deutsche. Die englische Presse bringt noch heute wie vor hundert Jahren spaltenlange Berichte über Ehedürche und Scheidungslagen.

Gelegentlich führt der Grundsatz unbedingtester Öffentlichkeit zu Zwischenfällen mit merkwürdigen Rückwirkungen. Wenn irgendwo einmal ein Sezerausfall erfolgte und keine Zeitung erscheinen konnte, zeigte es sich, daß die parlamentarischen Verhandlungen sachlicher geführt und die Reden kürzer gehalten wurden. Wer Reden zum Fenster hinaus für seine Parteifreunde halten wollte, was sehr häufig vorkommt, schwieg während eines Sezerausfalles, weil die Parteiblätter nichts in die Öffentlichkeit bringen konnten. Im allgemeinen werden die parlamentarischen Reden nicht mehr so ausführlich wie früher wiedergegeben und namentlich dann zusammengestrichen, wenn sie von Parteirednern gehalten werden, denen die Zeitung unfreundlich gegenübersteht.

Eine Zeitung verletzt ihre Pflichten gegenüber der Öffentlichkeit, wenn sie wichtige Tatsachen oder Strömungen unterdrückt, weil sie ihrer Richtung oder ihren Interessen unbequem sind oder zuwiderlaufen.

Paul Deyn

Sinn und Wert der deutschen Eigenheimbewegung

Im folgenden geben wir den Vortrag, den der Herausgeber anlässlich der Stuttgarter Eigenheimtagung gehalten hat, in einem kurzen Auszug wieder. D. E.

Die alten Germanen kannten zwei Dinge in ihrem Leben, die ihnen in ganz besonderem Maße heilig waren. Sie besaßen heilige Haine und heilige Heime, Bezirke, die fest umfriedet unter dem Schutz der Gottheit und des Staatswesens standen. Eine Entweihung des heiligen Haines wie auch des heiligen Heimes war ein schweres Verbrechen. Wie der heilige Hain der Ehrfurcht vor den ewigen Mächten galt, so bedeutete das heilige Heim eine durch Gesetz und Sitte gesicherte Freisphäre, die den Menschen in Verbindung setzte mit der Erde, mit dem Mutterboden, aus welchem sein Volkstum erwuchs. Altgermanische Siedlungen waren nicht nach dem Muster römischer Städte angelegt, sondern bestanden aus einer Anzahl vereinzelter benachbarter Wohnheimstätten, Eigenheimen im wahren Sinne dieses Wortes. Das Mittelalter mit seinen Städtegründungen führte die Menschen in ein engeres Wohn- und Wehrverhältnis. Aber immer hatten sie genügend Lebensraum zur Verfügung. Mit dem 19. Jahrhundert begann ein Prozeß, der immer schneller anwachsend bis zu einem rasenden Tempo die Daseinsweise der Menschen von Grund auf veränderte. Die vorwärtsschreitende Industrialisierung und Mechanisierung schuf Städtebildungen von nie gekannten Ausmaßen. Um die Millionen Abwanderer, die vom Lande her in die Städte strömten, dort überhaupt unterbringen zu können, mußte eine Kasernierung dieser einst so freien Menschen erfolgen. Die Großstadtkultur ließ uns zum Volk ohne Raum im doppelten Sinne werden, welches nach Poincaré 20 Millionen

Menschen zuviel hat, die noch nicht einmal genügend Platz besitzen, um das bescheidenste Wohnbedürfnis zu befriedigen. Die katastrophale Zuspitzung dieser Verhältnisse nach Beendigung des Weltkrieges führte zu einer in solchen Ausmaßen noch nie dagewesenen Wohnungsnot.

Das deutsche Volk hat diese Zustände gründlich satt. Immer deutlicher prägen sich Erbitterung und abgrundtiefer Haß gegenüber diesen Verhältnissen aus. Eine uralte Sehnsucht des deutschen Menschen erwacht, wächst und schwillt an zu einer mächtigen Bewegung, zur Eigenheimbewegung. Man kann wohl sagen, daß diese Volksbewegung im Begriff steht, revolutionären Charakter anzunehmen, wie das Leonhard Schridel im Festschrift des „Türmers“ (S. 374) näher ausgeführt hat. Die deutsche Eigenheimbewegung steht gegenwärtig in ihrer schicksalvollsten Stunde, deren Größe und Bedeutung vielleicht nur wenige klar erkennen. Die Zukunft unseres Vaterlandes hängt in entscheidender Weise davon ab, wie wir uns als Volk zu dieser Frage stellen. Mit der Lösung der Eigenheimfrage fallen tausend dunkle Rätselfragen unserer Zeit.

Wenn in England 83% der Bevölkerung in Eigenheimen wohnt und in deutschen Großstädten und Industriezentren 90% der Bevölkerung zu einem elenden Dasein in Mietskasernen verurteilt ist, so zeigen die beiden Zahlen mit erschreckender Deutlichkeit die abgrundtiefe Bedeutung dieses Problems.

Unserem deutschen Volke fehlt nach dem Zusammenbruch des alten Reichs eine einheitliche Idee, für die weiteste Kreise bereit sind, ihr Bestes einzusetzen. Der tragische Riß, der seit den Tagen Luthers unser Volk in zwei weltanschauliche Lager spaltet, wird unendlich vertieft durch die Tatsache zweier Nationalflaggen. In Wirklichkeit haben wir ja noch mehr Flaggen in Deutschland als diese beiden. Die eine der hier ungenannten Flaggen steht blutigrot am Ostmarkenhimmel, hinter ihr lauert die große Sphinx im Osten: der Bolschewismus. Wir müssen einen Wall aufschütten gegen die hereinbrechende Flut bolschewistischer Wahnideen, die unsere deutsche Kultur vergiften, wenn es uns nicht gelingt, jene heimatlosen, entwurzelten Menschen der Großstädte der Verheerung zu entziehen. Gebt den Menschen, die weder Heim noch Scholle kennen, Wohnstätten auf eigenem Grund, und die Gefahr des Bolschewismus ist gebannt. Hier liegen wunde Fragen offen, an denen die geschäftige Politik des Tages arglos vorbeigeht. Es handelt sich heute nicht so sehr darum, darüber zu sinnieren, wie unsere deutsche Kultur gesteigert werden kann, sondern viel wichtiger ist die Frage: Wie erhalten wir den Bestand unserer deutschen Kultur? Da ist die Schaffung von Eigenheimen eines der hervorragendsten Mittel, welches besser ist als alle die so viel gepriesenen Scheinmittel und Truglösungen.

Hier liegt eine Idee zutage, die stark und wurzelhaft genug ist, eine ganze Volksbewegung zu tragen. Wir müssen dafür sorgen, daß der Gedanke des Eigenheims bis in die Tiefe des Volkes hinein wie ein glimmender Funke zu hellem Brand entfacht wird, daß Millionen Menschen sich einig werden in dem Willen zur Tat und bereit sind, Opfer im Dienste dieser Idee zu bringen, Opfer der vermehrten Arbeit, Opfer des Verzichts auf manchen entbehrlichen Luxus. Wieviel Geld wird ausgegeben für nutzlose und überflüssige Dinge! Der Baupargendanke, wie ihn Georg Knapp mit seiner Gründung der Wüstenroter Gemeinschaft der Freunde aufstellte, muß der Grundpfeiler dieser Bewegung sein. Man macht einen Muttertag, man macht einen Tag des Buches, man macht eine Reichs-Unfallverhütungswoche, man macht einen Weltspartag. Viel wichtiger und viel erfolgreicher im Interesse unserer Kultur und insbesondere einer Stärkung unserer volkswirtschaftlichen Kraft wäre es, in ganz Deutschland alljährlich einen Baupartag zu veranstalten, hinter welchem die Idee des Eigenheims steht. Das Baugewerbe gilt als Schlüsselgewerbe, wird also unser ganzes Wirtschaftsleben befruchten.

Peter Kosegger schreibt in einem Brief an den Bodentreformer Damaskle: „Der echte Mensch kann nur aus der Erde wachsen, und die körperliche Arbeit schützt vor Armut und Reichum. Nicht arme, nicht reiche, sondern zufriedene Menschen muß die neue Kultur bringen.“ Von satten Menschen kann man in der Regel nicht erwarten, daß sie schöpferisch sind, und hungrige Menschen haben für nichts anderes zu sorgen als für die bringendste Nahrung des Tages. Es

bleibt keine Zeit zu schöpferischer Betätigung. In allen Völkern und zu allen Zeiten stieg aus dem gefunden Mittelstand die Intelligenz empor, und gerade der deutsche Mittelstand ist es, dem die Eigenheimbewegung dient.

Im Zeitalter des Verkehrs ist eine weitgehende Dezentralisierung der Städte möglich. Was verschlägt es, wenn man zu seiner beruflichen Arbeitsstätte eine Fahrt von 20 Minuten nötig hat und dafür aber im eigenen Hause auf eigener Scholle wohnt. Der Bauausführung sind durch die schlechte wirtschaftliche Zeitlage die engsten Grenzen gezogen. Luxus aller Art ist geradezu verboten, und es liegt darin ein kultureller Nutzen von größtem Ausmaß. Der Zwang zur Sparsamkeit führt zu einem neuen Baufinn. Das schlichte Bauernhaus, oft Jahrhunderte alt, ist wieder Vorbild geworden in der Einfachheit des Raumes und der Linien. Andererseits aber gelten heute neue statische Gesetze, die von innen heraus einen neuen Stil bilden werden. Unserer deutschen Architekten harret hier eine große und schöne Aufgabe. Am Bau des Eigenheims kann der Baukünstler den neuen deutschen Stil bilden, der sich bereits in zahlreichen guten Beispielen klar ausprägt. Hier sei auch der farbigen Bauweise gedacht. Bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts kannte man keine andere als die farbige Behandlung der Wohnhausbauten. Aber die Zeit der Industrialisierung und der mißverständlichen Begriff von der angeblich farblosen Antike verschuldeten die hereinbrechende Zeit der öden Farblosigkeit. Um uns dies deutlich zu veranschaulichen, sehen wir einmal in das Arbeiterviertel einer industriellen Großstadt. Grau in grau starren uns endlose Reihen elender Mietkasernen an. Trostlos und düster ist das Bild, welches sich dem Beschauer bietet. Goethe wies schon in seiner Farbenlehre auf die außerordentlich große Bedeutung der Farbe für das Gemütsleben hin. Sind schon die Wohnverhältnisse in solchen Wohnkästen denkbar elend, so wird diese Trostlosigkeit bid unterstrichen durch das schmutzige Grau der Fassaden, hinter denen Menschen wie Herden zusammengepfercht in Ställen wohnen. Aus dem Gemüt aber steigen alle jene Kräfte auf, die zum Willen und zur Tat führen. Tausende Menschen werden dort in jenen Elendsquartieren nicht groß.

Wer ein schönes Haus besitzt, dem wird es doppelt lieb und wertvoll sein. Sind alle Vorbedingungen, die an ein vernünftiges, befriedigendes und schönes Wohnen gestellt werden müssen, einigermaßen erfüllt, so werden die Geschlechter, die in solchen Häusern aufwachsen, in unvergleichlich höherem Maße das wiederfinden, was weiten Kreisen unseres Volkes unter dem Donner der Granaten, unter der zermalnenden Wucht der Inflationszeit vielfach verloren ging: das Gefühl für Vaterlandsliebe. Die Menschen werden wieder verwurzelt sein mit ihrer Heimat. Sie werden nicht, losgelöst von der Scholle, Sklaven der Arbeit sein, sondern stehen bewußt im Schaffens- und Lebensprozeß des Volkes. Sie sind nicht mehr dem Hausrecht eines Dritten unterworfen, in dessen Hause sie nur auf Zeit eine bezahlte Wohnstätte finden. Freier Herr auf freiem Grund, das Ideal des alten Germanenvolkes, wird wieder wach in ihren Herzen.

Die Förderung der Eigenheimbewegung bedeutet eine Stärkung der Volksgesundheit. Der Geburtenrückgang der letzten Jahre setzt uns auf die Liste der sterbenden Völker. Die Förderung der Eigenheimbewegung wird zugleich einer Vermehrung der Volkszahl dienen. Kinderreiche Familien bedeuten für die Kultur eines Landes oft unermesslich viel. Es sei erinnert an die berühmten Spätlinge der Geschichte (Johann Sebastian Bach u. a.). Das deutsche Familienleben wird wieder zu seinem jezt vielfach unterdrückten Rechte kommen. Wenn die Kinder in gesunder Luft und gesunder Umgebung heranwachsen, wird die vielgenannte Schuld des Milieus als Ursache des Scheiterns so mancher Existenz fortfallen. Die gesunde Atmosphäre, die das Eigenheim umgibt, ist die beste Voraussetzung für eine gesunde und echte, volksbewußte und lebendige Kunst und Literatur, die befreit ist von jenen Verirrungen und Vergiftungen, wie sie eine gewisse Großstadtluft hervorgebracht hat. Nicht mehr das Kellerlochdasein der Großstadt wird das Problem der Literatur bilden, sondern die Menschen werden befreit sein von jener trankhaften Eier, den Mächten der Verneinung zu huldigen und so die zerfetzenden Tendenzen östlicher Wahnideen vernichten.

Die Eigenheimbewegung dient einer erhöhten Gesundheit, einer gesteigerten Volksvermehrung. Durch die Kleingärten, die unbillig zum Eigenheim gehören müssen, wird die produzierte Nahrungsmittelmenge vergrößert. Die Steuerkraft des Volkes wird zunehmen. Die Sicherheit vor Verhehung und Unruhe wird erhöht, die Straffälligkeit vermindert. Armen- und Kranken-etats der Länder und Gemeinden werden entlastet. Alles in allem eine gewaltige Steigerung unserer deutschen Volkskraft!

Betrachten wir unsere augenblickliche Lage, sehen wir hinein in die Wirtschaftsstatistik, in die Notordzahl der Arbeitslosen, in die Zahl der Konkurse und Geschäftsaufsichten, so zeigt sich ein düsteres Bild. — Was können wir tun, um aus dieser trostlosen Lage herauszukommen? Unendliche Werte sind durch den Krieg zertrümmert. Was übrig blieb, nahm die Inflation, und das Letzte nimmt uns die Reparation. Ich wüßte nichts Besseres, was wir als Volksganges tun könnten, als im großen Stil mit allen Mitteln die Eigenheimbewegung zu fördern. Millionen fleißiger Deutscher, die den Willen haben, vorwärts zu kommen, aus dem Elend unserer Lage, die danach streben, wieder zu Besitz und Rücklagen für Fälle der Not zu kommen, können nichts Klügeres tun, als sich wertbeständige Vermögensanlagen zu schaffen in Form von Eigenheimen. Versailler Vertrag, Dawes-Last und neuerdings das Young-Abkommen lasten schwer auf uns. Nichts anderes können wir tun, als neue Werte zu schaffen. Wer die Verwirklichung des Eigenheimgedankens fördert, der hat mitgewirkt an der Befreiung von den Lasten des verlorenen Krieges, an dem Wiederaufstieg und der Wiedererstarkung Deutschlands!

Carl August Walthert

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einfendungen
sind unabhängig vom Standpunkt des „Türmers“

Monarchisch = republikanische Annäherung

Paul Dehn sagt im Oktoberheft des „Türmers“ 1928, die Republik ist da, aber kein Monarchen-
Panwärter. Ich glaube, man muß immer absehen davon, was ist, sondern zusehen, ob das,
was ist, zu unserem Besten dient oder ob uns etwas anderes not tut. Er sagt ferner, der mon-
archische Gedanke ist nicht zu pflegen, sondern der nationale. Für „nationale“ würde er jetzt
vielleicht „völkische“ setzen. Selbstverständlich ist das für ein Volk viel wichtiger. — Ferner:
Republiken können monarchisch, Monarchien republikanisch sein: Ein Widerspruch besteht darin,
daß er Bismarck gelten läßt, aber daß er meint, die Monarchie müßte bei uns weiter verfassungs-
mäßig eingeschränkt werden. Das Schwanken von Friedrich d. Gr. zwischen Monarchie und
Republik ist nicht vorhanden. Er ist Monarch, wenn er auch, genau wie Machiavelli, von der
„Freiheit“ der Republik und „Tyrannei“ der Monarchie redet.

Bei der Frage über die Wiederherstellung der Monarchie sagt Paul Dehn: Der praktische
Politiker setzt sich erreichbare Ziele. Ist Republik oder Monarchie überhaupt ein politisches
Ziel? Es ist nur die Staatsform, womit man politische Ziele erreichen will, mehr die Frage,
wer politisch tätig sein soll, und wenn man es schroff, nicht volksorganisch ausdrückt, wer die
Macht ausüben soll. Politik überhaupt ist aber das Abwenden von Schädlichkeiten von dem
Vollkörper. Das kann sowohl unter der Republik als auch unter der Monarchie geschehen.
Es fragt sich nun, welche Staatsform dazu die geeignetere ist. Es fragt sich dabei nicht, ob ein
Monarchenpanwärter da ist, auch nicht, ob ein Monarch seine Monarchie verspielt hat, sondern
ob der Verlust der Monarchie für das Volk vielleicht verhängnisvoller ist als für den Monarchen.
Macht ausüben ist schön, aber die Verantwortung für ein Volk zu tragen, ist ungemein schwer.
Daß ein Volk selbst die Verantwortung trägt, ist eine schöne Einbildung.

Man kann die politischen Fragen nach zwei Gesichtspunkten untersuchen: 1. in ihrer Wirkung
nach innen, 2. in ihrer Wirkung nach außen; und bei jeder Äußerung kann man sich fragen,
ob sie besser durch eine Republik oder besser durch eine Monarchie zum Ausdruck kommt.

Dehn sagt, Politik machen die leitenden Männer. Gewiß! Aber kommen die in der Republik
oder in der Monarchie besser zur Leitung? Man sagt, in der Monarchie werde der Monarch
nicht immer die richtigen Männer wählen. Nun, wenn wir die Setzungen vor dem Krieg ansehen,
so finden wir dort allgemein die Bestätigung, daß die besten gewählt waren, wenn auch jetzt
jeder bessere gewußt hätte. Kommen denn bei einer Listenwahl die Besten als Leiter an die
Spitze? Es kommen doch die hin, die sich um die Partei — nicht um das Volk — verdient
gemacht haben. Sind das, selbst nur in der Partei, die besten? Es werden die, die für die Partei
nützlich sind, auf die Liste gesetzt. Wäre Bismarck wohl je von einer republikanischen Mehrheit
als Kanzler gewählt worden? Hätte er wohl so lange wie in der Monarchie für das Volk arbeiten
können?

Wie soll sich die Politik nach innen auswirken? Ein Volk muß nach innen „versöhnt“ wer-
den. Gegenseitige Reibungsflächen sind abzuschleifen. Überhebung eines Standes ist zurück-
zuweisen. „Jedem das Seine“ ist in gerechter Weise zu gewähren. Die Moral ist zu heben, die
Bestechlichkeit, besonders die der Beamten, ist mit aller Macht zu hindern. Ein Monarch kann
unmöglich bestechlich sein. Strupelloses Geld zusammentraffen und das Nehmen von „Vor“teil
einzelner ist zu unterbinden. Jedem ist sein gerechter Lohn zu werden. Die Menschenwürde

aller Staatsangehörigen ist unbedingt zu wahren. Sozial und demokratisch soll ein Volk im Innern sein, sozial = nicht klassenkämpferisch, und demokratisch = nicht freihändlerisch, nicht Selbst-, sondern Menschenwert bevorzugend. Erwerbslosenunterstützung ist dasselbe, was die altörmische Monarchie gewährte, Recht auf Arbeit ist das, was Bismarck wollte. Eine Versöhnung durch Parteien ist nicht möglich, denn gerade die wertvollsten Parteimenschen sind die, die gegen die Volksgenossen in der anderen Partei am schärfsten kämpfen. Es ist daher fraglich, ob eine Regierung, die nur auf Parteien aufgebaut ist, innen am besten politisch arbeiten kann.

Ist die Versöhnung im Innern besser durch eine Republik oder durch eine Monarchie zu erzielen? Man stellt uns oft Nordamerika als Vorbild hin. Gewiß, das ist jetzt, nachdem England von Frankreich abhängig geworden ist, die bedeutendste Macht. Die Macht ist aber mehr automatisch gekommen, dadurch, daß sich auf einem gewaltigen, reichen Gebiet immer mehr Menschen einfanden. Sind denn dort die Verhältnisse so vorbildlich? Die Wahlen werden durch Geld gemacht, eine Beseitlichkeit, etwa wie durch Rodefeller, würde bei uns kaum möglich sein, und die ganze amerikanische „Freiheit“ ist bedenklich, wenn man auch das nicht findet, was man bei uns als Ständesbüchel bezeichnen kann.

Und wie wirkt sich Politik nach außen aus? Ein Volk muß nach außen Macht zeigen, ganz gleichgültig, ob es augenblicklich geknechtet ist oder nicht. Nur wenn es Macht zeigen kann, hat es für andere Völker einen Wert. Anglistische Gemüter fragen sich da: Wird es nicht dann noch mehr geknechtet werden? Man knechtet den anderen nur, wenn man etwas von ihm will. Und je bequemer man das von ihm haben kann, desto eher fordert man es. Eine Politik muß nach außen Abwehr zeigen. Man darf das Volk nicht zum Tummelplatz von fremden Heeren und fremdem Geld machen wollen. Durch Genuß des eigenen Fleisches muß das Volk zu einer gewissen Lebenshöhe berechtigt sein. Sein Geburtenüberschuß darf nicht verkümmern und dem Volke verlorengehen, wenn noch anderwärts Weideplätze frei und unbenutzt liegen. Ein Volk muß fähig sein, fremde Bedränger abzuwehren. Gewiß, dazu gehört ein Heer, aber ist denn das Heer nur ein Attribut der Monarchie? Wenn es nicht nötig ist, kann eine Monarchie so gut ohne Heer sein wie eine Republik. Man ist gewöhnt, die Wirkung eines Staates nach außen besonders durch seine Kriege zu empfinden. Wodurch entstehen die meisten Kriege? Da prüfe man einmal die englische Geschichte, und man wird finden, daß fast alles Handelskriege sind. Da ist kein Unterschied, ob ein Staat Republik oder Monarchie ist. Das einseitige Wünschen, keinen Krieg wieder zu bekommen, wird ihn nicht vermeiden. Ein Staat, der nicht für seine Stärke sorgt, wird übel an seinem Volk handeln.

Der Verfasser fragt dann, ob nicht die Verwirklichung der Monarchie das deutsche Volk arg erschüttern würde. Man kann sehr wohl den Kampf darum ablehnen, aber das hindert nicht, daß man die Erkenntnisse möglichst scharf fassen kann. Man muß sich wohl vergegenwärtigen, daß im Inneren Staatsverdrossenheit einsetzt, wenn die Versöhnung nicht bewirkt wird, daß nach außen weitere Knechtung erfolgt, wenn wir nicht Entschlossenheit zeigen. Ob wir das besser in der Republik oder in der Monarchie fertig bringen, wo wir am besten die Verantwortungsbewußten — wo liegt die Verantwortung jetzt! — Männer zur Leitung erhalten, das wäre dann die entscheidende Frage, und wenn wir die Frage beantwortet haben, so darf uns nichts hindern, die für uns beste Staatsform zu wählen.

Georg Reichart, Breslau

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Volk auf alter Erde

Ist der Ruf nach Volkstümlichkeit im deutschen Schrifttum ehrlich? Entpreßt er sich nicht vielmehr der Verzweiflung über die schlechten Geschäfte, die Verleger und Buchhändler mit der üblichen Modellliteratur angeblich machen? Oder — und das fürchte ich — kündigt er nur eine neue Mode an? Wird man nach der Erkältung durch die neue Sachlichkeit plötzlich eine andere Art der Darstellung wählen, um verlogenen Snobismus der tiefen Forderung nach einer neuen, gerechten und geordneten Wirklichkeit anzupassen? Ich glaube, man wird in den Literaturzentralen der Mode nur eine neue Lüge erfinden, um wiederum, wie schon so oft, den Quell eines unleugbar aufpulsenden neuen Lebensgefühles in die eigenen Kanäle zu leiten und eine Kraft, der man nicht ebenbürtig ist, versanden zu lassen.

Aber die Kraft besteht und wirkt. Ich könnte ein Duzend fast unbekannter Namen aufzählen, die von ihr getragen werden, die sie tragen, Dichter, die um das Ursprüngliche wissen, die original sind im Sinne des Hölderlinschen Satzes, nach dem original nur das ist, was so alt ist wie die Welt selbst.

Wenn das Wort „alt“ fällt, so denkt die Mode sofort an „Reaktion“. Ja, sie verleugnet ihre Verfilgtheit mit politischen und gewissen sentimentalischen Tendenzen der Gegenwart, denen sie ihr kümmerliches Leben verdankt, so wenig, daß sie das „Alte“, auch in jenem originalen Sinne, sofort politisch sieht, etwa als konservativ, und es dann aus Lebensangst ablehnt.

Gottfried Kölwel hat sein neues Geschichtenbuch, das im Verlage Georg Müller erschienen ist, „Volk auf alter Erde“ getauft. Er hat damit den Kreis der Menschen, die er schuf, willentlich und wissentlich jedem politischen Zugriff entzogen und sich in den Mittelpunkt des menschlichen Herzens begeben. Man wird ihm deshalb vorwerfen, er sei „vor der Zeit und ihren Problemen geflohen“, oder man wird einen ähnlichen Wortwisch gegen ihn abfeuern. Oder wird man wirklich aus diesen Geschichten Brot backen und es unter das Volk verteilen? Oder gar selbst davon essen — mit den künstlichen Gebissen?

Volk auf alter Erde — das ist eine Einheit. Das ist eine Welt, in der der Mensch nicht gegen seine Mutter kämpft, das ist ein Volk, erfüllt von denselben Leidenschaften, Kräften, Humoren wie die übrigen Geschöpfe der Erde, ja wie das Land selbst, dem es entstammt. Ein in sich selbst starkes Volk, das ungebroschen grünt und wächst und schließlich alles aus sich selber zeugt, auch seinen Himmel, seine Heiligen, seinen Glauben und Aberglauben. Und dieses Volk ist alt im Sinne einer ewigen Jugend, wie sie auch die Erde hat samt ihren Elementen. Züge dieser Menschen erkennen wir wieder in unseren alten Sagen und besonders in den unsterblichen Volksschwänken des Mittelalters, das sich gestattete, nicht nur fromm zu sein, sondern auch mit sich und seinen Heiligen zu spielen, ohne jemals den Geist zu verletzen. Manche der in Kölwels Buch erzählten Schwänke könnten ebenso gut in einem alten Volksbuche oder im Dekamerone irgendeines Volkes von ursprünglicher Lebensführung stehen, so frisch, unverdorben und ablichtlos wirken diese vom Leben selbst gebichteten Erzählungen.

Im Raum dieser „alten Erde“ stehen Dorf, Markt und Stadt, drei Wellentreise des sich ausbreitenden Lebens. Kölwel hat in diesem Buche (hoffentlich werden andere folgen) sein Volk einmal von der heiteren Seite gepakt; er läßt es in seinen Schranken tanzen, und das ist ein respektabler, ja fast gottväterlicher Standort, den er einnimmt, ein Ort jenseits von Gut und

Böse, eben der Standort eines Dichters, dem die Beschränkung auf die reine Darstellung gleichbedeutend ist mit Meisterschaft. In dieser Art zur Welt zu stehen liegt Humor; nicht ein Humor der kleinen Leute oder der tolle Eieffinn dörflichen Scherzes, sondern ein weiser und das Menschliche umarmender Humor, dem alles zum Sinnbild größerer Gesetze wird, gleich welchen Rod es trägt, ein Humor vom Dichter her, ein philosophischer Humor. Man merkt ihn indessen nie als Absicht: die Menschen atmen ihn aus, weil sie von ihm getränkt sind; nirgends sagt der Dichter, wie er verstanden sein will und doch stimmen wir ihm, wenn er eine Geschichte zu Ende erzählt hat, so zu, als habe er uns eine große Weisheit verraten.

Es ist die Weisheit der Liebe, die sich in diesem Volksbuch offenbart, einer Liebe zum Volke, wie es ist. In dieser Liebe hat der Dichter zu sich selbst heimgefunden, und nun gibt es keinen Fortum mehr. Es ist ein selbstloses Bekenntnis zum Volk, dieses Buch voller Schwänke, und schon darum muß es vom Volke geliebt werden. Es beruhigt und erquidit, dieses Buch vom ursprünglichen Leben zu lesen, und den Kunstverständigen wird der eine reine Ton erfreuen, der den ersten Satz ebenso erschwingen läßt wie den letzten, der schlichte prosaische Ton einer lautereren und fast bildlosen Sprache von der größten Anschaulichkeit.

Im ersten Teile des Buches werden Schelmengeschichten aus Fuchshofen erzählt: wie Maurer Widelmann den heiligen Quirin anstreicht und dabei die Rahmdöpfe der geizigen Bäuerin auslöffelt; wie ein Bauer sich totstellt, um der Pfändung zu entgehen; wie der kleine Holzbauer dem Teufel ein Ferkel opfert, das der Herrenmeister Haberl verzehrt; wie derselbige Haberl einem alten Weibe den Teufel austreibt; wie ein anderer seinem Weibe nach glücklichem Wiebverkauf auf dem Markte einen Lebkuchen mitbringt — wie ihn unterwegs diese Ausgabe reut und er den Lebkuchen aufricht samt einem Hundertmarktschein, der ungelesen daran klebt usw. Der zweite Teil des Buches erzählt denkwürdige Ereignisse aus Bertolzhausen; und hier steigert sich der Personenkreis, verstärkt sich die groteske Buntheit der Handlung, so daß wahre Lustspiele entstehen, wie jenes vom „betrogenen Betrüger“ oder von der „entführten Braut“. Der dritte Teil endlich kreist eine kleine Stadt ein. Typen kleiner Beamter, Gesichter von Glückseligen und unglücklichen Unternehmern, Abenteuer romantischer kleiner Mädchen geben das Bild einer Kleinstadt, die nicht mehr zum Lande gehört und die im eitlen Streben nach großzügigerem Dasein kläglich scheitert.

Der innere Reichtum des Buches läßt sich nur andeuten. Mag man es einen ländlichen Delamerone nennen: hier wurde der Ton alter kräftiger Volkserzählung wieder aufgegriffen und behutsam weitergesponnen. Das Buch ist ein Zeugnis für die ungebrochene bildende Kraft, die noch bei uns wohnt und die dem Rundigen eine sicherere Bürgschaft unserer Unverdorbenheit und unseres Wiederaufstieges ist als irgendwelche politische Rundgebung: hier offenbart sich ein Wille zur Dauer, der dem Glauben an die Unsterblichkeit unseres Volkes entspringt.

Josef Magnus Wehner

Robert Hohlbaum

Eine Studie

Politik, Geschichte, Literatur, Weltanschauung: so heißen die Entwicklungsstufen, die das Schrifttum Robert Hohlbaums, des als Bibliotheksbeamter in Wien lebenden deutsch-schlesischen Dichters, innerhalb zweier Jahrzehnte durchlaufen hat, zweifellos eine aufsteigende Linie, seitdem er mit seinen ersten Druckwerken, zwei heute mit Recht vergessenen Versbüchern voll romantischer Anempfindungspoesie („Aus Sturm- und Sonnentagen“, Berlin 1908, und „Ein Leben“, Berlin 1909), an die Öffentlichkeit trat. Aber auch von seinen späteren Werken sind

Abstriche zu machen. Das heute gleichfalls im Buchhandel nicht mehr zugängliche „Studentenbuch aus alter und neuer Zeit“, „Der ewige Leuzturm“ (Leipzig 1913) zeigt den „Alten Herrn“ der Grazer Burschenschaft „Styria“ in der hier dargebotenen Rahmen Erzählung, wo Prager Burschenschafter sich eine Nacht des durch den Badeni-Kummel genügend gekennzeichneten Sturmjahres 1897 durch unfreiwillige Mühe geschichtenerzählend um die Ohren schlagen, bereits auf der Linie der später bevorzugten Stoffe: Studentenleben in schwer bedrängter Zeit, Freiheitsideal, Wartburggeist, Großdeutschland. Politisierendes Studententum — im alten Österreich wenigstens haben die Studenten seit jeher mehr in Politik gemacht als erträglich — mit offenkundiger Bevorzugung des preussisch-protestantischen Nordens, wozu selbst die ganz mißverständene und darum auch kläglich im Sande verlaufene Los-von-Rom-Bewegung die Hand bieten sollte, Verkennung und Vernachlässigung der im katholischen Volksleben Österreichs wurzelnden Kräfte, gepaart mit der verhängnisvollen Preisgabe des Religiösen überhaupt: diese Sätze, die hier nur im Vorbeigehen angedeutet werden können, zusammengefaßt, geben die Signatur des österreichischen Hochschülers und der mit ihm sympathisierenden nicht unbedeutenden österreichischen Intelligenzkreise der Vorkriegszeit; solchen Gedankengängen konnte sich natürlich ein Schriftsteller, der, selbst ein Kind dieser Zeit, dem Zeitgeschmack mit Zeitproblemen dienen wollte, nicht völlig entziehen. Aus diesem Gesichtswinkel müssen Hohlbaums folgende Werke betrachtet werden, die das österreichische Antlitz zeichnen wollen, leider aber auch in manchen Stellen verzeichnen und vor allem nicht zur Seele des Österreichertums hindurchbringen: die Romane „Das Vorspiel“ (1918), der an die Schiller-Feyer des Jahres 1859 anknüpfend, die Entwicklung des in Österreich verpönten großdeutschen Gedankens in der Studentenschaft aus dem lebendigen Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und kulturellen Verbundenheit darstellt, und „Österreich“ (1914), ein pessimistisches Werk, das im Anschluß an den Sieg der preussischen Waffen bei Königgrätz das Problem Preußen-Österreich und seine Auswirkung in der Familie eines österreichisch-schlesischen Grenzstädtchens behandelt, zugleich Vater und Sohn als Antipoden ihrer politischen Gesinnung einander gegenüberstellt und über ihnen zum Schlusse versöhnend den Himmel der ewig geliebten Heimat wölbt, ein Buch, dessen Einseitigkeit nach den Erfahrungen des Weltkrieges wie Schuppen von den Augen fällt; beide Bücher sollten sich nach der Absicht des Dichters mit dem bloß geplanten, aber nie ausgeführten „Herz Deutschlands“, einem Schlußbande, der die österreichische Hauptstadt während des Deutsch-Französischen Krieges darstellen wollte, zu einer Trilogie runden.

Während des Weltkrieges, an dem Hohlbaum als österreichischer Artillerieoffizier teilnahm, ließ er unter den Eindrücken der gemeinsamen Kampffront zwischen Nord und Süd „Deutsche Gedichte“ (1916) ausgehen, die, nun auch in der Form gemeißelt und gemeistert, deutsche Heldenbilder des Geistes und der Tat, des Liebes und des Schwertes den auf Gedelt und Verderb verbandenen Söhnen beider Völker vor Augen stellen.

Das entfesselte Chaos der Nachkriegszeit lenkte seinen Blick zunächst wieder auf ähnlich stürmisch-lärmende Zeiten der Vergangenheit, und so entstanden die aus kulturhistorischem Hintergrund sich abhebenden Einzelcharakteristiken „Die Amouren des Magisters Öbberlein“ (1920), eines haltlosen Schwächlings, aber freilichdurftigen Phantasten, der seine „letzte Liebe“, die zum deutschen Vaterlande, mit dem Heldentod an der Raxbach bezahlte, der Christian-Süntner-Roman „Der wilde Christian“ (1921) und die unter dem Titel „Fallbell und Reifrod“ (1921) gebundenen Revolutions-Geschichten. Auch sie können nur als Vorarbeiten für größere dichterische Aufgaben ins Gewicht fallen. Leider glaubte der Dichter noch immer den Zeitereignissen Rechnung tragen zu müssen. Die großen Ideen mußten warten, austreifen. Die geänderten politischen Verhältnisse in der schlesischen Heimat, die nicht ohne Blutopfer geschaffene Neuordnung der Dinge im Tschechenstaat an der Moldau verführten den unermüdblichen Erzähler zu dem gutgemeinten, aber weniger gut gelungenen „Grenzland“-Roman (1921), dem bewährten Vorkämpfer der judenfeindlichen Freiheit Rudolf Lodgman gewidmet. Die ungeahnten na-

tionalen Kräfte, die in der Stunde der Gefahr und völkischen Not entbunden werden, reichen, trotz der Ausichtslosigkeit des Kampfes, an Helbentum heran; aber die faulen Kompromisse am Schluß verunstalten die Grundhaltung des Ganzen. Märtyrerwege, wie die des Heimkehrers und betrogenen Satten Hermann Helm, des Sprossen des gleichnamigen Helben in „Österreich“, müssen bis zum tragischen Ende gegangen werden. In die düstere Gegenwart führt auch der Nachkriegs-Zeitroman „Zukunft“ (1922), worin das erschütternde Bild Wiens im Verfallszeichen des kraßesten Materialismus, des Konjunktur- und Inflationschwinds gezeichnet wird; dabei handelt es sich dem Dichter mehr um die geistigen Folgeerscheinungen und um die Frage, wie für die Jugend, die aus solcher Gegenwart kommt, die Zukunft sicherzustellen sei. Nur die lebendige Erinnerung an die große Vergangenheit des deutschen Volkes werde sie aus den grauen Tagen des Unglücks in die beglückende Helle besserer Zeiten hinausführen. Dem Optimismus des Dichters gesellt sich hier die Apotheose Richard Wagners, speziell seiner „Meisterfingern“; beides hilft Brücken schlagen zu kommenden Werken. Die Beflügelung seiner Muse durch die Schwesterkunst der Musik, namentlich seit seiner ehelichen Verbindung mit der Gesangspädagogin Lerna Gall, veranlaßte eine Reihe von Musikernovellen, die zusammen mit den Dichternovellen „Unsterbliche“ (1919) in einem Atem genannt werden müssen und jetzt auch in der Mappe „Künstlernovellen“ gemeinsam erscheinen. Neben der später zu nennenden Trilogie scheint mir in diesen Novellen das Vollendetste zu stehen, was Hohlbaum bisher geschrieben. Wie der Band „Unsterbliche“, wozu noch die Eichendorff-Novelle (Verlag Bed, München 1922) zu zählen ist, auf den Spuren deutscher Dichter und Dichtungen wandelnd, entweder deren Schicksale beleuchtet oder intimste Seelenstimmungen einfängt, so vermählen sich im „Himmlichen Orchester“ (1923), wozu die Strauß-Novelle „Der Frühlingswälder“ (Reichenberg 1925) und „Die Herrgottssymphonie“ (1925), die in der heiligen Dreizahl die Meister Bruckner, Hugo Wolf und Brahms feiert, ergänzend hinzutreten, Dichtung und Musik zum harmonischen Bunde.

Drei lyrisch-epische Sammlungen, die „Deutschen Bilder“ (Wien 1922), die Gedichte eines Subeten-Deutschen: „Über alles in der Welt“ (Eger 1922), der Sonettentanz „Deutschland“ (Reichenberg 1923) und das Balladenbuch „Vaterland“ (1925) zeigen die balladeste Gestaltungskraft und Bildkunst des nationalen Sängers und nicht minder die Wortkunst seiner Verskunst auf einer beachtlichen Höhe, die er als Vortragskünstler und bester Dolmetsch seiner eigenen Gedanken- und Gefühlswelt trefflich zu behaupten weiß.

Den trönenden Gipfel seines bisherigen Schrifttums bezeichnet die Trilogie „Frühlingssturm“ (1927), bestehend aus den in den Jahren 1924/26 entstandenen Büchern: „Die deutsche Passion“, „Der Weg nach Emmaus“ und „Die Pfingsten von Weimar“. Hier hat man weltanschauliche Tiefe auf dem Grunde kulturhistorischer Stoffballung, wunderbare Einfühlung in den Geist der Geschichte und Kulturentwicklung des deutschen Volkes, hier den beweglichen Rahmen einer bald kraftgefüllten, bald in lieblicher Zartheit tönenden naturechten Sprache, an den besten literarischen Mustern der zeitgenössischen Literatur geschult, eine Fülle von geschichtlichen Quellen in Dichtung umgekehrt. Rühmenswürdiger noch als die hier bewiesene Technik und poetische Dynamik steht die leuchtende Grundidee dieses dreibändigen Wertes vor unserm Auge, die den Dichter in der richtigen Voraussetzung, daß die Wort- und Tonkunst eines Volkes Spiegel und Maßstab seiner kulturellen Entwicklung sei, über die Höhen, Tiefen und Weiten seines langen Weges mit zielsicherer Hand leitete: an den Trägern der Handlung als Vertretern von vier Geschlechtsfolgen das Werden und Reifen des unverwundlichen deutschen Idealismus aus der tiefen Versunkenheit in fremdvölkisches Wesen um das Jahr 1648 durch die Geburtswunden der Zeit bis zur Steilhöhe des klassischen Humanitätsideals zu gestalten, wobei Bach und Klopstock, Lessing und Goethe als die ragenden Häupter dieser Entwicklung mit ihren charakteristischen Werken von fernher den Horizont dieser deutschbürgerlichen Welt überglänzen. Mit Recht wurde dem Mittelbände „Der Weg nach Emmaus“, als dem besten deutschen Roman für das Jahr 1925, ein Preis zuerkannt.

Die Jahrhundertfeier der deutschen Burschenschaft veranlaßte den nationalen Dichter zu einem neuen Werke „Die Raben des Kyffhäuser“ (1928), worin, nicht minder stoff- und gestaltenreich, die Burschenschaftsbewegung mit ihren Schicksalen, Leiden und Erfolgen das Morgenrot der Reichseinheit und in weiterer Fernsicht die glückliche Lösung des deutsch-österreichischen Anschlußgedankens verkündet. Die technischen Vorzüge, der ganz auf Handlung und Gebärde eingestellte Vortrag, das atemraubende Tempo der Erzählung, in Verbindung mit der erfrischenden Deutlichkeit der vaterländischen Gesinnung teilt mit diesem Roman das bisher jüngste Werk Hohlbauts, des fleißig Schaffenden, der Roman aus Südtirol „Das Paradies und die Schlange“ (1928); die völkische Not des Grenzlanddeutschtums, dem subetendeutschen Dichter aus eigener Erfahrung nur zu wohl bekannt, hat seine Feder in der erschütternden Darstellung der unsäglichen Leiden eines vergewaltigten deutschen Brudervolkes geführt; seine schon in früheren Leistungen bekundete Begabung für die Natur- und Landschaftsschilderung zeigt den Dichter gerade in diesem Werke in höchster Form.

Der Name Robert Hohlbauts, dessen Hauptwerke zum größten Teile in L. Staadmanns Verlag in Leipzig erschienen sind, bedeutet heute im Reigen der deutschösterreichischen Dichter und Schriftsteller ein künstlerisches Programm und hohe Verantwortung zugleich. Zuverlässig wird er auch in Zukunft jenem die Treue halten und sich dieser stets bewußt bleiben.

Prof. Dr. Oswald Floed

Zwei Lebensbeichten

Der sechzigste Geburtstag ist ein beliebter Memoirentag, ein Zeitpunkt, der zur Rückchau und zur Aufzeichnung des Gesehenen anregt.

Rudolf Presber hat am 4. Juli 1928, Walter Bloem am 20. Juni des gleichen Jahres den Markstein erreicht. Und beide haben denn auch nun ihre Erinnerungen veröffentlicht. Der Wuppertaler Dichter in der Form, daß er zum ersten Male einen Band „Verse“ herausgibt (Verlag Grethlein & Co., Leipzig). Da er bisher nur Prosabände — fürwahr eine stattliche Reihe! — erscheinen ließ, dürfen wir diese seine literarische Tat so deuten, daß seine Gedichte ihm intime Herzensäußerungen bedeuten und daß ihre Sammlung zu einem Buche als Geburtstagsgabe an die Gemeinde derer zu betrachten ist, denen sich der Dichter innerlich verbunden fühlt. Die Gedichte sind gewissermaßen Blätter aus dem Tagebuche des Jubilars. Diese Auffassung soll aber keineswegs eine captatio benevolentiae sein. Die hat Walter Bloem nicht nötig.

Gleich das erste Gedicht „Umgekehrter Anaktreon“ ist eine vollkommene Lebensbeichte in der Aufschale, indem es den Pharus zeigt, den die Seele des nun Sechzigjährigen immer gesucht hat während der ganzen Lebensfahrt durch Sturm und Stille: Vaterland, Vaterland! Mit Leier und Schwert hat er ihm gleich tapfer und gleich treu gedient. Und feinetwegen hat er gar mit sich selbst getämpft, weil, ach, das Leuchtfeuer manchmal von Rebellen umbraut war, so daß das Steuer unsicher wurde.

Der Weltkrieg, auf den er sich soldatisch als „Sommerleutnant“ geistig in seinem weitverbreiteten eisernen Dreiklang vorbereitet hatte, ist für Walter Bloem so sehr Schicksal geworden, daß die Versannalen auf manchen Seiten davon widerklingen. Wie es ihm vergönnt war, in dem eben erwähnten Werke die Epopöe von 70 und 71 zu gestalten, so hat er jetzt dichterisch das Grab des unbekannten Soldaten geschaffen in seinem „Lied vom gemeinen Soldaten“.

Poeta — propheta: in tiefer Bewegung finden wir ein paar Strophen wieder, die 1913 — man beachte das Datum! — im Almanach für den Berliner Presseball standen.

„Ich kann in dieser finstern Zeit
nicht tanzen sehn —
ich seh' da draußen, sprungbereit
das Schicksal stehn“,

heißt die erste von ihnen. Hätten wir alle so die Zeichen der Zeit begriffen, wie der Seher und Sänger, dann hätte die Weltgeschichte sich doch wohl in eine andere Richtung zwingen lassen.

Es geht nicht an, jedes einzelne der Gedichte hier zu werten. Das hieße auch den Strauß zerpflücken, der doch mit Sinn just so gebunden ist, wie wir ihn empfangen. Aber da trifft unser Blick ein Lied von acht Reichen, das wir nicht besser würdigen können als durch wörtlichen Abdruck.

Das fremde Lied.

Meine Stirn umflattert nächtens leise
eines heimatlosen Liebes Weise.

Wach' ich dann im tiefen Dunkel bange,
streichelt mir sein Flügel weich die Wange,
und es klopft mit lindem Falterleibe
bittend an des Herzens Fensterscheibe . . .

Noch mir bangt — warum? ich kann's nicht fassen —
bangt, das fremde Lied hereinzulassen.

Von all den verwirrend zahlreichen Büchern, die Rudolf Presber geschrieben hat, will uns sein Geburtstagsbuch „Aus der Jugendzeit“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) als das schönste erscheinen. Und es ist doch nur eine getreue Chronik seiner sechs Jahrzehnte. Hier ist wirklich einmal der oft mißbrauchte Ausdruck am Platz, daß die Seiten mit Herzblut geschrieben sind. Mit dem Blut eines kerngesunden, meist fröhlichen, aber zuweilen doch auch vom Ernste des Lebens bedrängten Dichterherzens. Wer den Frankfurter Poeten beim Lesen dieses Werkes nicht liebgewinnt, muß ein widerwärtiger Gefelle sein oder ein seelengarstiges Frauengimmer. Jedem anderen Leser geht es so, daß er stillvergügt vor sich hinschmunzelt oder gar laut auflacht, bis aus der wohligen Heiterkeit tiefe Rührung wird und eine Träne die Buchstaben zu verschleiern droht. Presber ist ein Midas, dem alles zu Gold wird, was er berührt; selbst sein Leid und sein Zorn beschenken uns noch mit edelstem Gedanken- und Gefühlsgut. Wenn ich in etwa zwanzig Titeln die mir liebsten Bücher erschöpfen müßte — ich stehe nicht an zu sagen, daß Presbers „Aus der Jugendzeit“ dabei wäre.

Arthur Rehbein

Magna Mater

Einheit alles Lebendigen: das vor allem ist die Botschaft der Großen Mutter, die selbst ihren Segensatz, den Geist, liebend umschließt und umfängt. Rinderin dieser Großen Mutter ist Lenore Kühn in ihrem Buch: „Magna Mater“. (Lenore Kühn, Magna Mater. Eugen Diederichs Verlag, Jena.) „Es ist an der Zeit,“ so beginnt das Buch, „daß das Bild der Großen Mutter wieder am Horizont des Lebens aufgerichtet wird, damit es schützend und schattend all jene tröstet, die in den grellen Tag hineingestellt sind.“ Die Ansicht Lenore Kühns stellt sich uns etwa folgendermaßen dar: Das Licht des Geistes hat die Menschen herausgerissen aus der lebendigen Verbundenheit und hat das Trennende ihres Daseins grell beleuchtet. Vor allem der Mann, als eigentlicher Geiststräger, ist der Abgespaltene, von den Quellen Abgeschnürte, der Abgeirrte,



Müde

Fritz Gartner

(Kunstbeigabe zum Türmer)

der Vereinzelte. Doch die Große Mutter in ihrer Eigenschaft als All- und Freudenmutter, als Menschenmutter, als barmherzige Mutter und als Geistesmutter, kann Trost, Rettung und Erlösung geben: denn sie umschließt und umfängt alles und führt zum Ursprung zurück. Nur wenn die wurzeltiefe Verbundenheit mit dem Ursprung gewahrt bleibt, können alle Kräfte gehalten und sich entfalten.

¶ In einer von heiliger Ergriffenheit beschwingten Sprache redet hier eine Frau von den tiefsten Geheimnissen des Lebens, von der heiligen Wundermacht der Magna Mater, die das Trennende eint, die durch ihre Priesterinnen den Vereinzelten und Vereinsamten wieder zurücknimmt in den Urstrom und Ursprung des Lebens. Aber noch hat die Große Mutter das letzte Wort nicht gesprochen. Noch muß sich der Erdensohn immer wieder losreißen aus der liebenden Umlammerung, „unruhvoll bewegt zu fernen Zielen“. Es ist auch zweifelhaft — und hier wäre dann ein einziger Einwand gegen den Gedankengang des Buches —, ob nun die Zerstörung der Einheit und Verbundenheit im Ursprung dem Erwachen des Geistes zuzuschreiben ist. Auch in der Natur wird die Verbundenheit durch blutige, elementare Grausamkeit zerstört. Aber erst mit dem Erwachen des Geistes beginnt das Drama der Menschheit: hohe, ehrfurchtgebietende Gedanken und Schöpfungen entstehen, Geistes- und Seelentaten von erhabener Größe werden vollbracht, Güte, Reinheit, Edelmut, Aufopferung, Stunden verklärter Schönheit, tiefer Erleuchtung und seligen Glücks ziehen vorüber, aber auch Leid, Niedertucht, Verrat, List, Mord, kleinliches Denken und Fühlen, Bosheit, Krankheit und der schmutzige, brodelnde Brei menschlicher Gemeinheit (Ludwig Klages spricht von dem „entsetzlichen Angsttraum der Weltgeschichte“) bleiben nicht aus. Das Erwachen des Geistes bedeutet nur die Bewußtwerdung der Gegensätze und Fragwürdigkeiten, die in Welt und Dasein vorhanden sind. Diese Bewußtwerdung hat das Streben nach Ausgleich, Überwindung, Größe, Vollenbung zur Folge, andererseits aber das Versinken in Häßlichkeit und Gemeinheit, die Erstarrung, die Loslösung vom tiefen Urgrund. Das Erwachen des Geistes ist notwendig. Die Bewußtwerdung der Trennung und Vereinzelnung ist notwendig. Nur in den vielen Einzelpersönlichkeiten leuchtet das Licht des Geistes auf. Und das Ziel ist: höchste Bewußtheit, höchste Klarheit des Geistes und innigste Verbundenheit in der Gemeinschaft alles Lebendigen. Das Ziel weist über den Menschen hinaus. Kampf, Leid, Trennung und Not machen es immer wieder schmerzlich bewußt, wie weit das Ziel entfernt ist. Auf diesem schweren Weg die Wanderung zu erleichtern, das ist Sendung und Amt der Frauen, der Priesterinnen der Großen Mutter. Ihr tiefstes Streben ist: Liebe zu verbreiten und das Trennende zu einen.

Hans Heinrich Hürten

Bibliotheca Augusta

Eine große Anzahl Pressestimmen äußerte ihren Unmut darüber, daß der jetzige Chef des Hauses Braunschweig-Lüneburg verhindert habe, die Bibliothek in Wolfenbüttel fortan „Lessing-Bibliothek“ zu nennen. So hatte nämlich der braunschweigische Landtag in seiner Lessing-Jubiläumsschlußbeschlüssen, den Beschluß aber gegen die Verwaltung der Stiftung von Haus und Staat Braunschweig nicht durchführen können. Bei der Kritik der Angelegenheit wurde dann die Sache so dargestellt, als ob dieser der Bibliothek seinen Namen gebende Herzog August ein Gegenwert ohne Bedeutung gewesen ist, der zufällig mal die Marotte des Bücherfameln gehabt hat. — Hierzu erhalten wir von einem Kenner der Sachlage die folgenden Zeilen.

D. E.

Die „fürstliche“ Bibliothek zu Wolfenbüttel, entstanden aus kleinen Anfängen fürstlicher Liebhaberei von Büchern und gelehrten Dingen, hieß in der wissenschaftlichen Welt etwa seit der Erfindung der gelehrten Anmerkung Bibliotheca Augusta — nicht, was richtiger gewesen wäre, Augustae oder Augustana —, weil die wertvollen Handschriften aus der im 17. Jahrhundert mächtig angewachsenen Sammlung des Herzogs Augusti Codices Augusti hießen (oder umgekehrt). Im 19. Jahrhundert kam dann mit der neuen Landschaftsordnung oder Verfassung

des Herzogtums Braunschweig die Bezeichnung „Herzogliche Bibliothek“ auf, die 1918 in „Landesbibliothek“ umgewandelt wurde. Bei dem Übergang der Bibliothek aus dem Eigentum des Staats in den der Stiftungsverwaltung Haus und Staat Braunschweig hat man 1927 das unrichtige lateinische Bibliotheca Augusta durch das schlichte, richtige, deutsche Herzog-August-Bibliothek ersetzt. Das ist schön und gut, und das scheußliche Bibliotheca Augusta prangt jetzt nur noch unter der Attika des in den reichen achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts errichteten Renaissance-Prunkbaues.

Dieser Herzog August, geboren 1579, regierend seit 1635, gestorben 1666, stand turmhoch über seinen fürstlichen Zeitgenossen; als Mensch und als Gelehrter hätte er sich eine Stellung gesichert, auch wenn er nicht einer der weisesten, gütigsten und fürsorglichsten Fürsten gewesen wäre, der sein vom Kriege schwer heimge suchtes Land mit großer Behutsamkeit und väterlicher Liebe wieder zu leiblichem Wohlstand führte. Die große Bibliothek hatte der junge Prinz, fern von allem weltlichen Treiben in der stillen Zurückgezogenheit seines kleinen Elbgeschlosses Hildesheim gesammelt, nachdem er zuvor nach gelehrtem Universitätsstudium — er war in Straßburg Rektor — und mancherlei literarischen Reisen die Grundlage für seine Arbeit geschaffen hatte. Lediglich den gelehrten Bedürfnissen des Herzogs, der 1635 gegen alle Voraussicht die Regierung des Landes antreten mußte, verdankt die Sammlung ihren Umfang und ihren Wert; dem unermüdblichen Fleiß und der philologisch-bibliographischen Aktivität des Herzogs, der als Verfasser eines Schachbuches, einer Geheimschriftlehre, eines Lebens Jesu, einer Evangelienharmonie u. a. m. seinen Zeitgenossen bekannt war, verdankt die Bibliothek ihre vorzüglichen alten Kataloge.

Lessings Tätigkeit in Wolfenbüttel verleiht dem Orte und der Sammlung einen romantischen Reiz und macht sie zum Ziele deutscher Wallfahrt. Aber unabhängig von Lessings Tätigkeit hier, die im Leben dieses Mannes doch nur eine kurze, unbefriedigende und unerfreuliche Episode mit herbem Ausklang war, tönt der Ruhm der alten Sammlung Herzog Augusts des Jüngeren durch die Welt der Wissenschaft. Der unermessliche Wert der alten Handschriften und Frühdrucke macht die Herzog-August-Bibliothek zu einer Schatzkammer des Weltgeistes, wie er einzig da steht in der Welt. Darum trägt sie von Rechts wegen den Namen ihres Gründers, Besitzers und vorzüglichsten Bibliothekars, des „Gelehrten unter den Fürsten und Fürsten unter den Gelehrten“, des Freundes von Johann Valentin Andreae.

O. L.

Der erneuerte Bielschowsky

Vor mehr als einem Menschenalter hat Albert Bielschowsky seine Goethe-Biographie erscheinen lassen (Goethe, Sein Leben und seine Werke. Von Albert Bielschowsky. Neubearbeitet von Walther Linden. Zwei Bände, 143.—147. Tausend. München, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung; geh. M 18.—, in Ganzl. M 25.—). Sie erzielte einen großen literarischen und buchhändlerischen Erfolg. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ihr nachgerühmt wird, daß sie dank ihrer Farbigkeit und einer Wärme, die die Ergebnisse gründlicher Forschung als persönliches Erlebnis zu vermitteln wußte, „im Laufe der Zeit Millionen von Deutschen die lebendige Verbindung mit Goethe ermöglicht hat“. Noch vor der Vollenbung des zweiten Bandes, die Freunde und Helfer übernehmen mußten, ist Bielschowsky im Jahre 1902 gestorben. In den bald drei Jahrzehnten, die seither verstrichen sind, ist nicht nur die große Weimarer Goethe-Ausgabe zum Abschluß gelangt, die sämtliche Dichtungen, naturwissenschaftlichen Schriften, Tagebücher und Briefe, ja jeden kleinsten Entwurf und Gedankensplitter in sich beschließt — auch die Goethe-Forschung hat sich entscheidend gewandelt; Werke wie die von Chamberlain, Stummel, Gundolf, Rorff schufen in bewußter Abkehr von der Anschauungsweise des 19. Jahrhunderts

ein neues, der gesamten, veränderten Geistesrichtung entsprechendes und vielfach vertieftes Goethe-Bild. Angesichts dieser Wandlung war das verdiente Buch Bielschowskys je länger je mehr von der Gefahr bedroht, als überholt und zeitfremd dem Los der Veraltung anheimzufallen.

Vor die Wahl gestellt, ein beliebtes und weitverbreitetes Werk seinem Schicksal zu überlassen oder es noch rechtzeitig neu zu beleben, hat sich der Verlag des Buches für den zweiten Weg entschieden. Der Versuch, den er wagte, konnte nur glücken, wenn er einen Bearbeiter gewann, der Pietät und Geschick genug besaß, dem Bielschowskyschen „Goethe“ seine persönliche Wärme und seinen besonderen Rhythmus zu erhalten, aber auch Mut, Renntnis, eigenes Urteil genug, da und dort von Grund aus umzubauen und neuzuschaffen. Wahrhaftig keine leichte, keine unbedenkliche, keine schlechthin dankbare Aufgabe! Walther Linden, der sich bereits durch mehrere literarhistorische Arbeiten, insbesondere durch seinen „Conrad Ferdinand Meyer“ einen geachteten Namen gemacht hat, unternahm sie. Soweit sie überhaupt glücken konnte, darf sie als geglückt bezeichnet werden. Abgesehen von kleineren, sachlichen Berichtigungen konnten die biographischen Kapitel im wesentlichen unverändert bleiben. Starke Eingriffe erwiesen sich dort als nötig, wo es sich um die einzelnen Dichtungen und die „geistige Artung“ Goethes handelte. So wurden Kapitel wie die über Egmont, die Wahlverwandtschaften, Goethe als Naturforscher und Faust völlig neugeschaffen, andre, wie etwa Goethes Lyril, „Göt“, „Iphigenie“, „Lasso“, Goethe und die Philosophie überwiegend neugeformt oder doch mehr oder minder überarbeitet. Gerade in Analyse und Wertung der Dramen macht sich der frische Zugriff des Bearbeiters wohlthätig bemerkbar; ein gewisser zeitgebundener, nach unsrem Geschmack zu schulmeisterlicher Ton ist fast überall verschwunden; klärende Verbindung nach vorwärts und rückwärts, gerechte und kenntnisreiche Abwägung der geschichtlichen Einflüsse schaffen die Atmosphäre der in Goethe so einzigartigen Ganzheit — jenes „großen, einheitlichen Kulturphänomens der neueren Zeit“, von dessen unsterblich deutscher Doppeltheit inneren Aufbaus und nach außen gerichteten Entwickelns das ebenfalls neue Schlußkapitel klug und begeistert Kunde gibt. Von achtungswertem naturwissenschaftlichem Wissen zeugt das Kapitel über den Naturforscher Goethe, das vorteilhaft an die Stelle des früheren (von E. Ralischer beigezeichneten) getreten ist und auf die von Goethe angestrebte, für die Zukunft wegweisende höhere Einheit einer „ideellen Objektivität“ der Naturbetrachtung hindeutet.

Es ist die oft gerühmte Unauserschöpfbarkeit der Gesamterscheinung Goethe, daß jede Generation das innere Verhältnis zu ihr zu überprüfen, neu zu fassen und das Neugesagte zu begründen sich gedrungen sieht, ein neues Goethe-Bild zu erringen bestrebt ist. Unsrem Zeitalter steht weithin der junge, gärende Goethe und der wunderbare, zu neuer, höchster Synthese emporblühende Kreis näher als der klassische Goethe. Es ist unschwer einzusehen, warum wir Menschen von heute, selbst aus chaotischer Wirrnis nach neuen Einheiten aussehend, so und nicht anders empfinden und urteilen. Der Goethe des Alters, früher oft mißverstanden und verkannt, ist uns heiliges Neuland geworden. Deshalb hat auch Linden in seinem erneuerten Bielschowsky dem ins Alter Eintretenden, dem das Alter „stufenweises Zurüdtreten aus der Erscheinung“ ist, mit gutem Grund besonderes Gewicht gegeben, weil hier „gewisse Züge seiner Jugend über die klassische Strenge und Gefühlsentäußerung hinweg neuerstehen und so sein Alter geradezu mit seiner Jugend zu einer die klassische Periode überhöhenden Einheit zusammenknüpfen“. Wie drückt es doch Goethe selbst aus? „Der ist der glücklichste Mensch, der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann.“ Wir grüßen in Anbacht und Sehnen den zu höchst gespannten Bogen, der sich ewig verheißungsvoll vom endgültig Gewesenen über ein zerrissenes Heute zur besseren Zukunft wölbt.

Dr. Heinrich Lilienfein

Goethe – Shakespeare – Liszt

Eine Dreieckigkeit festlicher Ereignisse durchzog im vergangenen Frühling das geistige Weimar, das aus angeborener Exaltationstreue Jahr um Jahr solchen Tagungen im Geiste Großer willkommene Stätte und geeigneter Hintergrund ist.

Die Goethe-Freunde, an Zahl weitaus am stärksten, sind seit langem mit Weimar fest verknüpft, wenngleich auch in den letzten Jahren sich in ihren Reihen eine Bewegung bemerkbar macht, die Goethe nicht mehr allein im philologisch-forschenden Sinne, eingetapfelt in eine leicht verstaubte Romantik, sehen möchte, sondern bestrebt ist, ihn im Sinne einer neuen, real-identischen Zeit aufzufassen. Beide Richtungen haben Daseinsberechtigung. Das liegt weniger an ihnen selbst, als an dem allumfassenden Goethe. Daß aber beide Richtungen im Augenblick gegeneinander stehen, ist um so unerfreulicher, als man in beiden Lagern das Bekenntnis zum Geistigen, verkörpert in diesem einzigartigen Menschen, mit politischen Absichten verquittet. Der Kernpunkt, um nicht zu sagen die Katastrophe dieser Goethe-Tag war die Vorstandswahl. Es ging um den Namen Thomas Mann, den die Weimar-Hamburger Richtung verdammen und die Berliner Richtung auf den Schild gehoben wissen wollte. Die Gegensätzlichkeit ging so weit, daß ein Kompromißvorschlag des Vorstands, der beiden Richtungen ihren Kandidaten sichern wollte, keine Mehrheit fand. Mit einer Stimme Übergewicht fiel Thomas Mann. Ob Thomas Mann, eine umstrittene Größe, gewählt worden ist oder nicht, interessiert letztlich wenig. Bedenklich aber stimmt diese eine einzige, ausschlaggebende Stimme. Sie zeigt, daß es in der Goethe-Gesellschaft hart auf hart geht, und daß ihre Führerstellung innerhalb der deutschen gelehrten Gesellschaften durch Zerfallerscheinungen von innen heraus gefährdet ist. Die Angelegenheit ist zu ernst, um übergangen zu werden. Zu ernst vor allem darum, weil die Goethe-Gesellschaft Aufgaben hat, die jenseits aller politischen Meinungskämpfe liegen. Die Darbietungen der Tagung, der in wundervolle Tiefen gehende Vergleich zwischen Goethischer und Spinozistischer Gedankenwelt, den der Breslauer Professor Rühnemann hielt, die Ausgrabung der zwar an sich unbedeutenden, aber literarhistorisch interessanten Großophtia-Aufführung durch das Deutsche Nationaltheater, sind ureigenstes Gebiet einer von Goethischem Geist getragenen Gesellschaft. Der Vorstand der Goethe-Gesellschaft hat um solcher Dinge willen die Pflicht, politische Mithelligkeiten in verantwortungsbewußter Großzügigkeit auszumergen und das Heft fest in die Hand zu nehmen. Er hatte diesmal erstmalig akademische Jugend zu Gaste geladen. Wenn sie gern und freudig wieder kommen soll, zeige man ihr einen deutschen Goethe und keine eigene Halbheit.

An die Jugend wenden sich neuerdings solche Gesellschaften gern. In dieser Hinsicht ist die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft schon ein erfreuliches Stück vorangekommen. In den Weimarer Shakespeare-Tagen hatte man das deutliche Gefühl, daß hier bereits zwischen Alten und Jungen ein lebendiges Band gewoben ist, und daß die jungen Anglisten im Ausgabekreis der Shakespeare-Gesellschaft heimisch geworden sind. Die Gesellschaft ging diesmal noch einen Schritt weiter, sie opferte einen der beiden üblichen Vorträge der lebendigen Verbindung mit denen, die Shakespeare nicht literarhistorisch, sondern zeitgenössisch werten. Der Versuch ist bereits ein Verdienst. Obwohl der geistvolle Vortrag des Züricher Professors Fehr über die Einflüsse Shakespeares auf die englische Romantik eine literarhistorische Forschungsarbeit ersten Ranges darstellte, erzielte Martin Luserke mit den rhetorisch nicht einmal stark wirkenden Schilderungen von seiner praktischen Shakespeare-Pädagogik starken Eindruck. Man ahnte, wie dieser seltsame Brite, um dessen Namen sich die heutige Generation beflehen zu müssen glaubt, mit seinen für den Tag geschriebenen Stücken immer wieder lebendiger Quell ist, wenn Menschen mit eigener Phantasie in diese überkommenen Buchstaben hineinlauschen, und wenn Jugend

im Gemeinschaftsspiel sich selbst in Shakespeare spielt. Die Shakespeare-Gesellschaft sollte den Gedanken wahr machen, diese Spiele zu fördern.

Hat man im Kreise der Shakespeare-Freunde die Empfindung, in einer lebendigen, rein geistigen Gesellschaft zu weilen, so taucht man bei den Jüngern Franz Liszt's, die sich neuerdings zu einem festen Bunde zusammengeschlossen haben, in romantischer Verehrung unter. Das liegt an dem berausenden Klang, den dieser kleine Abbé mit königlicher Gebärde, vielem eigenen Fingerhissen und einiger Bewußtheit zu verschenten weiß. Das lag im besonderen Falle dieser ersten Franz-Liszt-Festtage an dem schöpferischen Gottesgnadentum eines Männleins in einem ungelenten, altväterlichen Schwarzrock, mit flatternden grauen Haarsträhnen und ein Paar guten Rinderaugen, die eigentlich schon alles sagen. Wenn dieses Männlein, Joseph Pembaur (vgl. Juliheft des „Türmers“ S. 351 ff.), von Liszt überkommen wird, wenn er einen toten Flügel wie einen lebendigen Freund behandelt, wenn er bald verloren darüber streichelt, bald mit ungeahnter Macht Tasten zwingt, dann zwingt er alles Lebendige im Umkreis zur Ehrfurcht. Alles andere Musizieren ringsum verblaßt. Selbst der 60jährige Siegfried Wagner, in einer Festsaufführung seines „Banabietrich“ zu gleicher Zeit durch das Deutsche Nationaltheater nach Verdienst geehrt und stürmisch gefeiert, mußte sich vor solcher Allgewalt beugen. Der Franz-Liszt-Bund, der unter Führung Peter Raabes aus Aachen und dem Ehrenvorsitz der Fürstin Sophie von Albanien Förderung der Liszt-Forschung im Sinne wegweisender Musik auf seine Fahnen geschrieben hat, hat mit dieser Festgabe bereits Fuß gefaßt. In diesem Kreise wird sich noch manches bedeutende musikalisch-gesellschaftliche Ereignis abspielen.

Noch ein kurzes Wort über das Deutsche Nationaltheater und seine Staatskapelle. Sein Anteil ist bedeutend. Nirgendwo als gerade hier, dem Hort wertvollster Traditionen, dürfte es möglich sein, derartigen Festspielaufgaben von besonderer Eigenart in jeder Weise gerecht zu werden. Dies muß gesagt werden, weil Thüringen sich vor die Notwendigkeit gestellt sieht, einen Kulturabbau zu vollziehen. Für Weimar bedeutet dies Wegfall derartiger Festspielmöglichkeiten. Dies wäre für Deutschland ein unwiederbringlicher Schaden.

Dr. Hans Malberg

Hans von Marées

Nur ihr, mit eurer ewigen Jugend, nähret
Im Herzen, die euch lieben, den Kindesinn,
Und laßt in Sorgen und in Tränen
Nimmer den Genius sich vertrauern.

Hölderlin

Ein geheimnisvolles Volk, dieses deutsche Volk! Kronschatze und Reichthümer besitzt es im Geiste, aber es wird sich derselben nur ganz selten und dann meist unzulänglich bewußt. Wie anders feiern die Völker, unsre Nachbarn, die Franzosen, ihr großes Jahrhundert, wie feiern sie ihre Maler, von denen sie Große haben und Größte, wie huldigen die Holländer und die Spanier ihren großen Epochen im Ruhme. Ungenügend nur und oft spät wird den Deutschen, die groß sind im Geiste, die Anerkennung, um vom Ruhme nichts zu fordern! Ich gedenke in diesem Augenblick eines Malers, eines seltenen und großen Künstlers, eines Menschen von hohem Adel der Seele und dunklem geheimnisvollen Schicksal: Hans von Marées.

Dieser Name ist selten und kein deutscher, er war ein Fremder und in seinem Volke, dem seine Ahnen lange verbunden sind, ist er ein Eremit, ein Einsamer ist er aber auch in der Kunst. Doch welcher von den Großen war in diesem Jahrhundert nicht einsam? Alle kamen

sie herauf und waren die Erben einer großen Vergangenheit, waren dazu die Vorboten eines neuen Weltalters, das mit uns anhebt. Alle waren sie Einsame, diese Großen, und konnten sich auch untereinander nicht: Hebbel und Otto Ludwig, Grillparzer und Stifter, Marées und Feuerbach, Gustav Freytag und Theodor Storm, nur zwei Große begegneten sich, um sich zu entzweien: Richard Wagner und Friedrich Nietzsche. Sie gehören alle der zweiten Hälfte des widergeistigen Jahrhunderts an, sie stehen abseits und haben doch tiefe Spuren in das geistige Leben der Nation eingegraben.

Am 24. Dezember 1837 ist Hans von Marées geboren; sein Leben währte also nicht fünfzig Jahre, denn schon am 5. Juni 1887 starb der Künstler in Rom, ein großes und unvollendetes Werk uns überlassend, daß wir es hüten und wahren, daß wir aus ihm Kräfte entfesseln, die auf unsre Nation wirken, denn dies ist das Erste und Große an diesem Werk, daß ihm eine hohe, zur Kunst und Schönheit erziehende Kraft innewaltet. Wie eine fremde Insel steht es schön und erhaben in der wundervollen Landschaft der deutschen Kunst. Es scheint fremd dem deutschen Wesen beim ersten Anblick, und doch ist dies nur Schein; dieses Werk wuchs aus einem deutschen Herzen empor, und nun füllt es einen schönen Raum der deutschen Kunst.

Welches war der Mann, der diese Welt schuf? Er stammt aus einem alten Geschlechte, das in Deutschland und Frankreich, in den Niederlanden und in Schweden ansässig war. Die Ahnen wanderten aus Schweden nach Dessau ein, wo der Urgroßvater und der Großvater Geistliche waren. Gleich wie Nietzsche viele Generationen von Geistlichen zu Ahnen hatte, so auch er. Wie wunderbar diese alte Frömmigkeit, die in den Geschlechtern der deutschen Geistlichen lebendig ist und immer wieder in einem großen Genius der Kunst oder der Dichtung einen Segen spendet, dem Volke und der Welt! Des Malers Vater war eine dichterische Natur. Aber nicht diese scheint er auf den Sohn vererbt zu haben, vielmehr verdankt dieser ihm die strenge Logik des Denkens, die Erziehung und Bändigug des eignen Lebens. Die Mutter entstammt einem Geschlechte, in dem eine hohe und alte Kultur lebendig war.

Suchen wir ihn jedoch, wie er sich selbst sieht. Zahlreich sind die Selbstbildnisse, die er geschaffen hat. Immer schien in ihm das Bedürfnis, lebendig sich zu betrachten, sich zu suchen, denn er ist im Grunde ein Denker, und seinem Werke ist ein denkerischer Zug zu eigen, wie allen deutschen Malern, die so selten reine Maler sind, sondern immer Denker und Dichter, die immer in Farbe und Form eine Weltanschauung verkünden, die immer noch tiefer gehen, hinter den Schein der Dinge ins Absolute. Alle haben sie einen Tropfen kantischen Blutes in sich, und Anselm Feuerbach gar hat auch mit der Feder noch und dem Worte gerungen, sein Bilden in Farbe genügte ihm nicht.

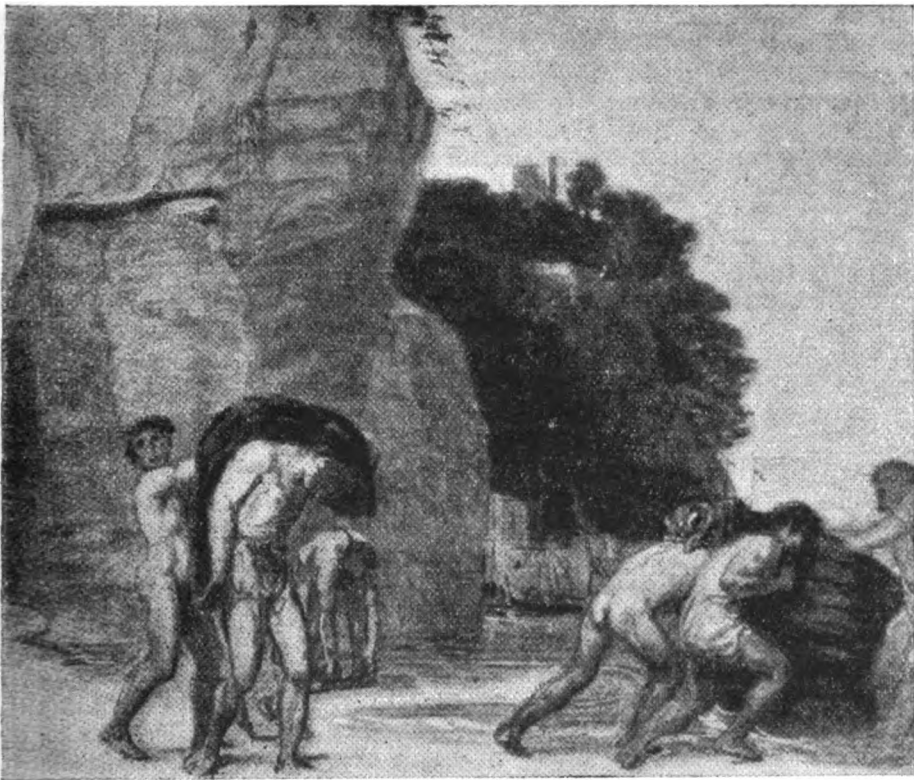
Wer suchte hinter den asketischen Zügen Marées' einen Maler, wer den Menschen, der diese Gestalten hineingestellt in die hesperischen Gefilde? Eher vermutete man hinter diesem Antlitz einen Philosophen, einen Priester, für einen Geistlichen selbst möchte man diesen schlanken, hageren Herrn halten auf jenem Selbstbildnis mit dem schwarzen Hute aus dem Jahre 1847. Immer wieder, auch im lachenden Selbstbildnis von 1872, finden wir in tiefen suchenden und oft wieder ausgelöschten Augen den Denker. Wie ein Mönch aber erscheint er mir in dem auf Holz gemalten Bilde aus dem Jahre 1883. Einem gotischen Turme gleich erhebt sich über den Augen die Denkerstirn; das hagere, knochige asketische Antlitz säumt ein voller Bart. So steht dieser Mann wie ein Lehrer vor einer unsichtbaren Schar von Schülern, wie ein Prophet auf seine Jünger harrend, wie ein Priester am Altar der Schönheit des Opfers waltend. War er nicht alles dieses?

Frühe tritt er in die Kunst ein, aber nichts zeichnet ihn zum Beginn seines Studiums aus, nichts verrät an ihm Talent oder gar Genie. Er ist eher faul als fleißig und hat viel eher andere Leidenschaften als künstlerische. Erst der Süden, Italien und Spanien, erwecken in ihm die Kräfte, die ihn auszeichnen. So teimt sein Werk auf fremdem Boden. Wenige Menschen verstehen ihn, der Graf Schack, Fiedler und Hildebrand folgen seinem Werke und sind ihm helfend brüderlich nahe. Es ist nicht leicht, ihm verbunden zu sein, er ist keine gesellige Natur, und es

scheint, als habe ein dunkler, geheimnisvoller Dämon in ihm gewaltet. Es ist nicht vorröten, von dem Äußerer seines Lebens vieles zu erzählen; es vermag sein Wert nur wenig zu erhellen.

Was ist das Werk des Malers Hans von Marées? Ich weiß, daß ich Jahre um diese Bilder ging, wie um unenthüllte Geheimnisse, wie um verschleierte Bilder. Ich empfand eine geheimnisvolle Liebe und ein schicksalhaftes Verbundensein mit diesen großen Eryptichen. Hier war eine ganz große künstlerische Sehnsucht Wirklichkeit geworden. Ein Mann hatte in ihnen mitten im Jahrhundert des Fortschrittes die Welt durchbrungen, überwunden und verewigt. Nun war er mit seinem Werke zeitlos geworden. Doch kann man kaum sagen, was diese Liebe weckt. Was malt dieser einsame Meister? Mit Ibyllen hat er begonnen, dann malt er die so wenig bekannten und doch schon meisterlichen Fresten in der Neapolitanischen Zoologischen Station, und als er diese vollendet hat, geht er, langsam seinen Weg suchend, weiter; denn dies muß man noch hinzufügen, er ist keiner von denen, die mit Blut und viel Leidenschaft malen, weil in ihnen ein sinnliches Feuer lebendig ist. Er hat nicht die leidenschaftliche Sinnlichkeit eines Rubens, nicht die Blut eines Renaissance-Menschen. Vielmehr geht er langsam und stetig seinen Weg. Es ist, als durchdenke er wieder und immer wieder seine Pläne gleich einem Baumeister oder einem Musiker. Und dies bleibt das Bedeutsame, daß seine Meisterwerke viel eher musikalisch oder architektonisch sind als malerisch.

Was ist auf diesen dunklen Eryptichen dargestellt? Was ergreift uns so an seinen Werken, dem „Rossführer und die Nymphe“ genannten, was lockt uns immer wieder zum „Solbenen



Fischerhagen

Hans von Marées

Zeitalter“, warum verweilen wir bei dem unvergeßlichen: „Lob der Befcheidenheit“? Man kann es kaum mit Worten sagen . . . hier ist alles Farbe und Form, hier sind Menschen gemalt und Tiere, Hunde und Pferde, sie leben in geheimnisvollen und dunklen Landschaften mit tiefen, hellen Horizonten — aber was ist damit ausgesagt? Kann man das Unausprechliche fassen? Kann man das Geheimnis einer Symphonie einem erzählen, der sie nicht kennt? So kann man niemanden vom Inhalt und Wesen dieser Bilder erzählen. Nichts kann man sagen von diesen hesperischen Landschaften, nichts von den Menschen, die hier leben; nackten Menschen, die dieses Leben in wunderbarer Träumerei hinbringen. Was verbindet diese Menschen untereinander, was verbindet sie mit Landschaft und Himmel, was mit Kreatur und allem, was um sie und in ihnen weht? Nichts und dennoch alles. Man muß immer wieder zur Musik greifen, um zu deuten, was nicht in Worte zu fassen ist: symphonisch sind diese Werke in Aufbau und Gliederung.

Aber welches Wunder liegt noch in diesen Bildern, daß sie uns immer wieder rufen, daß wir vor ihnen verweilen, welches Geheimnis lebt in ihnen, daß sie mit uns gehen, daß sie um uns sind; plötzlich an langen Winterabenden vor uns hintreten, nicht wie ein rauschendes Theater, eher wie ein tiefer, schöner Traum? Sie sind zeitlos, die Menschen in ihrer Nacktheit, die Landschaften in ihren Träumen. Sie sind antilisch süßlich, und doch lebt in diesen Marées'schen Werken mehr als in denen Feuerbachs und Böcklins ein Stück nordischer Mystik. Strahlend leuchtet hier das Werk Rembrandts herüber aus den Werken des Hans von Marées. Hier hat sich der Norden dem Süden verschwiegelt, er ist mit ihm eins geworden, auf der ganz einsamen Höhe der Werke dieses deutschen Meisters. Ich muß noch einmal an das Antlitz dieses Mannes erinnern. Nicht das sinnlich-glühende Malerauge leuchtet darinnen, ein Denkerauge ruht in einem Denkertopf, ein Mönch in einem asketischen Antlitz, aber dieser Mönch huldigt nicht einer abseitigen, sondern einer welterfüllenden Frömmigkeit, die Liebe zur Schönheit und Leidenschaft zur Gestalt in sich schließt. Dieser Mensch weiß, um was sein Werk geht, er, der nicht allgewaltig hineingreift ins volle Leben, der alles langsam in seiner Seele zusammenballt, bis es sich gesammelt hat in den wenigen großen Bildern. Er steht nun plötzlich zwischen zwei Brüdern im Geiste: Hölderlin und Nietzsche. Wie jener auf den Adlerflügeln ewiger Ideen hinausgetragen wird in den leeren Raum, den die Götter bewohnen, in die hesperische Landschaft, so auch Marées. Wie jener späte Hölderlin Nord und Süd, Abend und Morgen, Ost und West mit seinen Flammengesängen, die lobend und hell zum Himmel steigen, überbrückt, so Marées mit seinen antilisch umwehten späten Werken. Wie Hölderlins letzte Gesänge nur für Götter und Heroen bestimmt sind, so diese Triptychen des Malers. Wunderbare, gnadenreiche Bruderschaft im Geiste. . . Dann aber Nietzsche, der Zeitgenosse Marées, der Zeitlose neben ihm und der musikalische Bruder; der Geistesbruder, der sein Werk wie alle großen Künstler hineinstellt in die eiskalte Höhe der Ewigkeit. Ein Schicksal teilen beide, keiner der Zeitgenossen fand den Weg zu ihnen. Des Dichter-Dichters und des Malers Schicksal war die Antike. Aber beide fanden nicht nur die apollinische Höhe, nicht nur die hohe Einsamkeit und stille Größe. Sie fanden in der Antike die Natur und das Schicksal. Sie haben die nordische Welt der Dome und der Mystik erlebt, sie tragen beide in ihren Adern der Ahnen Blut, die Geistliche waren. So ist diese Vereinigung zweier Weltalter auf der einsamen Höhe deutscher Kunst unvergeßlich groß und schön.

Da geschieht aber noch ein Ergreifendes, eine geistige Bruderschaft ohnegleichen. ! Wir wissen, wie Nietzsche, gehebt und geschlagen von seinem Dämon, in wenig Tagen in diomysischem Rausch seinen Zarathustra in die Einsamkeit hineinsingt; so trunken wie der Herbst ist dieses Lied, und man fühlt, daß dieser Trunkenheit der Untergang folgen muß. Im „Ecco Homo“ hat er uns von dieser trunkenen Inspiration berichtet. Solches Schicksal erlebte auch Marées. Man weiß, daß auch über ihn in seinen letzten Tagen eine Sturzwelle der Inspiration kam; als er wußte, daß er sterben würde, überfiel ihn ein wahrhaftiger Arbeitssturm . . . und da

entstand eine seiner gewaltigsten Schöpfungen: „Die Entführung des Ganymed“. Ein Werk, in dem Marées der Vollenbung nahe kommt, jener Vollenbung der letzten Verschwisterung von Nord und Süd. Wir finden ihn nun ganz in der Nachbarschaft Rembrandts, dem er näher ist, als irgendein anderer der deutschen Maler, obwohl er auch einer der süßlichsten genannt zu werden verdient. Wieder haben hier Farbe und Form eine magische Kraft. Der Adler hineingeschlossen in den engen Rahmen, die weitgespannten Flügel von diesem zerschnitten, das Tier selbst in dunkler Farbe den hellen Jüngling von der Erde entführend, der er nicht gehören soll. Etwas Wirkliches und Unwirkliches, etwas Magisches und Mythisches liegt in diesem letzten Werke Marées'. Aber auch — und dies ist symbolisch für jede große Kunst — etwas Prophetisches. Ist hier nicht das eigene Schicksal vorhergesehen, hineingestellt, magisch, dämonisch ins letzte Werk? Man wagt kaum die Ahnung auszusprechen, man zaudert diese geheimnisvolle, das Göttliche berührende Wahrheit hinzuschreiben. Aber schließlich liegt in allem echten Künstlerum ein solches Verflochtensein irdischer und himmlischer, magischer und prophetischer Kräfte.

So ging er aus der Welt. Frühe, allzufrühe, aber seine Zeit war erfüllt. Man soll nie am Gescheh, wo es groß gewaltet hat, korrigieren; hier ist das Schicksal ein Letztes. Es waltet in den Genien, die begnadet und beladen sind mit Fluch und Seligkeit. Mit dunklen Gefühlen mag er von der Erde gegangen sein, denn sein Werk war ohne Anerkennung und Beachtung geblieben, doch muß er auch schon das Wehen einer reineren Welt geatmet haben, denn wir hören aus seinem Munde kein bitteres Wort gehen. In ergreifenden Briefen schreibt er von seinem Schicksal, er glaubt an sein Werk. . .

In großen und ewigen Werken liegt der Mythos der Erde. Hier in Marées' Werk ist ein Stück dieses mythischen Schicksals Gestalt geworden. Es ist nicht vollendet. Menschenwerk ist Stückwerk! Um Menschenwerk scharen sich Reihen der Taler, doppelt, wo der schaffende Genius noch so nahe ist. Aber die einzelnen Werke wie „Lebensalter“ und „Goldenes Zeitalter“, wie „Lob der Bescheidenheit“ und „Drei Jünglinge“, ebenso jene großen Eryptichen werden unter uns sein. Immer werden auch Menschen sein, die vor diesen Bildern stehend, langsam, ganz langsam empfinden werden, wie eine Kraft von diesen Tafeln auf sie übergeht. Sie werden ergreifen sein von der Dämmerung und der geheimen Magie dieser Farben, ja die Form der Bilder, das Leben, das zwischen diesen träumenden und trunkenen Menschen spielt, wird auch sie ergreifen. Es wird sie ein Hauch umwehen, der zu ihnen reden wird von den heiligen Gesetzen der Welt. In ihnen wird eine wunderbare Ahnung um das Ewige erwachen, und sie werden beim Anblick der „Werbung“ plötzlich ergreifen sein von der Musik der Farben und dem geheimnisvollen Schauer dieses heiligen Geschehens. Hier ist in Farben und Formen ein Letztes gesagt. Farben sind hier wie Töne der Musik. Und diese, Farben und Töne, leben sie nicht wie Brüder und Schwestern mit uns? Sind sie nicht Brüder des Leidens, Schwestern der Seligkeit? Tragen sie nicht des Schicksals Sinn? Darum lieben wir diese Bilder.

Marées hat keine Schüler und keine Gemeinde hinterlassen, aber sein Werk wird immer lehren und erziehen zu jenem Wunder der ewigen und menschlichen Schönheit. Jenen wird es lebendig das Herz berühren, die willens sind, das Schicksal der Menschheit im Ewigen zu sehen und nicht im vergänglichen Schweben des Alltags. So wird das Werk unter uns sein; und wir werden von ihm gehen, verwandelt und gereinigt.

Otto Henschke

Josef Steiner

Ein neuer Graphiker

Der starke Impuls, den die graphischen Künste nach dem Kriege zum größten Teil aus äußerlichen Gründen empfangen hatten, führte zu einer so starken Entfaltung dieses Kunstzweiges, daß schon ganz besondere Lebenskräfte wirksam sein müssen, wenn sich heute ein Künstler und noch dazu ein junger Künstler aus der Fülle des erreichten Guten herauszuheben vermag und auf der erreichten Höhe einen eigenen Platz beanspruchen kann. Solches wird weniger durch die augenfällige Charakterisierung, ja vielleicht durch eine bestimmte Manier zutage treten, wir haben davon reichlich genug, als vielmehr durch das wesentlich künstlerische Element, das Schöpferische. Es ist das jenes innere Verhältnis zur Natur und zum Menschsein, jene Liebe und jene Ehrfurcht, jenes fast religiöse Staunen vor den unerschöpflichen Wundern der Welt und jenes Ringen um die Neugestaltung einer höheren Wirklichkeit, aus der gleichermaßen Ursprung und Neuschöpfung zu einem innigen Liebe der Andacht zusammenfließen.

Solch schöpferische Urkraft, solches „Besessensein“ von der Natur, scheint mir in dem, einem Münchener Bildhauerhause entstammenden, jugendlichen Josef Steiner nicht nur lebendig zu sein, sondern gegründet auf ein starkes Können auch zum eindrucksvollen Ausdruck zu gelangen. Wenn hier nur von seiner Graphik einige Proben gegeben werden, so deshalb, weil in ihr und aus ihr am stärksten die künstlerische Wesenheit Steiners aufleuchtet. Aus ihr spricht eine innige Versenkung, ja kindliche Frömmigkeit vor der Natur und ihrem Leben, die sich in rührender Kraft in seinen hier nicht wiedergegebenen, mit Legrand'scher Meisterschaft gezeichneten Kinderköpfchen kundgibt, die alle Wesenheiten des Kindes in seiner Unschuld, in seiner fast vegetativen Naturnähe erfasst, daß ich fast von einem Edelmut der Linie sprechen möchte, die die weiche Glächigkeit der plastischen Form umfaßt wie ein köstliches Kristall den glühenden Wein.

Dieses Vegetative, das das Kind der Pflanze verbindet, wächst ins Wuchtige, Uppige, ja Gewalttame und fast Unheimliche in den Blättern, die die Persönlichkeiten der Bäume, ihre Vereinigung zur „Allee“ und zum „Walbesinnern“ gestalten. Lärchenbäume, Buchen, alte Weidenstämme werden zu lebendigen Wesen, aber — und das ist das Entscheidende — ohne daß auch nur mit einer Linie über das Wesen der Pflanze hinausgegangen wird, ohne daß sie, wie etwa Rubin es tut, ins Menschliche oder Tierische verzerrt oder umgedeutet werden, sondern völlig gefesselt in ihre eigene Wesenhaftigkeit doch zu erschütterndem seelischen Ausdruck und Eindruck gelangen. Das aber ist höchstes Ziel der Kunst. Da ist ein „Walbesinnere“, das diese Uppigkeit des Vegetativen in seiner geradezu brünstigen Lebens- und Sterbensgewalt atmet, da ist „Der Bach von Glottkaut“, dessen feuchte Sinnlichkeit fast körperlich wirkt, und da ist die „Allee“ von gewaltigen alten Bäumen, die zu betreten man sich kaum getrauen möchte, so dräuen wölben sie den unendlichen Gang, von einer Tiefe der Perspektive, die schlechthin Meisterschaft ist.

Hätte Steiner nur seine Kinderzeichnungen, nur diese Bäume geschaffen, in inniger Materialfreude, resillos mit der kalten Nadel, und wüßten wir nichts sonst von ihm, wir wüßten doch, daß ein wahrhafter Künstler hier zur Höhe strebt, dessen Namen man sich wird merken müssen.

Dr. W. A. Kramphals

Türmers Tagebuch

Verbotene Trauerfeier / Burschen heraus! / Braun-Metter-
nich / Rücksicht auf Frankreich? / Das Konkordat / Die Pari-
tät der Paritätsschreier / Diktatur? / Der Laternenpfahl / Ist
die Republik noch immer schutzbedürftig? / Verfassungstag

Der heutige Tag ist ein Tag der Trauer. Die Urkunde von Versailles hat alle Freunde des Rechts und des wahren Friedens bitter enttäuscht. Wir wissen uns eins mit allen Deutschen in dem Einspruch wider den Vorwurf von der alleinigen Schuld am Kriege.

Das sind Kernsätze von dem, was die Reichsregierung zum 28. Juni sprach. Alles lauter und wahr; nur daß der rechte Murr fehlt. Es war doch keine diplomatische Note an das Ausland, sondern ein Erlaß ans eigene Volk. Wie hätten im gleichen Falle Poincaré oder gar der vollmündige Briand losgelegt!

Minister sind Beauftragte der Wählerschaft. Konnte es etwas Eindrucksvolleres geben, als wenn ihr Wort von dieser einhellig wie von einem ungeheuren Sprechchor aufgenommen und verstärkt ward?

Massenkundgebungen ungezählter Verbände waren in der Tat vorbereitet. Da lehnte dieselbe Reichsregierung plötzlich jede Teilnahme ab.

Wurde damit nicht an den gestern bespannten Wagen ein zweites Pferd hinten angehängt? Was Severing unterschrieben, das setzte Severing matt.

Für das preußische Kabinett war dies ein vergnügt beachteter Wink. Seine demokratische Reinheit ist durch keinen volksparteilichen Einschuß getrübt. Daher zuppte es noch viel nachdrücklicher zurück, holte sogar zu diesem Behufe gleich einen ganzen schweren Viererzug aus dem Stall. Es unterlagte nämlich auch allen Beamten die Teilnahme.

Die Hochschulen hatten stimmungsvolle Trauerfeiern angefahrt. In Berlin sollte Hans Delbrück sprechen; der berühmte Historiker, der nie ein Rechtsfanatiker gewesen ist. Gleichviel: Verbot, denn es gebe für Professoren kein Ausnahmerecht! Wenige Tage darauf erlag der Einundachtzigjährige einem Gehirnschlag.

Schillers Rütlißzene hat ein sinniges Zwischenspiel. Die Landleute aus Schwyz und Unterwalden werden einander vorgestellt. „Das ist Herr Reding, unser Altlandammann.“ Meyer von Sarnen erwidert:

„Ich kenn ihn wohl, er ist mein Widerpart,
Der um ein altes Erbstück mit mir rechtet.
Herr Reding, wir sind Feinde vor Gericht,
Hier sind wir einig.“

Sie schütteln sich die Hände und heben sie später gemeinsam zu dem Schwur, ein einzig Volk von Brüdern zu sein. Das Reichsbanner hingegen hat immer noch nicht erfahrt, daß man innerpolitischen Gegnern gleichwohl Eidgenosß werden kann in der Not des gemeinsamen Vaterlandes. Es lehnte auch diesmal jedes Dabeisein ab.

Ebenso war es nur die evangelische Kirche, die am 28. Juni Halbmast hißte und die Kyrie-Glocke zu läuten befahl. In einem Genossenblatt las ich sogar den bewußt quertreiberischen Artikel: „Wilhelm, der Mann, der den Juli 1914 auf dem Gewissen hat.“ So ergab sich statt wuchtigen Zusammenschlusses eine jämmerliche Zerrissenheit und das „wir wissen uns eins mit allen Deutschen“ erschien dem Ausland als eine fragwürdige Prahlerei.

Was bezweckte denn eigentlich das sinnwidrige Verbot? Dachte man etwa: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk?“ Aber das ist ja gar nichts weiter als der sogenannte aufgeklärte Despotismus. Allerdings nähert sich Herr Braun längst mit Fallgeschwindigkeit dem Standpunkt jenes eigenwilligsten aller Hohenzollern, der seine Autorität stabilisieren wollte wie einen rocher de bronze. Die Kommunisten, denen der russische Vergleich besser liegt, nennen ihn denn auch schon lange Seine Majestät den Selbstherrscher aller Preußen.

Die Hochschulen haben sich gegen Herrn Bickers Verbot scharf verwahrt. Durch eigene Abordnungen wurde ihm dargelegt, daß es völlig verfassungswidrig sei, ein grober Verstoß gegen die Würde der Akademien, die Freiheit der Wissenschaft und die Grundrechte des Beamtentums. Er wußte keine rechte Antwort, lud aber zum Tee ein.

Ein Berliner Professor warf die Frage auf, was wohl Fichte zu dem Verbot gesagt hätte. Er wies auf das Aulabild, wie dieser freie kühne Geist den Studenten seine Reden an die Deutsche Nation hält. Sie wären ihm sicher unterfagt worden, wenn der Kultusminister damals Beder statt Humboldt geheißten hätte.

Natürlich begehrte auch die Studentenschaft auf. Nach ihrer Art mit jugendlichem Ungeßüm. Ein Sturmtrupp zog vors Kultusministerium. Für die Raketenmusiken des Jahres 1848 vor den Fenstern mißliebiger Staatsmänner hat die Linkspresse immer nur behagliches Schmungeln gehabt. Diesmal jedoch geiferte sie vor Abscheu; schwelgte in Ausdrücken wie Lämmel und spottete proletarierhaft über „die bunte Indianertracht“ der Korpsmützen.

Dieser Zug vor Herrn Bickers Haus war allerdings ein Bruch der Bannmeile um das Berliner Staatsgebäudeviertel herum. Das ist ein streng befriedeter Bezirk. Nur dem Reichsbanner tut sich gelegentlich der Durchlaß auf, da bekanntlich im freien Staat alle Bürger vor dem Gesetz gleich sind.

Strafbar war's also. Ein Vergehen, das der Schnellrichter hinterher mit je zehn Märkern klingender Pönn geahndet hat. Somit ist es immerhin nicht schlimmer, als wenn ein Radfahrer den Fußweg benutzt. Was würde indes geschehen, wenn der Schupo einen solchen Verkehrsünder mit Schredsschüssen empfinde und mit dem Gummitknüppel abriebe? Wenn der Missetäter zur Polizei geschleppt und dort zunächst zwei Tage in Haft gehalten würde? So geschah es jedoch den drei oder vier Festgenommenen trotz der Ausweisakte, die jeder Student von Universität wegen bei sich führt. Herr Beder und Herr Grzesinski fanden dies auch völlig in der Ordnung. Ihre Gefolgspresse natürlich erst recht. Sie hat gründlich umgelernt seit den Tagen, da noch ihr Blautoller jeden Stoß in die Rippen eines widerfehligen Strolches als eine viehische Roheit des verruchten Polizeistaates ansahrie.

Voriges Jahr brachte Primaner Eohn ein Häuflein vorlauter Stimmwechseljugend gegen die „reaktionäre“ Lehrerschaft auf. Das Kultusministerium ließ sich einladen, erschien und spendete aufmunterndes Lob. Diesmal waren es nur Studenten und was sie stachelte, die Bagatelle vaterländischen Hornes gegen Schulblüge und Schmachdittat. Da erfolgte ein schroffes Veto. Ja, so schaltet und haltet gerechtes Gericht der dem Zeitenwandel so schmiegsam aufgeschlossene preußische Amtslentker für Volksaufklärung, so wie er sie auffaßt.

Man sucht geschichtliche Vergleiche als Maßstab. Braun und die Seinen preisen sich als die Gipfelhöhe politischen Fortschritts an. Macht es aber nicht besinnlich, wenn man die Seitenstücke immer bloß im Lager der starresten Rückwärtserei findet? Wie sein Kabinett mit den Hochschulen umspringt, das ist völlig Art von Art der Karlsbader Beschlüsse. Auch damals erscholl gegen Minister derartigen Gebarens gar oftmals das stürmische „Burschen heraus!“ Keiner rief es wilder, als „in der bunten Indianertracht“ des Korpseniors ein gewisser Gießener Stubiosus Wilhelm Liebknecht.

Man treibt da ein unkluges Spiel. Der Summitknüppel versagt gegen den Geist. Er gewinnt die Jugend nicht, sondern verfeindet sie sich. Und letzten Endes ist sie es doch immer, die siegt. Wer hat Metternich gestürzt? Die Wiener Aula und der Volksmund jubelte ihr seinen Dank:

Das freie Wort, das sie gefangen,
Das sie bedrückt, verhöhnt, geschmäht,
Vorkämpfend sprengte seine Spangen
Die Universität.
Es wird dereinst die Nachwelt blättern,
Im Buche der Geschichte steht:
Die lichte Tat mit goldnen Lettern
Der Universität.

Das ausgiebige Ungeschied parteibefangener Minister hat, wo Vollkorn geerntet werden konnte für das deutsche Volk, Häßel gesät.

Weshalb geschah es denn? Aus Schonung etwa für Frankreich? Aus Rücksicht für die Rücksichtslosigkeit? Das ist, wie wenn die Eltern eines Ermordeten keine Trauerkleider trügen, weil der Mörder sonst es übel nimmt. Übrigens waren in Paris die Standbilder der Städte Metz und Straßburg 47 Jahre lang umflort; ganz ohne jedes Gartgefühl für uns.

Wenn Frankreich wenigstens guten Willen erweise! Bisher hat es sich immer nur als die Mutter aller Hindernisse gezeigt. Seit in England Macdonald am Ruber sitzt und Henderson statt Chamberlains im Auswärtigen Amt, wirft der völkerveröhnende Briand Knüppel gleich Kasterweise in den Weg, damit der Rhein nur ja so bald nicht geräumt zu werden braucht. Um die Wahl des Zusammenkunftsortes wird gefeilscht mit der Hartnäckigkeit eines abergläubigen Spielers, der an Glücks- und Unglückspläke am Whisttische glaubt. Nicht eine, sondern drei Konferenzen in gemessenem Abstand; anders gehe es nicht. Dann müsse zuerst der Young-Plan

sichergestellt sein. Von der Saar dürfe nicht geredet werden; vom Rhein auch nur bei dem Zugeständnis einer „Versöhnungskommission“ auf ewige Zeit. Deren versöhnende Befugnis beim ersten Anzeichen eines Konfliktes aber wäre, sämtliche Rheinbrücken in die Luft zu blasen.

Mit listreicher Unverfrorenheit wird die alte Erpressertaktik fortgesetzt. Zuerst gaukelt man ein Entgegenkommen vor, verlangt Vorchußleistung und leugnet dann jede Verpflichtung ab. Man nahm Locarno, aber erfüllte nicht. So will man auch jetzt das Schäfchen des Young-Plans scheeren, sich aber vom Bezahlen drücken, indem man unmögliche Voraussetzungen geltend macht. Wer durchschaut nicht die schoslen Abvokatenkniffe eines Briand zur Genüge schon?

Unbekümmert um Vertrag und Recht, tut Frankreich nur, was die Lage ihm abzwingt. Wenn es Macdonald einwickeln kann, dann wird es gar nichts tun. Daher trauert es auch dem braven Chamberlain so nach, denn wenn es in Paris regnete, hat der in London mit staatsmännischem Rud seinen Regenschirm aufgespannt. Der Sozialist Wedgwood aber sagte neulich im Unterhaus, England atme auf, von dem Alpdruck dieses Mannes befreit zu sein.

Glücklicherweise erkennt die Welt immer mehr, daß Frankreich nichts ist als der Schalkstnecht im Evangelium. Jener, dem sein Gläubiger zehntausend Pfund erließ, der aber dann sofort seinen Mittnecht würgte, weil dieser ihm hundert Groschen schuldig blieb.

Wie stellte es sich doch mit seiner amerikanischen Schuld böswillig an! So günstig ihm der Mellon-Vertrag an sich schon ist, es sträubt sich, weil es eben überhaupt nichts zahlen möchte. Der Franzose ist ein Meister im Kläglichsein. Mit allen Kniffen dieser Kunst jammert er jetzt, daß der Amerikaner sich durch den Ruhmestitel, das unschuldige Frankreich von den deutschen Forderungen befreit zu haben, noch nicht für belohnt genug hält. Daß er zurückhaben will, was er an Bargeld vorschob; sogar, was er auf Borg verkaufte, das stempelt ihn daher zum schäbigen Blutsauger. Die Kriegsteilnehmer warfen sich in die Brust. Sie gingen auf die Straße; die Verstümmelten recht grell herausgestellt, weil ihr Schauhumpeln so prachtvoll aufreizt. Sie faßten Beschlüsse, von pathetischem Unsinn zum Versten geschwellt. „Anderthalb Millionen Franzosen sind nicht dafür gestorben, daß ihr Vaterland angelsächsischer Finanznechtschaft ausgeliefert wird.“ Aber Flausen sind keine Devisen und die Amerikaner verdammt dickfellig.

Andere meinten daher, Schimpfen sei überhaupt ein verkehrtes Mittel zum Zweck. Schmeicheln müsse man. Somit luden sie Mittämpfer von drüben und haben sich ihnen mit wein- und redetrohen Zweckessen angebiebert. Am 4. Juli, dem Unabhängigkeitstage der Union, flatterte ganz Paris von Sternenbannern, deren jedes aber nichts anderes war als ein weit aufgetaner französischer Bettelsack.

Rattenfänger Briand versucht es jetzt gar noch mit einem dritten Kniff. „Die Vereinigten Staaten von Europa!“ Der ganze Erdteil soll es sein; zunächst wirtschaftlich, dann politisch auf denselben Renner gebracht.

Wohl ausgedacht, Pater Aristide! Da werden zwei heiße Eisen mit derselben Gange gepackt. „Bleibt ihr, so droht der Vorschlag nach Washington, so kieselherzig wie bisher, dann kappen wir euch durch eine Kontinental Sperre euern ganzen

europäischen Handel ab.“ Uns hingegen naht er mit schmeichelnder Hinterlist: „Weshalb nur dieser ewige Haß in West und Ost? Wir wollen doch Brüder sein. Die Vereinigten Staaten von Europa schaffen alle Grenzpfähle ins Museum. Sie machen den Anschluß Österreichs an Deutschland ebenso gegenstandslos wie die Fragen des Saargebietes und des Korridors. Da das Versailler Diktat alsdann überhaupt ein Spuk von vorgestern wird, kann es ruhig bestehen bleiben, bis jenes herrliche Morgen ein gesichertes Heute geworden ist.“

Der Sozialismus ist bei uns wie in England an der Macht. Er müßte, so meint der Neunmalkluger, doch seine ganze Natur verleugnen, wenn er sich nicht fangen ließe von dem köstlichen Duft dieses frisch gebratenen Specks.

Bei Balzac und Zola stößt man auf widrige Bünde von Geiz und Raffgier im französischen Volkstum. Das feilscht und schleicht, das verleumdet und habert noch viel engherziger um Mitgift, Erbschaft und Altenteil als schon bei uns. Was aber Poincaré mit seinen Beihelfern treibt, das ist, wenn es auch dabei um Großstaatsziffern geht, nur ganz derselbe listige habgierige Kleinbürgergeist.

Die Politik des angenehmen Äußeren ist eine falsche Politik. Keiner dankt sie uns. Der muß schon rührend kindgläubig sein, der da annimmt, die Franzosen räumten das Rheinland bloß, weil wir so höfliche Menschenlein und begeisterte Alleuropäer sind.

Wendet doch das Bartgefühl, das ihr denen da vergeudet, lieber nach innen an! Meinungsverschiedenheit löst sich leichter, wenn man einander gelten läßt.

Stresemann wies im Reichstag darauf hin, wie in London beim Festessen für den neuen amerikanischen Botschafter zu dessen Rechten der jetzige Außenminister Henderson, zur Linken der abgetretene, also Chamberlain, saß. Die regierende wie die Oppositionspartei zeigten dadurch, daß sie einig sind in dem englischen Staatsgedanken, wenn auch verschiedener Ansicht über den richtigen Weg zum Ziel.

Bei uns hingegen wird der Meinungsgegner als persönlicher Feind gehaßt. Zur Regierung gelangt, sucht man ihn sofort zu unterdrücken, so laut man früher selber über Unterdrückung schrie.

Seit den vorigen Wahlen fühlt sich unsere Linke. Das bringt ein Herrenmenschen-tum hervor, das notwendig zu Rückschlag führen muß. Der Demokrat ist heutzutage ein Mann, der, sobald er ans Ruden gelangt ist, seine demokratischen Grundsätze verschwigt.

War's beim Kampf ums Konkordat anders als beim Hochschulenulaz? Braun trat in Formen auf, fast als ob er Clemenceau wäre und die Opposition unsere Versailler Friedensgesandtschaft. Unterstützt von Herrn Becker, der immer dabei ist, wo es Fehlgriiffe zu machen gilt.

Ein herrliches Selbstvertrauen, ein Unfehlbarkeitsgefühl tat sich auf, wie es gerade in diesem Falle doppelt bedenklich ist. Denn selbst Goethe warnt mehrfach vor der Aalglätte vatikanischen Diplomatie, und es geht das alte Sprichwort, daß historia concordatorum historia dolorum, die Geschichte der Konkordate also eine Leidensgeschichte sei.

Ganz im geheimen wurde gearbeitet. Der Landtag war daher lediglich vor das Entweder-Oder binnen Wochenfrist gestellt. Der Diktator unterbreitete ein Diktat. Wieder einmal hat der große Freiheitsmann ganz übersehen, wie namenlos un-

demokratisch dies war. Seine ganze Fraktion aber auch. Einzig die „Frankfurter Zeitung“ nannte dies mussolinische Durchpeitschen unverantwortlich.

Die evangelischen Landeskirchen verlangten im Namen des verbürgten Gleichrechtes einen sofortigen ebenmäßigen Vertrag. Braun hatte gar keine Antwort darauf und auch sachliche Einwände blieben ungewürdigt. Hingegen setzte er bei seinen fügsamen Leuten, ob doch gleich nach allen Klassikern der Demokratie das Wesen des Parlamentarismus im Mißtrauen und im Recht der freien Meinung besteht, den Fraktionszwang durch.

Den bürgerlichen Linkern und der Wirtschaftspartei schlug immer noch ein bißchen das Gewissen. Vielleicht bekamen sie es auch um ihrer vielen evangelischen Wähler willen mit der Wahlangst. Da man sie brauchte, ließ sich die Regierung widerwillig zu einem Ausgleich herbei. Durch Zustimmung nämlich zu einem Antrag, der sie nunmehr auch zum Abschluß mit den evangelischen Landeskirchen anhält.

Allein drei Worte wurden zuvor noch umsichtig ausgemerzt. Die Landtagsmehrheit lehnte ab, sich etwa festzulegen auf „gleichwertige“ Rechte der evangelischen Kirche, auf „ausreichende“ Dotation und auf „unverzüglichen“ Abschluß. Die Paritätschreier von gestern haben somit gegenüber der halb so starken katholischen Kirche den acht evangelischen die Parität von vornherein verweigert. Den Gefolgsmännern Brauns aber, denen als treuer Knecht Fridolin auch der neutrale Herr Becker zu eigen, war sogar diese Bindung schon zu viel. Sie enthielten sich der Stimme. Nach den Spottbildern ihrer Presse wider die evangelischen „Pfaffen“ weiß man genau, wessen man sich von ihnen zu gewärtigen hat. Für den Protestantenvertrag, wofern er überhaupt spruchreif wird, gibt es sicherlich keinen Fraktionszwang. Vielleicht aber gegen ihn.

Das preußische Konkordat ist von zwei Parteien gemacht, die sich an Weltanschauung unterscheiden wie Pol und Äquator. Allein es klappte gleichwohl alles ganz vortrefflich. Die Wülderkirchlichen begnadeten die Kirche auf Staatsrechnung, und als ob nie ein Giordano Bruno verbrannt worden wäre, löffelten sich die Kirchlichen durch weitherzige Segengaben an das Freidenkertum. Der Protestantismus hingegen stand dabel, wie das Kind, das draußen durchs Fenster zuschaut, wie man in der Weihnachtsstube einander beschert.

Als die Vorlage glücklich durchgebrängelt war, erklärte ein Zentrumsredner, das Bündnis seiner Partei mit der Sozialdemokratie sei nunmehr auch dogmatisch gerechtfertigt. Der Papst habe das Preußen Otto Brauns in seiner republikanisch-demokratischen Kraft voll anerkannt.

Hier blickt das Gib-und-Nimm-Geschäft deutlich durch. Auf Kosten des Staates und der evangelischen Gemeinschaften hat man einander Parteivorteile zugeschanzt. Ob dieser Handel sich dogmatisch rechtfertigt, bleibe Sache des priesterlichen Haupters. Vor der Moral besteht er keinesfalls. Ja, wenn das Zentrum gesagt hätte: „Wir haben immer Parität verlangt, haben heiß darum gekämpft. Jetzt aber ist's Ehrenpflicht zu gewähren, was wir gefordert. Wir selber beantragen, daß unser Konkordat erst gemeinsam mit einem gleichwertigen Staatsvertrag für die Schwesterkirche in Kraft tritt.“ Das wäre moralisch, wäre demokratisch, wäre vaterländisch



Ave Maria

Fritz Gärtnert

(Kunstbeilage zum Türmer)

gedacht gewesen; ein Riesenfortschritt auf dem Wege zu Fried', Freud' und deutscher Einigkeit. Was jetzt geschah, das ist jedoch von allem das Gegenteil.

Es gehört auch die liebliche Unschuld Beders zu dem Glauben, daß die katholische Kirche, weil die Schule im Konfordat nicht berührt ist, nunmehr darauf verzichtet habe. Rom verzichtet überhaupt nie. Es wird sie nach kurzen Flitterwochen erst recht fordern, und zwar gerade auf Grund des Konfodats.

Es zog schon mancher ein Füllen auf, das ihm hinterher ans Schienbein schlug. Herr Beder ist für peinliche Enttäuschungen reif. Als er durch dieses Abkommen sozialdemokratische Parteigeschäfte besorgt hatte, erlebte er den Kummer, daß der Mißtrauensantrag der Rechten gegen ihn von zwölf Sozialdemokraten unterstützt wurde. „Fort mit dir, ich will hin“, ruft sein bereits ausersehener Nachfolger, der sozialdemokratische Schulrat Rönig.

Unsere rote Linke beseelt jetzt ein ungestümer Wille zur Macht. Die parlamentarische genügt ihr bereits nicht mehr; es muß schon die diktatorische sein.

Zuerst deutete dies Genosse Wels in Magdeburg an. Genosse Grzesinski erklärte dann in Frankfurt, wenn es vorübergehend nicht anders sei, dann komme allein die Diktatur „der organisierten Masse des Volkes“ in Frage. Das werde aber dann anders werden als 1918. Man würde diesmal, ohne sich von jemandem in die Arme fallen zu lassen, die Gegner „wirklich an die Laternenpfähle aufknüpfen“.

Auch was Neues. Ein Polizeiminister, dessen Amt es ist, Aufruhr und Gewalttat niederzuhalten, hat mit Aufruhr und Gewalttat gedroht.

Er tat es noch nicht einmal aus seiner persönlichen Parteiseele heraus. Denn als er sprach, bestellte er amtlich die Grüße des preußischen Rabinetts. Ferner hat Braun, als die Sache im Landtag zur Sprache kam, kein Labelwort gehabt.

Auch dies verdient festgehalten zu sein. Man ist Gegner jeder gerichtlichen Todesstrafe; die außergerichtliche jedoch, vom aufgehetzten Straßenpöbel willkürlich verhängt und roh vollführt, die droht man an und billigt sie im voraus. Ist denn der Freistaat kein Rechtsstaat?

Früher haßte die Sozialdemokratie jedes Ausnahmegesetz. Heute scheinen Ausnahmegesetze die einzigen zu sein, worauf sie gesteigerten Wert legt. Als jüngst im Reichstag durch einen Handstreich der Wirtschaftspartei das Gesetz zum Schutz der Republik fiel, da war keiner empörter als der Reichsinnenminister Severing. Er drohte sofort, er werde ein neues schaffen. In der Tat ist schon wieder eins in Arbeit.

Um das alte herauszubringen, wurde der Rathenau-Mord ausgenutzt, der auch in seinen Folgen mehr als ein Verbrechen, nämlich eine Dummheit war. Allein so ein Vorwand fehlt doch jetzt ganz, und man kann die Rechtsradikalen nur dringend vor Streichen warnen, woraus sich mit geschicktem Drehen einer schaffen läßt.

Alle diese Einblide in die sozialdemokratische Seele sind lehrreich. Ein völliger Umschwung ist da. Nichts wäre leichter, als Parteiblätter und ältere Parteiführer lächerlich zu machen. Es bedürfte nur des Nachweises, daß sie vor zwanzig Jahren verbrannt haben, was jetzt von ihnen auf den Ehrensattel gestellt wird.

Damals hörte man viel vom gleichen Recht für alle, von der unbedingten Meinungsfreiheit der Staatsbürger einschließlich aller Beamten. Das waren so selbst-

verständliche, so heilige Grundsätze, daß man sie sogar noch zur Zeit der jungen Liebe in der Verfassung „verankert“ hat.

Davon ist es aber nunmehr stille geworden. Jetzt schnarrt es nur noch von Gehorsamspflicht der Beamten, Disziplin, Wahrung der Staatsautorität und anderen Grundsätzen des verrotteten alten Regiments. Wenn jedoch gegen gesetzwidrige Maßnahmen eines Ministers angegangen wird, dann ist dies Auflehnung gegen die Republik. Kurz, wir werden obrigkeitsstaatlicher als es jemals war.

Die Verfassung ist ein Heiligenbild, über dem man gelegentlich den Vorhang zuzieht. Es gibt Staatsmänner, denen nur der erste Absatz des ersten Artikels geläufig ist: Das Deutsche Reich ist eine Republik.

Um feinetwillen allein erging überhaupt das Gebot, daß groß und klein sich am 11. August zu freuen habe. Millionen sind bereitgestellt, damit die Feier recht vollständig aufgezozen werden kann. Elftausend Berliner Schulmädchen werden zu einem lebendigen Reichsbanner im Stabion schwarz, rot und gold eingekleidet. Kultusminister Beder hat Lehrern und Klassen auf das sorgfältigste die Maßstäbe vorschriftsmäßiger Begeisterung geschnitzt; natürlich nur die Mindestmaße. Dem Überschwang sind keine Grenzen gesetzt. In diesem Falle dürfen sogar die Hochschulen feiern. Daher nach dem Rektorenprotest der Rektorentee.

Sprach man nicht von Wilhelm, dem Festelaiser? Schrieb man nicht von Hoflieferantenjubiläum und Kommerzienratsklimbim? Ereiferte man sich nicht über die Höhe unnützer Ausgaben, die besser sozialen Zwecken zufließen läme? Abermals ein Fall, wo man aus seinem eigenen Klugreden rein gar nichts gelernt hat.

Ein Volkstag wird, allein man macht ihn nicht. Am wenigsten, indem ihn die herrschende Parteigruppe zu ihrem Siegesfest stempelt. Über Verfassungsfeiern gar hängt das finstere Verhängnis, daß sie allesamt kurzlebig gewesen sind.

Natürlich wird hochtönig geredet werden am 11. August. Von Weibestunde, Morgenröte, Errungenschaft, Volks- und Völkerglück. In solchen Fällen nimmt gerade der den Mund am vollsten, der innere Hemmungen zu überwinden hat. Allein das klangvollste Wort wischt nicht die Tatsache hinweg, daß das freigewordene Volk sich kein bißchen freier fühlt. Derer sind viele, denen sogar schon ist, als ob unser Zeitalter nichts anderes sei als ein republikanisch aufgepußter Vormärz.

Dr. Friß Hartmann

(Abgeschlossen am 19. Juli)

Auf der Warte

Wohnungseld

Daß die Wohnungsnot stellenweise sich zu einem wahren Elend auswächst, geht aus folgender Anzeige in der „Allgemeinen Thüringischen Landeszeitung“ 1928, Nummer 318, hervor:

Kräftiger Junge, vier Wochen alt, gesund, wegen Wohnungsmangel als eigen abzugeben. Offerte unter ... an die Geschäftsstelle dieser Zeitung.

Wenn die Adresse des Einsendenden nicht angegeben wäre, könnte man versucht sein, an einen schlechten Wit zu denken, den sich einer zur Beleuchtung der Wohnungsnot geleistet hat. Aber es muß wohl so sein, daß ein Elternpaar in so drangvoll fürchterlicher Enge zu wohnen hat, daß es nicht einmal für ein Kind Raum, oder, was wahrscheinlicher ist, daß es die Stube schon voll Kinder hat und das arme Neugeborene nicht mehr hineingeht. Für das Kind einer Einzelstehenden hätte zweifelsohne das Jugendamt schon gesorgt.

Wir sind also jetzt schon so weit, daß die Wohnungsnot dahin führt, daß Kinder sozusagen ausgelegt werden müssen. Nicht genug, daß Familien sich vielfach so zusammenpressen lassen müssen, daß ihr Leben eher einem Kaskemmendasein gleicht, das Familienleben wird sogar zerrissen, und Eltern müssen sich von ihren Neugeborenen trennen, weil für das arme Würmchen mit dem besten Willen kein Raum mehr zu schaffen ist in der Herberge.

Und das geschieht nicht etwa in Berlin, Hamburg oder einer anderen Großstadt, wo der unaufhaltbare Zustrom neuer Ansiedler alle Versuche, der Wohnungsnot zu steuern, unmöglich macht, sondern in einer mittleren Stadt, vermutlich in dem idyllischen Weimar selbst, das seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts eine Kulturstätte ersten Ranges in Deutschland gewesen ist und in der die neue deutsche Reichsverfassung das Licht der Welt erblickte.

Die Wohnungsnot ist immer noch unsere

größte innere Not, und ihr abzuhelpen, bleibt vorerst allererste Aufgabe des Staates und der Gemeinden. Denn das ist das schlimmste Geschick für den Menschen, wenn er kein Heim hat und ein Familienleben zur Unmöglichkeit wird. Man möchte darauf sinngemäß das Pompejus-Wort anwenden: *habitare necesse est, vivere non est necesse*. Wohnungen schaffen ist das Wichtigste. Alles andere ist nicht so nötig, denn erträglich gewohnt, ist schon halb gelebt. Nun ist ja schon viel geschehen, um die Wohnungsnot zu bannen. Aber entweder ist das überhaupt unmöglich oder ist noch nicht genug geschehen.

Wenn man die dafür aufgewendeten Mittel in staatlichen und städtischen Haushaltsplänen ansieht und mit anderen Aufwendungen vergleicht, so hat es den Anschein, als ob letzteres der Fall wäre. Die Summen, die für Besserung der Wohnverhältnisse ausgemworfen werden, sind zu gering. Warum? „Weils nicht mehr reicht.“ Und es reicht nicht für diese Zwecke, weil die Mittel für andere Zwecke vorweg in Anspruch genommen werden. Was für Summen erfordern die großartigen Bauten, die für öffentliche Zwecke erstellt werden, die vielen Verbesserungen und Neuanlagen im Verkehrswesen, alles Dinge, die wohl ihre Berechtigung haben mögen, die aber an Dringlichkeit weit hinter anderen zurückstehen wie eben die Wohnungsnot, Kleinrentnernot u. a.

Dazu kommt, daß über die Verhältnisse hinaus gebaut wird und viele Anlagen gemacht werden, für die keine andere Begründung gegeben werden kann, als daß der Zug der Zeit sie erfordere. So werden Stadien, Sportplätze und sogar Tiergärten geplant und angelegt, in denen ein ganzes Wohnquartier Platz hätte, es werden Hallen für Versammlungen, Ausstellungen, Aufführungen erstellt, darin Zehntausende bequem unterkommen, während noch Hunderttausende sind, die froh wären, wenn sie für sich und ihre Kinder etwas mehr als zwei Zimmer zur Verfügung hätten. Für derartige Zwecke ist immer Geld da. Es

darf nur für irgend etwas ganz Modernes gehörig Stimmung gemacht und dürfen die nötigen Autoritäten gewonnen werden, so ist alle Welt von seiner Notwendigkeit überzeugt, und es wird gemacht.

Mittlerweile darben, frieren Ungezählte noch in Löchern, und die Löcher, in die kein Sonnenstrahl hineinschaut und in denen keine Behaglichkeit aufkommen kann, bleiben Brutstätten des Lasters, der Unzufriedenheit und der Verzweiflung. Wenn ich Abgeordneter oder Stadtverordneter wäre, würde ich es machen wie der alte Rato und zum Schluß jeder Sitzung, in der über ein neues Unternehmen zu beschließen ist, meine Stimme dahin abgeben: oeterum oenseo. Man schaffe in erster Linie ausreichende Wohngelegenheiten, damit ein jeder Bürger sein Dach über dem Kopf hat und jede Familie sich ihres Lebens einigermassen freuen kann. G. R.

Landnot ist Volksnot

Wie sehr der gesamte deutsche Mittelstand, der Geschäftsmann, Industrielle, Handwerker und nicht zuletzt der Landwirt durch Krieg und Inflation gelitten haben, wissen wir alle. Wer früher hoffte, von seinen Ersparnissen im Alter sorgenfrei, wenn auch bescheiden, leben zu können, ist schwer getäuscht. Auch die staatlich und gemeindlich garantierte „mündelsichere“ Anlage des Geldes hat ihm nichts gerettet. Er hat alles verloren und muß nun, da er alt und arbeitsunfähig ist, von den schmalen Renten, die ihm (vielleicht) gewährt werden, ein kümmerliches Dasein fristen. Denen, die noch etwa beruflich oder geschäftlich tätig sein können, geht es stellenweise sehr schlecht. Großindustrie, Warenhäuser, Konsumvereine und Kommunalbetriebe erdrücken den Kleinhändler und das Handwerk, die Steuerpolitik des Reiches nimmt ihnen das Letzte. Ungenügende Beschäftigungsmöglichkeit bei gedrückten Preisen, erhöhte Materialpreise und Löhne lassen ihn nicht zu einem Ertrag seiner Tätigkeit kommen. Handel und Handwerk in der Provinz fühlen besonders stark die schlechte Lage der Landwirtschaft, die dazu führt, von Einkäufen, Neu-

anschaffungen und Neuherstellungen und sogar von der Ausführung dringender Wiederherstellungsarbeiten Abstand zu nehmen.

Gewiß hat die Landwirtschaft in den Kriegsjahren und auch einige Jahre nachher verhältnismäßig am wenigsten Not gelitten. Aber auf die „sieben fetten Jahre“ sind gar bald gründlich die mageren gefolgt. Aus allen Ecken des Reiches werden die Klagen über die wirtschaftliche Notlage der Landwirtschaft immer lauter und betrübender. Die zu erzielenden Verkaufspreise decken vielfach kaum noch die Erzeugungskosten, so daß nicht nur der Kleinbauer, sondern auch der mittlere und selbst der Großgrundbesitzer im Kampf ums Dasein immer schwerer zu ringen hat. Und dabei gibt es keinen Stand, in dem der Besitzer mit seiner ganzen Familie früher wie jetzt und immerdar so den ganzen Tag eifrig angestrengt tätig ist und sein muß, wie gerade in der Landwirtschaft. Einen Achtstundentag kennt der Bauer nicht. Dabei fehlt es ihm an den notwendigsten Mitteln zur Erhaltung seines Betriebes, die Preise für Saatgut sind hoch, die künstlichen Düngemittel teuer; die Arbeitslöhne sind gestiegen, reichen aber kaum aus, um dem landwirtschaftlichen Arbeiter einen noch so bescheidenen Lebensunterhalt zu sichern. Deshalb besteht überall ganz „Leutenot“, Mangel an Arbeitskräften. Die öffentlichen Abgaben, Steuern und sozialen Lasten schwellen immer höher an, die Verschuldung wächst, und die Verzinsung dafür ist oft nicht mehr aufzubringen. Steuererweiterungen und Revolten der Landwirte sind die zwangsläufige Folge. Der deutsche Bauer ist von Natur ruhig veranlagt, alle Umstürzlerische liegt ihm fern. Wird er aber allzusehr eingeengt, dann sagt er doch die Wahrheit. Nach uns vorliegenden Unterlagen hat ein Bauer, der 50000 M Vermögen in seinem Ackerland und was dazu gehört besitzt, an Abgaben 1530,30 M zu entrichten, während der Aktienbesitzer, der ein gleich hohes Vermögen in Wertpapieren angelegt hat und dessen Erträge vereinnahmt ohne einen Finger zu rühren, nur 75 M aufzubringen hat. Das ist ein ganz unerhörter und unhaltbarer Zustand! Die deutsche Landwirtschaft ist wegen

der ungeheuren Lasten nicht mehr konkurrenzfähig gegenüber dem Auslande, sie wird ihre teuren Produkte nicht mehr los und muß zusehen, wie jährlich für rund 2 Milliarden Mark landwirtschaftliche Produkte aus dem Auslande eingeführt werden, die billiger sind, als er sie hier erzeugen kann. Viele Landwirte und Bauern sahen sich nach der Inflation gezwungen, Darlehen aufzunehmen, um ihren Betrieb aufrechterhalten zu können. Auf der bis dahin schuldenfreien Wirtschaft wurde eine Hypothek im Werte von mehreren 100 oder 1000 Zentnern Roggen eingetragen. Der Roggenpreis stieg in den letzten Jahren von 5 *M* auf zeitweise 13 *M*; die Zinsen für die Roggensschulden müssen nach dem heutigen hohen Marktpreise für Roggen gezahlt werden. Das kann auch der tüchtigste, bescheidenste und opferwilligste Bauer nicht aushalten.

Die Vorgänge in Jüsum (Schleswig-Holstein) und die vielen ähnlichen Fälle, wo einige Landwirte wegen Pfandbruch und Steuerverweigerung mit Geldstrafen von 50 bis 100 RM. belegt wurden (der Staatsanwalt hatte 2—6 Monate Gefängnis beantragt!), reden eine deutliche Sprache.

Im ganzen Reiche ist die Stimmung unter den Bauern äußerst gereizt. So schreibt das „Landauer Volksblatt“ (kein Linksblatt) folgendes: „Bevor wir es zugeben, daß der Bauernstand und Mittelstand und damit auch das Vaterland ins Verderben getrieben werden, wollen wir lieber den Kampf organisieren gegen alle, die in der Stunde der Not so kläglich versagen. Wir pfeifen auf alle Koalitionsabmachungen, die uns verbieten, die Wahrheit zu sagen, oder die uns daran hindern wollen, den Verderbern des Bauern- und Mittelstandes an die Gurgel zu gehen.“

Im Dezember 1928 fand in Berlin eine große Kundgebung der deutschen Roggen-schuldner statt. Im Plenarsaale des Reichswirtschaftsrates wurde in Anwesenheit zahlreicher Vertreter der Behörden des Reiches und der Länder sowie vieler Parlamentarier gegen das den Landwirten durch die Roggenverschuldung zugefügte Unrecht protestiert und sofortige Hilfe vom Reiche verlangt, da sonst über 10000 ländlichen Wirtschaften die

Zwangsversteigerung droht. Die Zahl der ländlichen Zwangsversteigerungen ist in verschiedenen Landestellen schon so außerordentlich groß, wie niemals zuvor.

Im bayerischen Landtag gaben vor einiger Zeit die Koalitionsparteien eine gemeinsame Erklärung ab, in der es u. a. heißt, „daß alle Proteste, alle Warnungen und alle Forderungen der Landwirtschaft fruchtlos geblieben sind. Die Reichsregierung findet weder die Kraft, noch den Entschluß, durch eine grundsätzliche Abkehr von der verkehrten Wirtschaftspolitik die Rentabilität der Landwirtschaft und damit eine größere Aufnahmefähigkeit des Binnenmarktes für industrielle Erzeugnisse zu sichern. Wir fordern mit allem Nachdruck einen ausreichenden Schutz der einheimischen Produktion in der Gesetzgebung und beim Abschluß der Handelsverträge. Wir machen von dieser Stelle aus in ernstester Sorge darauf aufmerksam, daß die fortschreitende Verelendung der Bauern der Nährboden ungeeigneter Taten der Verzweiflung ist, für welche die Verzweifelten nicht verantwortlich gemacht werden können. Wenn Reichstag und auch Reichsregierung es auch weiterhin unterlassen, die berechtigten Forderungen der Landwirtschaft zu erfüllen, dann wird die Verantwortung für alles das, was sich daraus zwangsläufig ergibt, von uns abgelehnt.“

Die Not des Bauernstandes geht uns alle unmittelbar an. Der Wurzelboden unseres Volkstums liegt dürr und trocken. Es steigen keine neuen Kräfte mehr daraus empor. Soll die Verelendung unseres Volkes so weit getrieben werden, daß die tragende Schicht des Heimatbewußtseins, die Menschen, in denen Vaterlandsliebe und Treue zu Scholle und Reich am lebendigsten wach sind, dem übermächtigen Druck erliegen? Dann, ja dann ist unser Schicksal besiegelt. Landnot ist Volksnot. Darum müssen wir alle dem Landvolk zu Hilfe eilen, ehe es zu spät ist.

Wilhelm Walthers

Der Redakt

Die bevorstehende Feier der zehnten Wiederkehr des Verfassungstages erweckt in weiten Kreisen unbeschagliche Gefühle

Wie man's macht, ist es verkehrt. Anstoß wird leicht an allem genommen, und dazu wird böser Wille auch da vorausgesetzt, wo im Ernst nicht davon die Rede sein kann. Im letzten Jahr haben eine Anzahl von Schulen den Verfassungstag mit einer Jahn-Feier begangen, und diesmal wird man sich hier und da vielleicht zu einer verspäteten Lessing-Feier entschließen. Aber die Verehrer Lessings werden da derselben Verdammung anheimfallen, unter der die Verehrer Jahns leiden mußten.

Diesenigen, die dem Verfassungstage sein besonderes Recht zukommen lassen wollen, weisen darauf hin, daß auch früher bei Geburtstagen des Monarchen dessen Person im Vordergrund der Feier gestanden habe und daß nun entsprechend die Verfassung als das Objekt der Feier betont werden müsse. Das ist aber nur zu einem ganz geringen Teil richtig.

Bedenklich und verkehrt ist die Übernahme der akademischen Feier, also des feierlichen repräsentativen Redeaktes von immer weiteren Kreisen, die dem Redeakt nach Form und Inhalt fernstehen. Der akademische Redeakt eignet sich nicht für die Volksversammlung und nicht für ein Volksfest. Der akademische Redeakt ist eine kleine intime Feier eines engen Kreises von Gelehrten, in dem Fachwissenschaft geboten wird und in dem das Objekt, der äußere Anlaß der Feier, kaum oder nur beiläufig erwähnt wird. Statt langer Ausführungen nur ein Beispiel:

An der Berliner Universität wurden in den zehn Jahren vor dem Kriege an Kaisers Geburtstag und am Gedentage Friedrich Wilhelms III. Reden gehalten über: „Das politische Testament Friedrichs des Großen von 1752“, „Das Meer und die Kunde vom Meer“, „Deutsches Helbentum“, „Internationale Aufgaben der Universität“, „Protestantismus und Katholizismus in Deutschland“, „Die Einheit des Erkennens“, „Zur Vorgeschichte der modernen Hygiene“, „Das Bildungsbedürfnis und seine Befriedigung durch die deutschen Universitäten“, „Fichtes Reden an die deutsche Nation“, „Vom ethischen Skeptizismus“, „Die Steinische Städteordnung“, „Geschichtliches und Grundsätzliches aus der Gedankenwelt

über Universitätsreformen“, „Fichtes Universitätsplan“, „Berliner Poesie vor hundert Jahren“, „Pathologisches in der Veranlagung und Entwicklung des Kindes“, „Über Tod und Sterben“, „Selbst und Masse in der Geschichte“, „Rantes biographische Kunst und die Aufgabe des Biographen“, „Vom Sinn der Weltgeschichte“ und „Nationalismus und Universalismus“. In allen anderen Hochschulen war es im Grunde nicht anders. Bemerkt werden mag, daß nur wenige Studenten jeweils und ein immer geringerer Prozentsatz der Professoren an dem feierlichen Redeakt zu diesen und anderen Tagen teilnahmen. Dahingestellt sei, wieweit diese Feierlichkeit Feststimmung aufkommen ließ oder nur gestattete.

Die hier schon angedeuteten Bedenken gegen den feierlichen Redeakt werden erheblich in anderen Kreisen, die, ohne die Vorbedingungen in irgendeiner Hinsicht zu erfüllen, die Formen übernehmen, aber weder ein geeignetes Publikum — z. B. Schüler von 6—20 Jahren — noch geeignete Redner hatten. Trotzdem, wenn der Redeakt beibehalten werden sollte, mußte die Festgabe immer eine wissenschaftliche sein, und da war es immer gut, wenn Gedentage irgendwelcher Art Richtung und Stoff bestimmten. Das hat damals niemand übelgenommen, wenn Schilles hundertjähriger Gedächtnistag am Geburtstag des Königs von Sachsen etwa oder der siebenjährige Wilhelm Raabe am Gedentage in Braunschweig usw. gefeiert wurde.

Wesentlich ist, daß diese Redefeier überholt, nicht mehr zeitgemäß ist. Die zündende Festansprache bei einem Volksfeste, bei einer Massenversammlung, bei einem turbulenten Rommers ist etwas anderes: da verlangt man keine wissenschaftliche Gabe. Unsere gelehrten Redner aber haben nur selten die Gabe, in solchen Kreisen auf die Massen zu wirken. Und dann ist auch diese Art der Feier nicht vorbildlich und nicht das Ziel.

Uns fehlt die Form der nationalen Feier, der nationalen Repräsentation — die nicht Demonstration — und der Dokumentation — die nicht Prozedur sein darf. Für die Jugend wird man sich schnell mit Wanderschaften,

turnerischen und athletischen Wettspielen, mit Gesangsaufführungen und Theaterpielen zu der entsprechenden Form finden, auch ohne lange Reden — die schließlich, sobald die Sachwissenschaft fehlen muß, allzuleicht in hohle, unfehlische Phrasen ausartet. Für den großen Kreis der Erwachsenen stehen wir aber vor einem ernststen Problem, das sich zur Not auswaschen kann und das mit Sprechhören und Umzügen, mit Zwangsversammlungen und Beflaggungen nicht gelöst wird. Die Hauptsache bleibt: abwarten, die Dinge wachsen lassen, auf daß der neue freudige Geist auch die eigene festliche Form, die das ganze Volk eint, finde. Ganz abwegig ist der beliebte Hinweis auf die französische Hauptstadt am 14. Juli: dieser allgemeine Kummel ist nicht die Form eines deutschen Festes. O. L.

Dortmund — Tat und Mission des Jungdeutschen Ordens

Wenn man mit allen deutschen Vaterlandsfreunden darin einig ist, daß unser Deutschland aus seiner heutigen äußeren Erniedrigung nicht herauskommen kann ohne vorherige innere Einigung, und wenn man als die hauptsächlichsten Klüfte, die unser Volk in zwei feindliche Lager zerreißen, einmal den unseligen Flaggenzwist und zum anderen den schier unüberbrückbar scheinenden Gegensatz zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer erkannt hat, dann wird man mit wärmster Sympathie alle Bemühungen begrüßen und — was wichtiger ist: nach besten Kräften unterstützen müssen, die diese Klüfte zu überbrücken, diese Risse zu schließen versuchen.

Otto Lerche hat im „Türmer“ (Märzheft 1929) sehr treffend gesagt: „Nationale Gesinnung wird nicht darin bestätigt, daß man überall Anti- ist, sondern darin, daß man etwas Positives leistet.“ Solch eine positive Leistung im besten nationalen Sinne hat nun kürzlich der von einer Selbstschußorganisation sich immer mehr zur politischen Bewegung entwickelnde Jungdeutsche Orden auf seiner imposanten und richtungsweisenden

westdeutschen Tagung in Dortmund vollbracht. Denn dort erklärte der oberste Führer des Ordens, Artur Mahraun, in der großen Westfalenhalle vor 20000 Menschen aller Stände und Klassen die Achtung des Flaggenstreites, verpflichtete sich für den Orden zur unbedingten Achtung der neuen Reichsfarben Schwarz-Rot-Gold und forderte von der anderen Seite dafür auch Achtung der Farben der deutschen Einigung Schwarz-Weiß-Rot. Und da nur das Beispiel wahrhaft erzieherisch wirken kann, zeigte der Jungdeutsche Orden als erste große nationale Organisation offiziell neben seinen Kreuzbannern und schwarzweißroten Flaggen die deutschen Reichsfarben Schwarz-Rot-Gold. Kein Wunder, daß unter dem Eindruck dieser Tat wirklich einmal so etwas wie ein Gefühl der Volksgemeinschaft draußend durch die Tausende ging, die Zeugen dieser Florian-Geyer-Tat: „Der deutschen Zwietracht mitten ins Herz!“ waren. Und impulsiv bekannten sich Führer der verschiedensten Lager, wie der Demokrat Koch-Weser, der christliche Gewerkschaftler Waltrusch in Vertretung Stegerwalbes, der Volksparteiler Fregattentapitän Hinzmann im Auftrag Strefemanns, der Generalsekretär des Gewerkschaftsrings und Reichsbannerführer Lemmer, der Vorsitzende des Gewerkschaftsbundes der Angestellten (G. d. A.) Schneider, der Christlich-Soziale Dubey, Baudach von der Leitung des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes (D.H.V.) zu dieser von Mahraun ausgegebenen Parole.

Und auch die zweite, noch schwerer zu schließende Kluft, die zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, wurde auf dieser jungdeutschen Tagung zu überbrücken versucht, und zwar auf der Jungdeutschen Wirtschaftskonferenz, die am Tage zuvor ebenfalls in Dortmund stattfand und an der zahlreiche Mitglieder des Verbandes volksnationaler Industrieller sowie des G. d. A., des D.H.V. und der Christlichen wie der Hirsch-Dunderschen Gewerkschaften teilnahmen. Und hier fanden sich diese Vertreter von Arbeitgeber- und Arbeitnehmertum zusammen in dem Willen gegenseitiger Anerkennung und Achtung, in

dem ehrlichen Bemühen, Wege zur Milde rung, zur Überbrückung der Gegensätze zu finden.

Ist der vom Jungdeutschen Orden eingeschlagene Weg: der ehrliche Wille zu Anerkennung und Achtung des Andersdenkenden — der einzige, der wirklich zum erstrebten Ziel: zur inneren Einigung Deutschlands führen kann, so darf man dem Orden auch die Kraft zutrauen, diesen gewiß nicht leichten Weg zu Ende zu gehen. Denn einmal hat der Orden — auch hier beispielgebend — aus seinen Reihen Raftengelst und Standesbündel verbannt, und dann ist vor allem sein Wollen von einer großen starken Idee getragen, ist auf ein hohes Ziel gerichtet: auf die Schaffung des deutschen Volksstaates. Die Idee des Volksstaates ist aber, wenn nicht alle Zeichen trügen, die kommende große Staatsidee, die sich ja auch schon entwicklungsgeschichtlich aus der Reihe ergibt: Absolutismus („Der Staat, das bin ich!“) — demokratisch-liberalistischer Bürgerstaat, herausgeführt durch die französische Revolution und den von ihr zu staatlichem Leben gelangenden dritten Stand (der Staat herabgesunken zum bloßen Polizisten oder besseren Nachtwächter) — Volksstaat, herausgeführt durch Weltkrieg und den nach staatlicher Macht verlangenden vierten Stand, der dem Bürgerstaat die Homogenität und damit seinen Sinn nahm (mit der von Mahraun geradezu klassisch geprägten Parole: „Der Staat sind wir, wir die Nation!“). Tragik des deutschen Volkes, daß es die letzte Form des Bürgerstaates, den Parlamentarismus, in dem Augenblick übernahm, da dieser bereits fast überall abgewirtschaftet hatte, erhöhte Tragik, daß Träger dieser Staatsform der zur gleichen Zeit zur staatlichen Macht gelangte vierte Stand wurde, weil die meist aus Abtrünnigen des dritten Standes hervorgegangenen Führer des vierten Standes nicht die Kraft zur Schaffung einer eigenen Staatsidee, zur Bildung eines Staates mit neuem Staatsinhalte hatten.

Doch die Idee des Volksstaates ist lebendig in Führern des vierten Standes, wie August Winnig oder Ernst Niekisch, sie ist lebendig in den Kreisen des Jungdeutschen Ordens und anderer vollsnationaler Bünde, und sie bricht

sich auch durch in Kreisen, die bisher ganz wo anders standen, die der extremen Linken angehörten. So nur ist es zu verstehen, wenn der Dichter Arnolt Bronnen, der mit seinem aufrüttelnden Buch der Anklage „O. S.“ sich zum Volksbewußtsein durchrang, neulich im „Vormarsch“ schrieb: „Um so klarer zeigt sich vor unseren Augen, die lange gesucht haben, die Methode, welche hinführen wird zum neuen Menschen und zum neuen Volk: der Nationalismus“, wobei wir unter Nationalismus die vorwärtsstürmende Kraft der Volksstaatsidee zu verstehen haben.

So sehen wir, wie sich für den Jungdeutschen Orden aus seiner Tat von Dortmund seine Mission für die deutsche Zukunft ergibt. Und wenn man ihn gewiß wegen Dortmund auf der einen Seite als „abtrünnig“ und „national unzuverlässig“ bezeichnen, auf der anderen wie alles, was im Verdacht nationaler Gefinnung steht, mit abwehrendem Mißtrauen betrachten wird, so möge er zwischen diesen beiden Feuern die Kraft behalten, unbeirrt seinen schweren Weg weiter gerade aus zu gehen als Schrittmacher der deutschen Zukunft. Dr. Egon Erich Kibrecht

Kommunistischer Kindermißbrauch

Verschiedene Zeitungen, an deren Glaubwürdigkeit nicht zu zweifeln ist, berichteten folgenden Stüdchen vom letzten kommunistischen Parteitag in Berlin:

„Auf dem kommunistischen Parteitag zogen etwa 15 Kinder zwischen vier und zwölf Jahren mit roten Fahnen in den Saal. Es waren Vertreter der ‚Pioniere des Jungspartakusbundes‘, die, die rechte Hand grüßend erhoben, singend ihr ‚Seid bereit!‘ vortrugen, während die Delegierten sich von ihren Plätzen erhoben. Auf Hederts Frage: ‚Wer von euch hat denn nun das Wort?‘, betrat ein zwölfjähriges Mädchen die Rednerbühne und trug ein offenbar auswendig gelernte Geschichte von der Kinderaktivität am 1. Mai vor, die wegen ihres verblüffenden und erschütternden Charakters auszugsweise wie folgt wiedergegeben sei: ‚Auch wir Arbeiterkinder führten an 1. Mai in Neudölln eine Demonstration durch

auf der ein Arbeiterkind zu uns über Zögels Demonstrationsverbot sprach. Ein Polizeibeamter hat das Arbeiterkind festgenommen (hört, hört!). Das ließen wir uns aber nicht gefallen. Wir lärmten vor der Polizeiwache. Ein Oberleutnant sagte zu einem Beamten: „Sehen Sie mal raus und schießen Sie, mang die Zöhren“, die sind ja schlimmer als die Großen. Er schoß aber nicht. Die Arbeiterkinder waren so tapfer und ließen sich nicht verjagen. Sie brüllten immer von frischem: Am 1. Mai die Straße frei! (Stürmischer Beifall.) Man wollte aus dem verhafteten Arbeiterkind herausholen, wer die Leiter des Pionierverbandes sind und wer die Mittlosen wären. Man gab ihm eine halbe Tafel Schokolade, damit es das verriete. Aber der Pionier verriet nichts. (Erneuter lebhafter Beifall.) Kürzlich fand eine Konferenz der Arbeiterkinder statt, bei der wir 60 „indifferenten Arbeiterkinder“ zu uns herüberziehen konnten. In diesem Sinne begrüßen wir euch! Wir Pioniere sind immer bereit!“ (Lang anhaltender stürmischer Beifall.) Nachdem ein Delegierter den Kindern gedankt hatte, zog die „Junge Garde“, so theatralisch, wie sie erschienen, wieder ab.“

Serade unser augenblicklicher Staat rühmt sich, sich der Kinder und ihrer Seelen besonders liebevoll anzunehmen. Darf man fragen, was unsere staatlichen Stellen tun, um diesen schamlosen Rindermissbrauch, um diese ebenso gewissenlose wie gefährliche Vergiftung unglücklicher Kinderseelen mit den Giften des Klassenhasses, der Auffässigkeit und des Bürgerkrieges im Interesse der Volksgeundheit zu unterbinden? Man hört und sieht nichts! Wie man auch niemand einschreiten sieht, wenn z. B. in Sachsen kommunistische Kinder von fünf bis acht Jahren unter Führung von „Älteren Kommunisten“ durch die W. O. in B. Das Wort „Sekte“ in dem Artikel „Rabinett und Kirche“ (Seite 465 des Augustheftes) ist allerdings irreführend. Es hätte mit „Gemeinschaft“ oder „Kirche“ überseht werden können. Sie wenden ja mit Recht gegen den missverständlichen allgemeinen Gebrauch der Bezeichnung Sekte, insbesondere in Bezug auf die Methodisten-Kirche, die gerade in England eine hervorragende Stellung einnimmt. Im übrigen ist es richtig, wenn Sie auf die Ausführungen der Professoren Fabricius, Winter und Harnack hinweisen. — Herzlichen Dank und Lernergruß!

und damit seine Zukunft widerstandslos vergiften läßt, der treibt rettungslos seinem Untergange zu. Mögen das die bedenken, welche die Verantwortung dafür haben.

Dr. Albrecht

Saarlouis und nicht Straßburg

Ein in Ranzig erscheinendes Blatt für die Französisierung des Saarbezirks („Journal des Français de la Sarre“) empfiehlt die Errichtung einer französisch-deutschen Universität in Saarlouis als „ausgezeichnetes Mittel der Annäherung zwischen zwei großen Kulturen“. Diese Aufgabe hätte die Universität Straßburg erfüllen können und erfüllen sollen, allein die Pariser Machthaber beeilten sich, die ehemals deutsche blühende Universität Straßburg zu französisieren und ihr jede Vermittlung zwischen deutscher und französischer Kultur unmöglich zu machen. Eine deutsch-französische Universität in Saarlouis, in dieser rein deutschen Stadt für das rein deutsche Land, würde nur der Französisierung dienen und kann ernsthaft nicht in Betracht gezogen werden.

Rabinett und Kirche

In Deutschland wird es nicht wenig überraschen, zu sehen, welche Rolle das kirchliche Leben im Rabinett Macdonald spielt. Die Zeitschrift: „Christian World“ gibt einige interessante Einzelheiten zu diesem Thema. Macdonald selbst ist Presbyterianer, wie viele Schotten, stand aber durch seine Freundschaft mit einem bekannten Baptistenprediger lange Zeit in Kontakt mit den Baptisten. Mit einem bekannten Führer der Free Church (eine schottische Institution) pflegte er Theologie und Philosophie zu diskutieren. Snowden stammt von Wesley-Methodisten ab. Henderson gehört derselben Sekte an, ist Führer in der Bruderschaftsbewegung und Prediger. Thomas pflegte den Sonntagsschulunterricht der Baptisten zu Swindon zu übernehmen, Clynnes besuchte die Congregational-Kirche in Salford. Alexander war früher Baptistenlaienprediger. Graham, Adamson und Wedgewood Bonn

sind Kongregationalisten. Auch Miß Bondfield gehört einer andern kirchlichen Richtung als der anglikanischen an. Dagegen sind drei Mitglieder der neuen Regierung hervorragende Anglikaner. Es sind dies Lord Parmoor, Richter Sankey und Lansbury, welcher letzteren das Blatt zu dem äußersten Flügel der Hochkirche, den Anglo-Katholiken, zählt. Daß man bei all diesen Männern solche definitive Angaben über ihre kirchliche Zugehörigkeit und in den meisten Fällen ihre Anteilnahme am kirchlichen Leben ihres Volkes machen kann, wird manchen von uns erstaunen; die Zahl der angeführten kirchlichen Rörperschaften wird ihn verwirren, aber ihm zugleich eine Idee von der Mannigfaltigkeit des religiösen Lebens in England geben und von der immer noch engen Verbundenheit dieses Volkes mit seinen kirchlichen Einrichtungen. Es ist nicht denkbar, daß diese Verbundenheit ohne Einfluß auf die Handlungen der Männer bleiben wird, die nun berufen sind, England zu regieren.

L. M. S.

Deutscher und französischer Geist in Polen

Polen bedeutet eine französische Armee an der Weichsel, sagte Napoleon. Auch im Kampfe der Geister wollen die Polen häufig als Vertreter lateinischer Zivilisation gegenüber deutscher Kultur auftreten. Unterstützt wird das von Frankreich aus. Was wird an französischer Kulturpropaganda in Polen betrieben, in allen größeren Städten Polens finden zu Lasten der französischen Regierung Kurse statt, die französische Sprache, Literatur und Wesen dem Polenwolke nahebringen sollen. An den Universitäten sorgen französische Lektoren und Professoren für ein tieferes Einbringen in den französischen Geist. Von Deutschland geschieht wenig. So wird die Kenntnis deutschen Wesens in Polen immer geringer, und die Polen nehmen von Deutschland Kenntnis, nachdem sie sich die Brille der Nationaldemokratie aufgesetzt haben, und deren Helden sind Foch und Poincaré.

Trotz allem Nationalismus der kleinen Völker zerfällt Europa in drei Wissenschaftssprachprovinzen: die englische, die französische, die deutsche. Englisch sprach vor dem Kriege in Polen praktisch niemand, heute wird es stärker betrieben, doch sind die Sprachen, die miteinander ringen, die deutsche und die französische. Vor dem Kriege erschienen noch die Zusammenfassungen vieler polnischer wissenschaftlicher Arbeiten auf Deutsch, dann bis vor etwa einem Jahre keine einzige. Allmählich beginnt sich in einigen Wissenschaften wieder das Deutsche durchzusetzen, besonders in den Naturwissenschaften und der Geographie. In den Geisteswissenschaften, der Geschichte vor allem, ist die jetzige Generation so stark antideutsch eingestellt, daß sie sich völlig französisch orientiert, ja kaum die deutsche wissenschaftliche Arbeit über den Osten berührt. Vor 50 bis 100 Jahren da war Hegel, überhaupt die deutsche idealistische Philosophie, die historische Rechtsschule, die historische Schule in der Nationalökonomie das Vorbild Polens. Heute vergißt man die Beziehungen zwischen Slawentum und deutschem Geist und wendet sich Frankreich zu. Die Polen nennen sich dann oft die Franzosen des Ostens, und äußerlich sind gewiß sehr große Ähnlichkeiten wahrzunehmen. Beide Völker haben eine große Vorliebe für Formen, beide sind äußerst höflich, tanzen gern, überhaupt sind die Umgangsformen der feudalen Epoche noch bei ihnen stark lebendig. Aber schon das Verhältnis der Geschlechter ist ein absolut anderes. Und vielleicht noch mehr die Beziehung zu Gott. Philosophisch, weltanschauungsmäßig gibt es keine Verwandtschaft von Polentum und Diderot, Voltaire, Malebranche. Und nur ganz kurze Zeit hat sich der Positivismus von Auguste Comte in Polen Anhänger verschaffen können. Wenn heute Polen sich auf Bergson und Barrès stützen, so sind diese ja leicht auf Fichte zurückzuführen, die Polen hätten den direkten Weg leichter. Nicht umsonst aber schrieb Mickiewicz über Jakob Böhme, nicht vergebens sind so starke Ähnlichkeiten zwischen Towianski und der deutschen Mystik Faulers und Eckeharts, obwohl Towianski sie sicher nie las. Und wenn

heute der Wilnaer Philosoph Lutoslawski sich als Theosophen bezeichnet, so liegt ihm die deutsche Mystik oder schließlich Rudolf Steiner näher als etwa Annie Besant. Der Posener Philosoph Holtowski aber ist Hegelianer wie Polens vielleicht größter Philosoph August Cieszkowski. Die polnische Philosophie steht unter dem Wort der Schrift „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“, und die Freiheit in der Bindung ist ja auch deutschem Wesen eigentümlich. Der ethische Rigorismus Rastkiss erinnert an Kant und bei Slowacki und und besonders Mickiewicz bemerken wir Einflüsse Schillers.

Doch an all das wagt man in Polen kaum noch zu denken. Und leider muß man zugeben, daß auch in Deutschland nur sehr wenige etwas von der polnischen Literatur wissen, besonders von den großen Romantikern, die auf die französisch orientierte klassizistische Literatur des Polen des 18. Jahrhunderts im 19. Jahrhundert Werke folgen ließen, in denen die Berührung mit deutschem Geiste spürbar ist. Dr. Walther Maas

Aus dem Staat der Völkerbunds-schande

Der Staat Polen ist ein Kind des Versailles Diktats und da der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, wie dieser eine moralische Mißgeburt. In jeder neuen Woche beweist er's neu und vielseitig. Bergehoch liegen die Belege in Genf, allein der dortige Minderheiteauschuß benimmt sich wie ein gewissenloser Vormund, der sein lästiges Mündel einer Engelmacherin überantwortet. Der gemütvollste Chamberlain hat ja geradehin gesagt, die Minderheiten müßten in dem Staate aufgehen, in den man sie wider Willen gepreßt; das heißt, absterben dem Edelsten, was sie haben, ihrer Muttersprache und ihrem Volkstum.

Was die Deutschen leiden unter polnischer Lustquälerei, dazu heute nach vielen früheren Beispielen ein weiteres. An die große Glocke hängen, das ist ja das einzige, was uns übrigbleibt. Es heiße an der Menschheit verzweifeln, wollte man die Hoffnung aufgeben, daß doch

noch einmal durch die empörte Aufwallung des verhöhnnten Rechtsgefühls über diesen Schinderstaat das Standgericht gehalten wird.

Voriges Jahr hatte die polnische, also offenbar obendrein katholische Lehrerschaft in Ploß an den evangelischen Geistlichen das Ersuchen gerichtet, während des Gottesdienstes die polnische Nationalhymne singen zu lassen. Der Geistliche hatte dieses Ansinnen mit dem Hinweis darauf abgelehnt, daß dieses Lied im kirchenamtlichen Gesangbuch nicht enthalten und das Singen politischer Lieder in der Kirche nicht üblich sei. Während des stillen Gebets nach dem Gottesdienst stimmte trotzdem ein polnischer Rektor unter kräftiger Mithilfe des Ausländischenverbandes, der in dem Gotteshause nichts zu suchen hatte, die genannte Hymne an. Ganz ordnungsmäßig setzte der Organist das übliche Nachspiel auf der Orgel ein, überbante damit den Gesang und ließ, als das polnische Lied darauf nochmals begonnen wurde, zum zweiten Male die Orgel erschallen, bis die Teilnehmer am Gottesdienst die Kirche verlassen hatten.

Darauf strengte der Staatsanwalt sofort eine Klage wegen „Störung des Gottesdienstes“ an. Allein nicht etwa gegen die Störer, sondern gegen den Organisten, der sich durch die Störung in seinen Vorschriften nicht stören ließ! Er wurde zu einem Monate Gefängnis verurteilt und dieses Urteil in der Berufungsinstanz glatt bestätigt.

Chamberlain ist ja jetzt ein Mann ohne Amt. Vielleicht findet er nunmehr Zeit, sein Einglas zu putzen und einige Blide in die Minderheitsklagen gegen Polen zu werfen. Es hätte sich freilich schon früher gehört, allein es waren ja only Germans. Nach genommener Einsicht aber möge er sich fragen, ob er wohl selber kurzerhand einem Staate überwiesen sein möchte, der seine Bürger derart mißhandelt.

F. J.

Das wohlbehütete Berlin

Der Oberbürgermeister von Berlin gibt sich Mühe, zu beweisen, daß mit seiner Wahl ein Mißgriff getan ist. Mancher hat es ja gern, wenn die Öffentlichkeit viel von ihm

redet, allein verheerend ist, wenn dies meist die Witzblätter tun und das Haupt einer Fünftelhalbmillionen-Stadt als ein Tyrann von Mottenburg erscheint.

Da schenkte die vormallige Reichsresidenz dem Professor Einstein eine Villa, die sinnigerweise die Relativität alles Besitzes dartut. Sie war nämlich überhaupt nicht verschenkbar und nötigte daher den beglückten Empfänger zu dankenbem Verzicht.

Hingegen ist Herr Böß ein desto absoluterer Vordämpfer für Schwarzrotgold, obgleich gerade hier etwas mehr Relativität ganz wohl am Plage wäre. Namentlich, wenn man sich für einen Demokraten ausgibt. So blieben ihm denn auch allerlei Radenschläge nicht erspart. Die Gerichte hatten gar keinen Sinn für seine Theorie, daß die Stadt als Hauseigentümer ihren Mietern bestimmte Flaggen aufzwingen oder verbieten könne.

Am übelsten war sein Reinsfall, als er der deutschen Olympia-Siegerin Helene Mayer das Auftreten in der Berliner Turn- und Sportwoche untersagte. Die achtzehnjährige Fechtmeisterin sollte nämlich in Amsterdam ein Fräulein in den alten Reichsfarben geschwungen haben. Mit solcher Verworfenheit gibt sich das amtliche Berlin nun einmal nicht ab.

Übermals erwies sich, welch zweifelhafter Einbläser die republikanische Beschwerdestelle ist. Helenes Vater gab nämlich bekannt, er sei Jude und Republikaner; seine Tochter beides auch; das strafwürdige Rückschrittsymbol in ihrer Hand hingegen nichts gewesen als das Abzeichen des Amsterdamer Klubs.

Herr Böß ist gleichwohl der Mann nicht, der gemachte Fehler eingesteht. So suchte er auch diesen zu bemänteln. Er wollte das Auftreten der Fechterin auf dem Gnadenwege nachträglich zulassen, wofern diese erkläre, daß nichts ihr ferner liege, als eine politische Auswertung ihrer sportlichen Kunst.

Das lehnte nun wieder Vater Mayer ab. Sicherlich gerade weil er ein grundsätzlicherer Demokrat ist als Herr Böß und daher jede verfassungswidrige Bindung politischer Meinungsfreiheit verwirft.

Die Berliner Sportfechter suchten zu vermitteln. Allein der demokratische Herr Böß hielt sich offenbar einen Augenblick für Seine Majestät den König von Berlin. Wie ein übelaffektionierter Selbstherrscher lehnte er den Empfang des Mittelmanns schroff ab, da seine Entscheidung bereits gefällt sei. Folge war, daß nun die gesamte Berliner Fechterschaft jene Morgenstunde bei Kroll sperrte, der deutsche Fechterbund sich in einem scharfen Briefe ihr oblig verbunden erklärt hat.

Trotz dieser Ergebnisse halten aber Böß und seine Leute ihren Kurs für den richtigen; er wird daher weiter gesteuert. Auch der rote Krug geht freilich nur solange zum Wasser, bis er bricht.

Der neueste Beschluß des löblichen Stadtmagistrates ist, die Kaiserkrone zu entfernen, die an der Weidenbammerbrücke angebracht ist. Es wird hinzugefügt, das mache gar keine Unkosten; die paar Nieten seien flugs gelöst.

Manche fürchten jedoch, daß dies alles der Einkommensminderung sogar sehr teuer zu stehen kommen wird. Denn selbst im eignen Lager sind Weiskichtige über diese unheilbare Engstirnigkeit entsetzt. Der „Börsen-Courier“ schrieb, auf die Weise des Herrn Böß schütze man die Reichsfarben nicht, sondern mache sie unbeliebt. Das alles sei, um auf die Klagen zu klettern, meinte ein anderes Blatt.

Wer sich nach der einen Richtung so inbrünstig betätigt, hat naturgemäß für die anderen desto weniger Sinn. „So erhält Berlin seine Kunstdenkmäler“, ruft die „Vossische“ aus. Sie singt ein eindrucksvolles Klage lied. Vor vier Jahren brach man die von Schinkel erbaute Reithalle in dem Prinzenpark der Kochstraße rücksichtslos ab. Auf Einspruch von Kunstverständigen versprach man ihren Wiederaufbau an anderer Stätte. Bisher geschah es jedoch nicht. Man hat kein Geld. Es sind nämlich so viele Hohenzollern- und Feldherrnstraßen sozialistisch umzubenennen, was an neuen Schildern und Wegweisern namhafte Summen kostet. Derweil liegt, was einst Schinkel-Halle war, bruchstückweise in Sonne, Regen, Frost und verfault. Immer mehr Berliner aber sagen sich, ein tüchtiger Magistrat sei einem bloß gesinnungstüchtigen erheblich vorzuziehen. F. H.

Heßgesang?

In einem Rabitalblatt stand ein Eingefandt. Genosse Zuschreiber kam nicht über das furchtbare Erlebnis hinweg, das er heute morgen gehabt. Die ganze Laune war ihm verderbt durch seinen Spaziergang.

Dieser führte nämlich am Kaiser-Wilhelm-Gymnasium vorbei. Das ist an sich schon ein Name, der einem das Gekröse wendet. „Wann wird er geändert?“ fragt daher sein aufbläuernder Grimm. Im zehnten Jahre der Republik immer noch solcher Unflat! Warum hat sich da nicht längst schon die republikanische Beschwörungsformel hineingelegt?

Aber kein Verdruß kommt bekanntlich allein. Sie sind immer paarweise wie der Handschuh. So klang denn auch obendrein aus einem Klassenzimmer dieser unzeitgemäßen Schule frisch und fröhlich der alte deutsche widerliche Heßgesang: „Die Wacht am Rhein.“ Ein ideales Erziehungsmittel! Was sagt der Herr Direktor dazu?

Also da haben wir's: „Widerlicher Heßgesang“. Wie doch die Parteiphrase das Hirn austrocknet, daß es zu einer Sahara wird; glühend heiß, aber nichts als Wüstensand.

Ein dergestalt ausgemergelter Kopf urteilt nach tapferem demokratischen Brauch über Dinge, die ihm so fremd sind wie der Ruh des Schützenfest. Wozu sind denn auch die Schlagworte da?

Man sage sich also einmal den Text der Wacht am Rhein vor. Jeder Unbefangene bekennet, daß es kein würdigeres, vornehmeres Vaterlandslieb gibt. Gerade weil es nicht eine Silbe von Hohn, Heße und Haß gegen den Widerfacher enthält. Lediglich in straffe Form geballt den einen Gedanken: der freie deutsche Rhein ist in Gefahr! und das eine Ergebnis: Wir alle wollen Hüter sein!

Das sind Gefühle, die in Tagen fremden Raubgelüstes jeden entflammen, der kein klägliches Allerweltsaselhans ist. So ein dentfauler Schwächer aber leichtbeutelt trotzdem von einem „widerlichen Heßgesang“ und ein Blatt der „führenden Regierungspartei Deutschlands“ nimmt diese Nichtswürdigkeit in seine Spalten auf!

Wie steht es denn zum Beispiel mit dem französischen Gegenstück; der weltberühmten Marzailalse? Jedem Genossen Tropf ist sie natürlich ohne weiteres „der heilige Hymnus der Freiheit“; so lautet die herkömmliche Phrasen dafür in seiner Partei, und die eignen Proletarierlieder singt man ja nach ihrer Weise. Sie ist öfter verdeutsch, leider habe ich keine dieser Übersetzungen zur Hand. So nehme man mit der ersten Strophe aus meiner eignen nothelfenden Dolmetscherwerkstatt als Schmiedspröbchen vorlieb:

Auf zu den Waffen Frankreichs Bürger,
Des Ruhmes Großtag kam herbei!
Auf unsren Fluren schwingt der Bürger
Das Banner blut'ger Tyrannei.
Hört Ihr den Lärm, das Wutgebröle,
Der Todeschreie heißen Graus?
Sie brechen ein in Euer Haus
Und mord'n Eure Gatten, Eure Söhne!

Franzosen, greift zur Wehr!
Schart Euch ins Freiheitsheer!
Frisch auf, Marsch, marsch! daß blut'ge Spur
Dängt uns're Freiheitsflur.

Die folgende Strophe schüttet einen Kübel voll Schimpfworte über die Segner aus. Was sie denn wolle, diese Horde von Sklaven, von Verrätern und verschworenen Rdnigen? Sie habe seit langem schon dem französischen Volke Ketten vorbereitet und wolle es — o Schimpf und Schande — zurückwerfen in die alte Knechtschaft. Drum immer wieder: „Ihr Bürger ins Gewehr!“ Möge die heilige Vaterlandsliebe Kraft und Stütze sein für jeden kampfbegierigen Rächerarm!

Strasarbeiten sind ja jetzt wohl in den Schulen nicht mehr zeitgemäß? Ich möchte gleichwohl das Recht haben, dem empörten Genossen die beiden Lieder je fünfzigmal zum Abschreiben zu geben und obendrein einen Straßenaufsatz über die Frage: „Welches von beiden Liedern ist ein Heßgesang?“ Es gibt Hirne, deren Dentprozeß auf andere Weise nicht angeturbelt werden kann. Aber gerade sie schaffen die lautesten Schreihälse und gelten daher für ausnehmend zielbewußt.

F. S.

Zweiterlei Maß

Die Liga für Menschenrechte verneint jedes Menschenrecht gegen Verbrechen und Wurmstich. Wessen sie sich annimmt, der hat sicher irgendetwas an Seelenknar weg, der ihn ihr an das weiche weite Herz legt.

So belämpft sie natürlich auch die staatliche Todesstrafe an solchen, die ihrerseits zum Verhängen und Vollstrecken dieser Todesstrafe aus privatem Gutmütigen rasch zur Hand gewesen sind. Aber natürlich muß es ein ganz richtiger gemeiner Mörder sein; was man so Fernmörder nennt, dem erkennt sie keinerlei mildernden Umstand zu und ihr goldenes Herz ist für ihn mit Gussstahl umpanzert.

Sie hatte einen greulichen Justizirrtum aufgedeckt. Ein Unschuldiger sei enthauptet worden. Daß es ein früherer russischer Kriegsgefangener polnischer Geblütes war, das verdoppelte noch ihren Anteil.

Sie scheute vor nichts zurück; selbst nicht vor haltlosen Strafanzeigen gegen Richter und Staatsanwalt wegen angeblicher Amtsverbrechen. Damit hat sie dann endlich die Wiederaufnahme des Falles Jakubowski erreicht.

Ein anderer wurde nämlich des Mordes angeklagt, um deswillen der Pole hingerichtet worden ist. Sogar auch verurteilt, weil sich in der Tat ergab, daß er als der eigentliche Täter anzusprechen ist. Allein nicht minder stellte sich heraus, daß Jakubowski Anstifter und Mitmörder war. Was das Gericht zu dem ausbrüchlichen Zusatz veranlaßte, es sei weit entfernt von einer Anerkennung, daß er unschuldig verurteilt worden sei.

Die deutsche Linkspresse hat diesen peinlichen Satz nach Möglichkeit überhört. Die polnische aller Richtungen jedoch verdreht ihn ins Gegenteil und deutet den Prozeß zu neuem Verleumden aus. „Ein Pole von Deutschen wider besseres Wissen hingerichtet!“ Das sei kein Justizirrtum mehr, sondern ein neues Glied in einer Reihe von Verbrechen, in denen sich der durch Rassenhaß gestachelte blutdürstige Trieb der deutschen Geistesbildung äußere. In Jakubowski sei die ganze Menschheit vergewaltigt, seine ungerechten Richter, „diese ungeheuerlichen Verbrecher“ müßten

auf die Anklagebank der ganzen Welt. Die Leute der Liga haben wahrlich ein glänzendes Geschick, unsren gierigen Feinden immer neuen Stoff zur Deutschenbege heranzukleifen. Ihr erhabenes Ziel ist nämlich Völkerveröhnung.

Wenn das Recht nach lateinischem Spruch die Grundmauer des Staates ist, dann wird eine solche Weltanschauung zum Hauschwamm in ihr. Denn sie stellt jedes Sittengesetz auf den Kopf, entschuldigt jedes Verbrechen und macht das Suchthaus zum Ferienheim mit zarter Rücksicht auf des zeitweiligen geschätzten Mitbewohners gepflegte Lebensgewohnheiten und sexuelle Not.

Da wurde in Berlin gegen einen Burtschen verhandelt, der seinen Bruder und dessen Freund erschossen hatte. Es ist festgestellt, daß seine eigenen Leute ihn als verlorenen Menschen betrachteten, daß er perverter Erotikhuldige und sich in den Dinnenvierteln herumtrieb. Daß er noch obenrein Manasse Friedländer hieß und aus Sibirien stammte, das hob ihn auf die ragende Höhe eines wissenschaftlichen Problems. Kamhafte Kräfte wurden daher mobil gemacht zum Nachweis seiner Engelsreinheit.

Er steht im neunzehnten Lebensjahr. Gleichwohl hat man einen Sachverständigen für Jugendpsychologie herangezogen. Was war die kommunistische Abgeordnete Frau Wegscheider. Nach dem „Tag“ griff sie den Fall an der Wurzel an. „Hat Ihr Sohn Manasse,“ so fragt sie den alten Friedländer, „als Kind etwa mit Bleisoldaten oder etwas ähnlichem gespielt?“ Eine Kindertanone wird zugegeben. Da haben wir's ja; Opfer falscher Erziehung! Militaristische Einschlag! Wohin anders konnte dies führen als zum Blutvergießen?

Nicht minder sprach der Verteidiger hochgelehrt von „Affektstörungen“ und „Motivbündeln“. Er verlangte unbedingten Freispruch. Wenn auch Bruder und Freund hinterücks erschossen sind, sei es dennoch Notwehr. Er finde keine Schuld an dem Schächer als die des unbefugten Waffenbesitzes. „Eine Sühne ist nicht erforderlich. An der Seele des Angeklagten ist schwer gesündigt worden und diese Verfündigung muß wieder gutgemacht

werden. Geben Sie den Eltern den Jungen wieder.“

Das drang freilich nicht durch, weil es bislang noch Richter gibt, die zu scheiden wissen zwischen Gewäsch und Gerechtigkeit. Aber durch die einschlägige Presse geht ein sinngemäßes Bedauern mit der schönen Seele, die da zerstört wurde, weil man das Kind mit Bleisoldaten und Erbsentanonen spielen ließ.

Nun wieder das Gegenstück. Da ist ein Pfarrer Krieger aus Eschfeld. Offenbar ein recht vollblütiger Herr. Der schrieb an den sogenannten Fememörder Schulz einen Geburtstagsbrief, worin der neuen Staatsform und deren Männern wenig Glimpf, aber ethischer Schimpf angetan ist. Er wurde daher dem Empfänger nicht ausgehändigt, vielmehr der Absender auf Grund des Gesetzes zum Schutze der Republik unter Anklage gestellt. Das erste Gericht erkannte auf drei Monate Gefängnis; die Berufungsstelle jedoch hat dies Urteil auf 600 Mk. Geldstrafe herabgemildert.

Dafür wird jetzt ihr und ihren „Samthandschuhen“ übel mitgespielt. Erst recht aber dem Verurteilten. „Ein Pastor als Fememord-Protektor“ lautet zu dem groß aufgemachten Entrüstungsartikel die eindeutige Überschrift. Seine Verteidigungsrede wird als erbaulicher Speech für eine Dorfgemeinde verhöhnt, nämlich konfus; dumm, feige, jämmerlich.

Es ist nun einmal nicht anders, man muß schon Manasse heißen, erotischen Trieblieben betunden und seinen Bruder erschossen haben, um Anspruch zu erhalten auf die mildernden Umstände der Motivbündel und der Affektstauung. Wer sich hingegen immer noch nicht überzeugt hat von den herrlichen Tagen, denen uns der Umsturz entgegengeführt hat, der ist reif für die Wolfschlucht. F. H.

Edmund Steinacker. Ein Leben voll Arbeit für Volk und Vaterland

Am 23. August 1929 hätte Edmund Steinacker sein 90. Lebensjahr vollendet. An diesem Tag, den er selbst und alle, die ihn kannten und verehrten, zu erleben hofften, weilt Vater Steinacker, wie man ihn als den Rektor der auslanddeutschen Führer Europas

zu nennen pflegte, nicht mehr unter uns: Am 19. März d. J. hat ihn der Tod aus einem Leben voll Arbeit für Volk und Vaterland abberufen, aus einem Leben, das selbst in der Geschichte des deutschen Volkes, das doch ein Volk der Arbeit ist, einzigartig genannt werden darf. Nicht das war so bewundernswürdig an Edmund Steinacker, daß er bis in sein 90. Lebensjahr hinein körperlich gesund und geistig frisch blieb, sondern daß er voll Pflichttreue bis an sein Ende als Journalist — im besten Sinne dieses Wortes — gearbeitet hat und sich immer und bei allem, was er schrieb, der Verantwortung gegenüber Volk und Öffentlichkeit bewußt geblieben ist. Auch der Neunzigjährige schrieb nicht aus Liebhaberei, sondern um sich und seiner hochbetagten Gattin den Lebensabend zu erleichtern und seinen Söhnen nicht zur Last zu fallen. Dabei war Steinacker nicht Berufsschriftsteller: er hatte gegen Ende seiner Lehr- und Wanderjahre 1867 in Paris damit begonnen, indem er neben seiner beruflichen Tätigkeit Berichte über die damalige Weltausstellung und politische Aufsätze für deutsche Zeitungen in der Schweiz, im Reich und in Ungarn schrieb. Der Feder ist er treu geblieben, fast dreißig Jahre neben seinem Beruf und dann nochmals über dreißig Jahre als freier Tageschriftsteller. Als er starb, fand man auf seinem Schreibtisch einen fast vollendeten Aufsatz über die Politik Ungarns und der Nachfolgestaaten für die „Neue Zürcher Zeitung“, deren Mitarbeiter er 62 Jahre lang gewesen war, und wenige Tage zuvor hatte er dem „Schwäbischen Merkur“, für den er ebenfalls über fünfzehn Jahre schrieb, einen Beitrag zur Hundertjahrfeier der Stuttgarter Technischen Hochschule zugesagt, an der er vor rund 70 Jahren seine Studien begonnen hatte.

Edmund Steinackers Leben und Wirken galt seinem Volke und Vaterlande. Dazu befähigte ihn in eigenartiger Weise sein Lebens- und Entwicklungsgang. In der Diaspora geboren — sein Vater war damals evangelischer Pfarrer in Debreczin im Osten der ungarischen Tiefebene — lernte schon der Knabe die verschiedenen Teile der Donaumonarchie von der

Hohen Eatra bis zur Adria kennen, war er als Gymnasiast in Weimar, als Student in Stuttgart und als junger Eisenbahningenieur im Schwabenland, dazwischen und danach viel auf Reisen in der Schweiz und im weiten deutschen Vaterland, in Belgien, London und Paris. 1867, im Jahre des Ausgleichs zwischen Österreich und Ungarn, lehrte Steinader in sein Geburtsland Ungarn zurück. Die folgenden 25 Jahre seiner Berufstätigkeit als Sekretär der Handels- und Gewerbekammer in Budapest fallen zusammen mit der Zeit der Entwicklung Ungarns zum selbständigen Nationalstaat und der immer stärker werdenden Magyarisierung. Steinader nimmt den Kampf dagegen für die Erhaltung deutscher Sprache, Art und Kultur auf, als Schriftsteller, in der deutsch-evangelischen Gemeinde der Hauptstadt und viele Jahre hindurch als Abgeordneter Siebenbürgens im ungarischen Reichstag. Bald nachdem er sein Mandat niedergelegt, verliert er um seines Deutschtums willen auch sein Amt. Er siedelt nach Wien über, und von hier und dann von Kloster-

neuburg aus setzt er die Arbeit für die Erweckung und Erhaltung des ungarländischen Deutschtums unermüdet fort; er gehört auch zu den Vertrauten des Thronfolgers Franz Ferdinand.

Seine Lebensarbeit erschien lange völlig vergeblich. Ihre Saat ging erst auf, als mit dem Ende des Weltkriegs das Vaterland zerbrach und gleichzeitig überall in den Nachfolgestaaten das deutsche Volk erwachte. Steinaders Wert ist heute einer der festesten Grundpfeiler der Minderheiten- und Auslandsdeutschtumsbewegung. Sein Grundsat, nach dem er lebte und für den er kämpfte, gleichzeitig Staat und Volk die Treue zu halten, ist heute Richtschnur aller auslandsdeutschen Politik.

Es ist ein großes Glück, daß Edmund Steinader seine Lebenserinnerungen noch so gut wie vollenden konnte. Mögen sie der deutschen Jugend überall in der Welt als Vorbild dienen, dieses Leben eines deutschen Mannes voll Arbeit für Volk und Vaterland!

Dr. Hermann Rübiger

An unsere Leser

Mit dem Oktoberheft, dem 1. Heft des 32. Jahrgangs, beginnen wir im „*Türmer*“ die „graphologische Beratung“. Was ist eine graphologische Beratung? Jedenfalls nicht eine Rätselaufgabe und Unterhaltungsspielerei. Ein harmloses Ding ist gewissenhafte Handschriftidentifizierung nicht. Der Charakter eines Menschen ist eine schicksalhafte Gegebenheit und kein Objekt bloßer Neugier. Die Schriftkunde ist heute imstande, entscheidend in manchen Lebensfragen mitzusprechen; und das will unser „*Türmer*“: er will beraten in schwierigen oder bedrohlichen Lebensfällen.

Beraten heißt helfen. Die Graphologie versucht hier, gestützt auf die Befunde der von Dr. Ludwig Klages begründeten Wissenschaft, wirklicher Helfer zu sein. (Wir kommen auf das Helferproblem in einem besonderen Aufsatz noch ausführlich zurück.) Wir bitten also, die in Aussicht genommene Beratung nicht zu verwechseln mit den Modeerzugnissen graphologischen Pseudoschertums, sondern sich schon jetzt zu überlegen, in welchen Fällen eine Aufklärung über einen Charakter wichtig sein könnte, und an welchem Punkt die beratende Hilfe des Schriftfachverständigen besonders erwünscht ist. Aufträge, die den Ernst einer derartigen Handschriftidentifizierung nicht Rechnung tragen, können von uns nicht angenommen werden. Graphologie als Modespielerei wirkt ebenso zersetzend, wie Graphologie im rechten Verstand d. h. charakterwissenschaftlich unterbaut, geeignet ist, den Aufbau menschlicher Wesenhaftigkeit zu fördern.

Die „Graphologische Beratungsstelle des *Türmers*“ wird geleitet von Albrecht von Rohlfen in Heidelberg, Bergstraße 26. Alle Anfragen sind dorthin zu richten. Nähere Bekanntmachungen erfolgen im Briefkasten des Septemberheftes des „*Türmers*“.

Schriftleitung des „*Türmers*“

Verantwortlich herausgegeben von Karl August Waller in Offenbach

Alle Zusendungen sind nicht persönlich, sondern an die Schriftleitung des *Türmers*, Offenbach, Bergstraße 26, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Verpflichtung. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.

Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100



Der beste Schutz (Am Zelle von RemmerMeent Reemant, Pirmasens)

Heinrich Büchel

Der Turner

Monatschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Begründet von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß
Fortgeführt von Friedrich Lienhard
Beleitet von Karl August Walther

31. Jahrg.

September 1929

Heft 12

Diktatur oder Demokratie

Von Fritz H. Herrmann

Seit Deutschland nach dem Zusammenbruch der alten Gewalten und auf Druck der äußeren Feinde eine Demokratie wurde, will der Kampf zwischen den Anhängern der monarchischen und der republikanischen Idee nicht verstummen. Die ersteren werfen den Wortführern der jungen Republik von Weimar vor, daß sie aus Haß gegen eine geschichtlich gewachsene und dem deutschen Volke naturgemäße Herrschaftsform auf den jedem gesunden Staat innewohnenden Machtgedanken verzichteten. Und die anderen sehen in dem Wunsche nach Rückkehr zur Monarchie das der Mehrheit des Volkes schädliche Streben der ehemals herrschenden Schichten, ihre Herrschaft aufs neue zu errichten. Beides ist zum mindesten schief und einseitig gesehen. Denn weder heute noch selbst in den Zeiten unmittelbar nach Niederbruch und Revolution hat die Staatsführung der Republik jemals nach dem Prinzip machtpolitischen Verzichtes gehandelt, wenn sie nicht durch außenpolitischen Druck dazu gezwungen wurde. Ein solcher Verzicht spukt lediglich in den Köpfen einer Schar von unentwegten Pazifisten. Ebensovienig aber ist der monarchische Gedanke von vornherein gleichzusetzen mit der Rückkehr einer Herrschaft der früher allein maßgeblichen Kreise. Denn wenn ein solches Streben selbst in einem Häuflein von Hofbeamten und Hoflieferanten a. D. vorhanden sein sollte, dann beschränkt es sich darüber hinaus höchstens auf ein kleines Fähnlein der ewig Gefrignen, die in wenigen Jahren ausgestorben sein werden. Die Forderung nach Rückkehr der Dynastien ist schon deswegen illusorisch, weil es bis heute den Anhängern des dynastischen Gedankens nicht gelungen ist, einen Thronprätexten zur Geltung und allgemeinen Anerkennung zu bringen. Die Fragestellung lautet aber auch gar nicht: Republik oder Monarchie, sondern vielmehr: Diktatur oder Demokratie. Denn ebenso, wie es Republiken gibt, in denen die an der Spitze stehende Persönlichkeit

eine durchaus monarchische Gewalt ausübt (siehe U. S. A.), so gibt es Monarchien, die völlig republikanische Züge tragen (z. B. England).

In der Frage: „Diktatur oder Demokratie“ aber stehen sich die Weltanschauungen gegenüber. Und es ist von ausschlaggebender Wichtigkeit, hier völlig klar zu sehen und die Scheidung der Geister zu beschleunigen. Denn erst wenn wir über die Gruppierung der politischen Kräfte hinsichtlich dieser Grundeinstellung klar sind, wird es möglich sein, zu der großen Schicksalsfrage unseres Volkes vorzustoßen, die in der Feststellung gipfelt, ob der auf der Mitarbeit und dem Willen der Staatsbürger beruhende Volksstaat möglich ist oder nicht.

Politische Gruppen, die offen zur Diktatur streben, sind die radikalen Flügelparteien rechts und links. Der Nationalsozialismus bekennet sich immer erneut zu diesem Gedanken und beschränkt sein staatspolitisches Wollen im ganzen gesehen auf die tröstliche Feststellung: „Wenn wir erst einmal die Macht in der Hand haben, dann wird alles besser!“ Der Mangel an Vertrauen in die gesunden Kräfte innerhalb des deutschen Volkes ist in den Reihen des politischen Nationalsozialismus so groß, daß alle Hoffnung auf den „starken Mann“ gesetzt wird. Auf der linken Seite kämpft die Kommunistische Partei mit ihrem bündischen Anhängsel, dem inzwischen verbotenen Roten Frontkämpferbund, offen für die Diktatur der Klasse des Proletariats. Hier fallen alle Hemmungen und Rücksichten. Hier spricht sich in Wort und Schrift der offene Rampfwille aus; hier folgt man in willigem Gehorsam den Befehlen einer auswärtigen Macht und predigt den offenen Bürgerkrieg gegen eigene Volksgenossen. Wie diese Diktatur des Proletariats aussehen würde, mag sich der ausmalen, der einen Einblick in die sowjetrussischen Zustände getan hat. Wenn es innerhalb der Sozialdemokratischen Partei oder des Reichsbanners heute noch einzelne Gruppen gibt, die die in der Praxis längst über Bord geworfenen Phrasen von der Diktatur des Proletariats nachbeten und zum Kommunismus neigen, so darf nicht außer acht gelassen werden, daß gerade in der letzten Zeit einsichtsvolle Kreise in der Partei sowohl als auch im Reichsbanner gegen eine solche Einstellung und für die Bejahung der Nation und damit den Gedanken des Volksstaates kämpfen.

Eine weitere Gruppe, die sich offen für den Gedanken der Diktatur ausspricht, ist der Alldeutsche Verband. Erst kürzlich hat er sich bei seiner Tagung in Hannover zu diesem Gedanken bekannt. Daß der Führer des Alldeutschen Verbandes sich seit langen Jahren gegen das allgemeine Wahlrecht und damit gegen die staatsbürgerliche Verankerung der Demokratie ausgesprochen hat, ist bekannt. Immerhin ist dieser Verband gegenüber den in der Hauptsache der jüngeren Generation angehörenden radikalen Gruppen des Nationalsozialismus und des Kommunismus eine Organisation der alten absterbenden Generation, deren Träger, wie es sich hier zeigt, nicht in der Lage sind, die neue Zeit zu verstehen.

Wenn hiermit die Kräfte erschöpft wären, die den Gedanken der Diktatur auf ihre Fahne geschrieben haben, so würde es den übrigen Teilen des deutschen Volkes ein leichtes sein, die Idee des Volksstaates gegenüber solchen Bestrebungen zum Siege zu führen. Daß dies nicht möglich war und auch in naher Zukunft nur schwer möglich sein wird, hat seinen Grund darin, daß außer den offenen Verfechtern der diktatorischen Idee Kraftfelder unter der Oberfläche unseres Volkes vorhanden sind,

die verschleiert und versteckt derselben diktatorischen Idee, also der Herrschaft einer Minderheit über die Mehrheit, zuneigen. Diese Kraftfelder genau zu umgrenzen, ist deswegen so außerordentlich schwer, weil ihre Linien vielfach verschlungen zueinander und gegeneinander führen und weil es in Art und Wesen der Kraftquellen liegt, unter der Oberfläche zu bleiben. Immerhin aber lassen sich drei solcher Kraftfelder notdürftig umreißen. Es sind diejenigen der Demagogie, der Plutokratie und der Bürokratie.

Das System von Weimar, das dem deutschen Volke die vollendete Demokratie beschaffen sollte, hat in seiner Auswirkung Gebilde zwischen Volk und Führung geschaffen, die jede wirkliche staatsbürgerliche Mitarbeit des einzelnen Staatsbürgers illusorisch machen. Diese Gebilde sind die politischen Parteien. Sie sind Privatorganisationen, deren Wesen im Konkurrenzkampf um die Stimme des Wählers besteht. Die Wähler selbst aber sind Masse. Und Masse wird immer denjenigen zum Opfer fallen, die ihr die größten Versprechungen machen. So sehen wir heute die Demagogen aller Parteien an der Arbeit des Stimmensfanges. Wir sehen, wie die Massen der schlagkräftigsten Parole folgen. Und wir sehen mit Schrecken, wie es politischen Gruppen und Einzelpersonlichkeiten gelungen ist und gelingt, auf Grund demagogischer Beeinflussung einen Machtwillen zu entfalten, der schlechthin diktatorisch genannt werden kann. Denn die Mitwirkung des einzelnen ist lediglich eine Vorspiegelung falscher Tatsachen. Schlagworte regieren die Stunde. Und der Antgeist, der an Stelle aufbauender politischer Arbeit getreten ist, feiert seine Triumphe.

Ein zweites außerordentlich verzweigtes und sicherlich mit dem soeben gezeichneten eng zusammenhängendes Kraftfeld ist dasjenige der Plutokratie, das heißt des politischen Machtwillens des Geldes. Auch hier sehen wir in außerordentlich hohem Maße diktatorische Tendenzen. Gewiß hatten wir Anzeichen und Äußerungen plutokratischen Machtwillens bereits im Kaiserreich. Aber erst die Nachkriegszeit mit ihren Umwälzungen aller Grundlagen der Wirtschaft und ihrer völligen Änderung des Führerprinzips konnte die Macht der großen Wirtschaftsgruppen in politischer Hinsicht in einer Weise stärken, wie wir dies heute beobachten. Hierbei ist vor allem von Wichtigkeit, daß es eine „nationale Wirtschaft“ im vorkrieglichen Sinne nicht mehr oder nur noch in beschränktem Maße (Landwirtschaft, Handwerk) gibt. Die Weltverflechtung der Wirtschaft hat außerordentliche Fortschritte gemacht. Und die parlamentarisch geleiteten Staaten Europas und Amerikas haben es nicht vermocht, den steigenden politischen Machtanspruch dieser Wirtschaftsgruppen auszuschalten oder auch nur einzudämmen. Der plutokratische Machtwille steht heute im siegreichen Kampfe gegen die Tendenzen einer wahren Demokratie. Sein Wesen ist diktatorischer Art. Wie sich dieser Machtwille wirtschaftlich in Monopolen und rücksichtsloser Ausnutzung der Konjunktur äußert, so prägt er sich in politischem Sinne am Kampfe gegen alle staatlichen Bestrebungen aus, die geeignet sind, die Produktion zu verteuern bzw. die Gewinne zu verkleinern. Das an sich verständige Streben des Unternehmers, so zu handeln, findet in der gegenwärtigen Struktur der Staatsführung (durch die Parteien) keinen unparteiischen Schiedsrichter über sich, weil die Staatsführung den Einflüssen der einzelnen Wirtschaftsgruppen (Arbeitgeber und Arbeitnehmer) ausgeliefert ist. Der Sieg der Plutokratie ist nur deswegen noch nicht vollendet, weil in der Masse der Arbeitnehmer (deren Beein-

flussung durch die Demagogie wir oben zeigten) doch ein an sich gesunder Instinkt für die Organisation der Abwehrkräfte liegt. Gelingt es aber nicht, dem Staate eine Organisation zu geben, die diesem Abwehrwillen die staatspolitische Idee leiht, dann wird nichts den Endsieg der plutokratischen Diktatur aufhalten. Heute schon neigen ihr weite Kreise des Bürgertums zu. Und selbst einzelne Führer der Arbeitermassen sind — gewollt oder ungewollt — ihre Schrittmacher. Ein dritter Faktor diktatorischen Denkens ist die Bürokratie. Es ist etwas Natürliches, daß eine Organisation, die wie die Beamtenschaft des Reiches, der Länder und der Kommunen die Maschinerie der Verwaltung zu bedienen hat, die Kontrolle dieses Dienstes auf ein möglichst geringes Maß beschränkt sehen möchte. An die Ausübung dieser Kontrolle von seiten der vorgesetzten Dienststellen ist man seit Jahrhunderten gewöhnt. Sie wird als etwas Gegebenes hingenommen. Diejenige aber von seiten des „souveränen Volkes“ ist etwas Neues und wird aus dem innersten Herzen heraus abgelehnt. So bildet die Bürokratie innerhalb des Staates einen Block, der in sich die Tendenz einer gewissen Selbstherrlichkeit trägt. Bürokratie aber ist der lebendigen Entwicklung feind. Und wenn Severing sich rühmte, den Einfluß der „Saxo-Borussen“ in der Beamtenschaft ausgemerzt zu haben, dann hat er dafür denjenigen der Parteifunktionäre verankert. Und es bleibe dahingestellt, welcher der schädlichere ist.

So wirken Demagogie, Plutokratie und Bürokratie der Entwicklung zur wahren Demokratie entgegen. Mehr oder minder tritt uns in ihnen der diktatorische Wille entgegen, die Macht im Staate zu erreichen oder zu festigen. Zum mindesten aber wirken sie, wie die Bürokratie, hemmend. Ihre Bedeutung liegt vor allem darin, daß weite Kreise des deutschen Volkes politisch nicht tief genug sehen, um den Wesenskern der gezeichneten Kraftquellen zu erkennen. Millionen von deutschen Menschen glauben, in einem demokratischen Staate zu leben und Einfluß auf die Staatsführung gemäß dem Verfassungswort „Alle Gewalt geht vom Volke aus“ ausüben zu können. Millionen von deutschen Menschen glauben aus der Ablehnung „marxistischer“ Ideengänge heraus für plutokratisches Wollen optieren und so dem tragischen Kampf „Besitz gegen Nichtbesitz“ und umgekehrt Nahrung geben zu müssen. Sie schwächen die Front derjenigen, die sich klar darüber sind, daß wahre Demokratie nur möglich ist, wenn ein völliger Umbau des Staates die Mitarbeit der organisch gegliederten Staatsbürger ermöglicht.

Wahre Demokratie hört dort auf, wo das Volk zur Masse wird. Die willkürliche und unorganische Aufteilung der Massen durch das gegenwärtige System der Parteien ermöglicht die Einflüsse materieller Kräftegruppen. Es ist also das Grund-erfordernis politischer Erkenntnis, eine staatliche und vollkliche Organisation zu finden, die die Massen organisch gliedert, die gezeigten Einflüsse ausschaltet und wahre Demokratie ermöglicht. Bevor aber eine Diskussion über ein Staatssystem eröffnet werden kann, das zu wirklicher Demokratie führt, muß die Frage: „Diktatur oder Demokratie“ geklärt werden. Die Geister müssen sich scheiden. Wir wollen wissen, wer die erstere will und wer zur letzteren strebt. Der Kampf für und gegen den Volksstaat muß die Fronten erkennen lassen, die sich in diesem Kampfe bilden. Es gibt nur ein „Entweder — oder“. Ein Drittes ist nicht möglich.

Der Wundervogel

Roman von Franz Karl Ginzkey

(Schluß)

XIV. Der Kampf um Eillia

Direktor Brior und sein Dressieur Lomborsti, der auf den Programmen nebstbei den Titel „Inspektor der Raubtierabteilung“ führte, hatten in Eile eine wichtige Besprechung. Ein Telegramm war eingetroffen: Zirkus Bedmann, ein Wanderzirkus zweiten Ranges, sei in Konkurs geraten. Er stünde jetzt vor Halle an der Saale, aller Wahrscheinlichkeit nach würden die Tiere verkauft. Nun war bekannt, daß Bedmann nebst vielem Pöfel drei ganz seltene Schaustücke besaß, die es im Augenblick sonst in Europa nicht gab, wenigstens nicht bei reisenden Tierparks. Eine Rappenantilope aus Südoafrika, einen schwarzen wilden Jach aus dem Hochland von Tibet und, als das kostbarste Stück, einen Lippenbären aus Hinterindien.

Dieser Tiere gälte es sich sofort zu bemächtigen, meinte Direktor Brior. Nur müsse man sie zuerst auch sehen, brieflich oder telephonisch sei das nicht zu machen. Lomborsti müsse, und zwar auf der Stelle, nach Halle an der Saale. „Es darf uns niemand zuvorkommen!“ schrie Direktor Brior, rot vor Erregung. „Ich weiß, wie sehr Eschupsti und auch Kenz dahinter her sind. Wir müssen diesmal Sieger bleiben, koste es, was es wolle!“

„Stimmt!“ pflichtete ihm Lomborsti bei. „Ich nehme den nächsten Schnellzug nach Berlin!“

„Was Schnellzug!“ fuhr Brior auf. „Das ist lächerlich! Das Flugzeug ist schon für Sie bestellt! Die offizielle Flugpost ist heute leider schon fort, man hat mir aber eine Extra-Maschine zugesagt. Also flott, Lomborsti, schnell nach Halle! Wie, es paßt Ihnen nicht?“

„Halten Sie das Fliegen für unumgänglich nötig?“ wandte Lomborsti etwas säuerlich ein.

„Fürchten Sie sich etwa?“ höhnte Brior.

„Lassen wir das!“ winkte Lomborsti getränkt ab, „man braucht kein Freund des Fliegens zu sein und muß sich deshalb noch nicht davor fürchten. Gut, ich will Ihnen zeigen, daß ich für Ihr, sagen wir für unser Unternehmen alles wage. Ich fliege sofort nach Halle!“

* * *

Oberleutnant Bernold hatte von seiner Gesellschaft den Auftrag erhalten, einen kleinen Fokker zurechtzumachen, er habe einen Eilpassagier nach Halle an der Saale zu bringen.

Der Ruf traf ihn unvorbereitet. Er hatte den Tag sich frei erhofft, und es war auch ein Stellbichein mit Eillia geplant gewesen. Nun mußte er darauf verzichten, es galt zu gehorchen.

Er sandte in Eile einen Boten an Eillia, damit sie ihn nicht vergeblich erwarte. Ihre Antwort lautete: „Liebster, ich bin morgen an der gleichen Stelle. Der Passagier, mit dem du heute flegst, ist Lomborsti.“

Nun stand Bernold vor seiner Maschine und erwartete den Mann, der ihm der verhaßteste auf Erden war. Eillia hatte ihm von der letzten Zusammenkunft mit Lomborsti erzählt, so wie sie ihm alles aus ihrem Leben berichtete. Das konnte seine Neigung zu dem menschlichen Untier nicht vergrößern. Der bloße Gedanke, daß er Eillia für sich begehre, daß er sie belästige, brachte ihn zur Raserei. Jemandem mußte da ein Ende gemacht werden.

Er wußte, daß Lomborsti ihn nicht kannte. Das war vorerst ganz gut. Er sollte ihn noch kennenlernen!

Je länger Bernold alles bedachte, um so klarer wurde ihm, es liege hier ein Fingerzeig des Schicksals vor. Gelegenheit in solcher Form, kam vielleicht nicht wieder. Sie mußte genützt werden.

Es schoß ihm heiß durchs Hirn, fast erschrak er über sich selbst: da war sie wieder, seine alte, nur ungern eingestandene Leidenschaft, alles auf eine Karte zu setzen! Jener verzweifelte Augenblick, da das Leben sich am besten lohnt, er war auch der Leitstern seiner Kampffliegerzeit gewesen. Und heute galt es vielleicht den höchsten, den lohnendsten aller Einsätze, es galt den Kampf um Eillia.

Das Auto mit Lomborsti kam eben angefahren. Ein Inspektor war zur Stelle, er besorgte die Vorstellung: „Herr Oberleutnant Bernold — unser berühmter Dompteur, Herr Lomborsti!“

Man verbeugte sich förmlich, ohne sich die Hand zu reichen. Lomborstis Blick ging irr. Jetzt wußte er, wen er vor sich hatte. Es schien, er zögerte einen Augenblick, ob er einsteigen solle. Dann aber schlug die Tür ins Schloß, der Vogel lief, hob sich sachte, flog. — —

Lomborsti empfand: der Teufel soll Direktor Brior holen! Und die Fluggesellschaft dazu! Hatte sie keinen andern Piloten bestellen können?

Der Blick des Oberleutnants, erwog Lomborsti weiter, gefiel ihm nicht. Er verstand sich auf Blide. Was hatte jener vor?

Lomborsti war noch niemals in einem Flugzeug gefahren. Er beschloß sofort, es kein zweites Mal zu tun. Die Sache gefiel ihm nicht. Empfand er etwa Angst? Lächerlich! Seine Nerven waren nur nicht in Ordnung. Seit dem Auftritt mit Eillia. Ein Dressur- und Nerven! Es war zu dumm!

Jetzt mochten sie schon auf tausend Meter oder höher sein. Der Motor tobte wie besessen. Man hätte das Gebrüll eines gepeitschten Löwen nicht mehr hören können, erwog Lomborsti. Und man war dabei allein mit diesem ekelhaften Kerl, dem man noch obendrein sein Leben anvertraut hatte. Unangenehm das, höchst unangenehm!

Aber, was war das jetzt? Warum drehte der Kerl sich plötzlich um?

Bernold hatte sich umgewandt, sein Blick war tief in jenen Lomborstis getaucht. Und dieser verstand. Die Augen des andern sagten, ganz unzweideutig sagten sie: Sie sind ein Schuft, Herr Lomborsti!

Oh! So also stand die Sache? Nun, auch ich verstehe mich auf Blide, sagte sich Lomborsti.

Wenn der Kerl sich nochmals umdreht, sagte er sich, soll er nun auch die Kraft meines Blickes verspüren! Selbstwahn kochte in ihm auf: mein Blick wird ihn ebenso zähmen, wie er die Tiere zähmt, sagte er sich.

Doch heißt es immerhin vorsichtig sein, erwog er sodann. Der Mann darf nicht wehrlos gemacht, er darf in der Führung nicht unsicher werden, hier, tausend Meter über der Erde! Sonst stürzen wir ab. Fatale Geschichte das!

Lomborfski verspürte ein immer peinlicheres Unbehagen. War das Würgen im Halse etwa Angst? Was ging in ihm vor? Hatte er jemals Angst gehabt vor den wildesten Bestien, mit denen er im Käfig allein war? Und warum jetzt Angst?

Es war so unerbittlich leer um ihn herum, nichts als blaue, surrende Ewigkeit. War denn gar nichts da, woraus man Kraft, woraus man Willkür, Urgefühl, Empörung des Blutes schöpfen konnte? Hatte man nichts als sich allein? Das genügte offenbar nicht.

Jählings überfiel es ihn inmitten der ungeheuren tosenden Einsamkeit, er wußte es jetzt entschieden, es war nicht die eigene Kraft allein, womit er seine Tiere zähmte! Die wilde lebendige Urkraft der Tiere selbst war es, die er in sich gezogen und die ihn den Tieren wieder gewachsen sein ließ. Ja, so war es wohl! Verteufelte Sache!

Was drehte der Kerl sich wieder um? fragte sich Lomborfski. Warum reicht er mir einen Zettel aus seinem Notizblock? Er will mir jedenfalls etwas sagen? Zum Sprechen war ja der Lärm zu groß. Und Lomborfski las, ja da stand es schwarz auf weiß: „Sie sind ein Schuft, Herr Lomborfski!“

So, jetzt konnte er es lesen! Das ging doch über den Spaß! Was erlaubte sich der Kerl?

Und jetzt drehte er sich wieder um! Er hatte schon wieder etwas geschrieben! Was hatte er geschrieben? Auf's neue hielt Lomborfski einen Zettel in der Hand: „Mein Leben hat keinen Wert ohne Cillia! Geloben Sie auf sie zu verzichten? Sonst stürzen wir ab!“

Lomborfski erstarrte. Was erkühnte sich der Mensch? Mit solchen Mäßen, solchen lächerlichen Drohungen wollte er seinen Willen brechen? Ei, das wollte er doch sehen! Noch war er Lomborfski, der große Dressieur — — —

Schon wieder wandte der Kerl sich um. Jetzt hieß es zu sein, der man war! Wille tauchte in Wille, Blic in Blic. War der Kerl nicht klein zu kriegen? Was erfachte er sich? Er lächelte? Was hatte er vor? Beim Himmel, was geschah?

Zum Teufel, jetzt sausten sie jäh in die Tiefe, das Flugzeug stürzte ab! Hatte Bernold den Verstand verloren? Er meinte es offenbar ernst!

Sekunden wurden zu Ewigkeiten, Lomborfski wollte brüllen, aufspringen, den Rasenden erwürgen. Nichts von alledem vermochte er. Jedes Glied war ihm gelähmt, Todesangst umkrallte ihn, in wirrer Rette durchjagte ihn Bild auf Bild, Peitsche knallte, Eisen glühte, gähnende Rachen sah er geöffnet, so war sein Leben gewesen, Grausamkeit auf Grausamkeit, und furchtbar war die Stille, die ihn jetzt umschloß, — endlos schien dieser Sturz zu sein!

Doch nein, jetzt stürzten sie ja nicht mehr! Sie standen still! Unter ihnen aber flog das Land vorüber, der Motor donnerte, sie flogen ja wieder, sie flogen!

Lomborfski sank in sich zusammen. Auf's neue traf ihn Bernolds Blic. Die Drohung darin war nicht mißzuverstehen. Nun hielt er ihm wieder seinen Schreibblock hin. Und Lomborfski schrieb mit zitternder Hand: „Ich verzichte.“

* * *

Zwei Tage später erschien Lomborfski wieder vor Direktor Brior. Er war mit dem Schnellzug gekommen. Die Rückreise war ja nicht mehr so eilig.

Es war Lomborfski gelungen, die drei seltenen Tiere zu erstein. Zu einem annehmbaren Preise sogar. Er hatte sie in einem besonderen Wagen gleich mitgebracht.

„Bravo Lomborfski!“ rief Direktor Brior. „Ich wußte ja, ich könne mich auf Sie verlassen! Wir sind jetzt ohne Konkurrenz! Werden die Tiere auch abends in der Manege zu brauchen sein?“

„Das wird sich erst zeigen,“ erwiderte Lomborfski, „das scheint mir auch nicht so wesentlich. Wichtiger ist wohl, daß es mir gelungen ist, binnen wenigen Stunden das neue gefangene Ablersmännchen zu dressieren. Was sagen Sie dazu, Herr Direktor?“

„Binnen weniger Stunden? Wie ist das möglich?“ fuhr Brior heraus. „Sie haben doch seinerzeit mehrere Jahre zur Dressur des Weibchens gebraucht?“

„Das ist es ja eben! Der Kraft meines Willens scheint diesmal Beispielloses, noch niemals Dagewesenes gelungen“, bemerkte Lomborfski, sich in die Brust werfend. „Wir wollen beide Tiere morgen abend bei der Vorstellung gemeinsam tanzen lassen. Die Nummer wird heißen: Adelaide und ihr Kavaller, Ablersmännchen. Der Erfolg wird durchschlagend sein. Das Kostüm für Adelaide habe ich bereits anfertigen lassen. Sie ist die größere und tritt natürlich als Männchen auf. Rote Seidenhöschen, blaues Jäckchen, Napoleonhut, der ist jetzt modern. Das Männchen hingegen ziehen wir als Weibchen an, geblümtes Kleid, himmelblaue Schleiße und Kränzchen auf dem Scheitel, Biedermeier, deutsche Jungfrau. Ich erwarte mir viel von diesem Auftreten. Nie hat menschlicher Wille Höheres vollbracht, es ist ein Triumph des menschlichen Geistes. Wir wollen in den Programmen auf die märchenhaft-kurze Dressurzeit hinweisen. Es wird Sensation geben!“

„Unglaublich, unglaublich!“ erstaunte Direktor Brior. Sie sind ein Prachtkerl, Lomborfski. So was ist noch nie dagewesen! Nun möchte ich aber den famosen Abler auch sehen, gehen wir lieber gleich hin!“

„Es ist jetzt am Vormittag nicht die günstigste Zeit,“ wandte Lomborfski ein, „am besten geht es wohl abends vor der Fütterung. Doch können wir es ja versuchen.“

Die beiden begaben sich aus der Kanzlei hinaus, an allerlei Wagenhütten und kleineren Zelten vorbei, zu der letzten, fast unabsehbar langen Halle, worin der große Tierpark sich befand.

Am Eingang meldete sich der Oberwärter. „Muß leider berichten, Herr Direktor, daß heute nacht zwei Tiere eingegangen, Nummer 317, tasmanisches Ränguruh, und Nummer 420, Helm-Rasuar!“

Direktor Brior verzog keine Miene. Der Verlust war nicht gering, gewiß, es waren ja bessere Tiere gewesen. Doch hatte es keinen Sinn, sich aufzuregen, dergleichen kam ja immer wieder vor, nicht jedes Tier vertrug eben eine längere Gefangenschaft.

„Wir schreiben wegen Ersatz nach Hamburg“, wandte er sich zu Lomborfski, „wird wohl aufzutreiben sein. Vergessen Sie auf den Programmen nicht anzuführen: Die Anzahl der Tiere kann sich täglich verändern, da diese leicht unterliegen.“

Unterdessen war Gursu, der Steinadler, dem der Besuch der beiden zu gelten hatte, aus einem kümmerlichen Morgenschlummer erwacht, zu dem ihn die grenzenlose Langeweile verpflichtet hatte, die er in seinem Affentäßig empfand. Selbst die Tragik alles Geschehens um ihn herum, selbst die Furchtbarkeit des eigenen Schicksals vermochte nicht gegen diese totenbeinerne Langeweile aufzutommen.

Gursu und ein Morgenschlummer! Man hätte lachen können, wenn es nicht zum Weinen gewesen wäre. Ist der Morgen etwa zum Schlummern da? Vielleicht für einen alten nachtmüden Uhu, nicht aber für einen Steinadler.

Das erste, was Gursus unfehlbarer Blick erkannte, das waren die beiden wächsernen Erdschleicher, die sich eben aus der Ferne näherten. Und der eine davon, er erkannte ihn sofort, war das Scheusal, mit dem er abzurechnen hatte. Es sollte ihm willkommen sein.

Gursu hatte seinen festen Plan. Nicht anders war die Freiheit zu erringen, erwog er, als daß man vorerst tat, was die wächsernen Erdschleicher wollten. Doch diese Freiheit durfte ihm nicht werden ohne vollgesättigte Rache! Um diese ging es vorerst!

Die wächsernen Erdschleicher näherten sich. Sie kamen offenbar auf ihn und auf Gursina zu. Gursus Federn sträubten sich vor Hohn. Wozu erst warten, bis sie ihn erreichten? Man konnte ja auch schon früher zu tanzen beginnen, nicht wahr?

Und also setzte er gelassen ein Bein vor das andere — man hatte gottlob nur zwei! — und drehte sich dazu ein wenig im Kreise — als ob das eine Kunst wäre! — Was hat das alles mit meiner Ablerseele zu tun? erwog er unterdessen; sie wird gar nicht davon berührt; man staunt, wie leicht es geht, zuerst ein Bein und dann das andere und immer ein wenig im Kreise herum — was den wächsernen Erdschleichern nur so sehr daran gefallen mochte? — Immer zuerst ein Bein und dann das andere und dann ein wenig im Kreise herum — es ging vorzüglich, wenn es nur nicht so dumm gewesen wäre, so entsetzlich dumm! Was waren das für Wesen, die solches verlangten und sich daran erfreuen konnten? Es war zum Erbrechen!

Indessen waren Direktor Brior und Lomborski vor Gursus Käfig gelangt. Sie sahen sich sprachlos an. Was ging da für ein Wunder vor? Das Tier begann bereits zu arbeiten, noch ehe man es dazu ermuntert hatte? Aus dem bloßen hypnotischen Fernwillen des Dresseurs heraus? Das war noch nicht dagewesen!

„Bravo Lomborski!“ schrie Direktor Brior ganz außer sich. „Sie sind ein Zauberer! Ich erkläre mich besiegt! Sie sind der größte Dresseur aller Zeiten! Ich werde stolz darauf sein, Sie meinen Schwiegersohn zu nennen!“

Lomborskis Hirn bekam einen Sprung. Jetzt fiel die Entscheidung. Cillia oder sein Selbstbewußtsein? Zu tief war die Demütigung, die ihm der Oberleutnant hatte angedeihen lassen. Man hatte es gewagt, seinen Willen zu brechen! War darüber hinwegzukommen? Durfte das jemals jemand erfahren?

Merkwürdig! Er hielt den Oberleutnant für einen Ehrenmann, trotz all seines Hasses gegen ihn. Er wußte, daß er schweigen würde über das, was zwischen ihnen beiden vorgefallen. Und Cillia auch. So brauchte niemand zu erfahren, wie schmachvoll er unterlegen war. Doch — er hatte dafür — auf Cillia zu verzichten!

Niemals! schrie es in ihm auf. Dieser Verzicht war ihm gewaltsam erpreßt worden,

der hatte keinen Wert! Er konnte auf Cillia nicht verzichten, jezt weniger denn je! Das schöne stolze Geschöpf mußte sein werden, koste es, was es wolle!

Hatte man ihn erniedrigt, gut, so sollte Cillia vor allem diese Erniedrigung mit ihm teilen, sie sollte in seiner Gewalt noch tausendmal ärger erniedrigt, gepeinigt, zerbrochen werden! Es gab keine süßere Rache als den Mannesieg über dieses Geschöpf!

Das alles erwog er in der Flucht von Augenbliden. Und dann entschied er sich: „Meine Bedingung, lieber Direktor! Cillias Jawort binnen drei Tagen! Sonst wird an Smith and Brothers depeßiert. Das ist der letzte Termin! Bin mit meiner Geduld zu Ende!“

„Ein Mann, ein Wort!“ kochte Prior auf, und seine Stirnabern schwellen. „Bin auch mit meiner Geduld zu Ende! Einen Kerl wie Sie hält man nicht zum Narren! Handschlag auf Cillias Jawort! Schleife sie Ihnen, wenn's anders nicht geht, an den Haaren herbei!“

* * *

Es war zur gleichen Zeit, daß Cillia das Hotel verließ, worin sie wohnte. Bernold hatte heute seinen freien Tag, und es galt, sich mit ihm zu treffen.

Sie hatten einen Spaziergang auf der waldigen Höhe vereinbart, die den Fluß im Bogen begleitete und wo es immer wieder Bänke mit lieblicher Nah- und Fernsicht gab.

Es war kein ruhevolleres, es war ein schmerzhaft besorgtes Glück, das Cillias Seele erfüllte. Bernold war gestern vom Fluge heimgekehrt; ihr war die ganze Zeit, da er fort war, entsetzlich bange gewesen. War es nötig, daß das Schicksal dies verfügte, daß Lomborsti im Flugzeug fuhr, das Bernold zu lenken hatte? Es war nicht gut, daß die beiden zusammentamen! Ein Glück, daß es immerhin glimpflich verlaufen war, obgleich sie Bernolds gewalttames Vorgehen, von dem sie jezt wußte, doch mit Angst vor den Folgen erfüllte.

Bernold hatte ihr den Zettel vorgezeigt, auf dem mit zitternder Hand geschrieben stand: Ich verzichte! Er war Trophäe für Bernold, dieser Zettel, das Zeichen seines Sieges über den Unterlegenen.

Cillia erbebte. War Bernold sich der ganzen Tragweite seiner Tat bewußt gewesen? Es war nicht auszudenken, was hätte geschehen können, wenn Lomborstis Willen nicht zu brechen gewesen wäre.

Bernold, sie kannte ihn, er hätte sein Wort gehalten, er hätte sich mit seinem Gegner zweifellos abgestürzt.

Und dies alles nur um einer ritterlichen Geste, um eines Turnierstückes wegen zwischen ihnen beiden? Was geht, erwog sie, in der Männerseele vor? Hatte Bernold nicht bedacht, was aus ihr hätte werden sollen, im Falle er verunglückte? Oder aus ihm selbst, im Falle er sich zum Krüppel gestürzt hätte? Es war nicht auszudenken!

Sie hatte Bernold gestern beim ersten Wiedersehen diese Einwände ihres erschrockenen Herzens vorgehalten. Und was hatte er darauf getan? Wie ein übermütiger Junge hatte er aufgelacht und dazu gemeint, er sei seines Sieges allzu sicher gewesen, als daß er sich hätte Gedanken zu machen brauchen. Grausame

Menschen wie Lomborfi, hatte er gemeint, seien letzten Endes immer feig, denn Grausamkeit sei nichts anderes als ein Raubgift für die Seele, der die Kraft zur Güte und daher auch der wahre Mut ermangle. Er, Bernold, habe genug Gelegenheit gehabt, im Kriege das Exempel darauf zu machen.

Da mußte sie ihm recht geben, ergriffen davon, daß er sein Leben um sie gewagt, wenn es auch nur ein törichtes Spiel gewesen war. Und doch war ihr ein leises Erschauern im Herzen geblieben. Zum erstenmal erfuhr sie ganz, man könne einen geliebten Menschen besitzen und ihn dabei doch nicht besitzen. Und ihrem mädchenhaft-fraulichen Glück gesellte sich mütterlich-frauliches Leid. Denn es galt von jetzt an bedingungslos zu lieben.

Dies alles dachte sie nochmals durch, da sie jetzt den milden sonnigen Weg zur waldigen Höhe hinanstieg.

Und plötzlich schoß es ihr heiß zum Herzen: Bernold sah bereits dort auf der Bank und erwartete sie.

Der Kuß, mit dem sie ihn begrüßte, war so hingegen wie noch nie. Alle Fesseln schienen gelöst, jetzt, da sie ihn nahm, wie er war, töricht und heldenhaft zugleich und da sie ihn bedingungslos liebte.

XV. Virtus Prior

Palitschari hatte im Hofe des Obersten Helbenwang, an die Wand des hölzernen Schuppens gelehnt, eine ganz passable Nacht verbracht. Er hatte teils ein wenig geschlummert, wenn auch nicht besonders tief und nicht ohne schreckhafte Träume, teils hatte er dann wieder wach gelegen und über die Sonderbarkeit seines Schicksals nachgedacht. Und wieder dann hatte ihn die Sehnsucht nach Gursu, seinem Urbegriff, nicht wenig gepeinigt, denn es gab ja doch für ihn keine andere, keine bessere Freundschaft als diese.

Noch lagen ihm die spöttischen Bemerkungen im Ohr, die er über sich hatte hören müssen, als man ihn vom Firmenschild des waderen Obersten herabgenommen. Nein, er begriff die Menschen nicht mehr. Vor gar nicht langer Zeit, da waren sie noch in Massen zu Tausenden, Zehntausenden, ja zu Millionen hinter ihm hergezogen und konnten sich gar nicht genug tun in ihrer Ehrfurcht und Begeisterung. Oder wenigstens taten sie so.

Aber jetzt taten sie nicht einmal mehr so! Jetzt konnten sie sich wieder gar nicht genug tun, ihm höhnisch zu versichern, wie gleichgültig, ja wie überflüssig und unbequem er ihnen geworden sei.

Was hatte es denn, beim Himmel, gegeben, daß die Menschen sich so rasch veränderten? Und wenn sie eine Überzeugung, die ihnen einst als die richtige galt, so leichten Herzens aufgeben konnten, woher wußten sie denn, daß die jetzige die richtige sei und ihnen wesentlich länger dauern werde? Ja, was wollten sie denn eigentlich? Einmal wollten sie das, und einmal wollten sie jenes. Es war wohl so, daß sie am Ende selbst nicht wußten, was sie eigentlich wollten.

Das kam wohl daher, erwog Palitschari, daß sie nicht aus gutem Holze waren gleich ihm, sondern aus sogenanntem Fleisch, einer durchaus unsicheren und leicht

verderblichen Substanz, die es ja ohnehin kaum zwei Tage lang aushält, wenn der Herr nicht mehr zu Hause ist. Er, als Doppelabler, kannte das von den Schlachtfeldern und den Militärspitälern her, es war keine haltbare Sache!

Das waren so ungefähr die Gedanken, welche unsern Palitschari während der Stunden, in denen er nicht hatte schlafen können, beschäftigten. Er erwog die Sache nach allen Richtungen, es kam jedoch nichts Besseres heraus.

Nun war der Morgen angebrochen, ein frischer angenehmer Morgen, und Palitschari vergnügte sich, dem Spiele einiger Späßen zuzusehen, die mit viel Gezwitscher und Getue die Welt für sich verlangten und zuweilen auch auf ihm selbst, auf seinen Flügeln, seinen Rössen, unbekümmert Platz nahmen und sich um seine Meinung dabei nicht weiter bekümmerten.

Das hatte ihn schon seinerzeit, als er nämlich noch an der Wand der großen Kaserne hing, immer ein wenig gewurmt, daß es trotz seiner hohen Stellung noch Geschöpfe gab, die so taten, als wäre er gar nicht auf der Welt. Und dazu gehörte vor allem dieses freche Volk der Späßen.

Jetzt öffnete sich das Tor in den Hof, und Oberst Helgenwang trat heraus. Er war es noch von seiner Dienstzeit her gewohnt, sehr früh des Morgens aufzustehen, das kam ihm auch in seinem neuen Berufe vortrefflich zu statten. Er turnte ein wenig in der frischen Luft, übte Tiefatmen und Kniebeugen und kam dann zu Palitschari herüber.

Es verlangte ihn, nachzusehen, ob er den Flügel auch recht eingefügt und ob er gut geleiht sei. Stimmt, es wackelte nichts, es saß alles fest, worüber auch Palitschari kein geringes Vergnügen empfand.

Er hätte am liebsten zum Dank mit den Flügeln ein wenig geflattert, ließ es aber doch am Ende bleiben. Wozu von neuem mit den menschlichen Beziehungen beginnen? Es war ja doch nichts Rechtes mehr damit anzufangen. Also schwieg er und rührte sich nicht, auch als der Oberst ihn abzufühlen und umzuwenden begann: „Wo hast du denn deine Reichsinsignien, wo sind denn Reichsapfel, Szepter und Schwert, mein Vögelchen?“ fragte er wohlwollend und erstaunlich objektiv für einen ehemaligen R. und R. Obersten. „Die haben sie dir wohl entwendet, die Halunken?“

Palitschari hätte leicht erwidern können, das wäre diesmal ein Irrtum, die schönen bedeutungsvollen Dinge lägen weit von hier im Tännengebirge, in Gursus grimmigem Nest. Doch hielt er es auch diesmal für besser, zu schweigen.

Oberst Helgenwang aber lehnte ihn sachte an die Wand zurück und begab sich wieder ins Haus hinein zu seiner anmutigen und gottgefälligen neuen Arbeit.

Palitschari verbrachte den weiteren Tag in guter Ruhe. Im Hofe störte ihn nichts, selbst die Späßen hatten bessere Jagdgründe aufgesucht, die Sonne gab einen milden Schein, und auch in der Hütte, woran er lehnte, regte sich nichts, denn die vielen dort aufgestellten Götter und Heiligen schienen offenbar froh zu sein, in dieser sonnigen Stille auch nichts anderes mehr als sich selbst zu bedeuten.

Es kam der Mittag, es kam der Abend, aber mit der zunehmenden Dämmerung ward unser Palitschari nun doch ein wenig unruhig.

Immer deutlicher erkannte er, daß es heute unbedingt sein müsse, nämlich seine Flucht von hier fort und seine Heimkehr zu Gursu, seinem guten Urbegriff.

Was du heute besorgen kannst, sagte er sich, das verschiebe nicht auf morgen, und überdies war ja auch sein gebrochener Flügel dank der Hilfe des braven Obersten so gut wie hergestellt.

Nur wollte er diesmal vorsichtiger sein und jedem Schornstein schon von weitem ausweichen.

Es war ein Glück, daß niemand in den Hof kam und Einblid nahm in das, was nun geschehen sollte. Palitschari trennte sich nämlich, als es genügend dunkel war, mit einem guten Ruck von der Wand, tat etliche Probeschläge mit den noch etwas ungelenteten Flügeln und — wahrhaftig, es ging, er hob sich, er flog!

Schon war er auch über die Mauer, und schon ging es höher und höher. Vorsichtig spähte er mit dem rechten Kopf nach rechts, mit dem linken nach links und mit beiden auch ein bißchen nach vorne. Wahrhaftig, es ging!

Bald hatte er die Stadt unter sich, sie gliherte mit tausend Lichtern zu ihm herauf, klingelte, rasselte, tutete, doch nahm das zusehends ab, je höher Palitschari die Luft gewann. Er wollte vorerst so hoch als möglich gelangen, um den rechten Überblick zu haben. Doch brauchte er gar nicht lange zu suchen, denn die Zeltstadt, die er meinte, war nun am Abend noch viel deutlicher zu sehen als am Tage. Es ging da ein ganz unglaubliches Gelärme, Gefunkel und Gestrahle von ihr aus, Lichter sprangen wie Raketen auf, wirre Blicke jagten sich, Feuersäulen türmten sich ins Dunkle und sanken wieder hin, wobei ein höllisches Gedröhne, Geblase und Getrommel mit dem Narrentanz des Lichtes wetteiferte und den erschrockenen Himmel bedrängte.

Nun ja, es war jene seltsame, gar nicht ernst genug zu nehmende Angelegenheit, die man unter Menschen Zirkus nennt und von der unser Palitschari allerdings noch nicht viel des Näheren wußte.

Doch sollte er es bald erfahren.

Vorerst umkreiste er mit Vorsicht das ganze weitläufige Unternehmen und war dabei besonders darauf bedacht, nicht etwa wieder einem der türkischen Schornsteine aufzusitzen.

Dann aber war sein Entschluß auch bald gefaßt. Am sichersten fühlt man sich, sagte er sich, wo man am weitesten von den Menschen entfernt ist, und also ließ er sich auf der Spitze des höchsten und größten der Zelte nieder, um dort zunächst ein wenig zu verschaukeln.

Es war dort aber, vielleicht um frische Luft hereinzulassen, oder aus sonst einem Grunde, eine größere Öffnung in der Zeltwand angebracht und Palitschari vermochte von seinem lustigen Sitze aus recht gut in das Innere des Raumes hinabzusehen.

Sieh da, sieh da, da ging es aber hoch her! Was war das für ein Gebränge und Geschlebe, Kopf an Kopf, zu Hunderten, zu Tausenden, wie einst bei einem seiner großen offiziellen Feste? Es mochten offenbar Dinge bevorstehen, die einer solchen respektgebietenden Versammlung auch würdig waren. Und Palitschari wurde es sogar ein wenig feierlich zumut, wie immer, wenn er große Versammlungen sah.

Indessen aber breitete unten im Raume, wir wissen es besser als Palitschari, jenes räthelhafte vieltausendköpfige Wesen sich aus, das aus vielen Menschen besteht und doch kein Mensch ist, viele Herzen in sich vereinigt und doch kein Herz hat, viele Gehirne und doch kein eigenes Hirn — kurz, das eigentlich nichts hat, was ihm selbst gehört, daher es auch niemals von alleine weiß, was es eigentlich zu tun hat; jenes räthelhafte Wesen also, es breitete sich eben im Raume aus, lief die zahllosen Bänke entlang, nahm auf den zahllosen Sitzen Platz — wir wollen es, da wir eben im Zirkus sind und der Vergleich nicht ferne liegt, das Untier Masse nennen.

Zur Stunde tat es sehr harmlos und vergnügt; es war ihm gar nicht anzusehen, es könne zu anderer Zeit auch seinesgleichen zu Millionen fressen, Länder verwüsten und Heilige kreuzigen. Es lächelte jetzt aus tausend Mündern, neigte tausendfach Kopf zu Kopf und freute sich offenbar kindisch auf das Kommenbe.

Und plötzlich gab es jetzt mit Tschin und Bumtrara eine wilde Musik, Palitschari, zu dem der Lärm auch in die Höhe drang, fühlte seltsame Regimentserinnerungen. Ein prächtiges weißes Röcklein sprengte feurig in die Manege, ein schönes Fräulein mit nackten Beinen hüpfte auf ihm herum und stieß von Zeit zu Zeit einen neckisch-erschrockenen Schrei aus.

Nun, das war eine Sache, die sich sehen lassen konnte! Dem Röcklein merkte man es an, daß ihm Springen und Laufen, auch wenn es im Kreise ging, nicht viel des Leidens schafften. Es war ja schon seit Jahrtausenden daran gewöhnt, zu tun, was die Menschen wollten, und hätte man es in Freiheit gesetzt, so wäre ihm die Wiese zu kühl und das Gras zu frisch gewesen, denn es war nur noch ein Stüd Natur im Maße, als etwa der Mensch es noch ist.

Als Nummer zwei erschien sodann Herr Tuti Wuti, wie er auf den Programmen hieß, ein japanischer Jongleur, der Teller auf Strohhalmen drehte, Feuer fraß und sich ein zackiges Schwert in den Leib stieß, wobei ihm ein roter Saft wie ein Brunnlein entspritzte. Das Untier Masse applaudierte.

Auch dagegen war nichts einzuwenden. Herr Tuti Wuti war ein braver Mann, der ehrliche Arbeit leistete und mit sich tun konnte, was er wollte.

Als Nummer drei erschien sodann Herr Franz Joseph Knax, ein Schlangenhändler, der schier Unglaubliches mit sich vollbrachte. Er führte, indes er seine Glieder auf Wanderschaft gehen ließ, die ganze Schöpfung Gottes ad absurdum, und zum Schlusse drehte er aus sich selbst einen Knopf, als ob er sich für später auf etwas besinnen wollte. Das Untier Masse applaudierte, wenn auch nicht allzu stark. Man hatte dergleichen schon oft gesehen, wenn es auch keine leichte Arbeit war.

Als Nummer vier erschienen aber nun drei größere, als Clowns verkleidete Affen, und sie leisteten ohne weitere Mühe derart Staunenswerthes, daß man wirklich nicht mehr wußte, wo der Affe aufhörte und der Clown begann. Die drei klugen Tiere verstanden es, und das war das Beste daran, die Sache so darzustellen, als wüßten sie, fern von ihren Palmen und Kokosnüssen, bei Gott kein größeres Vergnügen, als sich eifrig zu vermenschlichen, worüber sich das Untier Masse ganz unbändig freute.

Und dann war der Augenblick gekommen, da der Herr Direktor Prior selbst erschien, im Frack, mit vielen Orden und stürmisch begrüßt, wie es nur selbstverständlich war.

Hinter ihm bewegte sich, ein wandelndes Gebirge, ein ungeheurer indischer Elefant, ein Wunder von einem Tier, insofern man das Wunder noch sehen wollte. Wie ein Zeuge aus früherer Schöpfung, aus fernem mythischen Lande, kam er in die Manege geschritten, und es war, als prallten all die Pfeile tausendfach erregten neuzeitlichen Lichtes an seinem wunderlichen dunklen Panzer ab. Von unerhörter Lebenskraft der Vorzeit schien er zu künden, erfahren schien er in der Daseinsahnung von Jahrhunderttausenden und dabei auch für sich selbst schon uralte und sehr weise.

Besinnlich schwenkte er den Rüssel und stampfte mit Urzeitschritten den Sand der Manege. Welch große, seiner hohen Kraft und Würde geziemende Aufgabe wird ihm nun von den Menschen gestellt sein?

Direktor Brior ließ die Peitsche knallen. Eine große Stille trat ein. Was kam, ein wenig verschüchtert und ängstlich, nunmehr herein? Ein Mohrenäffchen, das ein Wägelchen zog. Was befand sich darauf? Ein kleiner Leierkasten. Jetzt fuhr er dem Elefanten vor.

Geduldig und unendlich erhaben über alles, was um ihn vorging erfaßte der Urzeitries mit seinem Rüssel die Kurbel und drehte und drehte gemächlich daran herum. Eine kleine dünne Melodie entquackte dem Kasten. Es war ein Operetten-schlager:

„Rüß mich Schnudipuki, süßes Schnudipuki,
Denn das kannst du comme il faut.“

Das war alles, was das Wunder der Natur diesen Menschen von heute noch zu sagen hatte. Das Untier Masse applaudierte wie besessen, und Direktor Brior verneigte sich.

Nach einer kleinen Pause ward es schwüler im Raum.

Erregung ging durch die Menschen, sie spürten Raubtierwitterung. Als nächste Nummer war nämlich angesagt: Herr Lomborfski, der große Dompueur, mit seinen zwölf gezähmten Löwen.

Aus hohen Gittern bauen flinke Diener einen Riesentäfig, Röhren aus Gittern werden drangesetzt. Sie führen bis in das Verlies, worin sich die Erwarteten befinden. Ein Löwe nach dem andern wird nun hereingetrieben. Mag er nicht willig gehen, hilft die Eisenstange nach.

Entthronte Könige sind es, die sich hier versammeln. Jetzt aber gleichen sie eher riesenhaften, müden Hunden, kaum daß ihr Körper noch löwenhaft ist. Ihre Seele ist es gewiß nicht mehr.

Tosender Beifall überschüttet das Haus. Lomborfski betritt den Räfing, goldstrohend wie ein Garbkapitän.

Die Peitsche knallt, und nun ist auch das Letzte fort, was da noch etwa löwenhaft geblieben wäre. Verschwunden ist jetzt alles, was einstens so königlich war: verschwunden das herrliche Heben des Hauptes in der großen Wüstenfreiheit, verschwunden der furchtbar mahnende Schrei in der ängstlich lauschenden Stille, verschwunden der dräuende Weg durch das zitternde Gebüsch, der jähwaltige Sprung nach der niederbrechenden Beute, verschwunden alles Große des Urgeschehens in der

gigantisch aufgewühlten Natur, alles verschwunden, was das Menschenherz einst erschauern ließ, so oft es an solches Geschehen gemahnt ward.

Lomborfs Peitsche knallt. Was wird nun eingetauscht für all dies?

Ein zerprügelter Hund in Löwengestalt besteigt ein Schemelchen und reicht sein Pfötchen! Artig, wie es unter Menschen Sitte ist.

Zwölf Löwen verstehen es dann, wie Pudel aufzuwarten! Welch ein Triumph für den Menschenggeist! „Kultur! Kultur!“ schreit Herr Lomborfs und läßt die Peitsche knallen.

Dann gibt es auch, inmitten des Spieles, Empörung und Gefahr zu mimen. Einer von den Zwölfen hat es lernen müssen, wie man sich brav empört. Lomborfs Peitsche saust, und der eine brüllt. Wahrhaftig, er brüllt auf Befehl! Zeig schön, wie das Löwchen brüllen kann! Immer artig, wie es unter Menschen Sitte ist. „Kultur! Kultur!“ schreit Herr Lomborfs, und seine Peitsche saust.

Eine Treppe ist im Käfig da, die führt hinauf und wieder hinab. Auf jede Stufe setzt sich jezt ein Löwe. So ist es brav! Zwölf Könige sitzen so auf der Treppe und bilden eine Pyramide. Löwen in Pyramidenform! Triumph, Triumph! Natur ist ausgelöscht, der Menschenggeist hat gesiegt! Welch Wunder der Dressur! Lomborfs knallt aus seiner Pistole. Triumph der Gewalt! Das Untier Masse rast wie besessen.

Lomborfs verbeugt sich und lächelt. Viel Besseres steht noch bevor!

Jezt jagt er noch die Tiere, die einst Löwen waren, wie Hasen im Kreise herum. Peitsche saust, Pistole knallt. Wie herrlich gebietend ist doch der Mensch!

Damit ist auch dieses Schaustück zu Ende. Das Untier Masse rast. Tier für Tier wird durch den Schlauch zurückgetrieben, es rettet sich in seinen Käfig zur ärmlichen Ruhe.

Rasch werden die Gitter von den Dienern entfernt, ein Podium wird hereingebracht, es sieht einem Tanzboden ähnlich.

Ein wilder Lusch verkündet die nächste Nummer. Ein Wagen rollt herein, mit rotem Sammet bedeckt. Zwei Käfige stehen darauf. Wer sitzt darin? In dem einen sitzt Gursu, in dem andern Gursina.

Gut sehen unsere Freunde aus!

Abler sind Tiere, welche Gott mit Federn bekleidet hat. Hier kann das jedoch nicht mehr gelten. Hier gilt es, ein Kulturbedürfnis zu befriedigen. Denn auf dem Zettel steht zu lesen: „Abelaide, Königin der Lust und ihr Kavaliere. Ein Ablermenuett.“

Gursu, um zuerst von ihm zu sprechen, ist als deutsche Jungfrau angezogen. Wiedermeierzeit. Das rosengeblümete Kleidchen ist mit einem himmelblauen Bändchen gegürtet, man hat ihm auch einen kleinen Busen eingefügt und ihn züchtig wieder zugebedt. Auf dem Kopfe trägt er ein Kränzlein, wie die Damen es eben damals zu tragen pflegten. Der Schneider muß es ja wissen, er ist vom hiesigen Stadttheater.

Anders ist es mit Gursina, sie stellt ja heute, da sie die Größere ist, das Männchen dar. Da Abler bekanntlich etwas kurzbeinig sind, hat man ihr das rote Seidenhöschen nach oben hin ein wenig verlängert und Schatten darauf gemalt. Ein Teufelskerl, dieser Schneider! Das blaue Jäckchen ist mit goldenem Rand geziert, und oben hat



Gefangenentransport in der Campagna (Bengino-Galerie Kallerslautern)

Heinrich Büttel

(Kunstbeigabe zum Türmer)

es eine Spizenkrause, und außerdem trägt Gursina noch, wie es abgemacht war, ein Napoleonhütchen auf dem Kopfe, das ihr gar nicht übel steht. Wenn menschliche Kultur sich einmal auszubreiten beginnt, tut sie es gern gründlich, und so kann man auch hier nur sagen, daß das Menschenmögliche geschehen ist.

Und was hat Gursu nun dazu zu sagen? Wie aus Bronze ist er gegossen, nach außen und nach innen. Was kümmert ihn, was ihm von außen her geschieht? Er fühlt nicht Schmach noch Schmerz, er denkt nur seine Rache. Man kann nämlich Dinge vorhaben, die so wesentlich sind, daß nichts anderes mehr dagegen aufkommt.

Atemlose Stille herrscht im Raum. Lomborsti verbeugt sich und öffnet die Käfige.

Gursina tritt zuerst heraus. Sie tut auf dem Tische nur wenige Schritte, dann bleibt sie stehen und sieht sich um, wie ein Galan nach der Geliebten.

Lomborsti hat ein Stäbchen in der Hand. Mit dem gibt er ein Zeichen.

Da tritt nun auch Gursu auf, und zugleich beginnt die Musik das Menuett.

Lomborsti weiß durch die Zähne zu zischen, das ist, wie wenn glühendes Eisen zischt.

Da hebt Gursina zu tanzen an. Und Gursu tut es ihr nach. Immer ein Bein vors andere und dann ein wenig im Kreise herum — was es für Sachen gibt, denkt sich Gursu — immer ein Bein vors andere und dann ein wenig im Kreise herum — was mag den wächsernen Erbschleimern nur so daran gefallen? Sie treiben es ja wie besessen, denkt sich Gursu — immer ein Bein vors andere und dann ein wenig im Kreise herum — aus dem Käfig bin ich jetzt, denkt sich Gursu, das Weitere wird sich geben — immer ein Bein vors andere und dann ein wenig im Kreise herum —

Das Untier Masse rast. Beifallsstürme durchtoben den Raum. Triumph! Triumph! Noch niemals Dagewesenes ist hier vollbracht! Ein neuer Sieg des Menschentums wird hier verkündet! Nun ist auch der Geist des Adlers gebrochen, des letzten Tieres, das noch ungebrochen war. Triumph! Der König der Lüfte tanzt! Natur ist einbezogen in den Kreis der Kultur! Heil Lomborsti, dem großen Sieger! brüllt das Untier Masse.

Doch jählings unterbricht den Jubel ein Aufschrei aus tausend Kehlen. Etwas Riesiges, Dunkles, Vogelhaftes saust plötzlich aus der Höhe herab. Die Menge glaubt, es sei ein Stück des Daches, des Gestänges, des Zeltes. Wir aber wissen, es ist Palitschari, der herabfällt, weil er das Gleichgewicht verlor beim Anblick der Dinge, die sich da unten mit Gursu zugetragen. Braucht uns das weiter zu verwundern? Wer hätte außer dir, jeweiliger, geneigter Leser, tiefer ergriffen sein sollen von Gursus Schmach und Vergewaltigung als unser Palitschari?

Palitschari saust also herab, seine Flügel tragen ihn nicht, so sehr ist er vor Schreck erstarrt. Er saust herab und fällt Lomborsti, dem großen Dresseur, geradewegs auf den Kopf.

Lomborstis Schädel ist hart, doch dürfen wir Palitscharis Gewicht auch nicht unterschätzen. Der Anprall war so nachdrücklich, daß Lomborsti vorerst wie betäubt in tiefer Verneigung stehen bleibt und sich nicht aufzurichten vermag.

Und nun sieht Gursu seinen großen Augenblick gekommen. Zwei scharfe Hiebe braucht er nur, und schon hat er Gursina und sich die Affenschanke vom Leibe gerissen. Und da er nun schon einmal im Entkleiden ist, vollbringt er das gleiche auch

an Lomborsti. Zwei scharfe Schnabelhiebe tun es, und der Mann — hat keine Hufe mehr! Zwei weitere Hiebe — und Gursu verstand sich auf Hiebe! — und das Delikt einer schweren körperlichen Beschädigung ist dort, wo es zweifach hingehört, ganz ohne Zweifel gegeben.

Lomborsti brüllt auf. Doch ist, bei allem Mitgefühl, das wir ihm schenken wollen, seine Lage so ungeheuerlich, so tragikomisch und grenzenlos lächerlich, daß sich das Untier Masse, das anfangs wie verdonnert daßigt, in einem Lachen befreit, so fessellos, so höllenaufgerissen, wie vielleicht noch nie ein Gelächter seit Menschengebenten erscholl.

Am Ende aber setzte doch wieder Beifall ein, denn Beifall muß sein. Wem aber gilt er? Gilt er Lomborsti, dem Mann, der keine Hufe mehr hat? Er kann nicht gehen, nicht sitzen, nicht stehen. Schwer hinkend wird er von Dienern hinausgebracht. Nein, der Beifall kann nicht Lomborsti gelten.

So gilt er also wohl dem tapfern Gursu und seinem genialen Streich? Heraus mit ihm! Er soll tanzen, soll sich verbeugen! Heraus mit Gursu! Heraus mit Gursu!

Doch Gursu hat klüglich längst das Weiße gesucht. Zwei Flügelschläge genügten, und er entwischte durch das Loch des Zeltes in die Sternennacht hinaus. Und ihm war Gursina gefolgt und dieser wieder Palitschari, so gut es ging, mit schweren knarrenden Flügelschlägen.

Und so ziehen nun die drei dahin, ihrer neuen schwer errungenen Freiheit zu. Gursu fliegt immer voran. Er weiß den Weg. Er führt über Berg und Tal, immer den glitzernden Fluß entlang, zu seinem fernen einsamen Horst im Tännengebirge.

XVI. Das Ende

Und ist jetzt alles wieder, wie es früher war? Sieht Gursu, der Befreite, jetzt wieder auf seinem gewaltigen Horst? Sieht Gursina, sein Weib, wie einst neben ihm? Wogt unter ihnen wieder das weite Meer der Berge mit Nebelgisch und Lichtgefunkel, als ihr gutes nahrhaftes Revier? Ist alles wieder da wie einst, auf ihrer hohen Burg, in der unbestrittenen Einsamkeit?

Es ist alles wieder da und ist doch nicht mehr da. Es klappt da irgend etwas nicht.

Daß man alt geworden, daß die Kinder, Gott hab' sie selig, alleamt umgekommen, daß die Nahrung jetzt viel schwerer zu beschaffen ist als einst, das sind Schicksalsdinge, mit denen man sich abzufinden hat. Wenn nur das gute Einverständnis da ist im Ertragen gemeinsamen Ungemachs, dann läßt sich vieles überwinden.

Daran aber eben mangelt es. Es findet nicht mehr Seele recht zu Seele, wie es einstens war. Das ist es.

Wer trägt daran die Schuld? Gursu behauptet seinerseits, Gursina sei nicht mehr die alte; sie habe sich in der Gesellschaft der wächsernen Erbschleicher gar sehr zu ihrem Nachteil verändert. Etwas Hastiges, Rechthaberisches, mit sich selbst im Widerspruch Stehendes, ist in ihr Wesen gekommen, das ganz und gar unablerisch ist. Einmal ist ihr dies nicht recht und einmal das, das hat es früher nie gegeben. Auch mit den Nerven ist sie ganz herunter. Du lieber Gott, man frißt auch nicht ungestraft durch Jahre hindurch Likörbonbons, statt sich von Hasendärmen zu

nähren, wie es sich gehört! Gursu hat jetzt seine liebe Mühe, ihr wieder die gute gesunde Naturkost beizubringen.

Gursina wieder hat Gursu den schwersten Vorwurf zu machen, zu dem ein Weibchen dem Männchen gegenüber berechtigt ist, sie fühlt sich unverstanden. Sie wußte zwar, im Falle man sie darum befragte, niemals im letzten anzugeben, was eigentlich damit gemeint sei, doch liegt ja gerade darin die Tragik des Falles.

Den ärgsten Stein des Anstoßes zwischen den beiden aber bildet, es muß gesagt sein, unser armer Palitschari.

Er hatte die beiden damals, in der Nacht der gemeinsamen Flucht, bis zum Neste begleitet. Das war für ihn, den ungelenten Flieger, kein leichtes Stück Arbeit gewesen. Er hatte sich dann, so gut es ging, zu Füßen des Nestes niedergelassen, am äußeren Rande nämlich, dort wo es in den nackten Felsen überging. Dort verbrachte er die Nacht, bescheiden und distret, wie es in diesem Falle sich gehörte. Und er ließ es auch die weitere Zeit an Zartgefühl nicht fehlen, denn er hatte zeit- lebens darauf gehalten, sich ritterlich zu benehmen.

Gursina aber hatte offenbar für ihn nicht das rechte Verständnis. Sie war vielleicht zu viel Natur, um seinen tieferen symbolischen Sinn zu erfassen. So oft sie ihn betrachtete, begann ein höhnisches Lächeln ihren schöngebogenen Schnabel zu umspielen; es amüsierte sie jedenfalls, daß das sonderbare Geschöpf zwei Köpfe hatte, und sie hatte es tatsächlich gewagt, ihm einmal, in Abwesenheit Gursus, zuzurufen: „Um mit Ihnen zu kokettieren, Herr Palitschari, müßte man eigentlich spielen können“, worüber unser Freund begreiflicherweise nicht wenig getränkt war.

Auch Gursu hatte bald bemerkt, daß sein Weib für Palitschari nicht das rechte Verständnis hatte. Er versuchte ihr Marzulegen, daß dieser für seine Existenz ja nichts könne, er sei eine Erfindung der wächsernen Erbschleicher, und eigentlich wären auch diese auf den sonderbaren Einfall, ihn zu erzeugen, niemals gekommen, wenn es keine Adler gäbe. Also sind wir Adler an der ganzen Geschichte schuld, versuchte Gursu zu vermitteln. Das höhnische Lächeln aber wollte von Gursinas schönem Schnabel nicht weichen.

„Er ist so lächerlich aufgepußt,“ wandte sie ein, „und überdies ist er ja gar kein Mann! Er ist kein Mann, er ist kein Weib, ja was ist er denn eigentlich?“

Gursu schüttelte wehmütig den Kopf. War es denn wirklich so schwer, Gursina begreiflich zu machen, was ein symbolischer Begriff ist? Andererseits, sagte er sich, ist sie selbst ja ein Weib. Als solches ist sie zweifellos berechtigt, vorhanden zu sein. Sie hatte in jungen Jahren Eier gelegt, hatte sie ausgebrütet, die Kinder geäht, es war vielleicht ganz gut, wenn sie sich nicht zu stark vergeistigte.

„Sieh doch,“ sagte er ein anderes Mal zu ihr, „wie still und bescheiden er zu unseren Füßen sitzt! Er frißt nichts, er verlangt nichts, er ist immer nur da!“

„Das ist es ja eben,“ warf Gursina höhnisch ein, „was mich so nervös macht, dieses ewige Dasein!“

So gab ein Wort das andere, und es war nicht zu verwundern, daß die Stimmung zwischen den beiden immer gereizter wurde. Zudem ereignete sich noch etwas anderes, was allerdings noch schwerer wog als alles übrige.

Es trieb sich da nämlich seit einiger Zeit in den Felsgebieten der benachbarten hohen Tauern ein fremder junger Adler herum, der von weiß Gott woher gekommen war. Er saß einmal hier, einmal dort, besaß vermutlich gar keinen ständigen Horst und schien im ganzen überhaupt ein etwas windiger Gefelle zu sein. Er war vermutlich auch kein reinblütiger Adler, sondern eine mindere Kreuzung zwischen Steinadler und Seeadler, so ein zeitgemäßer Jedermannsbürger, einer von der kommenden Generation, dem auf keinen Fall zu trauen war.

Dieser also strich zuweilen auf seinen Beuteflügen auch an Gurfus Revier vorbei, doch wagte er es nicht, ihm allzu nahe zu kommen, so daß Gurfu keine Ursache fand, ihn zu verjagen.

Hingegen fiel ihm auf, daß sein Weib Gurfina, so oft die Rede auf den windigen Nachbarn kam, seine Haltung lobte, sein sicheres Schweben, seine elegante Art im Flug zu wenden, bis Gurfu, der davon mehr gelangweilt als empört war, sie schließlich einmal kurzweg anfuhr, sie täte besser, den Schnabel zu halten.

Auf das hin sagte Gurfina nichts. Doch als Gurfu am nächsten Tage von einem Fluge nach den Loferer Bergen mit einem erbeuteten Steinhäschen zurückkam, war Gurfina fort. Fort war sie.

Gurfu wußte sich das anfangs nicht zu erklären, doch fiel ihm auf, daß Palitschari, der wie immer zu Füßen des Nestes hockte, mit den Flügeln ein wenig zitterte. Er nahm ihn daraufhin ernstlich ins Gebet, doch dauerte es geraume Zeit, bis Palitschari, dem die Geschichte sichtlich sehr naheging, mit der ganzen traurigen Wahrheit herausrückte.

Gurfina war durchgegangen! Mit dem neuen Nachbarn, dem windigen Stein- und Seeadler, war sie durchgegangen! Sie hatte sich, erzählte Palitschari, bald nach Gurfus Abgang aus dem Neste erhoben, hatte nochmals das höhnische Lächeln um den schönen Schnabel nach ihm geworfen und dazu auch, wie um ihn noch ein letztes Mal zu tranken, ein wenig zu spielen begonnen. Dann aber hatte sie sich in großer Eile aufgeschwungen und war abendwärts dem fernen Gebirge zugeflogen, wo der anrühige Nachbar hauste. Und richtig, erzählte Palitschari, stöhnend und zägend, richtig sah man auch bald den frechen Verführer am Himmelstrand auftauchen, wie er ihr, nun, da die Luft rein war, eifrig und galant entgegenkam.

Palitschari erzählte das unter großer Kummernis und ließ beide Köpfe wehmütig hängen. Er war von diesem schlimmen Vorfall nicht nur Gurfus wegen erschüttert. Er war es auch aus prinzipiellen Gründen, denn seine einstigen staaterhaltenden Tendenzen waren ja auch familienerhaltend, und er konnte den Leichtsinn Gurfinas schon aus diesem Grunde nicht billigen.

Nun, da er ausgesprochen, erwartete er, von Gurfus grimmigen Fängen in die Tiefe des Karsts hinabgeschleudert zu werden, wie es dem göttlichen Zorne, der ihn nun befallen mußte, gerechterweise zutram.

Aber sonderbar, es ereignete sich nichts. In jüngeren Jahren hätte Gurfu zweifellos die dunkeln Segel brausend gebreitet und wäre dem treulosen Weibe und seinem nichtsnutzigen Verführer wie ein Hochgewitter nachgeeilt und hätte auch beide gewiß noch erreicht und hätte sie auch — wie war daran zu zweifeln? — mit erbarmungslosen Schnabelhieben getötet.

Aber jetzt? Wie stand es jetzt damit? Geziemte dergleichen noch einem Manne in seinen Jahren, der die letzten Folgerungen zwischen Ursache und Wirkung längst gezogen und von aller Torheit des Lebens Abschied genommen hatte? Hier in diese vollzogene Tatsache gewaltig einzugreifen, um eines Verlustes willen, der sich doch von selbst erlebte, das wäre ihm nicht anders erschienen, als eine lächerliche Komödie vor sich selber.

So stand es mit Gursu, und es übertam ihn trotz aller Tragik des Geschehens, da er nun plötzlich des leichtergrauten Schopfes Gursinas sich entsann, die gewaltige Komik des Falles mit solcher Macht, daß er laut zu lachen begann in Tönen, die Palitschari, der nicht wenig Erschreckende, noch niemals von ihm gehört. Es klang wie ein gellendes weithin schallendes „Gri—gri—gri—“, das sich rings an den Felsen brach und allmählich in ein endloses Gelächter aller übrigen Natur überzugehen schien.

In Zukunft verlor Gursu kein Wort mehr über Gursina. Einmal nur, als er am fernen Horizonte plötzlich die Schattenriffe zweier Adler wahrte, die wohl dem fremden Wüstling und seiner durchgebrannten Gemahlin angehören mochten, ließ er sich zur Äußerung hinreißen: „Das hat sie auch von den wächsernen Erbschleimern gelernt!“

Damit war nun für Gursu aber auch dieser Fall erledigt, und er hatte es von nun an, wohl ohne es ganz zu erfassen, nur mit dem lieben Gott allein zu tun.

Es konnte ihm im übrigen auch nicht mehr viel geschehen. Tage vergingen, Jahre vergingen, in Gursus stillem Leben ereignete sich nichts. Man sah ins weite Land hinaus, das einmal grün war, dann wieder braun, dann wieder weiß, man fing sich Beute, fraß und schaltete das Denken nach Möglichkeit aus, da es doch zu nichts Erfreulichem führte.

Und Tage, Jahre, saß Palitschari zu Gursus Füßen, ließ Regengüsse und Hagelschauer, Schneestürme und Sonnenbrände über sich ergehen und wünschte sich nichts anderes mehr, als dort zu bleiben, wohin er gehörte, bei Gursu, seinem guten Urbegriff. Das Wettertreiben auf seinem grimmigen Hochsitz hatte bereits die letzten Reste einstiger Farbe und schützenden Lades von ihm entfernt, ganz nackt und bleich war er geworden und er fühlte sich immer entschiedener morschen tief in sein hölzernes Gebein hinein. Und doch mußte er sich gestehen, er sei noch niemals so zufrieden und in sich beruhigt gewesen wie eben jetzt. Es gab jetzt keine Schwierigkeiten, keine Zwiespälte, kein Gezänke der Parteien mehr, man konnte sein, der man war, man hing von keiner öffentlichen Meinung ab und von keinerlei Launen der wandelbaren Menschen.

Zwischen ihm und Gursu kam es nur selten zu einem Gespräch. Tagelang, wochenlang fiel zwischen den beiden kein einziges Wort. Und raffte sich endlich einer von ihnen zu einer kleinen Rede auf, so war sie von jener Weisheit erfüllt, die die einzig vorhandene ist, wie etwa: „Wunderbare Sonne heute!“ „Röstlicher, frischer Wind von Osten“, „Nebel riecht verteuft gut“. Das schien nicht viel und war doch das Beste, was gesagt werden konnte.

Ein einziges Mal nur ereignete es sich im Lauf der unberührten Zeiten, daß Gursu noch Teilnahme faßte für etwas, was außerhalb seines adlerischen Bereiches lag.

An einem glasklaren Herbsttage nämlich, da die Gipfel nur so in die Blüdnähe sprangen, sah er zwei wächserne Erbschleicher, ein Männchen und ein Weibchen, in der Nähe jener Felsenplatte stehen, auf der sich einst der zerbrochene Riesenvogel bei seinem bösen Sturze niedergelassen hatte. Die Stelle war jetzt leer, denn der Sturmwind hatte das Untier bald nach jenem Tage in den Abgrund geschleudert, wo seine jämmerlich verbogenen Gebeine immer noch liegen mochten.

Gursus unfehlbares Auge erkannte trotz der großen Entfernung, daß die beiden wächsernen Erbschleicher sich spähend vorbeugten, wohl um die Unglücksstelle besser zu überblicken und daß sie immer wieder darauf hindeuteten und damit zu tun hatten. Was taten sie wohl? Feinde waren es auf keinen Fall, er fühlte sich in seinem Neste nicht bedroht. Es waren das offenbar Wesen, die sich nur mit sich selbst beschäftigten, sie saßen sich an den Händen, umschlangen sich von Zeit zu Zeit und legten die Köpfe zärtlich zueinander, wie es eben bei wächsernen Erbschlechtern zuweilen vorkommt.

Was sie sprachen, vernahm er nicht, und er hätte es auch nicht verstanden. Wir aber ahnen, ja wir wissen es, daß es Bernold und Cillia sind, die nochmals die Stätte auffuchen wollten, wo ihre Herzen in jener langen schweren und doch so inhaltsreichen Nacht sich für immer gefunden. Es trug jetzt jedes einen goldenen Kels, sie waren Mann und Weib, denn Vater Prior hatte, nachdem Lomborskis Dämon ihn verlassen, am Ende doch klein beigegeben. Er hatte seinen Birtus aufgelöst und privatisierte nun als schwerreicher Mann. Lomborski aber ist in Chicago, bei Smith and Brothers, wo er leider sein Unwesen weiter treiben darf, bis ihm wieder einmal die Hose heruntergezogen wird. Wir wollen es aus ganzem Herzen wünschen! Bernold aber ist in die Leitung der Luftschiffahrtsgesellschaft eingetreten, und Cillia, nun Cillia ist eben eine glückliche Frau.

Das alles kann Gursu natürlich nicht wissen und eigentlich ist es schade darum, denn eine kleine Genußtuung wäre es ihm doch gewesen.

Es war im übrigen gut, daß er vom Treiben der wächsernen Erbschleicher so wenig als möglich vernahm. Es gab da allerlei böse Dinge. So rühten sie zum Beispiel von allen Seiten immer näher und höher an seine geliebten Berge heran, wo sie doch wirklich nichts zu suchen hatten. Sie spannten Riesenbäume vom Gipfel ins Tal hinab und ließen sich in kleinen Nestern hinauf und hinab, andere Nester wieder führten sie baumgerade empor und sie krochen dann auf den Fels heraus und sprangen dort läppisch umher, indem sie fortwährend wüste kindische Laute ausstießen wie „Juuuuhu!“ und „Goldrioho!“

Gursu bemühte sich, dies lächerliche Treiben nicht weiter zu beachten. Ihm blieb ja, gottlob, noch der Himmel! Zwar strich auch dort oben noch hin und wieder einer der ungefügen übelriechenden Riesenvögel vorbei, oder es kam gespensterhaft die unermesslich große helleuchtende Gurle, die nicht einmal Flügel brauchte, um zu fliegen. Doch geschah dies nicht allzu oft, und man konnte sich im großen ganzen der Reinheit und Unberührtheit des ewigen geliebten Himmels über den Bergen wohl noch erfreuen.

Doch dann geschah eines Tages das Furchtbare, das Gursu glatthin das Herz brach.

Es war wieder einmal aus dem Land der wächsernen Erbschleicher einer ihrer großen lärmenden Riesenvögel aufgestiegen, sehr steif, sehr aufgedonnert, sehr ungelent, der kreiste eine Weile ihm zu Häupten und spielte ein wenig Adler, bis er auf einmal etwas unternahm, was wohl das Schamloseste war, was seit Vogelgedenken in der reinen unbefleckten Luft verübt ward.

Der gefälschte Vogel ließ nämlich, indem er plötzlich anfang, ganz verrückt verbogene Bahnen zu fliegen, einen dicklichen, milchweißen Saft hinter sich schweben, dessen nähere Eigenschaft Gursu nicht kannte, der aber jedenfalls eine Schandtat ohnegleichen darstellte. Das Ding sah einer schmerzgewundenen Schlange ähnlich, die zugleich auch wieder eine Wolke war, und das Ganze schien vorerst in seiner getrümmten Scheußlichkeit am Himmel dauernd kleben bleiben zu wollen.

Gursu konnte nicht wissen, daß es Schriftzeichen der wächsernen Erbschleicher waren, aber ihm ahnte doch Entsetzliches. Wir aber wissen, daß auf dem vor Scham erröteten Abendhimmel in Rauchschrift, dieser wahrhaft genialen menschlichen Erfindung, zu lesen stand: „Zimbler's Erbswurf ist doch die beste.“ Es war Berliner Groß-Gebirgsrettlame.

Wenige Augenblicke später brach Gursu das Herz; er war einem Schlaganfall erlegen. Die Welt braucht keine Adler mehr!

War es ein Zufall, daß im Augenblick, da Gursu seine stolze einsame Seele verhauchte, tief unten im Tal ein Schwarm geschwätiger Krähen daher geflogen kam, einer dunkeln flebrigen Wolke billiger Gemeinsamkeit vergleichbar? Es war, als feierten sie triumphträchtig den Sieg der Masse über den, der einsam leben und einsam sterben und ihnen nicht gehörig hatte sein wollen.

Palltschari, immer am Fuße des Nestes lauernd, hatte vorerst keine Ahnung, daß Gursu, sein guter Urbegriff, verschieden war.

Doch als er es endlich gewahrte, hielt er sieben Jahre lang den Atem an, bis er gänzlich zermorcht war und der Wind ihn verwehte.

Sechskunst

Von David Zufanat

Streitbar sollt ihr in der Hand bewegen
Euer Schicksal, das wie Stahl sich biegt.
Führt als gute Fechter eure Degen!

Eurer Rede Glitterwert verfliegt,
Halbgehort verliert sich das Gesagte,
Ist dem Wunschgetriebe eingeschmiegt.

Jeder hört, was ihm davon behagte,
Drängt davon und achtet nicht den Schrei,
Der erklingt von Herz zu Herzen klage.

Laßt die Gegenseiter nicht vorbei!
Zwingt sie liebend in den Abgrund nieder,
Daß ihr Menschsein nicht vergeblich sei.

Den verlorenen Kranz erobert wieder,
Der euch ehemals die Stirnen schmückte!
Rämpft lebendig eure Todesglieder.

Ihr in Schattenwelten tief Gebüdet
Schwingt euch siegreich auf als Sehnsuchtschrei
Zu dem Land, das euch von je entzückte.

Stumpfe Rede bröckelt bald entzwei,
Tapferkeit verbindet euch den Göttern.
Todbereite! Rämpft euch lebensfrei!

Mia

Eine Katzengeschichte von Helmuth M. Böttcher

Seitdem Mia auf dem Heidehof ist, hängen die Kinder an ihr mit zärtlichster Liebe.

Mia ist von der ebenmäßigsten Schlankheit, die je eine gütige Schöpferhand seinem bevorzugten Werk verliehen hat. Ihre geschmeidigen Glieder scheinen nichts zu wissen von der Starrheit des Knochenbaues, der jeden anderen hemmt. Wenn sie sich in selbiger Gelöstheit im Sonnenschein räkelt und dreht, dann spielen ihre Glieder, und sie fängt an zu surren und zu schnurren vor Behaglichkeit. Wer sie so sieht, kann nicht glauben, daß ein Arg in ihr ist.

Röstillch ist es anzusehen, wenn sie sich wäscht, wenn sie die Samtpfötchen mit eingezogenen Krallen leise um die schwarze Nase führt, den einzigen dunklen Punkt an ihrem sonst überall schneeigen, blütenweißen Körper.

Röstillch auch ist es anzusehen, wenn sie im Gebüsch hockt und auf Beute wartet oder wenn sie im raschen Satz auf den Rücken der ungefalteten Stute Walli springt.

Röstillch alles an ihrer tierhaften, tabelfreien Natur, die sie zu einem Prachttier macht unter allen den auserwählten Katzen, die je auf dem Heidehof Mäuse fingen und sich von den Kindern verhätscheln und verwöhnen ließen.

Sie stellt keinem Singvogel nach, denn sie ist wohlgezogen und wohlgenährt. Sie ist ein allbeliebtes, verzogenes Geschöpf, das jeder gern haben muß.

Bis auf einen —

Das ist Peter, der Jagdhund.

Eine heiße, unbeflegbare Feindschaft steht zwischen diesen beiden Tieren, ein urzeithafter, durch hundert und tausend Generationen ererbter und ins Ungemeßene gestiegener Haß, ein Haß, der keine Grenzen kennt, weil er keinen Grund hat, der diesseits des Erlebens steht.

Dieser Haß ist da mit dem ersten Tage, an dem Peter auf den Heidehof kommt.

Mia ist seiner kaum ansichtig, da springt sie schon dem Hunde ins Gesicht, eben, da er über die Schwelle getreten ist, kratzt ihm nach den Augen, verbeißt sich in seiner Schnauze.

Es helfen keine Ermahnungen und keine Schläge. Die Fehde der beiden Tiere wird nur heftiger — von Tag zu Tag. Wo Peter seiner Feindin ansichtig wird, greift er sie an, zerbeißt sie, verfolgt sie, bis sie in den Baumkronen eine Zuflucht sucht, und belagert sie dort für Stunden und Stunden.

„Rrrr . . .“

„Rschsch . . .“

Das ist ihr erster und bleibt ihr täglicher, haßerfüllter Gruß — ein bissiges Knurren des Hundes, ein giftiges Fauchen der Katze.

Der Herr des Heidehofes läßt die Tiere hungern, bis sie heulen, zwingt sie dann, aus einem Napf zu fressen, um sie aneinander zu gewöhnen. Sie fahren unter seiner Hand aufeinander los, vergessen den Fraß vor ihrem Haß, jagen sich, beißen sich, kratzen und zerfetzen sich.

Die Kinder, die an beiden Tieren hängen, versuchen es mit List und Schmeichelei, sie aneinander zu gewöhnen — alles ist vergeblich.

Als Mia Junge kriegt, macht der Haß sie zur Furie. Sie fällt den Hund an, als er sich in ihrer Nähe blicken läßt und zertrakt ihm die Augen so sehr, daß der Tierarzt geholt werden muß.

Das ist zuviel bei aller Geduld, die ihr Herr bisher mit ihr gehabt hat. Denn schließlich ist ein Jagdhund mit Stammbaum ein Wertstück, das man sich nicht kaputt machen lassen will, am wenigsten von einer armseligen Haustatze, mag sie auch noch so weiß und untadelig sein.

So schlägt Mias Stunde.

Von ihren Jungen weg, die ihr noch an den Sitzen hängen, wird sie in einen Sack gesteckt, um erdauft zu werden. Der Rutscher bringt sie zum See. Die Kinder heulen und betteln für sie. Aber nach des Herrn Befehl soll sie vom Hof.

Trotzdem — auch Friedrich, der Rutscher, hat ein Herz.

Da gerade Zigeuner in der Nähe lagern, verkauft er ihnen die Rahe zum Festessen für ein paar Groschen. Vom Erlös spendiert er am Abend seiner Braut Schokolade.

Mia hängt inzwischen im Sack außen an einer Wand des Zigeunerwagens und pendelt bei jedem Schritt voran hin und her, hin und her . . . einen Tag, zwei Tage, noch einen Tag, noch einen . . .

Sie soll noch etwas gemästet werden, bevor sie ihr Schicksal ereilt.

Sie liegt zusammengekauert im Sack, frißt und schläft, frißt und schläft. Wenn sie hinausgelassen wird — für Minuten — sucht sie zu entkommen, aber der Faden am Hals hält sie zurück. Dann baumelt sie wieder in ihrem Sack, stößt sich bei jedem Schaukeln des Wagens an den Pfosten, pugt sich und miaut kläglich, bis sie einschläft oder bis ein harter Menschenschlag sie zur Ruhe bringt.

Was sie denkt in diesen langen Stunden, was sie empfindet — weiß keiner, und keiner kümmerte sich darum, selbst wenn er's wüßte.

Da — plötzlich — kommt es über Mia wie der Funke eines Rettungsgebantens.

Sie hat Sehnsucht.

Sehnsucht nach ihren Jungen.

Es hat ein paar Tage gedauert, bis das Bewußtsein des Muttertriebes vor allem Neuen, das über sie hereinbrängte, aufdämmert.

Aber jetzt ist es da.

Sie zerbeißt und zertrakt den Sack, der sie einschließt, zuerst ein Fädchen, dann ein paar Fädchen, soviel, daß sie die Nase durch ein Loch schieben kann.

Draußen ist alles finster.

Die Zigeuner im Wagen schlafen, auch der auf dem Boden ist wohl eingenickt. Die verhungerten Säule gehen von selbst ihren Weg.

Mia setzt in das Loch ihre Pranke, beißt sich mit den Zähnen ein, rißt, reißt, setzt mit der Wut und dem Angrimm ihrer Wildheit.

Das Loch weitet sich . . .

Sie kann den Kopf hindurch stecken —

Und plötzlich fällt sie ins Leere — einen kurzen Ruck, um dann an der Halschnur gefangen baumeln zu bleiben.

Verzweifelt sucht sie mit schlagenden Fägen Halt an der glatten, schwankenden Wagenwand.

Endlich, als ihr schon der Atem wegbleiben will, gelingt es.

Da beißt sie wieder wild in die Halschnur, zerrt, während die Krallen sich verzweifelt in die Risse des Wagenholzes krampfen, mit allen Kräften . . .

Pötzlich reißt der Strid.

Mia fällt neben das Wagenrad auf die Straße.

Dort bleibt sie sitzen — eine Minute, noch eine, eine Viertelstunde.

Dann scheint sie zu Klarheit und Bewußtsein zu kommen. Der Kampf um Leben und Tod hat sie vergessen lassen, um was es geht.

Die Jungen —!

Sie hebt das Köpfchen mit der schwarzen Nase und saugt die Nachtluft ein, spitzt die Ohren, läßt die Barthärchen erbeben.

Ihr ganzer Körper, ihr ganzes Bewußtsein, alles wird verlangende, heiße, brünstige Sehnsucht nach den Jungen.

Es ist, als weiteten sich ihre Sinne, als wüchse ihr ein neuer Sinn, mit dem sie ihre Kinder fühlt über Meilen und Meilen.

Da setzt sie sich in Bewegung — erst im vorsichtigen, tastenden Schritt. Ihre Glieder sind steif geworden bei dem tagelangen Hängen im Sad. Aber die Steifheit geht vorbei. Mia fängt an zu traben und nach einer Weile galoppiert sie in langen, weitausgreifenden Sätzen durch die Nacht.

Sie sieht nichts vom Wege —

Sie hört nicht den Sturm —

Sie fühlt nicht den Regen, der auf sie niederprasselt —

Instinktiv weicht sie den entgegenkommenden Fuhrwerken aus.

So läuft sie —

Aber Landstraßen, durch Dörfer, vorbei an den langen Häuserreihen von Städten.

Immer voran —

Es wird Morgen — sie läuft.

Es wird Mittag, Abend, Nacht, wieder Morgen —

Mia läuft noch immer.

Ein paarmal hat sie sich für Minuten hingestreckt um auszuruhen. Gefressen hat sie noch keinen Bissen, sie hat den Hunger vergessen . . .

Sie weiß nur eines: Sehnsucht nach den Jungen.

Ihre Füße sind wund von dem Wege.

Längst galoppiert sie nicht mehr.

Ihre Sätze sind immer kürzer und müder geworden, kaum können ihre Füße sie noch tragen.

So kommt sie am zweiten Abend im Heidehof an.

Eine neue Rake, die vorher nicht da war, begegnet ihr am Scheunentor und faucht sie im Bewußtsein ihres Herrschrechtes an. Mia beachtet sie kaum.

Sie schlüpft durch die Türritze zu dem Troge, wo sie ihre Jungen weiß — drei sind tot, eines piept noch ganz leise.

Zärtlich kuschelt sie sich mit ihrem Leib heran, schiebt dem Tierchen die dünn

gewordenen Zügen ins Mäulchen, fühlt mit bebender Beglücktheit, wie das Kleine nach einer Weile saugt und zieht —

Ihre Augen drehen sich vor Behagen und vor Müdigkeit.

Schon will sie einschlafen —

Da steht Peter vor ihr.

„Rrrrr — Rrrr . .“

Mia ist sofort auf ihren Füßen. Ihr Buckel hebt sich steil hoch. Verzweifelte Angst um ihr letztes Junges gibt ihr letzte Kräfte zu Haß, Mut und Kampfbereitschaft.

„Rchchch — Rchchch — rähhhh . .“

Sie springt Peter ins Gesicht —

„Rrrr — wabb . .“

Peter hat zugesagt — fest, mit brechenden Zähnen. Er schlägt sich die Rake ein paarmal um die Ohren, daß er hört, wie ihr die Knochen bersten, dann läßt er sie liegen und geht hocherhobenen Kopfes aus der Scheune.

Es dauert lange, bis Mia zu Bewußtsein kommt. Sie will gleich zu ihrem Jungen in den Trog springen. Aber die Füße verjagen ihr. Ihr Körper ist wie mittendurch gebrochen. Mit einem Wimmerlaut sinkt sie wieder in sich zusammen.

Sie weiß, dies war der letzte Kampf, den sie mit dem Todfeind gestritten hat.

Und gleich wieder ist ihr Muttergefühl da.

Wer sorgt nun für das Junge — das letzte?

Wimmernd vor zerreißenden Schmerzen, die Reulen mühsam nachziehend, schleppt sie sich vor das Scheunentor. Es dauert lange, bis sie dort ist. Da hält sie Umschau. Als sie die neue Hoftage erblickt, ruft sie sie an.

Sie kommt auf hohen Beinen.

Eine kurze, lautlose Sprache zwischen den beiden Tieren, eine Verständigung ohne Wort . . .

Dann schleppt sich Mia wieder in die Scheune.

Die andere Rake folgt ihr.

Unter dem Trog bleibt Mia liegen und blinzelt.

Mit einem Satz ist die andere Rake hinauf bei dem Jungen, ein leises Schnurren und Knurren, ein vertrautes Giepen sagen ihr, daß ihr Junges nicht ohne Mutterfürsorge sein wird.

Da zieht sie ihren schmerzenden, zerrissenen und zerbrochenen Körper zusammen, hebt den Kopf nach dem Troge empor und saugt die Luft tief, tief ein.

Ein Gittern überläuft sie. Sie weiß nicht, ob es vom Schmerz oder von der Wonne ist, die sie empfindet.

Dann sinkt ihr Kopf nieder auf die Tenne . . .

Volk auf alter Erde

Von Gottfried Rölwel

Wir empfehlen im August-Heft des „Lärners“ unseren Lesern, das Geschichtsbuch „Volk auf alter Erde“ von Gottfried Rölwel, aus welchem wir die beiden nachstehenden Proben wiedergeben. D. L.

Das verschmähte Hochzeitsferkel

Recht viel größere Freude gibt es zu Fuchshofen wohl kaum für einen Bauern, als wenn eine Kuh kälbert oder ein Schwein junge Ferkel bekommt. Der Wohlstand wird ihm auf solche Weise von der Natur förmlich zugeworfen, und was wünscht sich ein Bauer mehr als Wohlstand. Aber zu Fuchshofen gibt es leider noch allerlei Hexen, und die Höllengeister gehen in der Gegend leibhaftig um, so daß sich der Segen des Himmels nicht immer entfalten kann, wie es die Fuchshofener wünschen. Also merkte auch der kleine, von schwerer Arbeit etwas krummgewordene Holzbauer, als ihm das alte dicke Muttertschwein nicht weniger als fünf Ferkel geschenkt hatte, wie gleich am ersten Tag ein kleines Säulein tot im Stall lag und auch ein zweites nicht fressen wollte. Tatsächlich war am nächsten Tag auch dieses kaputt, und ein drittes versteckte sich in der Ecke des Stalles und fing zu kränkeln und damit auch zu sterben an.

Um nun in diesem Unglück nicht die ganze Brut verderben zu lassen, begab er sich in seiner Einfalt und in seinem Aberglauben gegen Abend zum alten Wafenmeister Haderl, von dem es allgemein bekannt war, daß er gegen Hexen und böse Geister höchst approbierte Mittel habe. Der alte Haderl hauste draußen vor dem Ort in einer armseligen Hütte, war von hagerer Figur, mit Beinen so dünn, als hätte er sie sich vom bösen Feind entliehen, und laute eben, während er vor einem elenden Öllichtlein am Tisch saß, an einer trockenen Brottrinde. „Schlechte Zeiten!“ klagte er dem Holzbauern, als dieser etwas schüchtern eingetreten war und auf der Ofenbank Platz genommen hatte. Als aber der Holzbauer auch über die schlechten Zeiten zu klagen begann und von seinem Unglück im Schweinestall erzählte, da begann der alte Haderl plötzlich voll Teilnahme zu werden, und sein vorher müd-gebeugter Körper schien sich förmlich zu verjüngen. Unter den fast ausgefallenen Brauen begannen die Augen zu glänzen, und der Blick wurde ganz spitzig, zumal er aus dem Mund des heimgesuchten Holzbauern die Frage vernahm, ob es denn kein Mittel gegen das Unglück im Stall gäbe?

Der alte Haderl richtete sich völlig auf, zog den linken Mundwinkel etwas nach oben und die Flügel seiner langen dünnen Nase rührten sich, als ob er schnuppern wollte. Oh, der alte Hexenmeister! Er hatte nur wenig mehr Haare auf dem Kopf, aber deshalb war er um so weiser. „Das ist keine so einfache Geschichte“, sagte er, stand auf und holte einen abgegriffenen Wandkalender herbei. „Ach, morgen ist ja Walpurgis, da feiern die Hexen mit den Teufeln Hochzeit!“ Hier hielt der alte Haderl ziemlich lange an, kratzte sich hinter den Ohren und fuhr dann weiter: „Ein Mittel gibt es ja schon, daß die Höllengeister deinen Ferkeln nichts mehr antun

werden, Holzbauer. Aber zum ersten mußt du verschwiegen sein wie das Grab und darfst das Mittel keinem anderen verraten, sonst fallen die Hexen und Teufel über dich selber her, vertragen dir den Blinddarm oder blasen dir einen giftigen Staub in die Lunge. Alsdann mußt du alles genau so machen, wie ich es dir jetzt sagen werde. Tußt du das nicht, so machst du's bloß schlechter."

Und nun setzte sich der alte Hexenmeister ganz eng neben den vor dem dunklen Geheimnis immer mehr zusammenschrumpfenden Holzbauern auf die Ofenbank und fing, nachdem er in der finsternen Stube lauernd umhergesehen hatte, als könnte irgendwo ein böser Geist lauschen, sehr vorsichtig zu flüstern an: „Du mußt also heute noch ein gesundes Ferkel schlachten, es gut brühen, daß kein Börtchen mehr auf dem Buckel steht, dann die Gedärme ausnehmen, Herz, Lunge, Leber, Milz und Nieren wieder sorgfältig, schön gewaschen in den Bauch legen. Auch mußt du das Säulein gut salzen und pfeffern und ihm der Länge nach einen schönen geschnitzelten Steden durchschieben; sodann steckst du dem toten Tiere auch noch eine Zitrone ins Maul und bindest ihm um den Hals ein Kränzlein von Fichtenzweigen. Du kannst auch eine grüne oder rote Masche daran befestigen, aber ja keine weiße. Unschuld vertreibt die bösen Geister. Und je mehr du so das Säulein schön herrichtest, desto besser gefällt es den Höllegeistern. Alsdann mußt du das so hergerichtete Ferkel in eine kleine Riste packen, den Dedel gut verschließen und das Ganze heute nacht noch vor zwölf Uhr draußen bei der alten Euleneiche leicht vergraben. Aber schide dich," fügte er hinzu, „damit du noch vor zwölf Uhr fertig bist. Denn gleich nach zwölf Uhr kommen die Geister, und wehe, wenn sie dich erwischen! So aber nehmen sie den Braten als Geschenk für ihre nächtliche Hochzeit gerne an und werden, wenn sie einen so guten Willen bei dir sehen, in Zukunft nicht mehr in deinen Stall einfallen."

Dem Holzbauern wurde es ganz zweierlei bei all diesen Geschichten, und er fragte den alten Haberl, ob das Eingraben nicht lieber er besorgen möchte, ihm wäre das so gruselig. „Natürlich," erwiderte der alte Hexenmeister, „nur mußt du alles fertig herrichten."

Aber siehe! Am nächsten Tag war auch das fünfte Ferkel am Verenden, und so begab sich der Holzbauer auch gleich wieder zum alten Haberl, um diesem von dem Mißerfolg der ganzen Prozedur zu berichten. Wie er jedoch in die Stube des Abdeckers trat, da zog er plötzlich die Nase hoch und sagte: „Wie's da gut riecht! Als wenn du Hochzeit hättest!" Aber der alte Hexenmeister zwang den Holzbauern rasch an den Tisch und sprach: „Holzbauer, was für eine Dummheit hast du denn gemacht? Ich hab' dir doch gestern extra gesagt, du mußt alles genau so machen, wie ich es dir sage. Aber erstens hast du schon die Zitrone vergessen und zweitens hast du das Ferkel nicht gut verpackt. Es ist etwas Erde in die Riste gefallen, und so hast du die Höllegeistern mehr erzürnt, als ihnen ein Opfer gebracht. Denk' dir nur, wie ich erschrocken bin! Als ich heute in der Frühe aufstehe und zur Tür hinaus will, da steht die Riste, die ich eingegraben habe, auf der Schwelle. Ich trage sie herein, besprenge sie dreimal mit Weihwasser und mache auf. Da steigt mir ein fürchterlicher Höllegeist entgegen, und gleich oben liegt ein Zettel, darauf steht mit einer blutigen Klaue geschrieben: „Friß es selber, du Dreckfint!"

ahnte, daß der wirkliche Mesner auf dem Altar stand, weil es gar bald bekannt geworden war, daß er an einer starken Erkältung darniederliege und das Bett hüten müsse. Nicht wenig stolz darauf, daß er alle herbeigekommenen Kirchengäste so tabellos zu täuschen verstehe, wie vor kurzem scheinbar den Pfarrer, dachte der Mesner bei sich, wie klug er doch alles selbst bis aufs letzte vorbereitet hatte.

Es war nämlich Sitte, daß nach dem Gottesdienst die Leute mit angezündeten Kerzen sich an den Altar begaben und sie als Opfer rings um den Heiligen aufstellten. Dabei ließen sie meist das flüssige Wachs zu Füßen des Heiligen tropfen, um darauf die Kerzen festzutreiben. Nun aber war das abtropfende Wachs sehr heiß und weil der Mesner in Ermangelung von passenden Stiefeln um seine nackten Beinen besorgt war, hatte er dem Pfarrer schon gesagt, er müsse es dem Volke bekanntgeben, daß niemand die Kerze zu nahe dem Heiligen aufstelle. Der neue Heilige hätte viel Geld gekostet und deshalb müsse man Obacht geben, daß er neu und schön bleibe und nicht vorzeitig verräuchert werde. Das hatte der Pfarrer dann auch versprochen, und so konnte der Mesner kaum das Ende des Gottesdienstes erwarten, an dem der Pfarrer sich aufklärend an die Gemeinde wandte.

Richtig lehrte sich der Geistliche auch kurz vor der beginnenden Opferung den Leuten zu und es entstand eine große feierliche Stille. Aber dem Mesner schien plötzlich Hören und Sehen zu vergehen, als der Pfarrer begann: „Geliebte Gemeinde! Ihr seht, daß wir an Stelle unseres alten zerbrochenen Heiligen einen neuen bekommen haben, so groß und schön, wie ihr einen solchen in keiner Kirche der ganzen Gegend finden werdet. Damit aber diesem neuen Heiligen nicht wieder ein Unglück geschehe, sondern daß er recht lange unter uns bleiben möge, wollt ihr heute ganz besonders reichlich opfern und recht viel Kerzen dicht um ihn aufstellen, wie es sich zu seiner Einweihung geziemt.“

Erstost über die völlig verkehrte Ansprache des Pfarrers, wäre der Mesner am liebsten vom Altar herabgesprungen und hätte es dem Pfarrer ähnlich gemacht wie vor kurzem dem Heiligen. Aber was kann ein Heiliger machen, wenn er vor aller Gemeinde auf dem Altar steht. Er muß eben stillhalten, das ist sein Los, und die Opfernden in Würde empfangen.

Erst kamen Knaben und Mädchen, die hatten noch junge, sichere Hände und auch eine gewisse Scheu vor dem neuen Heiligen, und also kamen sie ihm nicht zu nahe; je größer aber die Opfernden wurden, desto mißlicher wurde der Zustand. Denn jeder und jede wollte seine Kerze ganz besonders nah der großen Statue aufstellen und so geschah es, daß der Heilige, ohne daß es jemand bemerkte, die Beinen immer tiefer einzuziehen begann. Aber es half nichts. Als schließlich die alten Männlein und Weiblein, die schon sehr stark zitterten und zudem auch nicht mehr genau sahen, an die Reihe kamen, da tropfte dem Heiligen das Wachs in solchen Mengen und so heiß auf die Beinen, daß er es nicht mehr aushalten konnte. Wütend streckte er den Speer gegen die Menge, so daß alle wortlos erstaunten, wieso denn der Heilige plötzlich lebendig geworden sei, und sagte: „So wahr ich hier stehe und euer Opfer sehe, aber ich bin nicht vom Himmel herabgekommen zu euch, um mir die Beinen verbrennen zu lassen“, worauf er auch schon, zum gesteigerten Schrecken aller, vom Altar herabsprang und, an den Füßen über und über mit Brandwunden bedeckt, zur ganz besonderen Freude des Pfarrers, hinkend davonlief.



Lärche

Jos. Steiner

(Aus dem Türmer)

Sterbendes Volk

Es gibt in Deutschland in Volkschichten Menschen, welche den ungeheuren Geburtenrückgang der letzten Jahre als ein sehr wirksames und wertvolles Mittel zur Hebung der gegenwärtigen Wirtschaftskrise, insbesondere zur Beseitigung der Wohnungs- und Arbeitsnot, begrüßen. Wenn man diese Menschen auf den Untergang der antiken Völker, vor allen Dingen auf Rom, aufmerksam macht, für dessen Volksnot wir unter mehreren ähnlichen Gesetzen in der Lex Julia et Papia Poppaea ein klassisches Dokument besitzen, so bekommt man die Entgegnung, daß der Vergleich mit dem Altertum nicht herangezogen werden könne. Andere Zeiten.

Aber es gibt in unseren Tagen ein hoch zivilisiertes Volk, welches unter den gleichen Nöten leidet, welche die Lex Julia et Papia Poppaea im alten Rom beseitigen sollte. Das ist unser westlicher Nachbar, der unverföhnliche Feind deutscher Eigenart, deutschen Volkstums, deutscher Kultur, das ist das französische Volk. Es hat im Gegensatz zu Rom mit Vorfaß und Überlegung an seiner Volksminderung gearbeitet.

Der englische Pfarrer und Nationalökonom Malthus trat bekanntlich im Jahre 1798 mit der Lehre auf, daß sich die Bevölkerung viel schneller vermehre, als die Nahrungsmittel vermehrt werden können. Infolgedessen würde baldigst eine Hungertatastrophe entstehen, welcher die Menschen am besten dadurch entgehen könnten, daß sie die Geburtenzahl einschränkten. Das französische Volk aber hat auf Anraten seiner Nationalökonomien und seiner Regierung diese Malthusische Lehre begierig aufgenommen und mit der Tat befolgt und hierin die besondere Eigenart und den Hochstand der französischen Kultur erblickt. So ist es gekommen, daß in Frankreich schon vor hundert Jahren ein Geburtenrückgang eingetreten ist, welcher nicht nur zum Stillstand in der Volksvermehrung, sondern schon deutlich nachweisbar bis zur Volksverminderung geführt hat. Seit 36 Jahren zeigt das französische Volk keine Vermehrung mehr, in einzelnen Jahren wies die Statistik bereits Volksverminderung auf.

Betrachtet man die 90 Departements einzeln auf ihre Fruchtbarkeit, so kann man sie in drei Gruppen einteilen.

In Gruppe I nehmen wir nach Harnsen (Hans Harnsen, Bevölkerungsprobleme Frankreichs; Kurt Vowinkel Verlag) die Departements mit einseitigem Überwiegen der Todesfälle über die Geburten. Ihre Zahl beträgt 34 oder 37,8 Prozent. Es sind im großen und ganzen die rein landwirtschaftlichen Gebiete Mittel- und Südfrankreichs.

Diese zum Teil reichen und fruchtbaren Gebiete der Garonne, Rhône, Loire, Seine, der Normandie und Provence zeigen bereits deutliche Zeichen des Zerfalles, besonders an den Häusern. „Man kann auf Dörfer treffen, deren ganze Bevölkerung ausgestorben ist. Meilenweit liegt das Land brach, und Neubauten sind eine Seltenheit.“

Gruppe II faßt in sich 28 oder 31,1 Prozent Departements mit Bevölkerungsstillstand.

Einen unzweideutigen Geburtenüberschuß (Gruppe III) wiesen 28 oder 31,0 Prozent Departements auf. Sie bilden den größten Teil des französischen Industriegebietes im Nordosten Frankreichs. Es gehören hierzu ferner drei Departements der Bretagne, das Hochgebirge von Lozère sowie des Limousin im mittleren Südfrankreich und die beiden Südwestprovinzen.

Auch in Frankreich besteht eine Wanderung der Landbevölkerung in die Städte, genau so wie bei uns. Aber während bei uns das Land größtenteils nur seine überschüssige Bevölkerung an die Städte abgibt, welche die Scholle nicht mehr ernähren kann, erliegt in Frankreich auch die sich vollständig unzureichend vermehrende Landbevölkerung den Lodungen der Städte. So ist es gekommen, daß Frankreich, welches seiner Bodenbeschaffenheit nach unter den Agrar-

ländern Europas in vorderster Reihe steht, in seiner landwirtschaftlichen Produktion bedeutend zurückgegangen ist. Es kann heute seinen eigenen Bedarf an Lebensmitteln nicht mehr erzeugen.

Hatte es bis 1870 noch einen starken Getreideexport, so muß es heute über 20 Millionen Zentner Getreide importieren, welche im Werte von 1500000000 Goldfranken die Zahlungsbilanz Frankreichs belasten (Hans Harmsen, Bevölkerungsprobleme Frankreichs).

Diese Werte entsprechen durchaus dem Rückgang der Getreideanbauflächen in Frankreich.

Im Jahre 1890 betrug sie noch 7 Millionen Hektar. Im Jahre 1923 wies die amtliche Erhebung nur noch 5200000 Hektar Getreideanbaufläche auf, worin die reichen Gebiete Elsaß-Lothringens, welche inzwischen an Frankreich gefallen sind, mit enthalten sind.

In der Mancha allein sank die Getreideanbaufläche innerhalb der letzten 40 Jahre von 360000 Hektar auf 161000 Hektar, bei gleichzeitiger Abnahme der Arbeitskräfte um 50 Prozent.

Man erkennt an diesen Zahlen deutlich den Irrtum der Malthusischen Lehre. Mit der Verringerung der Anzahl der Menschen, d. h. der Arbeitskräfte, verringert sich sofort die Menge der dem Boden entnommenen Nahrung. Genau das Gegenteil von dem ist in Frankreich Wirklichkeit geworden, was die Theorie des Pfarrers und Nationalökonom Malthus vorausgesagt hat. Zum mindesten kann behauptet werden, daß die Grenze, wo die Bevölkerungszahl die wirtschaftlichen Bedingungen des einzelnen wie der Gesamtheit verschlechtert, in Frankreich noch nicht erreicht worden ist.

Die weiteren Folgen der Abnahme der ländlichen Arbeitskräfte ist die Entwertung des Bodens. Sie wird in den am meisten vom Arbeitsmangel betroffenen Agrargebieten um zwei Drittel des Wertes angenommen, welcher noch vor 50 bis 60 Jahren erzielt werden konnte. In der Zeit von 1879 bis 1914 hat Frankreich durch die Bodenentwertung (Harmsen, Bevölkerungsprobleme Frankreichs) 35 Milliarden Goldfranken verloren.

Die Nationalökonomien sind der Ansicht, daß diese ungeheuren Einbußen an Volksvermögen zum allergrößten Teile auf den Geburtenrückgang zurückzuführen sind, demgegenüber die andern Ursachen wie steigende Löhne und dergleichen kaum in Betracht kommen. Der Zusammenhang zwischen Bodenentwertung und Geburtenrückgang wird besonders deutlich in denjenigen Bezirken, in denen noch eine gewisse Wertsteigerung des Bodens in den letzten 30 Jahren festgestellt werden konnte. Denn gerade diese Gebiete sind es, in denen noch eine deutliche Volksvermehrung durch Geburten erwiesen wurde.

Zur Erhaltung seiner materiellen Werte, zur Aufrechterhaltung seiner Wirtschaft sucht nun das französische Volk seine ihm schwindenden Menschen schon seit vielen Jahren durch Hereinziehung Fremder zu ersetzen. Zuerst waren es polnische und galizische und rumänische Saisonarbeiter, welche in den Departements Marne und Haut Marne sesshaft gemacht wurden. Belgier nahmen in großer Zahl in den französischen Industriegebieten des Nordens Arbeit. Dann strömten vor allen Dingen Italiener und Spanier in die verödeten landwirtschaftlichen Gebiete Frankreichs ein. Die französische Regierung hat aber neuerdings auch keine Bedenken, gelegentlich deutsche und österreichische Einwanderer anzufordern. Die aus Ländern mit niedriger Kultur stammenden Einwanderer, wie die Polen, Galizier, Rumänen, Slowaken, aber auch die Italiener und Spanier, übernehmen die Arbeit in der Regel zu geringen Löhnen und wirken so als Preisbrüder für die nationale französische Arbeit. Es ist klar, daß das Los der niederen Klassen durch den allgemeinen Geburtenrückgang auch in dieser Hinsicht nicht gebessert wird. Auch hieran ist der Irrtum der Malthusischen Lehre deutlich erkennbar. Denn die fremde Einwanderung in Frankreich hat bereits einen beträchtlichen Umfang angenommen. Harmsen gibt an, daß zur Zeit täglich durchschnittlich 1160 Menschen nichtfranzösischer Nationalität nach Frankreich einwandern, um sich dort sesshaft zu machen, was jährlich einen Bevölkerungszuwachs von rund 400000 Menschen fremder Nationalität bedeuten wird, wenn mit dieser Zahl als einer ständigen Erscheinung gerechnet werden muß. Insgesamt sind nach Frankreich mehr als 2½ Millionen fremder Arbeiter eingewandert, davon in den letzten sechs Jahren

allein rund 1,4 Millionen. Hierunter sind die fremdländischen Einwanderer aus den afrikanischen Provinzen Frankreichs nicht mit inbegriffen. Diese Einwanderer, insbesondere die Polen, Rumänen, Galizier, Italiener, stammen größtenteils aus sehr geburtenfreundlichen Ländern. Der französische Volkstod, welcher sich in dieser Einwanderung ausdrückt, würde einer galoppierenden Schwindsucht gleichen, wenn diese Menschen die Geburtenfreudigkeit ihres Mutterlandes beibehielten. Aber sie verfallen bald der französischen Kultur des Zwei- und Einkindsystems. So vollzieht sich das französische Volkssterben allmählich, als Umvolkung.

In diesen düsteren Zahlen Frankreichs zeigt sich ein Vorgang, welcher, wie es scheint, alle Völker der westlichen Zivilisation bedroht. Stillstand der Volksvermehrung, Abnahme der wirtschaftlichen Produktion, Untergang des Volkstums.

Von den europäischen Völkern sind außer Frankreich das deutsche Volk und das englische in diesem Vorgang am tiefsten verstrickt. Deutschlands Geburtenrückgang hat sich zwar nicht so unaufhörlich und so lange Zeit hin vollzogen, wie der französische. Aber seit der Jahrhundertwende hat er dafür ein bedrohliches Tempo, ja seit dem Kriege einen katastrophalen Charakter angenommen, welcher die französischen Ziffern bereits erreicht bzw. überholt hat. Auf tausend lebende Personen hatte Frankreich im Jahre 1925 18,5 Geburten, Deutschland im Jahre 1927 18,3. Wir stehen also bei Frankreich. Dabei ist die Bevölkerungsbilanz des Krieges an und für sich schon erschreckend genug für das deutsche Volk. Durch das Diktat von Versailles wurden $6\frac{1}{2}$ Millionen Menschen, also rund ein Zehntel unserer Volksgenossen, vom Deutschen Reich abgetrennt. Rund zwei Millionen Männer starben den Heldentod fürs Vaterland, die Blüte der Nation. Die Zahl der Zivilpersonen, welche durch die Hungerblockade zugrunde gingen, wird auf $\frac{1}{4}$ Millionen geschätzt. 3— $3\frac{1}{2}$ Millionen Kinder, welche in der Zeit von 1915 bis 1918 normalerweise hätten geboren werden müssen, blieben aus.

Das macht zusammen einen Aberlaß von 12 bis 13 Millionen Menschen (Dr. R. Burgdörffer, Der Geburtenrückgang und die Zukunft des deutschen Volkes; Berlin).

Angeichts dieses deutschen Aberlasses und des französischen Volkssterbens erscheint die heute so laut erhobene Forderung, daß man unsere deutsche Wohnungsnot und unsere Erwerbslosennot mit Geburten einschränkung beseitigen müsse, als einfältig und oberflächlich. Denn diese beiden Nöte sind, so schwer sie auf uns liegen, doch nur vorübergehende. Sie können auf alle Fälle durch andere Mittel als durch Preisgabe des Volkstums behoben werden. Die ganze Erwerbslosennot würde mit einem Schlage beseitigt sein, wenn es uns gestattet würde, ein stehendes Heer in demselben Verhältnis zur Bevölkerungszahl zu halten wie Frankreich. Der Hinweis hierauf sollte genügen, um unsere neuzeitlichen Malthusianer, welche die jegliche Erwerbslosigkeit von der Überbevölkerung, als einem in unserer Kultur begründeten Übel, herleiten, eines Besseren zu belehren.

Der Gefahr der Umvolkung durch fremde Nationen sind wir mehr preisgegeben als das französische Volk, obwohl wir infolge Herabsetzung der Sterblichkeit immer noch einen kleinen Geburtenüberschuß, d. h. eine geringe Volksvermehrung haben: 7,8 auf 1000 lebende Personen im Jahre 1927.

Aber an unserer Ostgrenze steht der Pole mit einer ungeheuren Fruchtbarkeit und einem Geburtenüberschuß von 16,7, dahinter steht der Russe mit einem Geburtenüberschuß von 19,5 auf 1000 lebende Personen.

Die Zahl der ausländischen Wanderarbeiter, welche im Sommer in Deutschland den fehlenden deutschen Landarbeiter ersetzen, ist von 3000 im Jahre 1919 auf 130000 im Jahre 1925 angewachsen. Diese fremden Arbeiter werden sich auf deutschem Boden sesshaft machen, sobald die Wirtschaft es verlangt. In den Industriezentren ist das zum Teil schon geschehen.

Was wird des deutschen Volkes Schicksal sein? Sind wir auch ein sterbendes Volk?

Das französische Volk, welches seine Not allmählich erkannt hat, sucht nach Hilfe. In Frankreich, wo die Maitresse den Geist der sittlichen Familie schon früher als bei uns vergiftet hat,

erinnert man sich jetzt auf einmal wieder der Familie als der Spenderin der Volkstraft. Man sucht ihr mit wirtschaftlichen Mitteln, vor allem durch Kinderprämien, aufzuhelfen. Ob's etwas helfen wird, ist sehr zu bezweifeln. Denn die Not der Familie ist nicht nur eine materielle — diese ist gewiß groß und muß auch bekämpft werden —, sondern vor allem auch eine ethische.

Ist die deutsche Volksseele noch gesund oder kann sie wieder genesen, so wird sie aus sich heraus der sittlichen deutschen Familie sowohl die ethische, in der Religion verankerte Grundmauer bauen können wie die wirtschaftliche. Von der Wiederherstellung der sittlichen Familie hängt Deutschlands Zukunft ab. Darüber sind sich nicht nur alle kulturhistorisch und religiös, sondern vor allem auch alle biologisch eingestellten Menschen einig. Die biologische Betrachtung fordert die Erhaltung der sittlichen Familie. Denn nur durch die Familie kann Quantität wie Qualität des Nachwuchses gesichert werden. Nur der geheiligte Geist einer gesunden Familientradition vermag die minderwertigen Menschen mit schlechten Reimanlagen von der Fortpflanzung auszuschließen. Nationale Eugenik treiben kann ein Volk, das lehrt die biologische Betrachtung, nur mit Hilfe der sittlichen Familie, der Wahren aller guten vererbaren Anlagen des Keimplasmas.

Stadtobermedizinalrat Dr. med. H. Paull

Ehereform

Grundsätzliche Bemerkungen

Die juristischen Erörterungen bezüglich einer Änderung der Ehescheidungs-gesetzgebung bedeuten ihrem Wesen nach Erwägungen über den Begriff der Ehe selbst. Denn das Urteil über Ehescheidung ist eine bloße Folge aus der Idee, die man sich über die Ehe selbst macht. Gesetzgebung ist einer der wichtigsten Zweige angewandter Philosophie. Sie hängt ab von den bewußten und unbewußten Weltanschauungsregungen der vieltöpfigen gesetzgebenden Körperschaft. Es dürfte also nicht vermessen sein, wenn von philosophischer Seite einige grundsätzliche Punkte zur Erwägung gestellt werden.

„Ehe“ bedeutet nach der altdeutschen Etymologie soviel wie gesetzmäßige Bindung, offenbar also ein Etwas im Unterschied von etwa anderweitig vorkommenden Verbindungen, die nicht durch das Gesetz anerkannt und geschützt sind. Das Gesetz ist eine Kulturmaßnahme, die aus Gesamtwillensstreben der Allgemeinheit hervorgeht. Da der neuere Mensch im Zusammenhang mit der Steigerung des Individualbewußtseins in der Entwicklung ein immer bewußteres Wesen zu werden im Begriff steht, und da er diese Entwicklung zu erhöhtem Bewußtsein und zu erhöhter Individualität als sein Recht und seine Pflicht empfindet, hat sich in unserer Zeit besonders eine Problematik der Ehereform herausgebildet, die offenbar der Notwendigkeit entspringt, zwischen den Streben unbewußter Allgemeinstinstinkte und bewußter Individualstreben eine geeignete Schwebelage neu zu finden.

Im Suchen nach solcher neuen Schwebelage zwischen Gegensätzen wird es immer gut sein, wenn man zuerst die Gegensätze selbst in ihrer abstrakten Einseitigkeit ins Auge faßt, damit man nachher über die zu gestaltende Lebensform mit Klarheit sprechen kann. Die beiden Pole, zwischen denen sich das Problem ausspannt, sind zu definieren als die absolute Gebundenheit des Individuums an die Gesamtforderungen der Gattung, und andererseits die absolute Freiheit des Individuums gegenüber alledem Zwang, den man etwa von außen her ihm zumuten könnte. Beide Einseitigkeiten gibt es nicht, sondern es sind lediglich Ideen, die vorher zu besprechen bleiben. Denn selbst die konservativste Moral muß doch gewisse Beweglichkeiten, etwa die Trennung von Tisch und Bett, zugestehen, und auch der gesteigertste Individualismus wird kaum irgendeine Bindungsbefreiung, wenigstens von seiten des zweiten in Betracht stehenden Menschen, ausschließen können. Aber zunächst ist Klarheit darüber zu schaffen, was diese beiden

Einseitigkeiten überhaupt wollen und meinen. Daß der Begriff der Ehe grundsätzlich auf dem Fundament der Bindung erwächst, und daß individualistische Beeinträchtigungen als reformerische Segenkräfte entwicklungsführender Art hinzuzutreten streben, muß dabei von vornherein erkannt werden.

Der konservative Grundpol des Ehebegriffs lehnt die Auffassung, daß die Ehe irgendwie eine Art Privatvertrag zwischen zwei Menschen sei, weit ab. Er muß sogar, wenn er folgerichtig auftritt, auch die Eheschließung vom individuellen Willen unabhängig machen. Zwei Menschen werden nach Maßgabe der Gesamterwägungen ihrer Umgebung zusammengetan, unter religiösen Formeln unauflöslich verbunden und haben hinfort durch ihren individuellen Willen nicht an diesem Fatum zu rütteln. In Indien ging man bekanntlich so weit, daß der Tod des Mannes den Tod der Frau nach sich ziehen mußte, und wenn nicht auch die umgekehrte Sitte eingeführt war, so beruht es leblich auf der noch nicht monogamisch zu Ende geführten Konsequenz. Ob Mißhandlungen oder Ehebrüche vorkommen, ob Geisteskrankheiten oder physische Ungeeignetheiten vorhanden sind oder später sich zeigen: das alles kann am Prinzip der Ehe als eines durchaus nicht individuellen, sondern grundsätzlichen Vertrages nichts ändern. Wie im Kind zwei Leben in ein einziges verschlungen sind, so sind auch in der Ehe zwei Menschen in eine unauflösliche Einheit verschlungen. Es mag dabei auch manches für die Menschen Positive vorhanden sein, wie etwa seelische Liebe oder freudeschaffende Kinder oder physische Befriedigungen — es ist für die fanatisch einseitige Bindungstheorie eigentlich nebensächlich, ob dies der Fall ist oder nicht. Die Abgeschlossenheit des Ehepaares nach außen in jeder erotischen Hinsicht ist eine weitere logische Forderung aus dem allgemeinen Standpunkt, die durch die seelischen Kräfte der Eifersucht, die aus dem Unbewußten stammen, unterstützt wird. Alles Künstliche muß der konservativen Ehe fernbleiben. Willkürliche Kinderbeschränkung bedeutet für sie eine große Sünde. Scheidung ist ein unmöglicher Begriff.

Der Gegenpol dieser Auffassung in ebenso einseitiger Stelgerung wäre etwa folgender. Der Mensch ist ein zur Erstrebung seines individuellen Glücks oder seiner Zufriedenheit oder seines Wohlbefindens bestimmtes und berechtigtes Wesen. Zwei Menschen können die Absicht haben, eine erotische Verbindung als eine besonders wertvolle anzuerkennen, indem sie die Lasten dieser Verbindung amtlich notieren lassen und im übrigen einen Privatvertrag miteinander schließen. Dieser Vertrag kann enthalten die Bestimmungen über Gütergemeinschaft oder Gütertrennung, Unterhaltungspflicht oder gegenseitige materielle Unabhängigkeit, viel oder wenig oder gar keine Kinder, Zulässigkeit oder Verbotenheit etwaiger anderer erotischer Beziehungen, und schließlich auch die Formel, daß die Verbundenheit aufhören soll, wenn einer der Teile es wünscht. Denn dies folgt aus dem Grundsatz der Freiheit. Eifersucht ist Rückständigkeit. Liebe ist gut, sofern sie angenehm ist. Nach dem Aufhören einer Eheverbindung kann jeder Teil auf Wunsch eine andere Ehe schließen, und es gibt keine Grenzen für die Beweglichkeit und Freizügigkeit in ehelicher Hinsicht. Was die Kinder betrifft, so passen sie nicht in das Schema der individuellen Freiheit und gehören dem Staat, falls nicht die Ehegatten Wert auf sie legen. In strittigen Fällen müßte ein besonderer Gesetzesparagraph die Angelegenheiten klar und deutlich ordnen. Bewußtsein ist fall, Irrationalität des Gefühls ist minderwertig.

Dies etwa wäre der zweite Extrempunkt. Nun beruht unser tatsächlicher Ehebegriff auf der konservativen Grundlage und sucht sich zu verändern, indem er individuelle Elemente aufnimmt. Dieser Vorgang hat schon längst begonnen. Die Möglichkeit der Gütertrennung, die Möglichkeit der Scheidung in nichtkatholischen Lebensverhältnissen und vieles andere zeigt, daß sich der individuelle Pol nicht totschlagen läßt. Heute aber fragt sich die Gesetzgebung, ob das Band der Ehe nicht noch weitere Angleichung an die Lebensbedürfnisse oder Lebensrechte der Individuen zuläßt, und es besteht insbesondere die Frage, ob für die Ehescheidung das Verschuldungsprinzip nicht durch das Zerrüttungsprinzip abgelöst werden soll. An konkreten Forderungen nennt man insbesondere die, daß ein Ehemann auf Scheidung klagen kann, wenn

ohne Schuld in der Ehe durch irgendwelche Mißstände eine tiefe Zerrüttung eingetreten ist, und daß die geistig: Erkrankung eines Ehegatten auch dann ein Scheidungsgrund sein soll, wenn auch nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit besteht, daß sie sich wohl nicht beheben werde.

Diese Fragen werden je nach der Partei verschieden beurteilt. Die Philosophie hat demgegenüber zu versuchen, allgemeingültige Gesichtspunkte herauszustellen. Da gilt nun zweifellos die Tatsache, daß das Leben um so differenzierter, um so individualisierter und um so weniger bloß gattungsmäßig ist, je höher es sich entwickelt. Aus diesem Prinzip folgt aber nicht etwa die Forderung, daß der individualistische Extrempol der Möglichkeiten der einzig richtige sei, sondern nur, daß die Gesetzgebung versuchen muß, durch die Verfeinerung ihrer allzu groben Begriffe der Mannigfaltigkeit des Lebens, das sich in tausend Charakterverschiedenheiten darstellt, etwas gerechter zu werden als bisher. Das Gesetz steht nicht im Dienst einer Partei, sondern der Menschen überhaupt. Es muß einem Menschen der konservativen Moral die Möglichkeit geben, seine Überzeugungen zu betätigen, und es muß gleichermaßen einem liberal gesinnten Menschen die Möglichkeit geben, auf seine Art selig zu werden, und zwar beides im Rahmen einer Zuträglichkeit für die Allgemeinheit. Das Gesetz hat Schädigungen der Menschen durch andere zu verhindern oder zu bestrafen, aber es hat keinen besonderen Parteistandpunkt zu vertreten, den viele andere Menschen ablehnen. Das Gesetz müßte jedem die Möglichkeit geben, sich, solange er niemand zwingt, nach seiner eigenen Überzeugung zu verhalten. Besteht diese Überzeugung darin, daß man sich gebunden erachtet, so wird dem nichts im Wege stehen. Aber es ist bedauerlich, daß eine bestimmte Moral einer andern, vielleicht ebenso tief begründeten, Zwangsvorschriften zu machen sucht, so daß nur der Konservative, aber nicht auch der Liberale, auf seine Art denken und handeln soll. Eine andere Moralität vertreten heißt dann „unmoralisch“ sein, so wie es im Mittelalter „unchristlich“ war, der Reformation anzuhängen, oder wie es im 19. Jahrhundert „vaterlandsverräterisch“ war, wenn man zum Wohl des Vaterlands liberale Ideen vertrat, oder wie es in manchen Kreisen „unwissenschaftlich“ heißt, wenn man die Erkenntnis auf neue Weise fördert. Nun, solche Worte beweisen nichts als die Tatsache, daß ihre Benutzer von den Gesetzen der historischen Entwicklung keine Ahnung haben. Sollte es schon „unmoralisch“ sein, wenn man der Gesetzgebung wünscht, daß sie alle Menschen auf ihre Art selig werden läßt, wofür nur nicht andere Menschen konkret dadurch geschädigt werden? Sei's. Man wird sich gegen das böse Wort abhärten.

Es lassen sich sehr verschiedenartige Fälle denken, in denen es ohne Schädigung eines andern Menschen möglich ist, eine von beiden Teilen erwünschte Ehescheidung durchzuführen. Daß man die Nötigung zur Vorkäufung beseitigt, die manchmal aus der bisherigen Gesetzgebung für manche Menschen hervorgeht, dürfte ein erstrebenswerter ethischer Fortschritt sein. Auch im Falle des Widerstrebens des einen Teiles braucht die Verschuldung nicht die einzige zureichende Begründung einer Scheidung zu sein, zumal auch viele Verschuldungen so geschieht verheimlicht werden, daß vom andern Teil die Zerrüttung getragen werden muß, ohne daß er sich davon befreien könnte. Die Regelung der materiellen Existenzfragen und der Frage der Erziehung etwaiger Kinder enthält für die Gesetzgebung die schwierigsten Probleme, die von Fall zu Fall müßten entschieden werden können. Die Paragraphen müßten eine solche Feinheit gewinnen, daß für die Begründung einer Ehescheidung die verschiedensten wahrheitsgemäßen Gründe namhaft gemacht werden können, und daß die wichtigen Entscheidungen realer Art der Eigenart der besonderen Umstände angeglichen werden können. Kurz, trotz der notwendigen Rationalität der Paragraphen müßte ein wenig konkrete Menschenweisheit von seiten der Richter mit in Anwendung gebracht werden können.

Für das Ideal der Ehe kommt Scheidung nicht in Betracht. Die Ehe ist das Höchste, Heiligste und Edelste, das der Mensch in seinem Leben erringen kann (vgl. hierzu das Schlußkapitel von Barthels: „Philosophie des Eros“; München, Verlag Reinhardt, 1926. S. L.). Aber dieses Ideal ist leider bloß der schöne Grenzwert der wirklichen Fälle, die sich oft ganz anders aus-

nehmen. Deswegen ist es nötig, in den Menschen den Willen und tiefen Wunsch zur ganz vollkommenen Ehe lebendig zu erhalten oder lebendig zu machen. Daß man nicht mehr immer nach diesem Höchsten strebt, ist ein verbreiteter Schaden unserer Zeit. Es ist aber auch nötig, daß die Formeln des Gesetzes so gestaltet werden, daß sie in den vorkommenden Störungen und Tragödien helfen können, indem sie zwischen dem größeren und dem geringeren Menschen-schaden von Fall zu Fall weise abwägen lassen. Daß die zwangsweise Aufrechterhaltung einer Ehe immer und in jedem Fall für die Summe der menschlichen Zufriedenheiten das beste sei, werden nicht einmal diejenigen behaupten können, die aus andern Gründen die Scheidung in jedem Fall verwerfen. Gewiß kann sich manche Scheidung nachträglich schlimmer auswirken, als man vorhersehen konnte, und gewiß ist es nicht wünschenswert, daß leichtsinnig Ehen geschlossen werden, die man bald wieder zu lösen gedenkt. Aber erlaubt denn die konservative Moral (nebst Polizeiverfügungen) irgendein erotisches Bündnis, das keine feste Ehe ist und bleiben soll? Die ethische Gewissensschärfung selbstverantwortlicher Menschen kann allein verhindern, daß Ehen leichtsinig geschlossen oder unbedacht wieder gelöst werden. Die Gesetzgebung hat für ernsthafteste Notstände Hilfe zu schaffen. Diese zu mißbrauchen, ist ebenso unanständig, wie wenn ein wohlhabender Mann sich eine Unterstützung ausbezahlen ließe, die nur den Armen zugebacht ist. Will man nicht eine Ehe mit dem Schwergewicht der erstrebten und erwünschten Dauer und Ausschließlichkeit — nun, dann sei man in beiden Geschlechtern auch nicht so feige, aufs Standesamt zu gehen. Der Gewissenhafte wird immer gewissenhaft sein, der Gewissenlose ist es nie. Daran kann kein Gesetz etwas ändern, und alle Ethik beruht auf der Erziehung der Menschen zu einem Handeln, das sich verantworten läßt. Gesetze können bloß Schäden vermeiden. Das Gute zu erzeugen vermag kein Gesetz, sondern nur der gewissenhaft verfahrenende Mensch.

Privatdozent Dr. Ernst Barthel, Köln

Eugenik und Recht

Was ist Eugenik? Wörtlich bedeutet es nur die Lehre von der Wohlgeborenheit. Wir haben uns aber gewöhnt, das Wort in weiterem Sinne zu gebrauchen, nämlich es mit Rassenhygiene gleichzusetzen. Die Rassenhygiene, dieser neuerdings mehr in den Vordergrund tretende Zweig der Hygiene, erstrebt die Gesundheit der kommenden Geschlechter, nicht nur des jetzt lebenden Geschlechts. Rasse bedeutet in diesem Falle den Lebensstrom der Menschheit, nicht etwa eine bestimmte Einzerrasse, daher kann Rassenhygiene und Eugenik ebenso wie die soziale und die allgemeine Hygiene bei allen Völkern gelehrt und befolgt werden. Es handelt sich um Erhaltung des wertvollen seelischen und leiblichen Erbguts, Abwendung von Reinschädigungen und Verfallsursachen, um angewandte Erblichkeitswissenschaft. Das Wort „Volksaufzucht“ deutet den Begriff nicht ganz, denn es bezeichnet nur die eine Seite, das Streben nach Hebung. Ebenso wichtig ist aber der Kampf gegen das Absinken. Die Hauptgefahr, die jeder Volksgemeinschaft droht, ist die Entartung, nämlich die Verarmung an wertvollen leistungsfähigen Volksgenossen. Nur dann vermag ein Volk den Daseinskampf zu bestehen, wenn es eine breite Masse körperlich und geistig wohl veranlagter, charaktervoller, sittlich tüchtiger Männer und Frauen besitzt. Nicht nur auf eine höchstwertige Spitzengruppe kommt es an, sondern gerade auch auf die genügende Zahl Wertvoller — was nicht immer richtig erkannt wurde.

Was hat mit diesen Dingen das Recht zu tun? Das Recht, das sind die Gesetze, die in einem Volke oder Zeitalter gelten; das Strafrecht, das Eherecht und sonstige bürgerliche Recht, das Lehnrecht, das Steuerrecht, das Verwaltungs- und Arbeitsrecht, kurz, die Gesamtheit der Rechtsnormen. Zu den rassenhygienisch wichtigen Fragen und Tatbeständen hat das Recht im Wandel der Zeiten und bei den verschiedenen Völkern in sehr verschiedener Weise Stellung

genommen; teils handelt es sich um Gesetze mit bewußt rassenhygienischem Zwecke, teils um solche, die eine vom Gesetzgeber nicht erwartete noch gewollte schädliche oder nützliche Auswirkung auf die Eugenik hatten.

Vor mehr als 2000 Jahren bestanden im alten Sparta sehr eingreifende rassenhygienische Gesetze. Vor allem eine Ehepflicht für die Männer. Junggesellen duldete das Recht dort nicht. Aber damit nicht genug, es schied auch Ehen, die kinderlos blieben. Und als dritte, höchst einschneidende Maßnahme hatte es die Vernichtung lebensunwerten Lebens in ritueller Form, nämlich die Aussetzung krüppelhafter Neugeborener im Waldgebirge Taygetos, was der Tötung regelmäßig gleich kam. Es dürfte sich bei diesen Gesetzen um bewußt rassenhygienische Maßnahmen gehandelt haben; daß schon dem Altertum das rassenhygienische Denken nicht fern lag, beweist Plato, der sogar vorschlägt, die Wahl des anderen Ehepartners der Obrigkeit zu übertragen, statt sie dem einzelnen zu überlassen.

Es ist sicherlich kein Zufall, daß diese besonders durchgreifenden Gesetze bei einem Volk galten, dessen Bestand dauernd gefährdet war; die Spartaner lebten als eine herrschende Minderheit unter fremdstämmigen Unterworfenen in einem gefährlichen Klima, in das sie von Norden her eingewandert waren, und hatten durch Kriege fortgesetzt große Menschenverluste.

In Rom finden wir bald nach Christi Geburt ein Gesetz mit ausgesprochen rassenhygienischem Zwecke, nämlich die berühmte Lex Julia et Papia Poppaea. Dieses Gesetz knüpfte die Fähigkeit, Vermächtnisse zu erwerben, an das Vorhandensein von drei Kindern. Damals war nämlich das Zweikindersystem bei der Oberschicht in Rom sehr in Aufnahme gekommen, und mit diesem ist ja bekanntlich ein rascher zahlenmäßiger Bevölkerungsrückgang stets verbunden. Erst bei mindestens drei Kindern pro Familie als Durchschnitt erhält sich eine Bevölkerung, bei vier Kindern wächst sie langsam; dies beruht auf den unausbleiblichen Verlusten. Der Lurus im damaligen Rom war so groß, daß man die Aufzucht von mehr als zwei Kindern in den wohlhabenden Kreisen als Last empfand. Jenes Gesetz erleichterte diese Last, indem es den Ehepaaren mit drei oder mehr Kindern die Vermächtnisse zuwendete, welche in einem Testamente für Kinderlose oder Paare mit weniger Kindern ausgesetzt waren. Zahlreiche uns überlieferte Gerichtsurteile zeigen, wie immer wieder versucht wurde, dieses Gesetz zu umgehen, trotz der angedrohten Ehrenstrafen. Freilich ließ das Gesetz selbst ein Hintertürchen offen, indem nämlich im Gnadenwege das Dreikinderrecht verlassen werden konnte, wie dies beispielsweise zugunsten der keuschen Göttin Diana geschah, so daß deren Tempel erberechtigt blieb.

Eine vielleicht nur unabsichtlich rassenhygienisch wichtige Vorschrift des römischen Rechts war die, daß auch ein mündlich gegebenes Mitgiftversprechen rechtsverbindlich war. Manche Mägte, deren reicher Onkel mal in einer guten Stunde eine Mitgift für sie versprochen hatte, mag hierdurch zur Ehe gekommen sein, während sie sonst vielleicht keinen Mann bekommen hätte, auch wenn sie ein kerngesundes blühendes Mädchen war; denn daß Gesundheit Mitgift ist, und zwar eine gute Mitgift, das wurde damals von den meisten ebenso verkannt wie noch heute.

Im deutschen Mittelalter finden wir auf dem Gebiete des Lehnrechts und des Erbrechts eine eugenisch wichtige Vorschrift. Der Sachsenspiegel bestimmte nämlich, daß krüppelhafte oder zwergwüchsige Personen weder Lehen noch Erbe empfangen sollten; „Kröpellind und Zwerge nehmen weder Lehn noch Erbe“. Sie waren auf den Anspruch beschränkt, aus der Familiengute verpflegt zu werden. Dieses selbst fiel also an den nächsten Anwärter. Es ist klar, daß für jene Kranken die Aussicht auf Verehelichung und Nachkommenschaft durch solche Zurücksetzung in ihren Erbanprüchen sehr vermindert wurden. Heute sehen wir, wie oft ein großes Vermögen Menschen zu einer Ehe verhilft, die um ihrer selbst willen nicht geheiratet werden würden und an deren Nachkommen die Allgemeinheit keine Freude zu erwarten hat.

Wie stellte sich das Recht der Vergangenheit zu der Heirat naher Blutsverwandter? Bekanntlich steht die Volksüberzeugung Heiraten in der nächsten Verwandtschaft ungünstig gegenüber.

Der Standpunkt der Vererbungswissenschaft ist ungefähr der gleiche; sie nimmt überwiegend an, daß nur bei ungewöhnlich gesunden, von Erbübeln freien Familien gesunde Kinder aus Ehen naher Verwandter zu erwarten sind. Bei den allermeisten Familien aber sind manche Erbübeler vorhanden; nach den Wahrscheinlichkeitsregeln der Mendelschen Vererbungsgesetze wächst also die Gefahr, daß von beiden Eltern her das gleiche Erbübel dem Kinde zuteil wird und sich desto schlimmer auswirkt. Das ist die Gefahr der Inzucht. Sie ist besonders groß in dünnbevölkerten Ländern, in denen die Bewohner einsamer Gehöfte zu Verbindungen untereinander von selbst geführt werden. Die Gesetzgebung vieler Völker ist dieser Gefahr entgegengetreten durch Verbote der Verbindung zwischen nahen Blutsverwandten. Im hohen Altertum war man noch nicht so weit. Wir finden vor etwa 4000 Jahren einen Pharao Ramses, der nicht nur zwei seiner Schwestern, sondern auch zwei seiner Töchter als Ehefrauen hatte. Der griechische Gott Zeus ist der Gatte seiner Schwester Hera, wie übrigens auch ein germanischer Gott mit seiner Schwester verheiratet ist. Allmählich aber wandelte sich die Rechtsüberzeugung, der Sitte folgend, in diesen Dingen; wir sehen im Fall Ödipus bereits den Begriff der Blutschande, also der Schändung der Sippe, des Geblütes, fest in der Volksüberzeugung verankert, und zwar so fest, daß auch die unwissentliche Ehe zwischen Ödipus und seiner Mutter Jokaste diese doch wahrlich schuldlose Frau veranlaßt, sich den Tod zu geben. Das alttestamentliche Recht hat bereits Eheverbote zwischen nahen Blutsverwandten, freilich unter Zulassung weitgehender Ausnahmen, so daß eine Ehe zwischen einer Tochter des Königs David und ihrem Halbbruder möglich erschien. Die römische Kirche hat viele Jahrhunderte hindurch die Eheverbote zwischen Blutsverwandten auf recht weite Grade erstreckt und erst 1918 ihr Recht dahin geändert, daß Verwandte im siebenten oder achten Grade ohne besondere Erlaubnis heiraten dürfen. Als absolute, also nicht dispensfähige Verwandtschaftsgrade betrachtet sie aber nur diejenigen Grade, bei denen unser Bürgerliches Gesetzbuch die Ehe verbietet, nämlich halbbürtige und vollbürtige Geschwister und Verwandte aufsteigender und absteigender Linie. Die griechische Kirche ist noch strenger, sie versagt Dispens selbst bei Verwandtschaft vierten Grades. Dort sind also Ehen zwischen Vetter und Naise schlechthin verboten.

Auch unser Strafrecht wendet sich gegen Verbindungen zwischen Verwandten, welche die Ehe nicht miteinander eingehen dürfen, und verleiht so dem Kampfe gegen die Inzucht besonderen Nachdruck.

Ein sehr wichtiges Problem der Rassenhygiene ist der Kampf gegen die Einschleppung schwerer ansteckender Krankheiten in die Ehe. Dies aus mehreren Gründen. Häufig wird der andere Teil durch solche Einschleppung so schwer geschädigt, daß er wenig oder keine Nachkommenschaft bekommt. Ferner können die doch etwa erzeugten Kinder leicht Reimschädigungen erlitten haben oder im Säuglingsalter angesteckt werden und Siechtum oder frühem Tode verfallen. In jedem Falle entstehen schwere rassenhygienische Nachteile, von denen der Ausfall sonst zu erwartender erfreulicher Kinder meist zu wenig beachtet wird. In dem Kampfe gegen jene Gefahr finden wir eine höchst bemerkenswerte Bestimmung im altjüdischen Rechte. Es heißt nämlich im dritten Buch Moses, Kapitel vierzehn, Vers zwei und drei: „Das ist das Gesetz über den Ausfägigen, wenn er soll gereinigt werden. Er soll zum Priester kommen und der Priester soll aus dem Lager gehen und besehen, wie das Mal des Ausfäges am Ausfägigen heil worden ist.“ Wir sehen also, daß der Ausfägige aus der Lagergemeinschaft, und damit aus der Fortpflanzungsgemeinschaft, zwangsweise ausgeschlossen war, bis von sachverständiger ärztlicher Seite, nämlich durch den Priester, der damals Arzt war, seine ausreichende Heilung festgestellt wurde. Es mag sein, daß diese Vorschrift nicht wegen der Nachkommen gegeben wurde, sondern wegen der Mitlebenden; gleichwohl bleibt die rassenhygienische Auswirkung bestehen.

Das Recht der Gegenwart hat sich im allgemeinen noch nicht wieder zu so durchgreifenden Maßnahmen entschlossen wie jenes altjüdische Gesetz. In den meisten Ländern dürfen heute Personen mit ansteckenden Krankheiten, die an Gefahr dem Ausfag nahekommen, die Ehe

eingehen, ohne daß ärztlich ihre ausreichende Heilung geprüft ist. Selbst das am 1. Oktober 1927 in Kraft getretene deutsche Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten steht auf diesem Standpunkt. Es legt zwar demjenigen, der an einer solchen Krankheit leidet, die Verpflichtung auf, dem anderen Verlobten und dessen gesetzlichem Vertreter Aufschluß hierüber zu geben, verbietet aber nicht eine Heirat in Kenntnis des anderen Teiles. Einzelne ausländische Gesetzgebungen gehen hierin weiter. In Norwegen bedarf es einer besonderen Erlaubnis zur Heirat trotz Syphilis. In Mexiko und in Persien sind vorzulegende Arztzeugnisse erforderlich zu jeder Eheschließung. In Deutschland gehen die Bestrebungen der Rassenhygieniker fast durchweg nicht so weit; nämlich sie befürworten kein Eheverbot für Kranke, sondern nur die gegenseitige Kenntnisnahme von ärztlichen Bescheinigungen vor der Heirat. Wird diese Forderung verwirklicht, so würde es seltener als jetzt werden, daß gleich nach der Heirat eine Ansteckung erfolgt. Nur der kleinste Teil dieser traurigen Fälle wird ja durch Eheanfechtungsprozesse bekannt. In der „Medizinischen Klinik“ 1926, Heft 22, teilte ein Berliner Frauenarzt mit, daß er in seiner Praxis im Jahresdurchschnitt sechs solcher Fälle habe; das bei einem einzigen Arzte — wie viele Tausende und aber Tausende gibt das für ganz Deutschland!

Der Reichsgesundheitsrat hat schon vor neun Jahren ein Gesetz empfohlen, welches die Vorlegung von Arztzeugnissen vor der Heirat und die gegenseitige Kenntnisnahme davon vorschreiben sollte, ohne ein Eheverbot bei ungünstigem Befunde auszusprechen. Im gleichen Sinne hat sich der Preußische Landtag ausgesprochen. Es wird aber wohl noch viel Zeit vergehen, ehe ernstlich an die Verwirklichung dieser Vorschläge gedacht wird; denn gegenwärtig ist unserem Volke ein solcher Gedanke doch noch sehr fremd. Auch unsere Ärzte sind noch nicht daran gewöhnt, Zeugnisse für diesen Zweck auszustellen, und die ärztlichen Heiratsberatungsstellen, die sich hiermit befassen, sind noch mäßig an Zahl und Geschäftsumfang. Immerhin sind aber doch schon einige Erfahrungen gesammelt worden, wie sich bei einer 1927 in Berlin stattgehabten Gründungsversammlung einer Arbeitsgemeinschaft solcher ärztlichen Heiratsberatungsstellen ergab. Nur ganz selten kamen sie in die Lage, einem Ratsuchenden den Verzicht auf jede Heirat zu empfehlen. Desito öfter aber hatten sie die Vornahme von Kuren zur Beseitigung von Krankheitsresten, die der Untersuchte nicht vermutete, anzuerkennen. So haben sie schon manches Unheil verhüten können. Daß öffentliche Heiratsberatungsstellen in Preußen in wachsender Zahl entstanden sind und noch entstehen, ist die Folge eines Rundverlasses des Wohlfahrtsministers vom 19. Februar 1926, welcher den Gemeinden und Kreisen die Errichtung solcher Stellen empfiehlt und für deren Aufbau und Arbeitsweise Richtlinien gibt. Das Verwaltungsrecht hat also hier einen Versuch gemacht, sich in den Dienst der Rassenhygiene zu stellen.

Noch eine andere kleine Bestimmung unseres Rechts zielt darauf ab, den Gedanken einzubürgern, daß man bei Gründung einer Familie den Arzt über die eigene Gesundheit und die des Partners fragen soll. Es ist die Vorschrift im Personenstandsgesetze, wonach die Standesämter vor Anordnung des Aufgebots ein Merkblatt auszuhändigen, das vom Reichsgesundheitsamt verfaßt ist und auf die Wichtigkeit ärztlichen Rates vor der Heirat hinweist. Die Nationalversammlung hat 1920 dieses Gesetz beschlossen, es sind in diesen neun Jahren etwa zehn Millionen jener Aufgebotsmerkblätter verteilt worden, und viele Ärzte haben bemerkt, daß in dieser Zeit doch immerhin die ärztliche Heiratsberatung etwas weniger selten geworden ist. Natürlich werden die meisten jener Blätter ungelesen fortgeworfen, und viele, die sie lesen, befolgen die Ratsschläge nicht. Etwas Nutzen bleibt aber doch übrig. Ganz ohne Rechtswirkung sind jene Aufgebotsmerkblätter übrigens nicht. Nämlich ein Vormund, der den darin enthaltenen Rat mißachtet, setzt sich einer erhöhten Schadenserfahrgesfahr aus, wenn sein Mündel durch die Heirat zu einer Ansteckung kommt, welche durch Befolgung des Rates, also Untersuchung des Bräutigams vor Eheinwilligung des Vormundes, verhütet werden konnte. Auf die Schwere dieser Schadenserfahrgesfahr hat insbesondere Reichsgerichtsrat Dr. Zeiler hingewiesen.

Wie stellt sich unser Recht dazu, wenn während des Verlöbnisses der eine Teil eine ärztliche Untersuchung des andern wünscht, dieser aber sie hartnäckig verweigert? Das Kammergericht war vor diese Frage gestellt anlässlich eines Schadenersatzprozesses wegen Verlöbnißbruchs. Die Braut hatte in jenem Falle einen auffälligen Ausschlag bekommen, die ärztliche Untersuchung trotz Drängens des Bräutigams verweigert, nach dessen Rücktritt dann aber sich doch untersuchen lassen mit dem Ergebnisse, daß der Ausschlag harmloser Art war. Das Kammergericht sprach aus, daß in solchem Falle der krankheitsverdächtige Teil verpflichtet ist, durch ärztliche Prüfung die gesundheitlichen Bedenken des anderen Verlobten zu klären und zu beseitigen, und daß die hartnäckige Weigerung einen wichtigen Grund bildet, den Rücktritt vom Verlöbniß anzukündigen und schließlich zu vollziehen.

Seit kurzer Zeit besteht in Preußen eine Verwaltungsvorschrift, wonach die Standesämter in das Protokoll der Aufgebotsverhandlung stets eine ausdrückliche Erklärung darüber aufnehmen, ob ärztliche Zeugnisse ausgetauscht worden sind oder nicht.

Wie stellt sich das Recht zur Frage der Verhütung minderwertiger Nachkommenschaft? Das ist in den Ländern sehr verschieden. In Deutschland hat das Vormundschaftsgericht zuweilen hierzu Stellung zu nehmen, nämlich wenn eine wegen Geisteschwäche entmündigte Person heiraten will, der Vormund aber die Einwilligung verweigert, weil entartete Nachkommen zu erwarten seien. Die Rechtsprechung steht überwiegend auf dem Standpunkte, den das oberste Landesgericht in München eingenommen hat, nämlich, daß dieser Gesichtspunkt bei der Entscheidung auszuschalten sei und es lediglich darauf ankomme, ob für den Kranken selbst persönliche Vorteile von der Heirat zu erwarten seien. Dies folge aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch.

Das ausländische Recht hat teilweise ganz andere Wege eingeschlagen. So ist in einem Teil der Vereinigten Staaten von Nordamerika gesetzlich bestimmt, daß Anstaltspfleglinge auf operativem Wege durch ärztlichen Eingriff unfruchtbar gemacht werden sollen, falls gewisse schwere Krankheitsformen bei ihnen vorliegen, deren Übertragung auf die Nachkommenschaft mit Sicherheit zu erwarten ist. Das oberste Bundesgericht in Washington hatte in einem Urteil vom 2. Mai 1927 zu prüfen, ob ein solches Gesetz des Staates Virginia rechtsgültig ist. Es handelte sich um einen Urteilspruch, welcher auf Grund jenes Gesetzes die Sterilisation eines schwachsinrigen Mädchens anordnet, das die Tochter einer schwachsinrigen Mutter ist und selber bereits ein schwachsinriges Kind hat. Das oberste Bundesgericht bestätigte das Urteil und erkannte die Rechtsgültigkeit jenes Gesetzes an. Aus seinen Gründen seien folgende Sätze hervorgehoben: „Wir haben mehr als einmal gesehen, daß das Gemeinwohl von den besten Bürgern das Opfer ihres Lebens fordert. Es wäre seltsam, wenn es nicht von denen, die ohnehin die Kraft des Staates schwächen, diese geringeren Opfer, die von den Betroffenen oft nicht als solche empfunden werden, fordern könnte zwecks Abwehr unserer Überflutung durch Minderwertigkeit. Es ist besser für alle Welt, wenn die Gesellschaft, statt abzuwarten, bis sie entartete Nachkommenschaft wegen Verbrechen hinzurichten hat oder statt sie wegen ihres Schwachsinns hungern zu lassen, verhüten kann, daß offensichtlich Minderwertige ihre Wesensart fortpflanzen. Der Grundsatz, der die Zwangsimpfung rechtfertigt, ist breit genug, die Durchschneidung der Eileiter zu decken. Jacobson wider Massachusetts. 197 U. S. 11. Drei Generationen Schwachsinriger sind genug.“ Das vollständige Urteil ist im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Band 20, Heft 1, abgedruckt.

Wie wird die Rechtsentwicklung der Zukunft sich zu eugenischen Belangen stellen? Prophezeien ist mißlich, aber man darf wohl behaupten, daß eine zunehmende Beachtung und Berücksichtigung wahrscheinlich ist. Die Eugenik marschiert; auch im Rechte.

Amtsgerichtsrat Dr. Schubart

Die biologische Wertung der Frau im Mann=Weib=Problem

In der gleichen Zeitepoche, in der die staatlichen Organisationen der zivilisierten Völker, den Bestrebungen der Frau nachgebend, ihr alle Rechte der Männer einräumen und alle Entwicklungen ermöglichen, sehen wir eine reaktionäre Beurteilung der emanzipatorischen Maßnahmen zum Vorschein kommen. Wiederum erscheint das Problem „Weib“ im modernen Kulturkreis ungelöst, und manche Autoren sprechen sogar von einer biologischen Tragödie des weiblichen Geschlechts.

Ein eigentliches Hauptstudium der Menschheit ist immer noch der Mensch in seiner polaren Erscheinung als Mann und Weib. Eine vollständige gegensätzliche Beurteilung des Weibes besteht seit undenklichen Zeiten und wird heute noch unentwegt subjektiv fortgesetzt. Es sei beispielsweise daran erinnert, daß schon der weise Aristoteles über die Listen der schönen, falschen Weiber ein Buch geschrieben hat, in dem er die Frau „eine Verirrung der Natur“ nannte und sie an die Spitze der „Monstra“ stellte. Aristoteles lehrte in seiner „Poetik“, daß das Weib ein bloßer Stoff sei, mit aller Unvollkommenheit und aller Schädlichkeit, während nur im Manne, der die Form darstelle, die bewegende zielbewußte Kraft ruhe. Eine solche Betrachtung geschah im Gegensatz zum großen Platon, der im „Staat“ für die natürliche Gleichheit der Veranlagung beider Geschlechter und für die Emanzipation der Frauen eintrat. Die weiblicheren oder frauenfreundlichen Lehren der griechischen Philosophen sind gewissermaßen ein Gleichnis von ewiger Wahrheit und ein Niedererschlag nicht nur zeitgenössischer Gefühle, sondern einer Gedankenwelt der Männer aller Zeiten.

Selbst Goethes Urteil über die Eigenschaften und den Wert der Frau darf nicht als objektiv betrachtet werden, da er ihr noch im hohen Alter nicht leidenschaftlos gegenüberstand und häufig zugab, seine Frauencharaktere in den Dichtungen seien alle besser, als man sie in der Wirklichkeit antreffe; sie seien ihm nur „das einzige Gefäß, um seine Idealität hineinzugießen“.

Der moderne Mensch muß rückhaltlos anerkennen, daß die Abhängigkeit des Mannes gegenüber dem Mann-Weib-Problem naturnotwendig biologisch bedingt erscheint. Die wechselvollen Schicksale und Erlebnisse am Weib haben von jeher die männlichen Beurteiler des Sexualproblems und der sozialen Freiheit des Weibes in ihrem Fühlen und Denken hin und her geworfen. Gerade deswegen sind alle Fragestellungen und Antworten über das Weib in allen Werken durchaus widerspruchsvoll ausgefallen. Durchmüht man im Geiste z. B. den Weg vom altindischen Weisen Gotama Buddha über Griechenland und das ganze Mittelalter, über den heiligen Franz von Assisi und Luther, über Rousseau, Goethe, Friedrich II. und Napoleon, über Schopenhauer, Heine, Tolstoi und Nietzsche, über E. v. Hartmann und viele moderne Schriftsteller, Dichter oder Psychologen, so war es immer das eigene bewußte und unbewußte erotische Erlebnis, welches die grundlegende Stellungnahme der Männer gegenüber dem Mann-Weib-Problem entschieden hat. Auf Erfahrungen am eigenen Leibe aufgebaute Theorien von Philosophen, Dichtern und Künstlern können keine genügende Beweiskraft haben, wo es gilt, vorurteilslos zu objektiven Ergebnissen zu gelangen.

Die egoistisch spiegelte sich die Existenz des Weibes von jeher in der Vorstellung des Mannes, dem es sich bald als Gottheit und häufiger noch als Dämon offenbarte. Nur wenige Beispiele hierfür: Als der Graf Witte den berühmten Wundertäter des russischen Hofes, den Mönch Rasputin, fragte, ob es denn wahr wäre, daß er als „Gottesmann“ nur in Gemeinschaft mit Frauen lebte, erwiderte er: „Ja, natürlich tue ich das, Exzellenz, die Frauen gerade sind ja die herrlichste Gottesgabe für den Mann auf Erden.“ Für den Dichter Heinrich Heine war „der ganze Körper des Weibes ein wahres Gedicht“.

Welche Antwort gibt die biologische Forschung auf die ekstatische Verherrlichung der Frau oder ihre Verdammung, die sie als die personifizierte Sünde hinstellt? Beschränkte man sich darauf, die unveränderlichen biologischen Gesetze, denen der weibliche Organismus aller Menschen auf Erden unterworfen ist, einer Analyse zu unterwerfen, so könnte man wohl zu unbefangeneren Resultaten gelangen, die unabhängig von poetischer Phantasie, erotischer Laune und kapriziöser Mode, tiefe Einblicke in das Naturgeschehen des weiblichen Körpers gewähren. Ein solches Studium muß nicht nur zum ernststen Nachdenken anregen, sondern wird auch ein Bild entwerfen, das allzu häufig erschütternd wirkt.

Das Verständnis der Psyche eines Mitmenschen gehört schon an und für sich zu den aller-schwierigsten Aufgaben, weil meist nur eigene Qualitäten und Stimmungen auf andere übertragen werden. Auf diese Weise fälschte das selbstherrliche Denken und ganze Fühlen des Mannes die lebendige Natur und Umwelt! Die Eigenschaften und Fähigkeiten des Weibes werden im allgemeinen in unnatürlichen Farben vom Manne reflektiert. Im ganzen genommen war im langen Verlauf der Menschheitsgeschichte bei allen Völkern der Erde das schwächere Geschlecht immer nur Lasttier oder Sache, Spielzeug oder Genußmittel, ein Gegenstand der Lust und Quelle des Profits zu Ruh und Frommen des von Natur stärkeren Mannes. Trotz aller Fortschritte macht noch heute das Weib mehr oder minder ähnliche Phasen der Entwicklung durch. Je nach der individuellen Einstellung könnte man immer noch von sozialen Tragödien oder Komödien des Weibes sprechen. Soziale Tragödien betrafen sonst jeweilig nicht einzelne Personen, sondern immer ganze Gruppen von Individuen: so zum Beispiel die der Sklaven, Soldaten, Leibeigenen und Hörigen. Solche Tragödien vieler Menschheitsgruppen waren und sind jedoch zeitlich, denen abgeholfen werden konnte und kann. Viel schlimmer sind aber diejenigen Tragödien, die in der Natur des Menschen selbst enthalten sind und über die nur eine ferne Möglichkeit eines Sieges der fortschreitenden Erfahrung und Wissenschaft angenommen werden könnte!

Der Mensch überschätzt stets seine eigene Kraft und wähnt, daß er die seit undenklichen Zeiten seit in der Natur des Körpers verankerten Kräfte nach seinem Willen zu lenken und durch zeitweilige äußere Veränderungen auch das Wesentliche zu modeln vermöge. Und doch gibt es eine Grenze, die unüberbrückbar ist! Ein Konflikt zwischen den Interessen des Menschen als Einzelindividuum und denen der ganzen übergeordneten Natur fällt immer zugunsten der Gesamtnatur aus. Was für jeden Menschen in dieser Beziehung im allgemeinen schon zutrifft, macht sich aber für das Weib in ganz besonderen Ausmaßen während seines ganzen Lebens geltend.

Während es für Tiere und viele wirklich primitive Menschen überhaupt keine Geschlechtsfrage gibt, weil ihre persönlichen Interessen mit denen der Art aufs engste harmonisch verschmolzen sind, ist dies schon bei nur gering Zivilisierten nicht mehr der Fall. Bei den Kulturmenschen tritt in dieser Beziehung ein so trasser Konflikt hervor, daß es vorläufig den Anschein hat, als ob ein Ausgleich nicht herzustellen sei. So konnte mit vielen anderen Autoren auch Schopenhauer behaupten, daß die Geschlechtsliebe, neben dem Wunsche zu leben, die mächtigste und wirksamste Triebfeder des Seins sei und daß sie die Hälfte der Kräfte und Gedanken des jüngeren Teils der Menschheit in Anspruch nehme. Wie im großen Tierreich, ist der Geschlechtstrieb beim Menschen eins der stärksten Anregungsmittel der körperlichen und intellektuellen Ausbildung. Unwiderstlich verschwinden zusammen mit dem Geschlechtsgefühl alle wertvollen Fähigkeiten der menschlichen Seele; es erlischt ihr edelstes Streben. Rastaten zeichnen sich durch geistige Minderwertigkeit, Weltheit und durch Stumpfsinn aus. Eine Höherentwicklung und Vervollkommenung der Menschheit oder eine Kulturbildung durch Kunst und Wissenschaften wäre völlig ausgeschlossen, wenn man die Majorität der Menschheit durch Herabsetzung des Geschlechtstriebes zu Sexualtrüppeln machte. Tiefer geschaut, muß daher die ganze Geschichte des Astetentums in jeder Form und zu jeder Zeit, einerlei, aus welchen Motiven heraus es

geschah, als ein ununterbrochener Kampf gegen die Geschlechtstriebe, gegen die grundlegendsten Erscheinungen der lebendigen Natur des Menschen betrachtet werden. Gäbe es nicht die naturnotwendige, zweckmäßige Illusion zum Begattungsakt und zur Erotisierung der Geschlechter, so würden die Künste, Poesie, Malerei und Musik und überhaupt jede schöpferische Tat auf Erden aufhören, und das Leben der Menschen würde nur in grober Arbeit und im Erwarten der Todesstunde bestehen.

Beobachtet man unbefangen die Verehrung und Anbetung vieler weiblichen und männlichen Gottheiten in der vor- und nachchristlichen Zeit bei allen Völkern der Erde, so wird der biologische Psychologe den Grundlern der Liebe und Verehrung in die natürliche sexuelle Sphäre verlegen müssen. Ein im Unterbewußtsein schlummerndes sexuelles Motiv kommt beispielsweise in den zeremoniellen Gebräuchen der alten Göttinnenverehrung und des orthodoxen Madoonnenkults der Mönche auf dem Berge Athos zum Ausdruck. Noch primitiver zeigten sich sexuelle Exaltationen im uralten Phalluskult und in religiösen und profanen Tänzen aller Völker. Sich der Macht des Geschlechtslebens durch die Flucht in irgendeine Astesenart zu entziehen, ist für Mann und Weib ganz unmöglich, weil die biologische Gewalt über die Interessen des individuellen Lebens zu sehr hinausgeht.

Bezüglich der besonderen Eigentümlichkeit des Körpers und Geistes des Weibes hat schon lange, bevor die modernen Lehren der inneren Sekretion zur Geltung kamen, der große Biologe Virchow den Satz geprägt, daß alle weiblichen Charaktereigenschaften, Bestrebungen und Ideale nur von dem Zustand und der Funktion der Keimdrüsen abhängen. Die Spezifität, die besondere Eigenartigkeit der menschlichen Geschlechtsdrüsen, bewirkt, daß Mann und Weib sich unterscheiden, „wie Säure und Lauge oder Feuer und Wasser“; ihre Gegensätze in der ganzen Wesensart sind so gewaltig, daß das Studium der ungeheuren Konflikte zwischen Mann und Weib sich wie eine Tragikomödie ausnimmt. Zwischen den Geschlechtsorganen und der Hirnrinde, dem Hauptsitz der höheren geistigen Funktionen, besteht ein unabänderlicher Kreislauf; zwischen der Genitalsphäre und den verschiedenen anderen Zentren des Nervensystems höherer Ordnung existieren die kompliziertesten Wechselbeziehungen. Die stärkere Entwicklung bestimmter höherer Zentren im Gehirn ist nicht das alleinige rein menschliche besondere Merkmal, denn hinzukommt noch dasjenige Organsystem, welches beim Menschen relativ hoch entwickelt ist und dem Geschlechtsleben dient.

Mann und Frau sind von Natur gleichwertig, nur besteht eine absolute Ungleichartigkeit. Das ganze Leben der Frau ist voll von Disharmonien, die zu überwinden ihr unmöglich ist. Außer den biologischen Bedingungen haben auch die sozialen Knechtungen die Fraueneristenz seit undenklichen Zeiten verschlimmert. Die Erotisierung des Gehirns wird von der Pubertät an zu einem wichtigen Faktor des Mannes, der auf das Leben der Frau von allergrößtem Einfluß wird. Für den Mann bedeutet diese Erotisierung die Entfaltung seiner ganzen Persönlichkeit, während die Seele der Frau weniger von Sehnsucht nach Bewegung erfüllt wird, als vom instinktiven Willen zur Opferfreudigkeit. Sie wird schwach und passiv bis zur Selbstentäußerung. Der große Psychologe Friedrich Nietzsche hat den geistreichen Apophorismus geprägt: „Das Rätsel aller Rätsel ist das Weib und die Lösung dieses Rätsels ist die Schwangerschaft.“ Diese These enthält in ihrer Kürze eine biologische Tatsache, die so einfach und natürlich ist, daß sie durch bewußte und zivilisatorische und kulturelle Umwandlungsversuche des Weibes niemals umgestoßen werden kann.

Bereits Hippokrates, einer der größten Ärzte aller Zeiten, hatte gelehrt, daß das ganze Leben der Frau eine ununterbrochene, nie aufhörende Krankheit wäre. Diese Behauptung besteht noch immer zu Recht. Das tragische Moment in der biologischen Berufung der Frau besteht namentlich darin, daß sie die Ketten der Vererbungseinheiten schließen und unbewußt und willenlos die Fäden von der Vergangenheit zur Zukunft knüpfen muß. Genie und Idiotie, Schönheit und Häßlichkeit, Gesundheit und Siechtum aller Ahnen können zur Freude oder

zum Leibe sich in den Organismus der Frau begeben. Nach dem Zeugnis der Schriftstellerin George Sand, die an sich selbst bemerkenswerte Studien angestellt hat, verschwinden die Bedürfnisse und das Interesse des Geistes für jedes Studium und das ganze intellektuelle Leben wird wie ausgelöscht, wenn die Gravität eingetreten ist und ihren normalen Ablauf nimmt. Ebenso hat während der Schwangerschaft und nach der Geburt ihrer Tochter die berühmte Sonja Kowalewskaja (Madame Curie) keinen Sinn mehr für irgendeine wissenschaftliche Betätigung gehabt, sie war froh darüber, daß ihr Nervensystem durch die Mathematik für diese Zeit nicht ganz verbrocknet ward und daß die Wissenschaft noch so viel für ihr Kind übrig gelassen hatte.

Bei keinem Lebewesen in der ganzen Tierreihe ist die Geburt eines Individuums mit so viel körperlichen und seelischen Leiden verbunden wie beim Menschen, bei dem sie in den meisten Fällen als psychologische Katastrophe bezeichnet werden kann. Die Leiden bei der Geburt gehören häufig zu den unerträglichen Qualen und sind deswegen tragisch zu nennen, weil sie gänzlich unvermeidlich, meist in dem anatomischen Bau der Frau begründet sind. Jede Geburt bedeutet eine gewisse Lebensgefahr, die man weder voraussehen noch verhindern kann; sie bedingt auch viele krankhafte Zustände, die unabwendbar sind. Die Frau muß ihr eigenes Ich naturnotwendig vollständig aufgeben. Die persönliche biologische Tragik der Frau äußert sich in der grausamen Notwendigkeit, daß sie für ihre Freuden einen Preis, der in schrecklichen Leiden besteht, zahlen muß.

Die biologischen Leiden des Mannes sind minimal im Vergleich zur biologischen Tragik der Frau. Die Lasten der Frau im Dienste der Artfortpflanzung sind ungeheuer groß. Alle Konflikte und Dramen, die sich zwischen den Geschlechtern abspielen, hängen nicht allein von sozialen Ursachen ab, sondern entstehen vielmehr aus der biologischen Ungleichheit der Geschlechter. Legt man auf eine Gewichtsschale alle Leiden, die eine geschlechtsreife Frau zu erdulden hat, und auf eine andere die physiologischen Freuden, so überwiegen die ersteren. Auf demselben Platze im Theater des Lebens zu sitzen, ist für Mann und Frau nur eine formale Gleichheit und eine Einbildung oder bestenfalls ein frommer Wunsch. Das ganze Leben der Frau ist, wenn man von der unerhörten Willkür der Männer aller Völker und aller Zeiten ganz abieht, seit Jahrtausenden durch Naturgesetze bedingt, der männlichen Hälfte biologisch untergeordnet und ganz angepaßt.

Deswegen ist es nunmehr notwendig, daß man der Frau viel mehr als bloß eine äußerlich soziale Gleichheit und Gleichstellung mit dem Manne einräumt. Vor allem notwendig ist es, daß man sie durch wissenschaftliche Methoden von den schweren Fesseln, die in ihrer Natur liegen, nach Möglichkeit zu befreien sucht. Jeder Mann müßte mit der Physiologie und Biologie der Frau erst genau vertraut werden, um ihre Leiden mildern zu können. Viele Zusammenstöße und schwere Dramen könnten vermieden werden, wenn die Aufklärung über die Physiologie der Geschlechter mehr verbreitet wäre.

Die unmögliche Geschlechtsmoral der Kulturmenscheit bedarf einer gründlichen Revision und völligen Umgestaltung. Die Biologie hat in den letzten Jahrzehnten viel geleistet und erfunden, um den Sozialpolitikern beizustehen. Die Gebote und Verbote des Staates, die den Zweck haben, die Leiden des Weibes herabzumindern, werden von selbst verschwinden, wenn die biologischen Gesetze Gemeingut werden und sich stärker als die Staatsmänner und der Staat selber erweisen. Vorläufig beginnt erst ein aussichtsreiches Gehen nach zuverlässigen Wegen. Wenn man auch nicht alle natürlichen Leiden der Frau durch die biologische Wissenschaft aus der Welt schaffen wird und kann, so genügte es schon, wenn es gelänge, ihr bisheriges tragisches Geschick bestmöglich zu lindern, ihr individuelles Glück zu erhöhen, um schließlich auch dadurch der Männerwelt das Leben lebenswerter und erträglicher zu machen.

Alles in allem genommen, kann zusammenfassend gesagt werden: Der ganze Organismus des Mannes ist ein völlig anderer als der der Frau, weil seine Organe und Zellstoffe des Körpers

sich unter dem Einflusse der männlichen, ganz anders gearteten Hormone konträr entwickeln. Seine Abrechnung mit der Natur ist mit der Begattung vollständig beglichen. Trotz aller Gesetze, die der Staat und die Gesellschaft dem Manne noch zu anderen Leistungen der Frau gegenüber zwingen, steht der kurzfristige Begattungsakt des Mannes in träftem Gegensatz zu den naturnotwendigen Erfordernissen, die biologisch der Frau auferlegt sind. Es bildet diese Tatsache den Urquell einer biologischen Zwangslage für die Frau, die als Individuum getäuscht wird und zu großen Opfern für ein höheres Interesse altruistisch gezwungen wird. Die Frau muß allein die ganze Sorge für den neuen Lebenskeim übernehmen. Wird der Mann das Opfer nur einer biologischen Illusion, so muß die Frau einen teuren Preis durch einen vielseitigen Dienst zum Nutzen der Art entrichten. Dieser Dienst erfordert eine gänzliche Umstellung des weiblichen Organismus. Die Natur fordert zum Schutze des neuen lebendigen Stoffes die völlige Selbstentäußerung der Mutter und gewährt ihr dafür viele Schmerzen und große Pein aller Art.

Eine Geschichte der freiwilligen und erzwungenen Arbeitsleistung der Frau in den einzelnen Phasen der Kulturentwicklung der Menschheit soll erst geschrieben werden. Dann wird dem heutigen Menschen zum vollen Bewußtsein kommen, wie sehr das Weib zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorwiegend als Arbeitstier ausgenutzt worden ist. Alle Legenden von einem unabhängigen und kraftstrotzenden Amazonentum des Weibes, zu dem eine vielfach entartete moderne Kultur gerne zurückkehren möchte, gehören in den Bereich der erdichteten Fabel. Jean Jacques Rousseaus Lehren einer Rückkehr zur Natur bedeuten nicht dasselbe, was die Moderne zur körperlichen Entwicklung des schwachen Geschlechts fordert. Die übertriebene Sportbetätigung oder das biologisch verallgemeinerte Erwerbsleben der Frau, wie es in den modernen Staaten gehandhabt wird, ist gleichfalls naturwidrig, wenn es sich auch als traurige Folgeerscheinung der bisherigen sozialen Lage herausgebildet hat. Erst eine fernere Zukunft kann den Beweis erbringen, ob bei der momentanen Erwerbsmöglichkeit der Frau auch ein physiologischer Fortschritt für das Weib möglich ist oder ob nicht gar eine körperliche und seelische Verkümmernng der Frau sich naturnotwendig dadurch herausbilden wird.

Die gesetzliche soziale Gleichberechtigung der Geschlechter muß wohl verlangt und verteidigt werden, sie ist aber im wirklichen Leben wegen der natürlichen Hemmungen gar nicht realisierbar. Das Beispiel in Rußland gibt zu denken, wo die wirkliche Lage der Frau sich sehr wenig geändert hat, obgleich dort für den Ausgleich, für die sozialen Rechte der Frau in freiergesetzlicher Gesetzgebung, wie nirgends in der Welt alles geschehen ist. Die Position der sozialen und juristischen Gleichheit der Geschlechter ist zwar dort fest verankert; damit ist aber keineswegs die biologische Ungleichheit ausgeglichen, da sie viel tiefer und ernster ist als Menschen glauben können, die mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft unbetannt sind.

Wenn Friedrich Hebbel meinte: „Im Weibe liegt eine Perfektibilität, die, bisher zurückgehalten und gehemmt, durch soziale Verhältnisse vielleicht bei freier, kräftiger und unabhängiger Entwicklung, der Menschheit ganz neue Richtungen geben wird“, so ist die heutige biologische Forschung keineswegs in der wünschenswerten Lage, die Hebbelschen Idealprophetieungen als möglich anzuerkennen. Ein vorurteilloses Studium aller Faktoren und namentlich aller biologischen Bedingungen muß zu dem vorläufig eindeutigen Resultat gelangen, daß für den Aufstieg des Weibes nicht eine soziale Gleichstellung der Geschlechter allein in Betracht kommt. Um eine Höherentwicklung der Frau zu ermöglichen und ihre Geisteskräfte für die allgemeine Kultur der Menschheit nutzbar zu machen, ist es in allererster Linie notwendig, die biologischen Hemmungen des Weibes bestmöglich wegzuräumen oder wenigstens so weit zu mildern, daß es den höheren Bestimmungen zugeführt werden kann, die vorläufig die Natur ihm verwehrt hat. Nicht die staatliche Organisation allein, sondern diese in Gemeinschaft mit der jeweiligen biologischen Wissenschaft könnte der Frau das Maß von Wohlergehen verschaffen, das für ein befriedigendes Erdenbafeln erforderlich ist. Dr. Julius Michelson, Hamburg



Kinderbildnis

Jos. Steiner

(Aus dem Türmer)

Der erste Kongreß der Auslandspolen

In Warschau, Krakau und Posen ist Mitte Juli der erste Kongreß der Auslandspolen zu Ende gegangen, der weit über den Staat Polen und das Volkstum Polens hinaus Bedeutung beanspruchen darf.

Delegierte aus fast allen Staaten und Ländern, in denen Polen wohnen, haben an dem Kongreß teilgenommen. Sie sind nach bestimmtem Verfahren gewählt worden. Zwar haben die Sozialdemokraten noch während des Kongresses gegen diese „Wahl“ protestiert und dem Kongreß das Recht abgesprochen, Vertreter des Gesamtpolentums außerhalb des polnischen Staats zu sein, aber das tut der Bedeutung des Kongresses als solchem und seinen Verhandlungen nur wenig Abbruch. Es fehlten im übrigen die Delegierten aus Litauen, die der Diktator Wolbemas einfach nicht außer Landes gehen ließ. Und es fehlten auch die nach sehr heftiger Polemik und besonders starker Anteilnahme der gesamten Sowjetpresse in der Sowjetunion gewählten kommunistischen Polenvertreter, die der Diktator Pilsudski nicht in sein Land hereinließ — eine hübsche kleine Illustration dafür, wie die Diktatoren von verschiedenem Standpunkt aus und zu verschiedenem Zwecke doch zum gleichen Ende gelangen! Als im Sitzungssaal des polnischen Sejm die feierliche Eröffnung des ersten Kongresses der Auslandspolen stattfand, da sah man unter den Fahnen und Flaggen aller Länder, in denen es Polen gibt, nicht die Fahnen Litauens und Rußlands. Die Plätze für diese Delegationen hatte man absichtlich freigelassen und nur große Schilder zeigten an, wer hier hätte sitzen sollen, wenn — ja wenn Theorie und Praxis der Staats- und der Volkstumspflege daselbe wären!

Der erste Auslandspolentongreß ist von langer Hand her vorbereitet worden. Als er schon vor Jahren geplant war, verhinderte polnische Uneinigkeit im Inneren und Äußeren sein Zusammentreten. Jetzt war für das Jahr 1929 zweifellos das Bestreben, mit der polnischen Landesaussstellung in Posen nach außen hin eine starke Weltreklame zu treiben, bestimmend dafür, daß alle Schwierigkeiten überwunden wurden. Aber die Anteilnahme der Warschauer Bevölkerung an dem großen Ereignis war und blieb trotz aller Pressevorbereitungen und Pressebearbeitung gering. Zwar war die Stadt geschmückt, zwar waren die „nationalen“ Organisationen mit Musik und Fahnendeputationen aufmarschiert und begleiteten den Zug der Delegierten von der kirchlichen Eröffnungsfeier zum Sejmgebäude, aber die Sejmtribünen waren leer, obgleich die Markshalle von Sejm und Senat als Redner angetündigt waren, obgleich der Justizminister die Regierung vertrat, obgleich ein feierliches Begrüßungstelegramm Pilsudskis selbst verlesen ward. Die Stimmung der Bevölkerung war recht gedrückt, denn zur selben Stunde verkündeten Extrablätter das Scheitern des mit so gewaltigen Hoffnungen begleiteten polnischen Atlantikflugzeugs und den Tod seines beliebten Führers. Als später die Delegierten in drei Sonderwagen nach Posen fuhren, um dort die Landesaussstellung zu besichtigen, da waren für die 40 Vertreter nur rund 150 Personen versammelt, die sie am Bahnhof mit feierlichen Ansprachen begrüßten. Aber — seien wir ehrlich — alle diese Äußerlichkeiten bedeuten nicht viel für den sachlichen Inhalt der Kongreßberatungen, und sie bedeuten auch nicht viel für die tatsächliche Aufnahme der Kongreßergebnisse und für ihre Auswirkung in der polnischen Politik. Denn diese Auswirkungen werden bedeutend größer sein, als es die geringe Teilnahme des Publikums vermuten lassen könnte. Dafür wird der in der Kongreßschlußsitzung gewählte achtzehngliedrige Dauerausschuß sorgen, der den Beginn einer festen Organisation der sämtlichen Auslandspolen darstellt und dem man bezeichnenderweise den Sekretär des deutschpreussischen Westmarkenvereins als Geschäftsführer beigegeben hat.

Die eigentliche Arbeit des Kongresses spielte sich in drei Kommissionen ab und war — man ist allerdings auf die merkwürdig spärlichen Berichte der polnischen Presse angewiesen, da naturgemäß kein Nichtpole in diese vertrauliche Sitzung sich eingeschlichen hat — recht fruchtbar.

War bei der großen Eröffnungssitzung und den Lageberichten der einzelnen Delegationsführer die Sensation des Tages eine recht kräftige Kritik an den Zuständen in Frankreich — das Minderheitenrechte überhaupt nicht anerkenne, muttersprachliche Minderheitenschulen überhaupt nicht zulasse und nur 150 polnische Lehrer angestellt habe, damit sie den französischen Lehrern lediglich als Dolmetscher bei ihrem französisierenden Unterricht dienten — so hat man das durch die in der Kommission für Schulfragen angenommenen Thesen wieder gutzumachen versucht. Denn man staffelte die Schulforderungen je nach der Siedlung der Auslandspolen und unterschied, ob diese Polen in geschlossenen Siedlungen entlang der Grenze saßen, ob sie in geschlossenen Siedlungen in fremden, weiter abliegenden Ländern wohnten, oder ob sie in der Zerstreuung im weiteren Ausland lebten. Freilich hat man mit dieser Unterscheidung doch gewisse Irreentagegedanken in diese reine Kulturfuge hineingebracht, denn zwischen den Polen in Preußen und denen in Frankreich ist weder siedlungsgeographisch noch rechtlich irgendein Unterschied, aber man hat damit den arg verschnupften Franzosen eine kleine Beruhigungsspielle verabsolgt. Und die Franzosen können sich trösten: Auch Deutschland kam nicht gut weg, denn es wurde das „klassische Land der Unterdrückung“ genannt, obgleich zur selben Stunde der an der Teilnahme verhinderte polnische Generalkonsul von Beuthen die musterhafte Organisation der Polen in seinem Gebiet und ihre kulturellen Rechte als Beispiel in seinem Begrüßungstelegramm hingestellt hatte.

In der Kommission für Wirtschaftsfragen gab es Referate über die Wirtschaftslage in Polen, über die wirtschaftliche Bedeutung der Auslandspolen für die Heimat und über die Frage der Ausbarmachung dieser polnischen Emigration für das Wirtschaftsleben der Heimat. Der Entschluß der Begründung einer besonderen Bank, die Auslandspolen-Gelder sammeln und der Heimat zuführen soll, weist wohl auf die Vorbilder der italienischen Bank für Auswandererersparnisse und auch auf deutsche Musterbeispiele hin. Ob sich dieser theoretisch sehr schöne Plan gerade für Polen wird verwirklichen lassen, mag zunächst einmal dahingestellt bleiben. Aber sowohl die Beratungen dieser Kommission wie auch derjenigen für die sozialen Fragen mit der Forderung der Internationalisierung gewisser sozialer Grundrechte für Arbeiter und Angestellte — auch hier deutliche Spitze gegen Frankreich, wo all das fehlt und die Polen oft nur als Lohnbrüder Verwendung finden! — zeigen deutlich, wie ernsthaft man die geistigen und wirtschaftlichen Grundfragen des Auslandspolentums behandelte.

Die Polen rechnen mit 6—7 Millionen Landsleuten im Ausland. Man braucht diese Zahl gar nicht auf die Goldwaage zu legen — ein Beispiel nur: Für China werden 5000 Polen in der polnischen Presse genannt, während die chinesische Statistik des Seezollamts für das Jahr 1924 ganze fünf Polen und eine einzige polnische Frau in China kennt! — und es spielt keine große Rolle, ob insbesondere die Zahlen für Deutschland richtig oder falsch sind — das Wesentliche ist der gedankliche Inhalt des Kongresses. Die Polen sprechen es deutlich aus, daß sie, wo immer sie unter fremder Staatshoheit leben, unter voller Anerkennung der staatsbürgerlichen Erfordernisse ihrer Staatsbürgerschaft in diesen Ländern das Recht des kulturellen und wirtschaftlichen Zusammenschlusses und der Zusammenarbeit mit ihrem Heimatstaate fordern. Der polnische Staat spricht es frei und offen aus und Pilsudskis Telegramm wie Caxs Rede zeugt davon, daß der Staat Polen das Recht für sich in Anspruch nimmt, für die Auslandspolen und ihre Verbindung mit der Heimat klar und entschieden einzutreten, daß der Staat der Polen der berechnigte und verpflichtete Vertreter für das in der Zerstreuung lebende Volk ist.

Das ist ein bedeutsamer Fortschritt in der Erkenntnis, daß Volkstumspflege und Auslandsvolkstumspflege eine sittliche Pflicht für ein Volkstum bedeutet und daß die Organisation dieser Pflege- und Pflichtbereitschaft, wie auch, daß die zu solchem Zwecke geschaffenen Organisationen etwas Selbstverständliches, etwas Legales, etwas Notwendiges sind.

Das verdient als erfreuliches Moment allüberall festgehalten zu werden, wo Ungarn und

Esten, Esten und Litauer, Finnen und Schweden und auch wo — Deutsche solchen Standpunkt vertraten und vertraten. Das wird in der Geschichte der Auslandvolkstumsbewegung eine Rolle spielen, denn von der Erkenntnis der dringenden Notwendigkeiten für das eigene Volkstum bis zu dem Zugeständnis entsprechender Freiheiten für das fremde Volkstum, das im eigenen Staat lebt, ist hoffentlich nur ein kleiner Schritt. Wir sind uns klar darüber, daß in der Praxis die Dinge des öfteren noch anders liegen. Aber die Ausgleichung zwischen Theorie und Praxis, das ist eben die Aufgabe der Berufenen: der Organisationen, vor allem des Internationalen Minderheitentongresses, auch des Völkerbunds, wenn anders er seine politischen Aufgaben der Friedensfürsorge richtig erkennt. Warten wir ab und sehen wir zu, ob man in Genf und in allen Hauptstädten Europas aus den Tagen und Taten des ersten Kongresses der Auslandspolen die richtigen Folgerungen zieht!

Dr. F. Wertheimer

Der russisch-chinesische Streit

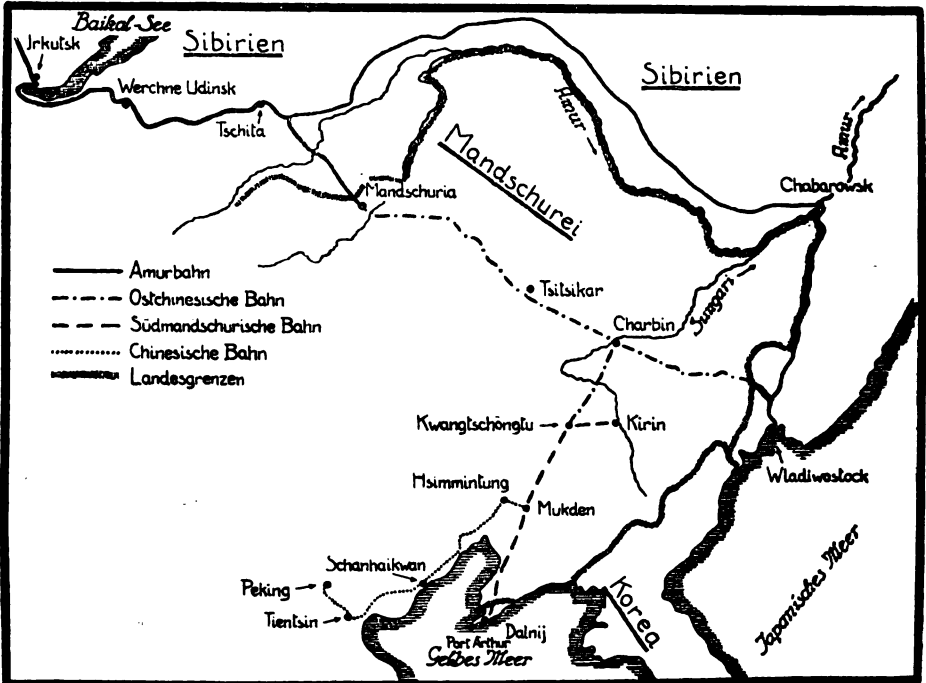
Die Konfliktstoffe im chinesischen Freiheitskampfe haben sich um einen neuen vermehrt. Diesmal ist er außenpolitischer Natur. Die Chinesen haben durch einen Gewaltstreich versucht, die Ostchinesische Bahn, in deren Verwaltung sie sich bisher mit den Russen teilten, in ihren alleinigen Besitz zu überführen. Den Vorwand dazu boten geheime kommunistische Machenschaften seitens der sowjetrussischen Bahnbeamten.

Seitdem Tschiang Kai-schek die Geschicke Chinas leitet, hat sich die Stellung der chinesischen Regierung zu den Sowjetrussen grundlegend geändert. Sun Yat-sen hatte im Verlaufe der chinesischen Revolution nach dem Weltkriege die Hilfe der Russen in Anspruch genommen, um die Massen aufzuwiegen, revolutionäre Zellen zu bilden und ein schlagfertiges Volksheer zu schaffen. Ranton war die Zentrale, von der aus die bolschewistischen Agenten in das Chinesische Reich vordrangen. Dort wirkte Worodin, und eine Zeitlang konnte es dem Außenstehenden erscheinen, als ob die Kuomintang sich ganz der kommunistischen Lehre ergeben hätte. Alles ging für die Russen gut, solange sie sich an die Aufgaben hielten, die ihnen von dem Vollzugsausschuß der Kuomintang gestellt worden waren. Als die Russen darüber hinausgingen und den Plan eines Sowjet-China verwirklichen wollten, gebot ihnen Tschiang Kai-schek Einhalt. Tschiang Kai-schek wollte keine reine Proletarierherrschaft. Er sah ein, daß die Freiheit Chinas durch die völlige Zerschlagung der chinesischen Bourgeoisie nicht erreicht werden konnte. So kam es zu Zusammenstößen mit den Russen, die mit der Ausweisung Worodins endeten. Nun spaltete sich der von den Russen beeinflusste Flügel der Kuomintang ab und Tschiang sah sich mehrfach genötigt, gegen kommunistische Aufstände in verschiedenen Orten mit der Waffe in der Hand vorzugehen. Der letzte Aufstand in Hantau im Frühling dieses Jahres ist noch in frischer Erinnerung.

Es liegt nicht im Wesen des Bolschewismus, nach einem Mißerfolg einfach die Waffen zu strecken. Die russischen Agitatoren arbeiteten unter der Oberfläche weiter und versuchten immer wieder, in China kommunistische Zellen zu bilden. Sie beschränkten sich dabei nicht auf den Süden, sondern nahmen auch den Norden in Angriff, wo sie in der Verwaltung der Ostchinesischen Bahn in gesicherter Stellung saßen. Die chinesische Regierung war aber auf dem Posten und so kam es Anfang Juni zu einer Aushebung russischer Funktionäre, die sich zu nächstlicher Zeit heimlich im russischen Generalkonsulat in Chharbin ein Stellbischein gegeben hatten. Dabei fielen der chinesischen Regierung Schriftstücke in die Hand, die die propagandistische Tätigkeit der russischen konsularischen Vertreter und Bahnbeamten erwiesen. Die Folge davon war zuerst die Entlassung der russischen Angestellten aus der Telegraphen- und Telephonverwaltung der Ostchinesischen Bahn, später die Verhaftung einiger hochgestellter russischer Beamten und

schließlich die Übernahme der gesamten Verwaltung der Ostchinesischen Bahn durch die Chinesen. Damit war der Konfliktstoff gegeben. Rußland brach den diplomatischen Verkehr mit China ab und befindet sich zur Zeit mit China im latenten Kriegszustande.

Man darf bei der Beurteilung der nun eingetretenen Verhältnisse nicht übersehen, daß die Russen in China ebensowenig wie die anderen fremden Mächte niemals wirklich beliebt gewesen sind. Man verbündete sich zwar gelegentlich mit ihnen und das revolutionäre China ließ sich ihre Unterstützung recht gern gefallen. Aber immer als Mittel zum Zweck. Denn — ganz abgesehen vom zaristischen Rußland — auch die Sowjetrussen haben in China eigentlich ein Doppelspiel gespielt. Im Süden waren sie die Rufer im Kampfe gegen den Imperialismus der fremden Mächte, im Norden traten sie aber selbst als Imperialisten auf. Es braucht nur an ihre Politik



in der Mongolei erinnert zu werden und schließlich werden ihre Ansprüche an die Ostchinesische Bahn von den Chinesen im innersten Herzen kaum weniger brüderlich empfunden als die der Japaner an die Südmandschurische Eisenbahn. Auf jeden Fall läuft das Bestreben der Chinesen schon lange darauf hinaus, beide Bahnen, die ja ganz durch chinesisches Gebiet führen, in ihre Hände zu bekommen. Bei der Ostchinesischen Bahn halten die Chinesen die Zeit dafür jetzt für reif.

Um die Wende des Jahrhunderts war man bei uns von dem unaufhaltamen Vordringen Rußlands nach dem fernen Osten überzeugt. Damals baute Rußland, um seine Stellung in Ostasien zu befestigen, die große Sibirische Eisenbahn. Es konnte vorerst von dem Bau der ganz durch russisches Gebiet führenden Amurbahn absehen, da ein Vertrag mit China ihm die Möglichkeit einer kurzen Querverbindung durch die Mandchurei über Charbin zum Stillen Ocean bot. Dieser Vertrag sollte nur das Vorspiel zu einer dauernden Festsetzung Rußlands in jenem Teile Ostasiens sein. Dann kam der Rückschlag durch den russisch-japanischen Krieg.

Rußland mußte seine Rechte an die Sübmandschurische Bahn von Kwangtschöngtu ab an die Japaner abtreten. Der nun erfolgende Ausbau der Amurbahn war — ebenso übrigens wie der Verkauf Alaskas an Amerika — als weiteres Rückzugstadium aufzufassen. Die Rolle des „Admirals des Stillen Ozeans“ war ausgespielt. Zugleich entbrannte ein wirtschaftlicher Kampf um die Frachten in der Mandchurei zwischen Rußland und Japan, das den Güterverkehr mit allen Mitteln des Unterbietens auf seine Bahnstrecke zu leiten versuchte. Der Generalgouverneur der Mandchurei bot ihm hierzu vielfach die helfende Hand.

Jetzt meldet China seine Ansprüche auf die durch sein Gebiet laufenden Eisenbahnstrecken an, und zwar zuerst auf die bisher von Chinesen und Russen gemeinsam verwaltete Strecke der Ostchinesischen Bahn. Es hatte seiner Zeit zum Bau dieser Bahn 5 Millionen Taels beigetragen. Alles übrige Geld war von der Russisch-Chinesischen Bank zur Verfügung gestellt worden, dem Anschein nach einer Privatbank, hinter der aber das Kapital der russischen Regierung stand. Dieser in Wahrheit amtliche Charakter der ehemaligen Russisch-Chinesischen Bank bot Sowjetrußland die Handhabe, mit China im Jahre 1924 einen Vertrag abzuschließen, in dem die Ostchinesische Bahn als gemeinsames, kommerzielles Unternehmen Sowjetrußlands und Chinas bezeichnet wurde, das von beiden Staaten gemeinsam verwaltet werden sollte. Einer Erklärung über das Eigentumsrecht der Bahn war China klugerweise in dem Vertrage aus dem Wege gegangen. In dem ursprünglichen Bauabkommen von 1896 war bestimmt worden, daß die Bahn 60 Jahre nach ihrem Bau entschädigungslos an China fallen sollte.

War schon von Anfang an die Geschichte der Ostchinesischen Bahn eine politisch bewegte — es sei nur auf den Versuch Amerikas im Jahre 1907 hingewiesen, nach dem Frieden von Portsmouth die mandschurischen Bahnen zu internationalisieren —, so brachte auch der Vertrag von 1924 keine Ruhe. Schon zwischen Tschang Tso-lin und der russischen Abteilung der Bahnverwaltung war es zu Reibereien gekommen, die in der Verhaftung des Präsidenten Tzanow gipfelten, als sich die Russen weigerten, chinesische Truppen kostenlos zu transportieren. Dann gab es einen Streit um die Gelder, die die Bahnverwaltung für das Schulwesen in dem Entleerungsstreifen der Bahn auswarf und auf die die chinesische Regierung Anspruch machte, und schließlich folgte der Aneignung der Schulen die von Dampfschiffen der Flussschlottille auf dem Sungari, die der Ostchinesischen Bahn gehörten. Aus alledem ist ersichtlich, daß die chinesische Regierung systematisch darauf ausgeht, die Bahnverwaltung ganz in ihre Hände zu bekommen. Das ist eine Warnung für Japan, wenn auch China wohl für Jahrzehnte noch nicht daran denken kann, seine Waffen mit denen Japans mit Erfolg zu kreuzen. Der dritte große Interessent in der Mandchurei ist Amerika, das den Grundsatz der offenen Tür vertritt. So ergeben sich aus dem Kampfe um die Ostchinesische Bahn Rückwirkungen auf die gesamte ostasiatische Politik und man darf mit Recht auf den Ausgang der Angelegenheit gespannt sein.

Eduard Klode

Ein kleines Lied vom Leben

Von Richard von Schaukal

Der Mensch braucht wenig auf der Welt
Und braucht's nicht eben lang,
Und wenig ist's, was ihm gefällt
Auf seinem kurzen Gang.

Er kommt, woher, das weiß er nicht,
Und geht und kennt kein Ziel,
Er wünscht sich, was ihm stets gebricht,
Und schleppt an viel zu viel.

Ihm ist zuletzt bei jedem Schritt
Im armen Herzen bang;
Er nimmt nichts aus dem Leben mit:
Die Ewigkeit ist lang.

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einseitungen
sind unabhängig vom Standpunkt des „Türners“

Wundersame Zufälle

Die merkwürdigen Begebenheiten, über welche im nachstehenden berichtet wird, dürften kaum unter den Begriff dessen fallen, was man gewöhnlich Zufall nennt; sie scheinen vielmehr auf geheimnisvolle, gleichsam absichtliche Weise zustande gekommen zu sein.

Im Jahre 1813, dem Geburtsjahr Richard Wagners, schrieb Jean Paul, und noch dazu in Bayreuth: „Bisher hat der Sonnengott die Gaben der Dichtkunst und der Musik nach verschiedenen Seiten hin ausgeteilt. Wir harren auf den Mann, der eine echte Oper zugleich dichtet und setzt.“

Im Jahre 1845 wurde „Tannhäuser“ zum ersten Male aufgeführt, welches Werk recht eigentlich den Ausgangspunkt für den heißen Kampf um Wagner bildete. Im gleichen Jahre wurde jener Fürst geboren, der Wagner aus tiefstem Elend errettet und ihm die Fortsetzung und Vollenbung seines Lebenswerkes ermöglicht hat: König Ludwig II. von Bayern.

Im Leben Wagners hat sonderbarerweise die Zahl 13 eine gewisse Rolle gespielt. Geboren wurde er 1813, wobei zu bemerken ist, daß die Quersumme dieser Zahl wiederum 13 beträgt. Gestorben ist er an einem 13. Februar. Die Bayreuther Festspiele begannen am 13. August 1876. Ferner wurde am 13. Januar 1882 die Partitur zu „Parsifal“, der Krone seiner Schöpfungen, vollendet.

Wagner und Schopenhauer, dessen Lehre für die Gedankenwelt jenes so bedeutsam wurde, sind je an einem 22. geboren: Schopenhauer an einem 22. Februar, Wagner an einem 22. Mai.

Michelangelo ist 1564 gestorben, in welchem Jahre Galilei geboren wurde. Man kann dies als symbolischen Ausdruck dafür auffassen, daß eine große künstlerische Epoche durch eine naturwissenschaftliche abgelöst wurde.

Die drei großen griechischen Tragiker haben je eine Beziehung zur Schlacht von Salamis, indem Aeschylus dabei mitgekämpft, Sophokles bei der Siegesfeier den Knabenchor angeführt hat und Euripides am Tage der Schlacht geboren ist.

Der Fisch ist in der altchristlichen Bildersprache das Symbol Christi, weil die Sonne um die Zeit seines Erscheinens in das Tierkreiszeichen der Fische trat. Auch mit dem Wort vom Menschenfisch mag das Symbol zusammenhängen. Nun bilden aber zudem die Anfangsbuchstaben der ins Griechische übersetzten Worte „Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland“ (Jesus Christos, Theu Yios, Soter), das griechische Wort „Ichthys“, das Fisch heißt.

Die Anfangsbuchstaben der Worte „Jesus Christus“ ergeben das Wort „Ich“. Dieser einzigartige Vorzug der deutschen Sprache hat insofern einen tiefen Sinn, als Christus im Gegensatz zu den pantheistischen Lehren einen entschiedenen Individualismus vertreten hat, der andererseits ein Charakterzug des deutschen Volkes ist.

Das Wort Eva ergibt von rückwärts gelesen das mit dem Namen der Gottesmutter so eng verknüpfte Ave, wodurch der Gegensatz zwischen diesen beiden Frauengestalten treffend zum Ausdruck kommt: während Eva von der Schlange verführt wurde, wird dieser von Maria der Kopf zertreten.

Ein geradezu verblüffendes Anagramm (Versetzung der Buchstaben) ergibt die Frage des Pilatus: Quid est veritas? (Was ist Wahrheit?) Die aus den gleichen Buchstaben bestehende Antwort lautet: Vir est, qui adest. (Der Mann, der hier steht.) — Ein anderes merkwürdiges

Anagramm entsteht aus *Révolution française*, wenn man das *Véto* wegläßt, nämlich: *Un corso la finira.*

Die Anfangsbuchstaben von Jakob Bernhard Molay, des letzten Großmeisters des Templerordens, sind zugleich die Anfangsbuchstaben der drei, den symbolischen Graden des Ordens entsprechenden Worte Jatin, Boaz, Matbena. Also sei es „von Karma gefügt“ worden, sagen die rosentreuzerischen Freimaurer.

Bei Kaiser Wilhelm I. besteht eine geheimnisvolle Beziehung zwischen den für sein Leben bedeutungsvollsten Jahreszahlen. Im Jahre 1849 soll der damalige Prinz von Preußen mit einer Zigeunerin zusammengetroffen sein, die ihm sein Lebensschicksal prophezeit hat. Wenn man, sagte sie, zur Zahl 1849 deren Quersumme (22) hinzuzählt, dann ergibt sich 1871, in welchem Jahre der Prinz Kaiser werden würde. Verfährt man mit der Zahl 1871 in gleicher Weise, zählt man also die Quersumme (17) hinzu, so erhält man 1888, das Todesjahr des Kaisers. Wiederholt man das Verfahren noch zweimal, dann ergeben sich die Zahlen 1913, das letzte glanzvolle Friedensjahr des Deutschen Reiches, und 1927, in welchem Jahre der Wiederaufstieg Deutschlands beginnen soll. Man kann die Zigeunerin ganz aus dem Spiele lassen, denn die Beziehung zwischen den beiden wichtigsten Zahlen 1871 und 1888 ist von der Prophezeiung unabhängig.

Vielleicht darf ich mir erlauben, zwei eigene Erlebnisse zu erwähnen, wenn sie auch von untergeordneter Bedeutung sind. Am 26. Januar 1881, an welchem Tage ich zum ersten Male einen Vortrag über das Kunstwerk R. Wagners hielt, bekam ich durch die Vermittlung Hans v. Wolzogens ein Bild Wagners zugesandt, auf dessen Rückseite der Meister geschrieben: „Mit Grüßen an Max Seiling.“ — Der andere hierher gehörende „Zufall“ besteht darin, daß ich in Mittenwald an der Isar in dem Hause geboren bin, in welchem Goethe auf seiner Reise nach Italien eine Nacht zugebracht hat. Dieser Umstand hat für mich insofern eine gewisse Bedeutung, als ich mich in meinem Leben sehr viel mit Goethe beschäftigt und unter anderem, wie Strindberg sich gelegentlich ausdrückt, „den Ökultisten Goethe entdeckt“ habe. (Siehe meine im Verlag von J. Baum, Pfullingen, erschienene Schrift „Goethe als Ökultist“.)

Endlich sei bemerkt, daß im Grunde genommen alles Fernsehen, sowohl das räumliche als das zeitliche, hieher gehört. Aus der Fülle gut beglaubigter Ferngesichte können hier nur einige wenige Beispiele angeführt werden. Ein hervorragendes räumliches Ferngesicht hatte Swedenborg, als er in Gothenburg einen in Stockholm wütenden Brand mit seinem geistigen Auge schaute, worauf nach vier Tagen die Nachricht vom Brande in Gothenburg eintraf und alle Angaben des Sehers sich als richtig erwiesen. Dieser auch von Kant in den „Träumen eines Geistersehers“ erwähnte Fall ist so gut bezeugt, daß ein materialistischer Professor, da er den albernen Einwand des Zufalls denn doch nicht machen wollte, sich nicht anders zu helfen wußte, als verleumderischerweise zu sagen, Swedenborg habe den Brand selbst anstiften lassen, worauf es ihm leicht wurde, den Seher zu spielen!

Das zeitliche Fernsehen ereignet sich entweder als Ahnung oder als Wahrtraum oder als zweites Gesicht oder als sonstiges Voraussehen. Als bedeutungsvolles Beispiel für eine Ahnung wähle ich das, was der mit Goethe und Schiller auf vertrautem Fuß gestandene Heinrich Voss am 12. August 1806 an Christian Niemeyer geschrieben: „Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, schreibt Goethe ihm ein Gratulationsbillet. Als er es aber durchliest, findet er, daß er darin geschrieben hatte: ‚Der letzte Neujahrstag‘ statt ‚erneute‘ oder ‚wiedergekehrte‘ oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er es und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Stelle kommt, kann er sich wiederum nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom ‚letzten‘ Neujahrstage zu schreiben. So drängte ihn die Ahnung! — Denselben Tag besuchte er die Frau von Stein, erzählte ihr, was ihm begegnet sei und äußert, es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde.“

Einen bemerkenswerten Wahrtraum, der sich auf eine von ihm selbst ausgeführte Handlung bezog, erzählt Schopenhauer in seinem „Versuch über Geistersehen“. Mit der eiligen Abfassung eines Briefes beschäftigt, ergriff er statt des Streusandes das Tintenfaß, so daß die Tinte auf den Fußboden floß. Dies hatte seine Magd in der vorhergehenden Nacht geträumt und ihren Traum, wohlgemerkt, vor seiner Erfüllung, einer dritten Person erzählt. Schopenhauer hält diesen Traum mit Recht deshalb für sehr merkwürdig, weil das Geschehen nicht in seiner Absicht lag und von einem ganz kleinen Fehltriff seiner Hand abhing.

Einen besonders interessanten Wahrtraum hatte der Bischof Laeni von Großwardein in der Nacht, die der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Gemahlin voranging. Er träumte dieses Attentat und hat den Traum am Morgen seiner Schwester und deren Freundin erzählt, wobei auch der den Kaffee auftragende Diener zugehört hat. Der Okkultist Professor Ludwig (Freising) ist der Sache nachgegangen, hat an diese drei Ohrenzeugen geschrieben und von ihnen übereinstimmende Berichte erhalten.

Goethe hatte nach seinem Abschied von Sesenheim ein Vorgeficht, das er gegen Ende des elften Buches von „Aus meinem Leben“ näher beschrieben hat. Er sah nämlich sich selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen und auch in derselben Kleidung, wie er sie nach acht Jahren trug, als er Friederike noch einmal besuchte.

Der Deutsch-Französische Krieg wurde in höchst merkwürdigen symbolischen Bildern von der Schriftstellerin Marie Bauer vorhergesehen, und zwar 22 Jahre vor seinem Ausbruch. Zuerst sah sie einen sich schwarz vom blauen Himmel abhebenden, nur teilweise beladenen Erntewagen, dann eine Riesentanne, dann einen mit Trauben behangenen Weinstock und endlich vier große Ziffern: 187 ganz klar, die vierte erst wie eine Null aussehend, dann aber plötzlich als deutliche Eins dastehend. Der Dichter Mörike, der mit dem Fräulein B. befreundet war, versuchte vergeblich, den Erntewagen und den Weinstock zu deuten, drang aber auf eine sofortige gerade Aufzeichnung des Geschehenen. Der Bruder der Seherin hingegen deutete die beiden Bilder ganz richtig dahin, daß ein entscheidender Krieg zwischen der Kornernie und der Weinlese stattfinden werde. Dabei sollten die wenigen Garben augenscheinlich die unter dem Orange der Mobilmachung nur unvollkommen bewerkstelligte Hereinschaffung der Ernte bedeuten. — Einen mit Quellenangabe und Zeugnissen versehenen, ausführlichen Bericht von Dr. W. Bormann findet man in der „Über sinnlichen Welt“, 1903.

Noch sei der Arzt Nostradamus (1503—1566) erwähnt, der in Goethes „Faust“ eine Rolle spielt; besitzt dieser doch ein „geheimnisvolles Buch von Nostradamus' eigener Hand“. Dieser provenzalische Seher wurde seinerzeit berühmt, nachdem seine Prophezeiung über die Zeit und Art des Todes des Königs Heinrich II. (durch Montmorency im Turnier) in Erfüllung gegangen war. Besonders verblüffend ist, was er über Napoleon vorausgesagt hat: er werde alle Welt erschrecken und 14 Jahre lang Tyrann sein, vom Soldaten zur Regierung kommen, die Priester pressen, die Kriegsgeißel stürmend schwingen und den Brüdern Reiche geben; ja sogar von der Gefangenschaft des Ressen nach einem großen Blutbade ist die Rede, Sedan also vor 300 Jahren vorausgesehen!

Professor Max Seiling

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Hofmannsthal, der Dichter des Todes

Man reißt so gern die Dichter in bestimmte Kategorien, teilt sie in Typen und Repräsentanten eines Volkstums, einer Schule. Sehr in Willkür oft, selten mit so viel innerer Berechtigung wie bei Hofmannsthal, den man als Wiener, als Österreicher je nachdem mit einem Achselzucken abtat oder begeistert pries. Erblickten die einen in ihm die Krone zeitgenössischer Dichtung, so schrieben die anderen seine Größe der Gnade der Mode zu. Und erst jetzt läßt sein tragischer Tod, der gleichsam Bestätigung seines Wesens und Seins ist, auch die Gegner in Ehrfurcht die Waffen senken und das Große an ihm reslos anerkennen. Denn das ließ sich nie leugnen: Hofmannsthal war ein echter, reiner Vertreter des Österreicher-, des Wiener-tums, und damit wäre allein schon seine Dichterschaft vollgültig.

Er war der Dichter der Schwäche, die uns alles Österreichische und Wienerische mit fast zorniger Liebe lieben läßt. Dieser inneren Schwäche, wie sie in Wien sich so faszinierend spiegelt. Uralter Kulturboden und zugleich Kulturgrenze. Immer auf der Jagd nach einem Symbol ihrer selbst, es nie findend, nun alle Dinge zu Symbolen steigend. Vollenbet in der äußeren Haltung und doch innerlich disziplinlos. Weich, träumerisch, stets etwas unsicher, immer nach einem Halt außer sich suchend, einer Anlehnung, einem Vorbild. Immer das Gefühl der Zwiespältigkeit schleppend, da Wien als Symbol für das Deutschösterreichische gilt, und es doch nicht ist, denn zu viel Völker eint es. Ein bewußtes Maskieren und Spielen und doch immer als Untergrund die Angst. „So ist,“ wie Bahr von den Wienern sagt, „ihr ganzes Leben imaginiert.“ So wird Wien zur Stadt des Barock, das die verhehlende und verratende Gebärde für das Schauspielersdasein der Seele ist, für das beständige Gefühl des Doppelgänger-tums in sich. „Denn das ist der Sinn des Barock: der zornigste Haß des Lebens, seinen Wahn erkennend, es als sinnlos, unwirklich, leeren Schein überwindend, dann aber, eben als leeren Schein, erst neu genießend, mit einer unsäglich Zärtlichkeit und der atemlosen Furcht des Künstlers, der weiß, daß es nur ein Spiel ist, und doch auch weiß, daß das Spiel sein einziger Ernst ist. Unheimlich werfen sich die Menschen des Barock über das Leben her, greifen gierig und zucken plötzlich zurück.“ (Bahr.) Deshalb ist Wien die Stadt der Musik, die nach Nietzsche „ein Notbehelf für maktierte Realität ist. Man möchte gern Exotik erleben, Leidenschaften im florentinischen und venetianischen Geschmack, zuletzt begnügt man sich, sie im Bilde zu suchen. Das Wesentliche ist die Art von neuer Begierde, ein Nachschmecken wollen, ein Nachleben wollen, die Verkleidung, die Verstellung der Seele.“ Die Musik hat ein Janusgesicht. Höchste Freude dicht bei höchster Verzweiflung. „Schwermütige Musik, das ist der Tod, der ist Musik geworden.“

So mag man Hofmannsthal vollkommen als Dichter des Barock ansprechen, seine Operndichtungen entspringen damit innerstem Geseß. Mit Barock ist hier nicht eine Stilart, sondern die geistige, repräsentative Haltung gemeint. Hofmannsthal war Kunst nicht Gipfel des Lebens, sondern Schutz vor dem Leben, er hatte einen heftigen Trieb, zu gestalten, dem aber die natürliche Befriedigung am unmittelbaren Leben versagt blieb. Er schuf nicht überströmend, die Erfindungen flossen ihm nicht zu, fremde Stoffe mußten ihm als Vorwand, als Anreiz dienen. Die Netzen sind aufs äußerste verfeinert, ertragen nicht die Härte des realen Lebens, aber sie ergötzen sich an blutrünstigen schauerlichen Begebenheiten der Vergangenheit. (Elektra!) Er flüchtet mit Vorliebe in historische Zeiten, am liebsten nach Venedig, dieser künstlichen Hintergrundstadt und in die Zeit der Renaissance. Da es noch Gewaltmenschen gab, die nicht an-

getränkt waren von des Gedankens Blässe. Denen nicht Glück und Leid zerfasert sind und zerfressen vom Denken, abgeblaßt und ausgelaugt. Ist die Ursprünglichkeit versagt, so muß sich der Schaffenstrieb an der Form genügen lassen, die ausgeboßelt und ausgefeilt wird, bis das letzte Schweben erreicht ist, die aber den Künstler derart in ihre Fron zwingt, daß auch hier eine Tragik des Künstlertums aufspringt.

Wie in einer vorahnenden Symphonie hat der Dichter schon 1893, im Alter von 19 Jahren, in „Der Tor und der Tod“, dieser grandiosen Beichte und Selbstgestaltung, alle seine Gedanken ausgesprochen, die er bis zuletzt immer wieder variierte, erweiterte. Das Bewußtsein, immer zugleich Zuschauer und Akteur zu sein, macht Claudio, dem Toren, das wahre Leben unmöglich, er sehnt sich nach der Fülle des Daseins, wie es anderen Menschen beschieden ist, und erkennt zugleich die Unmöglichkeit der Erfüllung dieses Wunsches. Es bleibt nichts, als mit Bewußtsein zu träumen. Und damit hebt sich dieses selber auf. „Wenn einer träumt, so kann ein Übermaß geträumten Fühlens ihn erwachen machen.“ „We are such stuff as dreams are made of and our little life is rounded with a sleep!“ Aber jeder träumt nur sich, unweigerlich von Grenzen umgeben, denn „es durchweht mich ein Erkennen, wie grenzenlose Weiten Menschen trennen“. Das einzige Wirkliche ist die Seele, alles andere nur Schatten, nur Vorwand, Erscheinung, Symbol, Traum. Durch das Nahen des Todes erkennt Claudio plötzlich die tieferen Zusammenhänge des Lebens. Dem Kind erschließt sich ahnend, dem Sterbenden wissend von neuem, der Sinn der Welt.

Eine bittere Anklage liegt darin und doch richtet sie sich gegen den Toren selbst. Er hat Zuflucht vor den ewigen Enttäuschungen bei der Religion gesucht, bei der Kunst — zu leeren Masken wird ihm auch das, nachdem das pulsierende Leben sich als hohl erwiesen hatte. Ein Panpsychismus kündigt sich an, schon spürbar im ruhelosen Errieb, überall zu Hause sein zu wollen. Trüben und Lauten ebenso zu erfassen, zu umfassen wie die Menschen. Aber durch das Leiden an den Dingen erst erkennt man sie, denn er muß sie zu sehr fühlen und ihnen doch fremd bleiben. Etwas Königliches liegt in dieser Einsamkeit: „Alles wie zubereitet, wie für mich, von Händen in der Morgenfrühe hingebreitet.“

Nur durch Einreihung der Dinge in eine allgemeine Gerechtigkeit ist eine Befreiung von ihnen möglich. Das Fatum wird zur letzten Weisheit des Barock und kündete sich folgerichtig schon sehr früh bei Hofmannsthal an. Nur durch Hingabe aber ist es zu lösen. Claudio hat nicht die Liebe der Mutter zu ihm erkannt, hat achlos die Geliebte beiseite geworfen, die Freundschaft war ihm nur Zweck, sein Leben zu gestalten. Nur in Hingabe gibt es schließlich Rettung. Und so wandelt sich der Tod zum großen Gott der Seele, nicht der Vernichtung. Thanatos gleich Dionysos gleich Eros. „Was zwingt mich, der ich beides nicht erkenne, daß ich dich Tod und jenes Leben nenne?“ Alles ist nur ein Übergang, das Fatum ist der mystische Augenblick der Wandlung. Dann muß auch der Tod die Überlegenheit der Menschen zugeben: „Wie wundervoll sind diese Wesen, die, was nicht deutbar, dennoch deuten, was nie geschrieben wurde, lesen, Verworrenes beherrschend binden und Wege noch im Ewig-Dunklen finden!“

Aus allen Dingen tönt die Musik des Übergangs. Dadurch wird das Symbol herrschend, daher rührt die Zweideutigkeit in jedem Kunstwerk. Und da man sich dessen bewußt ist, kommt das Preziöse, Geistigste in die Sprache. Hofmannsthal sucht nach den Worten, die nicht nur auf die Gestalten selber Bezug haben, sondern auch auf den leeren Raum, der um sie ist, auf das, was diesen leeren Raum erfüllt, und was die Italiener „L'ambiente“, das Ringsherumgehende, nennen. Es entsteht etwas Atmosphärisches aller Dinge, Menschen, Vorgänge. Schwingen kann schwer voll ungesagter vibrierender Dinge sein. Erinnerungen steigen auf an d'Annunzio, in der Dichtigkeit der Symbole an Maeterlinck. Von dem Gang zu fremden Vorbildern, zur Anlehnung an gegebene Muster sprachen wir schon. Hofmannsthal erfüllte sie aber mit einem durchaus eigenen, dem Vorbild fremden Geist und fremden Gedanken. Er hüllte sich nicht in feierlich priesterliche Gewandung, wie Stefan George, die eigene Form löst sich auf,

künstliche Perspektiven müssen geschaffen werden, alles wird zum Theater in gutem Sinne, denn mit Technik haben Hofmannsthal's Werte so wenig zu tun, daß sich manche Kritiker darob nicht beruhigen können. Immer mußte er sich verwandeln und verhüllen. Er war am wenigsten er selbst, wenn er in eigener Person redete. Immer aber war er auch reizvoll und anziehend, immer fand er eine eigene Prägung, die seine Gedanken leuchten ließ und funkelte.

Kaltes Ästhetentum warf man Hofmannsthal vor. Dieser Angriff zersplittert kraftlos vor dem Weichen, Schwärmerischen seines Wesens, das nichts mit der inneren Straffheit Thomas Manns gemein hat, wohl aber die Einstellung zu den Dingen. Mann fand die Ironie als Waffe, als Maske, und jetzt die tapferere Bejahung; Hofmannsthal versteckt sich hinter die Dinge selber. Wirft man ihm das Gefünstelte vor, so vergißt man die wundervolle Sprache, die so gefättigt ist mit Musik, die einen so unendlich süßen, bestridenden Zauber ausströmen vermag. Ein Zauber, der wie bei Rilke vom schwermütigen Wissen um die letzten Dinge, vom dem Verbundensein mit dem Tode kommt, ein Zauber, der Sehnsucht weckt und zugleich Frieden spendet.

Und so kam der Tod denn auch zum Dichter als ein Freund und als Erlöser . . .

Martin Pläher

Knut Hamsun

Dem Dichter, dessen Schaffen schon oft bewundernde Anerkennung fand, wurden auch zu seinem 70. Geburtstage hohe Ehrungen zuteil.

Am 4. August 1859 in Lom im Subbrandsdal im inneren Norwegen geboren, zwang ihn ein hartes Schicksal, frühzeitig seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Abenteuerlust ließ ihn — vielleicht nicht ohne Hoffnung, schneller emporzukommen — zweimal nach Amerika gehen, wo er sich abwechselnd als Ladengehilfe, Landarbeiter, Straßenbahnführer durchschlug, auch Vorträge hielt. Aber mehr wußte man lange Zeit kaum von ihm. Als er mit seiner Novelle „Hunger“ den ersten literarischen Erfolg eingeheimst hatte und seine Anerkennung mit den folgenden Werken „Pan“ und „Viktoria“, dem Roman einer Liebe, stieg, war es da nicht selbstverständlich, daß die Welt etwas über den Werdegang des Dichters wissen wollte? Aber Knut Hamsun lehnte ab. Viel war schon über ihn geschrieben worden in Literaturgeschichten, Zeitschriften und Zeitungen; doch noch immer überging er Anfragen dieser Art, oder er beantwortete sie ablehnend. Und auch dann noch widerstrebte es ihm, etwas über sein Leben zu schreiben oder zu sagen, als er „Segen der Erde“, sein reifstes und schönstes Werk, geschrieben hatte, wofür ihm 1920 der Nobelpreis zuerkannt wurde. So konnte es nicht wundernehmen, daß sich um ihn eine Legende spann, seltsam und abenteuerlich; daß fragwürdige Anekdoten kursierten und für wahr gehalten wurden. Doch das störte ihn ebenso wenig wie die vorherigen Anfragen; kaum daß er die Artikel, die über ihn geschrieben wurden, las. Nach der von Hamsun bewiesenen Hartnäckigkeit, weder selbst eine Biographie zu schreiben noch einem bewährten Schriftsteller Material zu geben und sei es nur in der Form zwangloser Unterhaltung, klingt es beinahe unwahrscheinlich, daß wir nun denn doch eine solche besitzen: John Landquist, Knut Hamsun. (Sein Leben und sein Werk. Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Heinrich Goebel. Alexander Fischer, Verlag, Tübingen 1927; geb. 4,40 M.) Sie gibt uns ein wahrheitsgetreues, wenn auch völlig unzureichendes Bild von dem Dichter, der uns in seinen Werken, die jetzt als „Gesammelte Werke“ in 14 Bänden in der ausgezeichneten Übersetzung von J. Sandmeier bei Albert Langen, München, herausgekommen sind, eine so eigenartige und doch wunderbare Welt greifbar wirklich vor die Seele zaubert, der so gut erzählt, daß wir so manches Phantastische für wirklich und manches Unglaubliche für wahr hinnehmen.

Hamsun spielt vor uns die Melodie des Lebens auf, die in Worte zu fassen so unendlich schwer ist, denn nur Wenigen gelingt es, vergessen zu machen, daß wir ein Buch lesen, da wir mitzuerleben; ohne Ende. Geschehnisse wirbeln durcheinander wie im Tanze die Paare. Und wie nehmen es die Menschen in seinen Romanen? Sie vergehen nicht vor Sehnsucht, wenngleich sie das Ziel ihres Lebens auszumachen scheint. Das Schicksal wirft sie herum wie das Boot in der Brandung; dennoch unverflegbarer Glaube, daß das Meer sich wieder beruhigen werde und alles wieder sein wird wie vorher. Menschen arbeiten sich aus einfachen Verhältnissen empor, stehen fest, halten sich; aber sie werden wieder fallen wie die, deren Arbeit auf dem Erbe ihrer Väter gebieh. Alles vergeht, und es ist beinahe unsagbar traurig, diesem abwechselnden Auf- und Abstieg, dem Begehren und Entlassen wünschender Herzen zuzusehen; aber der Leser findet selbst keinen Ausweg, schicksalhaft empfindet er mit dem Dichter, daß es nur so sein kann. Aber da klingt zwischenburch doch auch stets ein Ton, kein Mähton, aber ein Ton, der uns doch, ob wir wollen oder nicht, aufhören läßt. Hamsun klagt an. Er formuliert seine Anklage tatkvoll; aber indem er sie oft wiederholt, gräbt sie sich ein ins Bewußtsein und wird peinigende Frage in uns. Hat er recht, wenn er die Kultur beschuldigt, daß sie den Menschen seiner Einfachheit, Genügsamkeit, seines stillen Glücks beraube? Hamsun meint den Fortschritt, die Zeit der Industrialisierung, die fast immer den Hintergrund seiner Romane abgibt. Aber auch in Aufsätzen hat er zu dieser kulturpolitischen Frage Stellung genommen. Die Liebe zu seinen Landsleuten, zu seiner Heimat Norwegen, ließ ihn oft seine warnende Stimme ertönen. Erschien ihm schon damals sein Vaterland als eine Ausbeute der Fremden, der Touristen, die die Menschen ihres sorglosen, glücklichen Lebens entfremdete, wie Hamsun meinte, so mußte ihm der sich immer mehr ausbreitende Fremdenverkehr als eine Überfremdung seines heimatlischen Nordens erschienen sein. Doch Hamsun erkannte mit der Zeit, wenn auch spät, daß die neue Zeit nicht Gefahr in dem Maße bedeutet; daß vielmehr auch im Wandel der Verhältnisse das führende Herz nicht verschüttet zu werden braucht; er erkannte wohl, daß es unsinnig sei, gegen eine Welt anzukämpfen, die sich behauptete. Doch so ganz und gar hat er sie nie bezagen können. Noch erschien ihm seine Welt, die er — sich insofern wiederholend — immer wieder gedichtet hat bis zu seinem letzten Roman „Landstreicher“, schöner und die Menschen freier als heute. Die Zeit, die er schildert, ist eine vergangene. Sie weht ihren Atem zu uns herüber, und doch können wir sie nicht vollauf erfassen in der Art Hamsuns. Wir sind kulturell zu verschieden. Deutschland wie auch das übrige Europa hat eine mehrhundertjährige Kultur, die uns anders denken, die uns schneller anpassen läßt.

Hamsun und seine Helden sind ausgesprochene Individualisten; was sie tun, hat — so wie Hamsun es wiedergibt — nur persönliches Interesse. Raum etwas tut der einzelne im Hinblick auf ein Ganzes; ob das nun Fortschritt im Kulturpolitischen oder ob es Bereicherung im Seelischen heißt. Und das ist es, was Hamsun in der Reichweite seines Rufes beschränkt, was ihn wohl zu einer starken Persönlichkeit macht, was ihn aber andererseits abhält, die großen Fragen der Welt in die Handlung hereinzubeziehen; seien es politische, seien es soziale. Im eigenen persönlichen Schmerz bleiben die Geschehnisse haften, kaum daß sich das Ich empört; geschweige denn, daß es das Geschehnis als eigenes Verschulden oder als Schicksalszeichen erkennt und in einem zielfesten Wollen Vorkehrung für eine Nichtwiederholung trifft oder in Demut unabänderliches Schicksal erträgt. In den Hamsunschen Menschen steckt viel Sorglosigkeit und viel Verantwortungslosigkeit vor dem anderen. Insofern muß uns Hamsun fremd anmuten. Die Not der Menschen ist zu groß, als daß man an ihr teilnahmslos vorübergehen darf. Und die Betonung des Erlebens samt seiner hemmungslosen Aktivierung, ohne zugleich die geistige Entwicklung zu bedenken, das ist eine Moral, mit der wir schneller fertig werden, weil wir unsere eigene, festgeformte und bewährte haben. Hamsuns Vorwurf, den er der Kultur macht, ist verfehlt, und es scheint, als ob sein Vorwurf, der oftmals recht bitter schmeckt, der Ausfluß

verlehter Eitelkeit sei. Norwegen ist aus seinem jahrhundertelangen Dornröschenschlaf unfreiwillig gewedt worden. Und Hamsun klagt an, anstatt sich damit abzufinden; denn es ist dem Land nichts Schlimmeres widerfahren als den anderen Ländern, die viel früher den Anschluß an die große Welt fanden. Im Gegenteil; es wurde höchste Zeit, daß auch Norwegen sich in den Kreis des Weltgeschehens einzuordnen begann. Das gibt neue Fragen und Probleme für den einzelnen wie für das Volk, wie für den Staat. Einzelschicksal aus dem Verhältnis zu diesen beiden Faktoren gestaltet, das hätte den großen historischen Roman gegeben; aber Knut Hamsuns Größe erschöpfte sich in der Abwandlung des Subjektiven. Es eignet ausgesprochen dem nordischen Künstler, daß er von Werk zu Werk um letzte Form ringt, daß sein ganzes mühevoll geschaffenes nichts anderes ist als eine Selbstenttäufung. So ähnlich hat Hamsun wohl selbst einmal gesagt.

Paul Burghardt

Die Deutsche Akademie in Rom

In aller Stille, ohne Beisein diplomatischer Persönlichkeiten und ohne besonderen Widerhall in der deutschen Presse, ist in Rom die Deutsche Akademie, die Heimstätte für junge deutsche Künstler, wieder eröffnet worden. Die Preussische Akademie der Künste hat bereits mehrere Künstler dorthin entsandt, damit sie völlig frei von amtlicher Beaufsichtigung die Erhabenheit antiker Kunst und den Zauber der römischen Landschaft auf sich wirken lassen können. Professor Willi Jaedel, der bekannte Maler der Berliner Sezession, weilte in der Deutschen Akademie in Rom zwei Monate. Der Münchner Bildhauer Habichtow, der Bildhauer Merling sowie der Berliner Architekt Ulrich befinden sich zur Zeit noch dort.

Mit der Wiedereröffnung der Deutschen Akademie in Rom ist neben dem Deutschen Archäologischen Institut, das ja im April sein hundertjähriges Bestehen feiern konnte, nunmehr den deutschen Rompilgern eine Stätte wiedergewonnen, in der geistiges und künstlerisches deutsches Leben in der Ewigen Stadt einen Mittelpunkt finden wird.

Die Vorgeschichte der Deutschen Akademie reicht weit zurück. Ihre Entwicklung stand bisher nicht unter einem günstigen Stern. Die Deutsche Akademie war die letzte Schöpfung deutscher Baukunst in der Ewigen Stadt vor dem Kriege, der Plan ihrer Gründung aber hat die in Rom weilenden deutschen Künstler schon seit Jahrzehnten bewegt. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts können wir immer wieder Bestrebungen verfolgen, die den zahlreichen Malern, Plastikern und Architekten aus Deutschland in Rom eine Heimstätte schaffen wollten, in der sie frei von materiellen Sorgen ihrem künstlerischen Studium leben könnten. Im Jahre 1755 bereits trat der Maler und Bildhauer Beyer zwecks Gründung einer deutschen Akademie an den sächsischen Hof heran, ebenso Ernst Platner, der 1814 eine Eingabe an den Wiener Kongreß richtete. In den vierziger Jahren bot der preussische Generalkonsul, Sanftler Wallentin, seinen Palast an der Piazza S. Apostoli der Berliner Regierung zum Geschenk an, falls sie darin die Deutsche Akademie errichten wollte. Wie all diese Bestrebungen, blieb auch das Projekt des preussischen Unterrichtsministers von Bethmann-Hollweg erfolglos, der in den sechziger Jahren ein deutsches Künstlerheim in Rom gründen wollte. Auch die Hoffnung, daß die Villa Malta des Königs Ludwig I. den Zwecken einer deutschen Akademie freigegeben würde, zerrann gleich den vorgenannten Plänen. Schließlich schienen die Bestrebungen, die von dem Reichskanzler im Jahre 1875 für die Errichtung einer deutschen Akademie unternommen wurden, zum Ziele zu führen. Es wurde im Jahre 1879 dem Reichstag ein Vorschlag unterbreitet, für 325000 Lire den Palazzo Zuccari zu erwerben und als deutsches Künstlerheim einzurichten. Jedoch scheiterte das Projekt im letzten Moment an dem Widerspruch der Zentrumspartei, die keine Mittel bereitstellen wollte zur Unterstützung der damaligen Kunstströmung. Einen

Erfolg schuf die preußische Regierung im Jahre 1883, indem sie einige Ateliers der ehemaligen Villa Poniatowski für Stipendiaten mietete. Diese nur wenig zweckentsprechende Lösung des Problems hat 30 Jahre in Rom bestanden. Allerlei weitere Bemühungen von Seiten der deutschen Künstlerchaft in Rom während dieser Zeit führten ebenfalls zu keinem Ziel. Der Versuch, die Villa Poniatowski im Jahre 1902 für 800000 Lire für das Deutsche Reich zu erwerben, scheiterte an dem erheblichen Fehlbetrag, der sich in diesem Jahre im Reichshaushalt herausstellte.

Seit dem Jahre 1905 aber hat das Projekt der Gründung einer deutschen Akademie stets im Mittelpunkt des Interesses der deutschen Kreise in Rom gestanden. Sowohl die von dem Bankier Mendelssohn erworbene Villa Falconieri wie die von Preußen gekaufte Villa Bonaparte konnten beide nicht den Bedürfnissen der Künstlerchaft genügen. Die Errichtung der Akademie in diesen Räumlichkeiten wäre nur eine mangelhafte Lösung gewesen.

Da fand sich die Persönlichkeit, die in großzügiger Weise den Wünschen der deutschen Künstlerchaft Rechnung trug. Der Berliner Großindustrielle Eduard Arnhold sandte im Jahre 1910 den Bildhauer Kraus nach Rom, um einen geeigneten Platz für das deutsche Künstlerhaus auszuwählen. Diese Stätte wurde draußen am Rande des Weichbildes von Rom in der Richtung gegen Tivoli gefunden in einem alten, mit prächtigem Baumwuchs bestandenen Park, den Arnhold für 600000 Mark erwarb. Bereits Anfang des Jahres 1911 übergab Arnhold seinem Freunde, dem Maler und Architekten Max Zürcher, den Auftrag, in diesem Park Gebäude für die Deutsche Akademie zu errichten. Max Zürcher hat seine Aufgabe großartig gelöst, indem er unter möglichster Schonung der alten Bäume und feinsinniger Berücksichtigung der landschaftlichen Umgebung die großzügig angelegte Villa Massimo erbaute. Zürcher ist es auch zu verdanken, daß der Plan des italienischen Kriegsministeriums, in die Nähe der Akademie eine Kaserne zu bauen, nicht ausgeführt wurde.

Der Aufbau der Gebäude nahm vier Jahre in Anspruch, und bereits im Jahre 1913 konnten die ersten deutschen Stipendiaten in das Gebäude einziehen. Die Räumlichkeiten für Bibliothek, für Ausstellungen und den gemeinsamen Aufenthalt der Künstler wurden erst im Jahre 1914 vollendet. Die festliche Einweihung des deutschen Künstlerheimes, der „Accademia Tebesca“, die alle bisher in Rom existierenden Akademien fremder Staaten in den Schatten stellte, war vorbereitet, als der Ausbruch des Weltkrieges jede weitere Entwicklung der Deutschen Akademie in Rom unterband.

Nun ist es dem unermüdblichen Wirken des deutschen Botschafters, Freiherrn von Neurath, gelungen, alle Schwierigkeiten, die an die im Jahre 1926 erfolgte Rückgabe der Akademie an die deutsche Regierung geknüpft waren, aus dem Wege zu räumen. Es sollten nämlich von den zehn Ateliers in der Villa Massimo fünf für italienische Künstler zur Verfügung stehen. Nach langen Verhandlungen wurde von ihm erreicht, die Deutsche Akademie ausschließlich für die deutsche Künstlerchaft freizuhalten. Der bisherige Referent im Kultusministerium, Dr. Herbert Gerike, ist zum Leiter des Instituts ernannt worden. Ihn verbinden mit der Deutschen Akademie persönliche Bande, da seine Gattin die Enkeltochter Eduard Arnholds ist.

Es ist zu begrüßen, daß neben den zahlreichen wissenschaftlichen Instituten in Rom nunmehr für die deutsche Künstlerchaft eine Heimstätte wieder eröffnet worden ist, die durch Jahrzehnte hindurch von unserer deutschen Künstlerchaft in der Ewigen Stadt schmerzlich entbehrt wurde. Sie wird nunmehr dem jungen deutschen künstlerischen Nachwuchs die Erfüllung der Sehnsucht erleichtern, die nach wie vor in unseren schöpferischen Geistern nach den Stätten antiker Kultur lebendig ist.

Dr. Hans Krey

Anselm Feuerbach

In dem Künstler, dessen hundertster Geburtstag und fünfzigster Todestag nur durch wenige Monate getrennt aufeinander folgen, gedenkt das deutsche Volk des vornehmsten Malers, der ihm im 19. Jahrhundert beschieden war. Die Worte „vornehm“ und „19. Jahrhundert“ beanspruchen hierbei eine besondere bestimmende und, wenn man will, einschränkende Bedeutung. Sie stellen den Meister, dem auf dem steilen Gipfelgrat des großen geschichtlichen und sinnbildlichen Gemäldes unter seinen Zeit- und Landesgenossen das Höchste und Einwandfreieste gelang, abwägend in Gegensatz zu der einzig dastehenden Lebenserfassung eines Menzel, zu dem sprudelnden Erfindungsreichtum eines Böcklin, zu der naturempfundnen saftigen Farbigeit eines Victor Müller, zu der leidenschaftlicheren Problemerkfassung des Hans von Marées und zu der kraftvollen Formdurchdringung Wilhelm Leibls. Auch das Jahrhundert, in dem Feuerbach lebte und wirkte, hat ihm nicht nur geschenkt, sondern ihm im Guten wie im Bösen seine Prägung gegeben. Die heroische Verkündung mittelalterlicher und altdeutscher Lebensform, die in Richard Wagners Musikdramen zu uns spricht, ergänzte Feuerbach als Gestalter der Antike und der wiedergeborenen Antike Italiens, so wie man sie in den geistig höchststehenden Kreisen seiner Zeit verstand. Seine meisten Frauengestalten und manche seiner Männer verraten, auch wo sie klassisches oder mittelalterliches Gewand tragen, durch irgendeine Einzelheit der Haartracht, irgendein Nebenbing' des Gewandschmucks die Gewöhnung einer Kleidungsart, die für uns noch nicht geschichtlich geworden ist und die wir daher nicht umhin können, altmodisch zu nennen.

In der Formenwahl und Formsprache ist Feuerbachs Malerei ein Zeugnis der Europaverbundenheit der besten deutschen Kunst, zugleich aber das Bekenntnis einer eigenwillig, ja verblissen den rechten und gemäßen Weg suchenden echt deutschen Persönlichkeit.

Weder Geburt noch Werdegang waren geeignet, gerade diesen Maler zu einem jener Eigenbrötler und Schollenmenschen heranwachsen zu lassen, für die es nichts Höheres gibt, als Mienen, Sitten und Trachten der Bauern des eigenen Kirchspiels, winklige Säßchen und walbige Höhenzüge des Heimatstädtchens zu ergründen. Auch solche Kunst vermag Dauerwerte zu schaffen, ermöglicht aber nur selten den Anstieg zum Allgemeingültigen, Dentmalhaften. Der Sproß aus heftigem, später im Fränkischen anässigen Geschlecht, Sohn eines Gymnasiallehrers und späteren Professors der Altertumskunde, Neffe eines neue Wege suchenden Philosophen, hatte die Sehnsucht ins Weite, den Zug ins Große als Mitgift bei der Geburt verliehen bekommen. Sein geistiger Wandertrieb verdient ebensowenig gescholten zu werden wie der seines Landmanns Dürer oder die südwärts gerichtete Artung Holbeins, dem er sich mit besonderer Betonung als verwandt erklärte. In sinnvollem Aufstieg erhebt sich viergeschossig das Gebäude seiner Lehrjahre. Lehrjahre hier in weitestem Sinne genommen. Auch der Unfertige hat selbstverständlich manches Bild gemalt, das ein Heiligtum unserer Museen zu bleiben verdient.

Düsseldorf und Antwerpen sahen die Versuche des neunzehnjährigen Jünglings, des einundzwanzigjährigen jungen Mannes. Die Schirmerische komponierte, eine Stimmung ausdrückende Landschaft, die schwellende gerundete und geschwungene Körperform, die strahlende Farbe eines Rubens wurden Dinge für ihn, mit denen er sich wie mit einem guten Turngerät kämpfend auseinandersetzte. Die Grundlage seines Gestaltens, der Anordnung der Dinge im Raum, dazu noch zahlreiche Griffe und Fertigkeiten des Handwerks gab ihm Paris, wo er 1852 Schüler von Thomas Couture wurde. Die früher bei deutschen Kunstbetrachtern üblich gewesene Unterschätzung dieses reichen Rönners ist durch die Darlegungen des Feuerbach-Forschers Hermann Uhde-Bernays besserer Einsicht gewichen; nicht zuletzt durch den Umstand, daß ein meisterliches Staffeleibild des Franzosen „Der junge Falkner“ mehrfach in Deutschland ausgestellt war. Feuerbach wird durch diesen fremdländischen Lehrer ebensowenig undeutsch wie Adolf Menzel durch die Anregungen, die er für das Sehen der Landschaft durch eine Ausstellung von Werken

des Engländers Constable erfuhr. Couture, der das Gesicht des jugendlichen Gehilfen auf einer seiner Kirchenfresken anbrachte, hat mit seinem heute im Louvre hängendem Riesenbild „Die Römer der Verfallzeit“ bis auf ein spätreifes Hauptwerk des Deutschen nachgewirkt. Freilich ist Sinn und Form der Darstellung im „Gastmahl des Plato“ entschlossen in die Gegenrichtung gewendet. — Von der abgeleiteten Kunst des Pariser Lehrmeisters stieg Feuerbach zu den Quellen hinab, als er drei Jahre später mit einem bairischen Stipendium in Gesellschaft Josef Vittor von Scheffels nach Venedig wanderte. Die Freundschaft mit dem Dichter des „Gaudeamus“ und des „Eltehard“ ist geeignet, dessen Figur über den in der Meinung Untündiger lebenden lautfröhlichen Zechpoeten zu heben, andererseits Feuerbach von der Vorstellung feierlicher Unnahbarkeit zu entlasten. Hatte der Strebende früher den „Simson“ von Rubens kopiert, so rang er jetzt mit der tiefen Farbigkeit, dem stürmenden Bewegungsausdruck in Eizians Triumphbild von Mariens Himmelfahrt. Fast gleich hohe Wichtigkeit gewann für ihn der Sommeraufenthalt in Castel Toblino, wo er zum erstenmal der Gesteinsart, den Wasserstürzen, dem Pflanzenwuchs Italiens ihre Sprache ablernte.

Alles, was an Möglichkeiten in dem Künstler lag, brachte Rom zur Entfaltung, wo er vom Oktober 1856 an volle fünfzehn Jahre seine zweite Heimat, seine nur zugunsten allerdings oft recht ausgebehnter Deutschlandreisen verlassene Wirkungsstätte fand. Die herkömmliche, durch Feuerbachs eigene, in einem Augenblick heftiger Enttäuschung begonnene, Lebenserinnerungen, sein vielverbreitetes „Vermächtnis“ genährte Vorstellung vom verkannten, benachteiligten, von beständiger Not gedrückten Künstler verdient insofern eine Berichtigung, als es Feuerbach doch jedenfalls vergönnt war, in den naturgemäß wichtigsten Lebensjahren dort zu schaffen, wohin seine Sehnsucht ihn gerufen hat. Wie vielen anderen wertvollen und ernststrebenden Deutschen, Künstlern sowohl wie Dichtern und Denkern, hat nicht das Schicksal bis in die neueste Zeit außer dem geeigneten Platz auch noch die notwendigsten Hilfsmittel, ja die Arbeitsfrist für ihr Werk ver sagt!

Neben der inneren Stärke und Echtheit seines künstlerischen Wesens, der Tatsache, daß er wirklich aus eigenem Empfinden und Erfahren etwas zu sagen hatte, war es der Schutzwall, den er in den drei vorhergegangenen Lehrzeiten um sich gebaut hatte, was ihn in seiner Eigenart vor innerster Bedrohung rettete. Die ehrliche deutsche, die kernige flämische, die handwerkslichere französische Schulung, die Lebensnähe venetianischer Kunst bewahrten ihn davor, ein Sklave Michelangelos, ein bequemer Nachtreter der Antike zu werden.

Rom war es auch, das dem Ringenden das künstlerisch höchste Erlebnis der Frauenschönheit brachte und ihn so bei der Wärme und Einmaligkeit des Wirklichen erhielt. Nach der vergeblichen Werbung des Freundespaars Scheffel-Feuerbach um die Schwestern Rosalie und Julie Artaria, die der Maler in zwei wohl abgewogenen, dem verhaltenen Blick und der Erlesenheit der Hände gerecht werdenden Gegenständen verherrlicht hat, wurde das dunkle römische Mädchen Nanna Risi für ein halbes Jahrzehnt Feuerbachs Muse, ja die Göttin seiner Kunst. Das sehr irdische, sinnliche, aber auf Wunsch edelster und stolzer Haltung fähige Wesen hat dem Künstler einige seiner gelungensten, Lebensnähe mit gedanklicher Höhe verbindenden Werke ermöglicht: Die Darmstädter Iphigenie von 1862, die ungewöhnlich farbenfrische „Mirjam“ der Nationalgalerie. Und als Nanna ihn verließ, fand der Maler Ersatz in der zarteren und zugleich gereifteren Weiblichkeit der Lucia Brunacci, die ihm zu der zweiten, im Ausdruck des träumenden Sehns und in der vollkommenen Meisterung der Gewandfalten überlegenen, der Stuttgarter Iphigenie gegessen hat. Inwieweit es sich beiden Frauen gegenüber um Liebesbeziehungen gehandelt hat, geht die Kunstbetrachtung heute kaum etwas an; sicher aber gehörte Feuerbach — und auch dies widerspricht der landläufigen Annahme von seinem Lebensunglück — nicht zu der, ach! so langen Reihe schöpferisch begabter Menschen, die unter den Pfeilen des Eros sich in beständigem Fieber winden.

Das Bildnis und die auf dem Bildnis sich aufbauende Einzeldarstellung, das Kinderbild,



Schwarzwaldhaus

Ernst Lübbert

(Aus dem Türmer)

gelegentlich die Landschaft und der Alt sind als die ungebrochensten und daher die längste Dauer versprechenden Wertarten in Feuerbachs Schaffen anzusprechen, das uns zum Gedanktage in einer vollständigen, um manches bisher unbekannte Stück bereicherten und mit gedankenvollen Einleitungsworten versehenen Ausgabe von Hermann Uhde-Bernays vorgeführt wird (München, F. Bruckmann A.-G.). Nicht ganz ebenbürtig tritt neben das Bild der schönen Frau das Selbstbildnis, frühgeübt und bereits in dem frühen Jüngling mit dem Federhut nicht völlig posenfrei. Stücke wie der im prüfend zuwartenden Ausdruck bezwingend lebendige Heidelberger Professor Umbreit, der echt deutsch männliche Kupferstecher und über das Grab treue Freund Allgeyer, vor allem die eblen Dantes volle Berliner Darstellung der zweiten Mutter Henriette Heydenreich gehören, zum mindesten, was Gesinnung, Aufbau und Anordnung angeht, zu den Gipfeln der Porträtkunst aller Zeiten. — Feuerbachs Landschaft hat bleibendes Verdienst dadurch, daß sie nicht willkürlich zusammengesuchte Formen ins Heroische steigert, sondern die großatmende Natur groß wiedergibt. Das Höchste, was der Maler über den weiten Gegenstand „Rind“ zu sagen hatte, sprach er in der zweiten, auf eine Gestalt beschränkten Fassung der „Erinnerung an Tivoli“ aus.

Ver schlägt es, vor der großen weltgeschichtlichen Rechnung gegenüber so reichem Können und Gelingen wirklich sehr viel, daß der Kreis der hilfsbereiten Gönner sich nur langsam erweiterte, daß das Mäzenatentum des Grafen Schack, nachdem es gerade im richtigen Augenblick der Not eingegriffen, sich auf die Dauer lang und bisweilen schrullig erwies, daß Konrad Fiedler ihm schließlich einen Hans von Mareß vorzog — in dem wohl richtigen Vorgefühl, daß dort bei geringerer Sicherheit des Vollendens das Zentralfeuer noch tiefer brenne? Daß Wien, wo der Vierziger einige Jahre als Akademieprofessor wirkte, dem umfangreichsten Bilbe Feuerbachs, der Amazonenschlacht, eine Niederlage bereitet? Eine Niederlage, für die man nicht allein die malerisch echte, aber aus übergewissenhafter Vornehmheit etwas fahlgewordene Farbengebung, den Gegensatz zu den Triumphen des Malarschen Farbenrausches, verantwortlich machen kann. Das an Arbeit, Wissen und Erleben unendlich reiche Werk hatte in der Tat von Vorstudie zu Vorstudie an bezwingender Frische verloren.

Am 4. Januar 1880 ist Anselm Feuerbach im Albergo Luna in Venedig, einem guten Gasthof mittleren Ranges, gestorben. Nachdem ihm immerhin München 1876 die große goldene Medaille gegeben, die Nationalgalerie die zweite Form des „Gastmahls des Plato“, die Pinakothek die tragisch-feierliche „Mebea“ angekauft hatte. Drei Jahre später starb Richard Wagner in demselben Venedig — im Palaste Vendramin-Kalergis.

In allem, was sich an Anselm Feuerbach als zeitbedingt erweisen kann, werden wir dennoch ein Denkmal der edelsten deutschen an der Antike genährten Bildung eines unserer größten Jahrhunderte zu verehren haben. Einer Bildung, die so nicht mehr möglich, vielleicht auch unverändert nicht mehr wünschbar ist. In fast allen seinen Werken eingeschlossen, aus vielen leuchtend herausstrahlend lebt unsterblich unablässige Sehnsucht nach Schönheit und Größe.

Dr. Franz Dülberg

Ernst Lübbert

Am 27. Juli würde einer der lebenswürdigsten deutschen Künstler, der Schweriner Maler Ernst Lübbert, seinen 50. Geburtstag gefeiert haben, wenn nicht der Tod seinem Schaffen frühzeitig Einhalt geboten hätte. Geboren wurde Lübbert 1879 in dem mecklenburgischen Städtchen Marin; seine schon sehr bald hervortretende Begabung für bildmäßiges Gestalten, liebevoll gefördert von dem kunstverständigen Vater, ließ ihn 1896 Schüler der Charlottenburger Akademie werden, wo er unter Rallmorgen, Roner, Schäfer und Scheurenberg arbeitete. Reisen und Stipendien, unter anderen von dem ehemaligen Großherzog von Mecklenburg, förderten die weitere Entfaltung seines Talentes, unbeschwert von materieller Not.

Lübbers wurde zuerst bekannt als humorvoller Zeichner und Mitarbeiter großer illustrierter Zeitschriften; in „Über Land und Meer“, in der „Leipziger Illustrierten“ und im „Universum“ finden wir seine ersten Arbeiten, aus denen uns jene geistvoll-witzige Satire, jener tiefe sonnige Humor entgegenleuchtet, von dem Goethe sagt, daß er eine Gabe des Genies sei. Und wir werden immer versuchen müssen, Lübbers Schaffen von dieser Seite aus zu begreifen. Jener goldige Humor, der noch unter Tränen lächelt, der auch aus tragischem Geschehen die komische Wurzel herauszulesen weiß, er erfüllte den Menschen wie den Künstler Lübbers. Seine Kunst ist in hohem Grade malerisch eingestellt. Wie er selbst bei dem Plakat, das ihn längere Zeit beschäftigt hat, unter Berücksichtigung der in diesem Sujet liegenden Besonderheiten eine bildmäßige Gestaltung sucht, so betont er in seinen Bildern in hohem Maße die koloristische Seite: der sprühende Inhalt seiner Motive forderte in der Darstellung höchste farbige Intensität. Schon sein Reiseprogramm ist dafür charakteristisch: er sucht die farbenfrohen Länder des Balkans auf und findet die feinsten koloristischen Reize in dem Fluidum einer Stadt, die sie allein mit dieser unerhörten Grazie zu verschenten weiß — in Paris.

Lübbers war vor allem ein Gestalter deutschen Kunstempfindens; seine Art, mit karikierender Satire menschliche Schwächen zu geißeln, hält sich fern von dem Zynismus romanischer Auffassung. Er blieb, obwohl er die Heimat nur selten wieder sah, im Herzen ein Niederdeutscher; die tiefsten Wurzeln seines Wesens verbanden ihn mit den individuellsten Vertretern niederdeutscher Art und Kunst: Raabe, Reuter und Busch. Die geistige Haltung mancher Darstellung findet ihre Parallele in dem feinsinnigen Humor eines Späßweg.

Lübbers Schaffen hat reiche Anerkennung und manche Auszeichnung erfahren. Das Landesmuseum Schwerin erwarb seine Bilder (Der heitere Brief; Porträt Fritz Stöber; Schwarzwaldhaus, welches hier wiedergegeben ist), das Museum der Stadt Berlin (Sonntagnachmittag in Polen) und die Nationalgalerie (Der verkannte Dichter); mehrere befinden sich in Privatbesitz.

Manche lustige Anekdote legt Zeugnis dafür ab, daß Lübbers auch im Leben ein froher und warmherziger Mensch gewesen ist. Aus seinem Selbstbildnis leuchten uns ein Paar lachende Augen entgegen, die alle Freude einfangen möchten, die diese Welt zu verschenten hat. Und selbst dann, als nach dem Tod des Vaters alle guten Hausgeister sein Atelier verlassen zu haben schienen, schafft er manch launiges Bild, das zeigt, wie er mit tiefgründigem Humor auch diese Lage zu meistern wußte.

Aber neben diesen Schilderungen, die die Sonnenseite des Lebens einfangen und menschliche Schwächen aus reichem Verstehen mit karikierender Satire geißeln, erfährt Lübbers mit scharfer Charakteristik den Menschen selbst: er ist ein ausgezeichnete Porträtist. Seine virtuose Begabung für zeichnerische Darstellung verbindet sich hier mit feinfühligster Koloristik, sein tiefes Verstehen für das Leben und Weben des Individuums stößt vor zu dem Wesenskern des Darzustellenden.

Diese reiche Entwicklungslinie unterbrach der Krieg. Es ist charakteristisch für Lübbers, daß er sich gerade aus dem Erlebnis des Krieges, das seinem bisherigen Schaffen so ganz entgegengesetzt war, neue gewaltige Eindrücke versprach, die seine gestaltende Arbeit in neuer und anderer Weise befruchten sollten. Nur wenige Bilder hat er dort draußen, umrauscht von den dunklen Fittichen der Todesgenien, geschaffen, aber sie sind wertvoll als Zeugnisse für seinen inneren Wandlungsprozeß; aus manchen lernen wir kennen, wie stark und ernst er sein Künstlertum im Herzen trug, auch weisen sie uns den Weg zum Verständnis der humorvollen Darstellungen, auf deren tiefstem Grunde doch immer ein ernster Kern liegt.

Das Schicksal hat Lübbers die Früchte, die diese neue Entwicklung zu versprechen schien, nicht gegönnt: am 29. August 1915 traf ihn bei dem Sturm auf Lipik bei Grodno die tödliche Kugel. Von der Schwelle künstlerischen Neulandes führte ihn der Tod in sein dunkles Reich, aber vielleicht hat noch ein feines Lächeln auf seinen Lippen gelegen, als er von dieser Welt schied, ein stiller Glanz ihrer Freuden, die er als Mensch immer gesucht und als Künstler gestaltet hat.

Dr. Alb. Schröder

Heinrich Bürkel

Ein Münchner Landschaftler 1802–1869

Der Vater war Bäcker und Gastwirt in der kleinen pfälzischen Stadt Pirmasens, woselbst bereits der Großvater den Rang eines Sekondeleutnants im Leibgrenadier-Garderegiment des Landgrafen von Hessen-Darmstadt bekleidet hatte. Die endlosen und sich überstürzenden kriegerischen Verwicklungen, die jedoch gerade die Westmark, diese Aufmarschstraße der Heere, während der französischen Revolutionskriege besonders empfindlich treffen mußten, ließen den älteren Bürkel nicht zu einem größeren Wohlstand gelangen. Trotzdem scheint das bunte Getriebe, das das Doppelgewerbe mit sich brachte, dem jungen Johann Heinrich Bürkel ein angenehmes Feld für abenteuerliche Entdeckungsfahrten gewesen zu sein. Wir hören wenigstens, daß bereits dem Knaben die weißen Papiere und Tüten der Bäckerei zu zeichnerischen Gehversuchen herhalten mußten, wenn es nicht gerade gar die Wände und Fenster Scheiben waren, auf denen das maßtreuende Kerlchen seine „ersten Welteinbrücke“ wiedergab. Danebenher gingen häufige Wanderungen in den Wasgenwald und in die romantische westpfälzische Landschaft, die in ihm den Sinn für die Verwandlungen der Natur weckten und seine bäuerliche Gedrungenheit mit mancherlei Erfahrungen schmelbigten. Denn niemals kann es gleichgültig sein, wo ein junger aufgeweckter Mensch seine Jugend verbringt, ob er an der Schwelle Jahrhunderte alter Kathedralen und verwitterter Stadtmauern seine Spiele treibt oder zwischen Wäldern und Wiesen seine Drachen hinausschickt in die blaue Unendlichkeit des Himmels. Vielleicht hat nichts an dieser Landschaft, nichts an dieser kleinen solbatisch strengen Residenz den Knaben Heinrich besonders berührt, aber die Luft, die er in den engen Gassen und auf den weiten Tristen eingeatmet, Berge und Täler, die er durchstreift, Sommermorgen und Winterabende, deren Dunst und Rhythmus er in sich eingesogen, setzten sich dennoch irgendwie in körperliche Form um, wenn wir das Zufällige und Nebensächliche von dem Wesentlichen, das Ererbte vom Selbsterworbenen an dieser sympathischen und bescheidenen Künstlerpersönlichkeit zu unterscheiden wissen.

Im übrigen wird das Leben des jungen Bürkel in den ersten zwei Jahrzehnten seines Daseins nicht sehr von dem Leben so vieler anderer begabter Leute aus der Provinz verschieden gewesen sein und selbst, als er im Jahre 1823 mit einem großen Holzkoffer und einem ehrlichen Heißhunger nach Betätigung und Anerkennung in München eintraf, änderte sich lediglich der Schauplatz. An die Stelle des herben, sachlichen Vaters trat die Leitung des nicht minder strengen Lehrers, des Klassizisten Peter von Langer, dessen verstandesgemäße „Einfalt“ dem ungestümen Latendrang Bürkels die Hemmung einer kühlen Kritik entgegensetzte. Er fand die Grammatik dieses Meisters sehr unbehaglich und haßte seine engherzige Formenlehre, die dem frommen Natursinn, dem hellen Verständnis Bürkels für die Welt des Kleinen und Intimen schnurstracks zuwiderlief. Was blieb ihm somit anders übrig, wenn er nicht auf seine stolzen Ideale verzichten wollte, als robust und aufreißerisch seine eigenen Wege zu gehen?

Die aber führten ihn an der Akademie vorbei, hinaus in die oberbayerische Ebene mit ihren geheimnisvollen Moorniederungen und saftigen Weideflächen, an die wilden romantischen Gebirgseen und höher noch, hinauf an die grandiose Einsamkeit der Alpen, deren einzigartige Szenerien sein Auge so sehr entzückten, daß es ihn immer und immer wieder verlockte, der Entbeter dieser Welt für die Kunst zu werden. Tagelang wanderte Bürkel, mit dem Skizzenbuch in der Hand, von Dorf zu Dorf und beobachtete das Aufglücken der Sonne über den Kornfeldern, das silberne Schmelzen der Herbstnebel und jene sanften Dämmerungen der Abende, die gerade dort mit einer so seltsamen Schwermut den Ereignissen der Nacht vorangehen. Denn sein vom rauschenden Atem der waldbreichen Heimat erfülltes Herz liebte diese Im-

provisionen der Natur, dieses stürmische Aufglühen, dieses sachte Verströmen der Farben in eine endlose Unausdehnbarkeit. Daneben widmete sich Heinrich Büchel — Autodidakt wie er war — emsigen Studien in den Galerien Münchens, die ihm in ihrer großgeschauten und formentharen Mannigfaltigkeit das Wichtigste ersetzten, was er in seiner Kindheit hatte entbehren müssen: nämlich den lebendigen Umgang mit den Originalwerken der großen Meister. Und zwar waren es vor allem die Holländer, die hier seinem ausgeprägten und volkstümlich orientierten Wirklichkeitsinn, seinem derben Humor und seinem Hang zur Schnurre anregend entgegentamen. Bald belustigten ihn die mit einem saftigen Mutterwitz prall gefüllten Volkszenen eines Adriaen Brouwer. Bald erregten die feinen, aus einem zarten Farbenflor aufsteigenden Landschaften eines Rujsdael seinen Künstlererzgeiz. Oder „Wouwermans Erzählungen“ — diese wundervoll belebten und unermüßlich mit neuen ästhetischen Reizen aufwartenden Kraftproben eines großen Diesseitsmenschen — rissen ihn tage- und nachtelang in den Bann der Palette.

Noch erst im Jahre 1831 kam für Büchel das entscheidende Erlebnis. Er zog über den Brenner nach Italien, nach Rom und Neapel, wo er sich fast zwei Jahre lang aufhielt. Aber auch hier wollte er — eigentöpflich wie er war — in erster Linie Land und Leute kennenlernen, Sitten und Gebräuche studieren und das überzeitliche, uralte, ewigjunge Leben dieses Volkes als stiller Bescauer in sich aufnehmen. Stundenlang, vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein, blieb er oft im Freien, an irgendeinem besonders reizvollen Fleck, um Eindrücke zu sammeln oder kleine wertvolle Beobachtungen in seinem Skizzenbuch zu verzeichnen. Auch gab er sich gerne als Genießer dem Zauber der in ihrer eigenen Einsamkeit gefesselten Landschaft hin, die fast nur von den ungestümen Vertraulichkeiten des nahen Meeres beunruhigt wurde, während im Osten wie ein Schußwall die nackte Architektur des Apennin in den tiefblauen Himmel emporragte, an dem unwergleichlich dünn wie in Winternächten einige Wolken hingen. Damals entstanden die zahlreichen Campagnabilder: Ektavalladen, breitgehörnte Büffelherden, Campagnolen in ihrer phantastischen Tracht, Bettler und Banditen, verschmigte Wirte und Lazzaroni.

Spiegelt sich schon in dieser Neuorientierung der Stoffwelt gegenüber das süßliche Form-erlebnis wieder, so sprechen andererseits die in Italien entstandenen Werke auch von einer Vertiefung und Verfeinerung seiner Malweise. An Stelle der optisch-taktilen Erfassung des Sichtbaren im Sinne des realistischen Kunstprogramms tritt ein Streben, über das Objekt-Gegebene hinaus — auch die tonigen Veränderungen, die Wirkungen von Licht und Schatten in das schöpferische Moment einzugliedern. Fruchtbar geworden ist diese Wandlung jedoch erst in den nachitalienischen Werken, in den bayerisch-tirolischen Alpenbildern, deren dunstig verhängte, silbern schwingende Fernblicke vor allem der Atmosphäre eine größere Rolle innerhalb des Gesamtaufbaues zugesiehn.

Man wird Büchels Kunst nicht gerecht werden, wenn man die Bedeutung des humoristischen Elements, seine Vorliebe für die Absonderlichkeiten und Launen der Menschen, für die unerwarteten Einbrüche des Witzes in den Ernst unserer Alltagsgeschäfte nicht in den gebührenden Vordergrund rückt. Büchel hatte, wie einer seiner Freunde uns berichtet, „einen knorrigen Humor. Seine Redeweise war wie eine moderne Übersetzung des seligen Theophrastus Paracelsus, ein seltsames Gemisch von Gefühl und Burleske, eine ungefuchte Tropensprache, wie unter Tannengapfen gewachsen, und immer in Witz und Drillich, ungeschlacht, herb und gewaltig wie seine ganze eichbaumartige Gestalt“.

Einer solchen, stets aus dem Vollen schöpfenden Natur mußten besonders gut humoristische Motive gelingen: bald ist es eine regelrechte Reiselerei, an der alles, was die Hände frei hat, kampfesfreudig teilnimmt, bald stürzt die Fuhre eines bleideren Bäuerleins um, während am Himmel ein schweres Gewitter broht. Oder ein Reisewagen wird ausgeplündert, eine

Gautlerbande mit Kamelen, Bären und Eseln zieht auf, ein Hirsch bricht in das Lager der fröhlich zechenden Jäger. —

Das Jahr 1831 gab Bürkel dem deutschen Alltag zurück. Und doch war es ihm, als er Münchens freundliches Antlitz wieder sah, als wäre alles irgendwie im Tieffsten verwandelt. So machtvoll hatte ihn das Erlebnis Italiens gepackt, um ihn nimmer aus seiner beglückenden Umarmung freizulassen. Mit einem wahren Feuereifer stürzte er sich jetzt in die Zügel der Arbeit. Es entstanden die vielen Schützenfeste, die Pferdemarkte, die Kaufereien und Bärenjagden, die Kirchweihen und Hochzeiten und dazwischen — da er niemals an einem Werke allein arbeiten konnte — verschiedene, sehr fein wiedergegebene Szenen aus der Campagna und aus den pontinischen Sümpfen, auf denen der süßliche Abend mit dem ganzen intimen Zauber seiner Farbenspiele aufleuchtet — ein deutliches Zeichen der vertieften, sinnlich-sensiblen Naturauffassung, die sich Bürkels in Italien bemächtigt hatte. Auch die um diese Zeit in mannigfachen Abwandlungen ausgeführten Winterlandschaften, Arbeiten vom Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre, in denen alles Gegenständliche von einer Welle innerlichster Lebendigkeit getragen wird, geben Zeugnis davon. Da ist ein verschneites Gebirgsdorf mit einem mühsam bergan kriechenden Karren, ein Feld mit Kohlenmeilern, ein paar Hütten am Wege, Röhler, Wölfe und Raben. Aber alle diese Einzel Dinge stehen nicht mehr als freundliche Staffage im Rahmen des Motivs, alles ist vielmehr gleichmäßig in die winterliche, frostklare Atmosphäre eingehüllt und überspannt von einem stumpfen Himmel, der mit seiner ganzen Last auf die einsame, schlafende Erde drückt.

Es ist der Mann Bürkel, der sich mit diesen Leistungen die Achtung der öffentlichen Kritik erringt. Und daß er gerade in diesen Jahren, die gleich weit entfernt von jugendlichem Überschwang und beengender Einseitigkeit des Alters zu sein pflegen, zu dieser poetisch gelockerten Realität kam, ist eines der wichtigsten Phänomene in diesem an Wandlungen ohnehin targen Leben. Keine Zeitphrasen, kein dämonischer Zwiespalt, nicht einmal ein Ringen mit Malrezepten und Theorien vermag ihn von der eingeschlagenen Richtung abzubringen. Er hatte sich seinen Stil geschaffen und er war mit Recht stolz darauf: die Farbigeit ist bis ins Letzte gesättigt, der Aufbau zu einem zwingenden Ausdruck vereinfacht, das Gefühl in nicht mehr zu überbietender Eindeutigkeit gesammelt. Der Gipfelpunkt des Lebens ist damit erreicht. Auch äußerlich. Die gebesserten wirtschaftlichen Verhältnisse entheben ihn jeder Sorge und das stille Glück, das er sich im Spätherbst des Jahres 1834 mit einer Tochter des Regierungsdirektors von Hofstetten gegründet, bietet die Gewähr für den Bestand der errungenen Lebensharmonie. Auch werden ihm mehr und mehr öffentliche Ehrungen zuteil. Die Galerien Europas öffnen sich seinem Werk.

Also gefestigt bleibt Heinrich Bürkels Schaffen unberührt von großen Erschütterungen und Ereignissen. Ein paar Reisen, aufrichtig gepflegte Freundschaften und Gefelligkeiten — man sieht ihn oft bei den Künstlerzusammenkünften im Stubenvoll-Bräuer am Anger — sind fast das einzige, was seine Arbeit mit der Würze der Erholung unterbricht. Am 10. Juni 1869 schlägt er für immer nach kurzer Krankheit die frohen Augen.

Soll ein Wort den Sinn dieses Schaffens, wie es sich in dieser kurzen Charakteristik darstellt, zusammenfassen, so ist es das Wort: Rückerstattung des Alltags an die Kunst. Denn was anders spricht aus der Gesamtheit dieses Wertes als ein reifes Wissen und Anteilnehmen an den Leiden und Freuden des Volkes, an einem bodenständigen Leben, das zwischen Geburt und Tod sich in einer schweigenden Erfüllung unauffällig vollzieht? Mit peinlicher Exaktheit fügt der Meister Baumgruppen, blumengeschmückte Holzhäuser und eine reich bewegte Staffage von Bauer, Holztnecht und Sennerin, Rind, Huhn und Geiß auf die Leinwand, umreißt spittpinselfig tiftelnd die Tanzgebärde des Spielmanns oder die unruhigen Konturen einer fleischfröhlichen Bauernschlacht.

Fürwahr, eine köstliche Naivität, die auch dem Privatesten noch eine Berechtigung in der Weltordnung zugesteht, ohne indessen jenem Mystizismus des Kleinen und Kleinlichen zu ver-

fallen, der (noch heute) so gerne das Volkstümliche zum allein seligmachenden Dogma erheben möchte. Es ist erfrischend, zu beobachten, wie er immer das Verbe, Unnatürlich-Gesuchte, Volkstümelnde zugunsten sachlich-realistischer Tendenzen zu verhüten wußte. Bürtel war eben ein Zeitgenosse L. Feuerbachs, Kellers, O. F. Strauß' und mußte als solcher irgendwie dem Richtungsakzent seines Jahrhunderts Rechnung tragen. Das Problem, das der schallhaft lächelnde Meister von Selbwyla im „Grünen Heinrich“ gestaltet, die Wandlung des Menschen vom unfruchtbaren Romantiker zum Wirklichkeitsbejaher, ist auch des reifen Bürtel Problem geworden. Wenn er es ohne schwere persönliche Erschütterungen im positiven Sinne zu lösen vermochte, dann bekundet er eben nur, daß er ein runder und voller Mensch war, der den Blutstrom des Lebendigen in der sinnlichen, organisch-gegliederten Natur und im vierstündigen, erdtröhen Menschtum zu finden wußte, ein Mensch, der die Dinge sah, wie sie sind, weil ihm gleichgültig war, was sie bedeuten können.

Dr. Gert Buchheit

Musikfeste im Reich

Die offensichtlichen Erneuerungsbestrebungen deutscher Musikpolitik, die neben den krisenreichen, doch immer mehr sich klärenden künstlerischen Fortschrittsversuchen, neben ästhetischen Spekulationen aus hoffnungsvoller Einsicht die soziologische Bedeutung einer lebensverbundenen Musik erkannt hat und in bereits erfreulichen Laten wirksam werden ließ, — diese neue Gesinnung hat auch den üblichen Musikfesten und Musikertagungen Anstoß zu Neuem gegeben. War bisher die repräsentative Geste mehr oder weniger dominierend, das *L'art pour l'art*-Prinzip vorherrschend, so erkannte man allmählich doch die Notwendigkeit stärkerer Lebensbindung, Lebenseinordnung. Man nahm nicht mehr ohne weiteres eine den gegebenen Möglichkeiten der Reproduktion entsprechende Auswahl unter der zeitgenössischen Produktion vor, um dann diese Wertfolge in festlichem Rahmen herauszustellen, sondern man erkannte Notwendigkeiten, Möglichkeiten und stellte von sich aus Aufgaben.

In der Methode vorbildlich wirkten so die Kammermusikveranstaltungen in Donaueschingen, jetzt „Deutsche Kammermusik Baden-Baden“. Hier erkannte eine höchst aktive Führungsgemeinschaft in unmittelbarer Verbindung mit Schaffen und Leben aktuelle Aufgaben, die vom heutigen Künstler gelöst werden mußten, Gebiete, die (vernachlässigt oder durch neue Lebensumstände geschaffen) aus der neuen musikalischen Stilhaltung erst erobert werden mußten. Man bestimmte ein solches Schaffensgebiet und gab Veranlassung, dafür zu schreiben. So ging von hier aus betont und gesammelt die Erneuerung des A-cappella-Gesanges aus; man stellte weitere Themen: Orgelmusik, Militärmusik, Kurzoper, Mechanische Musik und bot soeben in der diesjährigen Veranstaltung: Tonfilm — Rundfunk — Liebhabermusik. Die Absicht ist höchst dankenswert: ist mehr als Ersatz für früheres fürstliches Mäzenat (dessen Aufträge wir die wichtigsten, bedeutendsten Werke der klassizistischen und vorklassischen Musik verdanken).

Aus den zeitgegebenen Bedingungen schafft sich hier der Künstler in Gemeinschaftsarbeit seine künstlerische Aufgabe. Er hat in Anlaß und Absicht zum Leben zurückgefunden. So erfreulich diese fortschrittliche Gesinnung ist, so sehr bedauerlich die beengende Entwicklung der „Deutschen Kammermusik Baden-Baden“: immer mehr und in diesem Jahre allzudeutlich zeigte sich, daß die Arbeit (nicht die leitende Leistung, sondern die eigentliche künstlerische Arbeit) doch zu sehr auf einen kleinen Komponistkreis sich beschränkte, auf Partei, Richtung, Persönlichkeit. Das Experimentelle an sich ist hier notwendiges Prinzip und fruchtbar anregend; doch sind Experimente und Fortschrittsversuche stets derselben Komponisten auf die Dauer weniger anregend und fruchtbar. Ein Lebendiges wurde zum motorisch-periodischen Betrieb (seltsame Parallele zu einer bestimmten, hier oft dominierenden musikalischen Stilhaltung!). Aus beglückenden ersten Ar-

beitsjahren blieb Routine, kam es — bei stets anregendster Problemstellung, wertvoll für die Gesamtentwicklung — im einzelnen oft zum Snobismus, zur Mäße. Baden-Baden muß „Sauerteig“ bleiben, aber seine unbedingt anzuerkennenden Anstöße wirken künftig nur dann fruchtbar und allgemeingültig, wenn endlich das Persönliche fällt, wenn innerhalb der gegebenen Aufgabe der Auftrag für alle und nicht nur einige gilt, wenn bei der Auswahl der einzig mögliche Maßstab der reinen Wertqualität und nicht die richtungsbestimmte Stilhaltung entscheidend wird.

Neues Leben wirkt hoffnungsvoll im Allgemeinen Deutschen Musikverein, den der für alles Werbende, Neue verständnis- und bereitchaftsvolle Franz Liszt einst gründete. Diese prominenteste deutsche Musikervereinigung veranstaltet wechselnden Orts jährliche Tonkünstlerfeste, die im deutschen Musikgeschehen nicht mehr wegzubedenken sind. Aus dem gleichen Geiste wie die Badener Deutsche Kammermusik bestimmte der A. D. M. V. sein diesjähriges Tonkünstlerfest zum erstenmal dominierend einem Gebiet, das alle Heutigen notvoll bewegt: das zeitgenössische Musikalische Theater. Nachdem im absoluten Musikschaffen bereits eine erfreuliche Klärung erreicht wurde, eine gesunde lebensnahe Musik unserer Zeit ihren in Gesinnung und Mitteln gefestigten Stil überpersönlicher Haltung gefunden hat, ist die vollkommene Form des neuen musikdramatischen Werks — trotz interessanter und glücklicher Versuche — noch nicht geschaffen. Und gerade hier, wo das eindeutig sinnbestimmte Wort sich der irrationalen, mehr intuitiv vorführenden Consprache in Schicksalsgemeinschaft verbindet, gerade hier dürfte der sinnfälligste und allgemeingültigste Ausdruck des neuen Lebens vor allem möglich werden. Es blieb darum auch außerhalb aller Wertwerte selbst dankenswert, das Problem aufzugreifen und eine vielfältige Schau von neuen Bühnenwerken als Übersicht der zeitgenössischen Produktion zu geben. Dabei wurde die ungewöhnliche reproduktive Arbeit durch die hervorragende Duisburger Opernbühne als höchst beispielhafte Leistung bewältigt. — Zwei Tendenzen, die den Willen und die Wege zum neuen Musikalischen Theater kennzeichnen, hoben sich neben Belanglosem, Bekanntem deutlich heraus: die erste sucht in Anlehnung an die Antike jenen neuen überpersönlichen klaren und einfach-großen Stil zu finden, während die andere aus derselben Grundeinstellung (Größe, Einfachheit, Konzentration, Klarheit, Objektivität des Schicksalhaften) sich heutigen Stoffen und speziellen Zeitproblemen zuwendet. Charakteristisch für die erste Absicht „Die Troerinnen“ (nach der Euripides-Übertragung Werfels) von E. Peeters, für die zweite „Maschinist Hopkins“ von M. Brand. Beide Werke sind in der Haltung als richtungsweisend beglückend, wenn auch noch nicht erhoffte Erfüllung. Ein Werk musikalisch individueller Besonderheit, freilich weniger aus musikdramatischer Eigengesetzlichkeit, war Jul. Weismanns „Traumspiel“ nach Strindberg; trotz bedingter Wertgültigkeit, doch heute in seinen fortschrittlichen Absichten deutlicher, fand Schönbergs Mimodrama „Die glückliche Hand“ starkes Interesse. Ein bedeutungsvoller weiterer Weg zum neuen Musikalischen Theater: das Tanzdrama, wurde als solcher durch ein weniger charakteristisches Werk der Gattung vertreten — leider nicht erkannt.

Entfiel auch das meiste der angeschlossenen Kammermusikstunden der Notwendigkeit, vor solchem Forum zu Gehör gebracht zu werden, so zeigte sich doch wieder der frische Geist des A. D. M. V. in den ernststen und lebendigsten Diskussionen der Standesversammlungen, wo wichtigste berufsethische und musikpolitische Fragen zur tatfordernben Betrachtung drängten. Es ist kurz noch auf einige kleinere Musikertagungen hinzuweisen, die gewiß auch ohne den größeren repräsentativen Rahmen ihre nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Gesamtkultur haben. — So ging der Deutsche Sängerbund erfreulich neue Wege, weg von öder Liedertafel zu einem kunsterhöhten und lebensvertieften, der natürlichen Aufgabe und den natürlichen Mitteln entsprechenden Männergesang. Er stellte als Aufgabe: gesunde neue, volksverbundene, künstlerisch unantastbare Männerchöre mit und ohne Instrumente — und bot aus mehr als 2000 Einsendungen ein halbes Hundert qualitätsüberstimmte Werke seiner Gefolgschaft auf der im Juli erklungenen Zweiten Nürnberger Sängerwoche. Es darf zu hoffen sein, daß die Sänger nun im Wissen um Aufgabe und vorhandenes neues, besseres Gut von der Reformnotwendigkeit

des Männerchorwesens überzeugt wurden; von besonderer Bedeutung aber auch, daß sich die neue Musikersgeneration mit Ernst nun auch dem Männerchor hingibt.

In den letzten Jahren haben die Landschaftlichen Musikkfeste der Provinzialverbände Rheinland-Westfalen des Reichsverbandes Deutscher Tonkünstler und Musiklehrer durch ihre tatensfrohen musikpädagogischen Anregungen und Darstellungen neuen Schaffens besondere Bedeutung erlangt. Die diesjährigen in Barmen (Rheinland) und Münster (Westfalen) — ein jedes mit besonderer landschaftlicher Note — brachten in schöner Umfassung der ganzen Aufgabe achtenswerte Konzert- und Operndarbietungen, daneben aber auch kirchen- und schulmusikalische Musterbeispiele und fundierten sich in gehaltvollen Vorträgen vielfältiger Arbeitsgebiete.

Abschließend seien eine Musikpädagogische Tagung in Köln und eine kirchenmusikalische in Gelsenkirchen erwähnt. In jenem stilleren, vielleicht wichtigsten Dienst am Volke wie an der Kunst trafen sich hier zwei Führer außerordentlicher Berufung Prof. E. Jos. Müller, Köln, der in leidenschaftlicher Sachliebe die entfremdeten Stände der Musiker und Lehrer zu gemeinsamer Arbeit aufrief und Johannes Hahfeld, Paderborn, der zur Reinigung gottdienenden Musizierens, für jenen neuen Aufbruch jungen Kirchenmusikschaffens, tapfere und bewegende Worte fand.

Fliegertod

Von Carl Maria Holzapfel

Die weißen Möwen
Trauern sehr,
Sie flattern spähend
Über Strand und Meer,
Sie suchen dich
Auf den lautlosen Schwingen.
Der Nehrung weißer Sand
Sehnt sich
Nach Liedern,
Die aus deinem Flügel singen
Und deren Echo
Nimmermüde Wellen
In tausend Jahren noch zur Rüste senden.
Des Kosmos Wellen
Wissen mehr,
Sie flüstern so ...
Er ist nicht tot ...
Es ist nur eine Mär ...
Ein Adler trug uns Kunde,
Daß ihm sein Stern gebot,
In dieser Stunde
Den größten aller Flüge zu vollenden — — — —

Türners Tagebuch

Der schwerste Sieg / Im Haag / Snowden / „Freunde, nicht diese Töne“ / Keine Sachleistungen mehr? / Der juristische Ausschuß / Die Rheinräumung / Alberner Einwand / Vornehme Geste gefordert / Die Massen und ihr Druck / Die Erwerbslosenversicherung / Gobineau, der Warner / Die Thyrsoßschwinger / Reklame ohne ethischen Wert / Demokratisches Kopfschütteln / Wie man moralische Eroberungen hätte machen können

Es ist am Abend von Königgrätz. Hastig, zum Teil fliehend ziehen sich die Österreicher zurück.

Auf dem Hügel von Probus hält der siegreiche Preußenkönig mit seinem Stab. Nach Stunden verfehten Alters hat sich die Stimmung freudig gelöst.

Auch bei Bismarck. Er sieht ja seine angefeindete Politik getrönt, da nichts erfolgreicher ist als der Erfolg. Um Mittag, da hatte ihm freilich noch der Kopf gesummt. Aber an Moltkes eiserner Ruhe stärkte auch der eiserne Kanzler wieder seine Zuversicht. Er reichte dem Manne mit dem stillen verkniffenen Gelehrtengezicht die Zigarrentasche hin. Zwei Rauchrollen sind noch drin. Moltke prüft kaltblütig und zieht dann die bessere heraus. Das machte dem scharfen Menschenbeobachter das bekommene Herz auf einmal leicht.

Jetzt holt er selber die letzte, die verschmähte Zigarre heraus. Behaglich zündet er sie an. Unter den ersten qualmenden Zügen spricht er zu seinem Umkreis: „Geschlagen sind sie also, die Österreicher. Nun aber erwächst die neue Aufgabe: Wie verfühne ich sie?“

Gibt es einen schlüssigeren Beweis für seine gipfelhohe Staatsmännigkeit als dieses Wort? Und wie stellt es zugleich aus dem Gegensatz fest, was für verblendete Stümper die Verbandspolitiker gewesen sind mit ihrem schamlosen Diktat! Auf grüner Heide zu siegen, das ist Kinderspiel; die Genialität zeigt sich erst, wenn sie am grünen Tisch Sieger bleibt über den eignen Sieg. Daß die Versailler gegen sich selbst so kreuzjämmerlich unterlagen, das ist das Siechtum, woran die Welt seit zehn Jahren kränkt und trinkt.

Um notdürftig auszufliden, beruft man Konferenz auf Konferenz. Es ist die drei- unddreißigste, die jetzt im Haag zusammentrat. Und was wurde erreicht? Von den großen Fragen ist bislang keine einzige erledigt. Man hat das Diktat hier und dort ausgelegt oder ergänzt, allein zu ändern noch nirgendwo gewagt. Kann denn Friede werden, so lange es ein besetztes Rheinland, ein Danzig und einen Korridor, ein polnisches Oberschlesien, Tribute und noch sonst allerlei gibt?

Die Engländer kamen sehr eingeschnappt nach dem Haag. Sie hatten London als Treffort gewünscht. Diesen jedoch wies Briand so traktbürlich ab, daß Henderson darob im Unterhause auf den Tisch schlug. Es war ein symbolischer Fausthieb. Er vertündete nach Paris hinüber, daß die Zeit Chamberlainscher Watschlappigkeit zu Ende sei.

Übrigens fühlt man sich in der still-vornehmen Residenz Ons Willeminjes ausgiebig wohl. Sie hat einen Storch im Wappen, der eine Schlange verspeißt. Kindgläubige Zeichendeuter schlossen daraus auf den endgültigen Saraus der vermalteden Weltzwietracht.

Dem widersprach jedoch von vornherein das Aufgebot von 500 Diplomaten mit ihrem reisigen Zeug an Schreibmaschinen, Füllfederhaltern und Attenkoffern. So viel Köche finden sich nur zusammen, wenn ein Brei verdorben werden soll. Als Briand sich gar noch ein paar Küchenjungen aus der Zahl der „beschränkt interessierten“ Staaten zulegte von Weichsel und Moldau her, da wußte man Bescheid. „Viel Geschrei und wenig Wolle“, sprach der Teufel, als er ein Schwein schor.

Hingegen trat der Franzose nach seiner Art für einen klangvollen Namen ein. „Conférence pour la liquidation de la guerre.“ Die anderen sagten sich jedoch, daß, was Briand unter einem Endemachen mit dem Kriege verstehe, bestenfalls bloß ein ganz bescheidener Anfang zu einem noch völlig unabsehbaren Ende sei. Daher lehnten sie den Vorschußlorbeer für sich, namentlich aber für ihn, ab.

Der Schlangenbändiger, wie man ihn in Paris nennt, ist übrigens in betrübter Lohgerberstimmung. Ihm schwant Unheil. Zwar kommt er diesmal als Ministerpräsident zur Konferenz. Allein es ist das dreizehnte Mal, daß er sich im Pariser Rabinett auf dem Sessel des Vorsizes wiegt und es läßt sich alles so an, als ob es sich bewahrheiten würde mit dem schlechten Ruf der Unglückszahl.

Der innenpolitische Vorteil ist nämlich ein außenpolitischer Verlust. Poincaré hat nie eine Konferenz besucht. Gerade deshalb war er Briand als Schutz- und Schützengraben so wertvoll. Solange dieser bloß Außenminister war, konnte er in Genf rednerischerweise Geschütze und Maschinengewehre zerbrechen, konnte Ehrenpräsident der paneuropäischen Union sein und sich von Coudenhove-Calergi feiern lassen als der große Mann, mit dessen hochgemutem Wollen ein neues Blatt Weltgeschichte beginnt. Sobald man jedoch forderte, er solle auch leisten, was er verspreche, da wies er immer auf Poincaré. Ja, wenn der nicht wäre, dieser ewige Hemmschuh an seiner ölzweigumkränzten Friedensquadrige!

Diese Ausrede fällt nun fort. Der starre Lothringer focht noch die Schulden-debatte durch und schloß sie mit einem knappen Kammerstieg. Nur acht Stimmen betrug seine Mehrheit; selbst diese verdankte er einzig ein paar Unbotmäßigen von der Radikalpartei. Da sagte er sich, daß er bei einem nächsten Siege gleich dem völlig verloren sei. Er legte sich ins Bett, schückte eine Operation vor und dankte ab.

Briand übernahm das Rabinett, so wie es ging und stand; ohne Wechsel und ohne Vorbehalt. Einen Poincaré waren wir los, aber die Poincaristen blieben da.

Wer glaubt denn, daß jetzt von ihm mehr zu erwarten sei als seines Baritons rattenfängerischer Schmelz? Ihn, der den frechen Abrüstungsschwindel Paul-Boncours allemal schwülstig unterstützte, ihn hat jetzt vermutlich sogar die Nobel-Kommission durchschaut. Heute bekäme er nicht einmal mehr einen Friedensstrostpreis.

Coubenhove freilich stempelt ihn zum Urheber des Kellogg-Pa'tes. Wie steht es denn eigentlich damit?

Was Briand vorschlug, das war ein einseitiger französisch-amerikanischer Vertrag; das schroffe Gegenteil dessen, was man von einem paneuropäischen Pazifisten erwarten konnte. Als Kellogg dann den Plan umbog, war er darob empfindlich verärgert. Namentlich wehrte er sich gegen den Einbezug Deutschlands. Was ihn aber keineswegs abhielt, die Unterzeichnung dieses nach seiner Ansicht jämmerlich verstümmelten Pakttes wieder mit einem volltönenden Gumsala zu feiern. Fuchs bleibt Fuchs, so oft sein Balg auch die Haare wechselt.

Was hat der Mann, der den Abbau des Krieges im Munde führt, getan, die Anträge der Pariser Kammerlinken zu fördern, wodurch das Kabinett festgelegt werden sollte auf diesen selbigen Abbau? Er hat gegen sie gesprochen; ihre Annahme vereitelt. Er machte bange vor dem deutschen Chauvinismus, der auch in die republikanische Verfassung eingedrungen sei.

„Wenn wir das Rheinland,“ so rief er aus, „sofort räumen, ist der Friede dann da? Nein! Werden wir die Konferenz dann zum Frieden geführt haben? Nein! Sie wäre vielmehr mit einem Fehler im Prinzip behaftet.“

Was dies für ein geheimnisvolles Prinzip ist, das ließ er in Dunkel gehüllt. Zu erraten ist's gleichwohl. Je klingender die Phrase, desto lichtscheuer der geistige Vorbehalt. Es handelt sich einfach um das schöne alte straßenräuberische: *La bourse ou la vie*.

Daher hat er die Rheinlandfrage im Haag hinter eine Reihe von Vorfragen zu verchanzen gesucht. Sie sei doch bloß ein Ding zweiter Ordnung. Zuerst müßte der Young-Plan angenommen und ein Teil unsrer Jahrestribute „kommerzialisirt“, das heißt auf den Markt gebracht und auf der Börse in private Schuld verwandelt sein. „Drei Monate nach der ersten Rate wird geräumt.“

Aber auch da nur bei ständiger Rheinkontrolle. Der „Versöhnungskommission“, wie er diese Ausgeburt der Unversöhnlichkeit zu nennen beliebt. Er weiß ja genau, daß sie nicht durchzusetzen ist. In ihrer Ablehnung sind alle deutschen Parteien ausnahmsweise einig. Selbst Wirth hat erklärt, jedes Berliner Kabinett, das sich darauf einließe, würde gestürzt. Sie ist daher dem listigen Vater aller Hindernisse nur ein Verschleppungsmittel; sein Hundingverhau hinter der Siegfriedsstellung des Kommerzialisierungsplans.

Zustatten kommt ihm, daß auch die neue englische Arbeiterregierung die deutsche Lage erschwert. Freilich auf ihre Art, die von der französischen selbstbewußt abweicht.

Philipp Snowden ist vom Typ des Fanatikers. Ein unbändiger Wille wohnt in dem garten schwächtigen Körper, der noch überdies durch den Verlust des einen Beines verkrüppelt ist. Er verlor es nicht im Kriege, den er bis zuletzt auf das leidenschaftlichste bekämpfte, sondern durch Unfall. Aus dem schmalen, knochigen Gesichte mit den dünnen, farblosen, festgetrissenen Lippen stechen staßgraue Augen klar und selbstbewußt, völlig nervenlos auf den Gesprächspartner ein.

In seiner Rede ist Ja auch ein unzweideutiges: Ich will, und sein Nein ein wirklich unbeugbares: Das geht nicht. Nichts zwangsläufiger daher, als daß Briands hinterhältiger, quallenhafter Wortschwall an „Philip the fighter“ so hilflos zer-

spricht wie einst die leichten Reiter Schwärme Alt-Persiens an der schwergepanzerten Wucht einer makedonischen Phalanx.

Snowden hat sich das Pariser Abkommen herausgelangt. Dessen Verteilungsschlüssel lehnt er glatt ab. Noch schroffer im ungeschützten als beim geschützten Teil.

Bei diesem gestand Dawes den Engländern 22 vom Hundert zu; Young nur 20. So kommt es, daß ihr Schatzkanzler jährlich nur 409 Millionen von uns erhält, derweil er 680 an Amerika zu zahlen hat.

Frankreich facht doppelt so viel ein und hat daher Geld wie Heu. Man rechnet 1929 mit einem Haushaltsüberschuß von acht Milliarden Franken. Wie zum Hohne baut es jetzt in Newyork, also in dem Lande, gegen das es sich als ein höchst schädiger Schuldner beweist, bramsig einen Himmelstraher, der 65 Stodwerke hoch steigt. Dies „palais de France“ soll 250 Millionen Mark kosten und Mittelpunkt sein für die französische Werbung in der neuen Welt. Ein Bau zum Ruhme Frankreichs, der aber mit deutschen Tributzechinen bezahlt wird.

England könnte das nicht. Sein Schatzkanzler fühlte sich daher in seinem Rechtsinn getränkt. Nicht aufs Geld kommt es ihm an, wie er erklärt, sondern aufs Prestige. Frankreich hingegen nimmt nichts übler, als wenn man ihm Verzicht anfinnt.

Darüber kam es zum Streit. Denn Snowden wurde obendrein sadiedegrob. Er ließ gegen den französischen Vertreter Redensarten schießen, wie sie der diplomatische Anstand der Nachkriegszeit bloß gegen Deutschland für zulässig hält. Am grünen Tisch war man daher entsetzt und die „Vossische“ riß sogar erschrocken ihren journalistischen Minimax vom Gestell: „Freunde, nicht diese Töne.“

Man hat den Wortwechsel beigelegt. Snowden erklärte, er habe nicht gewußt, daß die Worte lächerlich und grotesk im Französischen verlegend klingen. Auf Englisch fehle ihnen dieser Beigeschmack.

Sachlich aber kam man mit diesem Rückzieher auch nicht vorwärts. Erheblich weiter als in Beethovens Neunter ist im Haag der Weg von der Vossischen Begütigung bis zu Schillers Freudenlied. Snowden bleibt weiter störrig; erstens, weil es so in der Natur dieses Pazifisten auf dem Kriegspfad liegt, zweitens aber, weil ganz England hinter ihm steht. Sein Vorgänger, der Konservative Churchill, hat seine Ansprüche gebilligt; der Liberale Lloyd George ihn überdies zu seiner Hemdsärmeigkeit beglückwünscht und Macdonald, die französische Hoffnung, er werde den Schatzkanzler am Rodzipfel zurückzoppen, durch ein telegraphisches „Immer weiter so“ bitter enttäuscht.

Da erfährt man, warum Briand die schwere Unterlippe noch tiefer als sonst schlabbern ließ. Allein nicht minder, daß dieser Über-Odysseus auf einen Ausweg sinnt, der dem Nachkriegsbrauch gemäß über des niedergeworfenen Deutschland breiten Rücken führt.

Freilich hat Snowden gesagt, der Young-Plan sei ein fertiger Kuchen. Angebaden könne da nichts werden; es handle sich bloß um das Maß der Anteilstüde. Aber kann man nicht Zugaben fordern vom Bäcker; zum Kuchen noch den Egelhupf?

Obendrein bewährt Philipp der Draufgänger seinen Forderfreimut genau wie gegen Frankreich auch wider uns.

Bisher trugen wir ja die unerhörten Tribute eines Diktates, das nach Stresemann

grausamer war als der Frieden des zweiten Punischen Krieges, immer noch so leidlich. Das kommt, weil ein Teil in Sachleistungen erfüllt werden kann. Wir liefern Ruhrkohle in vielen Millionen Tonnen an Italien und Frankreich. Das schaltet dort den englischen Bergbau völlig aus. Deshalb verlangt Snowden, daß dies aufhört.

Zu verstehen ist es ja von seinem Standpunkt. Konkurrenz bringt Arbeitslosigkeit ins Land und welches Kabinett greift da nicht mit entschlossenen Abhilfen durch?

Aber daß dies gerade eine Arbeiterregierung tut, das macht den Fall bemerkenswert. Denn was die Erwerbslosigkeit drüben vermindert, das erhöht sie natürlich bei uns. Der britische Arbeiter verlangt also auf Kosten des deutschen Schutzes. Er bläst die vielgerühmte internationale Brüderlichkeit wie eine Flaumfeder in den Wind und findet, daß das Hemd ihm näher ist als der Rock.

Der englische Einspruch ist ja nur, was man juristisch die Wahrung berechtigter Interessen nennt. Aber gerade darum folgt aus ihm, daß der ganze internationale Klassengedanke ein künstliches Gebilde ist, ein Homuntulus in der Retorte, beim kleinsten Anstoß zerbrechlich.

Ein zweites noch. Deutschland soll schaffen, soll schuften, damit der Gläubigerklingel schöpfen kann. Man verdient aber nur durch Ausfuhr. Tribute verlangen, das heißt also: führt aus; sich jedoch zugleich die Ausfuhr verbitten, das ist doch so, wie wenn man einem Sackträger die Beine abhackt.

Durch Snowdens Forderung wird also wieder dargetan, daß der ganze Wiedergutmachungsrummel ein Irrsinn ist, der sich notwendigerweise über kurz den Schädel einrennt.

So hirneng ist das englische Kabinett nicht, daß es diese Gedanken nicht auch zu Ende dachte. Snowden hat ausdrücklich gesagt, es würde lieber heute als morgen auf die deutschen Tribute verzichten; vorausgesetzt, daß Frankreich es auch täte und Amerika endlich den großzügigen Riß durch sein behagliches Schuldschein-Bündel mache. Allein wer wagt zu hoffen, daß dort so bald der Sieg besiegt wird?

Aber alledem kam natürlich das am wenigsten vorwärts, was uns am meisten am Herzen liegt. Das einzige, was in dieser Sache bislang herausprang, war sogar ein taktischer Erfolg Briands.

Man hat nämlich einen juristischen Ausschuß eingesetzt, der da überdenken soll, ob die von Frankreich geforderte „Nachprüfungs- und Versöhnungskommission“ möglich sei.

Warum ließen sich unsre Leute denn überhaupt darauf ein? Hier war Gelegenheit für einen deutschen Snowden grob zu werden und dann kaltchnäuzig wie er die Sitzung zu schwänzen zu einem sinnbildlichen Wochenendausflug durch das holländische Land. Denn dieser Juristenausschuß ist doch nichts als jenes pudelnährische Tier, das Faust vom Osterpaziergang heimbegleitet, aber hinter seinem Ofen zum Elefanten aufschwillt. Ehe man sich dessen versieht, tritt der Leibhaftige heraus und legt den Pakt vor. „Du unterzeichnest dich mit einem Tröpfchen Blut.“

Auch die Rheinlandkommission wurde uns einst unter den harmlosesten Deutungen angedreht. Sie sollte nichts als die reine zivile Vertretung der verbündeten Mächte sein. Raum war sie jedoch da, so verfügte sie 300 Ordonnanzen, schuf sich eine eigne

Polizei und ließ widerwärtige Militärrichter auf den bübisch gequälten deutschen Bürger los. Eine verbrühte Rake scheut auch kaltes Wasser. Wir wären von allen guten Geistern verlassen, wenn wir uns auf so einen Handel einließen in irgendwelcher Form.

Das ist ja freilich auch die Absicht unsrer Vertretung keineswegs. Vielleicht hat sie den Juristenausschuß nur beschickt, um dem Monsieur Aristide in den Arm zu fallen, wenn er wieder mit Knüppeln zu werfen anfängt.

Der Biedermann hat sich offenbar verausgabt. Denn was er jetzt noch beibringt, ist, um mit Snowden englisch — also nicht beleidigend — zu reden, grotest und lächerlich.

Eine förmliche Ulkstimmung riß ein, als er mitleidig sagte, man könne den französischen Soldaten eine Räumung im Winter nicht zumuten. Man solle bloß daran denken, wie hart der vorige gewesen sei. Schlagfertig erwiderte Strefemann, da liege es also offenbar sogar im französischen Interesse, wenn die Räumung sofort beginne. Jetzt, wo doch noch so schöner Sommer sei. Henderson klopfte Briand für diese Abfuhr lachend auf die Schulter. Draußen aber schlugen Spatzvögel eine Vertagung des nächsten Winters durch Konferenzbeschluß vor.

England ist entschlossen, bis Ende des Jahres zu räumen. Belgien wäre zwar an der dritten Zone unbeteiligt, will aber belleibe nicht anständiger scheinen als Frankreich; bleibt daher, wofern dieses bleibt.

„Durch Opfer zur Freiheit!“ hat Strefemann vor Jahren gesagt. Unsere Gegner kommen jetzt auf dies Wort zurück. Sie rechnen sich verfrühte Räumung als Ausbund von Hoherzigkeit zu. Eine vornehme Geste sei aber der andern wert. So legten sie uns denn nahe, daß wir als weitere Gegenleistung auch auf die Ersatzansprüche aus den Besatzungsschäden verzichten müßten. Zum Ruhen des Young-Plans also noch einen zweiten Sughupf. Auch bloß um des Prestiges willen?

Die verbündete Groß-Halsabschneiderei ist also ohne jeden Geschäftshochmut. Sie arbeitet en détail ebenso vorurteilslos wie en gros. Sogar Trintgelber nimmt sie. Zu den astronomischen Milliarden gewaltsam vierzig Millionen nebenbei. So hoch wird wenigstens der Verzicht im ersten Bauß geschätzt. Allerbing behaupteten Rundige, daß bei der Großzügigkeit, womit die Herren im Rheinland geschaltet, gut und gern die fünffache Summe herauspringe. Daß die englische Arbeiterregierung, die sich sonst nicht schlecht anläßt, sich zu dieser beiläufigen Nebenerpressung mit Frankreich und Belgien zusammentat, das hat sogar dem „Vorwärts“ ein Wort der Bitternis entlockt. Ja, es könnte doch etwas Bildschönes sein um die internationale Brüderlichkeit des Proletariats, wenn nur —

Daß doch der Mensch immer Mensch bleibt! Daß er glaubt klug zu sein, wenn er habgierig ist! Daß er nie den Sieg behält über seinen Sieg!

Wie die ganze Welt daran durch das Diktat krankt, so Deutschland noch obendrein durch den Umsturz. Wer verspürt denn nicht, daß dieser sich gerade jetzt erst so richtig auszuwirken beginnt?

„Die Massen“, wie es so volltönig heißt, kommen ins Hochgefühl. Immer ungestümer fordern sie, was von ihnen als ihr Recht angesehen wird.

Aus der Tiefe drängt es immer ungestümer herauf. In der Sozialdemokratie

sind die unteren Funktionärstellen fast ausnahmslos schon mit wilden Schreieren besetzt. Die Gehobenen spüren den wachsenden Druck, dem manche bessere Einsicht zum Opfer fällt. So keimt in ihnen allgemach ein legerisches Werturteil über die Ersprießlichkeit unumschränkter Volksherrschaft. Aber wer ist's, der wider den Stachel lödt? Wenn einer nicht pariert, dann fliegt er eben in dem freiesten Staate der Welt. Schlägt das Gewissen bei dem erpreßten Umfall, dann beschwichtigt man es mit dem Klingklang-Unjinn, es sei besser, mit der Masse zu irren, als Recht zu haben gegen sie.

Daher macht die Reform der Erwerbslosenversicherung ebenso viele Umstände, wie das Freimachen des Rheinlands.

Und wie dringend ist sie not! Immer Neues wird enthüllt über die Ungeheuerlichkeit, womit sie mißbraucht wurde. Man hat einen Burschen erwischt, der auf Grund gefälschter Ausweise bei einem Duzend Ämtern gleichzeitig stempeln ging und überall den Höchstsatz bezog. Was haben solche inneren Blutegel vor den äußeren voraus? Nicht mehr als Mephisto vor Beelzebub; was diese im großen verrichten, das fangen jene im kleinen an. Moralisch sehe ich zwischen dem Stempelgänger mit selbstgemachten Papieren und den diplomatischen Erpressern auf Grund selbstgemachten Diktats keinerlei Unterschied.

Freilich spricht Mißbrauch noch nicht gegen den Gebrauch. Wohl aber verrät er, daß allerlei an der Sache faul ist.

Auf sozialdemokratischen Antrag berief man daher einen Ausschuß zu Vorschlägen für einen Umbau.

Da zeigten sich die „freien“ Gewerkschaften jeder wirklich bessernden Reform hartnäckig abhold. Die bürgerlichen aber fanden, es sei doch den Dauerarbeitern viel zugemutet, daß sie Lasten übernehmen sollten, um einigen Gruppen, wie den Saisonarbeitern ein behagliches Einnisten in die Lücken des Gesetzes zu gewährleisten.

Der „Vorwärts“ rügte diesen Sinn für Gleichheit sofort als einen bedauerlichen Mangel an Solidarität. Ebenso lehnte der freie Gewerkschaftsbund alle Vorschläge des Ausschusses entrüstet ab und erhob geschwollenen Einspruch gegen kaltblütiges Verschlechtern der Versicherungsleistung.

Die sozialdemokratischen Rabinettsminister hatten selber zuvor erklärt, daß es so nicht weiter gehen könne. Nach diesen Protesten aus der Masse jedoch fanden sie, mit Ausnahme von Hilferding, daß dies gleichwohl ganz gut möglich sei. Demgemäß hat das Reichsarbeitsamt seinen Reformentwurf dann auch nicht nach den Beschlüssen des Ausschusses ausgearbeitet, sondern nach den abgelehnten Anträgen der Minderheit. Abermals im Widerstreit zu der demokratischen Lehre, wonach aller politische Verstand, daher alles Recht von der Mehrheit ausgeht.

Man war daher uneins im Rabinett. Wiffel und Severing fuhren sogar nach dem Haag, um mit den dortigen Ministern zu verhandeln, weil es bis zur Krise kam. Schließlich gelang der schwierige Ausgleich. Leider ganz nach Art der Tributkonferenzen, wo ja die Kosten der Einigung auch stets der deutsche Steuerzahler tragen muß. Man macht also nur halbe Reform, erhöht jedoch, um die ganze zu umgehen, den Versicherungsbeitrag um ein Halbes vom Hundert. Das legt den entsetzlichen Lasten der deutschen Wirtschaft noch 140 Jahrmillionen zu. Wann in

aller Welt geht wohl unfren Politikern die Efelstreiberweisheit auf, daß zu viel Sade des Grautiers Tod sind?

Gobineau schreibt und beweist, daß, wo einmal die unbeschränkte Demokratie Herr geworden, es mit dem befallenen Staate hemmungslos abwärts geht. Denn „die Massen“ wuchern mit ihrem Sieg. Sie fordern und fordern unbescheiden. Ihre Abgeordneten, um der Volksgunst wert zu sein, bewilligen blindlings jedem Einmal-eins zum Troß. So gerät der Staat, auch wenn er nicht schon durch äußere Tribute so fürchterlich bewuchtet wäre, wie wir es sind, in eine unbeherrschte Schuldenmacherei. Wer bringt die Massen jemals zu der Einsicht eines unumgänglichen Verzichts? Errungenschaft ist ihr wie der Kirche tote Hand. Man nimmt, aber gibt nichts heraus. Weh dem, der sie abbauen will!

Wenn aber, durch die Not geballt, den Staatszusammenbruch vor dem Auge, eine bürgerliche Mehrheit aufkommt und die Reform dennoch beschließt? Nun dann rottet sich eben die Masse zu Hauf, schlägt die heilige Demokratie in Stücke und errichtet die Diktatur des Proletariats. Noch nie in der Geschichte hat sie ein Einsehen gehabt; noch nie ihren Sieg besiegt. Das ist's, was in dem Vaterlandsfreunde keine Freude aufkommen läßt bei dem Blick in die deutsche Zukunft.

Zwar hörte und las man am Verfassungstage ganz anders. Da wurden tausend Leitartikel geschrieben, tausend Reden gehalten, über die der Sonnenglanz des schönen Augusttages verbreitet lag.

Was hörte man da der erbaulichen Worte viel! Sie schwelgten im Ideal und rissen Stimmungsmenschen sogar mit. Allein, wer sie an der Wirklichkeit prüfte, dem wurde weh ums Herz.

In Lübeck sprach der ehemalige Reichsjustizminister Rabbruch. Er führte aus, der Weimarer Verfassung wohne starke Überzeugungskraft bei. Diese beruhe in drei Sätzen, die drei Selbstverständlichkeiten seien.

Er hob sie heraus. „Der Staat sind wir alle.“ „Die Mehrheit entscheidet.“ „Achtung vor der Meinung Andersdenkender.“

Völlig richtig; im demokratischen Staate sollten dies Selbstverständlichkeiten sein. Nur sind sie es leider nicht in dem Deutschen Reiche, dessen zehnjährigen Wiegentag man beging.

Hört man nicht längst, daß die Regierungsparteien von heute sagen: Der Staat sind wir? Wie hoch sie demgemäß Mehrheitsbeschlüsse achten, sahen wir soeben bei der Arbeitslosenversicherung. Wie sie daher mit dem Andersdenkenden umspringen, das verrieten die Tausende von Verordnungen zum Verfassungsfest. Über die Teilnahme der Staatsangestellten und Schüler, über den Flaggenzwang bei Mietern in staatlichen Gebäuden. Ein sozialdemokratischer Regierungspräsident war es, der das Wort von der „Kontrollversammlung reaktionärer Beamter“ sprach.

Wie wurde doch alles übersteigert! Man sagt, Berlin habe der Tag 600 000 Mark gekostet. Für die Broschüren über die Verfassung, die an die Schulkinder verteilt wurden, ihnen so ungenießbar wie etwa ein Kapitel aus Hegels „Phänomenologie des Geistes“ oder Einsteins Lehre von der Relativität. Für Festschmuck, Masten, Flaggen, Tannengrün. Für die schwarzen, roten, goldenen Kleider, in denen 10 000 Mädchen den Reichsflaggenreigen tanzten. Für die warmen Würstchen und



Karl Ernst Lange

(Kunstbeigabe zum Türmer)

Das tausendjährige Meissen

die Schotolade, womit ihnen hernach der Segen der Republik mundgerecht gemacht worden ist.

Werden denn damit Überzeugungen fürs Leben geschafft? Mir fiel meine Großmutter ein, die mir oft erzählt hat von dem feierlichen Einzug Napoleons in ihre rheinbündische Vaterstadt. Glocken klangen, Kanonen donnerten; die Bürgerwehr war aufmarschiert. Sie selber stand, auf Befehl der Mairie, als Schulkind festlich aufgepußt im Spalier mit blauweißroter Schärpe um die Hüfte, sang das „partant pour la Syrie“ und rief mit den anderen „Vivat“. Sechzig Jahre später, als unsere Truppen nach Weißenburg und Wörth ausmarschierten, hat sie aber als lernendeutsche Frau mich kleinen Knirps die „Wacht am Rhein“ gelehrt.

Minister Becker steuerte einen großen Primanerredewettbewerb über die Verfassung bei. Natürlich waren alle Redner des Lobes voll. Denn anders hätte sich auch kein Demosthenes den Preis geholt, der in einer freien Reise nach Amerika bestand. Es verrät sehr urwüchsiges Denken, zu glauben, eine solche Festrede nagele auf die geäußerte Gesinnung ewig fest. Der erste Dichterpreis, den Victor Hugo, der Sohn eines napoleonischen Obersten, aber spätere gewaltige Republikaner, als Schüler davontrug, war ein Lobgesang auf Ludwig den Achtehnten, den diesen Bourbonenkönig.

An demselben Tage waren in Berlin die Fachleute der Weltreklame versammelt. Sie sahen sich den Zauber an, hörten die Musik und haben sich über die Thyrsoschwinger ihre Gedanken gemacht. Sie hatten aber, wie es scheint, den Eindruck, daß weniger mehr gewesen wäre. Denn der Vortrag über den ethischen Wert der Reklame, den sie sich halten ließen, ging auf das Fest des Tages, so nahe dies lag, mit keinem Worte ein. Offenbar fand man, daß es dabei der Reklame zu viel gewesen sei und der Ethik zu wenig.

Es gibt manchen hochgesinnten Demokraten, dem die Republik im achtundvierziger Sinne Herzenssache ist. Diese zogen sich vom Lärm der Gasse samt und sonders zurück. Aber in der Stille des Kämmerleins verglichen sie das reicherliche Wort und den nüchternen Tatbestand. Da kamen sie zu Ergebnissen, die ihre Festfreude arg gedämpft hat.

„Die Geschichte der neuen Verfassung ist nicht eine Geschichte ihrer Erfüllung, sondern ihrer Verletzungen“, liest man in der stramm republikanischen „Weltbühne“.

Gertrud Bäumer sah in der kritiklosen Beseierung des Tages von Weimar ein Zeichen der Schwäche. Sie spürte jenes Selbstbespiegeln heraus, das Alternben als Ersatz dient für die erlahmte schöpferische Kraft. Der Wind der geistigen Bewegung, so stellt sie fest, gehe nicht mit der Republik.

Ihr gesellte sich der demokratische Abgeordnete Haas. Bekümmert gewahrt er, daß in dem neuen Staate keineswegs alles sauber und rein sei. Es zeige sich Fäulnis, aber man nehme sie mit bedenklicher Gleichgültigkeit auf. Das reizt ihn sogar zu dem Bekenntnis, er ziehe eine saubere Monarchie, die die großkapitalistischen Kräfte in ihre Schranken weise, einer von fünf Konzernen beherrschten Republik erheblich vor.

Je unumschränkter die Sozialdemokratie herrscht, desto ungestümer erschallt der

Einspruch gegen deren stetes schroffes Mißachten derselben Verfassung, der man äußerlich Fetischtempel errichtet.

Deshalb erließ der Evangelische Landeselternbund Braunschweig zum 11. August einen Aufruf an die gesamte deutsche Öffentlichkeit, mit der Bitte um Schutz gegen die Willkür der linksradikalen Landesregierung. Seit anderthalb Jahren seien die evangelischen Schulen in schreiendem Widerspruch gegen Artikel 174 der Reichsverfassung in weltliche Gemeinschaftsschulen verwandelt; nur mit rein äußerlich angehängtem Religionsunterricht. Aber dissidentische Kreisschulräte überwachten für rein evangelische Schulbezirke den Unterricht. Dissidentische Junglehrer veranlaßten evangelische Kinder sich vom Religionsunterricht abzuwenden. Dissidenten und dergleichen würden planmäßig von auswärts zur Ausbildung der Lehrerschaft herangezogen. Die wiederholten Beschwerden an Reichs- oder Landesregierung seien unbeantwortet geblieben oder doch ohne Wirkung.

Zu gleicher Zeit hat demselben selbstherrlichen „Mir-kann-keiner“-Kabinett die Braunschweigische demokratische Partei den offenen Kampf angesagt. Weil deren System lediglich nach dem Parteibuch gehe. Weil es durch unsinnige Maßnahmen aus Parteirücksichten wahnsinnige Gelder vergeube. Weil der Sturz dieser Regierung daher ein Verdienst sei um das notleidende Land.

Wenn zur Feier des Tages die Reichsregierung an dieser wie an vielen anderen Stellen den eisernen Besen geschwungen hätte — Sapperment, das hätte moralische Eroberungen gemacht für die Republik; das wäre eine Kellame gewesen mit ethischem Wert. Auf dem eingeschlagenen Wege hingegen mit den Schokoladentäfelchen, warmen Würstchen und der aufgehobenen Polizeistunde wurde bloß ein großer Aufwand schmachlich vertan.

Wer bezahlt ihn? Der Steuerzahler natürlich. Also ist auch Arbeiterschweiß dabei. Somit war das ganze Unternehmen ein sehr unsozialer Streich in unserer, ach so sozialen Republik.

Die sozialdemokratischen Parteigebäude belundeten ihre Verfassungsliebe dadurch, daß sie — rot flaggten. Auch damit zeigten die Macher des Festes, daß es ihnen gar nicht auf das zehnjährige Geburtstagskind ankam, sondern auf den Machtbünkel der Partei. So weit wie die Franzosen sind also auch sie entfernt von dem, was allein Frieden bringen kann: vom Sieg über ihren Sieg.

Dr. Friß Hartmann.

(Abgeschlossen am 23. August)

Auf der Warte

Europäische Streitfragen nach 10 Jahren Versailles

Es liegt so nah, nachdem zehn Jahre seit dem Abschluß des Friedensvertrages vergangen sind, sich die Frage vorzulegen, was man denn mit diesem Instrument, das nach den Ausführungen der Siegerstaaten „dem Frieden und der Gerechtigkeit“ dienen sollte, bisher erreicht hat. Selbst der unparteiische Beobachter kann wohl nur zu dem Ergebnisse gelangen, daß es selten in einer Epoche europäischer Politik so viele Streitfragen gegeben hat denn heut. Lenkt man seine Blicke gen Osten, dann erhellt deutlich, daß hier nicht nur die gefährvolle Reibungsfläche zwischen dem Machtkomplex Rußland und den ihm zwangsweise vorgelagerten Neustaaten besteht, sondern daß die Versailler Neugebilde untereinander, wie in ihrem Verhältnisse zu Ost und West, Ausgleichspunkte nicht zu finden vermögen; weder sind die Grenzfragen noch die Rassen- und Wirtschaftsfragen zu lösen. Genau, wie in dem letztlich zwischen Deutschland und Litauen abgeschlossenen Vertrag der Vermert zu finden ist, daß die polnisch-litauische Grenze als nicht festgelegt zu betrachten sei, verlangen die Ukrainer Polens die Berichtigung der polnischen Westostgrenze im Hinblick auf die Minderheitenfrage, Estland und Lettland stehen in westöstlicher Kampfstellung, obgleich man den Westen als Deckung, den Osten als Absatzgebiet braucht. Polen, mit seiner offenen Kampfstellung gegen Deutschland, verstärkt seine Stellung als europäischen Gefahrenherd durch das polnisch-rumänische Militärabkommen, das durch den französisch-tschechoslowakischen Geheimvertrag noch an aufreizender Wirkung gewinnt. Wie die durch Polen ständig verschärfte Frage Oberschlesiens, Danzig, Ostpreußen als Gefahrenherd für Europa an Bedeutung zunimmt, ist hinlänglich bekannt. Daß Polen seine inneren Wirren und Nöte durch den Faschismus zu bekämpfen sucht, verschärft die Gefahr. In Rumänien findet die bessara-

bische Frage keine Lösung, daher der Schritt zum militärischen Ost-Locarno. Die Ukrainer Großrumäniens aber sind eine so schwerwiegende Frage, wie man sich nur mit Unbehagen an die Forderungen Bulgariens erinnert, die eines Tages gestellt werden und nur durch Waffen zu beantworten sein werden. In Südblawien ist die leidige Saloniki-Frage beigelegt worden, als man das südblawisch-griechische Freundschaftsbündnis abschloß. Dieser Frieden aber ist recht kunstvoll herbeigeführt; er konnte nur dadurch erreicht werden, daß man zuvor das Druckmittel der griechisch-italienischen Verbrüderung anwendete, so daß Südblawien im Hinblick auf seinen Gegner Italien gute Miene zum unerwünschten Spiele machen mußte. Die Angriffe Italiens auf Albanien bilden hier die Gefahrengrenze. Wie denn Italien überhaupt in seiner aggressiven Außenpolitik zur Beunruhigung Europas genugsam beiträgt. Schon seine Rivalität Frankreichs gegenüber, die das Bestreben mit sich bringt, sich auf breiter Basis in Mitteleuropa hineinzuschieben, sich eigene Gefolgschaft gegen den französischen Ostblock zu sichern, gibt Zündstoff genug. Ganz abgesehen von dem Kampfe dieser beiden Mächte im Mittelmeer. Auf diesem Gebiete wird ja auch Spanien hineingezogen, während England dem Kampf um die Vormachtstellung im Mittelmeer mehr auf afrikanisch-asiatischem Gebiete zu begegnen sucht. Die Gefahr Österreichs als Herd für die bolschewistische Bewegung ist bekannt, desgleichen die dauernde Beunruhigung, die Europa durch die Minderheitsfrage in Südtirol erfährt. Das aufreizende Vorgehen Italiens hier selbst mißkreditiert den Versailler und den Trianon-Vertrag in bezeichnender Weise. In Ungarn kommt die Optantenfrage nicht zur Ruhe, so daß die Reibungsflächen zwischen diesem Staate und Rumänien dauernd bestehen. Man ist hier immer noch nicht sicher, ob man nicht dem Beispielen Südblawiens doch folgen solle und die Diktatur zur Sicherung des inneren Friedens erklären soll. Überall glimmen Funken auf.

Im Westen Europas gibt den Ton Frankreich an. Wie sehr die Haltung Frankreichs darauf eingestellt ist, Europa nicht zur Ruhe kommen zu lassen, zeigt jedes Wort, das jenseits des Rheines gesprochen wird. Militarismus, politische Eintreibung, Unterdrückung jeder Forderung der Gerechtigkeit, das ist die Haltung Frankreichs, eingestellt lediglich auf die Forderung nach der Hegemonie in Europa. Beunruhigung schärfster Art bringen die Retorikdriftungen, die von Frankreich betriebene Sabotage der Abrüstung, sein Pochen auf die Ausübungsgewalt Deutschlands gegenüber. Belgien ist hier nur bereitwilligster Sekundant.

Daß die Saarfrage und die Behandlung des Elsaß durch Frankreich dem europäischen Ruhezustand nicht förderlich sind, braucht nicht erst bewiesen zu werden.

Will man die bestehenden Reibungsflächen, soweit sie sich um Gebiete handeln, zusammenstellen, dann kommt man im Westen zu den Namen Schleswig, was die Reibungsfläche zwischen Deutschland und Dänemark im Wort umschließt; Mecklenburg, Seeland, Limburg, Worte, die in sich den Streit zwischen Belgien und Holland umschließen; Moresnet, Cuxen und Malmédy, der Konfliktstoff zwischen Deutschland und Belgien. Der Rhein und das Saargebiet als Objekt schwerster Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Deutschland, das Elsaß, zu nennen für den Kampf zwischen Neu- und Altfrankreich.

Im Osten treten Namen hervor: Åland-Inseln, als Streitpunkt zwischen Finnland und Schweden; Memelgebiet als solches zwischen Deutschland und Litauen, Ost- und Westpreußen, Oberschlesien als Kampfbühne zwischen Deutschland und Polen, desgleichen Danzig. Warschau zu nennen für die Forderungen zwischen Polen und Litauen, Lemberg als solche zwischen Polen und der Slowakei, Ostgalizien als Zankapfel zwischen Polen und Rußland, Bessarabien als solchen zwischen Rußland und Rumänien. Kommt hinzu Kärnten als strittiges Gebiet von Österreich und Südslawien, Istrien und Triest für Italien und Südslawien und Albanien als umstrittenes Land von Griechenland, Italien und Süd-

slawien. Die Türkei und Griechenland sind sich nicht einig über die Mazedonienfrage, sowie Westthracien und Italien und die Türkei über die Sporaden.

Wenn man hierzu nun noch die in die europäische Politik nicht hereinspielenden Gebiete Vorderasiens und die afrikanischen Randgebiete des Mittelmeeres hinzurechnet, dann hat man eine Verwirrung der politischen Fäden, die in ihrer unheilvollen Wirkung das Schlagwort: Nie wieder Krieg, als Hohn empfinden lassen. Man hat in dem Vertrage unter der Maske menschlichen Wohlwollens Unheil ausgestreut, und man wird nun Unheil als Ernte hinnehmen müssen.

Dinant

Die Stadt Dinant in Belgien hat offenbar viel überschüssiges Geld. Sie verbraucht es zum Versand eines Buches von hundert Seiten das zu Millionen Stücken über Deutschland ausgeschüttet wird. Raum ein Stand, der von dem ungebetenem Geschenk verschont bleibt. Besonders scheint es freilich auf die Geistlichkeit abgesehen zu sein.

Die Schrift wendet sich gegen das Gutachten, das unser Reichstagsausschuß zur Prüfung der deutschen Kriegsschuld, verfaßt von dem Würzburger Professor Meurer, herausgegeben hat. Es beschäftigt sich mit dem traurigen Schicksal von Dinant. Dieses wurde im August 1914 eingeäschert und 674 Bürger beiderlei Geschlechtes kamen um. Wie das Gutachten beweist, weil aus den Häusern auf die durchziehenden Sachen geschossen worden war.

Die Dinanter bestreiten es. Wenn sie daher dieses Gutachten bekämpfen, so üben sie an sich bloß ihr gutes Recht.

Nur auf das Wie kommt es an. Wenn es um nichts als die reine Wahrheit zu tun, der betraut mit dem Gegenbeweis einen abgeklärten, für jedes Nebengefühl abgelegten Forscher.

Die Dinanter hingegen haben anders gehandelt. Da sie eingefleischte Hassler sind, wählten sie den, der an Haß sie alle noch übertraf. Das war der Staatsanwalt Maurice

Eschoffen. Zur Seite stellten sie ihm einen Benediktinerpater Dom Norbert Nieuwland, der aber offenbar vergessen, daß sein göttlicher Meister ernstlich vorm Richten warnt, auf daß man nicht selber gerichtet werde.

Eschoffen war während der ganzen deutschen Besetzung wegen feindseligen Verhaltens in Haft. Zuerst in vier belgischen Gefängnissen, dann in Deutschland. Dies Buch ist die Rache dafür! Nicht mit Tinte schrieb die Feder, sondern mit Lauge und Äggsaft.

Hunderte von deutschen Zeugnisaussagen liegen vor. Vom Mustetier durch alle Rangstufen hindurch bis zum Regimentstommandeur. Sämtlich sind sie mit dem Eide besiegelt.

Einseitig bekunden sie die erbitterte Teilnahme der Einwohner am Kampf. Man hat Schüsse aus den Fenstern blitzen sehen. Ist durch Revolver- und Schrottschüsse verwundet worden. Hat aus Verstecken Leute mit Waffen herausgeholt. Ganze Viertel erstürmte man im Nachkampfe Haus für Haus.

Was sagt Eschoffen zu alledem? „Erlogen, glatt erlogen! Es ist unerhört, mit welchem Synismus deutsche Offiziere Meineide schwören.“ Wie konnte man sie überhaupt zum Eid zulassen, wo sie doch mitschuldig sind! Ein Hexenmeister, dieser königlich belgische Staatsanwalt. Er schafft die lästigen Zeugen spielend leicht dadurch beiseite, daß er sie zu Angeklagten stempelt.

Damit ist dann die Bahn frei. Die Schimpfworte überstürzen sich. Verleumder, Lügner, besessene Menschenschlächter, heimtückische Mörder, fanatische Henker, entmenschte Soldateska! In dem Vorwort aber rühmen Magistrat, Gericht, Kirchengemeinde als Herausgeber auch noch die gemäßigste Sprache der raffinierten Hellschrift. Dem Professor Meurer erklärt Eschoffen am Schlusse eines offenen Briefes, zu Höflichkeitsformen persönlicher Hochachtung sei er außerstand.

Das Nachwort beweist also allerhand für wallonische Ungechliffenheit. Das ist freilich nichts Neues. An Gefinnungslosigkeit gegen uns läßt Belgien seit dem Kriege selbst den Polen hinter sich. Unter dem Schutze des großen Bruders nimmt es sich immer wieder das feige Flegelrecht des Gassenjungen heraus.

Nicht das mindeste jedoch beweist es gegen das deutsche Gutachten. Es ist nichts als die giftige Anklagerede eines bössartigen Staatsanwalts, der mit Schrauben und Zangen ein „Schuldig“ herauspressen will. Daß er dann allemal, sobald von den Dinantern — kein Engel ist so rein — die Rede ist, eine geschminkte Rührseligkeit aufbringt, macht das Lesen vollends widerlich.

Hat nicht unsere Reichsregierung seinerzeit ein neutrales Schiedsgericht beantragt? Woran scheiterte es denn? An der Weigerung des Brüssfeler Rabinetts. Es müssen also doch wohl Gründe da sein, ein gewisses Halbdunkel zu lassen über dem traurigen Fall.

Gingegen verpänden hier Magistrat, Gericht und Kirchenbehörde ihr Ehrenwort, daß kein einziger Frantktireur dagewesen sei.

Das ist auch so ein pomphafter Anschlag auf die Gedankenlosigkeit. Ich mag überzeugt sein, daß vor fünfzehn Jahren von 7890 Einwohnern keiner Ables getan. Aber das ist doch nur ein Werturteil, denn wirklich wissen kann dies niemand. Sein Ehrenwort darauf zu verpänden, ist also leichtfertig. Jedenfalls hätte das Erkenntnis eines neutralen Ausschusses erheblich mehr Beweiskraft gehabt.

Wahrscheinlich wäre dann schon längst festgestellt, daß die Wahrheit in der Mitte liegt. Daß tatsächlich von Frantktireurs auf unsere Truppen geschossen worden ist; in Dinant ebenso, wie tausendfältig festgestellt, im übrigen Belgien. Man denke doch an Löwen.

Diese Lüge erregte die durchziehenden Sachsen; eine gewisse Panik brach aus, Melbungen und Befehle überstürzten sich. Oft im Jähzorn gegeben, in Wut ausgeführt. Straßen- und Häuserlampen sind allemal von fürchterlicher Grausamkeit. Da hat denn auch wohl gar mancher Unschuldige ins Gras gebissen oder wurde an die Wand gestellt von der summarischen Justiz des Standrechtes. Solche Dinge sind in derartigen Fällen einfach zwangsläufig. Allein, auch wer tödliche Fehlgriiffe beging, tat sie in gutem Glauben. Er war also kein Schlächter, Henker, Mörder, sondern ein außer sich Geratener in Überschreitung der Notwehr. Schuld, wirkliche

Schuld liegt einzig bei jenen Franktireurs, aus deren Büchse die erste Salve fiel.

Es waren schauerhafte Stunden; für die Truppen nicht minder als für die Stadt. Das bringt der Krieg nun einmal so mit sich. Als jedoch am Fronleichnamstage 1917 die Bomben französischer Flieger in die Karlsruher Rinder auf der Festwiese mordend niederfielen, da hat vermutlich weder Herr Maurice Eschoffen noch sein Mitarbeiter Dom Norbert Neuwand O. S. B. jene Rührseligkeit aufgebracht, die sie so verschwenderisch zur Hand haben für die umgekommenen Kinder von Dinant. Jene kalt und feige aus der Luft gemordeten deutschen Mädchen; haben die vielleicht Waffen bei sich gehabt? In diesem Falle wäre ein Ehrenwort aufs Gegenteil jedenfalls weniger leichtfertig.

Wie haben vor dreihundert Jahren die wallonischen Regimenter des Wallonen Eilly in Deutschland gehaust! Auch der Ort zum Beispiel, wo ich dies schreibe, ging damals bis aufs letzte Haus in Flammen auf. Aus teuflischer Lustquälerei wurden die fürchterlichsten Greuel verübt; Dinge, die sogar Maurice Eschoffen den Sachsen nicht vorwerfen kann. In Dinant erlitten einige Urentel ein kleines Teilchen des Jammers, den einst in kalter Rohheit ihre Väter dem deutschen Volke angetan. Die Weltgeschichte ist eben immer noch das Weltgericht. F. H.

Emil Ludwig noch einmal

Der Juli-„Lürmer“ sprach von Emil Ludwig und einer angeblichen Zuschrift über seine Pläne an ein befreundetes Blatt.

Damit hat es freilich nach dem „Deutschen Adelsblatt“ eine überraschende Bewandnis. Nicht Emil Ludwig selber hat sich so geäußert. Der „Simplizissimus“ vielmehr, der hinterhältige Schalk, schob es ihm spitzbübisch unter die Feder. Allein es war derart Stil von Ludwigs Stil, Wiß von Ludwigs Wiß, Geist von seiner Leute Geist, daß jedermann den Betrug für Bargeld nahm. Da zur Satire Durchsichtigkeit gehört, war ihr Zweck damit allerdings verfehlt. Sie geriet zu gut, um vollendet zu sein.

Da diese Tatsache festgestellt, entfällt natürlich aus unsrer daran getnüpften Kritik des Schriftstellers alles, was mit dem Wortlaut der unterschobenen Zuschrift rechnet. Bestehen bleibt jedoch unser Urteil über Ludwig als Selbsterscheinung. Es wird sogar noch bestärkt durch den Eindruck seines neuesten Buches. Zwar prahlt der Verleger mit einem Riesenabsatz; allein eine gute Presse hat der „Juli 1914“ bei den Unbefangenen nirgends.

Selbst im Verbandsausland nicht, so wortreich es diesem nach dem Munde redet. Dr. Giuseppe Piazza, der Berliner Vertreter der „Stampa“, redet sogar von Taschenspielerkunststücken und plumper Verschlagenheit. Seine Abschlußzensur ist: Rehricht.

Besonders übel hat dem Anfertiger der Leiter der Zentralstelle für Kriegsschuldforschung mitgespielt. Er widerlegt einfach den Ludwig von 1929 durch den von 1914.

Grundthese des Buches ist nämlich, daß der Weltkrieg reinweg den Kabinetten zur Last falle. Das Volk aber, „der Instinkt der Machtlosen“, habe sich dagegen aufgebäumt.

Im August 1914 hingegen nahm Ludwig noch von alledem nur das stritte Gegenteil wahr. Seine Stimmungsbilder von der Straße, im „Berliner Tageblatt“ veröffentlicht, vermeldeten damals nur „Donner der Leidenschaft, Schreie der Empörung eines Volkes, das sich selber Durchbruch schafft“. Er ist sehr begeistert von der Art, wie es geschieht. Er nennt sie schlicht, nobel, lautlos, beinahe kühn. „Im höchsten Grade moralisch scheint mir der Antrieb zu sein, der dies schwer bewegliche Volk in solch unerhörte Bewegung trieb.“

Vor Esche las man also anders. Das hat Emil Ludwig mit Maximilian Harden gemein, daß sein Schrifttum kein Zurückblättern verträgt.

Es mag ihn wurmen, daß der „Simplizissimus“ sein Konterfei so stechend ähnlich traf. Allein beschweren kann er sich nicht. Man bedient ihn mit seiner eignen Kunst. Legt doch eben sein neues Buch dem Kaiser bei der Runde des Serajewo-Mordes folgendes Selbstgespräch in den Mund: „Fürstenmörder! Mir waren diese serbischen Schweine immer

widerwärtig. Wenn man die gute dicke Ehotel zu Eische führte, war Franz zu allem zu bringen. — Eigentlich war er doch ein netter Kerl. Fünftausend Hirsche in Mitte Wierzig: das ist doch 'ne Leistung. Nur gar keinen Sinn für was Höheres. Musik und Dichtkunst, die höchsten Güter der Menschheit, waren ihm langweilig und störend — ... Telegramm! Und er schreibt: Mit tieffster Erschütterung empfang ich die Kunde von dem ruchlosen Morde.“

Ist das nicht ganz dasselbe? Was du dir nicht angetan zu sehen wünschst, das füge auch keinem anderen zu. Sogar dann nicht, wenn es bloß ein deutscher Kaiser ist. F. H.

Das freie Wort im freien Staat

Vor dem Berliner Rundfunk sprach jüngst der Stadtarzt. „Ist Trunksucht heilbar?“

Wie üblich hatte er die Niederschrift vorgelegt. Das war nichts weniger als Formsache, denn dem Zensor paßte offenbar die ganze Richtung nicht. Daß der Kampf gegen die Trunksucht dem gegen andere Geißeln der Menschheit gleichstehe, das strich er weg. Er verlangte von dem Redner den Einschub, daß mäßiger Alkoholenuß nicht abzulehnen sei. Auch der Hinweis auf die Trinterheilstätten, die Ansicht, daß Frohsein und Schaffenslust nicht vom Alkohol abhängen, erregten Anstoß. Die Angabe der Stellen, wo die Angehörigen von Säufern sich Rat holen können, verfielen dem engherzigen Rotstift. Als der Redner vor Verführung durch Freunde warnte, da oft ein einziges Glas Bier rückfällig mache, wurde der Sender plötzlich schwach und das Wort unverständlich.

Der Abstinentenbund beschwerte sich beim Reichsamt des Inneren und drang auch durch. Die Zensur wurde mißbilligt; man versprach Abhilfe für künftig.

Wie wurde aber dergleichen überhaupt möglich? Was der Alkohol anrichtet, das weiß jeder Arzt. Wenn also der Rundfunk aufklärt und warnt, dann erfüllt er einen ernstesten Dienst an der Volksgesundheit. Wie sich der Zensor persönlich zu einem gegorenen, gebrannten oder gebrauten Tropfen stellt, das

ist seine Sache. Beheißt er indes den Fachmann vor dem Lautsprecher, so gebührt ihm der Laufpaß.

In diesem Falle tat Severing, was seines Amtes ist. Er tat es schnell und gern, denn er selber nimmt keinerlei geistiges Getränk zu sich.

Nicht immer aber handelt er so richtig. Er ist Genosse und Partei macht parteilich.

Die Westdeutsche Rundfunkgesellschaft hatte eine einseitige sozialdemokratische Malfestrede seines Genossen Sollmann abgelehnt. Sofort sprach Severing sein Machtwort, und die Rede stieg. Gibt es aber etwas einseitiger Parteiliches als die Malfeste?

Hingegen erschallt bittere Klage vom Rhein, Mosel und Saar, daß dort der Rundfunk für alle Schicksalsfragen des besetzten Gebietes luftdicht verstopft sei. Als die Saarvereine in Münster ihren schweren Heimatsorgen Ausdruck gaben, schaltete man statt dessen den Vortrampf Schmeling ein.

Um so eifriger widmet sich das Radio dem, was Severing den Kampf der Weltanschauungen zu nennen beliebt. „Kontrabittatorische Vortragsreihen“ über politische Stoffe sollten die Hörer aufklären.

Darüber wird viel geklagt. Diese Turniere sind Parteigezant und überdies so aufgeblasen, wie geschmeidige Generalstäbler früher getan haben sollen, wenn auf der einen Seite S. M. den Befehl führte. Allerlei kleine Kniffe schustern dem Sozen mit dem letzten Worte auch den Anschein des Sieges zu.

Außerste Weitherzigkeit war zugesichert. Sie wird auch gewährt; leider nur nach links.

Man hat die Macht und übt sie aus. In dem Berliner Überwachungsausschuß hat nicht nur Severings Vertreter den Vorschlag, sondern auch Parteifreund Heilmann starke Zensurgewalt. Er sorgt gar argusäugig, daß kein Wort ausgeht, das zu denken geben könnte über Umsturz und Parlamentarismus, Gewerkschaft und Partei. Nationale Müden werden sorgsam gefeilt, internationale Ramele unbefehnt verschluckt. Mir ist auch von einer Sendergruppe erzählt worden, die zwar auf Drängen endlich eine religiöse Ansprache zuließ, allein den

Sprecher zur Ausmerzung des Namens Gottes zwingen wollte.

Obgleich der alte Obrigkeitsstaat „an seiner Erbärmlichkeit zusammenbrach,“ entstand gleichwohl mit dem Rundfunk zugleich die nicht minder obrigkeitsstaatliche Rundfunkpolizei. Der Radiogenfor erweist sich zwar politisch als schroffer Widerborst zu dem berüchtigten Pressegenjor von vor hundert Jahren, aber klüger ist er leider auch nicht. Wie dieser waltet er engen Sinnes seines Amtes; nur links herum. Abermals ein Beweis, daß unsere gepriesene Errungenschaft nichts ist als eine rot übertünchte Metternich-Zeit. „Alles geht, alles kehrt zurück; ewig rollt das Rad der Zeit.“ Also sprach Zarathustra. F. S.

Gleichteiler

Gleichheit! Kein Grundsatz der Weltverbesserer wird farbenreicher ausgemalt, solange sie in Ohnmacht und Minderheit sind. Im deutschen Mittelalter, als man noch auf allgemein verständliche Namen hielt, nannten sie sich daher Edelers, also Gleichteiler.

Allein kein Grundsatz wird auch rascher vergeffen, sobald das Blättchen sich gewandt hat. An seiner Stelle erscheint dann sofort der andere: „Selber essen macht fett. Zuerst ich, dann die anderen noch lange nicht.“ Was sich früher die Partei der Enterbten nannte, das stempelt sich sofort zu einer bevorrechteten, zur Herrenklasse um. Auf diesem Standpunkt ist die sozialdemokratische Bewegung heute angelangt. Dafür aus vielen nur ein einziges Beispiel.

Die Kreispartakasse Waldburg hat im vorigen Jahre 14000 Mark Gewinn erzielt. Der Kreistag bestimmte ihn gemeinnützigen Zwecken nach folgendem Verteilungsschlüssel: 3000 Mark der sozialdemokratischen Kinderrepublik Schmiedeberg. 2000 Mark der sozialdemokratischen Arbeiterjugend für eine Fahrt nach Wien. 1500 Mark dem sozialdemokratischen Kindergarten. 750 Mark der kommunistischen Arbeiterjugend. 3000 Mark dem Reichsbanner. Der Rest für Schülerwanderungen.

Ein Antrag verlangte auch für die christlichen Kindergärten und Jugendverbände eine entsprechende Beihilfe. Die Gleichteiler von Waldburg aber lehnten ihn rundweg ab.

Wir sind also in Deutschland bereits auf dem Punkt, daß man dem Kommunismus Vorzugsrechte einräumt vor dem Christentum. Wie weit ist es da noch bis zu dem russischen Bolschewismus, der dem Judas ein Denkmal setzte und jüngst befahl, daß die Worte Gott, Jahwe, Allah, Jesus Christus der Rechtschreibung zuwider nur mit kleinen Anfangsbuchstaben gesetzt werden dürften.

Gewinne der Kreispartakasse sind Selber der Allgemeinheit. Wenn die Roten sie für ihre Parteizwecke verwenden, so sind sie um kein Haar besser als jene Schranken und Maitressen an den Höfen der französischen Ludwige, um deren Habsucht willen die große Revolution ausbrach. Daß sozialistische Arbeiterjugend eine Luftfahrt nach Wien macht mit Geldern, die christlichen Kinderhorten verweigert wurden, das ist eine Schamlosigkeit, die derartigen Himmeln schreit, daß das Gewissen jedes anständigen Menschen wach werden muß. Von einem Einspruch der Aufsichtsbehörden hat man nichts gehört. Wie aber wohl, wenn der Waldburger Kreistag Stahlhelm und Hitlerjugend bedacht hätte?

Das ist die zweite Staffel in der Betätigung jenes Geistes, der in Braunschweig den Spruch „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ über der Schulpforte überpinselte, in Neutöln den Geistlichen das Betreten der städtischen Krankenhäuser und die religiösen Feiern unterm Weihnachtsbaum verbot.

Natürlich weckt Druck Widerstand. Das ist das Gute an ihm. Die Evangelischen zumal sind bisher viel zu vertrauenselig gewesen und ein gut Teil schlief sogar. Nun aber regt es sich. Eine Riesensumme von Unmut hat sich angeammelt. Es gärt. Man tut sich zusammen. Man stellt seine Forderungen an die politischen Parteien. Wider oder für? Die nahen preußischen Gemeinderatswahlen sollen zum ersten Male die Evangelischen sammeln zu geballter Stoßkraft. Das ist nötig, sonst glaubt Herr Braun, also auch Herr Becker, man könne sie so weiter behandeln wie beim Kon-

tordat geschehen ist. Der dreifsten Ungleichtheilerei der Gleichtheilerei muß ein Ende gesetzt sein im Namen der verfassungsmäßigen Gleichheit.

F. H.

Der Zopf, der hängt ihm hinten

Unsere Zeit dünkt sich etwas. Sie ist stolz auf ihre Sachlichkeit. Von den ererbten Möbeln bricht sie Muscheln und Säulchen ab, hobelt alles kubisch glatt. Man hat Fanatiker, die einem Wollenträger höheren Kulturwert beimessen als dem Straßburger Münster.

Nun erst recht in der Politik! Wie waren doch die Altvorderen so unbegabt! Welche hirnenge Staubtrockenheit! Ist es nicht eine töfliche Schildbürgerlei, daß sie auf dem Regensburger Reichstag sich unter der Perücke die Köpfe erhitzen, ob ein Gesandter auf erhöhtem Sessel sitzen dürfe, auf rotem Samt oder blauem Tuch?

Man sollte maßhalten mit seinem Spott. Zwar wird heuer manches anders gemacht, aber es bleibt die Frage, ob es immer besser ist. Über diesen Zweifel hilft auch kein Weimar hinweg. Denn ohne Weitblick ihrer Ausführungsorgane ist auch die freiste Verfassung nur die Lesebrille jenes Bäuerleins, das nie lesen gelernt hat. Auch die Machtherren von heute stammen bloß aus Nippenburg.

Im Rheinland feierte man ein Schützenfest. Der Oberbürgermeister, ein älterer Herr, war Ehrengast. Aber auch der Vertreter des Landrats, ein junger Assessor. Vor der Ehrenschelbe stritten sich beide um den ersten Schuß. Als der Schützenhauptmann dem Landratsverweser die Büchse bot, verließ das Stadthaupt getränkt das Fest.

Man ereiferte sich wochenlang. Die Stadtverordneten begehrten auf, und die Ortspresse schnatke klug. Der Herr Regierungspräsident schritt ein. Im Einvernehmen mit dem Minister des Innern, dem Sozialdemokraten Erzjesinski, entschied er fürs Landratsamt. Dieses wurde sogar vermehrt, auf dem Vorrang zu bestehen; nachdrücklich, unverrückt, wo es auch immer sein mag, als dem Ausfluß der Staatshoheit.

Der Oberbürgermeister in seinem Ärger

blieb fortan allen Empfängen fern. War er damit nicht immerhin der Klügere, der nachgab? Allein auch dadurch wurde anscheinend die Staatswürde getränkt. Man fand offenbar, es mindere die Ehre, erster zu sein, wenn gar kein zweiter da ist. Dem Ausgebliebenen legte man daher eine Ordnungsstrafe auf. Beschwerte wie Berufungsklage verhallten erfolglos. Es bleibt also dabei: der junge Assessor geht dem alten Oberbürgermeister voran; ganz wie unter Fridericus Rex der Fähnrich dem Kriegerat.

Mußte das wirklich sein? Warum bricht man denn die alten Säulchen und Muscheln nicht auch in diesem Falle ab zum Besten kubischer Sachlichkeit? Ich glaube nicht, daß die früher so gering, jetzt so hoch eingeschätzte Staatsautorität gelitten hätte bei etwa folgendem Entscheid des Ministers: Der Beamte ist zur Arbeit am Volke da, nicht zu Ehrenschüssen beim Schützenfest. Wir haben mit viel gewurzelteren Bräuchen ausgeräumt; fort also auch mit diesem hier. Von jetzt ab hört jede Repräsentation auf. Wäre das nicht demokratischer als Vorrang und Ehrenschuß?

Des öfteren erwacht in mir das Gefühl, das deutsche Volk sei jener Mann Chamisso's, dem es zu Herzen ging, daß ihm der Zopf stets hinten hing. Er versuchte es mit allerlei Abhilfen. Er drehte sich rechts und in unseren Tagen hat er sich links, ja sogar sehr weit links gedreht. Allein er hängt ihm immer noch hinten, dieser hartnäckige, zähleibige Zopf.

F. H.

Parlamentarismus

Das Volk ist souverän, und das Parlament ist sein Mund. Also müßte man annehmen, daß im Parlament das souveräne Volk schwer, aber praktisch arbeite, um sein nicht gerade rosiges Los zu verbessern. Viele tun das auch, aber noch mehr sehen mit erstaunten Augen das merkwürdige Wesen des „Parlamentarismus“ an, das um so merkwürdigere Blüten treibt, je länger wir mit ihm gesegnet sind.

Man braucht gar nichts mehr gegen den „Parlamentarismus“ zu sagen; er sagt selber

alles, was nötig ist. Im Preussischen Landtag, um mit dem kleineren Abel zu beginnen, hielt der kommunistische Abg. Veder eine Rede, aber nicht ein einziger seiner Parteifreunde war im Saal. Von den anderen Parteien erst recht niemand, so daß der Redner als einzige Zuhörer den bemitleidenswerten Landtagspräsidenten und die schweigenden Schriftführer hatte. Das war peinlich; erst nach langer Zeit fanden sich vier Kommunisten bereit, die Rede ihres Gesinnungsgenossen anzuhören. Auf die Tribünenbesucher hat diese „praktische Arbeit“ des Preußenparlaments unauslöschlichen Eindruck gemacht . . .

Was der Landtag kann, das bekommt der Reichstag noch zehnmal fertig. Es ist ja bekanntlich so wenig zu tun augenblicklich, weil die Politik wie am Schnürchen läuft. Die Finanzen werden durch fortbauern des Pumpen „stabilisiert“, also hat man Zeit für wichtigere Dinge. Da ist z. B. Landtagswahlkampf in Sachsen. Vor den Wahlen müssen Reden gehalten werden. Ohne Wahlreden keine späteren Diäten. „Erst mach dein Sach, dann trink und lach“, wie Erzberger einmal treffend bemerkte.

Unter diesem überragenden Gesichtspunkt hat sich Anfang Mai der Reichstag auf 14 Tage vertagt, „mit Rücksicht auf die bevorstehenden Landtagswahlen in Sachsen“, wie er freimütig bekannte. Und wir wissen also wieder einmal, wie ausgezeichnet es um Deutschland steht, wenn seine gesetzgebende Körperschaft unbeschwert von reichspolitischen Sorgen auf 14 Tage frisch-fröhlich in den sächsischen Wahlkampf ziehen kann. Ein solcher „Parlamentarismus“ ist wahrhaft beruhigend. Und wenn wirklich mal etwas nicht klappen sollte, dann sind ja immer noch die Pariser Sachverständigen da, die notfalls dann schon einspringen und die Politik der vorübergehend verhinderten Volksvertreter würdig weiterführen werden!

Dr. D.

Werkstudententum

Der frühere Reichskanzler Dr. Luther hat das Werkstudententum der Nachkriegszeit einmal gekennzeichnet als eine „Großtat

unserer Zeit und unserer Jugend“. Warum es eine Großtat war und ist, das zeigt ein Bild auf die statistischen Erhebungen über die wirtschaftlichen Verhältnisse der deutschen Studentenschaft, deren von den Hochschulverwaltungen 1928 herausgegebenen Ergebnisse Dr. Hans Sitorff, Dresden, im Februarheft des „Studentenwert“ zu einer erschütternden Übersicht zusammenstellt und damit einen weiteren Gegenbeitrag liefert zum Gilbert-Gutachten über den „gebefferten Lebenshaltungsstandard der großen Masse der deutschen Bevölkerung“.

Dem Tüchtigen sollte die Revolution freie Bahn geschaffen haben — die Hochschulen sollten auch den Arbeiterlöhnen offenstehen. Aber die Söhne der handarbeitenden deutschen Bevölkerung sind nur mit 3 bis 4 Prozent unter der Studentenschaft vertreten. Die Bahn ist nicht frei geworden, denn die Eltern haben nicht das Geld, ihre Söhne studieren zu lassen. So sieht der „Wohlstand“ der deutschen Arbeiterbevölkerung aus . . .

Es ist bei den 60 Prozent der Studierenden, die aus dem Mittelstand kommen, nicht viel besser mit dem „Wohlstand“ der Eltern. Aber hier hilft schon eine gewisse Trabition im Sparen und Entbehren über die wirtschaftliche Schwere des Studiums hinweg. Und diese Kreise sind es gewesen, die die Großtat des deutschen Werkstudententums schaffen konnten.

Werkstudent sein heißt, sich durch Arbeit die Mittel zum Studium selber zu verdienen, wenn der Vater nicht den Monatswechsel geben kann, der mindestens 120 bis 150 Mark im Semester beträgt. Aber den Mindestwechsel haben 40 Prozent aller Studierenden im Sommerhalbjahr 1928 noch nicht verfügt, und über 60 Prozent erreichten weniger als das Kulturminimum von 150 Mark. Für Ernährung haben 35,4 Prozent weniger als 60 Mark im Monat ausgegeben. Über 10 Prozent konnten sich überhaupt keine Bücher kaufen, mehr als die Hälfte mußte sich mit ganz wenigen billigen Lehrbüchern begnügen.

Diese allerdingendsten Ausgaben müssen in vielen Fällen selber verdient werden. Das ist schwer heute. Das Arbeitslosenheer ist so groß, daß die Arbeitsvermittlungsstellen der Stu-

Arbeitslosen höchstens 40 bis 50 Prozent der Arbeitsuchenden Stellen vermitteln können. Praktische Tätigkeit übten im Sommerhalbjahr 1927 aus als

Nebenbeschäftigung im Semester . . 1140
 Werkarbeit während der Ferien . . 4372
 praktische Arbeit während der Ferien
 und des Semesters 1355

Zusammen sind das 6867 Werkstudenten von den insgesamt 24524 Studierenden des Semesters.

Wie mit den Studenten ist's mit den Studentinnen; auch hier Entbehrung, Wertarbeit. Während des Winterhalbjahrs 1927/28 waren 20,6 Prozent aller Studentinnen erwerbstätig. Der vierte Teil kann nicht als ganz gesund bezeichnet werden — eine Folge der Überanstrengung bei gleichzeitiger Entbehrung.

Es ist ein düsteres Bild, das da vom Leben und Ringen der akademischen Jugend entrollt wird. Es will gar nicht recht zur scheinbaren Wirklichkeit stimmen, zu bunten Mägen und frohen Liedern und den tausend kleinen immer wieder erlebten Zügen studentischer Unverzagtheit. Und doch ist es wahr. Nur daß der deutsche Idealismus es zudeckt.

Aber wenn dann ein Mann daherkommt wie dieser Parker Gilbert mit der dreifachen Lüge von der günstigen wirtschaftlichen Lage des deutschen Volkes, dann ist es eine Pflicht unserer studentischen Jugend gegenüber, den Fromwögten Deutschlands einmal das Spiegelbild ihrer Phantasie in der Wirklichkeit des deutschen Werkstudententums vor ihr falsches Gesicht zu halten. Wir, die wir's kennen aus eigenem Erleben, das Wort Werkstudent, wir haben nicht gehungert und entbehrt für den unerfüllten Rachen der Wallstreet und ihrer gehoramen Diener. Sondern für eine deutsche Zukunft, in der einmal die Großtat studentischer Jugend als stolze Erinnerung leuchten, aber nicht als eine Schande des Raubbaus an bester deutscher Jugendkraft verewigt werden soll! Dr. D.

Zweiterlei Sturm über Asien

Nur wenige Wochen sind es her, da pries alle Welt den großen Pudowkin-Film vom Sturm über Asien. Künstlerisch mit Recht, denn die Russen können Filme machen; und wer intelligent und objektiv genug ist, von der Sowkino-Produktion die demagogische Mache in Abzug zu bringen, für den bleibt ein erstaunliches Quantum optischen Könnens feststellbar. Wie sieht es aber mit der Ehrlichkeit dieser Erlösungslager aus? — In Pudowkins Sturm über Asien wurde für den Befreiungskampf Chinas geworben, jenes Chinas, das sich — seit Sunjatsen — endlich dazu aufraffte, alle Fesseln europäischer Fremdherrschaft abzuschütteln. Schön. Vor einigen Tagen waren nun die armen Chinesen so frei, auch den letzten Rest russischer Fremdherrschaft zu kündigen, indem sie die Moskowiter aus allen Ämtern der Mandschurischen Eisenbahn trieben. Schon läuteten die imperialistischen Räte Sturm, schon demonstrierten ihre Horden in Berlin mit dem schäumenden Gesang: Siegreich wollen wir China schlagen! (Latsche.) Gottgott, die Welt ist doch ein niedliches Theater, und Lächerlichkeit tötet, hat mal irgendwer gesagt. Vor zwölf Jahren wurde die unselige Zarenfamilie bestialisch hingerichtet, alles Zaristische kam auf den Index, nur die vom Zaren den chinesischen Nachbarn aufgezwungene Ostbahn wird heute wacker verteidigt, weil man mit ihrer Hilfe so bequem die Karpfen aus den Teichen der Mandschurei heimfahren konnte. Sturm über Asien, immer noch, nur ist der Wind ein bißel umgeschlagen, und die sonst so tolerant tuenden Panjes können auf einmal keinen Spaß mehr vertragen. Wer den roten Russen von 1929 etwas ganz fürchterlich Böses antun will, der braucht ihnen nur ein Häppchen Konsequenz und ein Quentchen Logik zu wünschen; wie bald ginge der sowjetische Abendstern unter! Seestern noch auf stolzen Rossen, gestern noch pathetische Anwälte für die fremdherrliche Bedrückung Chinas, heute beleidigte und ach so unschuldig angegriffene Lämmer . . ., da bleibe ernst, wer will. Im Lager der deutschen Salonboltsche-

wissen ist es unheimlich still geworden, vielleicht gehen Stallaternen auf? Wer weiß, wer weiß? Vielleicht dominiert Mostau doch nur im Rintopp, dann hätte ja Bernard Shaw wieder einmal recht, der alles Filmische solchermaßen ablehnte: „Ich bin gegen alle Illusionen!“ Heinz Steguweit

Der 12. Deutsche Studententag in Hannover

Die Presse nahm an dem 12. Deutschen Studententage reges Interesse, weniger wohl deshalb, weil die Deutsche Studentenschaft gerade auf ein zehnjähriges Bestehen zurückblicken konnte, als aus dem Gedanken heraus, daß es (nach einem Ausdruck einer Berliner Linkszeitung) der Öffentlichkeit nicht gleichgültig sein kann, welche geistige Haltung einer großen Anzahl künftiger Staatsbeamter in ihren entscheidenden Jugendjahren gegeben wird. Begründet aus dem Gemeinschaftsgeiste der Frontstudenten, aus ihrem Willen zur tätigen Mitarbeit an den Zielen der Hochschule, nahm die Deutsche Studentenschaft ihren geistigen Schwung stets aus ihrer großdeutschen Idee. Denn bereits zum ersten Studententag, nach Würzburg, eilten die Jungakademiker der abgetrennten Ostmark, die Österreicher und Sudeten Deutschen, um so ein Bekenntnis zum großdeutschen Gedanken abzulegen. Jetzt befindet sich die Deutsche Studentenschaft in einer Krise, die durch die Verjagung der staatlichen Anerkennung seitens der preußischen Unterrichtsverwaltung herbeigeführt ist. Die Frage ist die: Soll die staatliche Anerkennung unter allen Umständen wieder erstrebt werden, selbst wenn man in der Koalitionsfrage dem preußischen Kultusminister entgegenkommen müßte? Oder kann man auf die staatliche Anerkennung verzichten? Die Studententagung hat die letztere Frage bejaht. Zwar ist die staatliche Anerkennung erstrebenswert, doch wird man von dem in der Würzburger Verfassung niedergelegten großdeutschen Aufbau niemals lassen. — Der Studententag war

erfüllt einmal von rein hochschulmäßigen und studentischen Beratungsgegenständen, andererseits von den großen Fragen, die heute unser nationales Deutschland bewegen. So wurde die kraftvolle Entschliebung gegen den Young-Plan gefaßt. Von demselben Geiste durchglüht war die Verwahrung des Studententages gegen die Wehrlosmachung des deutschen Volkes. Daß man sich voller Empörung gegen das von der preußischen Staatsregierung erlassene Verbot der Rundgebungen anläßlich des zehnjährigen Gedentages des Versailler Diktats wandte, ist selbstverständlich. Dies Verbot hatte auch zur Folge, daß der Studententag beschloß, sich an den Verfassungsfeiern nicht zu beteiligen. Ein Miß, der der preußischen Regierung aber zu denken geben sollte, war es, wenn man dem Beschluß die gleiche Begründung gab, die die preußische Regierung ihrem Verbot gegen die Versailles-Rundgebungen gegeben hatte. „Der Studententag glaubt, daß örtliche Feiern die einheitliche Wirkung der Rundgebung der Reichsregierung beeinträchtigen könnten.“ Daneben wurden Fragen behandelt, die nur die innere Gestaltung der Hochschulen betreffen. Bemerkenswert sind namentlich die Beschlüsse, die auf eine Vertiefung der allgemeinen politischen Bildung der Studierenden hinauslaufen. Die deutsche Hochschule soll wieder Hort und Hüterin deutschen Nationalbewußtseins werden. — Der Weg in die Zukunft wird für die Deutsche Studentenschaft nicht leicht sein. Wenn aber selbst von der Confédération Internationale des Etudiants der großdeutsche Aufbau der Deutschen Studentenschaft anerkannt worden ist, dann müssen auch einmal die deutschen Kultusministerien zu der Einsicht kommen, daß man der Studentenschaft auf die Dauer ihre großdeutsche Idee und ihr gutes altes Recht nicht nehmen kann. Die Erhaltung einer allgemeinen Deutschen Studentenschaft, die nicht den Staat verneint, im derzeitigen Bestand des Reiches aber nicht das Endziel deutschen Strebens sehen kann, liegt auch im Interesse des Staates.

Dr. Walter Beder

*

Theaterverfall

In einem Newyorker Blatt („American Mercury“) verdammt ein Kritiker namens Nathan das amerikanische Theater, nennt es „unsagbar verfaul“, versichert, daß daneben die schmutzigsten Revuen und Stücke in Europa matellos sind, und verwahrt sich dabei im vorhinein dagegen, etwa als moralisch angesehen zu werden. Er habe „nicht mehr Moral als ein Chinese“. Er schreibt (nach dem „Tagebuch“):

„In den letzten Jahren sind überhaupt unsere Theater von einer Horde von Lämmern besetzt worden, die genug Geld haben, um Stücke vorzuführen, die nichts sind außer äußerst dreckig, und nichts sollen als das in ihnen investierte Kapital verdrei- oder vervierfachen. Und ebenso ist eine Gruppe Theaterbesitzer eingedrungen, die einen Überfluß an Häusern besitzen, die mit anständigen Stücken nicht zu füllen sind, und die nur zu bereit sind, jene zu solchen Zwecken zu vermieten.“ Außerdem versichert er, „daß neun Zehntel des übelsten Mülls, der hier (in Newyork) in den letzten Jahren als Drama verkleidet vorgeführt worden ist, von vollkommenen Outsidern protegirt worden sind“. Er fährt fort: „Eines unserer Theaterinstitute ist ein Rendez-vous-Lokal für Lesbierinnen. Ein anderes steht unter Leitung von Leuten, die man zartfühlend als Habitués des Sales von Sodom bezeichnen kann. Drei der in den letzten Jahren aufgeführten Stücke, die die professionellen Moralisten empört haben, sind von einem alten Börsenwollüstling finanziert worden, nur weil eine Anzahl minderjähriger Mädchen in ihnen auftraten. Zwei andere Stücke wurden aus Interesse finanziert, die, wenn sie hier erwähnt würden, unser Blatt polizeilich vom Postdienst ausschließen würden. Eine neugegründete Organisation ist homosexuell, eine andere wird von einem Mann mit einem Verbrecherteford geleitet; noch zwei andere von Bootleggers.“

Es muß sehr übel um das amerikanische Theater stehen, wenn ein Rassegenosse Piscators und der meisten Berliner Theaterkritiker so schreibt.

Herr des amerikanischen Theaters ist der Unternehmer, der Großunternehmer. Die Gebrüder Shubert in Newyork verfügen über 400 Theater, davon sind 25 in Newyork und fünf in London. Neue Stücke nehmen sie sozusagen nur in Bausch und Bogen an mit allen Rechten, auch für die Verarbeitung nach ihrem Ermessen, so daß sie aus einem Lustspiel eine Operette, aus einem Schauspiel einen Schwant und dergleichen machen lassen können. Diesen Bedingungen müssen sich die amerikanischen Theaterdichter fügen oder auf das Geschäft verzichten.

Ob die deutschen, zunächst die großstädtischen Theater auf einen ähnlichen Tiefstand herabsinken werden? Holen sich doch deutsche Schauspieler und Spielleiter mit Vorliebe Beifall und Dollars aus dem vielfach als Vorbild gepriesenen Lande des größten Geldreichtums!

Die deutsche Tat

Es ist in letzter Zeit auf französischer Seite merkwürdig viel von Annäherung und Verständigung die Rede. Zumal, nachdem man in Paris monatelang über das Reparationsproblem aneinander vorbeigeredet hat, bekommt man es auch jenseits des Rheins mit der Angst wegen der Annäherung und der Verständigung. Um die Sache endlich in Gang zu bringen, hat sich der vielgewandte und leichtbewegliche Senator Henry de Jouvenel, einstmals Minister und französischer Völkerbundsvertreter, nun als Herausgeber des „Matin“ eine wichtige Person der französischen Öffentlichkeit, entschlossen, von Grund aus das Problem zu erörtern und durch Verständnis den Weg zur Verständigung und zur Annäherung zu bahnen. Jouvenel hüllt sich in die Toga des Biedermanns, stellt sich auf das Ratheder des Philosophen und verzapft tiefgründige Weisheit. Ohne jeden Tadel und ohne jede Befchönigung schildert er den Charakter des Franzosen und den Charakter des Deutschen. Daß der Franzose dabei besser weglommt, ist eigentlich selbstverständlich, aber wie das geschieht, das ist doch eigentümlich.

Der Franzose ist der Mann der nüchternen,

klaren Überlegung, der Berechnung, der Gestaltung. Deswegen tut er nichts, was nicht dieser nüchternen, klaren, berechenbaren Überlegung entspricht. Er liebt Statuten, Ordnungen und Gesetze: er ist der eigentliche Vertreter der Gerechtigkeit. Ob er dabei gut oder schlecht fährt, ist ihm egal, wenn nur die Gerechtigkeit nicht verletzt wird, wenn nur der Turm der Paragraphen, Ordnungen und Statuten unangetastet bleibt, dann ist ihm sein persönliches Wohl und das Schicksal seiner eigenen Pläne und Wünsche gleichgültig und nur von ganz geringer Bedeutung.

Dieser Franzose, den zu entdecken dem Herausgeber des „Matin“ vorbehalten blieb und von dem die Geschichte bisher noch nichts merken konnte, hat natürlich Anspruch auf die Liebe und die Achtung aller Menschen, also auch der Deutschen.

Die Deutschen — nun ja, meint Jouvenel, sind auch ganz ordentliche Leute; aber sie sind doch anders, ganz anders als die Franzosen. Im Lande Rants und Goethes gilt die ruhige, nüchterne Überlegung wenig. Das Gefühl und die Wünsche gelten; unsystematischer, romantischer Urtrieb macht alle Voraussetzungen unmöglich. Es kommt nicht auf Gerechtigkeit, auf die Unverletzlichkeit von Paragraphen, Statuten und internationalen Verträgen an, sondern die Tat, die den Gefühlen, Wünschen und zufälligen Bedürfnissen entspringt, gilt allein und beherrscht das Leben des einzelnen wie das des Staates.

Es ist grotesk, dies zehn Jahre nach dem Kriegsende, nach der deutschen Abrüstung und nach einer Fülle deutscher Beweise für Vertragstreue und Leichtgläubigkeit von autoritativer französischer Seite zu hören. Widerlegen läßt sich von dieser famosen Charakterisierung der beiden Völker jeder Satz, jedes Wort. Aber das lohnt sich nicht. Bedauerlich ist nur, daß es immer wieder Deutsche gibt, die auch diese Geschichtsklitterung als höchste Weisheit annehmen und die nun den bummeln Deutschen das letzte Restchen von Rückgrat und Tatfreudigkeit austreiben werden.

Die Tat allein aber ist das Mittel, das den Völkern zum Heile gereicht. Bismarck setzte vor alles Lavieren und vor faule Kompromisse die

Tat. Den täglich gewandelten Nöten unseres Vaterlandes im Herzen von Europa hilft kein noch so dichtes Netz von Paragraphen und Statuten; allein die Tat sichert den Bestand von Volk und Staat. Und diese Tat war im ganzen Verlauf der Geschichte immer sauberer als die französische Gerechtigkeit. O. L.

Auch eine deutsche

Wiederaufrichtung

In der Nacht vom 23. zum 24. Juli 1896 strandete vor dem Schantungsvorgebirge das deutsche Kanonenboot „Altis“. Dabei kam die ganze Besatzung um, fünf Offiziere, vier Seeoffiziere und zweiundzwanzig Mann mit dem Kommandanten Kapitänleutnant Braun. Zur Erinnerung daran errichteten die Deutschen Ostasiens auf der Hafen- und Hauptverkehrsstraße in Schanghai, dem sogenannten „Bund“, ein Denkmal, darstellend einen zersplitterten Mast mit daran lehrender gesenkter Kriegsflagge und Lorbeerkranz. Gehässig und barbarisch, wie so oft im Weltkriege, erdreisteten sich die Franzosen, das deutsche Denkmal auf chinesischem Gebiet umzustürzen ohne Zustimmung der chinesischen Behörden. Nunmehr ist dieses Denkmal von der Deutschen Vereinigung in Schanghai auf ihrem Grundstüd unter Zustimmung der chinesischen Behörden wieder errichtet worden.

Leibniz an die Gegenwart

Gegen die Demagogen des 17. Jahrhunderts schrieb Leibniz in seiner Ermahnung an die Deutschen: „Ihr hochfliegender Verstand ist dahin gekommen, daß sie die Religion für einen Zaum des Pöbels und die Freiheit für eine Einbildung der Einfältigen halten. Solche Leute sollte man billig fliehen und hassen, gleichwie die, so die Brunnen vergiften. Denn sie wollen den Brunnenquell gemeiner Ruhe verderben und die Zufriedenheit der Gemüter zerstören, gleichwie die, so schreckliche Dinge aussprengen und dadurch einen Gefunden bereben, daß er krank sei, und dadurch verursachen, daß er sich lege. Anstatt daß sie unsere Wunden mit

„O lindern, reiben sie solche mit Salz und Essig.“ Sind diese Ermahnungen veraltet? Scheinen sie nicht gestern geschrieben worden zu sein?

Steuerreform

Deutschland soll zahlen für die ganze Welt. Aus dem Dawes-Plan wurde der Young-Plan. Die Fron blieb dieselbe. Milliardentribute Jahr für Jahr. Dann noch, wenn unsere Kinder schon an der Schwelle des Alters stehen!

Es ist kein „Aufschrei“ eines gequälten Volkes in die Pariser Besprechungen hineingefahren. Eine müde Stumpfheit weiter Schichten läuft neben der Oberflächlichkeit her, die sich keine Gedanken darüber macht, wer denn eigentlich die dem einzelnen kaum vorstellbaren Riesensummen alljährlich zusammenbringt. Die Industrie? das Gewerbe? die Landwirtschaft? der Handel? und wer noch? O nein, die jährlichen Milliarden zahlen wir alle, die 59 Fronjahre front ein ganzes Volk.

Es wäre das Bewußtsein dieser Fron, die nicht von heute ist, sondern die wir schon zehn Jahre tragen, längst ganz anders in das Volksbewußtsein als Ganzes eingedrungen, wenn die Fron sichtbar dem einzelnen vor Augen gestanden hätte. So ist sie ein Begriff geblieben. Hätte sie aber auf dem Steuerzettel, auf der Fahrkarte der Reichsbahn, auf den Policen der Versicherungsgesellschaften, auf den Stempeltarten der Arbeitsämter, auf den Preistafeln der Kaufleute, Fleischer und Bäcker, in den tausend Bildern des täglichen Selbsumlaufs gestanden — sie wäre heute erlebte Wirklichkeit geworden, und wir hätten damit mehr den einzelnen in die Schicksalsgemeinschaft mit seinem Volke hineingestellt, als es alles noch so heiße Ringen der Theorie einer politischen Selbstbestimmung jemals erreichen kann!

Es ist nun wohl auf lange Zeit die letzte politische Festlegung des deutschen Schicksals, soweit sie von den Weltmächten abhängig ist, erfolgt. Und damit ist dem deutschen Gang zur Schläfrigkeit wieder einmal weit die Tür ge-

öffnet. Es geht dabei zuletzt weniger um äußere Dinge als um das einzige politische Aktivum, das in der Demokratie überhaupt eine Rolle spielen kann: um die politische Volkssouveränität, um das deutsche Verantwortungsgefühl schlechthin.

Man erzieht ein Volk nicht zur Verantwortung, indem man ihm Schweres fernhält, sondern indem man es mit dem Schweren sichtbar verkettenet. So verkettenet, daß nicht der Klassenhaß neue Nahrung findet, sondern vielmehr verschlungen wird von der Flamme der Schicksalshaftigkeit, die uns im Erkennen der geschichtlichen Wirklichkeit zur Nation emporläutert!

Das ist die große Notwendigkeit, aus der die Forderung erwächst: Steuerreform! Eine Reform, die uns klar vor Augen stellt in der unangenehmsten Inanspruchnahme unseres Geldbeutels: Soviel hast du — vom Einkommen, Gewerbe, Umsatz, Erbe usw. — für deinen Staat an Steuern zu bezahlen; soviel aber für die Feinde, mit denen du seit zehn Jahren im „Frieden“ lebst. Man kann das, was aus den direkten und indirekten Steuern des deutschen Volkes für die Erfüllung des Dawes-Paktes abgeführt werden muß, als Dawes-, Kriegs- oder auch als — Friedenssteuer bezeichnen. Das ist schließlich gleich. Hauptsache ist und bleibt, daß die Anschauung von dem, was der einzelne als Teil seiner Nation für diese zu leisten hat, auch in das Bewußtsein des einzelnen dringt. Erst dann kann der Staat von ihm verlangen, daß er nicht nur auf den Staat schimpft, sondern an diesem Staat selber interessiert ist.

Und es wäre doch merkwürdig, wenn ein demokratischer Staat wie der deutsche an einer solchen Bindung des einzelnen an die Geschichte des Volkes nicht selber das größte Interesse hätte und sich die jetzt vielleicht für lange Zeit letzte Gelegenheit entgehen ließe, mit einer solchen Steuerreform jene Verantwortung des Volkes anzustreben, die bisher noch nicht Gelegenheit hatte, in deutschen Schicksalsfragen in die Erscheinung zu treten.

Dr. D.

*

Minderheitenpolitik

Das größte praktische Betätigungsfeld für die Minderheitenpolitik Deutschlands ist nach der Neuordnung der Dinge im Osten der uns gebliebene Restteil Oberschlesiens, für den durch das Genfer Abkommen besondere minderheitenrechtliche Bestimmungen bestehen. Ihre Ausführung obliegt den preussischen Regierungsstellen. Diese haben sich nicht damit begnügt, die Vertragsbestimmungen nach Wortlaut und Sinn korrekt einzuhalten, sondern sie haben weit über den Inhalt des Vertrages hinaus polnische Ansprüche besonders auf dem Gebiete des Schulwesens befriedigt, für deren Anerkennung keine Verpflichtung besteht. Eine Rückwirkung auf die Politik des polnischen Staates gegenüber dem Deutschland in Ostoberschlesien hat diese preussische Minderheitenpolitik nicht gehabt. Trotzdem soll ihre Linie auch in Zukunft gehalten werden. Bei einem bedeutsamen offiziellen Anlaß, der Einführung des neuen Oppelner Oberpräsidenten Dr. Lutaschel, hat der preussische Innenminister Erziesinski erklärt, die preussische Minderheitenpolitik sei etwas Selbstverständliches, weil sie den Grundsätzen unseres demokratischen Staates entspreche. Bei anderer Gelegenheit haben die Verfechter dieser „demokratischen“ Minderheitenpolitik auch auf gewisse Erfolge hingewiesen, nämlich auf den Rückgang der Schülerzahlen in den polnischen Schulen Oberschlesiens und auf die Abnahme der polnischen Wählerstimmen. Man schließt hieraus auf eine fortschreitende Ausföhnung der Polen mit dem deutschen Staate.

Leider zeigt sich — wenn man den Zahlen der Statistik nachgeht —, daß auch die polnische, auf den entgegengesetzten Grundsätzen beruhende Minderheitenpolitik allmählich gewisse Erfolge aufweisen kann. Aus neueren Zusammenstellungen über die Entwicklung des Volksschulwesens in Ostoberschlesien geht hervor, daß im Schuljahre 1922/23 bei einer Gesamtzahl von etwa 190000 Schülern in der Wojewodschaft Schlesien die deutschen

Minderheitsschulen fast 28000 Kinder zählten, während in dem gegenwärtigen Schuljahre 1928/29 bei der gleichen Gesamtzahl auf die deutschen Schulen nur noch annähernd 23000 Schüler kommen. Ihr Hundertsatz ist von 14,7 auf 12 zurückgegangen. Vor kurzem haben die Anmeldungen für das Schuljahr 1929/30 stattgefunden, und die polnische Presse frohlockt über den weiteren Rückgang der deutschen Anmeldungen. Ein wesentliches „Verdienst“ hieran kommt dem Westmarkenverein zu, der wie immer durch die verschiedensten Mittel, u. a. durch persönliche Anschreiben an die einzelnen Eltern, einen unverhüllten Terror ausgeübt hat. In Polen hält man diesen Weg für den erfolgversprechenden und wird sicherlich daran festhalten.

Damit wollen wir nicht sagen, daß die Zukunft des Deutschtums in Ostoberschlesien bereits ernstlich gefährdet sei. Ebenfowenig aber darf heute behauptet werden, die polnische Bewegung in Deutschland habe endgültig abgewirtschaftet. Man soll sich darüber klar sein, daß in der obereschlesischen Grenzmark ein scharfer Wettbewerb der Nationen stattfindet, in welchem wir Deutschen das Recht und die Pflicht haben — ohne Unterdrückung der polnischen Minderheit natürlich — das positive Ziel der Erhaltung und Stärkung unseres Volkstums mit Entschiedenheit zu verfolgen und unter der Mischbevölkerung, die zum Teil kein ausgeprägtes nationales Bekenntnis hat, für unsere Sache zu werben. Dieses Ziel läßt die preussische Minderheitenpolitik vermissen, wogegen es die polnische in einer übertriebenen Schärfe herausstellt, die geeignet ist, Widerstand zu erwecken und unter Umständen in Kreisen, deren nationales Bekenntnis vorher fraglich sein konnte, das Deutschbewußtsein erst zum bestimmten Ausdruck zu bringen. Schwächere Naturen können freilich dem stetig geübten Druck erliegen. Welche Art der Minderheitenpolitik die richtige ist, das wird erst der Erfolg erweisen. Der läßt sich aber noch nicht nach wenigen Jahren feststellen.

Dr. S. Reinhardt

Verantwortlich herausgegeben von Karl August Walthers in Eifenach

Alle Zusendungen sind nicht persönlich, sondern an die Schriftleitung des Lärners, Eifenach, Burgstraße 24, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.

Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 05541 4026



